Bibliothek

Deutscher Geschichte

unter Mitwirkung von

O. Gutsche, W. Schultze, E. Mühlbacher, M. Manitius,
J. Jastrow, Th. Lindner, V. v. Kraus, G. Egelhaaf, M. Ritter,
R. Koser, K. Th. Heigel

herausgegeben von

H. v. Zwiedineck-Südenhorst

Stuttgart 1893
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger

König Friedrich der Große

Von

Reinhold Koser
Professor an der Universität Bonn

Erster Band

Stuttgart 1893
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

Als Voltaire sein „Zeitalter Ludwigs XIV." abgeschlossen hatte, forderte ihn Lord Chesterfield auf, jetzt der Geschichte eines großen Königs die eines großen Menschen folgen zu lassen, Friedrichs II. von Preußen. Und König Friedrich selbst hat es nicht ungern vernommen, daß der glänzende Vertreter der englischen Aufklärung ihn l'homme de Prusse, nicht le roi de Prusse zu nennen pflegte.

Aber wer Friedrichs Leben darzustellen unternimmt, wird gleichwohl im Ernste nicht darüber zweifelhaft sein können, ob er den Menschen, ob er den König in den Vordergrund zu rücken hat.

Gewiß bietet an dieser großen historischen Gestalt schon das allgemein Menschliche des Betrachtungsstoffes genug: der Mensch Friedrich in der Vielseitigkeit seiner Anlage, in seinem Streben und Irren, in der Kraft und Fülle seiner Bethätigung und seiner Wirkungen. Das an Friedrichs Grabe trauernde Geschlecht hat ihm den Namen des Einzigen geben wollen, eine Bezeichnung, gegen die damals ein hervorragender Geschichtschreiber mit echt historischem Feingefühl den Einwand erhoben hat, daß der große Mann nie ein anderer ist, als er selbst, so wie er in seiner Zeit und Lage eben zu sein hat. Aber jene Vielseitigkeit des Wesens und Wirkens gab der Bezeichnung wenigstens einen bedingten Anspruch. In jüngster Zeit haben in unserem Vaterlande Kriegsführung und Politik in ebenbürtigem Zusammenwirken das Größte geleistet und bei geteilter Arbeit jede in ihrem Gebiete mehr erreicht, als je die Kriegsführung und die Politik der fridericianischen Epoche. Ein andermal in großer Zeit, in den Tagen der Freiheitskriege, erscholl die bittere Klage, daß die Diplomaten verdürben, was die Feldherren errungen hätten. Bei Friedrichs Leben wäre für diese Klage kein Grund und zu jener Arbeitsteilung keine Nötigung

gewesen. Feldherr und Staatsmann, Diplomat und Volkswirt in einer Person, hat dann dieser Vielgewandte noch seine Kriegsthaten und Friedenswerke als Geschichtschreiber geschildert, er hat sich seine Siegesmärsche komponiert, hat zwischen den Schlachten wie in den Erholungspausen der Friedensarbeit Verse gemacht und die Grundfragen der Philosophie erörtert. Und unendlich vielseitig, wie seine Anlage war, schloß sie auch die stärksten Gegensätze ein: neben dem leichten, frohen Sinn, der den heiteren Genuß sucht und am schönen Scheine sich ergötzt, eine thränenreiche Gefühlsschwelgerei, die im Schmerze wühlt; neben der aufwallenden Hitze eisige, schneidende Kälte; neben hingebender Begeisterung den ätzenden Spott. Seine ungemeine Lebhaftigkeit aber, die Reizbarkeit seiner Nerven, seine Empfänglichkeit und Nachgiebigkeit gegen alle Eindrücke ließ den Uebergang von einem Gegensatz zum andern meist sehr unvermittelt eintreten.

Voltaire, dem dieser Geist allezeit das wunderbarste psychologische Problem war, hat von einem zwiefachen Enthusiasmus bei Friedrich reden wollen, einem Enthusiasmus des Denkens und einem oft entgegengesetzten, aber ebenso aufrichtigen Enthusiasmus des Handelns. Der „Querpfeifer und Poet", den sein Vater ihn gescholten hat, ist Friedrich Zeit seines Lebens geblieben, und dennoch zugleich der Mann des Entschlusses und der That geworden — dennoch, oder vielleicht gerade deshalb. Carlyle hat Friedrich Wilhelm I. tiefsinnig schön einen stummen Poeten genannt. Auch was in Friedrichs Seele an Poesie vorhanden war, ist in seinen französischen Versen nur unvollkommen zum Ausdruck gelangt. Der Erscheinungsformen der Poesie sind gar viele. Also hat Gneisenau ihren Umfang umschrieben: „Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend, sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung." Wenn Gneisenau die Menschen darauf ansah, ob ihre Seele der „Elevation" fähig sei, so hat Friedrichs Seele zum höchsten Schwunge sich zu erheben vermocht. Aus unerschöpflichem Quell gewann er die Kraft des Gemüts, von der Fichte gesagt hat, daß sie es sei, und nicht die Gewalt der Arme, welche Siege erringe. Diese Kraft des Gemüts war es, die ihn im tiefsten Unglück aufrecht erhielt, die ihn im Unglück hat wachsen lassen, die ihm den Anspruch auf den Namen des Großen gegeben hat. An Friedrichs Leidensgeschichte lernt man das Dichterwort ermessen von dem großen gigantischen Schicksal, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt". Das große gigantische Schicksal, das ihn verfolgte mit immer neuen Schlägen, das ihn durch alle Zweifelsqualen, alle Leiden hindurchjagte, es erhob den, der nichts als Mensch zu sein begehrte, auf die volle Höhe des Heldentums, heldenhaften Königtums, der wahrhaft antiken Gesinnung, in welcher er gelobte:

Doch ich, dem Sturm und Schiffbruch dräun,
Will, standhaft trotzend dem Verderben,
Als König denken, leben, sterben.

So ist es diesem Sterblichen zwar nicht vergönnt gewesen, aus dem Zwiespalt seiner Natur zu jener inneren Harmonie vorzudringen, deren Erreichung den Geistesheroen unserer klassischen Litteraturperiode als das Bildungsideal galt; wohl aber hat er es vermocht, seine auseinander strebenden Neigungen unter die monarchische Herrschaft eines höchsten Triebes zu zwingen, unter den kategorischen Imperativ seiner Königspflicht.

Und damit ist einer Darstellung seines Lebens der feste Richtpunkt gewiesen, dessen sie bei der Mannigfaltigkeit des zu behandelnden Stoffes nicht entbehren kann, wenn sie auf innere Einheit nicht von vornherein verzichten will.

Nicht als ob wir beabsichtigten, wie ein Pufendorf es mit dem großen Kurfürsten gethan hat, den Herrscher aus dem Dunstkreise des Persönlichen in die reine Höhe zu entrücken, wo er „nicht realistisch, wie er aß, trank, jagte, sich kleidete, sondern inmitten seiner Geschäfte, Interessen, Aufgaben, sozusagen als das Ich seines Staates erscheint“. Die Gesetze historischer Darstellung sind verschiedene nach der jeweiligen Aufgabe. Goethe bezeichnet es, wo er in seinen Lebenserinnerungen auf Friedrich den Großen kommt, als den Vorzug der Könige vor den Göttern, daß sie die Schicksale nicht bloß bestimmen, sondern auch teilen, und in Krieg und Gefahr mit den Allerletzten für einen Mann stehen. Den Helden menschlich handeln, menschlich fühlen zu sehen, dies Schauspiel hat vor allem den Thatenruhm Friedrichs die nachhaltige Wirkung auf die Gemüter ausüben lassen.

Wie nach Goethes Zeugnis in die deutsche Poesie der erste wahre und höhere Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und den siebenjährigen Krieg gekommen ist, so hat schon vorher Justus Möser geurteilt, daß dem Deutschen seine Geschichte erst unter dem Eindruck mächtiger Thaten, durch die Entwickelung des preußischen Staates, wichtiger und werter geworden sei. Aber während die Popularität des „alten Fritz“ immer weitere Kreise um sich zog, hatte bereits eine starke Gegenwirkung eingesetzt. In zahlreichen Schriften der Epigonen hat die persönliche Mißstimmung einen häßlichen Niederschlag gefunden, von der Goethe 1778 bei seinem Berliner Besuche einen befremdlichen Eindruck empfing, als er „über den großen Menschen seine eignen Lumpenhunde räsonnieren“ hörte. Doch wäre es schief, die Unzufriedenheit des jungen Geschlechts mit dem alternden Könige allein aus der trüben Quelle der Schmähsucht ableiten zu wollen.

Friedrich hatte wenig gemein mit der neuen Zeit, die allmählich, ihm fast unbemerkt, heraufkam. Wie sich sein Blick stets unwillkürlich auf das Ganze

richtete, so war es ihm Bedürfnis, überall ein System zu haben: dabei hat er sich der Regel nach an das Ueberlieferte, an das als gültig Anerkannte gehalten. Nur da, wo sein innerstes Gemütsleben berührt wurde, nur in der Philosophie hat er kein bestimmtes System zu ergreifen gewagt und insonderheit für sein Verhältnis zur Gottheit sich durch kein Dogma fesseln lassen wollen. Er huldigte einer klassischen Richtung in seinem ästhetisch-litterarischen Geschmack, indem er Racine über Voltaire stellte und immer von neuem die großen Schriftsteller des Altertums las. Er studierte die Kriegskunst nach den kanonischen Lehrschriften der Dogmatiker des ausgehenden siebzehnten Jahrhunderts, er verehrte Turenne und Condé als die kaum erreichten Meister und hat die großen Neuerungen, in denen er von der hergebrachten Methode der Kriegsführung abwich, mitunter geradezu entschuldigen zu müssen geglaubt. Er hielt auf volkswirtschaftlichem Gebiete mit noch größerer Zähigkeit an dem herrschenden System fest, dessen Gedanken er sich angeeignet hatte. So blieben auch die Grundlagen der Staatsverwaltung, der Behördengliederung, der Heeresverfassung, unter seiner Regierung durchaus die ererbten; wo er an den Einrichtungen seines Vaters änderte, handelte es sich immer nur um einen Anbau, nicht um eine einheitliche Neuordnung.

Nun begann auf allen Gebieten der Sturmlauf der Neuerer. Die Physiokraten eröffneten ihren Angriff gegen den Merkantilismus und gegen den König von Preußen als den letzten großen Vertreter dieses Systems. Die auflösenden, alle bisherigen Voraussetzungen staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung verneinenden Lehren der jüngeren französischen Aufklärungsphilosophie fanden keinen Berührungspunkt mit dem aufgeklärten Despotismus, dem die ältere Philosophenschule zugejubelt hatte. Zugleich verbreitete sich auch über Deutschland allmählich eine neue Bildung und zertrümmerte in nationalem Selbstgefühl die fremden Götzen, welchen in den Tagen „charakterloser Minderjährigkeit" die gebildeten Kreise der Nation gedient hatten. Die deutsche Dichtung und die deutsche Philosophie stiegen sicheren Schrittes alsbald zu den stolzesten Höhen empor. Unabhängig von dieser Entwickelung, aber nach der negativen Seite mit ihr sich berührend, erfolgte der Rückschlag des neu erwachten Glaubensbedürfnisses gegen das Vordringen jenes das kirchliche Leben gefährdenden englisch-französischen Deismus, zu dessen Lehren auch Friedrich sich bekannt hatte. Und endlich trat, noch ehe das Jahrhundert abgelaufen war, eine neugeartete Kriegsführung ihren Siegeszug an, die der überlieferten Formen spottete und das alte fridericianische Heer und mit ihm den alten preußischen Staat über den Haufen warf.

Wohl lagen die Ursachen des Zusammenbruches von 1806 zum Teil jenseits

der Grenzen von 1786; aber der echte Kern des fridericianischen Erbes rechtfertigte und rächte sich in der Erhebung von 1813 und beglaubigte sich als ein Schatz für alle Zeiten. Auch im tiefsten Falle war diesem Staate nicht verloren gegangen sein von dem großen Könige zur idealsten Höhe gesteigertes politisches Selbstbewußtsein, die stolze Ueberzeugung von dem eigenen Wert und dem verdienten Recht, ein eigenes Leben zu leben, der auf einer ruhmreichen Vergangenheit beruhende „Ehrgeiz der Macht", welchen Ranke eines der kräftigsten Motive der Weltbewegung genannt hat.

Eine volle Würdigung der fridericianischen Epoche konnte immerhin so lange nicht erwartet werden, als die auswärtige Politik des Staates in bewußter Zurückhaltung das Einlenken auf die Bahnen von damals vermied und den Ehrgeiz der Macht mit der größten Selbstentsagung unterdrückte. Es kamen die Tage, da in Preußen das Bekenntnis abgelegt wurde, daß nur subalterne Köpfe an die Notwendigkeit einer weiteren Vergrößerung des Staates glaubten, und da außerhalb Preußens die wohlwollende Meinung Ausdruck fand, daß Preußen wohl daran thun werde, auf die Erbschaft Friedrichs des Großen endgültig zu verzichten. Schon aber ward von dem Staatsmanne, der in der Folge das politische Vermächtnis Friedrichs vollstrecken sollte, die anmaßende Zumutung mit der entschlossenen Verkündigung zurückgewiesen, daß es ein Preußen, welches zu solchem Verzicht sich verstehen könne, auf der Welt nicht gebe; und wie einst Friedrich sich nach mehr als hundert Jahren an das berufene Ceterum censeo des streitbaren Hippolithus a Lapide erinnert hatte, so sind auch die Ueberlieferungen von Hohenfriedberg und Leuthen wieder zu ihrem Rechte gekommen. Ehe die alten Zwiste wirklich vergraben werden konnten, mußte der auf den schlesischen und böhmischen Schlachtfeldern einst nicht ausgekämpfte Kampf wieder aufgenommen und zur Entscheidung gebracht werden. Auf daß ein neues Deutschland in Kraft und Schöne erstehen könne, ward die alte Form endlich zerbrochen, über deren innere Unwahrheit sich Friedrichs helles Auge nie getäuscht hatte, und die 1815 und 1850 aus der Totenkammer der Geschichte wieder hervorgeholt worden war. Erst in der Geburtsstunde der deutschen Einheit war die bahnbrechende Bedeutung der Regierung Friedrichs auch für die deutsche Geschichte erwiesen: sein Auftreten war doch mehr als eine „vorübergehende Episode" gewesen. Zugleich aber mußte einem Geschlecht, welches wie das unsere unter dem Eindruck einer großen Herrschergestalt den monarchischen Gedanken mächtig erstarken sah, erhöhtes Verständnis für einen König sich erschließen, der mit seiner Auffassung der Königspflicht und seiner Uebung des Königsamtes, der mit seinem Gelöbnis, des Staates erster Diener sein zu wollen, dem Königtum eine neue Wahrheit und eine neue Weihe gegeben hatte.

Nunmehr ergab sich auch die Möglichkeit zu umfassender, auf die echtesten Quellen zurückgreifender Forschung. In hochherzigem Entschlusse gestatteten die erlauchten Nachfolger des großen Königs, nicht beirrt durch kleinliche Bedenken, die Veröffentlichung der urkundlichen Zeugnisse seines Wirkens. Zahlreiche Kräfte bethätigen sich seitdem auf diesem historischen Arbeitsfelde, sammelnd und sichtend, untersuchend und darstellend. So ermutigt der gegenwärtige Stand der Forschung zu erneutem Versuche einer Zusammenfassung des fast unermeßlichen biographischen Stoffes, wie sie seit einem halben Jahrhundert in Deutschland nicht erfolgt ist.

Auf den folgenden Blättern wird die Erzählung da aufgenommen, wo sie in der von dem Verfasser früher veröffentlichten Schrift „Friedrich der Große als Kronprinz" abbricht. Die Darstellung der Regierungszeit ist auf zwei Bände angelegt. Die vom Text getrennten Anmerkungen beschränken sich auf die notwendigsten Nachweise, unter Verzicht auf kritische und polemische Erörterungen.

Inhaltsverzeichnis.

Viertes Buch.

Friedenswerke.

Fünftes Buch.

Ausgang der Friedenszeit.

Erstes Buch.

Vor dem Kampfe.

Erster Abschnitt.

Nächste Regierungsaufgaben.

Wie anders denn vor hundert Jahren, als der große Kurfürst Friedrich Wilhelm die Erbschaft des Jammers und der Schande antrat, stand Brandenburg-Preußen bei dem Thronwechsel von 1740 da. Die Nachbarn im Osten und im Norden, denen damals der junge Herrscher lehnspflichtig oder gar tributpflichtig gewesen war, sie waren dem Staat jetzt nicht mehr furchtbar. Wenn einst in den Zeiten der Askanier erst die Besiegung der dänischen Macht auf dem Schlachtfelde von Bornhöfede der jungen Militärkolonie Brandenburg Raum und Luft schaffen mußte, und wenn der Ordensstaat Preußen nur so lange den eroberten Besitz und die Selbständigkeit behauptet hatte, als das deutsche Schwert den Slaven Schrecken einflößte, so schreibt sich die Machtstellung des brandenburgisch-preußischen Gesamtstaates seit den Tagen her, da die Tapferkeit seiner Söhne den ehemaligen Ueberwindern, den Polen und den Schweden, bei Warschau und bei Fehrbellin bewies, daß die Märker und die Preußen der Väter wieder wert waren.

In den gewaltigen Weltkämpfen zu Beginn des neuen Jahrhunderts hatten dann die Machtverhältnisse innerhalb der europäischen Staatengemeinschaft sich von Grund aus umgestaltet. Gleich Spanien im Südwesten waren im Nordosten des Erdteils Polen und Schweden endgültig aus der Reihe der Großmächte ausgeschieden, und die Herrschaft an den inneren Gestaden der Ostsee, erst zwischen jenen beiden so hart umstritten, war auf Preußen und Rußland übergegangen, die beiden neuen Großmächte, die Staaten der Zukunft. Der Oderstaat Brandenburg füllte endlich nach der Seeseite zu seine geographische Machtsphäre aus, das märkische Hinterland hatte die vorgelagerte Küste, auf die es wirtschaftlich angewiesen war, sich angegliedert, von den deutschen Strömen, um deren Mündungen die Fremden Sklavenketten geschlagen hatten, war wenigstens der eine jetzt gelöst, die Oder war wieder frei und deutsch bis an das Meer. Am Elbufer besaß der Staat mit Magdeburg den beherrschenden Stromübergang und die Pforte des niedersächsischen Tieflandes. Zwischen Harz und

Ostsee war so ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet geschaffen, welches vermöge seines Umfanges und seiner Lage handelspolitisch für sich selbst etwas bedeutete und für sich selbst bestehen konnte. Der westlichste Ausläufer aber dieses Gebietes, das Fürstentum Halberstadt, bildete mit Minden die ersten Brückenpfeiler für die territoriale Verbindung der Mitte der Monarchie mit den Besitzungen am Rhein; das Kolonialland Brandenburg wuchs in zurücklenkender Bewegung tief in die altdeutsche Heimat hinein.

Verschieden nach Lage und Bevölkerung, nach Geschichte und Sitte, nach Bodenverhältnissen und Kulturentwickelung, strebten die über ganz Norddeutschland verteilten, durch äußeren Zufall zusammengeworfenen Landschaften zwieträchtig auseinander. Die Aufgabe war, den äußerlichen und losen Zusammenhang durch eine höhere und wahrere Einheit zu ersetzen, den Staatsgedanken über die Sonderinteressen obsiegen zu lassen. Auf festgefügten Grundmauern hatte der Kurfürst Friedrich Wilhelm doch nur einen Rohbau aufzuführen vermocht; denn allzuoft waren die Werkleute in ihrem Fleiß gestört, mit der Mauerkelle in der einen Hand und dem Schwert in der andern hatten sie an diesem Bau gearbeitet. Das hoch in die Höhe geführte Haus hatte der Nachfolger gerichtet, gekrönt, aber nicht im Innern ausgebaut, und schnell war es in Verfall geraten. Erst der Enkel des großen Kurfürsten, der Erbe seines Namens und seiner wirtschaftlichen Tüchtigkeit, ging an die Fortsetzung des Werkes heran. Was Friedrich Wilhelm that und in seiner besonderen Weise that, war den einen eine Thorheit und den andern ein Aergernis; den Besten des Jahrhunderts aber hat er genug gethan, und sie erkannten in dem vielgescholtenen „lächerlichen Tyrannen" den wahrhaft großen Herrscher, der „von 1713 bis 1740 das große Staatsproblem gelöst, ein faules Volk arbeitsam, ein üppiges Volk sparsam, einen verschuldeten Staat reich zu machen." Die innere Einheitlichkeit des preußischen Teils von Deutschland gewann zusehends. Der Soldatenkönig, dessen militärisches Auge nichts ertrug, was ungleichmäßig, regellos, willkürlich war, er formte auch seinen Beamtenstaat nach dem Bilde seiner Armee um und streifte der Staatsverwaltung das buntscheckige, aus tausend landschaftlichen Flicken zusammengenähte Kleid ab, um auch ihr gleichsam die Uniform anzuziehen.

In seinem Heere trat der Charakter dieses jungen Staatswesens in der That am reinsten zu tage. Das alte Wort militaris Marchia hatte eine neue Wahrheit gewonnen. Und nirgends hatte sich die Umwandlung seit hundert Jahren vollständiger vollzogen als eben in diesem Bereiche. Damals war die Beseitigung und Auflösung der zuchtlosen, meuterischen Banden, aus denen sich das Heer Georg Wilhelms zusammensetzte, für die neue Herrschaft die dringendste Aufgabe gewesen; 1740 gab es in dem gesamten Offizierkorps niemanden, der etwas mehr gewesen wäre, als ein Diener, als das Werkzeug eines kräftigen, höchsten Willens. Sowenig ein Premierminister im Staate vorhanden war, der nach dem Beispiel eines Schwarzenberg eine Nebenherrschaft, ein Verwesertum sich hätte anmaßen dürfen, so mußte auch der älteste und verdienteste Feldmarschall sich jetzt bedeuten lassen, daß eine Autorität neben der des Königs dem Heere unbekannt sei, daß alle Regimenter allein des Königs seien und bleiben würden. In der Ordnung und Unterordnung aller Glieder, in der inneren

Durcharbeitung des Heeres und vor allem seines unnachahmbaren Offizierkorps ruhte das Geheimnis seiner baldigen Erfolge. Spätere preußische Könige haben die Truppen, an deren Spitze sie ihre Lorbeeren errangen, sich zuvor umbilden müssen, der Nachfolger Friedrich Wilhelms I. konnte die preußischen Bataillone ganz so wie er sie überkam auf die Walstatt, auf das Siegesfeld führen.

So war der brandenburgisch-preußische Staat gestaltet, die Schöpfung dreier Menschenalter, wehrhaft, wohlverwaltet, straffgespannt und leistungsfähig, einheitlich in seinem norddeutschen und in seinem protestantischen Charakter, von scharf ausgeprägter Sonderart und bereits stark entwickeltem Selbstbewußtsein.

Nur in Einem drängt sich gleichwohl bei der Betrachtung des Staates von 1740 der Vergleich mit 1640 auf. Den prometheischen Funken seinen Völkern zuzutragen, mahnte Voltaire den Kronprinzen Friedrich: er meinte die lautere Flamme der Kunst und Wissenschaft, die der künftige Herrscher entfachen sollte. Aber Voltaires neuer Prometheus wußte gar wohl, wo dem Staate seiner Väter jetzt vor allem das belebende Feuer, der Odem des Geistes fehlte. Wieder wie vor den Tagen des großen Kurfürsten war der brandenburgischen Staatskunst dem Ausland gegenüber der Mut des Entschlusses, „das stolze Vorrecht der Initiative" verloren gegangen. Wie ein Abbild der Beengung, die er in seinen persönlichen Verhältnissen empfand, mochte dem Erben der Krone der lähmende Druck einer unentschiedenen und durch ihre Mißerfolge entmutigten auswärtigen Politik erscheinen, der auf seinem Vaterlande lastete. Der König von Preußen, so rief er drob in schmerzlichem Zorn, muß sein wie der edle Palmbaum:

Se spiantare si tenta allor inalza la cima altiera.

Bald war es an ihm, das stolze Wort wahr zu machen.

Den preußischen Staat jener Zeiten hat ein fremder Staatsmann, der dänische Minister Graf Bernstorff, gekennzeichnet als eine neue Monarchie, zusammengesetzt aus verschiedenartigen Stücken, noch ohne die volle Verbindung und die ganze Ausdehnung, die ihnen nötig seien; als einen jungen, mageren Körper mit der ganzen Eßlust dieser physischen Entwickelungsstufe. Dem jungen Staate frommte der junge Fürst, der hohen Mutes, voll Ehrgeiz und Kraftgefühl sich der Aufgaben der Gegenwart und der Erbschaft einer großen Vergangenheit würdig zu zeigen entschlossen war.

„Ich war unbändig in meiner Jugend wie ein Füllen ohne Zaum, das sich auf der Weide tummelt" — so hat der Greis es nachmals selbst bezeugt. Schon war der erste Uebermut abgeschäumt, in das allzu unruhige Blut war größere Stetigkeit gekommen; aber noch stand Friedrich mitten in der Arbeit an sich selbst, als die Arbeit für seinen Staat beginnen mußte. Also lautete das Bekenntnis, das der Kronprinz wenige Wochen vor seiner Thronbesteigung einem väterlichen Freunde, dem Obersten Camas, ablegte:

Camas, der stets es treu mit mir gehalten,
Die junge Knospe sahst du sich entfalten,
Das Unkraut sprießen meines Blumenhages,
Den tollen Irrtum meines jungen Tages,

Du sahst und rügtest meiner Fehler Menge:
Sei stets mir ein Erzieher treu und strenge,
Daß sich das echte Gold im Feuer kläre,
Unedler Schlacken endlich sich erwehre.

Noch am Abend des 31. Mai 1740, an dem König Friedrich Wilhelm I. die Augen geschlossen hatte, verließ König Friedrich II. Potsdam und fuhr durch die hereinbrechende Nacht seiner Hauptstadt zu; gegen zehn Uhr hielt sein Wagen vor dem kleinen Palast gegenüber dem Zeughause, den er als Kronprinz bewohnt hatte.

Das in den letzten Tagen und Stunden Erlebte, die milde Herzlichkeit des Empfanges durch den sonst so strengen König, die gewichtige Ansprache, in welcher der Sterbende dem Thronerben sein politisches Testament übermachte, die öffentliche Anerkennung, welche das versöhnte Vaterherz der Trefflichkeit des Sohnes gegeben, die feierliche Uebertragung der Regierung in der Morgenfrühe nach der letzten Nacht, das erschütternde Schauspiel der nachfolgenden heldenmütigen Kämpfe, die weihevollen Schauer endlich der Todesstunde — alles das hatte sich dem erregbaren Gemüt des jungen Fürsten tief eingeprägt, und wer wollte die Aufrichtigkeit des Schmerzes bezweifeln, in welchem man ihn an der Leiche des Vaters knieen sah. „Der König ist auf das schmerzlichste ergriffen gewesen,“ schreibt die neue Königin, aus Rheinsberg herbeigeeilt, ihren Gatten in Berlin als König zu begrüßen; „der Anblick von Gegenständen, die dem Toten gehört haben, bewegt ihn immer von neuem.“

Jetzt gehörte nur noch Potsdam dem alten Herrscher, dessen sterbliche Reste, in die blaue Uniform gehüllt, dort im Stadtschlosse vier Tage lang öffentlich zur Schau gestellt wurden und dann in der Garnisonkirche aufgebahrt der feierlichen Beisetzung harrten. Das Aussehen der kleinen Soldatenstadt blieb unverändert, und die Grenadiere der Riesengarde thaten ihren Ehrendienst bei dem Toten wie vordem bei dem Lebendigen. Für Berlin aber war das Alte vergangen; hier weilte von Stund an jeder Gedanke nur bei der Gegenwart und bei der Zukunft. Dem Gewimmel des aus seiner Alltäglichkeit aufgestörten Haufens, dem geschäftigen Andrang seiner Hofleute, Beamten und Offiziere zu entrinnen, zog sich der König schnell nach Charlottenburg zurück; je gewaltiger es in seinem Innern arbeitete, um so dringender bedurfte er für ruhige Sammlung der gewohnten Einsamkeit.

Seit Jahren hatte seine rastlose und glühende Einbildungskraft sich die Bilder der Zukunft ausgemalt, seit Monaten stand es fest, daß keine Kunst der Aerzte dem totkranken König Rettung zu schaffen vermochte. „Es ist die Zeit unseres Schlummers und unserer Unthätigkeit, wenn ihre Frist erfüllt ist, wird ihr eine andere folgen“ — so hatte Friedrich vor wenigen Wochen geschrieben. Er wußte, was die bevorstehende Veränderung ihm brachte und wußte, was sie ihm nahm. Die Entfernung vom Hofe, die Verborgenheit in einem kleinen Landschlosse, er hatte dieses ihm beschiedene Los nach anfänglichem Murren bald lieb gewonnen, in dem Maße, als dies zurückgezogene Leben einen

Inhalt erhielt, als der leere Seelenraum, wie ein Gedicht des Kronprinzen den Ausdruck wählte, durch Selbstbelehrung sich ausfüllte. Mit Wehmut sagte sich der Einsiedler von Rheinsberg, daß an der immer näher rückenden großen Wegscheide seiner Geschicke das freundliche Geleite der letzten vier schönen Jahre, der ersten vier, die er in Wahrheit gelebt zu haben meinte, zurückbleiben werde, und entbot seinem stillen Glück ahnungsvoll — es war zwei Monate vor des Königs Tode — den Scheidegruß:

Ach, schon werd' ich mit rauhem Stoß
Vom Sturm hinweggetragen,
Schon zwingt ein unerbittlich Los
Mich auf Fortunas Wagen.
Fahr wohl, du traute Friedensfülle,
Fahr wohl, Genuß, so lind und weich,
Fahr wohl, geweihte Arbeitsstille,
Von nun an leb' ich ohne euch!

Von nun an, so gelobt er sich abermals, jetzt, da er König ist, von nun an will er keine andern Götter haben neben dem Volk, dem seine Liebe gehört, und neben seiner Pflicht.

Die freudigen Zurufe dieses seines Volkes bei der Einfahrt in die Residenz gaben es ihm greifbar kund, welche Hoffnungen an seinen Regierungsantritt geknüpft wurden. Gar verschieden von der leeren und einförmigen Jugend anderer Fürstenkinder hatte das Leben, das hinter dem Achtundzwanzigjährigen lag, sich gestaltet: das Zerwürfnis mit dem Vater, der Fluchtversuch, die Festungshaft hatten der Welt ebensoviel Betrachtungsstoff geboten, wie nachher der Musenkultus zu Rheinsberg; und schon ging das Gerücht um, daß dieser Fürst ein Schriftsteller sei und demnächst mit einem Buche vor die Oeffentlichkeit treten werde. „Alle Welt," versichert ein fremder Diplomat, der im letzten Jahre Friedrich Wilhelms I. nach Berlin kam, „hatte von dem Erben der preußischen Krone das günstigste Vorurteil;" „der Prinz wurde beklagt und wurde geliebt von der ganzen Nation, seine Persönlichkeit bildete ihr Entzücken," schreibt ein zweiter; noch ein anderer spricht von der Sehnsucht, mit der die Unterthanen ihn auf dem Throne zu sehen erwarteten und von den Vergleichen, die zwischen der Strenge und Härte des Vaters und den Eigenschaften des Sohnes, seiner Weichherzigkeit, Leutseligkeit und dankbaren Gesinnung, seiner Zuverlässigkeit in der Freundschaft, seinem Verstand und seiner Lernbegierde angestellt worden seien. Ein vierter endlich schreibt gleich nach dem Regierungsantritt, in den Tagen des „ersten allgemeinen Enthusiasmus": „Dieser Fürst wird eine schwere Aufgabe zu erfüllen haben, wenn er der Meinung genügen will, welche die Welt von ihm hat." Aber so hochgespannt die Erwartungen waren, mehr noch als alle andern verlangte der neue Herrscher selber von sich. Die Huldigungen, in denen seine Umgebung und die Bevölkerung wetteiferten, konnten ihn nicht berauschen; die Kränze hingen höher, mit welchen er sein Haupt schmücken wollte und in deren Anschauen seine Seele schwelgte.

Wohl äußerte der neue König, man müsse viel Geduld mit ihm haben

und ihm Zeit lassen, sich langsam in der neuen Bahn fortzuhumpeln. In Wahrheit aber verraten diese ersten Schritte irgend welche Unsicherheit nicht. Längst hatte er zu all den Aufgaben, die ihn erwarteten, im Stillen, im Zwiegespräch mit sich selbst, Stellung genommen; seine Ansichten waren scharf ausgeprägt. Eine zusammenfassende Ankündigung der Grundsätze der neuen Regierung hätte nicht in den Ueberlieferungen dieses patriarchalischen Staatswesens gelegen; eine Kundgebung an die Unterthanen erfolgte nur mittelbar durch Veröffentlichung des Erlasses, welcher den Behörden den Thronwechsel meldete und den Grundsatz hinstellte: „Wir wollen nicht, daß Ihr Euch bestreben sollet, Uns mit Kränkung der Unterthanen zu bereichern, sondern vielmehr, daß Ihr sowohl den Vorteil des Landes als unser besonderes Interesse zu Eurem Augenmerk nehmet, inmaßen wir zwischen beiden keinen Unterschied sehen" — eine schriftliche Wiederholung dessen, was der König den versammelten Ministern bei ihrer Vereidigung mündlich erklärt hatte: „er wolle, daß künftig, wo sein besonderes Interesse dem allgemeinen Besten des Landes zuwider scheinen möchte, das letztere jederzeit vor dem ersteren den Vorzug behalten solle."

Auf das Besondere war seine Ansprache an die Minister nicht eingegangen; dazu boten sich nun die Anlässe bei Erledigung der vorliegenden Verwaltungsangelegenheiten, bei der Aufarbeitung des geschäftlichen Nachlasses der vorigen Regierung, und der geistvolle Fürst verstand es, dem Einzelfalle eine allgemeine Anwendung, eine höhere Bedeutung zu geben, so daß aus einer einzigen kurzen Randentscheidung ein ganzes Programm herausgelesen werden konnte.

„Ich treibe hin und her zwischen zwanzig Beschäftigungen", so schreibt er am 12. Juni, „und beklage nur die Kürze des Tages, der mir vierundzwanzig Stunden zu wenig zu haben scheint. Ich arbeite mit beiden Händen, mit der einen für die Armee, mit der andern für das Volk und die schönen Künste."

Nicht das Heer und nicht das Volk, wohl aber die Künste und Wissenschaften waren in Preußen während des letzten Menschenalters arg vernachlässigt worden. Eben zu der Zeit, da Voltaire seinen „Tempel des Geschmacks" schrieb, war in Berlin der Geschmack aus dem Tempel hinausgestoßen worden, und die Akademie der Wissenschaften hatte aus den ihr kärglich genug zugewiesenen Mitteln die Besoldung der Spaßmacher Friedrich Wilhelms I. bestreiten müssen. Es war eine Reinigung des Heiligtums, wenn König Friedrich gebot (12. Juni), daß „die odiöse Ausgabe für die sämtlichen königlichen Narren" von nun an wegfallen solle. Hier war ein Gebiet, auf dem mit den vorgefundenen Zuständen von Grund aus gebrochen werden mußte. Was der neue Herrscher hier that und sofort that, entsprach ganz den Erwartungen, die man von dem Jünger Voltaires und Wolfs hegte, und fesselte die allgemeine Aufmerksamkeit vielleicht mehr als irgend etwas anderes:

Laß ihrer gleißnerischen Tugend Fetzen
Den andern Königen, den falschen Erdengötzen;
Laß sie durch Trug und Krieg die Welt verheeren,
Die du vorherbestimmt bist aufzuklären

— so hatte Voltaire dem Erben der preußischen Krone zugerufen: jetzt bekannte sich dieser Fürst in der That zu dem Ehrgeiz, ein Vorkämpfer der Aufklärung,

ein friedlicher Eroberer zu sein, wenn er sechs Tage nach seiner Thronbesteigung dem Freunde Christian Wolfs, dem Berliner Probste Reinbeck, schrieb, daß ihm die Wiedergewinnung des aus Preußen Vertriebenen eine „Conquete im Lande der Wahrheit" dünken werde. Nicht nach Halle, an die Stätte seines alten Ruhmes, wollte der König den Philosophen zurückführen; nach Berlin, in seine unmittelbare Nähe, wollte er ihn ziehen; dort wäre Wolf an die Spitze der Akademie getreten. Berlin, das Voltaire schon das neue Athen nannte, sollte der Vereinigungspunkt für die erlauchtesten Geister werden; das erheischte ebenso das Ansehen der Landeshauptstadt wie das ganz persönliche Bildungsbedürfnis des Königs, der von sich sagte: „Wenn ich etwas mit Inbrunst wünsche, so ist es, gelehrte und geschickte Männer um mich zu sehen; das ist eine Huldigung, die ihrem Verdienst geschuldet wird, und ein Eingeständnis der Nötigung, sich durch sie aufklären zu lassen."

So erließ denn dieser König zur Kundmachung seines Regierungsantritts gleichzeitig mit den herkömmlichen Rundschreiben an die gekrönten Häupter seine Einladungen an die Fürsten der Wissenschaft. Nicht alle sind gekommen, an die sein Ruf erging: der Philosoph und Mathematiker s'Gravesande, die Zierde der Universität Leyden, lehnte ab; ebenso nach längeren Verhandlungen der berühmte Mechaniker Vaucanson in Paris und sein Landsmann Gresset, an dessen heiterer Muse Friedrich stets ein besonderes Gefallen gefunden hat; von Voltaire war es vorweg bekannt, daß er sich zur Uebersiedelung, zur Trennung von seiner „göttlichen Emilie", der Marquise von Chatelet, nicht entschließen werde. Wolf endlich war nur für Halle zu gewinnen, denn er wollte auf das ihm lieb gewordene akademische Lehramt nicht verzichten. Und so ist nicht der deutsche Gelehrte, nicht Leibnizens bedeutendster Schüler, der Wiederhersteller der verfallenen Schöpfung von Leibniz geworden, sondern ein Franzose: Maupertuis, der seit seiner Forschungsreise in die arktischen Länder als Entdecker der polaren Abplattung der Erdkugel Weltruf besaß, und den Voltaire schon vor zwei Jahren als die geeignete Kraft bezeichnet hatte, dereinst in Berlin eine Akademie ins Leben zu rufen. Moreau de Maupertuis sagte ohne langes Besinnen zu, als Friedrich ihn, welcher der Welt ihre Gestalt geoffenbart habe, in schmeichelhaften Worten aufforderte, einer Akademie die Form zu geben und einem wilden Schößling das edle Reis der Wissenschaft aufzupfropfen. Neben Maupertuis wurde der Mathematiker Leonhard Euler, der aus Petersburg in die deutsche Heimat zurückkehrte, eine Hauptstütze der neuen Akademie. An die feierliche Eröffnung, an die Aufnahme der gemeinsamen Arbeiten, konnte vorerst nicht gedacht werden, so lebhaft auch die Ungeduld des königlichen Schirmherrn war.

Auf daß aber das geistige Leben der Hauptstadt sofort einen litterarischen Mittelpunkt gewinne, ließ Friedrich schon an seinem zweiten Regierungstage einem der bisherigen Akademiker, dem Professor Formey, den Auftrag zur Begründung einer französischen Zeitung für Politik und Litteratur erteilen; er bot sich selbst als Mitarbeiter an und ermächtigte den Verleger dieses Anfang Juli ins Leben tretenden „Journal de Berlin", den Buchhändler Haude, zugleich eine deutsche Zeitung, die „Berlinischen Nachrichten" herauszugeben, womöglich in etwas höherem Stile als die schon bestehende „Berlinische Zeitung" des Buch-

händlers Rüdiger. Ja er verfügte, daß der nichtpolitische Teil der Zeitungen der Zensur nicht unterworfen sein sollte; denn, so begründete er dem bedenklichen Minister von Podewils diesen Entschluß zu einem Versuche mit der Preßfreiheit: Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, müßten nicht geniert werden.

Auch den Künsten ward ein neues Heim in Berlin gegründet. Große Aufgaben, wie einst in den glänzenden Tagen des ersten Königs, waren von dem zweiten weder den Bildhauern noch den Malern gestellt worden; nur nach Porträts war noch Nachfrage gewesen. Der gefeierte Antoine Pesne aus Paris, bei dem Thronwechsel von 1713 unter beträchtlichen Gehaltsabzügen in seiner Stellung als erster Hofmaler bestätigt, malte die Damen der Hofgesellschaft zu ihrer vollständigen Genugthuung in einer Verschönerung, in der man sie gerade noch erkennen konnte, während der Märker Weidemann durch die militärisch-steife Haltung seiner Figuren und durch seine billigen Preise sich das Wohlgefallen des Königs erwarb; die kümmerlichen Reste der unter seiner Leitung stehenden Kunstakademie hatte Weidemann immerhin durch dieses eiserne Zeitalter hindurch zusammengehalten. Geradezu geächtet war die dramatische Muse, weil ja Friedrich Wilhelm alle Komödien und Maskeraden „vor Sünde" hielt und nur ausnahmsweise und vorübergehend dem „starken Mann" Eckenberg mit seiner „Kompagnie von Komödianten, Seiltänzern und Luftspringern" die Schaustellung von „honnetten Sachen" gestattet hatte. Jetzt kam es, wie der alte König gefürchtet und vorhergesagt hatte. Die Absicht zur Errichtung eines Opernhauses wurde sofort ausgesprochen, und die Ausführung des Kunstbaues wurde, ebenso wie die Wiederaufnahme der Baupläne Eosanders von Goethe für die Erweiterung des Charlottenburger Schlosses, dem berufenen Meister anvertraut, dessen hervorragende Begabung bei dem Ausbau und der inneren Ausschmückung des Rheinsberger Schlosses ihre ersten Proben abgelegt hatte: im August 1740 trat Georg Wenzel von Knobelsdorff eine neue große Studienreise an, um wie früher in Italien so jetzt in Frankreich und in den Niederlanden sich an großen Mustern weiterzubilden. Zugleich begab sich Friedrichs Kapellmeister Graun mit ansehnlichen Summen ausgestattet nach Italien, um Sänger und Sängerinnen zu gewinnen, und der Schauspieler de la Noue in Paris erhielt durch Voltaires Vermittelung den Auftrag, eine vollzählige französische Truppe für die Tragödie und das Lustspiel zu sammeln und nach Berlin zu führen.

Den Zustand der Künste und Wissenschaften hatte der Kronprinz Friedrich als den Gradmesser für die materielle Entwickelung eines Staates bezeichnet, da Wohlstand, Reichtum, Glückseligkeit die Vorbedingungen für die Entfaltung jener Blumen seien, „die nur auf fettem Boden und unter einem heiteren Himmel gedeihen, in der Dürre und im Nordsturm verkümmern." Noch waren in Preußen diese äußeren Grundlagen der Geisteskultur schmal genug. Treulich war Friedrich Wilhelm I. für das Wohl seiner Unterthanen besorgt gewesen; das erkannte niemand dankbarer und freudiger an, als der Nachfolger, indes wie wenig weit hatten die vorhandenen Mittel gereicht. Sodann aber hatte der alte König durch die harte, unwirsche Strenge, mit der das Gute und Nützliche

anbefohlen und aufgezwungen wurde, sich um den besten Teil des Dankes für seine Wohlthaten selbst betrogen. So bis zuletzt, wenn er in die allzulang verweigerte Oeffnung der staatlichen Kornspeicher, um in diesem schlimmen Teuerungsjahre den Bäckern einen billigen Markt zu schaffen, unmittelbar vor seinem Tode noch willigte, und wenn nun die ganze Popularität der sehnlich erharrten Maßregel dem Nachfolger zu gute kam. Welch eine freundliche und zugleich gerechte Fügung, die diesem vergönnte, so gleichsam noch auf den Stufen zum Throne sich in den echt menschlichen Aufgaben des fürstlichen Berufs zu üben, von denen er vordem das schöne Bekenntnis abgelegt hatte: „Des Fürsten Amt ist, hülfreich zu sein; wie das Herz das Blut aus allen Gliedern in sich aufnimmt und es ihnen wiedergibt, so nimmt der Fürst Treue und Gehorsam von seinen Unterthanen entgegen und spendet ihnen dafür Ueberfluß, Glück und Ruhseligkeit." Der Frohgemute, der den Wert heiteren Lebensgenusses im Kreise munterer Gesichter zu schätzen wußte, trat jetzt in frischer Begeisterung mit dem hochherzigen Gelöbnis vor sein Volk, seine größte Sorge solle darauf gerichtet sein, einen jeden seiner Unterthanen „vergnügt und glücklich" zu machen: so verkündete es jenes offene Rundschreiben an die Behörden und so hatte schon der Kronprinz sich gern mit dem Gedanken beschäftigt, wie man einem Volk, wenn man es auch nicht reich zu machen vermöge, wenigstens das Gefühl geben könne, glücklich zu sein, glücklich so wie ein Armer, wenn er ein glänzendes Fest, ein erhebendes Schauspiel sieht, seine Bedrängnis vergißt über die großen Vorgänge, die seine Phantasie erfüllen." Als noch Friedrich Wilhelms schwerer Schritt über das Pflaster der Residenz hindröhnte, da war alles vor ihm geflüchtet, und das Erscheinen des Gefürchteten in der Nähe eines Wirtshauses hatte genügt, die harmloseste Tischgesellschaft wie eine Verbrecherbande auseinanderstieben zu lassen; es war ein ungewohntes Bild für die Berliner, wenn ihr neuer Herrscher am ersten Sonntage seiner Regierung, dem Pfingstsonntage, zur Nachmittagszeit durch die Straßen spazieren fuhr und Geld vom Wagen aus unter die Menge ausstreuen ließ. Das machte niemanden reich und hörte bei der nächsten Ausfahrt auf, und niemals hätten die knappen Hülfsmittel des Staates es gestattet, der Armut der Bewohner durch umfassende Vorkehrungen zu Hülfe zu kommen oder auch nur auf irgend einen Teil der lastenden Steuern zu verzichten. Immer aber verstand es Friedrichs echte Leutseligkeit, hier und da schon mit kleinstem Aufwande das karge und trübe Los der Mühseligen und Beladenen ein wenig freundlicher zu gestalten. Da hatten seit alters die kleinen Eigentümer auf dem platten Lande in der Kurmark sich zur Saat- und Erntezeit ihren „Haustrunk" steuerfrei selbst gebraut, bis Friedrich Wilhelm vor einigen Jahren, um den Unterschleifen bei Erhebung der Bierzinse zu steuern, dieses Winkelbrauen gänzlich untersagt hatte; jetzt trug es des neuen Königs Namen bis in die kleinste Hütte, daß diesen genügsamen und gequälten Bauern und Kossäten unverzüglich verstattet wurde, ihr kümmerliches Dünnbier sich fortan wieder selbst anzurühren — es war die erste in einer langen Reihe von Maßregeln, die diesem Herrscher den Ehrentitel des Bauernkönigs eingetragen haben. Und wenn Friedrich in den Städten bei aller inneren Verachtung gegen das „ganz nichtsnutzige Vogelschießen" die von seinem Vater aufgehobenen Schützengilden huldreichst ohne

Zaudern wieder anerkannte, so durfte er sicher sein, daß wo immer in den preußischen Städten ehrsame Spießbürger sich zu den festlichen Schießständen drängten, sie dem Wiederhersteller ihrer Schützenherrlichkeit ein Hoch ertönen ließen.

Aber König Friedrich hatte den Stadtgemeinden auch reichere Gaben zu bieten. Er erklärte sich für den Schirmer und Förderer ihres Handels und ihres Gewerbfleißes. Die preußische Industrie befand sich 1740 noch in den ersten Anfängen; noch weniger entwickelt aber war der Handel des Landes. In Küstrin durch den kenntnisreichen und grundgescheiten Kammerdirektor Hille auf die Beschäftigung mit den handelspolitischen Zuständen und Fragen geführt, hatte Friedrich das Interesse an diesen Gegenständen nicht wieder verloren; von Rheinsberg aus hatte er mit Vertretern der Geschäftswelt persönliche Verbindungen angeknüpft, der junge Kaufmann Gotzkowski aus Berlin mußte dem König auf der Rückkehr von der Leipziger Messe über deren Verlauf Bericht erstatten. Jetzt wurde Gotzkowski in Charlottenburg wiederum empfangen, an früher Besprochenes erinnert, durch die Zusage von Staatsunterstützung zur Vergrößerung und Vermehrung seiner Manufakturen, zur Heranziehung sachverständiger Arbeitskräfte aus dem Ausland ermutigt. Von allgemeinerer Bedeutung war die Errichtung einer besonderen Behörde für Handel und Gewerbe, die dem Finanzamte, dem Generaldirektorium, unter Gleichstellung mit den schon bestehenden Abteilungen als „fünftes Departement" angegliedert wurde. Von den unter seine vier Kollegen provinzweise verteilten allgemeinen Aufgaben der Finanzverwaltung entbunden, sollte dieser neue Handelsminister mit zwei Räten seine Thätigkeit ausschließlich jenem bisher wenig einheitlich und wenig erfolgreich angebauten Gebiete zuwenden.

Noch in einem anderen Bereiche des inneren Staatslebens hatte Friedrich Wilhelm I. seinem Nachfolger so gut wie alles zu thun übriggelassen. Die große Aufgabe der Justizverbesserung hatte die vorige Regierung zwar zu keiner Zeit aus dem Auge verloren, aber alle Anläufe waren ohne ein nennenswertes Ergebnis geblieben. Akte der Kabinetsjustiz, willkürliche Hemmungen des regelmäßigen Laufes der Gerechtigkeit, waren in Fülle zu verzeichnen gewesen, obgleich die Landstagsabschiede der früheren Zeiten die Rechtspflege nachdrücklich dem Kammergericht zuwiesen und für Gericht und Recht ungehinderten Gang ausbedangen. König Friedrich bestätigte jetzt diese alten Vorschriften, er verfügte, „daß die Justiz- und Gnadensachen nicht mehr vermengt werden sollten, sondern daß es in den ersten schlechterdings bei den Gesetzen, Rechten und Gerichten sein Bewenden haben müsse", und die anläßlich seiner Thronbesteigung geprägte Schaumünze trug die verheißungsvolle Umschrift: Für Wahrheit und Gerechtigkeit: veritati et iustitiae. In Zuständigkeitsstreitigkeiten zwischen den Gerichten und den Verwaltungsbehörden hatten letztere für ihre Uebergriffe bisher an allerhöchster Stelle fast immer Rückhalt gefunden; es überraschte deshalb die rechthaberischen Herren von der Kriegs- und Domänenkammer zu Halberstadt nicht wenig, als in ihrem ärgerlichen Zwist mit der Justizbehörde der Provinz, der Halberstädter „Regierung", eine unmittelbare Verfügung des neuen Königs die Ansprüche des Fiskus ablehnend beschied. Eine durchgreifende Neugestaltung

des gesamten Rechtswesens erforderte Vorbereitungen von langer Hand her; zwei Generationen von Rechtsgelehrten haben in der Folge unter Friedrichs Augen an dieses Werk die Kraft ihres Lebens gesetzt. Somit beschränkte sich der König zunächst darauf, aus dem Strafrecht einige Auswüchse fortzuschneiden, über die sein Gefühl entschied, ohne daß er seine Weisen zu fragen brauchte: vor allem den Brauch, den er als „ebenso grausam wie unnütz“ bezeichnet hat, die Anwendung der peinlichen Frage. Ein Fall, in welchem die Unsicherheit dieses Beweismittels grell hervorgetreten war, hatte vor einiger Zeit die Tortur bei den Juristen wie beim Volk in erhöhten Verruf gebracht, nachdem sie vom wissenschaftlichen Standpunkt aus wiederholt, zuletzt und am wuchtigsten von einem preußischen Universitätslehrer, dem großen Thomasius, bekämpft worden war. Dem preußischen Staate ward der Ruhm zu teil, mit seinem Beispiel voranzugehen. Noch hob Friedrich die Tortur nicht bedingungslos auf; aber die Klausel seines Ediktes vom 3. Juni 1740, die bei Anklagen wegen Hochverrates oder Massenmordes die Folter noch zuließ, blieb in Wirklichkeit ohne Anwendung und ist durch Verordnungen der folgenden Jahre in Wegfall gekommen. Die Strafe der Kindesmörderinnen war bisher der Tod durch Ertränken gewesen; solch eine Unglückliche hatte den ledernen Sack, in welchem sie den Fluten übergeben werden sollte, selbst nähen müssen. König Friedrich verbot das grausame Säcken und ordnete die Hinrichtung durch das Schwert an. Ein garstiger Unfug in der Handhabung des Eherechtes war es, wenn sich für Heiraten, denen ein kirchliches Verbot wegen zu naher Verwandtschaft entgegenstand, landesherrliche Erlaubnisscheine für Geld erlangen ließen; indem der König diese Uebung seinen Behörden (3. Juni) untersagte, gab er zugleich die Eheschließungen für alle die Fälle bedingungslos frei, in denen die Ehe nicht „klar in Gottes Wort“ verboten sei. Die zunächst dabei maßgebenden Forderungen der herrschenden Staatswirtschaftslehre, die im Interesse der Volksvermehrung die Ehehindernisse bekämpfte, begegneten sich mit dem protestantischen Bewußtsein, welches die Vertilgung jenes „Ablaßkrames“ freudig als die volle Herstellung der evangelischen Freiheit begrüßte.

Die gleiche Verbindung staatswirtschaftlicher und religiöser Gesichtspunkte bemerkt man in dem drastischen Bescheid auf das Ansuchen eines Katholiken um das Bürgerrecht in Frankfurt an der Oder: „Alle Religionen sind gleich gut, wann nur die Leute, so sie profitieren, ehrliche Leute sein, und wenn Türken und Heiden kämen und wollten das Land peuplieren, so wollen wir sie mosqueen und Kirchen bauen.“ Die Weite und Unbestimmtheit seines persönlichen Glaubensbekenntnisses bewahrt diesen Fürsten vor dem Widerstreit blinder Unduldsamkeit und gesunder Politik, in welchem das Frankreich des vierzehnten Ludwig den kostbarsten Stoff an schöpferischer Arbeitskraft eingebüßt hatte. Von einer Gleichstellung der Bekenntnisse im bürgerlichen Leben war allemal nicht die Rede; was jeder Religionsgemeinschaft verheißen und gewährt wurde, war lediglich öffentliche Anerkennung ihres Gottesdienstes und Schutz der Glaubensfreiheit, Schutz gleichmäßig gegen staatlichen Gewissenszwang wie gegen geistlichen Bekehrungseifer; denn diesen zwiefachen Sinn hatte das berühmte Wort, das über der Eingangspforte der fridericianischen Kirchenpolitik steht: den Antrag seines

geistlichen Ministeriums, die unter der vorigen Regierung den Katholiken für die Soldatenkinder ihres Bekenntnisses zugestandenen Schulen als Herde der Propaganda zu schließen, wies Friedrich mit der Entscheidung zurück: „Die Religionen müssen alle toleriret werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue; denn hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden". So hielt er es auch nicht seines oberstbischöflichen Amtes, die Unterschiede im Ritus der beiden protestantischen Kirchen durch Eingriffe von oben her auszugleichen; unbedenklich gab er den Lutheranern, auf ihre in rund neunzig steifen Alexandrinern abgefaßte poetische Bittschrift, ihre „Mitteldinge" wieder frei, die ihnen Friedrich Wilhelm I. genommen hatte: ihre Chorhemden und Meßgewänder, das Absingen der Einsegnungsworte beim Abendmahl und die Vorantragung der Kreuze und Lichter bei der Kommunion und bei Begräbnissen.

Schon damals, in den ersten Monaten der neuen Regierung, ist an Friedrichs Bescheiden auf die Berichte und Anfragen seiner Behörden die Vereinigung von scharfem Geschäftsblick und lakonischem Ausdruck bewundert worden, und mehr als eines dieser epigrammatisch zugespitzten Königsworte ist seither in den Zitatenschatz der Deutschen übergegangen. Wie weit aber war dieser Fürst bei aller Sicherheit und allem Selbstbewußtsein von der Hast und Ueberstürzung mancher neuen Regierung entfernt, die ihre Selbständigkeit dadurch bekunden zu müssen glaubt, daß sie zu dem Ueberkommenen sich in Gegensatz stellt; wie täuschten sich die, welche da meinten, des Königs „Marotte" sei, in allem seinem Thun außergewöhnlich, ein Original, neu, sozusagen sein eigener Schöpfer zu sein; so fabelte sein Vertrauter von ehedem, der seit jetzt zehn Jahren in Berlin weilende Graf Manteuffel, in einem geheimen Berichte an den Dresdener Hof, und setzte hinzu, Friedrich lasse die alten Ordnungen nur da gelten, wo abzuweichen ein Ding der Unmöglichkeit sein würde. Manteuffel mochte sich erinnern, wie vorlaut einst der Kronprinz über die Staatswirtschaft seines Vaters abgeurteilt hatte. Aber all das Gerücht von dem Bevorstehen eines durchgreifenden Systemwechsels in der inneren Politik und alle daran sich knüpfenden Hoffnungen oder Befürchtungen zerstreute das Rundschreiben, das den Verwaltungsbehörden den Entschluß des Königs eröffnete, die bestehenden Finanzeinrichtungen auf das genaueste beizubehalten, die Accise als indirekte Steuer der Städte, die direkte „Kontribution" auf dem platten Lande, die Zölle, die Verpachtung der Domänen auf den bewährten Grundlagen. Am wenigsten in dem Beamtentum, dem Triebwerk der kunstvollen und pünktlich arbeitenden Maschine, durften Zweifel über die vollständige Wesenseinheit des alten und des neuen Preußens aufkommen. Den Unbelehrbaren blieb als letzter Trost die Sage, „daß Se. Majestät sich gegenüber Ihrem Herrn Vater hat verpflichten müssen, die Sachen während des ersten Jahres auf dem Fuße zu lassen, auf dem sie vorgefunden".

Nicht einmal in der Besetzung der Stellen fanden Veränderungen statt. Da blieb vor allem ein Mann wie Boden Minister, der ehemalige Domänenpächter, der Vielgehaßte, welcher als die Verkörperung des drückenden Finanzsystems galt. Die wenigsten wußten, daß schon der Kronprinz diesen Mann nach seinem Werte schätzen gelernt hatte; so wunderte man sich jetzt, daß dieser „Spar-

samkeitsprediger" noch größeren Eingang als bei der vorigen Regierung fand. Nur von einem der Beamten, die das Vertrauen seines Vaters genossen hatten, sagte Friedrich zur allgemeinen Genugthuung sich los: der Geheime Finanzrat von Eckart, ein zugewanderter Projektenmacher, welcher sich im preußischen Staatsdienst offenbarer Erpressungen schuldig gemacht hatte, ward in Königsberg, wo er sich eben befand, festgenommen, abgesetzt und des Landes verwiesen. Die Anforderungen des Dienstes wurden gegen früher womöglich noch gesteigert; schnell lernten alle Schichten des Beamtentums den neuen strengen Zuchtmeister fürchten: so die Steuererheber, als jetzt an mehr als einer Stelle Unordnungen in der Kassenführung aufgedeckt wurden, die selbst dem scharfen Auge eines Friedrich Wilhelm entgangen waren; so die höheren Behörden, wo immer ihre Vorschläge Sachkenntnis und Zweckmäßigkeit vermissen ließen. Die kurmärkische Kriegs- und Domänenkammer mag für ihren eilfertigen Antrag, 195 Thaler auf die Ausbesserung des Weges von Rheinsberg nach Ruppin zu verwenden, eine besonders gnädige Aufnahme erwartet haben, aber der König donnerte die Behörde barsch an: „Ich kenne den Weg und mus mir die Kriegskammer vohr ein großes Beest halten", und strafte zugleich das der Kammer vorgesetzte Ministerium für die Befürwortung des Antrags mit der höhnischen Frage: ob das Generaldirektorium nicht demnächst 100 000 Thaler für eine Wegebesserung zwischen Berlin und Charlottenburg in Ansatz bringen werde. Und so wird gar mancher mit der lustigen Person des preußischen Hofes, dem Baron von Pöllnitz, damals gedacht haben: „Ich wollte hundert Pistolen geben, wenn ich den alten Herrn wieder haben könnte." Die große Mehrzahl im Lande aber, soweit sich die öffentliche Meinung in jenen Zeiten einen Ausdruck zu geben vermochte, beglückwünschte sich zu dem König, der sein eigener Ratgeber sein wolle und könne. „Ist nun aber der Landesherr," so schrieb der Professor von Ludewig in dem hallischen Zeitungsblättchen, „selbst mächtig alles einzusehen und den Schluß daraus zu machen, da ist Glück, Heil und Wohlsein im Lande, und schädliche Menschenfurcht vergehet, wie Rauch und Nebel, den die Sonne vertreibet."

Am meisten täuschten sich doch die, welche Akte persönlicher Rache erwartet hatten. „Der König von Frankreich erinnert sich nicht der Beleidigungen, die dem Herzog von Orleans zugefügt wurden" — das hochherzige Wort Ludwigs XII., das der Kronprinz Friedrich in einem seiner Briefe voll Bewunderung abführt, wurde die Richtschnur seines eigenen Auftretens als König. Jener Derschau, den einst der Kronprinz in Tagen dunkler Verzweiflung als seinen ärgsten Feind und Verfolger gehaßt hatte, wurde in beabsichtigter Auffälligkeit durch die sofortige Beförderung zum Generalmajor geehrt; ein anderer der Günstlinge des Vaters, ein Mann allerdings, mit dem der Sohn schon seit Jahren seinen Frieden gemacht hatte, der Oberst von Hacke, wurde Generaladjutant und der erste Ritter des neugestifteten Verdienstordens.

Die Auszeichnung Derschaus überraschte um so mehr, als auf ihn vornehmlich die Worte bezogen worden waren, die der König am Morgen nach dem Tode seines Vaters in einer Ansprache an die in Berlin anwesenden Generale

eingeflochten hatte: „Gegen einige von Ihnen liegen Klagen über Habsucht, Härte und Uebermut vor; stellen Sie die Klagen ab." Was Friedrich sonst bei diesem Anlaß noch sagte, ist von denen, die von den Hörern Mitteilungen erhielten, im einzelnen verschieden wiedererzählt worden. Genug daß der König sich als den bisherigen Kameraden seiner Generale bezeichnete, ihnen für ihre Mitarbeit an dem Werke des Verstorbenen, der Bildung dieses schönen Heeres, Dank und Anerkennung aussprach, ihrer Treue und ihrem Eifer die gleiche Huld verhieß, die ihnen ihr alter Herr bewiesen habe. Am meisten Beachtung fand, neben einer Aeußerung, daß die Truppen ebenso gut und brauchbar als schön sein müßten, eben jene Forderung einer größeren Menschlichkeit gegen die Untergebenen wie gegen die Bevölkerung: ein Heer dürfe dem Lande, das es beschützen solle, nicht verderblich werden; ein Soldat müsse ebensowohl menschlich und vernünftig sein, als herzhaft und brav.

Was in den nächsten Tagen auf dem Gebiete des Heerwesens geschah, schien die Ansicht derer zu bestätigen, die in den Worten der Ansprache den ersten Hinweis auf einen beabsichtigten Bruch mit dem ganzen bestehenden Militärsystem sehen wollten. Am 4. Juni erging an sämtliche Regimenter der Befehl, bei Verlust von Ehre und Reputation in ihren Kantonen, den Aushebungsbezirken, in welche vor sieben Jahren das ganze Königreich eingeteilt worden war, die Plackereien gegen die Dienstpflichtigen einzustellen; alle gewaltsame Werbung mit ihren „gewohnten Brutalitäten" wurde überhaupt und für immer verboten. Ebenso wurde in der neuen Dienstvorschrift für die Kadettenanstalt das „Fuchteln" der Kadetten streng untersagt; der Kommandeur sollte verantwortlich sein, daß seine Offiziere und Feldwebel den Zöglingen nicht plump noch bäurisch begegneten, da dieselben wie Edelleute und künftige Offiziere, nicht aber wie Bauernknechte behandelt werden müßten. Einem der Prinzen des Hauses aber, dem Markgrafen Friedrich von Schwedt, der einen Rittmeister seines Regiments gern aus dem Heere verdrängt hätte, bedeutete der König mit strengen Worten (2. Juni), Seine Liebden möchten sich nicht in Gedanken kommen lassen, „daß Ich Ihretwegen denen Officiers Tort thun und sie vor die Langeweile wegjagen werde; vielmehr wird es gut sein, daß Ew. Liebden darinnen andere Maximen annehmen und Sich mit denen Officiers Dero Regiments so comportieren, wie es billig und anständig ist."

Von allen Truppenteilen hatte keiner stärkeren Zuwachs durch das berüchtigte Fahnden auf lange Kerls gehabt, als das Königsregiment in Potsdam; es stand und fiel mit der jetzt verpönten Menschenjagd. Dazu kam, daß schon Sparsamkeitsrücksichten gegen die Beibehaltung dieser Truppe sprachen; soll doch eben aus diesem Grunde noch der alte König seinem Nachfolger die Auflösung dieser seiner Lieblingsschöpfung, von welcher er selbst sich nie zu trennen vermocht hätte, angeraten haben. Bei der Leichenparade Friedrich Wilhelms I., am 22. Juni, erschienen die Riesen zum letztenmal bei einander, dann ward das Regiment aufgelöst; nur ein Bataillon blieb als „Grenadier-Garde" bestehen und sollte „zum glorwürdigsten Andenken des nun in Gott ruhenden Königs Majestät" in allem und jedem, „in Ordnungen, Montierungen, propreté, insbesondere auch Gewehren und Patronentaschen" ewiglich unverändert bleiben.

Nun konnte Voltaire in jubelnden Versen das Verschwinden der „Kriegskolosse“ der Welt verkünden. In London aber verbreitete sich das Gerücht, der Auflösung der langen Garde werde eine Verminderung des preußischen Heeres etwa um die Hälfte des Bestandes folgen; gleich bei der ersten Besprechung mit seinen Ministern habe der König die Frage gestellt, ob man die Truppenzahl nicht auf 45 000 Mann herabsetzen könne, und offenkundig sei, daß er bei einer Fahrt über Land tausend Knaben, die sich mit der roten Halsbinde, dem Erkennungszeichen der zum Waffendienst Vorgemerkten, an seinen Wagen gedrängt hätten, auf ihr flehentliches Jammergeschrei die Aufhebung der Kantoneinrichtung, der Wehrpflicht der Landeskinder, zugesagt habe.

Gerade das Gegenteil beabsichtigte Friedrich für die Wehrbarkeit seines Staates. An dem Tage nach der Leichenfeier begann im Zusammenhang mit der Auflösung des großen Grenadierregiments die umfassende Heeresvermehrung, durch welche zu den vorhandenen 83 000 Mann neue Zehntausend hinzutraten. In noch stärkerem Verhältnis als die Zahl der Mannschaften vermehrten sich, wenigstens bei der Hauptwaffe, die der Truppenteile, denn die Feldinfanterie wurde von 66 Bataillonen auf 83 gebracht, und der König sprach davon, im nächsten Jahre weitere sieben Regimenter aufstellen zu wollen. An Reiterei errichtete er zunächst nur ein neues Husarenregiment, die Schwadron der Garde du Corps, und ein paar neue Schwadronen bei den bestehenden Dragonerregimentern. Gefüllt wurden die Rahmen dieser Neubildungen teils durch Abgaben der älteren Truppenteile, teils durch Werbung im Ausland, endlich aber durch die Uebernahme geschlossener Kontingente aus fremdherrlichem Kriegsdienste. Die Höfe von Eisenach und von Stuttgart haben damals der eine ein Bataillon, der andere ein ganzes Regiment gegen Geldentschädigung an Preußen abgegeben; der alte Fürst von Dessau ließ sich darauf ein, für das seinem Lieblingssohn Moritz zu verleihende Regiment die Mannschaft aus dem Anhaltischen zu stellen, und ein ähnliches Abkommen wurde dem Herzog von Braunschweig vorgeschlagen; ja noch bei Lebzeiten Friedrich Wilhelms I. hatte die Kronprinzessin im Auftrag ihres Gemahls ihrem Bruder, dem Herzog Karl, die Eröffnung machen müssen, er werde seinen Schwager zu dem größten Danke verpflichten, wenn er nach dessen Thronbesteigung den neunzehnjährigen Prinzen Ferdinand, den vierten der sechs braunschweigischen Brüder, mit einem Regiment Fußvolk ausgestattet in preußische Dienste geben wolle; das Regiment solle dann in der Weise für alle Zeiten dem Hause Braunschweig gesichert und zu eigen bleiben, daß auch nach Ferdinands Tode regelmäßig ein braunschweigischer Prinz der Inhaber sein würde.

Ließ sich in einer größeren Anzahl von Fällen das durchführen, was Friedrich vor Augen schwebte, dann waren zu den einheimischen Kantons gewissermaßen ausländische gewonnen, ein Teil der Wehrkraft der kleineren deutschen Lande war der preußischen Heeresverfassung organisch angegliedert, und der Bezug des Ersatzes aus diesen Gebieten war nicht mehr an die Zufälligkeiten und Unzuträglichkeiten der Anwerbung von Freiwilligen geknüpft. Man machte damit den ersten Versuch mit der Politik der Militärkonventionen, der ein späteres Zeitalter über den militärischen Gesichtspunkt hinaus ein politisches und nationales Ziel gesteckt hat. Der General von Schwerin hätte gern schon

damals die preußische Wehrverfassung unmittelbar auf Deutschland ausgedehnt, die schlummernde Streitbarkeit deutscher Nation einheitlich und planvoll für das größte und beste der deutschen Heere ausgenutzt; er schlug vor, das ganze Reich in Werbebezirke nach Art der in Preußen errichteten Kantons einzuteilen, d. h. also den einzelnen Regimentern ein festes ausländisches Ersatzgebiet anzuweisen. Der König wandte gegen den an sich „plausiblen" Vorschlag ein, daß Kaiser und Reichsstände, gereizt wie man ohnehin über die preußischen Werbungen sei, über den Versuch zu einer Art „Teilung der teutonischen Provinzen" allzulaut zetern würden.

Welchen Wert aber König Friedrich auf die Erschließung neuer militärischer Ersatzquellen legte, beweist die Lebhaftigkeit der Verhandlung mit dem braunschweigischen Hofe: nicht weniger als achtundvierzig Briefe hat die Königin, bittend, beschwörend, drohend, während des Juni und des Juli in dieser Angelegenheit nach Wolfenbüttel richten müssen. Herzog Karl zeigte sich gar hartnäckig; er hatte dem Kaiser die Ueberlassung der zwei Bataillone, die im letzten Türkenkrieg als Hülfsvölker gedient hatten, abgeschlagen, weil er sie nicht entbehren könne; er erklärte, neue Aushebungen seinem Lande nicht zumuten zu dürfen. Es war das erste Hindernis, auf welches Friedrichs Regierung stieß; der Widerstand genügte, die Ungeduld und den Eigenwillen des heißblütigen Fürsten bis zur Gewaltsamkeit zu reizen. Er hätte nicht davor zurückgescheut, einen eben laut verkündeten Grundsatz preiszugeben: die Königin mußte ihrem Bruder erklären, wolle er das Regiment nicht in gutem geben, so werde der König den Befehl erteilen, daß man die Leute gleichwohl aus dem Braunschweigischen nehme. Beschwichtigend setzte Elisabeth Christine in einem der nächsten Briefe hinzu: „Unser lieber König handelt in der ersten Erregung, nachher ist es ihm leid, und er würde viel darum geben, das Geschehene ungeschehen zu machen; durch Sanftmut, Zutrauen und Gefälligkeiten kommt man weit mit ihm, man muß ihm nur schmeicheln und ihn Anhänglichkeit und Hingebung sehen lassen." Je dankbarer die Königin ihrem Gemahl für die Aufmerksamkeiten und die Freigebigkeit war, womit er sie beim Regierungsantritt überrascht hatte, um so mehr suchte sie die Verständigung zwischen den Verwandten herbeizuführen. „Ich habe ihm nicht eher Ruhe gelassen, als bis er mir versprochen hat, Euch zu verzeihen," beteuerte sie am 14. Juli ihrem Bruder, und als dieser endlich aus politischen Erwägungen seinen Widerstand aufgab und das vorher als unmöglich Bezeichnete möglich machte, schrieb die hocherfreute Schwester gleichsam zum versöhnenden Nachwort: „Bei dem König muß man mit Sanftmut und Zutrauen zu Werke gehen; er hat ein gutes Herz, das ist die Seite, von der man ihn nehmen muß."

Eifrig bestrebt, deutsche Prinzen und deutsche Kontingente in sein Heer zu ziehen, sah der König dagegen für sich und die Mitglieder seines königlichen Hauses etwas Anstößiges darin, einer fremden Kriegsmacht auch nur in dem losesten Dienstverhältnis pflichtig zu sein. Noch in der Wiege war er von den Generalstaaten der Vereinigten Provinzen, seinen hochmögenden Taufpaten, zum Inhaber eines niederländischen Regiments ernannt worden, während ein zweites Regiment des staatischen Heeres seit den Tagen des Großen Kurfürsten in geradliniger Vererbung immer brandenburgische Markgrafen zu Chefs gehabt hatte.

Zu einem Bericht über Ursprung und Natur dieser Inhaberschaften aufgefordert, sprach sich das auswärtige Ministerium dahin aus (7. Juni), es sei immer gut, zu behalten, was man habe; der König aber schrieb wegwerfend zurück: „Der Fürst von Zippelzerbst thut wohl daran, bei den Holländern, wenn er kann, Oberst zu sein, und seinen Söhnen dort Regimenter zu verschaffen, aber ein König von Preußen hat das Betteln nicht not, weder für sich noch für seine Verwandten, er kann so viel Truppen halten, daß wenn er noch dreimal so viel Brüder und Vettern hätte, als er wirklich hat, doch alle untergebracht werden könnten.“ Und so trat er denn zunächst sein eigenes niederländisches Regiment an einen Prinzen aus dem Hause Holstein-Gottorp ab, der dafür wieder ein paar hundert Rekruten für das preußische Heer stellte.

Später hat Friedrich Vermehrungen seines Heeres jedesmal streng geheim zu halten gesucht; dieses erste Mal lenkte er die Augen der Welt geflissentlich auf die preußischen Rüstungen hin und gab ihnen eine vielsagende Deutung. Der Oberst von Camas, den er anläßlich seiner Thronbesteigung an den französischen Hof schickte, nahm die Weisung mit: „Die Augmentation, die während Ihres Aufenthalts in Versailles bei meinen Truppen vor sich gehen wird, wird Ihnen Gelegenheit geben, von meiner lebhaften und stürmischen Sinnesart zu sprechen. Sie können sagen, es sei zu fürchten, daß diese Augmentation ein Feuer anzünde, welches ganz Europa in Brand zu stecken vermöge; daß es in der Art der Jugend liegt, unternehmend zu sein, und daß die lockenden Bilder des Heldenruhms die Ruhe unzähliger Völker auf der Welt stören können und gestört haben.“ Die eigenhändige Instruktion für Camas ist die erste politische Denkschrift aus des Königs Feder: hart bei einander zeigt sie die Hitze der Jugend und kühl, schier unheimlich kühl die berechnende Staatskunst, der dieses Jugendfeuer selbst als ein Mittel der diplomatischen Aktion dienen muß. Friedrich wollte, daß man ihn fürchte, ihn und seine hunderttausend Gewappneten, auf daß man mit ihm rechne; es galt, die Welt zu entwöhnen von dem Glauben: die Preußen schießen nicht. Mit zerrissenem Herzen, so erzählte er später, empfanden alle preußischen Patrioten die Nichtachtung der Mächte gegen Friedrich Wilhelm und das Brandmal, das die Welt dem preußischen Namen aufdrückte. Wem die Geringschätzung und der Hohn der Fremden am bittersten durch das Herz schnitt und Scham und Zornesröte am dunkelsten in die Wangen trieb, das war zu Friedrich Wilhelms Tagen unter den preußischen Patrioten sicher der Erbe der Krone gewesen. Preußen schien in einen Zauberschlaf versunken und kannte seine eigene Stärke nicht, da kam dieser junge Königssohn, den Bann zu lösen. Erregung und Ueberlegung, Temperament und Politik, Pflicht und Ehrgeiz, Zwang der Umstände und innerer Drang wirkten zusammen, ihn zu rascher, kühner That anzutreiben, zu einer Politik des Entschlusses und des Handelns nach den Tagen des Zuschauens und der Unentschiedenheit, und die erste Aeußerung dieser neuen Politik war jene ihre franke Selbstankündigung durch den Mund eben des nämlichen Botschafters, der das Ereignis des Thronwechsels feierlich kundzugeben hatte.

Auch den eigenen Beratern gegenüber hielt es der König für erforderlich, seiner Grundauffassung von dem, was dem Staate nach außen not sei, deutlichen und kräftigen Ausdruck zu geben. An der Spitze des „Departements der auswärtigen Affairen" stand neben dem durch das Alter stumpfen, halb blinden General von Borcke und dem geschäftserfahrenen und kenntnisreichen Kabinettsminister Thulemeier jener Heinrich von Podewils, welcher der Zeuge der letzten politischen Unterredung zwischen dem sterbenden König und dem Kronprinzen gewesen war, der Neffe und Schwiegersohn des verstorbenen Feldmarschalls Grumbkow. Podewils wußte in den ersten Tagen nicht genug die Unermüdlichkeit zu rühmen, mit welcher König Friedrich in die auswärtigen Fragen sich hineinarbeite; sehr bald aber überzeugten sich die Minister, daß es für sie schwer sein werde, die Meinung des Gebieters zu treffen.

Er forderte ihr Gutachten über die Irrungen mit dem Bischof von Lüttich, die Einmischung dieses Prälaten in die Angelegenheiten der 1732 an Preußen gekommenen Herrschaft Herstal. Die drei Minister bezeichneten den Fall als einen sehr schwierigen, denn hinter dem Bischof stünden sowohl der Kaiser wie der französische König; Anwendung von Gewalt könne leicht zu einem Zusammenstoß mit den beiden großen Mächten führen. Schroff genug schrieb der König an den Rand der Denkschrift: „Wenn die Minister von Politik reden, so sind sie geschickte Leute, aber wenn sie von Krieg reden, so ist es, als wenn ein Irokese von Astronomie spricht." Es ist nicht gerade richtig, was später die Diplomaten in Berlin sich erzählten, den würdigen Thulemeier habe angesichts dieses Bescheides der Schlag getroffen; lebte doch Thulemeier noch fast zwei Monate, nachdem das Gutachten vom Könige zurückgekommen war; gewaltig aber wird die Bestürzung der drei Minister über die unwirsche Abfertigung allerdings gewesen sein.

Sie waren um so ratloser, als sie von dem Gegenstand der Verhandlungen, die der König von seinem Kabinett aus jetzt in Versailles und Hannover einleitete, keine Mitteilungen erhielten: dachte er auf Frankreich, oder dachte er auf England seine Sache zu stellen?

Daß es zwischen diesen beiden Mächten demnächst zum Kampf kommen würde, war vorauszusehen. Schon hatte England an Spanien, den Bundesgenossen Frankreichs, jenen Krieg erklärt, während dessen neunjähriger Dauer fast jede einzelne europäische Macht zu den Waffen gegriffen hat. Die Spannung zwischen den beiden großen Westmächten auf der einen Seite, das Einvernehmen Frankreichs mit dem Hofe zu Wien auf der anderen — das waren die beiden kennzeichnenden Merkmale der allgemeinen Lage im Augenblicke der Thronbesteigung König Friedrichs II.

Länger als ein Menschenalter, seit dem Utrechter Frieden, war der große Gegensatz zwischen Frankreich und England zurückgetreten. Alle Kriege dieses Zeitraums hatten eben deshalb keine allgemeine Ausdehnung angenommen, weil die beiden stärksten Mächte Europas unter sich Frieden hielten. In den Verwickelungen, zu denen die Wiener Verträge von 1725 Anlaß boten, sah man jene beiden gemeinsam gegen Oesterreich stehen; von dem Krieg, mit dem Ludwig XV. 1733 den Kaiser überzog, hielt sich Georg II. unparteiisch abseits. Dann aber hatten die Kronen Frankreich und Spanien ihr bourbonisches Familien-

bündnis geschlossen, vornehmlich zu dem handelspolitischen Zwecke, den Engländern den Handel im spanischen Amerika zu entziehen und ihn der französischen Flagge zuzuwenden. Das Verständnis mit dem Kaiser, durch den Frieden von 1735 erzielt und seitdem sorgfältig gepflegt, überhob die Bourbonen der Besorgnis vor einer Diversion des alten kontinentalen Bundesgenossen Englands, sei es in Italien oder in Flandern und am Rhein. Die strengere Verfolgung des englischen Schmuggels in den amerikanischen Gewässern durch die spanische Küstenflotte ließ ersehen, daß es den Gegnern mit der Durchführung ihrer Pläne Ernst war. Ein Lebensnerv des britischen Seehandels wurde berührt; England bewies durch seine Kriegserklärung, daß die Nation die Sache ihrer Schmuggler als ihre eigene betrachtete.

Allzu ungleich war der Kampf, wenn Spanien ihn allein durchfechten sollte, vereint aber waren die Flotten Spaniens und Frankreichs denen Englands an Segelzahl gleich. In den französischen Häfen wurden die Linienschiffe seeklar gemacht; schon lagen die Flotten von Brest und Toulon auf der Reede, Anfang September 1740 — niemand hatte der Staatsleitung des alten Kardinals Fleury die schnelle Entschlossenheit zugetraut — liefen sie aus, um sich bei den kanarischen Inseln zur Fahrt nach Westindien zu vereinigen.

Unmittelbar vor der letzten großen Abwandlung, welche die europäische Lage durch den Ausbruch des englisch-spanischen Krieges erfuhr, hatten sich die großen Mächte alle, England und Holland, Frankreich und Oesterreich, zu dem diplomatischen Feldzuge gegen Preußen zusammengefunden, in welchem dem preußischen Erbanspruch auf die Herzogtümer Jülich und Berg die Unterwerfung unter die Entscheidung der vier Mächte zugemutet wurde. Noch König Friedrich Wilhelm hatte einen ersten Schritt gethan, aus der gefahrvollen Vereinzelung, in die er geraten war, sich einen Ausweg zu bahnen. Der Vertrag mit Frankreich von 1739, so bescheidenen Gewinn er mit dem Herzogtum Berg bis auf Düsseldorf in Aussicht stellte, gab der preußischen Politik wenigstens nach einer Seite hin eine Anlehnung. Dem Abkommen eine festere Gestalt zu geben, den Vertrag in ein Bündnis zu verwandeln, wie es in Versailles gewünscht wurde, hatte Friedrich Wilhelm vermieden; doch brauchten die Franzosen bei seinen Lebzeiten eine Schwenkung Preußens von der französischen auf die englische Seite nicht zu befürchten, denn nie hätte der alte König es über sich vermocht, seinem verhaßten Schwager von England die Hand zur Versöhnung zu bieten!

Es fügte sich übel für Frankreich, daß gerade in dieser Zeit der Krisis, wo die Haltung des Gegners immer herausfordernder wurde, die preußische Politik, durch keine persönlichen Abneigungen mehr beirrt, die volle Freiheit zu einer Entscheidung nach nüchterner Berechnung wiedergewann. Der Gegensatz zwischen Frankreich und England gab ihr die Stärke.

Wie sehnsüchtig hatten Georg II. und seine englischen und hannöverischen Minister des Augenblickes geharrt, der jetzt gekommen war! Seit jenen Herbsttagen von 1734, in denen Friedrich Wilhelm I. von den Aerzten bereits aufgegeben wurde, lag das Beileidsschreiben an den Nachfolger unterschrieben in Bereitschaft, nur die Datumzeile noch der Ausfüllung bedürftig, und seit dem Februar 1740, auf die Nachricht von der neuen schweren Erkrankung des preußischen

Königs, hielt sich der zur Ueberbringung bestimmte Freiherr von Münchhausen reisefertig; denn kein Geringerer als der vornehmste der „Königlich Großbritannischen zur Kurfürstlich Braunschweigisch-Lüneburgischen Regierung verordneten Geheimen Räte“ sollte sich an das große Werk machen, den Neffen seines Königs zu überzeugen, „daß er nie eine so wesentliche Figur machen, noch insonderheit das Beste und die Wohlfahrt der evangelischen Religion besser und kräftiger unterstützen und aufrecht erhalten helfen könne, als wenn er mit Hannover in genauer Union lebe und gemeinsame Ratschläge führe.“ Der besondere Auftrag des Gesandten war, die Erneuerung des 1693 auf ewig abgeschlossenen Bündnisses zwischen den beiden Kurhäusern zu beantragen, zugleich aber, falls man preußischerseits auf die jülich-bergische Erbfrage kommen würde, dieser „unangenehmen und schwierigen“ Angelegenheit mit der Wendung auszuweichen, daß man dies der in dem Bündnis vorgesehenen Deliberation über die derzeitigen Konjunkturen vorbehalten und allenfalls daraus einen später anzufügenden Separatartikel machen wolle. In Berlin eingetroffen, war Münchhausen angenehm überrascht, „bei Groß und Klein“ ob der Aussicht auf ein Einvernehmen zwischen den beiden Höfen eine Freude wahrzunehmen, die nicht zu beschreiben sei; der Minister Thulemeier, der Generaladjutant Hacke, die Königin-Mutter vor allen, begünstigten ihn, so wie er es sich nur wünschen konnte. Freilich klagte er, daß man hier nicht wisse, wer Koch und Kellner sei. Wie ganz selbständig der Herr und Meister seine Entschlüsse faßte, das war ihm verborgen. Friedrich beauftragte seine Minister, den Gesandten auf das äußerste zu karessieren und mit Freundschaftsbeteuerungen zu überhäufen, ohne in die Verhandlung einzutreten; bald mußten sie ihm sagen, daß die Verwaltungssorgen den König an auswärtige Angelegenheiten noch nicht denken ließen, bald, daß zur Verhandlung keine schickliche Zeit sei, solange des alten Königs Leiche noch über der Erde stünde. Friedrich selbst endlich entschuldigte sich in der Abschiedsaudienz mit seiner angegriffenen Gesundheit, die ihm für einige Zeit den Verzicht auf alle Geschäfte auferlege, und sprach in dem Rekreditivschreiben an den König von England von der „gar zu kurz gefallenen Zeit“, um derentwillen die Erneuerung des Bündnisses nicht zustande gekommen sei; im übrigen beeilte er sich, dem Oheim die Summen zurückzuzahlen, mit denen dieser den Rheinsberger Hofhalt unterstützt hatte. Durch Thulemeiers Zuspruch ermutigt, brachte Münchhausen Anfang Juli von Hannover aus die Verhandlung brieflich in Erinnerung, um diesmal die Antwort zu erhalten, daß die bevorstehende Huldigungsreise nach Preußen den gegenwärtigen Zeitpunkt nicht als geeignet erscheinen lasse.

Die Ueberrumpelung war mißglückt. Statt ihnen auf den ersten Wink in die Arme zu fliegen, gedachte Friedrich seine Verwandten warten und bieten zu lassen; und wollten sie ihn haben, so mußten sie mehr bieten als die Franzosen. Den Verdruß und die Unruhe, in welche diese das Erscheinen Münchhausens zu versetzen begann, läßt das Wehegeschrei des Marquis Valory, des französischen Gesandten, über die lichterloh hannöverische Stimmung des ganzen Landes deutlich ersehen.

Es galt, den Argwohn und die Eifersucht der beiden Mächte gegeneinander auszuspielen: das der leitende Gesichtspunkt der Verhaltungsmaßregeln, welche

die Obersten von Camas und Graf Truchseß von Waldburg nach Versailles und nach Hannover mitnahmen.

„Ich sende Truchseß nach Hannover — so heißt es in der Instruktion für Camas —, er soll die Politik des Kardinals in Schach halten, und Sie werden von Truchseß als von einem Manne sprechen, den ich hochschätze und der mein Geheimnis besitzt. England sucht mich, das ist sicher; man wird mir vorteilhafte Vorschläge machen, das ist gewiß. Je mehr also die Engländer das Angebot in die Höhe treiben, desto höher der Ton, den anzuschlagen Sie Auftrag erhalten werden."

So soll auch Truchseß in Hannover vor den Franzosen und Franzosenfreunden die Herzlichkeit selbst gegen die englischen Minister sein, vor diesen dagegen von Camas' Sendung nach Frankreich das möglichste Aufheben machen: „Sie werden mit einem Anflug von Eifersucht sagen, daß er einer meiner Busenfreunde ist, daß er mein Vertrauen besitzt und sicher nicht um nichts und wieder nichts nach Frankreich geht. Will man Ihnen von Geschäften sprechen, so sagen Sie stets, daß Sie am glücklichen Ausgang nicht verzweifeln, vorausgesetzt, daß man Ihnen noch bessere Bedingungen macht, als sie mir Frankreich stellt."

In Hannover wie in Versailles sollte der preußische Erbanspruch auf Berg für die von da wie von dort laut angepriesene Aufrichtigkeit der Prüfstein sein.

Wie an die Herrscher der beiden großen Westmächte, sandte der König auch an den römischen Kaiser die Anzeige seiner Thronbesteigung durch einen seiner persönlichen Freunde, den Obersten Gustav von Münchow, den Sohn des Küstriner Kammerpräsidenten, seines alten Wohlthäters. Eine geheime Instruktion, wie die beiden andern Obersten, scheint Münchow nicht mit auf den Weg bekommen zu haben. König Friedrich konnte sich vorweg sagen, daß er von der Hofburg nichts zu erwarten hatte. Das Tafeltuch war entzwei geschnitten zwischen Wien und Berlin, seit Kaiser Karl VI. Frankreich und die beiden Seemächte vermocht hatte, mit ihren identischen Noten auf den König von Preußen einzustürmen und ihm für seine Ansprüche auf dasselbe Herzogtum Berg, dessen Gewinn und Besitz ihm der Kaiser in feierlichster Weise verbürgt hatte, ihren Großmachtsschiedsspruch aufzunötigen. Nur noch in der bittersten Weise sprach Friedrich Wilhelm seitdem über den abtrünnigen Bundesgenossen, und auch bei dem Kronprinzen Friedrich, der seinem Vater eine Zeit lang als allzu kaiserlich gegolten, hatte von Stund an eine ganz veränderte Gesinnung Platz gegriffen. Und jetzt, da er Münchow nach Wien abordnete, klang noch in seinem Ohre die Warnung des sterbenden Vaters vor der invariablen Maxime des Hauses Oesterreich, das Haus Brandenburg niederzuhalten.

Nicht mehr ganz so glänzend war im Sommer 1740 die Lage des Wiener Hofes wie vor vier Jahren, als die völlige Lösung des Bündnisses mit Preußen erfolgte. Damals schwelgte man in der ersten Wonne über das glücklich erzielte Verständnis mit dem alten Gegner Frankreich; man durfte zugleich fest auf die Freundschaft Rußlands zählen. Jetzt hatte dieses Doppelbündnis mit der östlichen und der westlichen Großmacht zugleich, dessen Wiederherstellung in der Folge der Sehnsuchtswunsch der österreichischen Politik blieb, seine erste Probe nur schlecht bestanden, in dem unglücklichen Verlaufe des den Russen zuliebe und auf den Rat der Franzosen begonnenen Türkenkrieges. Nicht genug, daß man den alten Waffenruhm, unmittelbar nachdem der Sieger von Salankemen, der Bezwinger

Belgrads, die Augen geschlossen hatte, traurig befleckte, daß man an Land und Leuten in dem schimpflichen Verzicht auf die Eroberungen des Prinzen Eugen die schmerzlichsten Opfer brachte; auch die Freundschaft mit den russischen Waffenbrüdern war, wie es in Koalitionskriegen zu geschehen pflegt, ernstlich erschüttert.

Schon lagen die Dinge so zwischen den Mächten in Osteuropa, daß das Sinken des österreichischen Einflusses am Zarenhofe jedesmal der preußischen Politik dort günstigere Aussichten eröffnete. Aeltere freundschaftliche Beziehungen zwischen Preußen und Rußland, schon seit dem Tode des großen Peter gelockert, hatten sich 1733 völlig gelöst, damals, als in dem polnischen Thronfolgestreit die Kaiserin Anna, im Widerspruch zu dem, was sie durch Graf Löwenwolde Preußen für die Wahl eines Piasten hatte hoffen lassen, die in Berlin verabscheute Bewerbung des Wettiners begünstigte und den König Stanislas ein zweites Mal zu Falle brachte.

König Friedrich gab unmittelbar nach der Thronbesteigung seinem Gesandten, dem Freiherrn von Mardefeld, von dem Wunsche Kenntnis, das gute und enge Einvernehmen der beiden Staaten wieder auf den Fuß der Zeiten Peters I. und seiner nächsten Nachfolger zu setzen. Rußland galt ihm als die Macht, von deren Freundschaft er nicht eben unmittelbaren Nutzen, von deren Feindseligkeit er aber gegebenenfalls, bei kriegerischen Verwickelungen nach einer anderen Seite, große Unbequemlichkeiten zu gewärtigen habe. Und somit begehrte er augenblicklich, im Hinblick auf seinen mutmaßlich ersten Waffengang, insbesondere die Garantie der Zarin wiederum für seine niederrheinischen Erbansprüche, oder wenigstens ihre Zusage, der künftigen Besitzergreifung in Berg nicht entgegen sein zu wollen. Es galt den Versuch, ob die Hindernisse sich überwinden ließen, welche die Mißgunst der Widersacher auch hier in den Weg gewälzt hatte.

Denn nach allen Seiten hin war ja die österreichische Politik geschäftig gewesen, jenen Ansprüchen Preußens Mißtrauen und Widerstand zu erwecken. Dem aufstrebenden hohenzollerischen Hause, der protestantischen Macht, war nun einmal dieses bergische Land, das katholische Herzogtum, nicht gegönnt; und zudem, wenn man für die Abweisung des österreichischen Erbanspruches der Baiern schon jetzt und noch mehr in Zukunft auf den guten Willen Frankreichs, des historischen Beschützers der Wittelsbacher, angewiesen war, so mußte die sulzbachische Linie des wittelsbachischen Hauses, Preußens Mitbewerberin um Berg, um so mehr mit schonender Rücksicht behandelt werden; dadurch stand der Verbleib Bergs im wittelsbachischen Besitze geradezu in Wechselbeziehung zu der Garantie Ludwigs XV. für die Pragmatische Sanktion.

Auf diese französische Garantie, auf Frankreichs Aufrichtigkeit und Treue, baute die österreichische Staatskunst die ganze Zukunft der durch Unglück im Krieg und Mißwirtschaft im Frieden heruntergekommenen Erblande. War die Vertrauensseligkeit begründet, erlaubte sie vom politischen Standpunkte aus die völlige Geringschätzung Preußens und die Verletzung seiner Rechte und vertragsmäßigen Ansprüche? Der König von Preußen sah weiter als die alten Berater des Kaisers. „Ich bin der Meinung,“ damit entließ er am 11. Juni den Obersten Camas nach Paris, „daß alle Entwürfe der Franzosen darauf gerichtet sind, sich den Tod des Kaisers zu Nutzen zu machen.“

Zweiter Abschnitt.

Zur Memel und zur Maas.

Eine diplomatische Verhandlung in jenen Tagen war nach dem Zustand der Verkehrsmittel und des Nachrichtenwesens ein Ding, das Weile haben wollte und Geduld erforderte. Es konnte Wochen, ja Monate währen, ehe aus Hannover und Versailles eine Kundschaft kam, die über die Erfolge der preußischen Sendboten sicherer urteilen ließ. Inzwischen trat die Sorge um die inneren Staatsangelegenheiten wieder in den Vordergrund. Der König beabsichtigte, sich seinen Unterthanen in den Provinzen zu zeigen und ihre Huldigungen entgegenzunehmen. Für die Reisen wurde im ganzen nahezu ein Vierteljahr in Aussicht genommen; lagen doch die Grenzen des langgestreckten Staatsgebietes nach Ost und West hin weit genug auseinander.

Der Begutachtung der Aerzte wurde der Reiseplan nicht vorgelegt. Sie waren mit der Gesundheit des jungen Fürsten nicht ganz zufrieden und hatten ihn inmitten der Aufregungen und Anstrengungen der ersten Regierungswochen einer Brunnenkur unterworfen, die er gewissenhaft einhielt. „Ich erhebe mich um vier Uhr,“ so schildert Friedrich in einem Briefe vom 27. Juni sein Tagwerk, „trinke bis acht den Brunnen, schreibe bis zehn und besichtige bis gegen Mittag Truppen; bis fünf schreibe ich wieder und abends erfrische ich mich in guter Gesellschaft. Werde ich meine Reisen hinter mir haben, so wird mein Leben ruhiger und geregelter sein, aber noch zur Zeit habe ich den gewöhnlichen Lauf der Geschäfte mitzumachen und habe obendrein die neuen Veranstaltungen, und bei alledem muß ich viel unnütze Komplimente drechseln, Rundschreiben erlassen et cetera.“

Die Residenz Charlottenburg, das künstlich gegründete und schnell wieder verkommene Ackerstädtchen mit seiner breiten, pflasterlosen Hauptstraße, die durch große, notdürftig mit Bohlenlagen überbrückte Sümpfe und Lachen hindurchführte, war in diesen Tagen das Wanderziel der Neugierigen; zumal zur Mittagsstunde, wenn der König mit seinem militärischen Gefolge im gestreckten Galopp von

den Truppenübungen zurückkam, drängten sich die Einheimischen und die Fremden, seinen Anblick zu erhaschen.

Ein Fremder, der den Kronprinzen Friedrich zwei Jahre vor der Thronbesteigung kennen lernte, war erstaunt ob seinem überaus jugendlichen Aussehen und nannte ihn frischweg das niedlichste Menschenkind im ganzen Königreiche. So zeigt auch das naturwahre Profilbild des Kronprinzen, das Knobelsdorf 1737 malte, um Mund und Nase noch fast knabenhafte Züge. Von vorn betrachtet erschien das Gesicht jetzt voll und rund; auch die zierliche, kaum mittelgroße Gestalt nahm allmählich Fülle an: „ziemlich wohlgenährt, ohne zu stark zu sein" — so lautet im Juni 1740 die Beschreibung; ja bald finden wir die Ansicht ausgesprochen, der König werde es mit der Zeit an Beleibtheit seinem Vater gleichthun. Sein Gang war trotz der etwas schwer geformten Beine leicht und fest, schnell, beinahe hastig; an der Haltung bemerkte man eine nachlässige Neigung des Kopfes nach der linken Schulter: das würde ihn, heißt es, in der fremdartigsten Verkleidung sofort verraten. Das Antlitz hatten Luft und Sonne bereits stark gebräunt, so daß die Gesichtsfarbe grell gegen das zarte Weiß der kleinen, mit kostbaren Ringen geschmückten Hände abstach, die beim Sprechen, wie es schien nicht ohne Selbstgefälligkeit, lebhafte Gebärden machten. Das gepuderte braune Haar, nach französischer Mode in gefälligen Locken die hohe Stirn umkräuselnd und im Nacken in den mit schwarzem Band umwundenen Zopf auslaufend, stand zu dem freien, edlen Antlitz „über die Maßen wohl" — so bezeugen es auch die Mißgünstigen; und spielte vollends ein unwiderstehlich gewinnendes Lächeln um den feingeschnittenen Mund, so nahm dies Antlitz eine Freundlichkeit an, „die dem schüchternsten Menschen ein Herz machet, sich freimütig mit ihm zu unterreden". Dann verklärte sich das große, lebhafte Auge, dessen Ausdruck durch starke Kurzsichtigkeit nicht verlor, in warmem, seelenvollem Glanze; diesen Blick vergaß niemand wieder, und den steifen Schwulst der patriotischen Reimereien aus diesen Jahren durchbricht ein Ton wahrer Empfindung, wo der leuchtenden blauen Augen des jungen Königs gedacht wird.

Ein mehreres als die Poeten lasen in Friedrichs Zügen die Diplomaten. „Sein Auftreten," schreibt der Marquis Beauvau, der die Glückwünsche des Königs von Frankreich zur Thronbesteigung überbrachte, „ist ungezwungen und gewinnend, seine Stimme ist weich und anmutend und könnte auf eine große innerliche Bescheidenheit, fast auf ein wenig Furchtsamkeit schließen lassen, zumal wenn er zu reden anfängt oder wenn er mit jemandem zum erstenmal spricht, und das trägt nicht wenig dazu bei, ihm die Herzen zu gewinnen, wenn es ihm beliebt zu berücken; schaut man aber nur ein wenig schärfer zu, so gewahrt man sofort den spöttischen und verächtlichen Zug, den der Schleier der Milde und der Güte nur oberflächlich verhüllt." Auch dem ständigen Vertreter Frankreichs, Marquis Valory, galt der König als im Grunde des Herzens hochfahrend, trotz seiner Höflichkeit und seiner Geflissenheit, verbindliche Dinge zu sagen. Er könne sich, wo er Lächerlichkeiten entdecke, eine feine und boshafte Anspielung nicht versagen; er nehme es indessen nicht übel, setzt Valory mit Selbstbewußtsein hinzu, wenn man ihm antworte und kräftig antworte, vorausgesetzt, daß die Antwort treffend sei; er berichtet, daß Friedrich ihm einmal gesagt hat: „Man muß nicht

viel auf die kleinen Sticheleien achten, die mir entfahren; das ist so meine angeborene Ausdrucksweise."

Immer kündete das spöttische Zucken um die Mundwinkel nur leichte Plänkeleien an; Sturmzeichen aber waren es, wenn dunkle Schatten sich über die Stirn breiteten und es aus den Augen hervorleuchtete „wie ein trübes Feuer". „Er ist," sagt jener Beauvau, „aufbrausend und heftig bis zur Haltungslosigkeit, ob er immer, zur Zeit da er in Ungnade stand, sich ein wenig zu mäßigen gelernt hat."

Für die Kräftigung seiner Gesundheit erwartete man das beste von seiner einfachen Lebensweise, der unsere Berichterstatter, auch die diplomatischen, alle Anerkennung zollen. In Abhärtung und in Gewöhnung an das angestrengteste Leben gehe er allen mit seinem Beispiele voran.

Auch damit sollte ein Muster gegeben werden, daß Friedrich die Uniform seines Regiments als tägliches Gewand weiter trug. So lange bei Hofe das Staatskleid mehr gegolten hatte als der Waffenrock, hatten die vornehmen und wohlhabenden Offiziere vor ihren minder gut gestellten Kameraden mit reichen Modekleidern geprunkt; deshalb hatte schon König Friedrich Wilhelm in der zweiten Hälfte seiner Regierung die Uniform nur noch während des mehrwöchentlichen Herbstaufenthaltes zu Wusterhausen abgelegt, wo er inmitten seiner Jagdgründe das grüne Weidmannsgewand mit dem Hirschfänger trug. Friedrich hatte in den Blütetagen seines Knabentrotzes, seiner unreifen Aufsässigkeit, den knappen „Justaucorps" verächtlich seinen Sterbekittel gescholten; jetzt gab sich sein oft geäußertes Gefallen an prächtigen Gewändern nur dadurch Ausdruck, daß er seine Pagen und die zahlreiche Dienerschaft, mit welcher der bisherige kärgliche Hofstaat vermehrt wurde, sehr reich und geschmackvoll einkleidete. Neuen Glanz und die unentbehrliche äußere Würde gab dem königlichen Haushalte auch die Wiedereinrichtung der großen Hofämter, die seit 1713 fast alle geruht hatten. Für den gewöhnlichen Dienst um seine Person verzichtete indes der König auf die Mühewaltung nicht bloß dieser Würdenträger, sondern auch der mit unverhohlener Geringschätzung betrachteten Kammerherren; seine Umgebung bildeten ausschließlich die Adjutanten und der kleine Kreis der vertrauten Gesellschafter, die alsbald aus Rheinsberg nach Charlottenburg übergesiedelt waren und sich dort überzeugten, daß der Bereich ihres Einflusses ein eng begrenzter bleiben sollte.

Es wird erzählt, daß Dietrich von Keyserlingk, der Lieblingsfreund, sich im Rausch der ersten Wonne schon als den Allmächtigen an dem neuen Hofe betrachtete und mehrere Schreiber zur Beantwortung der an ihn gerichteten Glückwunschschreiben in Thätigkeit hielt; aber es währte nicht lange, so trug man sich in der Hofgesellschaft mit einer Aeußerung des Königs, durch die der Günstling sehr deutlich in seine Schranken zurückgewiesen worden sei: „Mein lieber Keyserlingk, du bist ein sehr netter Mensch, du hast viel Witz und hast viel Belesenheit, du singst hübsch und du scherzst hübsch, aber deine Ratschläge sind die eines Thoren." Es kam hinzu, daß Keyserlingks angegriffene Gesundheit Schonung erheischte; zum Generaladjutanten befördert, wurde er doch für den aufreibenden Dienst im Stabe des obersten Kriegsherrn nicht wie die andern Adjutanten in

Anspruch genommen. Der gelehrte Jordan, „der liebenswürdigste und der wunderlichste Sterbliche“, wie ihn sein königlicher Freund nannte, sah sich zum obersten Leiter der Waisenhäuser, Spittel und Armenanstalten ernannt und beklagte, daß das zum öffentlichen Arbeitshaus bestimmte Gebäude mit dem Ochsenkopf als Wahrzeichen ganz oben in der Wilhelmstraße am äußersten Ende der Hauptstadt gelegen sei. Noch ein anderer aus der Rheinsberger Gesellschaft, der junge Bielfeld, wollte bei der ihm anvertrauten Stellung eines Legationssekretärs ganz und gar nicht den entsprechenden Schauplatz für die Entfaltung seiner staatsmännischen Talente erkennen; er gestand, das heiße ein wenig klein anfangen, und tröstete sich damit, daß für die Erwartungsvollen insgemein der Tag des Thronwechsels eine wahre journée des dupes geworden sei.

Gewiß wurde die persönliche Hingebung auf eine ernste Probe gestellt, wenn von den Freunden der Entschluß gefordert wurde, eben nichts weiter als Freunde sein zu wollen; so hat Friedrich dem treuen Suhm, dem sächsischen Gesandten in Petersburg, in seinem dringenden Einladungsschreiben die Gewissensfrage vorgelegt, ob er Manns genug sei, auf die diplomatische Laufbahn zu verzichten, um das bedachtsame Leben eines Weisen zu führen, und ob er in der Gesellschaft des Freundes Ersatz genug für die Politik finden werde. Suhm schlug freudig ein; er verließ Rußland und den sächsischen Staatsdienst, aber er trug den Todeskeim in sich und sollte sein gelobtes Land nur aus der Ferne schauen; noch im Hafen, so klagt es der rührende Abschiedsbrief des Sterbenden, litt er Schiffbruch. Auch Algarotti, der „Schwan von Padua“, sagte zu, aber er nicht ohne den heimlichen Ehrgeiz, eine glänzende politische Rolle zu spielen; aus London herbeigeeilt, traf er noch im Juni in Charlottenburg ein, und der Glanz seiner vielseitigen Bildung wie der Reiz seiner Persönlichkeit wirkte auf Friedrich noch ebenso bezaubernd, wie im Herbst zuvor während des kurzen Besuches in Rheinsberg. Anderen erschien der lebhafte Südländer nach wie vor herzlich oberflächlich und zudem jetzt unerträglich anmaßend.

Noch manch anderer Schöngeist wäre gern herangeflattert; aber von einem französischen Herrchen, mit dem er durch Algarotti bekannt wurde, meinte Friedrich, der bleibe besser da, wo er sei: „Nehmen wir nur die Blüten des menschlichen Geschlechtes und beschneiden wir die unnützen Blätter und die modernden Wurzeln; ein Blumenstrauß muß gewählt sein.“

Zu den Auserwählten gehörten von früher Fouqué, der Großmeister des Bayardordens vom Remusberge, und Graf Rothenburg, der feingebildete neumärkische Edelmann, der, für Brandenburg-Preußen eines der letzten Beispiele des adelichen Reißläufertums, vor dreizehn Jahren als Sechzehnjähriger, wie vor ihm mehrere seines Geschlechtes, französische Kriegsdienste genommen hatte und im Feldzuge von 1734 als Adjutant des Marschalls Berwick dem Kronprinzen von Preußen bekannt geworden war; die Wahlverwandtschaft ihrer Naturen offenbarte sich schnell; bei dem einen wie bei dem andern unter schillernder französischer Schale der gediegene deutsche Kern, hier wie dort der Trieb zu den Büchern gepaart mit der Lust an einem blanken Schwert. Da er diesem Lehnsherrn seinen Degen weihen konnte, duldete es den jungen Grafen nicht länger in der Fremde. Fouqué hatte nur der Not gehorchend zwei Jahre lang unter

dänischen Fahnen gedient; er eilte unter die preußischen zurück, jetzt, wo der Zorn des alten Fürsten von Dessau, seines Verfolgers, ohnmächtig war.

Auch den Verbannten von 1730 erschloß sich die Heimat wieder. Es ist begreiflich, daß Friedrich an die Vorgänge von damals ungern erinnert wurde; die Witzigen sagten, er habe ein vortreffliches Gedächtnis bis auf 1730; immerhin hat er als König keinen Augenblick gesäumt, den in das Verhängnis des Kronprinzen verstrickten Opfern peinliche Ehrenschulden abzutragen. In dem Harzstädtchen Blankenburg fühlte sich sein alter Lehrer Duhan de Jandun als braunschweigischer Bibliothekar äußerst vereinsamt; schon am dritten Tage seiner Regierung kündigte Friedrich dem völlig unschuldig aus dem Lande und aus seiner teuren französischen Kolonie Vertriebenen die Stunde der Erlösung eigenhändig mit den herzlichen Zeilen an: „Ich erwarte Sie mit Ungeduld, lassen Sie mich nicht schmachten." Eine Legationsratsstelle im Auswärtigen Amte, in der er sich den Dienstobliegenheiten nach Gefallen entziehen durfte, sicherte dem Alter des Heimkehrenden alle Behaglichkeit, und sein königlicher Schüler bewies ihm fortgesetzt sorgliche Aufmerksamkeit; aber die Vertraulichkeit früherer Zeiten fand sich zwischen beiden nicht wieder ein, dazu hatte der Alte, schon in seiner äußeren Erscheinung jetzt unverkennbar der unverfälschte, starre Kalvinist, sich allzuwenig die Freiheit des Sinnes bewahrt. In London lebte Peter von Keith, der geflüchtete Lieutenant, mit dem Charakter eines portugiesischen Majors, den ihm der König von England verschafft hatte, um sich und den Deserteur gegen einen etwaigen preußischen Auslieferungsantrag zu decken. Friedrich ließ den Jugendfreund und Mitschuldigen zurückrufen, er ernannte ihn zum Oberstlieutenant, zum Stallmeister, zum Mitglied seiner neuen Akademie, aber er hielt ihn vom wirklichen Dienst im Heere ebenso fern wie von seiner Person, und als später von englischer Seite die Anregung gegeben wurde, Keith als Gesandten nach London zu schicken, wollte der König darin lediglich eine List derer erkennen, welche Keith als halben Briten ansähen und sich zu der Unerfahrenheit dieses Unterhändlers beglückwünschen würden. Der unglückliche Vater des vor zehn Jahren hingerichteten Lieutenants von Katte wurde in den Grafenstand erhoben, und als der König während seiner preußischen Reise zu Angerburg die Katteschen Kürassiere besichtigte, überreichte er dem Regimentschef persönlich ein Feldmarschallspatent.

Mit kleinstem Gefolge war der König am 7. Juli aus Berlin aufgebrochen. Als vor vierzig Jahren sein Großvater zur Krönung nach Königsberg reiste, belief sich sein Troß auf mehr als zweihundert Staatskutschen, Küchenkarren und Rüstwagen; diesmal fuhren im ganzen nicht mehr als drei Wagen durch das Land; den seinen teilte der König mit Keyserlingk und Algarotti, den beiden in witziger Unterhaltung wetteifernden Sprudelköpfen, und dem einsilbigen, grobkörnigen, hünenhaften Generaladjutanten von Hacke. Bewaffnete Begleitung hatte schon Friedrich Wilhelm I. auf seinen Reisen verschmäht; nur auf der Strecke durch das Polnische pflegte sich ein Dragonertrupp als Bedeckung anzuschließen. Je kleiner der Reisezug war, um so schneller gelangte man vor-

wärts; für die achtzig Meilen zwischen Berlin und Königsberg, die Friedrich I. in zwölf bis vierzehn Tagen zurückzulegen pflegte, haben seine beiden Nachfolger für gewöhnlich trotz des schlechten Zustandes der Wege nicht mehr als vier Tage gebraucht. Man fuhr mit untergelegten Bauernpferden, die nach Maßgabe der Vorspannordnung gestellt werden mußten; doch wußten die Fronpflichtigen, daß der Landesherr sie bei diesem Anlaß gut entschädigte. Wenn er erwartet wurde, so boten die sonst so stillen Ortschaften ein buntes und bewegtes Bild; die Bevölkerung aus der ganzen Umgegend war zusammengelaufen, die Vorspannpferde standen in Reihe und Glied, daneben festlich geschmückt die Bauern, die bis zum nächsten Gespannwechsel mitzureiten hatten; andere hielten Eimer voll Wasser bereit, die heißen Wagenräder während des Umspannens zu übergießen. Am ersten Haltorte in jedem Kreise mußte der Landrat zur Stelle sein; auch die königlichen Amtleute und die Dorfschulzen aus der Nachbarschaft hatten sich einzufinden. Vorreiter, die den Wagen um eine Viertelstunde voraussprengten, überzeugten sich, daß nichts fehlte. Hielt dann der König, so begann ohne lange Begrüßungsreden das Verhör der Beamten über die Zustände und Bedürfnisse des Orts und der Gegend. Auch der gemeine Mann durfte reden, wenn er etwas Erhebliches vorzubringen hatte. Mitunter hat wohl, wenn die Fahrt fortgesetzt wurde, ein Amtmann eine Wegstrecke neben des Königs Wagen herreiten müssen, um weiteren Bescheid zu geben. Zu Mittag und zur Nacht hat Friedrich auf seinen Reisen mit Vorliebe in den Dörfern Rast gemacht und zwar der Regel nach bei den Predigern, die dann ein ansehnliches Geschenk erhielten.

Heerschauen über größere Truppenmassen in der Art, wie sie Friedrich Wilhelm I. eingeführt hatte, fanden auf der ersten Reise des neuen Königs nicht statt; doch wurden in den Garnisonen, die am Wege lagen, die Regimenter einzeln besichtigt. So gleich in Landsberg an der Warthe das Schulenburgsche Grenadierregiment zu Pferde. Der Chef war Friedrichs alter Freund, an den er vor zehn Jahren in den Tagen seines Küstriner Aufenthaltes sich eng angeschlossen hatte; soeben noch (26. Juni) hatte er dem Grafen Schulenburg in schmeichelhaftester Weise „wegen Eurer Meinem Hause geleisteten treuen Dienste" den schwarzen Adlerorden verliehen; nun aber verdarb es der General auf dem Paradeplatze. „Ich habe eine Schwadron Schulenburg gesehen, welche die Konfusion selber war," teilt der König während der Reise seinem Bruder mit, dem Prinzen Wilhelm; „ich habe dem General einen sehr kräftigen Brief geschrieben, ich glaube, er wird sich nicht damit rühmen."

In einem andern Falle verblieb der Tadel nicht bei Worten: bei einem altpreußischen Feldinfanterieregiment wurde ein Compagniechef entlassen, der Oberst zu einer Truppe minderen Ranges, zu einem Garnisonregiment, versetzt. Im ganzen aber war der neue Kriegsherr mit dem Ergebnis der Besichtigungen sehr zufrieden: „Borcke, Lamotte, Platen und Buddenbrock, nicht zu vergessen Schwerin, sind ganz prachtvoll," so rühmte er seinem Bruder die neumärkischen und pommerschen Regimenter, während die preußischen das Gesamturteil „der Mehrzahl nach in gutem Stande" erhielten.

Der König hatte, bevor er nach Königsberg ging, den Umweg durch Littauen genommen, um seinem Minister Podewils Zeit zu lassen, mit den zur

Huldigung beschiedenen Ständen über ihre Beschwerden und Forderungen eins zu werden. Denn hier in Ostpreußen betrat man alten Kampfesboden; das Land, auf das die Souveränetät und die Königswürde gegründet war, beanspruchte eine Ausnahmestellung im Gesamtleben des Staates. Fester als irgendwo anders wurzelten hier die Erinnerungen an die alte Freiheit und Selbstverwaltung. Die ständischen Vorrechte waren nach der Lösung des polnischen Lehensverbandes von dem ersten souveränen Herzog in feierlichster Weise anerkannt und verbrieft worden, aber dieser Herzog hatte seinen Nachfolgern auch die Warnung in seinem politischen Vermächtnis hinterlassen: „Je mehr Landtage Ihr haltet, je mehr Autorität Euch benommen wird," und sein Enkel, König Friedrich Wilhelm, hatte in der That selbst hier in Preußen absolut regiert; er berief die Stände 1714 zur Huldigung, dann nie wieder, und wußte sich im stärksten Gegensatz gegen die Mitherrschaftsgelüste des eingesessenen Adels; seine zornigen Scheltworte gegen „der Junker ihre Autorität" galten zunächst und vor allem der Störrigkeit der Altpreußen. Noch immer aber betrachtete der Adel hier und in den andern Provinzen den augenblicklichen staatsrechtlichen Zustand noch keineswegs als eine endgültige Lösung der vordem so lebhaft und hart umstrittenen Verfassungsfrage; man dünkte sich nicht schlechter als die benachbarte hannöverische oder mecklenburgische Ritterschaft, der die Uebung ihrer Landstandschaft unverkümmert blieb, und lieferte nicht Schweden ein frisches Beispiel, daß den starresten Absolutismus eine „Freiheitszeit" wiederablösen konnte? So hatte in den letzten Jahren der alten Regierung selbst einer der preußischen Generale, ein Kurt von Schwerin, der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß der Thronwechsel die Wiederherstellung der alten ständischen Verfassung bringen werde.

Der schmiegsame Podewils hat in Königsberg mit den adelichen Häuptern des Landes sehr geschickt verhandelt. Die Stände versprachen die Huldigung, auch ohne die begehrte Zusage für wiederholte und regelmäßige Einberufung zu erhalten. Von dem Trotz und der persönlichen Gehässigkeit der alten Zeiten war 1740 doch keine Spur mehr wahrzunehmen. Das angesehenste Geschlecht im Lande gab den Standesgenossen das Beispiel für die Gefügigkeit, indem die Dohnas aus Aufmerksamkeit für den Landesherrn und aus Schonung für die Empfindlichkeit des übrigen Adels auf ihr Vorrecht, schriftlich, nicht mündlich zu huldigen, Verzicht leisteten. Die ganze Bewegung kam endlich auf ein paar anzügliche Sätze in der Huldigungsrede des Landesdirektors von der Gröben hinaus: der Redner legte dem König die preisliche Absicht unter, durch den wiederbesetzten Landrat und die zusammengerufenen Stände die Not des durch manches Ungemach entkräfteten Königreichs Preußen aufs genaueste erforschen zu lassen, und schalt diejenige Staatskunst eine irrende, welche in einem verweigerten Landtag den Anwachs unumschränkter Macht und Oberhoheit sehen wolle.

Der König ließ solche Worte unerwidert, aber in seinen Augen war an der Thatsache nicht zu rütteln, daß sein Land, wie er eben hier in Königsberg gegen Podewils mit scharfer Betonung geäußert hat, ein monarchischer und despotischer Staat sei. Die Krönung hielt er nicht für erforderlich, wie vor ihm schon sein Vater; „die heilige Salbflasche" und die sonstigen Zeremonien bezeichnete er als unnütze und nichtige Erfindungen des Aberglaubens.

In rauschenden Festlichkeiten gingen diese Königsberger Huldigungstage ohne weiteren Mißton zu Ende. „Die Stadt ist gedrängt voller Leute," schreibt der König am 17. Juli; besonders erregten die im Hafen zusammengeströmten Schiffe seine Aufmerksamkeit; er bemerkt, daß er ihrer mehr als 180 gezählt habe. Die Stände ließ er nach der Huldigung an zwölf Tafeln im Moskowitersaale des Schlosses speisen, und abends ward der Studentenschaft nach ihrem Fackelzug auf Kosten des Königs Wein „in größter Quantität" eingeschenkt. Auch ein Zeichen der veränderten Zeiten war es, daß hier in dieser Provinz, wo zu Anfang der vorigen Regierung die jungen Adelichen zwangsweise für das Kadettenhaus ausgehoben worden waren, jetzt der Sprecher der studentischen Abordnung, ein Junker von Egloffstein, durch die Huld des Königs bezaubert, schnell entschlossen sich zum Kriegsdienste meldete.

Nach viertägiger Rückreise traf der König am 25. Juli wieder in Berlin ein. Für den 2. August war die Erbhuldigung der kurmärkischen Stände angesetzt. Der König stand vor dem Thronsessel, hinter ihm seine Brüder und seine Vettern, die Generale und die hohen Staatsbeamten. Der Etatsminister von Arnim betrat eine Bühne und hielt zuerst der Ritterschaft, dann den Abgeordneten der Städte eine feierliche Ansprache; er versicherte den Bürgerschaften, daß ihr König kein Bedenken tragen würde, „in dem Schoß eines jeglichen seiner Unterthanen sicher und ruhig zu schlafen", ohne sich erst der Treue durch Eidesleistung zu versichern. Ein Sprecher vom Adel und der Bürgermeister von Berlin antworteten in freudig bewegter Rede. Dann ward die Huldigungsformel verlesen und alle schworen dem Könige. Draußen auf dem großen Platze, nach der Breitenstraße und der alten Domkirche zu, drängte sich das Volk; der König trat mit seinem Gefolge auf den Altan; dreimaliger Zuruf brauste empor. Unerwarteterweise verweilte der König fast eine halbe Stunde, den Blick fest und ernst auf die unermeßliche Menge zu seinen Füßen gerichtet: „er schien in tiefe Betrachtung verloren".

An demselben Tage nahmen in den Hauptstädten der Nebenlande Bevollmächtigte an des Königs Statt die Huldigung entgegen, überall wie es der Ortsbrauch forderte. In Kleve ward nach uralter Sitte das Gnadenseil unter die Gefangenen ausgeworfen, in Magdeburg veranstaltete die Kaufmanns- und Schifferbrüderschaft auf dem Schützenplatz ein Feuerwerk und ein Lustschießen, und in Halle bestieg der älteste Meister der Pfännerschaft das schwarze Roß, das den Salzwirkern wie vor Zeiten beim ersten Einritt ihrer Erzbischöfe so auch heute nach ihrer Gerechtigkeit geschenkt wurde, und ritt um die vier Brunnen im Thale, und der Vertreter des Landesherrn wünschte der Brüderschaft gute Nahrung an dem Vertriebe des Salzes, daß die Kaltlager sich verringern und die Siedetage sich mehren möchten.

Für den Besuch, den er seinen westlichen Provinzen zudachte, wählte der König den Umweg durch das deutsche Oberland, um in Franken die den Markgrafen von der brandenburgischen Nebenlinie vermählten Schwestern zu begrüßen.

Er hat vor seiner Abreise wohl den Gedanken geäußert, seine Reise nach Frankreich auszudehnen und die Bekanntschaft des Kardinals Fleury zu machen;

doch würde man den Ausflug, den er jetzt von Frankfurt aus nach Straßburg gemacht hat, nicht als eine Wiederaufnahme dieses Gedankens, nicht als den Anlauf zur Reise in das Innere von Frankreich auffassen dürfen. Die Fahrt nach Straßburg wurde ganz aus dem Stegreife beschlossen und ins Werk gesetzt. Die lang verhaltene Lust zu einer Vergnügungsreise, der unwiderstehliche Antrieb, sich einmal ganz frei von jedem Zwang, unerkannt und womöglich unbeobachtet, zu bewegen und zu tummeln, den Einfällen der Laune einmal freien Lauf zu lassen, der eigentümliche Reiz, den Unbilden des Reisens, der Unzuverlässigkeit der Fuhrleute und der Prellerei der Wirte, der Grobheit der Postmeister und Zollbeamten wie ein gewöhnlicher Sterblicher ausgesetzt zu sein, vielleicht auch die Grille, just dieses Straßburg sehen zu wollen, das vor jetzt zehn Jahren dem in die Ferne und in die Freiheit Hinausstrebenden ein unerreichbares Ziel gewesen war, endlich die Begierde, die Franzosen bei sich zu Hause und vor allem französische Offiziere und französische Truppen zu sehen — das alles, und nicht irgendwelche hohe und geheime politische Absichten, waren die Beweggründe dieser abenteuerlichen Entdeckungsfahrt, in Bezug auf die Friedrich nach Jahren gesagt hat: „Wenn man sich einen vergnügten Augenblick verschaffen kann, ohne jemandem zu nahe zu treten, so soll man es nicht versäumen; eine gewisse Straßburger Reise war auch nicht besonders weise.“

Der Entschluß zu dem Besuche in Straßburg scheint erst am letzten Tage des Baireuther Aufenthaltes, am 19. August, gefaßt worden zu sein. Ein Teil der Reisegesellschaft ging nach Wesel auf dem geraden Wege voran, so der Erbprinz von Anhalt-Dessau und der Generaladjutant Hacke; bei dem Könige blieben nur der Prinz Wilhelm, Graf Wartensleben und Algarotti. „Unser Aufzug,“ so erzählt Friedrich selbst, „mußte wohl etwas höchst Seltsames haben, denn an jedem Ort, wo wir durchkamen, hielt man uns für etwas anderes.“ Nicht einmal an Pässe hatte man gedacht; erst vor dem Grenzhause an der Kehler Rheinbrücke gewahrte man am Nachmittag des 23. August den Mangel, um ihn nun im letzten Augenblicke, verdächtig genug, mit Hülfe des in des Königs Siegelring eingeschnittenen preußischen Wappens zu ersetzen; noch ist der von der Hand des Kämmerers Fredersdorf eilfertig und wenig kanzleigerecht aufgesetzte, von dem Könige unterschriebene Notpaß für den Grafen Schaffgotsch — denn diesen Namen hatte der Prinz gewählt — und seinen Begleiter Algarotti erhalten; einen zweiten Paß stellte Friedrich für den Grafen Dufour und Gefolge, d. h. für sich selbst, aus. Um das Aufsehen zu mindern, blieben der Prinz Wilhelm und Algarotti für die Nacht in Kehl zurück; der König stieg mit Wartensleben gegen Abend zu Straßburg im Gasthof zum Raben ab und ließ sich sofort aus einem benachbarten Kaffeehaus ein paar Offiziere vom Regiment Piemont zu Gast laden, welche von Neugierde getrieben die seltsame Einladung annahmen.

Gouverneur der Festung war der alte Marschall Broglie. Gegen die geheimnisvollen, auffällig sich benehmenden Fremdlinge in nicht geringem Grade argwöhnisch, unterzog er am andern Morgen die Offiziere einem genauen Verhör, nahm indes sehr artig den Besuch auf, den ihm die aus Kehl eingetroffenen

Nachzügler nebst Wartensleben abstatteten; auch erlaubte er den Reisenden die Besichtigung der Zitadelle und der Wachtparade und die Besteigung des Münsterturms. Als dann auch der Graf Dufour, erst am dritten Tage, sich melden ließ, war sein Geheimnis durch einen preußischen Deserteur, der vordem den Kronprinzen oft genug gesehen hatte, bereits entdeckt. In seiner allerdings eigentümlichen Lage, in dem Zweifel, ob er seinem Gast königliche Ehren erweisen oder ob er das Inkognito achten solle, scheint der Graf von Broglie sich nicht eben geschickt und taktvoll benommen zu haben, und Friedrich hielt es jetzt für das Geratenste, unverzüglich den Rückzug anzutreten. Das Unglück wollte, daß die Erinnerung an eine Episode des italienischen Feldzugs von 1734, wo sich Broglie als kommandierender General in seinem Quartier hatte überraschen lassen und als Sansculotte vor den Feinden geflohen war, den alten Invaliden in Friedrichs Augen von vornherein als eine komische Persönlichkeit dastehen ließ, und somit ist in der übermütigen, halb prosaischen, halb gereimten Reisebeschreibung, die auf frischer That an Voltaire geschickt wurde, der Marschall, der für das Ueberraschtwerden geschaffen scheine, nicht eben glimpflich fortgekommen.

Der König hatte Voltaire, der sich seit einiger Zeit in geschäftlichen Angelegenheiten in Brüssel aufhielt, eine Begegnung in Antwerpen vorgeschlagen; jetzt mußte er ihm nach der Ankunft in Wesel (2. September) mitteilen, daß er ein Wechselfieber mitgebracht habe, welches hartnäckiger sei als ein Jansenist; so möge nun vielmehr Voltaire den Weg zu ihm machen, ihn durch seinen Anblick zu heilen.

Und so traten denn am 11. September in dem kleinen Schlosse Moyland bei Kleve die beiden zum erstenmal in den gleichen Raumbereich, die von Stund an immer von neuem sich anziehen und abstoßen sollten. Wie es scheint, war man auf beiden Seiten von dem ersten Eindruck nicht völlig befriedigt, und nach den vorher ausgetauschten Ueberschwenglichkeiten war dies wohl kaum anders möglich. Da hatte Friedrich geschrieben, daß er nicht glücklich leben und nicht ruhig sterben könne, bevor er den Freund umarmt haben werde, und der „Göttliche“ hatte geantwortet: „Simeon wird sein Heil schauen; die Franzosen sind allesamt Preußen; mein Herz kündet mir, daß die Stunde naht, wo ich von den Lippen des gekrönten Apollo die Reden hören werde, die das weise Altertum bewundert haben würde.“ Nun kam Voltaire zur ungünstigen Stunde; Friedrich lag in einem heftigen Anfall seines Fiebers und schreibt nachher: „Mit Leuten von seinem Schlage darf man nicht krank sein, man muß sich sogar sehr wohl befinden, womöglich mehr als gewöhnlich wohl befinden.“ Aber auch der Gast hatte keinen ganz guten Tag; er war enttäuscht von der Einfachheit dieses ambulanten Hoflagers, von dem er späterhin mit dick aufgetragenen Farben eine boshafte Schilderung entworfen hat; er war abgespannt von der Reise, nervös, mehr aufgeregt als angeregt. Dazu versichert Algarotti, daß Voltaire, der sich schon in seinen letzten Briefen einige gute Lehren und Verhaltungsmaßregeln zu geben erlaubt hatte, aus der Sprache der Anbetung allzu schnell zu einem vertraulichen, ein wenig unehrerbietigen Tone übergegangen sei, der mißfallen habe. Voltaires Landsmann Valory hatte, so wie er den Unvorsichtigen kannte, das

nicht anders erwartet und gleich gemeint, es wäre nicht unmöglich, daß seine Gegenwart die vorgefaßte hohe Meinung etwas herabstimmte.

Das alles schloß nicht aus, daß der Dichter Voltaire durch den Vortrag seines Mahomet-Manuskriptes die auserlesene kleine Gemeinde zu heller Begeisterung hinriß, und dem bestrickenden Zauber seines Gesprächs hat Friedrich nach dieser ersten Begegnung nachgerühmt, daß aus den glücklichen Einfällen, die er hervorsprudele, ein Mensch, der nicht denke, sondern nur ein gutes Gedächtnis habe, ein glänzendes Werk zusammenstellen könne.

Voltaire war nach Moyland gerade zur rechten Zeit gekommen, um Zeuge des ersten politischen und militärischen Auftretens seines nordischen Salomo zu werden. Eben an dem Tage, da Friedrich den Dichter empfing, hat er sein Manifest gegen den Bischof von Lüttich veröffentlicht, nach dem Vorsatz, den er seinen Ministern eröffnet hatte, daß er bei seinem Besuch in den Rheinlanden mit dem unverträglichen Kirchenfürsten in jener Herstaler Angelegenheit abrechnen wolle. Denn an den Bischof unmittelbar gedachte er sich zu halten, nicht an seine aufsässigen Unterthanen von Herstal, die bei ihrer Widersetzlichkeit gegen die preußische Herrschaft wesentlich auf den Schutz des Lütticher Hofes bauten.

Wirr genug lagen die thatsächlichen wie die staatsrechtlichen Verhältnisse hier in diesem Ländchen an beiden Ufern der Maas, wo vor einem Jahrtausend die Wiege des karolingischen Geschlechtes gestanden hatte: nebeneinander ein händelsüchtiger Bischof mit einer zum Losschlagen bereiten Landmiliz, der die Reichsunmittelbarkeit des preußischen Besitztums bestreitet, mit Berufung auf seine Lehnshoheit über einen Teil des Gebiets sich Akte der Landeshoheit anmaßt und die Herstaler Rebellion unter seinen Schutz nimmt; ein Herzog von Brabant mit konkurrierenden Lehnsansprüchen; ein römischer Kaiser, in der Person eben dieses Herzogs von Brabant, der, von den Streitenden um Rechtshülfe angerufen, unparteiische Justiz zwar verheißt, aber nie leistet; eine ärmliche, aber handfeste Bevölkerung von Grubenarbeitern und Sackträgern, zu keiner Huldigung, keiner Abgabe zu vermögen, entschlossen, die von dem neuen Erbherrn ernannten Schöffen so wenig im Lande zu dulden wie die preußischen Werber, und schnell zu Thätlichkeiten, zu einer Verfolgung „auf Leib und Leben, Gut und Blut“ ausschreitend; der eigentliche Herr im Hause ein Advokat von Lüttich, der da wühlte und schürte und den Empörern ihre Verhaltungsmaßregeln gab. Acht Jahre lang, seit dem Tage der preußischen Besitzergreifung, währte das öffentliche Aergernis; König Friedrich Wilhelm war im äußersten Maße aufgebracht, wollte aber doch weder Truppen nach Herstal legen, noch wider den Bischof Gegengewalt brauchen: er verhandelte in Herstal und in Lüttich, in Wien und in Regensburg; er erklärte sich gegen den Bischof erst zu einem Tausch bereit, dann ebenso vergebens zu einer Veräußerung seines herstalischen Erbes gegen ein geringes Kaufgeld; seinem Bevollmächtigten, dem Obersten von Kreytzen, geschah es in Lüttich unter den Augen des Bischofs, daß auf seine Habe durch einen der Herstaler Bürgermeister in herausfordernder Weise gerichtlich Beschlag gelegt wurde.

Was in acht Jahren sich nicht hatte erreichen lassen, sollte der Bischof jetzt binnen zwei Tagen gewähren: das war die Bedenkzeit, die ihm König Friedrich am 4. September in einem lakonisch abgefaßten Handschreiben stellte; er forderte innerhalb dieser Frist eine aufrichtige und kategorische Erklärung auf die Frage, ob der Bischof seine angebliche Oberhoheit von Herstal weiter aufrecht zu erhalten entschlossen sei und ob er die Herstaler Aufrührer in ihrem Unwesen und Ungehorsam unterstützen wolle. Der Ueberbringer dieses Schreibens, ein Geheimrat Rambonnet, wurde ohne die geforderte Erklärung, ja überhaupt ohne schriftliche Antwort entlassen: so schreibe man nicht an einen Fürsten des Reiches, sagte ihm hochmütig der Bischof.

Drei Bataillone Grenadiere und eine Dragonerschwadron standen mit vier Geschützen zu Wesel marschbereit. Unverzüglich erhielt jetzt der Generalmajor von Borcke den Befehl, mit diesen Truppen in das Gebiet des Bischofs, in die Grafschaft Hoorn, einzurücken, Verpflegungsgelder und eine Kriegssteuer auszuschreiben und das Manifest zu verbreiten, das der König eigenhändig aufgesetzt hatte; es verkündete der Welt, daß allzu viel Mäßigung der Schwäche gleichen würde: „und da es nun kein anderes Mittel gibt, Gerechtigkeit zu erhalten, als die Selbsthülfe, und da der König ein hinreichend großer Fürst ist, um diese sich zu schaffen, so wird er den Fürsten von Lüttich das ganze Unrecht, die Mäßigung des Königs so unwürdig gemißbraucht zu haben, fühlen lassen; und doch wird der König, trotz so vieler Aeußerungen des Uebelwollens seitens dieses Fürsten nicht unerbittlich sein, befriedigt, ihm gezeigt zu haben, daß er ihn züchtigen kann, aber zu hochherzig, um ihn zu zermalmen.“

Die Wirkungen in Nähe und Ferne, an der unmittelbar betroffenen Stelle und bei den mächtigen Gönnern des Bischofs, dem König von Frankreich und dem Kaiser, die Erfolge oder Mißerfolge, welche ein so ungewöhnlicher und unerwarteter Schritt haben mochte, ließen sich vorerst nicht absehen; auch beabsichtigte der König nicht, das Ergebnis hier an Ort und Stelle abzuwarten. Das Aufsehen, das sein Akt der Selbsthülfe machte, war ein gewaltiges. Sein Minister, der in Berlin zurückgebliebene Podewils, verhehlte ihm in seinen Berichten die ungünstige Beurteilung nicht, die das schneidende Manifest mit der stolzen Hinwegsetzung über jeden Geschäftsstil in dem überraschten diplomatischen Corps finde: „Das ist stark,“ habe man zu ihm gesagt; „das ist die Sprache Ludwigs XIV.“ Podewils tröstete sich mit der Erwägung, die Gesamtlage Europas sei Gott sei Dank so ernst, daß niemand Neigung haben werde, dem Bischof von Lüttich zuliebe sich Händel mit Preußen zuzuziehen.

Dem König war es eben recht, wenn sein kurzer Entschluß, sein rasches Handeln den Vergleich mit der unerschöpflichen Langmut des Vorgängers herausforderte, wenn bei der ersten Gelegenheit Europa nach langer Entwöhnung endlich einmal eine preußische That zu sehen bekam. Wie hatte doch die Lage sich gegen 1738 gewandelt! Damals eine diplomatische Koalition der Großmächte gegen Preußen, dem verletzend ein gebieterisches Halt zugerufen wird, um künftigen Verwickelungen, der Störung des allgemeinen Friedensstandes durch einen preußisch-pfälzischen Erbfolgestreit, beizeiten vorzubeugen; jetzt anläßlich einer anderen grenznachbarlichen Irrung ein gerade aufs Ziel stoßender,

um nichts bekümmerter Losbruch dieses nämlichen Preußens, über die geheiligten Schranken des Areopags der großen Mächte hinweg, eine Herausforderung geradezu dieses europäischen Friedensrichtertums. Die geduldige Hinnahme der Demütigungen, wie sie nicht bloß die Großen, sondern selbst die Kleinen der Krone Preußen bereiteten, war dem Erben dieser Krone als die Vollendung der Selbsterniedrigung erschienen. Der Unterschied der alten und der neuen Politik Preußens war jetzt mit hinreichender Deutlichkeit kenntlich gemacht.

Welche Wichtigkeit die Ungeduld des jungen Fürsten der endlich abgelegten ersten Probe von Kraft und Entschiedenheit beimaß, zeigt die unbefangene Selbstzufriedenheit, mit der er den kleinen Streifzug seiner Dreitausend, die Kavalkade seiner Dragoner, auf eine Stufe stellt mit dem Schritte von allgemeinster politischer Bedeutung, den ungefähr gleichzeitig Frankreich that: durch eine Note des französischen Gesandten von dem Auslauf der gegen England armierten französischen Kriegsflotten in Kenntnis gesetzt, ließ Friedrich dem Kardinal Fleury antworten, offenbar wolle Frankreich ihm Paroli bieten für sein eigenes Vorgehen an der Maas. Mit überlegenem Spotte, in den sich gleichwohl bereits ein unwillkürliches Gefühl des Unbehagens mischte, schrieb Fleury bald darauf an seinen Vertrauten, den Kardinal Tencin: „Der König von Preußen ist eitel bis zum höchsten Grade und glaubt sich den größten Kronen mindestens gleich.“

Und doch sagte sich Fleury, daß Frankreich gegen diese unbequeme und anspruchsvolle junge Macht Rücksicht üben müsse. Die augenblickliche Lage Frankreichs war in der That der Art, daß von dieser Seite der Bischof von Lüttich nicht einmal eine Fürsprache zu erwarten hatte.

Bevor er den Rhein verließ, nahm König Friedrich in Wesel den mündlichen Vortrag des Obersten von Camas entgegen, den er nach Versailles gesandt hatte.

Dem Altmeister der europäischen Diplomatie, dem Ausbund diplomatischer Feinheit und Verschlagenheit, als welcher Kardinal Fleury galt, diesem seinem „Macchiavell im Bischofshute“, hätte Friedrich keinen geeigneteren Unterhändler gegenüberstellen zu können geglaubt, als seinen wackeren Freund Camas, den er auf das herzlichste verehrte, den tapferen Kriegshelden, der im spanischen Erbfolgekrieg bei der Belagerung von Pizzeghetone den linken Arm verloren, den gewandten Hofmann von althugenottischer Bildung, auf dessen Takt und Urteil er sich unbedingt verlassen durfte und dessen Beredsamkeit er bei mehr als einem Anlaß in scherzenden Versen verherrlicht hat.

Camas war am 11. Juli in Paris angelangt und tags darauf von dem Kardinal in Issy empfangen worden. Alsbald hatte sich die französische Eifersucht auf England gezeigt, mit der Friedrich rechnete; es beunruhigte schon den Kardinal, daß in Hannover ein Sendbote von vornehmerer Geburt als Camas erschien. Doch schmeichelten seiner Selbstgefälligkeit die verbindlichen Wendungen des ihm überreichten königlichen Schreibens: er wolle, erklärte Friedrich, seinen Kursus in der Politik bei einem Staatsmann durchmachen, der mehr als einmal Europa Beweise seiner Klugheit und Weisheit gegeben; es sei ihm ein Trost in seiner Trauer, der Zeitgenosse des geschicktesten Ministers zu sein, den Frankreich je gehabt habe. Gar bedächtig las solches der also Gefeierte, die Worte wägend,

einzelnes mit halblauter Stimme wiederholend. Als ob er die Anmeldung zum Eintritt in die Lehre ernst nähme, so väterlich klang dann des greisen Diplomaten Antwortschreiben: „Eure Majestät scheint geschaffen für große Dinge, und groß können nur die genannt werden, deren Grundlage die Gerechtigkeit ist. Eure Majestät sind jung, und ohne Ihnen schmeicheln zu wollen, die hohe Einsicht, die Ihnen Gott gegeben und die Sie durch die Studien Ihrer Mußestunden und durch ernstes Nachdenken vervollkommnet haben — alle diese glücklichen Bedingungen bereiten Ihnen eine glorreiche Laufbahn vor und verkündigen der Welt im voraus die hervorragende Rolle, welche Sie in ihr spielen werden. Aber alle diese Vorzüge, verbunden mit einer großen Macht, würden viel von ihrem Verdienst verlieren, wenn nicht die Güte, die Geradheit und der Adel Ihres Herzens ihnen zur Seite wären, alle Ihre Handlungen zu leiten und zu regeln."

In der Sache kam Camas keinen Schritt weiter, weder mit diesem salbungsvollen Prälaten, noch mit dem kleinen unansehnlichen Amelot de Chaillou, dem ganz von Fleury abhängigen Minister des Auswärtigen, noch endlich mit dem verschlagenen, preußenfeindlichen Unterstaatssekretär Pecquet; statt Zugeständnisse in der bergischen Frage über den Vertrag von 1739 hinaus hoffen zu lassen, forderten die Franzosen den engen Anschluß Preußens an ihr politisches System, eben jetzt am Vorabend eines großen Entscheidungskampfes gegen England, wie er ihnen unvermeidlich schien; sie beklagten sich gar über Undank: Frankreich habe sich zu dem Vertrag von 1739 weniger um des Vaters als um des Sohnes willen bereit gefunden, und nun scheine der neue König diesen Vertrag vernichten zu wollen, ihn als ein Werk der Uebereilung und Furcht seines Vorgängers anzusehen.

Gleichzeitig mit Camas traf in Wesel ein Bericht von Podewils aus Berlin ein, mit einer vertraulichen Mitteilung des Marquis Valory als Beilage. Im wesentlichen übereinstimmend mit dem, was Camas aus Versailles mitbrachte, war diese in Berlin gemachte Eröffnung doch durch ihren Schluß eigentümlich und sehr bemerkenswert: Valory warnte vor einem Bündnis mit dem Kaiser oder gar mit England; die beste, die einzig vorteilhafte Allianz für Preußen sei die französische; im Einverständnis mit Frankreich könne der König dereinst beim Tode des Kaisers seine Geschäfte auf mehr als eine Weise ordnen.

Der König sah die Vermutung bestätigt, die er schon im Juni dem Obersten Camas ausgesprochen hatte, daß die französische Politik auf den Augenblick dieses Todesfalles schon vorbereitet sei.

In Podewils' Berichte überraschte ihn weiter die Kunde, daß ein baierischer Gesandter in Berlin eingetroffen sei, Graf Törring, der Sohn des einflußreichsten unter den Beratern des Kurfürsten; es war bekannt, daß sich der Baier als den alleinberechtigten Erben des letzten Mannes vom Hause Habsburg betrachtete. Unter dem unmittelbaren Eindruck dieser beiden Meldungen hat König Friedrich noch von Wesel seinem Gesandten in Dresden den Auftrag erteilt, den Plan auszukundschaften, den sich der sächsische Hof für das Ableben Karls VI. gemacht haben werde. Welche Aufgaben er sich selber für die Zukunft stellte, das hat er in diesen Tagen seinem Freunde Camas in vertraulichen Gesprächen dargelegt, von deren Inhalt keine Kunde auf uns gekommen ist.

Seine Antwort an den Kardinal (9. September), mit der Camas zurückging, erwiderte in allgemeinen Wendungen die Beteuerung der Interessengemeinschaft der beiden Staaten, mit der verständlichen Nutzanwendung: „Ein klein wenig mehr guter Wille von seiten des Königs von Frankreich würde diese Bande auf ewig festigen können.“ Dazu eine vielsagende Erinnerung an die Vergangenheit: „Vordem leistete Gustav Adolf Frankreich seine Dienste, aber Schweden ist heute nicht mehr, was es damals war, und, was schlimmer ist, Schweden hat keinen Gustav Adolf mehr.“

Camas erhielt den Auftrag, eine schriftliche Erklärung zu beschaffen, laut deren Frankreich den Pfalzgrafen von Sulzbach beim Tode des pfälzischen Kurfürsten zu einem Vergleich mit Preußen zu bewegen verspräche. Zu dem Abschluß einer Allianz aber, den der Vertrag von 1739 vorsah und der den Franzosen am Herzen lag, wollte sich der König nicht herbeilassen. „Ruhig abwarten“ — das war jetzt seine Losung, wie er sie demnächst in einem Schreiben an Podewils aussprach (22. September); „ruhig abwarten, wie die europäische Krisis sich abwickeln wird und was die Krone Frankreich zu bieten belieben wird, um ihre Vorliebe für Preußen zu erhärten.“

Noch vor wenigen Wochen (3. August) hatte er Camas das Geständnis abgelegt, daß er einer Abkunft mit den Franzosen der mit den Engländern den Vorzug geben werde Jetzt schien die Verständigung mit Frankreich in unsichere Ferne gerückt; aber es fehlte viel, daß diese Wendung der in Hannover eingeleiteten Verhandlung zu gute gekommen wäre.

Dort hatte seit Ende Juni Graf Truchseß von Waldburg am Hofe Georgs II. die huldvollste Aufnahme gefunden. So voll indes des Grafen erste Berichte von den ihm gegebenen Freundschaftsversicherungen waren, so wenig war seinem Auftraggeber damit Genüge geschehen; „bisher,“ schrieb Friedrich am 9. Juli, „haben sie nur auf den Busch geklopft.“ Seine Sprache war so offen und deutlich wie möglich: Notgedrungen hat sich Preußen an Frankreich angeschlossen, das ist zur Zeit sein Verbündeter, will man Preußen von Frankreich abziehen, so bedarf es der Realitäten, keiner luftigen Komplimente. „Bieten sie nichts, so schließen wir wahrlich nicht.“ Immer wieder bezeichnet er die drei greifbaren Gegenstände, auf die es ankomme: Entgegenkommen in der bergischen Frage, in der vor zwei Jahren der König von England mit den anderen gemeinsame Sache gegen Preußen gemacht hat; Anerkennung der preußischen Ansprüche auf Ostfriesland, die von Hannover seit der reichsrechtlichen Verleihung der Anwartschaft an Kurfürst Friedrich III. bestritten worden sind; endlich Auseinandersetzung wegen Mecklenburg: hier ist das auf Erbverbrüderung beruhende preußische Nachfolgerecht beeinträchtigt durch die Verpfändung von acht Aemtern, die sich Hannover 1719 als Sicherheit für die Kosten einer ihm mit Umgehung von Preußen und Braunschweig-Wolfenbüttel, der Mitdirektoren im niedersächsischen Kreise, einseitig übertragenen Reichsexekution hat einräumen lassen. Diese letzte Frage bezeichnete König Friedrich als nicht dringlich; um so unaufschiebbarer erschien ihm die Erledigung der beiden ersten.

Die Anworten, die Truchseß erhielt, blieben ausweichend. Dagegen sprach man in Hannover nach wie vor von der Notwendigkeit, die Bande der Freund-

schaft, der Verwandtschaft, der Nachbarschaft zu festigen. Zu wiederholten Malen regte Georg II. eine persönliche Begegnung mit seinem königlichen Neffen an; auf die erste Andeutung ließ Friedrich antworten, Zusammenkünfte würden unter großen Herren fast immer für die Freundschaft eine Klippe; etwas später, im Begriff über Baireuth nach dem Rhein abzureisen, schrieb er an Truchseß, er würde den Weg über Hannover genommen haben, wenn man ihm positiver geantwortet hätte, statt Winkelzüge zu machen; wolle der König Georg sich noch erklären, so könne man sich vielleicht in Wesel treffen, bei Gelegenheit der Rückreise nach England. Von Wesel aus beschied er dann den Gesandten nach Herford, dort auf der Durchfahrt einen mündlichen Bericht entgegenzunehmen; über Hannover, so teilt er ihm mit, wird auch der Rückweg nicht führen: „Der Grund, weswegen ich diesmal nicht das Vergnügen haben kann, dem König von England meinen Besuch zu machen, ist das Fieber, das mich befallen hat, die wahrste und natürlichste Entschuldigung von der Welt.“

Noch eine andere Enttäuschung stand dem Oheim bevor. Das Fieber verhinderte den König von Preußen nicht, die Rückreise bei den Verwandten in Wolfenbüttel zu unterbrechen. Am 20. September verlobte er in dem Lustschlosse zu Salzdahlum, wo ihm vor sieben Jahren die Hochzeit ausgerichtet worden war, seinen Bruder Wilhelm mit der Prinzessin Luise Amalie, der Schwester seiner Gemahlin.

Eine neue Familienverbindung war schon während des Besuches zur Sprache gekommen, den der Kronprinz im Jahre 1738 am Hofe seines Schwagers, des Herzogs Karl, abgestattet hatte. Ende 1739 hatte König Friedrich Wilhelm I. die Sache zu betreiben angefangen, und der junge Hof zu Rheinsberg verfolgte den Verlauf mit lebhaftem Anteil. Weniger erfreut war von ihrem englisch-hannöverischen Standpunkt aus die Königin Sophie Dorothea, aber auch sie trat dem Plan endlich näher. Immer war, als Friedrich Wilhelm I. starb, eine Wahl zwischen den zwei in Betracht kommenden braunschweigischen Prinzessinnen noch nicht getroffen. In den ersten Wochen der neuen Regierung stellten nun die leidigen Erörterungen über die Truppenlieferung den Heiratsplan wieder in Frage. „Er wünscht die Vermählung aufrichtig, aber nicht ohne das Regiment“ — dahin faßte die neue Königin den Standpunkt ihres Gemahls zusammen; sie beschwor ihre Verwandten, den verhaßten Hannoveranern, die alle Hebel ansetzten, nicht das Feld zu lassen. Das Hindernis war dann glücklich beseitigt worden, nun gab auch die Königin-Mutter, zu der die Königin Elisabeth ein vortreffliches Verhältnis zu gewinnen gewußt hatte, ohne inneren Vorbehalt die Zustimmung zu dem Verlöbnis ihres Sohnes mit der Prinzessin Luise Amalie, und Ende Juli hatte man während eines verwandtschaftlichen Besuches der braunschweigischen Herrschaften in Berlin verabredet, daß bei dem Gegenbesuch des Königs und des prinzlichen Bräutigams die Verlobung gefeiert und kundgegeben werden sollte.

Das Geheimnis war bis dahin auf das sorgfältigste gewahrt worden, und die Ueberraschung, die Verstimmung des englischen Hofes war jetzt um so größer, als bereits die Londoner Presse eine Tochter des Königs Georg als die Auserwählte des Prinzen Wilhelm bezeichnet hatte. Und hatte doch Georg selbst in der

Instruktion für jene Sendung Münchhausens nach Berlin sogar die Möglichkeit in Betracht gezogen, daß König Friedrich sich von seiner braunschweigischen Gemahlin scheiden lassen möchte: für diesen Fall sollte Münchhausen „die vormalige Dispositiones für Unsere Tochter Prinzessin Amalie zu unterbauen sich bestens angelegen sein lassen". Zu der Niederlage, welche die britische Heiratspolitik vor zehn Jahren in Berlin erlitten hatte, war jetzt eine neue gekommen.

Daheim war auf die frohe Kunde aus Salzdahlum die regierende Königin „außer sich vor Freude"; die Königin-Mutter wußte sich zu finden: „ihre zärtliche Liebe für den König wird sich nie wandeln", der Bräutigam brauche mithin keinen schlechten Empfang zu gewärtigen — so meldete es die Prinzessin Ulrike dem Lieblingsbruder Wilhelm in einem eiligen Glückwunschbrieflein, das sie den Reisenden entgegensandte. Am 23. September waren die beiden fürstlichen Brüder wieder in Potsdam.

In der Hauptstadt harrte des Königs schon seit Mitte August ein kaiserlicher General, Graf Batthyany, mit den Glückwünschen Kaiser Karls VI. zur Thronbesteigung. Die Wahl eines Abgesandten von der Geburt und dem Range dieses ungarischen Magnaten war, wie in Wien geflissentlich gesagt wurde, wesentlich mit Rücksicht auf die neue Königin getroffen worden, die man als Nichte der Kaiserin Elisabeth zu dem engsten Familienkreise zählte. Außer Glückwünschen brachte Batthyany nichts. Von Jülich und Berg, von dem, was die Jahre daher zwischen den beiden Höfen vorgefallen war, schwieg er so gut, wie die Minister in Wien gegen den Obersten von Münchow sich ausgeschwiegen hatten. „Es ist die Marotte dieser Leute," schrieb Podewils nach Batthyanys Ankunft an den König (20. August), „daß sie sich einbilden, alle Welt muß sie suchen, eine Vorstellung, von der sie ihr gegenwärtiger Zustand doch zurückgebracht haben sollte."

Eine wirkliche Verhandlung leitete nicht der vornehme Würdenträger ein, sondern ein kurz nach ihm eingetroffener geheimer Agent, ein Jude, der für den Kaiser einen Vorschuß von einigen Millionen aus dem preußischen Staatsschatze zu bekommen suchte; als Sicherheit bot er den Pfandbesitz eines Grenzstriches von Schlesien, wohin dann aber keine preußischen Garnisonen gelegt werden sollten. Der König ließ diesem Finanzmanne durch Podewils bedeuten, daß gegen wirkliche und bedingungslose Verpfändung schlesischen Landes sich ein Geschäft würde machen lassen. Den Grafen Batthyany beschied er zur Audienz, gewährte ihm aber nur dieselben Ehren, mit denen der Oberst von Münchow in Wien ausgezeichnet worden war, nicht die feierliche Auffahrt und den großen Empfang, welche der Vertreter des Kaisers beanspruchte; der Kaiser, so mußte Podewils dem Gesandten erklären, sei nur primus inter pares, der König von Preußen halte sich ihm durchaus gleich. Kühl und gemessen, wie Podewils, war nachher auch der König, als Batthyany ihm gegenüberstand. In Wien war man betreten, suchte nach einer Erklärung und fand heraus, daß persönliche Abneigung gegen Batthyany aus der Zeit des Rheinfeldzuges von 1734 die Ursache sein möge.

Zugleich aber ergriff man eine Gelegenheit, dem König die Oberherrlichkeit Kaiserlicher Majestät nachdrücklich und schroff fühlen zu lassen.

Der Bischof von Lüttich, der überall Lärm schlug, hatte vor allem bei Kaiser und Reich seine Klagen gegen Preußen über Friedbruch und Vergewaltigung

angebracht. Das kurmainzische Reichstagsdirektorium verweigerte anfänglich der in sehr heftigem Tone gehaltenen Beschwerdeschrift die ordnungsmäßige Mitteilung an die Reichsstände, bis nun der kaiserliche Prinzipalkommissarius die Sache beim Reichstag anhängig machte. Ohnschwer sei zu ersehen, heißt es in dem am 12. Oktober zu Regensburg veröffentlichten Kommissionsdekret, „wie der König in Preußen von hitzigen und derer Reichssatzungen ganz und gar ohnkundigen, annebst mehr auf ihren Eigennutz als auf Ihres höchsten Herren Prinzipalens wahres Interesse bedachten Ratgebern zu derlei im Reiche nie erhörten Verfügungen verleitet worden". Dieser Anklageschrift war beigeschlossen ein „geschärftes Dehortatorium" des Kaisers an den König von Preußen, das ihm in strengen Worten die sofortige Räumung des Lütticher Gebiets und die „Wiederersetzung alles Erpreßten" anbefahl.

Ein Abmahnungsschreiben, das in Berlin nie überreicht worden ist; man lernte es dort erst aus der Regensburger Druckschrift kennen und war um so mehr überrascht, als die kaiserlichen Minister in Wien zu dem preußischen Gesandten ganz ohne Erregung über die Vorgänge an der Maas gesprochen und ihm versichert hatten, daß allen weiteren Schritten jedenfalls freundschaftliche Vorstellungen durch den kaiserlichen Residenten in Berlin vorangehen würden. Die auffällige Sinnesänderung, so spät sie kam, war doch nicht wohlbedacht; die richtige Zeit war verpaßt, denn schon war der erste Kampfeszorn des Bischofs verflogen. Hinter dem König hergereist, boten seine Bevollmächtigten in Berlin gütlichen Vergleich, zumal da sie den Eindruck gewannen, daß das Dehortatorium, welches der kaiserliche Resident Demeradt zwar ihnen zu ihrem Troste zeigte, aber nicht dem Könige zu überreichen wagte, eine gar stumpfe Waffe sei. Die früher von dem streitbaren Bischof stolz zurückgewiesenen Bedingungen waren jetzt annehmbar; gegen die Zahlung von 200 000 Thalern erwarb er die Besitzrechte über das unfriedsame Herstal; seine Abgesandten aber wurden in Rheinsberg huldvoll zur Abschiedsaudienz zugelassen und zogen mit ihren Ehrengeschenken in die Heimat ab.

Am 20. Oktober war der Vertrag unterzeichnet worden, und erst am 22. kam die Nachricht von den Vorgängen in Regensburg nach Berlin. Podewils, der sonst gern beschwichtigte, konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, dieser wenig freundliche Schritt lasse erkennen, wie man in Wien gegen Preußen ins Feuer blase, und wessen man sich von diesem Hofe in Fragen von größerer Bedeutung werde versehen müssen.

Der König in hellem Zorn schrieb ihm aus Rheinsberg zurück, man solle den Oesterreichern derb die Wahrheit sagen: „Man muß sie zu ärgern suchen, wie und wo man immer kann, das thut uns nicht wohl und nicht wehe."

Da dieser Vorsatz ausgesprochen ward, weilte Kaiser Karl VI. nicht mehr unter den Lebenden. Der geharnischte Erlaß gegen den König von Preußen war seine letzte wichtigere Regierungshandlung gewesen. Am 20. Oktober starb der letzte vom Stamme Habsburg auf seinem Lustschloß Favorita vor Wien eines unerwarteten Todes, nur 55 Jahre alt.

„Wenn der Kaiser heute oder morgen stirbt," so hatte er vor drei Jahren vorhergesagt, „welche Umwälzungen würde man in der Welt erleben!" Jetzt

schrieb er an dem 26. Oktober, da er die Todesbotschaft aus Wien erhielt: „Es ist der Augenblick der völligen Umwandlung des alten politischen Systems; der Stein hat sich gelöst, den Nebukadnezar auf das Bild aus vier Metallen rollen sah und der sie alle zerstörte. Ich werde meinem Fieber den Laufpaß geben, denn ich habe meine Maschine nötig.“

Wenn er als Kronprinz während des letzten Türkenkrieges von Kampf und Sieg gehört hatte, so hatte ihm das Herz gepocht, wie er einmal schreibt, gleich dem Schauspieler, welcher begierig ist, daß die Reihe an ihn kommt, seine Rolle zu spielen. Sein Stichwort war ihm jetzt gegeben.

Er hatte nicht ahnen können, daß die Lebenstage dem letzten Habsburger so karg zugemessen waren. Früher denn diese Kunde mußte er eine andere erwarten, den Tod des Besitzers von Jülich und Berg, des alten zweiundsiebzigjährigen Kurfürsten von der Pfalz, der schon so oft am Sterben gesagt worden war, und andere Entschließungen würden von ihm geheischt worden sein. Ueberrascht aber hat ihn das plötzliche Ereignis nicht. „Ich gehe nicht nach Berlin,“ schreibt er am 28. Oktober; „eine Bagatelle wie der Tod des Kaisers erfordert nicht große Bewegungen. Alles war vorhergesehen, alles war vorherbedacht. Also handelt es sich nur um die Ausführung von Entwürfen, die ich seit lange in meinem Kopfe bewegt habe.“

Dritter Abschnitt.

Vorbereitung der Unternehmung auf Schlesien.

Den brandenburgischen Patrioten war es unvergessen, daß es in Schlesien ein verlorenes Gut gab, welches die Altvordern gegen das Haus Habsburg nicht zu behaupten vermocht hatten. Der alte Kanzler von Ludewig in Halle hatte kaum die Nachricht von des Kaisers Tode erhalten, als er die Anzeige an seinen jungen König nach Rheinsberg sandte, daß er seit vierzig Jahren die Belege für die preußischen Ansprüche auf Schlesien gesammelt habe; er bezeichnete als den, durch welchen er dazu veranlaßt worden sei, den verstorbenen Minister von Ilgen, den Berater dreier Herrscher, den sein dankbarer König Friedrich Wilhelm einen alten treuen brandenburgischen Vater genannt hat. Ilgen, so setzte Ludewig hinzu, sei der Meinung gewesen, daß beim Erlöschen des Mannsstammes vom Hause Oesterreich, über kurz oder lang, diese Ansprüche erhoben werden würden.

An demselben 1. November, an dem Ludewig dies aus Halle schrieb, machte von Kleve aus der Kammerpräsident von Rochow auf einen alten Entwurf des Großen Kurfürsten zur Erwerbung von Schlesien aufmerksam, dessen Urschrift sich vor neun Jahren auf dem königlichen Vorwerke Ruhleben bei Spandau in einem vergessenen Schreibspinde aufgefunden hatte. Der Fund sei ihm lieber, als ein Geschenk von 100,000 Dukaten, hatte Friedrich Wilhelm I. damals gesagt, und Rochow hielt es jetzt für seine Pflicht, den Nachfolger auf das Wort des Vaters und den Plan des Ahnherrn hinzuweisen. König Friedrich antwortete dankend, daß er die Schrift kenne; sein Vater wird sie ihm gegeben haben, und wenn sein Vorhaben seit lange bedacht war, so wird die Erinnerung an den Entwurf des Urgroßvaters ihren Anteil an dem Entschlusse gehabt haben.

Der Mahnung durch die beiden treuen Alten bedurfte es also nicht. Gleich auf die erste Nachricht hatte der König einen seiner Minister und einen seiner Generale, Podewils und Schwerin, nach Rheinsberg beschieden, zu einem Staatsrate denkwürdigster Art.

Der feingebildete, weltmännisch gewandte Kurt Christoph von Schwerin,

als tapferer Soldat wie als kluger Diplomat gleichmäßig bewährt, stand seinem Gebieter seit lange persönlich nahe und war von ihm bald nach dem Thronwechsel zum Feldmarschall befördert und in den Grafenstand erhoben. Der Kabinettsminister von Podewils, seit Thulemeiers Tode für die Leitung des auswärtigen Ministeriums allein verantwortlich, hatte eine Vertrauensstellung bis jetzt nicht eingenommen.

Mit unantastbarer Pflichttreue und unermüdlicher Arbeitskraft, mit treffendem Urteil über Personen und Verhältnisse, der genauesten Kenntnis des diplomatischen Terrains und glattester Fertigkeit in den Künsten der Verhandlung, verband Heinrich von Podewils, damals im sechsundvierzigsten Jahre stehend, eine Scheu vor durchgreifenden Entschlüssen und vor dem Einlenken in ungewohnte Bahnen, eine Vorsicht und Aengstlichkeit, in der sein jetziger Gebieter einen Erbfehler der preußischen Staatsmänner aus der Schule des alten Ilgen zu erblicken geneigt war. Nicht ohne Grund führte Podewils in einer vor mehreren Jahren in der Hauptstadt zusammengetretenen geselligen Vereinigung den Beinamen „der Fürsichtige“; und als ein „Zitterer von Natur“, als ein Mann, der bei dem bloßen Wort Krieg zusammenfahre, galt er den Vertretern fremder Mächte. Aus der späteren Zeit der Regierung Friedrich Wilhelms besitzen wir von Podewils Hand eine Denkschrift, in welcher er mit sorgenvollem Blick in die Zukunft schaut, die den Staat vor zwei große Aufgaben stellen wird; denn in Ostfriesland wie in Berg hat Preußen bei dem in naher Aussicht stehenden Erlöschen der regierenden Häuser Erbrechte wahrzunehmen; die Gleichzeitigkeit zwiefachen Anheimfalls so bedeutender Länder wird, so fürchtet Podewils, den Neid der Nachbarn verdoppeln und die Durchführung der Ansprüche schwer, vielleicht unmöglich machen. Zur Zeit war es sein größter Kummer, daß der neue Monarch sich nicht entschließen wollte, eine starke Bundesgenossenschaft, ein festes politisches System zu wählen. Kurz vor des Kaisers Tode unterhielt sich der Minister eines Tages mit dem dänischen Gesandten, General Prätorius; das Gespräch berührte die Aussichten auf einen allgemeinen Krieg, und Podewils meinte: „gaudeant bene armati“; der Däne aber: „gaudeant bene confoederati“. „Sie haben Recht,“ gab ihm Podewils zu, „aber Sie wissen, mein Rat wird nicht gehört.“ Sintemal nun eben in dieser bedenklichen Zeitlage die Nachricht aus Wien die europäischen Schwierigkeiten noch zu erhöhen schien, so setzte der Minister wieder eine seiner Denkschriften auf, um die durch das große Ereignis geschaffene Weltlage nach allen Seiten zu beleuchten und auf die voraussichtlichen Vorteile dieses Zustandes für die Aufgaben der preußischen Politik, so wie er sie verstand, hinzuweisen.

Er mochte die Feder kaum aus der Hand gelegt haben, als der Befehl des Königs ihn nach Rheinsberg rief. Und hier vernahm er nun, wie es in Absicht stand, um Schlesiens willen den bergischen Erbansprüchen gut und gern den Rücken zu kehren und sie nur noch als Ausgleichungswerte in Ansatz zu bringen. Was seit Jahren vor den Augen des Ministers als ein ebenso lohnender wie schwer zu erreichender Gewinn geschwebt hatte, das erschien jetzt keines Streiches wert neben dem hohen Ziel, das sich der König steckte.

Der Entschluß stand fest; nur über Mittel und Wege der Ausführung

wurden Podewils und Schwerin zu Rate gezogen. Drei Tage lang weilten sie in Rheinsberg. Die Verhandlung war so lebhaft und ununterbrochen, daß der König zu Mittag gegen seine Gewohnheit an der Tafel der Königin ausblieb. Am zweiten Tage (29. Oktober) faßten die beiden Vertrauten den Inhalt der Beratungen, soweit sie der politischen Seite der Frage gegolten hatten, in einer Denkschrift zusammen, und Podewils gab ihr mit mehr diplomatischer Feinheit als protokollarischer Treue eine Form, in welcher die wirkliche Meinung des Königs offenbar nicht zum klaren Ausdruck gelangt ist.

Zwei Möglichkeiten, sagt die Denkschrift, bieten sich dar: Friedliche Erwerbung Schlesiens auf dem Wege der Verhandlung mit dem Wiener Hofe unter Vermittelung der Seemächte, oder gewaltsame Eroberung im Anschluß an Frankreich und dessen Freunde.

Der erste Weg erscheint den Verfassern der Denkschrift als der sicherste, den geringsten Zufälligkeiten ausgesetzte. Vielleicht daß der Wiener Hof in der Bedrängnis seinerseits Verhandlungen eröffnet, Anerbietungen macht; sollte er aber zögern, so mag man, um Zeit zu gewinnen, selber das Eis brechen. Man bietet die Verteidigung der österreichischen Erblande, die brandenburgische Kurstimme für den Gemahl der Erbtochter Karls VI., den Verzicht auf die jülich-bergischen Ansprüche, denen Oesterreich bisher so entgegen gewesen ist; man bietet endlich ein paar Millionen aus dem preußischen Schatze. Führt die Verhandlung in Wien zum Ziel, so ergänzt man das preußisch-österreichische Bündnis durch die Einladung der Seemächte und Rußlands; stößt die Verhandlung auf Schwierigkeiten, so ersucht man diese Mächte, ihre Vermittelung eintreten zu lassen, immer unter dem Gesichtspunkt, daß es, wie vordem zu den Zeiten Ludwigs XIV., die Uebermacht Frankreichs einzuschränken gilt.

Sind alle Bemühungen, den Wiener Hof entweder durch unmittelbare Verhandlung oder durch fremde Vermittelung zu gewinnen, vergeblich gewesen, dann steht der zweite, der entgegengesetzte Weg noch offen. Man stellt sich auf die Seite Frankreichs, man schließt mit den Höfen von München und Dresden unter Anerkennung ihrer Ansprüche auf die österreichische Erbschaft einen Teilungstraktat und unterstützt die Bewerbung des Kurfürsten von Baiern um die Kaiserkrone; man muß sich dabei durch Allianzen oder Diversionen zu decken suchen gegen einen etwaigen Angriff von russischer Seite. Für die Hülfsleistung bei der Eroberung von Schlesien wird man auch in diesem Falle Jülich und Berg den Bundesgenossen preisgeben können.

„Dies sind," so fährt die Denkschrift fort, „die beiden einzigen Pläne, über die Eure Majestät uns gestern die Ehre gegeben haben, uns zu unterhalten; wir sprachen dann noch von einem dritten."

Sollte nämlich Sachsen sich regen und mit bewaffneter Hand in Böhmen oder Schlesien eindringen, so würde der König, meinten Podewils und Schwerin, berechtigt sein, in Bezug auf Schlesien dem Beispiel zu folgen, um sich nicht ganz umstellen und den Kriegsschauplatz nicht an seinen Grenzen aufschlagen zu lassen; er würde damit den Vorteil gewinnen, mit einem Faustpfand in der Hand unter ganz andern Aussichten die Verhandlung wegen der Abtretung zu eröffnen.

Obgleich nun die Denkschrift nichts davon sagt, hat der König ohne Frage das, was Podewils und Schwerin nur eintretenden Falls gethan wissen wollen, in den mündlichen Beratungen als unter allen Umständen geboten hingestellt: die Besitzergreifung nicht nach, sondern vor der Verhandlung. Nur so versteht sich am Schluß der Denkschrift der Hinweis auf den dritten Weg, den Weg der Gewalt: trotz der äußeren Einkleidung nicht eine von den beiden Beratern ausgegangene Anregung zu vorgängiger Besitzergreifung, eine Anregung, die von dem abwiegelnden Standpunkte beider widersinnig gewesen wäre, sondern in Wahrheit lediglich der Versuch, den Angriffsplan durch die Stellung einer Vorbedingung auf einen bestimmten Fall einzuschränken. Nur so versteht sich weiter der schriftliche Austausch von Gründen und Gegengründen, der nach Podewils' Rückkehr nach Berlin zwischen dem Könige und ihm stattgehabt hat, und bei dem die Frage dahin sich zuspitzt, ob der König einen der drei Wege der Denkschrift, oder ob er seinen eigenen Weg, gerade auf das Ziel zu, gehen wird.

„Ich gebe Ihnen ein Problem zu lösen," schreibt Friedrich am 1. November an den Minister; „wenn man im Vorteil ist, soll man ihn für sich geltend machen oder nicht? Ich bin bereit mit meinen Truppen und mit allem; mache ich mir das nicht zu nutze, so halte ich ein Gut in meinen Händen, dessen Bestimmung ich verkenne; nütze ich es aus, so wird man sagen, daß ich die Geschicklichkeit habe, mich der Ueberlegenheit, die ich über meine Nachbarn habe, zu bedienen."

Es ist, als hätte Friedrich, da er diese Worte schrieb, gewußt, wie man in Wien über seinen Vater gesprochen hatte. „Der König von Preußen wird nicht marschieren lassen, denn er ist ein Poltron," das hatte sich Graf Sinzendorff, der Hofkanzler, wenn ihm einmal wegen Preußens bange ward, zum Troste sagen lassen; von dieser Rechnung war die Politik des Wiener Hofes gegen Friedrich Wilhelm I. immer ausgegangen.

Im Besitze jener Zeilen schrieb Podewils an Schwerin, die Hitze nehme zu, statt zu verfliegen, und so werde ihnen beiden angesichts der Wirkungslosigkeit ihrer Vorstellungen nur der Ruhm des Gehorsams übrig bleiben.

Der Minister machte einen letzten Versuch, indem er dem „Problem" aus Rheinsberg den Erfahrungssatz entgegenhielt (3. November), daß selbst bei anscheinend großer Ueberlegenheit das Glück auf die Dauer sich einer kriegerischen Unternehmung nur zu oft versagt habe. Die Kehrseite der Medaille sehe oft sehr anders aus. Er erinnert an Karl Gustav von Schweden, der Polen ganz erobert und ganz wieder verloren habe, an Ludwig XIV., dem es nach der schnellen Eroberung von Holland nicht anders ergangen. So thue auch der Stärkste vor dem Eintritt in einen Krieg wohl daran, wie Frankreich im Jahre 1733, sich für alle Fälle den Rückhalt einer Bundesgenossenschaft zu sichern. Und Preußen ist kein abgerundeter und straff einheitlicher Staat wie Frankreich, sondern die Zerrissenheit seines Gebiets zersplittert seine Wehrmacht; Rücken, Flanken, Herz sind an mehr als einer Stelle jedwedem Angriff bloß.

Friedrich war sich der Verantwortlichkeit seiner Entschließung voll bewußt. „Die großen Ereignisse," schreibt er in diesen Tagen sehr ernst, „folgen sich seit einer Woche Schlag auf Schlag und geben der Politik Arbeit genug, und die Dinge beginnen einen so ernsten Gang zu gehen, daß es einer mehr als ge-

wöhnlichen Klugheit bedarf, um sich durchzufinden, und daß man, um das Richtige zu treffen, in die Zukunft eindringen und im Buche des Schicksals die Konjunkturen und Kombinationen der kommenden Zeiten lesen müßte."

Er sandte nun (6. November) dem Minister in ausführlicher Begründung seine „Ideen über die anläßlich des Todes des Kaisers zu entwerfenden politischen Projekte" und bat ihn, mit aller möglichen Freiheit seine Einwände zu machen. Gegen den Lehrsatz, daß kein Krieg begonnen werden darf ohne Bundesgenossen, beharrt er bei seiner These, daß die volle Schlagfertigkeit unbedingt Preußens Hauptvorteil, seine Stärke ist und ihm zur Stunde eine unendliche Ueberlegenheit über alle europäischen Mächte verschafft. Warten, bis Sachsen und Baiern mit dem Angriff das Beispiel geben, heißt völlig gegen das Interesse Preußens den sächsischen Nachbar sich vergrößern lassen. — Der Minister verlangt nach Bundesgenossen: der König entgegnet ihm in dem klaren, einfachen Grundgedanken, von dem alle seine politischen Kombinationen seit der Thronbesteigung ausgegangen waren: „England und Frankreich sind miteinander überworfen; wenn sich Frankreich in die deutschen Angelegenheiten mischt, wird England es nicht dulden können, und auf diese Art wird eine der beiden entgegengesetzten Parteien mir allemal eine gute Allianz bieten; wenn man seine Rechnung bei England und Holland nicht findet, wird man sie sicher bei Frankreich finden."

Diese beiden großen Parteien wiegen sich also gegenseitig auf; eines besonderen Gegengewichtes aber bedarf Rußland. Gegen Rußland, so führen des Königs „Ideen" aus, gibt es allerhand Mittel; schlimmsten Falles eine Kriegserklärung der Schweden. Und stirbt gar die kranke Kaiserin Anna, so hat Rußland vollauf im Innern mit sich selbst zu thun.

Aus seiner ganzen Beweisführung schließt der König, „daß man vor dem Winter sich in Besitz von Schlesien setzen und während des Winters unterhandeln muß. Dann wird man immer Partei nehmen können, und bereits im Besitz werden wir mit Erfolg unterhandeln, während wir bei einem andern Vorgehen uns aus unserm Vorteil setzen; bei einer einfachen Unterhandlung werden wir nie das Geringste bekommen, oder man wird uns sehr lästige Bedingungen auferlegen, um uns Kleinigkeiten zu gewähren."

Podewils erhielt diese „Ideen" noch am Abend des 6. November; er verwandte die Nacht darauf, die Einwände, die der König verlangte, zu Papier zu bringen. Da soeben die Nachricht eingetroffen war, daß der Kurfürst von Baiern seine Ansprüche auf die österreichische Erbschaft in Wien angemeldet hatte, und da der sächsische Resident schon vorher Podewils mitgeteilt hatte, daß der König von Polen einem von Baiern gegebenen Beispiel zu folgen veranlaßt sein werde, so war die Vorbedingung, an welche Podewils und Schwerin in Rheinsberg die preußische Schilderhebung hatten knüpfen wollen, in gewisser Weise jetzt erfüllt. Und so tritt denn Podewils im Kampfe sichtlich den Rückzug an. Er warnt noch einmal, die sichere Erwerbung des Herzogtums Berg der unsicheren von Schlesien zu opfern; er erschöpft noch einmal alle Möglichkeiten: daß der Wiener Hof unter Preisgebung seiner Niederlande sich den Franzosen in die Arme wirft oder den Kurfürsten von Baiern sich erkauft, oder daß die Sachsen und Hannoveraner

in grenznachbarlicher Eifersucht gegen Preußen auf die Seite Oesterreichs treten und sich durch die Truppen anderer Reichsstände und durch Dänen verstärken; daß Rußland 30000 Mann für den ihm verbündeten Wiener Hof marschieren läßt oder daß die Polen in die Neumark einfallen — alles Einwände, welche die Zuversichtlichkeit des Königs schon zuvor als nicht stichhaltig abgewiesen hatte, und denen jetzt vor allem wieder der Lieblingssatz entgegengehalten wurde, daß den von Frankreich Angegriffenen immer England, den von England Angegriffenen immer Frankreich unterstützen werde. Und wenn nun vollends jetzt die Nachricht kam, daß auch der König von Sardinien sich rege und sich rüste, so schloß der König am 7. November in seiner Antwort an Podewils die am 28. Oktober begonnene Debatte mit der Mitteilung, daß er die Befehle an die Regimenter für die Mobilmachung heute ausgefertigt habe.

Zwei Tage darauf erhielt er die Nachricht von dem lang erwarteten Ableben der Kaiserin von Rußland, welche acht Tage nach Kaiser Karls Tode ihren schmerzhaften Leiden erlegen war. Jene Lücke in seinem politischen Ansatz war ausgefüllt. „Gott begünstigt uns und das Geschick steht uns bei" — schrieb er an Podewils.

Die Entscheidung war gefallen. Nachdem von Anbeginn das Ziel fest vorgesteckt war, so war nun auch der Weg zum Ziele bezeichnet; gleichzeitig mit dem diplomatischen Feldzug sollte der militärische eröffnet werden; für den einen wie für den andern begannen die Rüstungen. Zugleich ward der Kanzler Ludewig nach Berlin beschieden und mit der Darlegung der Rechtsansprüche betraut.

Man darf nicht voraussetzen, daß der König über die Einzelheiten der Rechtsfrage unterrichtet gewesen ist; aber wie er vor Jahren die Todesstunde des letzten Habsburgers als den Zeitpunkt der Katastrophe der österreichischen Macht bezeichnet hatte, und wie ihm der vormals für den jetzt eingetretenen Augenblick entworfene Plan des großen Kurfürsten wohlbekannt war, so wußte er eben nicht anders, als daß ein großer Teil Schlesiens seinem Hause seit lange mit List und Gewalt vorenthalten worden sei. Das Gutachten, welches der alte Rechtslehrer sofort und ungefragt ihm einreichte, lautete so positiv und anspornend wie möglich. Und daß er schon in diesem ersten Stadium der Vorbereitung auch mit der juristischen Seite sich beschäftigte, beweist die Anfrage, ob Schlesien Mannlehen oder Weiberlehen sei, die er am 6. November an Podewils richtete, sowie der selbigen Tags dem Kanzler Ludewig erteilte Auftrag, einen kurzen und deutlichen Auszug aus seinen Sammlungen zur persönlichen Belehrung des Königs einzusenden. Auch gehen jene nur für Podewils bestimmten „Ideen", die erste Denkschrift über die schlesische Angelegenheit aus Friedrichs Feder, von dem Satze aus: „Es ist gerecht, an seinen Rechten festzuhalten und die Gelegenheit des Ablebens des Kaisers zu ergreifen, um sich in Besitz der Rechte zu setzen."

Podewils hat sich dieser Voraussetzung gegenüber zu einem Einwand veranlaßt gesehen, den er ohne Zweifel schon in Rheinsberg erhoben hat: daß man diese Rechte besessen habe, aber nicht eigentlich mehr besitze: „So wohlbegründete Ansprüche das Haus Brandenburg ehedem auf die Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, auch Ratibor und Oppeln, auf das Fürstentum

Jägerndorf und den Kreis Schwiebus in Schlesien gehabt hat, so gibt es doch feierliche Verträge, auf die das Haus Oesterreich sich berufen wird und durch die das Haus Brandenburg sich, allerdings betrügerischerweise, hat verleiten lassen, auf so bedeutende Ansprüche gegen Kleinigkeiten zu verzichten. Indes," so setzte er hinzu, „man wird immer Mittel finden, diese alten Rechte wieder ins Leben treten zu lassen und sich über unerhörte Uebervorteilung zu beschweren; man wird auch Geldansprüche hinzutreten lassen können, die Eure Majestät an das Haus Oesterreich zu machen hat und die sich auf ziemlich bedeutende Summen belaufen." Der Minister hatte die seit zehn Jahren ausstehenden Beträge einer Jahresrente von 100000 Gulden im Sinne, die Oesterreich in Gemeinschaft mit Holland aus den Erträgen der Maaszölle vertragsmäßig an Preußen zu zahlen hatte.

Der König bemerkte dazu nur: „Die Rechtsfrage ist die Sache der Minister, ist Ihre Sache, es ist Zeit, insgeheim daran arbeiten zu lassen, denn die Befehle an die Truppen sind gegeben."

Trotz dieser kurzen und etwas ungeduldigen Erledigung der Rechtsfrage hat Friedrich in der Folge doch Veranlassung genommen, eigenhändig einen Abriß seiner Ansprüche auf Schlesien zu entwerfen, der ersehen läßt, daß er sich in den großen Zusammenhang der Streitfrage — die österreichische Auffassung der Sachlage wird uns später beschäftigen — einen klaren Einblick verschafft hat.

Die Besitzer Schlesiens, so legt der Abriß dar, haben die preußischen Rechte so wohl zugegeben, daß sie mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm einen Vertrag geschlossen haben, durch welchen der Kurfürst gegen den Kreis Schwiebus seinen Rechten auf die anderen Fürstentümer und Herzogtümer von Schlesien entsagen sollte; die Verzichtleistung würde gültig sein, wenn nicht durch die schwärzeste Treulosigkeit der Kaiser Leopold den Kreis Schwiebus Friedrich I. entrissen hätte. Da also das Aequivalent, welches die Voraussetzung der Verzichtleistung war, zurückgegeben ist, so treten unsere Rechte vollständig wieder in Kraft und die ganze Akte, die mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm geschlossen worden ist, wird null und nichtig.

Eingehender beschäftigt sich Friedrich sodann mit dem Verhältnis seiner schlesischen Ansprüche und seiner Unternehmung zu der Pragmatischen Sanktion Kaiser Karls VI., die, wie der Aufsatz ausführt, hier überhaupt nicht in Betracht komme, da man nicht erben könne, was den Erblassern gar nicht gehört habe. Doch gesetzt den Fall, die Pragmatische Sanktion solle hier gelten, so sei doch Preußen gar nicht veranlaßt, diese Erbordnung anzuerkennen. Der König von Preußen habe dem Kaiser die Pragmatische Sanktion garantiert unter der Bedingung der Gewährleistung des Herzogtums Berg; nun aber habe der Kaiser seinen Vertrag verletzt, indem er seither den vorläufigen Besitz von Jülich und Berg dem Hause Sulzbach gewährleistet habe.

Wenn der König dem hinzufügt, daß der Kaiser an Preußen Berg oder ein Aequivalent an kaiserlichem Erbgute versprochen habe, und wenn er ein andermal erklärt, Schlesien werde ihm jetzt dieses Aequivalent sein, so beweisen diese Behauptungen, die buchstäblich allerdings nicht zutrafen, daß Friedrich in der Geschichte des Berliner Vertrages von 1728 immerhin bewandert gewesen ist.

Bei den Vorverhandlungen hatten in der That die beiden Bevollmächtigten, der kaiserliche Gesandte Graf Seckendorff und der preußische Minister von Borcke, einen geheimen Artikel vereinbart, der den Kaiser verpflichtete, für den Fall einer dem preußischen Erbanspruch auf Berg ungünstigen Entscheidung des Reichshofrats dem König von Preußen „ein wahres Aequivalent ex propriis" zu geben. Nachher aber hatte der verschlagene Seckendorff seinem königlichen Gönner glaubhaft zu machen gewußt, daß es eines solchen Artikels nicht bedürfen werde, da ein Fall wie der vorausgesetzte nie zu erwarten sei; der Kaiser sei durch die klarsten Worte des Vertrages verpflichtet, Preußen im Besitze von Berg zu schützen; der Prozeß beim Reichshofrat, der schon hundert Jahre ruhe, werde nicht wieder aufgerührt werden; gesetzt, es geschehe doch, so habe Preußen so viel gutes Recht, daß es einen widrigen Ausgang nicht zu befürchten brauche, und selbst für den Fall, daß ein ungünstiges Erkenntnis erfolge, wer wolle es gegen den Kaiser und den König von Preußen ausführen? Friedrich Wilhelm I. hatte, wie so oft, durch die glatten Worte sich berücken lassen; sein Minister Borcke teilte die Zuversicht nicht und ließ sich zu seiner künftigen Sicherheit durch eine besondere Decharge bezeugen, daß der König selbst ihn zu dem Verzicht auf die ausdrückliche Erwähnung des Aequivalents aus kaiserlichen Erblanden ermächtigt habe.

In vollem Widerspruch zu der Erklärung seines Bevollmächtigten und dem Sinn und Geist des Vertrages, hatte nachher, als man auf die preußische Bundesgenossenschaft keinen Wert mehr legte, Kaiser Karl dem Reichshofrat befohlen, den Prozeß über Jülich und Berg wieder aufzunehmen. Das vertragswidrige Verhalten des Kaisers in der bergischen Frage war es gewesen, was den Kronprinzen Friedrich im Laufe der Zeit zu einem abgesagten Gegner der österreichischen Politik gemacht hatte; so ward es auch jetzt bei der Abrechnung mit dem Wiener Hofe stark von ihm in den Vordergrund gestellt. „Beachten wir vor allen Dingen," schreibt er noch nach langen Jahren in seinen Denkwürdigkeiten, „daß Kaiser Karl VI. sich nicht einmal an die schlichte Garantie des Herzogtums Berg gehalten hat; sollte man sich der Treulosigkeit des Wiener Hofes opfern?" Zum Glück (par bonheur), so sagt er, habe ihn der Vertragsbruch des Kaisers der nachteiligen Garantie für die Pragmatische Sanktion enthoben. —

„Wir würden uns blamieren, wenn wir in Wien unterhandeln wollten" — mit dieser Voraussagung hatte der König den Podewilsschen Gedanken der einfachen Unterhandlung von sich gewiesen. Auch jetzt, wo die Entscheidung für die bewaffnete Unterhandlung gefallen war, hat er sich von vornherein einen Erfolg nicht versprochen. Immerhin, der Versuch sollte gemacht werden, und Podewils empfing den Befehl, im Rahmen des zu Rheinsberg in den Grundzügen festgestellten diplomatischen Operationsplanes die Instruktionen zu entwerfen, an deren Hand der Gesandte in Wien beim Einrücken der Truppen in Schlesien dem Gemahl der jungen Königin von Ungarn die preußischen Anerbietungen und die preußischen Forderungen vortragen sollte. Auch die nach London, nach dem Haag und nach Petersburg zu machenden Mitteilungen mußten sorgfältig erwogen werden, da auf den Versuch, die Seemächte und Rußland zur Unterstützung des in Wien vorzulegenden politischen Programmes zu gewinnen, in dem Rheinsberger Plan ein so starker Nachdruck fiel. Auf der anderen Seite erforderte bei

Verfolgung dieses Planes das Verhältnis zu Frankreich die behutsamste Schonung. Friedrich durfte sich unter den gegenwärtigen Umständen mehr denn je freuen, den Lockungen der allianzlüsternen Franzosen sich im vorigen Sommer standhaft verschlossen zu haben: „ich bin,“ sagte er, „gegen den Kardinal zu nichts verpflichtet und kann thun, was ich will“; immer aber mußten die Franzosen die Monate lang, durch welche sich die Verhandlungen mit der Gegenpartei hinziehen konnten, bei guter Laune erhalten werden, um im äußersten Notfall ihre Bundesgenossenschaft zur Verfügung zu behalten; man muß ihnen, lautete Friedrichs Losung, „Samtpfötchen zeigen“.

Podewils erhielt noch den Auftrag, „auf dem Anstand zu liegen“, um alles zu erspähen, was in den Hirnen der beobachtenden Luchse, der Diplomaten in Berlin, vorgehen könne. Der eine dieser Späher, vielleicht der geschickteste unter ihnen, der sächsische Graf Manteuffel, einst des Kronprinzen Friedrich philosophischer Mentor, wurde, durch kein Kreditiv bei seiner Spionierarbeit gedeckt, von Podewils in des Königs Namen höflich ersucht, Berlin unverzüglich zu verlassen. Um die Richtung seiner Entwürfe zu verschleiern, ließ der König den zum Ausrücken bestimmten Regimentern Routen für einen Marsch nach dem Halberstädtischen zugehen; das, hoffte er, werde der Gesandtschaften Kuriere in Bewegung bringen. Aber die Gerüchte, die der österreichische Resident schon Ende Oktober nach Wien gemeldet hatte, daß geheime Absichten auf ein Stück von Schlesien vorhanden seien, behaupteten sich trotzdem mit großer Hartnäckigkeit; höchstens meinten jetzt einige, am Ende wolle der König nach zwei Seiten hin zugleich marschieren lassen, nach Schlesien und an den Rhein.

Den Augen der Berliner „Luchse“ entrückt, widmete sich der König in Rheinsberg, nachdem der Politik ihre Aufgaben gestellt waren, ausschließlich den Mobilmachungsgeschäften; rastlos arbeitete er mit seinen Kabinettssekretären und Adjutanten und mit den aus dem Generaldirektorium herangezogenen Hülfskräften. „Wir arbeiten hier ernsthaft,“ schreibt er am 15. November, „und wenn der Himmel uns nicht ganz zuwider ist, werden wir das schönste Spiel der Welt haben.“ Voll Ungeduld sehnt er das Ende der Vorbereitungen herbei, den Tag, da „die Bombe platzen“ soll: „Ich denke meinen Schlag am 8. Dezember zu führen, um die kühnste, durchschlagendste und größte Unternehmung zu beginnen, der je ein Fürst meines Hauses sich unterzogen hat; mein Herz verheißt mir gute Zeichen, und meine Truppen glückliche Erfolge.“

Es dünkte ihm der höchste Genuß der Welt, am Vorabend der größten Ereignisse zu stehen; er sprach von dem Knäuel, das sich verwirren und dann weder schnell noch leicht wieder ordnen lassen werde. Große geschichtliche Gemälde traten vor sein Auge, die ihm, so hofft er, den Abglanz dessen geben sollen, was die gewaltigen Erschütterungen der republikanischen Zeiten Roms gewesen sind. Und wie solche Aeußerungen schnell weitergetragen wurden, so gelangten erleuchtete Diplomaten wie der Engländer Guy Dickens zu dem Ergebnis, daß die Versenkung in Rollins Geschichte des Altertums seinen Kopf mit dem Gedanken erfüllt habe, den Cyrus und Alexander nachzueifern.

Inmitten seiner Arbeiten und Mühen, Sorgen und Hoffnungen fand der König die Muße, Gäste in Rheinsberg zu empfangen und zu erheitern. Noch einmal,

zum letztenmal, strahlte Rheinsberg in dem sonnigen Glanze, den des Schloßherren Frohsinn und Witz, Anmut und Jugendlichkeit um sich verbreiteten. Das erste Fest, welches Rheinsberg als Königsschloß sah, war des Majors Hans von Buddenbrock und der „jugendlichen Iris“ Elisabeth von Walmoden Hochzeit, die König und Königin dem Adjutanten und dem Hoffräulein ausrichteten. Alle, die vom Hofe nach Berlin kamen, erzählten einstimmig, daß der König nach beispiellos angestrengter Tagesarbeit abends den Pflichten des Wirtes mit einer Munterkeit und Laune gerecht werde, die alles entzücke. Seine Schwester, die Markgräfin Wilhelmine, die, zum Gegenbesuch eingetroffen, während dieser ganzen Wochen in Rheinsberg weilte und sich ihre Redoutenkleider aus Baireuth nachschicken ließ, staunte, wie er unter dem Drucke einer Krankheit, die ihn andauernd an das Zimmer fesselte, allen seinen Geschäften genügen könne: nichts geschehe, was nicht durch seine Hände gehe. Sie klagte, daß sie von dem Bruder für sich persönlich allzuwenig habe, denn seine ganze freie Zeit war der gemeinsamen Unterhaltung gewidmet; erschien er zur Abendstunde mit seiner Flöte im Konzertsaale, so war er von den Mitwirkenden der Unermüdlichste. Die Spätstunden nach der Abendtafel gehörten wissenschaftlicher und ästhetischer Plauderei oder dem Tanz und der dramatischen Muse; wie in den vorigen Wintern wurden mit den Damen vom Hofstaate der Königin die Rollen eingeübt; man wollte zu Berlin während des Karnevals Cäsars Tod von Voltaire und ein Lustspiel von Boissy aufführen. Bis tief in die Nacht, wohl bis über die vierte Stunde, blieb der angeregte Kreis bei einander. „Man tanzt, macht Verse und hat kein Fieber mehr,“ so umschreibt der König in einem Briefe an den krank in Berlin zurückgebliebenen Algarotti den Inhalt der Geselligkeit. Ein stiller Gast unter den Fröhlichen und Ausgelassenen war allein der große Maupertuis, der neue Akademiepräsident; er war im Herbst am Rhein zu des Königs Reisezug gestoßen, wollte sich aber nicht recht in das leichte, schöngeistige Treiben hineinfinden; „er ist,“ klagt Friedrich „so verliebt in seine Zahlen und Ziffern, daß er $a + b - x$ der ganzen hiesigen Geselligkeit vorzieht; ich weiß nicht, ob er so für die Algebra schwärmt oder ob unsere Gesellschaft ihn langweilt“.

Wie anders Voltaire, als er gegen das Ende des Rheinsberger Aufenthaltes zu dem in Moyland zugesagten Besuche eintraf, diesmal in seiner ganzen Herrlichkeit, in größerem körperlichen Wohlbefinden, in glücklichster Laune, „Schönheitsfunken sprühend“. So schildert ihn sein hingerissener Gastfreund und setzt hinzu: „Es gibt nichts Leichtfertigeres als unsere Beschäftigungen. Wir quintessenzieren Oden, wir radebrechen Verse, wir treiben Gedankenanatomie, und bei alledem beobachten wir pünktlich die Nächstenliebe. Was thun wir noch? Wir tanzen uns außer Atem, schmausen, bis wir platzen, verlieren unser Geld im Spiel und kitzeln unsere Ohren durch weiche, wollüstige Harmonien. So geht es in der Welt, und so lebt man in dem kleinen Winkel am Remusberge.“

Nur daß der Gesamteindruck des Voltaireschen Besuches dem ersten Entzücken nicht ganz entsprach. Voltaires Feinde wollten später behaupten, er habe die Taktlosigkeit besessen, das Andenken Friedrich Wilhelms I. mit seinem Witz zu verunglimpfen; jedenfalls warnte Friedrich seinen Freund Jordan, der schönen Geister schöne Worte für echt zu halten, und sprach den Verdacht aus, daß der

Poet sich eine feine Sammlung aller Lächerlichkeiten von ganz Berlin angelegt haben werde, um sie zu ihrer Zeit und an ihrem Orte zum besten zu geben; er schalt auch die unersättliche Habgier dieses „in jeder Beziehung außerordentlichen" Menschen, die sich allerdings von der vornehmen Uneigennützigkeit des griesgrämigen Maupertuis grell abhob; er meinte nach der Anweisung von mehr als 3000 Thalern für Reisekosten und Auslagen mit häßlichem Spott, das heiße einen Narren allzu teuer bezahlen: „nie hat der Spaßmacher eines großen Herrn solche Löhnung bezogen." Darauf wurden zierliche Briefe zum Abschied ausgetauscht. Voltaire pries den König, der so niedliche Dinge treibe noch in dem Augenblicke, wo er sich zu so großen Dingen anschicke; er pries die erlauchte, allzeit geschäftige Hand, welche Feder und Leier und Schwert abwechselnd ergreife; durch den Klang des Saitenspiels herbeigelockt, fliehe er jetzt vor dem Geschmetter der Trompete und rette sich beim schrecklichen Anblick der aufgerissenen Pforten des Janustempels in das stille Heiligtum seiner göttlichen Emilie.

Der mit dieser elegischen Klage aus der gemeinen Wirklichkeit, aus der schlechten Welt der Politik und der rohen Gewalt flüchtete, hatte sich auf den Wunsch des Kardinals Fleury zu dem gar unphilosophischen Geschäft verstanden, in Rheinsberg unter der Maske des Freundes und des Weltbürgers zu spionieren; und zu dem Unbehagen, mit dem Voltaire schied, hat wohl nicht zum letzten die Enttäuschung beigetragen, daß es ihm nicht gelungen war, dem Gastfreund sein Geheimnis zu entlocken und sich so die diplomatischen Sporen zu verdienen. Fleurys geheimer Agent hatte aus der Nähe, in Rheinsberg an Ort und Stelle, nicht mehr zu erspähen vermocht, als Frankreichs offizielle Vertreter, der ständige Gesandte und der Ueberbringer der Glückwünsche zur Thronbesteigung, auf Entfernung, von Berlin aus, in Erfahrung brachten. Die drei hielten eine Beratung nach der anderen, um sich schlüssig zu machen, welches Urteil sie über Friedrichs Pläne nach Versailles schicken sollten; Beauvau war geneigt, in dem Ganzen den ersten Akt eines Koalitionskrieges gegen Frankreich zu sehen, Valory prophezeite, der König von Preußen werde mit dem gehen, der ihm den größten Vorteil biete, und der Diplomat Voltaire begnügte sich, der von Valory ausgesprochenen Ansicht die epigrammatische Wendung zu geben: „Sie haben recht, er wird, ich weiß nicht was für ein Abenteuer versuchen, und wenn er dann zu Fall kommt, wohlan, so wird er wieder Philosoph werden."

Die Stunde, da sich die Rätsel lösen mußten, die Stunde des Handelns rückte jetzt heran. „Das Herz schwillt mir, Sie wiederzusehen," schrieb der König in den letzten Novembertagen an Podewils; „wir werden zwei Stunden miteinander reden, und es soll mir eine Wonne sein, Ihnen zu erzählen, was ich alles geplant habe." Am 2. Dezember nachmittags kehrte er in Begleitung des Prinzen Wilhelm nach der Hauptstadt zurück; „der Zulauf des Volkes," meldete die Zeitung, „war so ungemein, als ob man niemals das Glück gehabt, Ihro Majestät zu sehen". Im Lustgarten waren die beiden Bataillone des marschfertigen Regiments Kleist aufgestellt, das der König, bevor er sich in das Schloß begab, besichtigte.

Berlin glich, wie der König sagte, der Frau Bellona in Kindeswehen. Noch immer war amtlich nicht das Geringste über den Zweck der Rüstungen verlautet; jetzt brachte am Tage nach Friedrichs Ankunft das Journal de Berlin die lakonische Notiz: „Es gehen verschiedene militärische Bewegungen und Vorbereitungen vor sich, dem Anteil angemessen, den Seine Majestät naturgemäß an den gegenwärtigen Zeitverhältnissen nehmen muß.“ Am 4. Dezember, einem Sonntag, ließ der König morgens um 8 Uhr die unter den Linden aufgefahrene Artillerie und die zu ihrer Bedeckung bestimmte Schwadron vom Regiment der Gendarmen vorbeimarschieren; der Zug währte anderthalb Stunden, die Zuschauer vergaßen, so wird berichtet, das Kirchengehen. Am 8. erfolgte der Ausmarsch der Husaren und der beiden Berliner Infanterieregimenter Kleist und Sydow; gleichzeitig rückten aus Magdeburg die Gräventiz-Musketiere ein, um schon am nächsten Tage nach Frankfurt weiter zu marschieren.

Bevor der König den Truppen ins Feld folgte, galt es noch, dem Räderwerk der politischen Maschine nunmehr den Anstoß zu geben. Er ließ jetzt das Schreiben an den König von England abgehen (4. Dezember), dessen Inhalt und Fassung Podewils seit lange erwogen hatte; mit der Anzeige, daß er nicht umhin könne, seine Truppen in Schlesien einrücken zu lassen, um andere an der Besetzung eines Landes zu hindern, auf dessen größten Teil sein Haus unbestreitbare Rechte habe; mit dem Ausdruck seiner Bereitwilligkeit, gegen die Abtretung von Schlesien die Sache Oesterreichs zu der seinen zu machen; mit der Aufforderung an den Empfänger, an der Aufrichtung eines großen Bündnisses zwischen Preußen und Oesterreich, den Seemächten und Rußland mitzuarbeiten, behufs Herstellung des alten Systems, des Systems der europäischen Koalition gegen Frankreich. Zugleich wurde Graf Truchseß von Waldburg als Gesandter nach London abgefertigt, um der Träger der einzuleitenden Verhandlung zu werden und seinen Gebieter am englischen Hofe dauernd zu vertreten; in der Bestimmung des erlauchten Reichsgrafen zu diesem Posten sollte der König Georg einen besonderen Beweis der Aufmerksamkeit sehen. Inzwischen lagen dem bisherigen Residenten, Kapitän Andrié, die vorbereitenden Schritte ob; er ward demgemäß in das politische Programm eingeweiht. Auch der Vertreter im Haag erhielt den Auftrag, dem Großpensionär von Holland und dem Greffier der Generalstaaten, den beiden Leitern der auswärtigen Politik der Republik, mündliche Hoffnungen im Sinne des an den König von England gerichteten Schreibens zu machen. Nach Petersburg aber eilte zur Unterstützung des dortigen Gesandten der Major von Winterfeldt, des Königs Freund, der Schwiegersohn des russischen Feldmarschalls Münnich. Andere Gesandte wurden an die Höfe abgefertigt, von denen eine Anfechtung der österreichischen Erbfolge erwartet wurde: nach München, nach Dresden, auch nach Turin, wo Freund Algarotti versuchen mochte, wie weit seine staatsmännische Begabung reichte; noch andere gingen an kleinere deutsche Höfe, denn überall mußte jetzt die preußische Diplomatie ihre Augen und Ohren haben, bis die große Endentscheidung für das eine oder das andere System gefallen sein würde. Aus der Unfertigkeit der politischen Lage ergab sich der leitende Gesichtspunkt, wie ihn Friedrich mit seinem derben Realismus dem vielgewandten Podewils

für die Ausarbeitung der Instruktionen all dieser Sendboten kurz und bündig angegeben hatte: an jedem Hofe muß man anders sprechen.

Die Vertreter der Seemächte und Rußlands in Berlin wurden auch nach dem Abgang der Mitteilungen an ihre Herren vorläufig noch nicht in das Vertrauen gezogen. Auch lud wenigstens der britische Resident, Kapitän Melchior Guy Dickens, durch sein Auftreten nicht eben dazu ein, sich mit ihm einzulassen. Er war in Berlin seit lange bekannt; er hatte vor zehn Jahren mit dem Kronprinzen Friedrich sich zu schaffen gemacht; die Erinnerung an damals war in diesem Fall doppelt lästig. Friedrich hat ihn nachmals aus der Erinnerung als einen sehr gewaltsamen und heftigen Menschen charakterisiert, der die Geschäfte nie in natürlicher und leichter Weise, sondern immer mit äußerster Leidenschaftlichkeit behandele; eitel, dazu blinder Enthusiast für sein Vaterland England, bleibe er doch nicht bei der Stange, so daß es von ihm gelte: viel Lärmen und nichts dahinter. Guy Dickens erhielt gleich nach des Königs Ankunft auf sein Ansuchen eine Audienz, in welcher sich Friedrich vielleicht zu mehr und zu schärferen Worten hat verleiten lassen, als ursprünglich beabsichtigt waren; jedenfalls erfuhr die Dreistigkeit des Briten auf einige anzügliche Bemerkungen eine Zurechtweisung, die Dickens geradezu als Kriegsdrohung auffaßte: „Ich finde, England hat ebenso wie Frankreich die Neigung, andere Fürsten unter seine Vormundschaft zu nehmen; ich aber habe keine Lust, mich leiten zu lassen, weder von dem einen noch von dem anderen .... Ich hoffe, England wird sich klug verhalten, sonst sehe ich einen neuen Dreißigjährigen Krieg voraus."

Dem holländischen Gesandten, dem würdigen General Reede tot Ginckel, begnügte er sich, durch den Feldmarschall Schwerin andeuten zu lassen, bei dem Unvermögen, die Pragmatische Sanktion gegen ihre Widersacher aufrecht zu erhalten, werde Holland am besten thun, Preußen eine Vergrößerung zu gönnen, werde doch Preußen dadurch um so mehr imstande sein, im Bunde mit den Seemächten Frankreichs Macht in Schranken zu halten. Anderseits stehe es jeden Augenblick in Preußens Hand, sich mit Frankreich zu verbünden.

Der einzige von den fremden Gesandten, dem Friedrich geradeheraus sagte, um was es sich handelte, war der Ueberbringer des Schreibens, durch das die Königin von Ungarn und Böhmen ihre Thronbesteigung anzeigte, Marchese Botta d'Adorno. Er war seit Ende November in Berlin; er hatte seinen Weg durch Schlesien genommen, wo die Gerüchte von einem bevorstehenden Einmarsch der Preußen um so bestimmter ihm entgegentraten, je weiter er kam. Als er das Preußische erreichte, waren in Krossen soeben die Proviantkommissare angelangt, welche die Räumung aller Scheunen rings um die Stadt anordneten, einen Ueberschlag über die vorhandenen Korn- und Mehlvorräte vornahmen und alle Backöfen auf ihre Verwendbarkeit prüften. Botta beeilte sich nach seiner Ankunft, Podewils wegen dieser Kriegsvorbereitungen zur Rede zu stellen; seine Bemühungen, das ganze diplomatische Corps zu einer gemeinsamen Vorstellung zu veranlassen, waren erfolglos. Am 6. Dezember erhielt er seine Antrittsaudienz und überreichte das Notifikationsschreiben seiner Gebieterin, sowie ein Handschreiben ihres Gemahls, des Großherzogs von Toskana.

„Ich werde erwarten, was Botta mir berichten wird," hatte Friedrich vorher an seinen Gesandten in Wien geschrieben; „wenn man glaubt, mich mit Komplimenten und schönen Beteuerungen abfinden zu können, so werde ich sie ihnen doppelt wiedergeben und werde inzwischen das zu thun versuchen, was meine Interessen und mein Vorteil unter den gegenwärtigen Umständen erheischen." Da nun der Gesandte politische Aufträge nicht mitbrachte, so beschränkte man sich in der Audienz von beiden Seiten thatsächlich auf Komplimente. Dann aber erschien zwei Tage später unvermutet, gegen Mitternacht, der Oberstlieutenant Varenne bei dem Italiener und beschied ihn für den nächsten Morgen, den 9., zu nochmaligem Empfang. Der König ließ sich zu Beginn von Botta die Hand darauf geben, das, was er jetzt hören würde, niemand als dem Großherzog Franz mitzuteilen. Indem er sich auf die Eröffnungen bezog, die er in Wien machen lassen würde, teilte er ihren allgemeinen Inhalt dem Marchese mit: seinen Entschluß, durch Besetzung von Schlesien seine Rechte auf Teile dieses Landes sicherzustellen und seine Geneigtheit, gegen Abtretung von Schlesien den Wiener Hof zu unterstützen und dem Großherzog die kaiserliche Krone zu verschaffen. Botta bezeichnete diese Kombination als aussichtslos und beschwor den König, von seinem Vorhaben abzulassen; ganz Europa werde ihn für die Folgen dieses übel überlegten Entschlusses verantwortlich machen. So berichtet Botta selber; der König erzählt noch, der Gesandte habe ihm gesagt, die preußischen Truppen sähen schöner aus als die österreichischen, aber diese hätten Pulver gerochen; worauf die Erwiderung gelautet habe, die preußischen Truppen würden beweisen, daß sie ebenso tapfer als schön seien.

So erregt sich Botta über die preußischen Rüstungen und Märsche vernehmen ließ, so wollten doch seine französischen Kollegen sich nicht ausreden lassen, daß er Komödie spiele, daß der König mit dem Großherzog von Toskana trotz alles Leugnens einverstanden sei. Und aus dem Munde des Königs war für Valory und Beauvau noch immer nichts zu erfahren. Zwar erhielt Valory eine Audienz bei geschlossenen Thüren, aber der König antwortete auf den Antrag, ein gemeinsames Vorgehen in den deutschen Angelegenheiten zu vereinbaren, mit der Bemerkung, daß die Vorteile gegenseitige sein müßten, und daß er nichts Bestimmtes sagen könne, bevor Camas aus Frankreich mit einem Brief des Kardinals und vielleicht einem „Bauplan" zurückgekehrt sein werde: „Ich muß wissen, was der König, Ihr Herr, für mich zu thun geneigt ist, es ist selbstverständlich, daß ich dabei meinen Vorteil finden muß, in dieser Beziehung sind die Fürsten der eine wie der andere."

Nicht mehr als Valory erfuhr Beauvau in der Abschiedsaudienz, die er vor seiner Rückkehr erhielt.

Nicht allein die fremden Diplomaten, auch seine eigenen Unterthanen bestürmten den König mit Audienzen, Fragen, Wünschen und Warnungen. Da war es dem Fürsten Leopold von Anhalt unerträglich, daß für den Oberbefehl des in der Neumark versammelten Heeres der jüngere Feldmarschall, der ihm persönlich widerwärtige Graf Schwerin, bestimmt war. Schon im Sommer hatte der empfindliche Fürst sich vernachlässigt, absichtlich gekränkt geglaubt; er meinte zu wissen, daß sein junger Kriegsherr von je eine Abneigung gegen ihn

gehabt habe. Damals hatte der König dem Mißtrauischen in zwei gnädigen Briefen nachdrücklich versichert, daß er die großen Meriten, die sich der Fürst seit so vielen Jahren um das königliche Haus erworben habe, vollauf würdige und ihm bei allen Vorfällen thätliche Erkenntlichkeit bezeigen werde. Und nun sollte der alte Held zu Hause bleiben und erfuhr nicht einmal des Krieges Zweck. In ziemlich bestimmtem Tone verwies ihm der König seine „Inquiétude" über den bevorstehenden Marsch: „Ich hoffe, daß Sie sich darüber beruhigen werden und erwarten mit Geduld, zu was ich Sie destiniere. Ich habe meine Dispositions alle gemacht, und werden Ihre Durchlaucht schon zeitig genug erfahren, was ich befohlen habe, indem nichts vergessen und versäumt." So aber ließ sich Leopold nicht abfinden; er bat nun geradezu um ein Kommando. „Ihre Durchlaucht können versichert sein," antwortete der König, „daß ich Ihre Meriten und Kapacität ehre und veneriere, als wie ein junger Offizier einen alten ehren muß, der der Welt viele Proben von seiner Kapacität gegeben hat." Die bevorstehende Expedition sei indes nur eine Bagatelle, eigentlich nur eine Besitzergreifung; erst im Frühjahr werde es zum Ernst kommen und dann rechne er auf den Fürsten; die gegenwärtige Expedition behalte er sich allein vor, „auf daß die Welt nicht glaube, der König in Preußen marschiere mit einem Hofmeister zu Felde". Nun kam der Fürst in Person; am Abend des 11. Dezember war er plötzlich in Berlin, und prophezeite jedem, der es hören wollte, daß die Sache nicht gut ablaufen könne. „Er senkte Furcht und Mißtrauen in alle Gemüter," sagt der König, „und würde mich selbst eingeschüchtert haben, wenn mein Entschluß nicht mit der äußersten Unumstößlichkeit gefaßt gewesen wäre."

Rauschende Vergnügungen, wie Berlin ihrer seit langen Jahren entwöhnt war, hatten ihren Anfang genommen, gleich als wenn der König nur ihretwegen von Rheinsberg gekommen wäre. Noch am Tage seiner Rückkehr hatte ein Maskenball in dem neuen, am Wilhelmsplatz gelegenen Palast des Johanniter-Herrenmeisters, des Markgrafen Karl von Schwedt, den Reigen der Festlichkeiten eröffnet, und dann war fast jeder Abend besetzt, durch Hofansagen zu Empfang und Konzert, durch Gegenbesuche des Hofes in den Häusern des Adels.

Montag den 12. Dezember war Maskerade auf dem Schloß in den Gemächern der Königin Elisabeth; der König sprach mit dem englischen Gesandten, aber er zog auch den Marquis Valory beiseite und redete länger als eine Stunde mit ihm über die politische Lage: „Der Augenblick ist gekommen, wo ich wissen muß, ob der Kardinal mich haben will oder nicht;" übrigens werde man den ganzen Winter über nur mit Verhandlungen „lanternieren", vielleicht auch noch im Frühling, falls er durch seine Unternehmung die Verhandlungen nicht in beschleunigtere Gangart bringe, wie es nötig sei, um einem jeden seine Marschroute anzuweisen.

„Nach geendigtem Ball speiste Ihre Majestät nebst sämtlichen Prinzen und der Generalität öffentlich." Morgens um 9 Uhr erwartete der König seinen Reisewagen; eine zahlreiche Versammlung, die Prinzen an der Spitze, hatte sich eingefunden; Friedrich hat später gern erzählt, wie seine jüngsten Brüder, der zehnjährige Prinz Ferdinand und der vier Jahre ältere Prinz Heinrich, die

neu ernannten kleinen Obersten,[1]) ihn am Rockschoß festgehalten hätten, um in den Krieg mitgenommen zu werden. Von den fremden Gesandten war nur Marquis Beauvau gekommen, den der König unter den Umstehenden bemerkte und mit verbindlichen Worten begrüßte; dann bestieg er den Wagen, Graf Wartensleben setzte sich an seine Seite, zwei andere Adjutanten, Borcke und Goltz, nahmen ihm gegenüber Platz. Das nächste Reiseziel war Frankfurt, das den König am Abend mit einer Illumination empfing.

Das kleine Heer, das nach der schlesischen Grenze zu zwischen Frankfurt und Krossen zusammengezogen war, bildeten zehn Regimenter Fußvolk zu zwei Bataillonen, fünf märkische, vier pommersche und ein magdeburgisches, die zehn Schwadronen reitender Grenadiere des Grafen Schulenburg aus dem benachbarten Landsberg, das gleich starke Dragonerregiment Baireuth aus Pasewalk, das neumärkische Kürassierregiment Markgraf Friedrich zu fünf Schwadronen, eine Schwadron Gendarmen und sechs Schwadronen Husaren. Es waren im ganzen an 14000 Mann Infanterie und 5000 Reiter, dazu 74 Geschütze.

Vor dem Ausrücken der Berliner Regimenter hatte der König ihre Offiziere versammelt und ihnen eine Ansprache gehalten, deren Inhalt er selbst aufgezeichnet hat: „Meine Herren, ich unternehme einen Krieg, für welchen ich keine andere Bundesgenossen habe, als Ihre Tapferkeit und keine andere Hülfsquelle als mein Glück. Erinnern Sie sich stetig des unsterblichen Ruhms, den Ihre Vorfahren auf den Gefilden von Warschau und Fehrbellin erworben haben, und verleugnen Sie nie den Ruf der brandenburgischen Truppen. Leben Sie wohl, brechen Sie auf zum Rendezvous des Ruhms, wohin ich Ihnen ungesäumt folgen werde."

Zum Rendezvous des Ruhms! „Meine Jugend," so gesteht er demnächst in einem Brief aus dem Feldlager seinem Freunde Jordan, „das Feuer der Leidenschaften, das Verlangen nach Ruhm, ja, um dir nichts zu verbergen, selbst die Neugierde, mit einem Wort ein geheimer Instinkt, hat mich der Süßigkeit der Ruhe, welche ich kostete, entrissen, und die Genugthuung, meinen Namen in den Zeitungen und dereinst in der Geschichte zu lesen, hat mich verführt." Bewundert viel und viel gescholten ist der Freimut, mit dem Friedrich dieses Geständnis später in seinen historischen Denkwürdigkeiten wiederholt hat: bei dem Entschluß von 1740 habe vielleicht mitgewirkt „das Verlangen mir einen Namen zu machen". In der älteren, 1747 entstandenen Niederschrift des Werkes fehlen die charakteristischen Worte; aber als dreißig Jahre später der Greis die vergilbten Blätter, denen er seine ersten großen Erlebnisse und Eindrücke anvertraut hatte, wieder hervorzog und durchmusterte, um die Darstellung umzuarbeiten, da hat er sich des feurigen Ehrgeizes seiner Jugend nicht schämen, hat ihn nicht verhehlen wollen.

---

[1]) „Mes compliments aux chers marionnettes colonels," schreibt der König am 11. Juli 1740 an den Prinzen Wilhelm. Die Prinzen Heinrich und Ferdinand hatten kurz vorher jeder eines der neu errichteten Infanterieregimenter erhalten.

Es war ein Ehrgeiz, beglaubigt durch die Weihe der Kraft und geadelt vor allem dadurch, daß er sich erwärmte an der heiligen Flamme der Vaterlandsliebe. Denn unzertrennlich von dem persönlichen Ehrgeiz war in Friedrichs Brust die edle Leidenschaft, seinem Volke vor Europa Achtung zu verschaffen, die ungünstigen Eindrücke der vorangegangenen Zeiten zu verwischen, die Natur des Zwitterwesens zwischen Kurfürstentum und Königreich endgültig zu bestimmen, sein Preußen einzuführen in die Reihe der großen Mächte.

Immer wieder beruft sich der junge Fürst, da er so großer Dinge sich unterfängt, auf das ahnende Gefühl, auf die Stimme in seiner Brust, die ihm Glück verheißt; er glaubt an seinen Stern. Wie Cäsar versteht er unheilvolle Zeichen als glückliche zu deuten; wenn in Krossen, dem letzten preußischen Grenzstädtchen, bei seiner Ankunft der morsche Dachstuhl der Hauptkirche mit der Glocke, die ihm ihren Gruß entgegenläutet, zusammenbricht, so gibt er, die Abergläubischen zu beruhigen, dem Einsturz die Beziehung auf den Stolz seiner Gegner: „das Hohe wird erniedrigt werden"; und an Cäsar denkt er, wenn nun am Morgen des 16. Dezember hier von Krossen aus der entscheidende Schritt geschehen soll: „in zwei Stunden werde ich den Rubikon überschreiten," schreibt er in der Morgenfrühe um sechs Uhr an Podewils; abends aber sendet er dem Minister einen zweiten Brief, aus dem heller Jubel klingt: „Ich habe den Rubikon überschritten, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel; meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz, und unsere Generale von Ruhmbegierde verzehrt; alles wird nach unseren Wünschen gehen und ich habe Grund, mir alles mögliche Gute von dieser Unternehmung zu versprechen. . . . Entweder will ich untergehen oder ich will Ehre haben von dieser Unternehmung. Mein Herz verkündet mir alles Gute der Welt; kurz, ein gewisser Instinkt, dessen Ursache uns verborgen ist, verheißt mir Glück und günstiges Los, und ich werde nicht nach Berlin zurückkehren, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich entsprossen bin, und der braven Soldaten, die ich die Ehre habe zu befehligen." „Laß die Neider und den unwissenden Haufen reden," schreibt er drei Tage darauf an Jordan, „nicht sie werden die Richtschnur für meine Entschlüsse geben, wohl aber der Ruhm; mich selbst durchdringt er mehr als je und meinen Truppen läßt er das Herz schwellen, und ich bürge Dir für den Erfolg."

Nie vielleicht ist Friedrich in glücklicherer Stimmung gewesen als um die Wende dieses Jahres, das ihm die Krone und das ihm seinen ersten Krieg gebracht hatte. Wie viel frische, sprudelnde Briefe hat er aus dem Feldlager in Schlesien, „im Begriff zu marschieren" oder abends nach dem Marsch, oft „sehr müde", an Podewils, an seine Verwandten und Vertrauten gerichtet, und „joviale" Briefe verlangt er von ihnen zurück, nicht ausnahmsweise einen oder zwei, sondern zum vollgültigen Beweis unverwüstlicher Laune eine ununterbrochene Reihe. „Ich bin wie der König im Schachspiel bei Karl XII., der immer zog," schreibt er am 23. Dezember. Seit vierzehn Tagen sind wir unaufhörlich auf Wegen und Straßen und bei welchem Wetter!" — denn es regnete in Strömen und der Soldat mußte auf grundlosen Wegen bis an die Knie im Kote waten. „Wir marschieren von sieben Uhr früh bis nachmittags um vier; dann speise

ich, empfange langweilige Besuche; nachher kommt ein Kleinkram thörichter Geschäfte: da heißt es Schwierigkeitsmacher zurechtsetzen, Hitzköpfe zügeln, Faulenzer auf den Trab bringen, Ungeduldige gelehrig machen, Raubgierige in Zucht halten, Schwätzer anhören und Stumme unterhalten; kurz, man muß trinken mit dem, der Lust hat, essen mit dem, der Hunger hat, Jude sein mit den Juden und Heide mit den Heiden. Das sind meine Beschäftigungen, die ich gern einem andern überlassen möchte, wenn nicht dieses Phantom, Ruhm genannt, allzuoft mir erschiene. In der That eine große Tollheit, aber eine Tollheit, von der es sehr schwer ist, loszukommen, wenn man einmal davon besessen ist."

Zu den „langweiligen Besuchen", von denen der Brief redet, gehörte am 19. das Erscheinen zweier schlesischer Edelleute im Auftrage der Breslauer Oberamtsregierung. Die preußischen Truppen hatten auf ihrem Marsch eine Proklamation des Königs an die Einwohner von Schlesien verbreitet, welche im Sinne des zu Rheinsberg festgestellten Planes die Besetzung des Landes als eine friedliche ankündigte, da der König mit dem Hause Oesterreich genaue Freundschaft zu unterhalten sehnlichst wünsche; die Einwohner sollten des königlichen Schutzes versichert sein, und insonderheit der katholischen Religion ward Anerkennung und Unverletzlichkeit ihres Besitzstandes verheißen. Gegen diese Kundgebung legte das Oberamt unverzüglich eine nachdrückliche Verwahrung ein, mit dem Ersuchen „wegen ungesäumter Zurückziehung der Kriegsvölker von fremdem Grund und Boden" und mit der Anmeldung einer Schadensersatzforderung. Der König empfing die beiden Ueberbringer im Speisesaale; da er hörte, daß sie nicht Beamte, sondern Landstände seien, verwandelte er das „Er" seiner Anrede in das höflichere Sie und ließ die Herren an seiner Tafel Platz nehmen; er las die Schrift, „ohne dabei eine entrüstete Miene zu zeigen", und gab sie dann stillschweigend seinem Pagen; den Abgeordneten wurde ein einfacher Empfangsschein ausgestellt.

Zwei Tage darauf bewirtete der König im Hauptquartier Herrendorf an einer Tafel von 95 Gedecken die zu einer Besprechung über die Truppenverpflegung geladenen ritterschaftlichen Vertreter der Fürstentümer Glogau, Sagan, Liegnitz, Wohlau und Jauer. Mehr als einer von den Gästen hatte, bevor er seine Güter übernommen, im preußischen Heere gedient, dessen Offiziercorps seit lange eine Anziehungskraft auf die evangelischen Schlesier von Adel ausübte, wie denn noch im vorigen Herbst in die neuerrichteten Regimenter zahlreiche Offiziere aus Schlesien eingetreten waren.

Die freudige Aufnahme der Preußen durch die schlesischen Protestanten jeden Standes erleichterte mehr als irgend etwas die Besitzergreifung. „Durch einen übertriebenen Religionseifer war die Anzahl der Mißvergnügten in Schlesien sehr groß," so gestand nachmals der österreichische Minister Bartenstein. Die Bestimmungen des Alt-Ranstädter Vertrags, durch den vor einem Menschenalter Karl XII., da er als Sieger im Herzen Deutschlands stand, das unglückliche Los seiner schlesischen Glaubensverwandten zu mildern gesucht hatte, wurden umgangen, verdreht, zumeist aber schnurstracks verletzt; denn wer hätte die kaiserliche Regierung zur Vertragstreue anhalten sollen? Als die Preußen jetzt kamen, fanden sie die Stockhäuser noch überfüllt mit Protestanten, denen die Weigerung,

von ihrem Glauben zu lassen, als Verbrechen der Apostasie zugerechnet wurde: in willkürlichster Ausdehnung auf nahe wie auf entfernteste Verwandtschaftsverhältnisse nannte die römische Kirche Apostaten auch diejenigen Evangelischen, deren Eltern, Großeltern, Urgroßeltern katholisch gewesen waren; ja der Fall ist vorgekommen, daß das Apostasie-Edikt gegen einen Protestanten angewandt wurde, dessen Schwiegermutter sich dem herrschenden Bekenntnis zugewandt hatte. Aus dem überwiegend slavischen Oberschlesien war der Protestantismus seit den Tagen der Liechtensteinschen Dragoner, der „Seligmacher" von 1629, fast ganz verdrängt; das germanische Mittel- und Niederschlesien aber hatte trotz aller Drangsale den Glauben der Väter treu bewahrt. Und so geschah es, daß jetzt dies ganze Gebiet einmütig zu dem König von Preußen, dem Befreier aus der Gewissensnot, abfiel; ging doch in Haynau die Rede, daß Gott der Herr den König durch einen Traum erweckt habe, in welchem ihm das schlesische Land zu dreien Malen in verzehrendem Brande erschienen sei. Mit Staunen ward Friedrich inne, welche Macht die Religion über die Gemüter habe: „die Religion und unsere braven Soldaten," schreibt er am 27. Dezember, „werden das übrige thun." Er ließ protestantische Prediger aus der Heimat nachkommen und wies zunächst zwölf Kandidaten der Theologie — der Volksmund taufte sie die zwölf Apostel — den Gemeinden zu, die der Seelsorge am Orte selbst bisher ganz entbehrt hatten. Die katholischen Geistlichen aber glaubten in ihrem ersten Schrecken, fliehen zu müssen; vom rechten Oderufer entwichen sie in Scharen nach Polen, so daß zur Beschwichtigung der Gemüter eine nochmalige öffentliche Erklärung, daß der Krieg mit der Religion nichts zu schaffen habe, nicht überflüssig schien; denn kam der religiöse Fanatismus der Polen, durch die schlesischen Flüchtlinge geschürt, erst ins Wallen, so mochten die neumärkischen Grenzen auf einen Ueberfall durch „liederliches Gesindel, dergleichen in Polen zusammenzuraffen eben so schwer nicht ist," immerhin gefaßt sein. Auch die ausgesuchte Höflichkeit des Königs gegen die Jesuitenpatres von Milkau, deren Obere er während seiner Einlagerung dort auf dem der Gesellschaft Jesu gehörigen Herrenschlosse an seine Tafel zog, vermochte das Mißtrauen nicht ganz zu zerteilen.

Der erste feste Platz in der Marschrichtung der Preußen war Glogau. „Sie haben dort alt Pulver, das funfzig Jahre gelegen hat, und kann sich das Ding nicht über acht Tage halten," meinte der König am 18. Dezember. Aber Graf Wallis, der Kommandant, ließ die Vorstädte abbrennen und setzte sich in Verteidigungsstand, so gut es ging; er hatte übrigens den Befehl, die Feindseligkeiten nicht zuerst zu beginnen. So ließ auch der König, als Wallis sich über die Aufhebung eines seiner Leute durch preußische Husaren beschwerte, diesen ersten Kriegsgefangenen zurückschicken. Beim Rekognoszieren (28. Dezember) fand er die Werke fester, als er geglaubt; er ließ an 8000 Mann nachgerückter Truppen zurück, die Festung zu umstellen, und näherte sich nun die letzten Tage des alten Jahres in drei Eilmärschen der Hauptstadt Breslau.

Schnell wurden die Vorstädte besetzt; die Dominsel vor dem Sandthore, welche die Stadt beherrscht, ließ sich überrumpeln; auf den Wällen wurden keine Verteidiger gesehen, sondern nur Neugierige in dichten Haufen, welche das fremde Heer anstaunten.

Oesterreichische Truppen hatte die Stadt nach ihrer alten Gerechtigkeit nicht in ihren Mauern, die „geschworene Stadtgarnison“ und ihre Bürgerkapitäne waren sehr friedlich, und das vorrätige Pulver hatte der Stadtrat zu desto größerer Sicherheit stromaufwärts nach Brieg schaffen lassen; ein großer Teil der evangelischen Bürgerschaft, von dem Schuster Döblin und andern Volksrednern bearbeitet, machte aus seiner Abneigung gegen die österreichische Herrschaft kein Hehl. Als zwei preußische Stabsoffiziere, die Obersten v. Borcke und Graf Posadowski, zum Verhandeln in der Stadt erschienen, brachten sie mit dem Syndikus Gutzmar ohne Mühe einen Vergleich (3. Januar) zuwege, einen Neutralitätsvertrag, wie ihn die Stadt im Dreißigjährigen Kriege mit den Schweden und Sachsen geschlossen; der Syndikus, ein großer Staatsmann in den Augen seiner Mitbürger, glaubte seine Vaterstadt schon ganz nahe der Reichsfreiheit, ob immer der Vergleich nur unter der dehnbaren Formel geschlossen war: „bei den jetzigen Konjunkturen und solange dieselben dauern werden.“ Genug, daß die Stadt jetzt nicht mit preußischen Soldaten belegt wurde, und daß nur in einer Vorstadt für ein anzulegendes Magazin ein Bataillon als Bedeckung zurückbleiben sollte.

Die Stimmung des Königs erreichte ihren Höhepunkt. Schon angesichts der Türme von Breslau hatte er am letzten Tage des alten Jahres an Podewils frohlockend geschrieben: „Mein lieber Charlatan“ — denn als Charlatan gilt Podewils, der Diplomat, der Mann der Feder, ihm, dem Ritter vom Schwert, dem Soldaten — „seid der geschickteste Charlatan der Welt, und ich Fortunas glücklichstes Schoßkind, und unsere Namen werden niemals in Vergessenheit kommen;“ nach der Wegnahme des Doms aber beginnt er seinen Tagesbericht: „Mein lieber Podewils, Breslau ist mein, seit heute, meine Truppen sind fröhlich (joyeuses) und gut imstande.“ — „Bravo, Podewils!“ so applaudiert er ein andermal sich selbst, indem er dem Minister von einem gut gelungenen Handstreich erzählt — ein fröhlicher Feldherr an der Spitze seiner fröhlichen Truppen. Es war nicht anders, als wie es Voltaire unter dem Eindruck der Briefe, die er aus Schlesien erhielt, in artiger Schmeichelei schilderte:

Die Politik hat ausgeplant
Den Anschlag kriegerisch und weise.
Niemand hat ihn vorausgeahnt,
Thatkraft hat ihm den Weg gebahnt,
Und Frohsinn ging mit auf die Reise.

So war denn auch des Königs Einzug in Breslau, unmittelbar nach Unterzeichnung des Neutralitätsvertrages, eine joyeuse entrée im eigentlichsten Sinne. Vor dem Schweidnitzer Thor stand zum ersten Empfang eine Bürgercompagnie in ihrer Waffenrüstung, in den Straßen bildete die Stadtgarnison Spalier, da und dort schmetterten Musikchöre ihre Weisen. Zuerst geleitete der neuernannte königliche Obermundschenk, ein Schlesier, Graf Henckel von Donnersmark, den Zug der königlichen Küchentroßwagen in die Stadt; die mit blausamtenen, goldbetreßten Decken behängten Maultiere, mit kleinen Schellen geschmückt, trugen das silberne Tafelgerät. Dann ritt unter Musik ein Trupp von dreißig Gendarmen daher, die Leibwache des Königs in der glänzenden hellgelben Uniform, hinter

ihnen der königliche Staatswagen, zurückgeschlagen, aber unbesetzt, nur der blausamtene, mit Hermelin gefütterte Mantel bedeckte die gelben Samtpolster. Erst um zwölf Uhr kam der König selbst, auf feurigem Zelter, in reichgesticktem Gewande und Mantel von blauem Samt, vor ihm vier Läufer, orangefarben angethan, und der Stadtmajor von Breslau mit gezogenem Schwert, hinter ihm ein langes Gefolge von Offizieren und in Rot prunkenden Pagen und Lakaien, alle zu Pferde. Der jubelnden Volksmenge zu danken sah man den König in dem Schneegestöber fast unausgesetzt das Haupt entblößen. So bewegte sich der Zug bis zur Albrechtstraße, wo dem erlauchten Gast sein Quartier zugerüstet war. Die fortgesetzten Hochrufe von der Straße ließen ihn bald auf den Balkon hinaustreten; noch eine Viertelstunde zeigte er sich der Menge, und hell und blitzend überflog sie sein schönes Auge.

Mittags wurden an diesem und den beiden nächsten Tagen der Syndikus und andere namhafte Einwohner, auch Prälaten und protestantische Geistliche zu des Königs Tafel gezogen. Friedrich trank auf das Aufnehmen der Stadt Breslau und lobte sie als eine der besten Städte des deutschen Reiches, besser als Nürnberg, Augsburg und Danzig. In den Straßen und im Schweidnitzer Keller sah man zahlreiche preußische Soldaten, ohne Obergewehr, wie der Vergleich es bestimmte, ganz friedfertige Besucher: „lauter schöne, wohl qualifizierte, galantmundierte Leute, die aller Augen mit Verwunderung an sich zogen und bei unsern schlesischen Frauenzimmern starken Liebreiz erwecketen“ — so bezeugt es ein biederer Breslauer Kaufmann in seinem Tagebuch. Am letzten Abend dieses seines ersten Breslauer Aufenthaltes gab der König den Behörden und den Spitzen der Stadtverwaltung und Kaufmannschaft ein großes Ballfest, und die Chronisten haben uns die Namen der Schönen aufgezeichnet, die der jugendliche Eroberer Schlesiens zum Tanze führte. Huldvoll nach allen Seiten, gegen Große und Kleine, gegen Evangelische und Katholiken, hat Friedrich nur die Mitglieder der Oberamtsregierung seine Strenge fühlen lassen; sie mußten, der alte Graf Schaffgotsch an ihrer Spitze, insgesamt die Stadt verlassen, und die Fürsprache der Kaufmannsältesten vermochte ihnen lediglich eine eintägige Aufschubsfrist zu verschaffen.

Auf dem Vormarsch über Breslau hinaus schrieb der König an Podewils (7. Januar): „Ich eile, das Werk zu vollenden, das ich begonnen habe, und den anderen Höfen zu zeigen, daß unsere Pläne, weit davon entfernt, chimärisch zu sein, auf die ruhmreichste Art der Welt zur Ausführung kommen werden.“

Dem Selbstbewußtsein und der Siegeszuversicht, die der junge Fürst zur Schau trug, gilt das Urteil, welches in diesen Tagen unter dem frischen Eindruck von Friedrichs Persönlichkeit der Marquis Beauvau fällte: „Voll überzeugt von seiner Ueberlegenheit auf jedem Gebiete, dünkt er sich schon jetzt ein ebenso geschickter Staatsmann wie großer General. Lebhaft und herrisch, wird er sich allzeit auf der Stelle und nach seinem eignen Kopfe entscheiden. Seine Generale werden nie etwas anderes sein als Adjutanten, seine Staatsräte nichts als Schreiber, seine Finanzminister nichts als Steuereinnehmer, die ihm verbündeten deutschen Fürsten nur seine Sklaven.“ Aber der Franzose war vorurteilsfrei

genug, um hinzuzusetzen: „Wenn er die Kenntnisse, die er sein eigen glaubt, auch zur Zeit noch nicht alle besitzt, so muß man zugeben, daß er wenigstens ganz das Zeug dazu hat, sie sich anzueignen; ja er ist bereits jetzt das, was andere nur sehr mit der Zeit und mit großer Anstrengung werden. Er hat große Gesichtspunkte und er vertieft sich auch in das Kleine: in die Verwaltung, die Verhandlungen, den Krieg, die Vorkehrungen nach außen und nach innen, die Truppenaushebungen, die Disziplin, die Märsche, das Verpflegungswesen; mit einem Wort, er leistet die Entwürfe und leistet die Ausführung.“ Beauvau erklärt, Fehler und Unvollkommenheiten seien hier verbunden mit einer Begabung ersten Ranges.

Gewiß stehen Friedrichs Freude und Stolz über die ersten schnellen Fortschritte seiner Unternehmung in ihren unbefangenen Aeußerungen nicht ganz im Verhältnis zu den geringen Schwierigkeiten, auf welche diese schlesische Unternehmung in ihren Anfängen stieß. Zwar galt es der damaligen Kriegslehre schon an sich als eine große Leistung, zu der die wenigsten Mächte im stande sein würden (der Marquis Beauvau sprach sich nach seiner Rückkehr aus Berlin in diesem Sinne aus), „eine Armee von 30 000 Mann mitten im Winter und in weniger als zwei Monaten mehr als achtzig Meilen über die eigene Grenze vorzustoßen und auf diese Entfernung zu verpflegen“; aber bis zu dem Erscheinen eines österreichischen Heeres war die Unternehmung nichtsdestoweniger kaum etwas anderes, als ein militärischer Spaziergang, und selbst bei Berennung der verfallenen Festungen gab es keine Lorbeeren zu pflücken — man müßte denn, meinte Friedrich in launiger Selbstironie, selber Mörser sein. Goethe sagt einmal, daß man eher an den Lohn zu denken pflege, den man erhalten möchte, als an das Verdienst, das man erwerben sollte: wie der Meister der Dichtkunst diese Beobachtung an sich selbst gemacht haben will, indem er erzählt, daß er früh von dem Lorbeerkranz geträumt habe, der den Dichter zu zieren geflochten ist, so sehen wir hier den großen Schlachtenmeister in den Flitterwochen seines Kriegerlebens schier ungeduldig nach einem Heldentum haschen, das reich wie kaum einem zweiten Sterblichen ihm noch zum Lose fallen sollte. Dem spielenden Anfange des ersten schlesischen Krieges folgten zwei blutige Schlachten, und der erste Krieg als Ganzes war dann wieder nur ein leichtes Vorspiel zu den ernsteren Gefahren des zweiten und zu den erschütternden Unglücksschlägen der sieben Jahre. Wenn später der Greis die übermenschlichen Anstrengungen und Leiden dieses dritten, furchtbarsten Krieges, der ihm nicht den geringsten greifbaren Gewinn gebracht hatte, mit den glänzenden Erfolgen des ersten verglich, so mußte ihn ein Gefühl der Wehmut beschleichen, wie man es aus den Worten heraus hört, mit denen er in der späteren Ueberarbeitung seiner Denkwürdigkeiten die Erzählung des ersten Krieges beschließt: er verdanke die Erwerbung Schlesiens zum Teil „einem gewissen Glück, das oft die Jugend begleitet und sich dem vorgerückten Alter versagt“.

Leicht dahingetragen von diesem Glück, mit fröhlichem Vertrauen, weniger in klarer Vorstellung aller Möglichkeiten und Schwierigkeiten, als im dunklen Drange des Genius, von jenem Instinkt geleitet, auf den wir ihn sich berufen hörten, stürmt der Achtundzwanzigjährige hinaus auf eine Bahn, deren Ziel vor

ihm verhüllt liegt. Noch weiß er selbst nicht, wieviel von dem Lande, dessen winterlichen Boden sein Fuß betritt, er fordern soll, wieviel er behaupten mag; noch kennt er die Bundesgenossen nicht, an deren Seite er streiten wird, ja auch den Gegner kennt er nicht eigentlich, den er zu bestehen hat: wo immer er dieses Gegners gedenkt, spricht er entweder unpersönlich von dem Wiener Hof, oder aber von dem Lothringer, weil ihm als der Vertreter der österreichischen Macht nur des toten Kaisers Schwiegersohn, der lothringische Prinz gilt; nur mit dem Lothringer rechnet er und unterhandelt er; kaum einmal denkt er in dieser Zeit an die große Frau, die, jetzt von ihm herausgefordert, mit ihrem heißen Haß sein Leben ruhelos machen sollte.

An dem Tage, da König Friedrich den Einwohnern der schlesischen Hauptstadt sein Begrüßungsfest gab, erteilte in Wien die junge Königin von Ungarn und Böhmen den preußischen Unterhändlern ihren Endbescheid und verwies sie von ihrem Hofe. Der Krieg ging seinen Lauf.

Zweites Buch.

Der erste schlesische Krieg.

Erster Abschnitt.

Diplomatische Vorspiele.

Wenn dem Könige Friedrich Wilhelm nach der schweren Krankheit des Jahres 1734 nicht vorausgesagt worden wäre, daß er sein Leben noch auf einundfünfzig Jahre bringen würde, so hatte man der festen, kaum je erschütterten Gesundheit des nur drei Jahre älteren Kaisers Karl ein hohes Alter beschieden geglaubt. Aber das große Sterbejahr 1740 wollte zu dem Preußenkönig, zu der weißen Zarin und dem römischen Papste auch den römischen Kaiser als sein Opfer haben.

Nachdem Karl als der jüngere unter zwei Brüdern, ein achtzehnjähriger Prinz, ausgezogen war, sich in der Fremde ein Königreich zu erobern, war ihm beim Tode Josephs I. statt der Königskronen von Kastilien und Aragon die Kaiserkrone und die Nachfolge in den Stammlanden der deutschen Habsburger zugefallen. Er hat dann den ererbten Besitz gewaltig gemehrt, hat Neapel und Sizilien, Sardinien und Mailand, die belgischen Niederlande und das Temeswarer Banat, Serbien, Bosnien und die kleine Walachei gewonnen; er hat weitere Lande beherrscht, als irgend einer seiner Väter oder seiner Nachkommen. Aber er hat das Neuerworbene zum großen Teil wieder dahingehen sehen, die Friedensschlüsse von Wien und Belgrad raubten ihm nur allzuviel von dem Gewinn aus den Verträgen von Rastatt und Passarowitz.

„Der Orient und der Occident werden sich verbinden, uns zu zermalmen," so prophezeite zu Anfang des verhängnisvollen Türkenkrieges von 1737 einer der Reichshofräte des Kaisers. Die Feldzüge verliefen, auch ohne daß Verwickelungen im Westen eingetreten wären, unglücklicher als selbst die Schwarzseher es gefürchtet hatten. Es sei, so hörte man den Kaiser klagen, als ob mit dem Tode des Prinzen Eugen das Glück von den österreichischen Waffen auf einmal gewichen sei. Der klägliche Krieg schloß mit einem schimpflichen Frieden und mit dem viel bespotteten „Manifest des Kaisers gegen seinen General und seinen Unterhändler". Das tapfere, sieggewohnte Heer von ehedem war entmutigt, zusammengeschmolzen, zerrüttet; drei Generale waren der Reihe nach

in das Gefängnis gewandert; dem „Exempel ohne Exempel“, das gleich im ersten Kriegsjahr an dem Grafen Seckendorff statuiert worden war, folgte nach dem Friedensschlusse die Abführung von Neipperg auf den Spielberg und von Wallis auf die Feste Glatz. Zu der „unter allen Kaisern gleichmäßig andauernden Uneinigkeit des Ministeriums“ kam jetzt auch die Zerklüftung der Generalität in hadernde Parteien. Allgemeine Auflösung erschien als das Endergebnis dieser „dreißig Jahre der Langeweile, Unentschlossenheit und gegenseitigen Vorwürfe“, wie die Regierungszeit Karls VI. von einem seiner Vertrauten gekennzeichnet worden ist. Der Kaiser selbst aber seufzte nach dem Belgrader Frieden, dieses letzte Jahr nehme viele Jahre seines Lebens weg.

Karl hatte bei jungen Jahren in Spanien als Kronprätendent unzweifelhafte Proben von persönlichem Mute abgelegt. Man hatte bei der Verteidigung von Barcelona seine Festigkeit in den gefahrvollsten Stunden, seine Gewandtheit in der Verrichtung des von ihm Erforderten, vor allem seine staunenswerte Gemütsruhe bewundert; zugleich aber ward schon damals bei anderen Vorfällen eine kaum glaubliche Umständlichkeit und Engherzigkeit an ihm wahrgenommen. Er könne, spottete ingrimmig der wackerste Degen im Heere der Eroberer, Lord Peterborough, „sich nicht entschließen, anders als in einem Galawagen nach Madrid zu fahren, und das werde ihm die Krone kosten. Immer steifer und langweiliger war dann seine Gravität, seine „phlegmatisch ernsthafte Politesse“ geworden; er war ernsthaft, sagt ein Berichterstatter, sogar wenn er lächelte. Dem jungen natürlich-frischen Prinzen Franz von Lothringen gab Prinz Eugen für seinen ersten Besuch bei den kaiserlichen Verwandten die Verhaltungsmaßregel, dem Kaiser gegenüber stets in einer ehrfurchtsvollen Zurückhaltung zu bleiben, seine Lebhaftigkeit zu bemeistern und den Kaiser nie anzureden, jede Vertraulichkeit im Gespräch zu vermeiden, vor allem nie nach irgend einer Sache zu fragen. Im Grunde war Karl gutmütig und weichherzig, denn die Thränen traten ihm in die Augen, als des Grafen Seckendorff Neffe ihm das traurige Los seines verhafteten Oheims schilderte; das verhinderte nicht, daß der Marschall, so lange der Kaiser lebte, zu Graz in seinem Gefängnis blieb. Wie er die Werke der Andacht mit peinlicher Gewissenhaftigkeit verrichtete und wie seine Sittenstrenge sich nie das Geringste vorzuwerfen gehabt hat, so war es Karls ehrbare Absicht, seinen Unterthanen gerecht und seinen Verbündeten zuverlässig zu sein; und was ist doch alles in der Staatsverwaltung und in der Politik unter seinem Namen gesündigt worden.

Ein ehrgeiziger Günstling, der Graf von Altheim, soll einst dem jungen Fürsten in den Kopf gesetzt haben, daß es ihm ein Ruhm sein werde, keinen ersten Minister zu haben. So hatte denn Karl, solchen Schmeicheleien ebenso zugänglich wie von Natur zum Mißtrauen geneigt, selbst einem Eugen, dem größten Wohlthäter seiner Monarchie, allzeit mit heimlicher Eifersucht und ängstlichem Argwohn gegenübergestanden. Er wollte selbst regieren und war nicht ohne Urteil, er fand Geschmack an den verschlungenen Windungen spitzfindiger Beweisführung; aber langsamen Geistes, ohne Entschluß und ohne innere Freude an der Arbeit, schlaff und schwerfällig, konnte er die Masse der Regierungsangelegenheiten, die er sich vorbehielt, nicht bewältigen; Zerstreuungen, die Musik vornehmlich und die

Jagd, zogen sein Interesse von wichtigeren Dingen mit der Zeit immer mehr ab, und bald urteilte man, daß er sich nur noch den Anschein gäbe, als ob die Geschäfte ihm am Herzen lägen. Bei den Audienzen und Vorträgen gewahrte man gar zu oft das untrügliche Zeichen der Verdrießlichkeit des Kaisers, wie er den Mund rümpfte und die Lippe hängen ließ; und seine Angewohnheit, auf unbequeme Dinge mit einem leisen Gemurmel zu antworten, aus dem der aufmerksamste Hörer keine Silbe zu erhaschen vermochte, wurde der Schrecken der Würdenträger und Hofleute und zumal der fremden Gesandten. Die Geschäfte gerieten ins Stocken; jedem Minister blieb in seinem Amtsbereiche doch ein ziemlich freier Spielraum; in allen wichtigen Dingen aber verließ sich der Kaiser auf einen Mann, der in seiner untergeordneten dienstlichen Stellung die kaiserliche Autorität niemals mit dem Nimbus eines allmächtigen Premierministers zu verdunkeln vermocht hätte.

Der Hofrat und Staatsreferendarius Johann Christoph von Bartenstein war als Protokollführer der Geheimen Staatskonferenz der Vermittler des fast ausschließlich schriftlichen Verkehrs zwischen dem Kaiser und den Ministern. „Der Kaiser vertraut sich lediglich an Bartenstein“, „Bartenstein ist es, der Regen und Sonnenschein macht“, „die Minister, die unter drei Kaisern gedient, sind so weit, daß sie sich vor kleinen Leuten fürchten müssen“, das waren zu Ausgang der Regierung Karls VI. die allgemeinen Klagen der Einheimischen und der Fremden über den Emporkömmling, den vom Glück begünstigten Straßburger Professorensohn, und sie erschollen nicht ohne Grund, diese Klagen. Versicherte doch der Kaiser selber in wahrhaft zärtlichen Briefen dem Staatsreferendar, ihn um „Gegenlib“ bittend, daß er sich allein auf ihn, seine „ehrlichkeit vndt trey“ verlassen könne, daß er Bartensteins Herz kenne und nicht auf das äußerliche hochzeitliche Kleid schaue; er äußert sich rückhaltlos gegen diesen Mann über seine Minister, über seines Hofkanzlers „Schreien und Predigen“, ja über den Prinzen Eugen selbst, der „in die Sach nit genug eingehet“.

Bartenstein hat es trefflich verstanden, den Kaiser so zu nehmen wie er war. Karl war an politischen Gedanken nicht reich, aber an den wenigen Ideen, die ihm eigen waren, hielt er mit Zähigkeit fest. Er habe, sagte man am Wiener Hofe, während seiner Regierung mit zwei Puppen gespielt, der Ostender Compagnie und der Pragmatischen Sanktion. Die mit Posaunenstößen angekündigten handelspolitischen Entwürfe der zwanziger Jahre hatten ihm schwere Zerwürfnisse mit den auf den neuen Wettbewerb eifersüchtigen Briten zugezogen. Noch mehr hatte er seitdem dem Götzen der Pragmatischen Sanktion geopfert; Bartenstein aber war der Priester dieses Kultus: er bestärkte den Kaiser in solchem Thun und Dichten, er fand den Verhandlungen die Wege und Auswege, er beschwichtigte den Kaiser wegen der Bedenken, die gegen die Politik der Abschlagszahlungen und Opfer laut wurden; warnte doch der Prinz Eugen, daß man um fraglicher Bürgschaften willen nicht Land und Leute drangeben solle, daß die sicherste Garantie der Töchtererbfolge eine starke Heeresrüstung sein werde. Ein erstes Opfer, ein Opfer an Pietät, hatte das neue Hausgesetz schon in seinem Entstehen geheischt, wenn Karl entgegen der vorher von ihm anerkannten Erbordnung seines Vaters die Töchter des älteren Bruders von der Thronfolge aus-

schloß zu Gunsten seiner eigenen Töchter. Mit Fug durfte dabei die Vorsorge des liebenden Vaters sich berufen auf Gründe der Staatsklugheit, auf die allgemeine Wohlfahrt und auf das Reichsinteresse; wie aber stand es nun weiter um eine Politik, die große Stücke der Erbschaft von vornherein preisgab und den eben feierlich verkündeten Grundsatz der Unteilbarkeit des Staatsgebietes zu wiederholten Malen selbst brach? Sie war um so weniger einwandfrei, diese Politik Karls und Bartensteins, als der Kaiser erwarten konnte, seine kränkelnde Gemahlin zu überleben, und thatsächlich mit dem Gedanken gespielt hat, in einer zweiten Ehe noch der Vater eines Erzherzogs zu werden, der dann als Erbe aus eigenem Rechte sich aller dieser weit über ihren Preis bezahlten Bürgschaften entbrechen durfte.

Nun war der Kaiser tot, und die Stunde war gekommen, da die Pragmatische Sanktion die Wunder wirken mußte, die von ihr erwartet wurden.

Von der dreiundzwanzigjährigen Erzherzogin, die kraft dieser Erbordnung nach dem Tode des Vaters die königlichen Titel von Ungarn und Böhmen und die der anderen Kronlande annahm, war vor ihrer Thronbesteigung in Europa und selbst in Wien wenig gesprochen worden. Man rühmte die Anmut der jungen Prinzessin, die an die einst vielgepriesene Schönheit der braunschweigischen Mutter nicht heranreichte, aber doch erinnerte; unverkennbar hat sie überhaupt mehr von der Wärme und Leidenschaftlichkeit, vielleicht auch von dem Eigensinne, der welfischen Ahnen gehabt, als von dem gravitätischen Phlegma und dem erblichen Trübsinn der Habsburger. Man pries den Wohlklang ihrer geschulten Stimme, ihre schauspielerischen Anlagen, ihre zierliche Haltung beim Tanz, ihre Fertigkeit im Scheibenschießen, bald auch ihre Sicherheit und Kühnheit zu Pferde, endlich ihre ungemeine Gewandtheit im Sprechen. Bei aller Lebhaftigkeit war ihr Wesen ernst und besonnen; manchen galt sie darum als stolz und hochmütig. Feinere Beobachter gewahrten schon damals an ihr die Männlichkeit des Geistes und die Großartigkeit der Anschauung. Inmitten schwieriger Verhältnisse, durch ihren Vater geflissentlich von den Geschäften fern gehalten, von den Parteien bei Hofe zugleich umworben und beargwöhnt, hatte die junge Frau ohne Frage ungewöhnlich sicheren Takt bewährt. Schon jetzt zeige sie, urteilte der Venezianer Foscarini von der Thronfolgerin, ein Vorgefühl ihrer künftigen Stellung, und einmal in deren Besitz, werde sie ihren Ratgebern nichts weniger als einen entscheidenden Einfluß verstatten. Und ihr Verhältnis zu dem Vater umschreibt der englische Gesandte Robinson mit den Worten, sie bewundere die Tugenden des Kaisers, aber sie verurteile sein Verhalten und betrachte ihn fast nur als Verwalter der Lande, welche sie dereinst beherrschen werde. „O wäre sie doch ein Mann mit eben den Eigenschaften, die sie besitzt“, sagte zu demselben Gewährsmann seufzend der alte Hofkanzler Graf Sinzendorff; das in seiner Art Bezeichnendste aber, was über die Erzherzogin Therese bei Lebzeiten ihres Vaters gesagt worden ist, liegt vielleicht in dem wenig schmeichelhaften Urteil, das der General Diemar über ihren Gemahl abgab: es sei schade, daß der Herzog eine so brave Frau bekommen habe.

Denn mit seltener Einstimmigkeit wurde der Herzog Franz von Lothringen, obgleich seit seinem fünfzehnten Jahre am kaiserlichen Hofe als Kind des Hauses betrachtet, in seiner neuen Heimat abschätzig beurteilt. Die Zuneigung,

die ihm seine hübsche Erscheinung, sein frisches Wesen, seine Lebhaftigkeit gewonnen hatten, war schnell verscherzt, als der junge Herr zu maßgebenden und verantwortlichen Stellungen aufstieg. Schon nach dem Feldzuge von 1737 erzählte man sich in Oesterreich und ganz Europa von dem derben Verweis, den er sich von dem Feldherrn, dem Grafen Seckendorff, gefallen lassen mußte, als er, der leidenschaftliche Jäger, auf der Fährte des Wildes sich weitab von dem Heere verirrt und der Gefahr der Gefangenschaft ausgesetzt hatte. Im folgenden Jahre hatte er als Generalissimus, wie vordem sein Großvater Herzog Karl, kommandieren sollen; nach ein paar kleinen Erfolgen pries man ihn schon als den neuen Eugen, um sich dann nach dem traurigen Ausgange des Feldzuges in den bittersten und gehässigsten Anklagen gegen ihn zu ergehen. Von nun an mochte Franz thun, was er wollte, so ward es von den Wienern zu seinen Ungunsten gewandt. Daß ihm von seiner Gemahlin nacheinander drei Töchter geschenkt wurden, hatte jedesmal die Unterthanen nicht minder enttäuscht als den kaiserlichen Großvater. Auch des Herzogs Sparsamkeit, sein „Geiz", ward an diesem üppigen Hofe und unter diesem leichtlebigen Volke bald übel vermerkt. Und also verzeichnete schon 1737 der jüngere Seckendorff während eines Besuchs in Wien die Wahrnehmung in seinem Tagebuche, der Herzog habe alle Oesterreicher zu Feinden, und der gemeine Mann hasse und verachte ihn. Jetzt als der Kaiser starb, gab sich solche Mißstimmung und Mißachtung in einem drohenden Straßenanschlag Ausdruck:

Vivat! Der Kaiser ist tot,
Wir bekommen jetzt großes Brot,
Der Lothringer ist uns zu schlecht,
Der Baier ist uns eben recht.

In Steiermark rotteten sich die Bauern zusammen, und in Oesterreich machte der Adel kein Hehl aus seinen Wünschen, den Kurfürsten von Baiern nachfolgen zu sehen. Hatten doch schon da der Kaiser noch lebte, viele in einer Vermählung seiner zweiten Tochter, der Erzherzogin Maria Anna, mit dem bairischen Kurprinzen die glücklichste Lösung der Erbfolgefrage sehen wollen und zu dem Zweck das Gerücht ausgestreut, der Kaiser sei geneigt, einem deutschen Prinzen zuliebe die Erbfolge zu ändern und den französischen Schwiegersohn davon auszuschließen.

Allgemein unbeliebt, durfte Herzog Franz sich trösten mit der unwandelbaren Zuneigung seiner Gattin. Die Habsburgerin liebte ihren schmucken Prinzen kaum minder schwärmerisch als einst in der Reihe ihrer Ahnen die kastilische Johanna den schönen Philipp. „Des Nachts sieht sie ihn im Traum und bei Tage unterhält sie ihre Hofdamen nur von ihm", so hieß es in den glücklichen Tagen, da die beiden jungen Herzen sich gefunden hatten; man meinte, daß die Erzherzogin dem Manne nie vergeben würde, der sie damals in die Gefahr gebracht hatte, auf den Besitz ihres Auserkorenen verzichten zu müssen. Und das war Bartenstein. Wie brutal hatte er dem Herzog in den Tagen seiner Brautwerbung begreiflich gemacht, daß ein solcher Besitz eines Opfers wert sei; als Franz sich weigerte, von seinem Lothringen, durch dessen Auslieferung man die Freundschaft Frankreichs erkaufen wollte, sich nach Toskana verpflanzen zu lassen,

hatte der grobe Staatsreferendarius ihn mit den Worten angeherrscht: „Keine Abtretung, keine Erzherzogin!“ Ja noch nach der Verheiratung soll er dem nunmehrigen Großherzog von Toskana ins Gesicht gesagt haben, nachdem der Kaiser ihm die Gnad gethan, ihm seine Erbtochter zu geben, so müsse er sich des Kaisers Willen in allem gefallen lassen.

Demnach hielt jetzt, da der Kaiser, sein mächtiger Gönner, ihn nicht mehr schützen konnte, alle Welt Bartensteins Sturz für ausgemacht und freute sich, den rechthaberischen, streitsüchtigen, hochmütigen Mann gedemütigt zu sehen, den Fremdling, den gelehrten Pedanten, den Emporkömmling, der allzu lange die Huldigungen der österreichischen Großen und die Aufmerksamkeiten der fremden Diplomaten als schuldigen Tribut entgegengenommen hatte. Maria Theresia selbst hat nachmals geäußert, daß sie mit einer großen Voreingenommenheit gegen Bartenstein die Regierung angetreten habe, und dieser, da er den Boden unter seinen Füßen schwinden glaubte, bat alsbald um seine Entlassung. Die junge Königin aber gewann es über sich, den treuen Diener ihres Vaters zu bedeuten, es sei jetzt der Augenblick nicht, in welchem er abdanken dürfe. Mit Schärfe fügte sie hinzu, er solle es sich angelegen sein lassen, Gutes zu thun, so viel als er vermöge: Böses zu thun, werde sie ihn schon zu hindern wissen.

Schnell sollte es geschehen, daß Bartenstein im Rate seiner Gebieterin mit seiner Meinung durchdrang, gegen den Großherzog von Toskana obsiegte und damit den festen Grund zu einer Vertrauensstellung legte, in welcher er der Tochter nicht weniger gegolten hat als vorher dem Vater.

Maria Theresia hatte bald nach der Thronbesteigung ihren Gemahl zum Mitregenten ernannt, und so hatte es nichts Auffälliges, daß der König von Preußen Mitte Dezember die Unterhändler, durch deren Mund er Schlesien forderte, zunächst an den Großherzog Franz wies.

Er kannte den nur um vier Jahre älteren Fürsten seit dem Besuche, den Franz 1732, gerade zur Zeit der Verlobung des Kronprinzen Friedrich, am preußischen Hofe abgestattet hatte, damals als auch der Prinz Anton Ulrich von Braunschweig in Berlin weilte, der bald wie Franz einer kaiserlichen Erbprinzessin, der Adoptivtochter der Zarin, der Großfürstin Anna, die Hand reichte; und Friedrich meinte später, wer die beiden jungen Herren so gar unbedeutend miteinander schwatzen gehört habe, werde die Gründe nicht entdecken können, aus denen die Vorsehung gerade diese beiden Prinzen auserwählt habe, dereinst den größten Teil Europas zu regieren.

Gleich auf die Nachricht von des Kaisers Tode hatte Friedrich ein paar Zeilen an den Großherzog Franz gerichtet, als Antwort auf ein Handschreiben, durch das ihn dieser um die Fortdauer seiner Freundschaft ersuchte. Friedrich versprach sie ihm, aber nicht bedingungslos; der Wiener Hof, so wurde dem Gesandten von Borcke in dem Begleiterlasse vielsagend eröffnet, werde den König in den Stand setzen müssen, für den Großherzog etwas zu thun. Eine Andeutung, die in Wien nach dem, was in den Jahren daher zwischen den beiden Mächten vorgefallen war, nicht mißverstanden wurde. Zu dem preußischen

Gesandten sagte der Großherzog: „Der König von Preußen handelt an mir und meiner Gemahlin wie ein Vater"; ihrem Vertreter in England aber ließ die junge Königin schreiben (19. November), niemandem sei weniger zu trauen, als dem Könige von Preußen, da er seinen Anerbietungen eine Klausel anhänge, die nicht undeutlich „auf die Ueberkommung eines Stuckes Unserer Erblanden" abziele, und da sein Gesandter sich in einem Sinne äußere, als ob es ohne Preußens Beistand um das Haus Oesterreich geschehen sei. Daß Friedrich die Königin durch die Erteilung der von ihr angenommenen Titel anerkannte, beschwichtigte solche Besorgnisse noch nicht. Dazu kam, daß der Resident von Demeradt seit Ende Oktober aus Berlin warnte, es werde dort von gefährlichen Absichten auf ein Stück des Herzogtums Schlesien „gemurmelt". Und so ist schon am 23. November in der österreichischen Staatskonferenz beschlossen worden, „einige natürliche und thunliche Vorsorge" zu treffen, „um sich gegen die widrige Preußische Absichten zu verwahren". Preußen zu gewinnen, werde man nicht hoffen dürfen, da dazu nur solche Mittel vorhanden wären, „welche eines Teils ganz gewiß zum Abbruch und Schmälerung der getreuesten Erblanden, auch Nachteil der Religion ausschlagen, anderen Teils aber ein Universal-Kriegsfeuer in Europa anzünden würden". Drum gelte es, sich nicht einschüchtern, keine „Zaghaftigkeit hervorblicken" zu lassen.

Anfangs Dezember liefen dann Berichte über Berichte aus Berlin ein und ließen keinen Zweifel mehr; am 14. erhielt der Großherzog durch einen Eilboten Bottas den ganzen Plan, den König Friedrich am 9. dem Gesandten entwickelt hatte.

So war der Großherzog vollständig vorbereitet, als er am 17. dem preußischen Gesandten die Audienz erteilte, die dieser behufs förmlicher Einleitung der Verhandlung erbeten hatte. Der Gesandte selbst, der feine, verbindliche, sanfte Borcke, dem nichts peinlicher hätte sein können, als die ihm anvertraute Botschaft, hegte wenig Hoffnung auf ein glückliches Ergebnis, und die Audienz verlief, wie er es erwartet hatte. Sichtlich erregt, häufig den Redner unterbrechend, aber ohne sich mit einer Silbe als bereits Eingeweihten zu verraten, ließ sich Franz die einzelnen Punkte des preußischen Angebots vortragen: die Bürgschaft für den österreichischen Besitzstand in Deutschland, die Aufforderung zum Abschluß eines Bündnisses mit den Seemächten und Rußland, die Verheißung der brandenburgischen Kurstimme und zweier Millionen Gulden für Rüstungen. „Alle diese Anträge," sagte er, „sind zu schön, um nicht einen Nachsatz zu haben, der vielleicht ebenso bitter sein wird, als die Vordersätze lockend sind." Als dann Borcke den Preis nannte, die Abtretung von ganz Schlesien, da bemeisterte der Großherzog nicht länger seine Erregung; in scharfen Worten, aber mehr im Tone des Schmerzes als des Zornes, mit immer neuen Wendungen und Gründen erklärte er dem Gesandten die Unmöglichkeit, auf dieser Grundlage zu unterhandeln. „Lieber die Türken vor Wien," rief er leidenschaftlich, „lieber Abtretung der Niederlande an Frankreich, lieber jedes Zugeständnis an Baiern und Sachsen, als der Verzicht auf Schlesien!" Doch ward er zum Schluß des Zwiegespräches — denn Borcke ergriff immer von neuem das Wort — wieder ruhiger. „Ich bin in Verzweiflung," sagte er,

„aber ich sehe kein gütliches Mittel, doch sind wir zu einer Unterhandlung bereit, wofern die preußischen Truppen keine Feindseligkeiten begehen.“ Da öffnete sich die Thür, und die Königin Maria Theresia fragte, ob der Herzog da wäre. Offenbar hatte sie jedes Wort gehört, und mit der letzten Aeußerung mochte ihr Gemahl über seine Verhaltungsmaßregeln hinausgegangen sein.

Noch am Abend dieses 17. Dezember traf der zweite Bevollmächtigte ein, der von König Friedrich zur Unterstützung Borckes in besonderer Mission abgeordnete Oberhofmarschall Gotter. Hier in Wien war dieser Jupiter tonans, wie der stattliche, glänzende Graf, einer der schönsten Männer seiner Zeit, in den diplomatischen Kreisen hieß, von einer früheren Gesandtschaft her eine wohlbekannte Persönlichkeit. Diesmal war er gesandt zu drohen, und in den Weisungen, mit denen er versehen war, fiel ein starker Nachdruck auf die Vorgänge der letzten zwölf Jahre, zumal auf die Verletzung des Vertrages von 1728, durch die der Wiener Hof die preußische Garantie für die Pragmatische Sanktion selbst hinfällig gemacht hatte. Wolle man, so sollte Gotter erklären, den König auf das Aeußerste treiben, so werde er vor den Augen der ganzen Welt darlegen lassen, wie unwürdig man das Vertrauen seines verstorbenen Vaters gemißbraucht und mit welcher Undankbarkeit man dem Hause Brandenburg seit dem Frieden von Nymwegen gelohnt habe.

In der Audienz, die Gotter am Tage nach seiner Ankunft von dem Großherzog erhielt, schlug er, wie jener nachher sagte, einen Ton an, als ob sein Herr mit einem unüberwindlichen Heere im vollen Marsch auf Konstantinopel wäre. Der ungestüme Unterhändler war erstaunt über die Festigkeit, auf die er stieß. Als er des Großherzogs Frage, ob der König, sein Herr, bereits in Schlesien eingerückt sei, dahin beantwortete, daß dies sicherlich gegenwärtig geschehen, rief Franz: „So kehren Sie zu Ihrem Herrn zurück und sagen Sie ihm, daß so lange nur ein einziger seiner Soldaten in Schlesien steht, wir ihm auch nicht ein Wort zu sagen haben.“

Gotter und Borcke faßten in dem Bericht, den sie in das Hauptquartier nach Schlesien schickten, ihre Ansicht dahin zusammen, der Wiener Hof zeige in Worten und Werken viel Resignation, Festigkeit, Energie, ja einen solchen Grad von stolzer Zuversicht, daß kaum eine Hoffnung auf eine baldige Sinnesänderung bleibe. Die Königin hatte erklärt, sie wolle alle ihre Kostbarkeiten verkaufen, ja die goldenen Gefäße von den Altären nehmen, und der Großherzog, der dies Gotter wiederholte, setzte hinzu, man werde jeden waffenfähigen Mann aufbieten und sich retten wo und wie man könne. Die beiden Gesandten beschworen ihren König, die Truppen aus Schlesien zurückzuziehen.

Am Silvesterabend kam der Kurier mit Friedrichs Antwort nach Wien zurück, und nun eilte Gotter aus dem benachbarten Baden wieder herbei, denn dorthin hatte er sich unter dem Vorwand, der Heilquellen zu bedürfen, aus der Hauptstadt, wo der Boden ihm unter den Füßen brannte, zurückgezogen. Am Neujahrstage abends um sechs Uhr wurde er mit Borcke ein zweites Mal durch den Großherzog empfangen. Der König ließ sagen, daß er trotz der verletzenden, kurz und schroff abweisenden Antwort seine Anerbietungen aufrecht erhalte, vorausgesetzt, daß seinen gerechten Ansprüchen auf Schlesien Genüge geschehe, und daß

er zum Beweis seines Entgegenkommens sich mit „einem guten Teile“ von Schlesien begnügen wolle. „Wie soll ich etwas bieten?“ sagte der Großherzog, „ich habe nichts zu bieten, aber gesetzt den Fall, ich dürfte es, und ich böte Ihnen halb Schlesien, so würden Sie sagen, das ist zu viel, und böte ich Ihnen den Schwiebuser Kreis, so würden Sie sagen, das ist zu wenig.“ Man sprach lange hin und her, der Großherzog immer in erregtem Tone; doch gab ihm Gotter zum Schluß seine Freude zu erkennen, daß er heute schon mit ruhigerem Blute, nicht so aufgeregt wie in der ersten Audienz, die Dinge auffasse. Gotter hatte im Laufe des Gesprächs die eigenhändige Nachschrift des Erlasses, den er erhalten, gezeigt: „wenn der Herzog sich verderben will, trotz meiner guten Absichten, so verderbe er sich“ — so stand da zu lesen, und der Eindruck auf Franz war ein sichtlicher gewesen. Somit erklärte er zum Schluß, welchen Lauf die Dinge auch nehmen möchten, er würde immer Hochachtung und aufrichtige Freundschaft für den König hegen. „Aber,“ setzte er hinzu, „ich will nicht mein Glück machen auf Kosten der Königin.“ Gotter bat nun für sich und seinen Mitbevollmächtigten um die Erlaubnis, sich an einen der Minister wenden zu dürfen, was ihnen bisher verboten gewesen war. Daß sie diese Erlaubnis erhielten, erklärte Borcke für ein gutes Zeichen nehmen zu wollen, denn nun scheine ihm noch nicht alle Hoffnung verloren, das große Ziel zu erreichen. „Schwer wird es sein,“ erwiderte der Großherzog, „doch sage ich nicht, daß alle Hoffnung verloren sei.“ Da klopfte es wieder leise an die Thür, denn auch heute war die Königin im Nebenzimmer Zeugin der ganzen Unterredung gewesen; der Großherzog brach ab und entließ die Gesandten.

Daß er sie noch einmal empfangen, war gegen die Meinung der Heißsporne geschehen, die am 29. Dezember in der Staatskonferenz für unvermittelten Abbruch der Verhandlung, für sofortige Beantragung des casus foederis bei den Garanten der Pragmatischen Sanktion gesprochen, und die noch selbigen Tages die Kuriere in alle Welt hatten aussenden wollen. Solchem Eifer der Bartensteinschen Partei hatten Sinzendorff und Starhemberg, die bedächtigen Greise, noch einmal gesteuert.

Zu Sinzendorff begaben sich nun tags nach ihrer Audienz die beiden preußischen Gesandten. Der Hofkanzler, der am Morgen mit Starhemberg drei Stunden bei dem Großherzog gewesen war, wollte ihr Anbringen schriftlich haben. Sie entgegneten, vor allen Dingen wissen zu müssen, ob man wirklich zu unterhandeln beabsichtige, und schlugen vor, daß der Großherzog als Zeichen der eröffneten Unterhandlung einen Brief an den König schreiben solle. Endlich kam man überein, daß am nächsten Tage die Gesandten ihre Instruktionen mitbringen und einen Auszug daraus vorlesen würden, wo es dann dem Hofkanzler freistehen sollte, den Wortlaut selbst oder durch einen Sekretär zu Papier zu bringen. Von der hochfahrenden Weise früherer Zeiten war bei Sinzendorff heute nichts zu merken; immerhin fielen von beiden Seiten einige gereizte Aeußerungen. So erlaubte sich der Minister die Bemerkung, Ludwig XIV. habe selbst in den Zeiten seines größten Glückes nie einen so überraschenden Schritt gethan; Gotter dagegen bat ihn, man möge sich hier in Wien nicht auf

das hohe Pferd setzen, worauf jener „sehr phlegmatisch“ erwiderte: „Wir haben keine hohen Pferde, unsere Pferde sind recht sehr klein augenblicklich.“

Weltkundig war des alten Kanzlers schamlose Bestechlichkeit, die über das, woran ein in diesem Punkte nicht gerade zartfühlendes Zeitalter sich gewöhnt hatte, noch weit hinausging. Gotter nahm deshalb Veranlassung, ihm für den Fall eines glücklichen Ausgangs der Verhandlung deutlich genug die freigebigste Erkenntlichkeit seines Gebieters in Aussicht zu stellen. Und um jedes Mißverständnis auszuschließen, ließ er durch seinen Sekretär Kircheisen einem Vertrauten des würdigen alten Herrn die Höhe der von dem Könige ausgeworfenen Summe — Gotter durfte 200 000 Thaler bieten — ziffermäßig mitteilen.

Als die Gesandten am 3. Januar verabredetermaßen abermals bei Sinzendorff erschienen, fanden sie zu ihrer Ueberraschung Bartenstein zugegen, dessen Zuziehung zu der Verhandlung sie sich ausdrücklich verbeten hatten. In seiner Eigenschaft als Protokollführer der Staatskonferenz zeichnete Bartenstein das auf, was sie nunmehr vorlasen, und gab, in seiner untergeordneten Stellung bei dieser offiziellen Verhandlung zum Schweigen verurteilt, seinem Ingrimm durch allerhand Gebärden Ausdruck, wechselte fortwährend die Farbe, schleuderte sein Papier hin und her, biß sich auf die Lippen und schnitt sonstige Gesichter.

Was Gotter und Borcke, allzu vertrauensselig, als die Einleitung einer Unterhandlung betrachteten, war vielmehr der Anfang vom Ende. Mit dem Diktat der Gesandten, mit dem Protokoll Bartensteins hatte jetzt der Wiener Hof eine Urkunde in der Hand, die er für die Zwecke seiner Politik ausbeuten konnte; zunächst gab sie die Handhabe zu einer offiziellen Erwiderung, in der Bartenstein seine ganze Galle entleeren konnte. Schon in der äußeren Form der den Gesandten am 5. Januar eingehändigten, von Sinzendorff und Starhemberg unterzeichneten Note lag eine Spitze: zu desto stärkerem Beweis des Uebermaßes an Treue und Glauben, womit man hier zu Werke gehe, stehe man nicht an, so hieß es zum Schluß, diese Antwort den Ministern Seiner preußischen Majestät s c h r i f t l i c h zuzustellen, obgleich jene nicht dazu zu bewegen gewesen seien, desgleichen zu thun. Die preußischen Anträge und Forderungen wurden der Reihe nach beleuchtet, der Reihe nach schroff abgelehnt. Zur Verteidigung der österreichischen Erblande, wozu er sich anheischig mache, sei der König von Preußen ohnehin und über das jetzt von ihm Verheißene hinaus verpflichtet durch das Band, welches alle Glieder des Reichs umschlinge, durch die Bestimmungen der Goldenen Bulle, durch die Reichsgarantie der Pragmatischen Sanktion; das Bündnis aber mit den Seemächten und Rußland, um das er sich für die Königin bemühen wolle, bestehe bereits und bezwecke die Aufrechthaltung des Gesamtbesitzstandes, ohne der Königin den Verlust eines Landesteils zuzumuten. Ein übel angebrachter Hohn mischte sich in die Antwort, wenn dem Angebot der brandenburgischen Kurstimme der Hinweis wieder auf die Goldene Bulle entgegengehalten wurde, nach welcher die Wahl der Kaiser eine freie sein solle, als ob nicht seit Jahrhunderten die Kaiser aus dem Hause Habsburg ihre Wahl regelmäßig durch Zugestände an die Kurfürsten erkauft hätten; und noch spöttischer lautete die Zurückweisung der Geldunterstützung: man habe noch niemals Krieg mit jemandem angefangen, um ihm Geld aufzuzwingen.

Gar anders denn diese höhnische Note klang das eigenhändige Schreiben, das der Großherzog Franz bald darauf an den König von Preußen richtete, als dieser ihm nach der Ankunft Gotters und Bordes in seinem Hauptquartier brieflich sein Bedauern aussprach, daß seine Absichten verkannt worden seien. Der Gemahl Maria Theresias gab der Hoffnung Ausdruck, ein Krieg aus Staatsraison werde die persönlichen Gesinnungen des Königs gegen ihn nicht ändern, und beteuerte mit verbindlichen Worten, daß seine eigenen Gesinnungen stets gleich freundschaftlich bleiben würden.

In der That gingen der Großherzog und Bartenstein, die so verschiedene Worte führten, in ihren Ansichten wie früher so auch diesmal weit auseinander. Noch lange wußte der englische Gesandte von vertraulichen Aeußerungen des Großherzogs zu berichten, die im Gegensatz zu den offiziellen Kundgebungen des Wiener Hofes das Verlangen nach einer gütlichen Verständigung mit Preußen zu erkennen gaben. Franz mag sich die Frage vorgelegt haben, warum denn, wenn er selbst aus Rücksichten der hohen Politik zu seinem größten Schmerz sein treues Lothringen hatte opfern müssen, jetzt, wo ungleich Größeres auf dem Spiele stand, ein Opfer an schlesischem Boden allzu hart sein sollte. Und voll Haß gegen die Macht, vor der er aus dem tausendjährigen Erbe seiner Väter gewichen war, konnte er die Erneuerung des großen Völkerbundes gegen Frankreich, die von Preußen aus angeregt wurde, nur auf das sehnlichste wünschen.

Gerade den entgegengesetzten Standpunkt nahm Bartenstein ein. Die glücklich erzielte Verständigung mit Frankreich, durch die Auslieferung von Lothringen erkauft, betrachtete er als das Meisterstück seiner Staatskunst; mit der Beilegung des Jahrhunderte alten Zwistes zwischen den Häusern Oesterreich und Capet mochte er die Quadratur des Zirkels gefunden glauben; wie durfte er sein eigenstes Werk zertrümmern lassen! Der König von Preußen verlange, so ließ sich Bartenstein vernehmen, Oesterreich solle Frankreich den Krieg erklären, und doch besitze die Königin außer Frankreich niemanden, auf den sie sich verlassen könne. Noch ein anderes kam hinzu, der konfessionelle Gesichtspunkt, und der Konvertit Bartenstein war nicht der letzte, ihn hervorzukehren. Das Bündnis mit dem katholischen Frankreich erschien natürlicher, als das mit den ketzerischen Seemächten und dem Ketzerkönig von Preußen. Ein württembergischer Diplomat, der mit den Verhältnissen am Wiener Hofe vortrefflich vertraute Herr von Keller, behauptete geradezu, man behandele hier alles als Religionssache; er klagte, die Bemühungen der Kurie hätten den Umtrieben Frankreichs wunderbar in die Hände gearbeitet, das über Rom und auf tausend Schleichwegen alles in Bewegung setze, um den Ausgleich mit Preußen und die Wiederanknüpfung mit den Seemächten, die Herstellung des „alten Systems", zu hindern.

Auch das hob Bartenstein hervor, die 12000 Mann, die Friedrichs Vater im letzten Kriege gegen Frankreich gestellt, hätten am Rhein mehr Schaden gethan denn Gutes gestiftet. Friedrichs Freundschaft werde nachteiliger sein, als seine Feindschaft, besonders in Bezug auf die bevorstehende Kaiserwahl, denn der Gewinn seiner Stimme ziehe unfehlbar den Verlust von Kur-Trier

nach sich, und die geringste Annäherung an ihn führe zu einer vollständigen Trennung von dem König-Kurfürsten von Polen und Sachsen. Es war der alte Hochmut, welchen Kaiser Karl auf der Zusammenkunft zu Prag den König Friedrich Wilhelm hatte fühlen lassen, es war noch immer das Lied, wie es in Wien seit acht Jahren gesungen wurde, daß man am besten thue, die preußische Macht als etwas Gleichgültiges zu betrachten. Gröber als durch die Zusammenstellung von Preußen und Kur-Trier konnte sich dieser Dünkel nicht Ausdruck geben. Bartensteins Haupttrumpf blieb, den König von Preußen auf den rechten Weg bringen zu wollen, ohne ihn zu „rüffeln", das sei so vergebliche Mühe, als einen Mohren weiß zu waschen; es gelte, ihn gänzlich zu entwaffnen.

Gegen den General Neipperg, der geltend machte, daß man dazu nicht im stande sei, daß man ihm für die Rettung Schlesiens zwar 70 000 Mann auf dem Papier, aber nicht mehr als 30 000 in Natur geben werde, hatte Bartenstein einen Bundesgenossen gefunden an dem militärischen Stolz eines anderen Marschalls, des Grafen Königsegg. Dem vereinte es sich nicht mit der Ehre der österreichischen Waffen, mit einem in die Erblande eingefallenen Feinde noch zu unterhandeln und kleinmütig schon vor Beginn des Kampfes nachzugeben. Und wenn der alte Hofkanzler, der auf den englischen Gesandten den Eindruck eines tief Erschütterten machte, in zwei aufeinander folgenden Staatsratssitzungen zu Protokoll gab, „in Nöten müsse man etwas sacrificieren, die Sach wäre periculis plena; so könne man nicht bleiben, entweder etwas an Preußen cedieren oder brechen —" so hatte gegen Sinzendorff Graf Starhemberg zu Bartenstein gestanden, indem er jenem ingrimmig entgegenrief, das sei keine Frage, ob man brechen solle, der König von Preußen habe genug gebrochen; die Frage sei nur, ob man ihn solle schalten und walten lassen. Starhemberg erklärte insbesondere, daß der Grundsatz der Unzertrennbarkeit der österreichischen Monarchie unter keinen Umständen verletzt werden dürfe.

In dem Widerstreit der Gründe, nach denen die Männer urteilten, hatte dann das weibliche Gefühl entschieden. Die Frau „mit dem Herzen eines Königs" stand verlassen in diesem Augenblicke, so hat sie nachmals geklagt, „ohne Geld, ohne Kredit, ohne Armee, ohne eigene Erfahrung und Wissenschaft, ja auch ohne allen Rat, weil jeder Minister vorerst zu erspähen sich bemühte, wohin die Sachen sich wenden würden." Der natürlichste Berater, der Gatte, bedurfte selber des Haltes viel mehr, als daß er stützend und bestimmend sich hingestellt hätte. Maria Theresia hörte auf Bartenstein, da seine politischen und militärischen Vorausberechnungen dem, was sie im Herzen wünschte, am meisten entsprachen, und der Entschluß war ihres starken Herzens würdig. Der Ausgang hat den Vorhersagungen des Dieners, dem Glauben der Gebieterin nicht recht gegeben, die Klugen haben dann den Ratschlag und die Ausführung gemeistert, aber Maria Theresia hat all ihre Tage den Weg, den sie beschritten, für den allein richtigen gehalten und hat dem Manne, der in der entscheidendsten Stunde ihres Lebens ihr den Mut gestärkt, die Anerkennung gegeben, daß sie Bartenstein einzig und allein die Erhaltung ihres Reiches verdanke, daß ohne ihn alles zu Grunde gegangen wäre.

Gleichwohl aber darf die Frage aufgeworfen werden, ob bei der „Heftig-

keit des Zwiespaltes" in ihrem Rate, welche Maria Theresia zu ihrem Schmerz wahrnahm, die Meinung Bartensteins auch dann durchgedrungen sein würde, wenn die äußere Form der preußischen Werbung eine andere gewesen wäre. Daß König Friedrich mit gezogenem Schwert unterhandelte, verletzte den österreichischen Stolz am empfindlichsten. Freilich, wenn so die preußische Schroffheit eine vorhandene Geneigtheit verschwinden ließ, so steht anderseits dahin, ob ohne diese Schroffheit auch nur ein Grad von Geneigtheit überhaupt eingetreten wäre. Hören wir doch, daß man sich in Wien, als auf die immer bestimmter auftretenden Nachrichten von den preußischen Kriegsvorbereitungen sich Warnungsstimmen vernehmen ließen, noch immer mit der Hoffnung schmeichelte, Friedrich wolle nur nach der Art seines Vaters „den Hahn spannen, ohne wirklich loszudrücken", und er beabsichtige nichts, als durch Drohungen einzuschüchtern und auf solche Weise das zu erreichen, wozu die Waffen zu ergreifen er sich doch zweimal besinnen würde.

Hatte für das Schwert als Ueberredungsmittel die durchgreifende Rücksichtslosigkeit des Königs entschieden, so trug das diplomatische Gegenantlitz dieser janusköpfigen Verhandlung die blasse Farbe der Halbherzigkeit des Ministers Podewils, der, wie wir uns aus Rheinsberg erinnern, die Entfesselung der Kriegsfurie oder doch ihre sofortige Loslassung um alles gern hintertrieben hätte. In den Rahmen der einfachen Unterhandlung, wie der Minister sie anfänglich befürwortet hatte, würde die Taktik, nach der die preußische Diplomatie in Wien vorgegangen ist, vortrefflich gepaßt haben; nun aber, da der Rubikon überschritten war, diente diese Taktik nur dazu, daß von der Schiefheit und Schwächlichkeit ihrer Formeln und Auskunftsmittel die entschlossene Gewaltsamkeit und Unerbittlichkeit der geschehenen Thatsache sich um so greller abhob.

Das jedenfalls konnte auf den Gang der Verhandlung nur von nachteiligem Einfluß sein, daß die Gesandten, hinter denen drein bereits ein bewaffnetes Heer marschierte, in ihrer Werbung von Freundschaftsbeteuerungen, von der Anpreisung der guten Dienste und Wohlthaten, die man erweisen wollte, ausgingen, und die Beschwerden und Ansprüche, die man hatte, in die zweite Linie stellten. Hatte doch Podewils aus der Instruktion für Borcke, die er schon am 15. November entworfen und an die dieser sich vier Wochen später in seiner ersten Audienz hielt, ängstlich alles ferngehalten, was den Wiener Hof irgendwie verletzen konnte und damit vielleicht dem Gedanken der Verständigung weniger zugänglich machte. Ja Podewils hat in dieser Instruktion neben den politischen Opportunitätsgründen die preußischen Ansprüche mit dem geheimnisvollen Hinweis auf andere sehr triftige Gründe, deren Kundmachung seiner Zeit erfolgen werde, gerade nur ganz leise angedeutet, und Borcke hat demgemäß dem Großherzog das erste Mal auch nichts Bestimmteres gesagt und sagen können. Und wenn dann die beiden Gesandten in der Schlußverhandlung am 3. Januar nur aus diesem Erlaß an Borcke Auszüge verlosen, und nicht auch aus der unter unmittelbarer Mitwirkung des Königs entstandenen, viel kräftigeren Instruktion für Gotter, die mit ihrem Rückblick auf den Undank des Hauses Oesterreich seit dem Frieden von Nymwegen die Beschwerden und Ansprüche mit erforderlichem

Nachdruck betonte, so hatte Bartenstein allerdings leichtes Spiel, durch Veröffentlichung seines Protokolls den Eindruck zu erwecken, als seien die schlesischen Ansprüche seines Hauses dem König von Preußen erst nachträglich eingefallen. Der Vertrauensmann des preußischen Hofes, jener württembergische Geheimrat Keller, der noch im Februar während eines kurzen Aufenthaltes in Wien unter der Hand einen letzten Versuch zur Verständigung gemacht hat, urteilte ganz richtig, das erste Erfordernis dazu sei die Trennung der Rechtsfrage von dem Konvenienzstandpunkte: es gelte einfach die territoriale Ausdehnung der Ansprüche zu bezeichnen, ohne irgend welche Abtretungen unter dem Titel von Belohnungen zu fordern.

Wäre dem Einmarsch der preußischen Truppen in Schlesien zunächst und vor allem und in entschiedenster Weise die Anmeldung der alten Ansprüche durch den Mund der Vertreter in Wien und ihre Bezeichnung als Kriegsgrund zur Seite gegangen, so würde dieser Schritt allem Anschein nach einen tiefen Eindruck gemacht und allem weiteren, das heißt dem Angebot des Ausgleichs und der Bundesgenossenschaft, vielleicht mit einiger Aussicht auf Erfolg den Weg gebahnt haben.

Denn unmöglich ließen sich diese brandenburgischen Ansprüche so kurzer Hand, wie man es wohl gern gethan hätte, abweisen und als völlig grundlos und ungerecht bezeichnen. Vor allem aber mußte es in Wien peinlich berühren, daß durch die Enthüllungen der nunmehr an die Oeffentlichkeit tretenden preußischen Deduktionen, daß durch die Mitteilung von Vorgängen sensationeller Art ein dunkler Flecken fiel auf das Andenken Kaiser Leopolds, den man in Wien den Großen nannte, daß hier zum erstenmal der Ehrenmantel von der Arglist gezogen wurde, mit der Leopold 1686 den alten ehrwürdigen Kurfürsten Friedrich Wilhelm getäuscht und den Sohn ihm verführt hatte. Ein unvoreingenommener Berichterstatter versicherte, daß „des Königs von Preußen herausgegebene schriftliche Begründung wegen habender Prätension auf die schlesischen Fürstentümer dem hiesigen Ministerio wegen ihrer Solidité“ viel zu schaffen mache; die Angabe braucht um so weniger in Zweifel gezogen zu werden, als die österreichische Entgegnung, um den Eindruck der Anklagen gegen die Politik Leopolds abzuschwächen, in einem Falle sogar zu dem bedenklichen Mittel der Fälschung eines historischen Dokuments, eines der alten gesandtschaftlichen Berichte, gegriffen hat.

Verschieden war von je der Standpunkt gewesen, den man in Wien zu den brandenburgischen Ansprüchen auf Jägerndorf und zu denen auf die drei niederschlesischen Herzogtümer einnahm.

Jägerndorf war über hundert Jahre im thatsächlichen Besitz des hohenzollerschen Hauses gewesen. Nach der Schlacht am weißen Berge wurde Johann Georg von Jägerndorf, der Sohn des brandenburgischen Kurfürsten Joachim Friedrich, als Anhänger des besiegten und flüchtigen Winterkönigs zugleich mit diesem geächtet; sein Herzogtum erhielt Karl von Liechtenstein zu Lehen; die reichsrechtlich nicht angreifbaren Ansprüche der an der Felonie des Aechters unbeteiligten Agnaten blieben unberücksichtigt. Aber fort und fort fochten sie, Kurfürst Georg Wilhelm zuerst und dann sein großer Sohn, die Belehnung des Liechtensteiners an; eine abweisende Antwort erhielten sie nicht, aber auch keine

Genugthuung; nur die Aussicht auf Entschädigung wurde eröffnet. Der große Kurfürst aber meinte, daß ihn die Verschleppung am letzten Ende nicht allzusehr bekümmere, die Stunde der Abrechnung werde doch einmal kommen, ein Freund borge dem andern, bis zur gelegenen Zeit.

War der Besitz von Jägerndorf in den Zeiten des großen deutschen Bürgerkriegs und der habsburgischen Uebermacht dem Hause Brandenburg verloren gegangen, so hatte ihm die österreichische Politik seine Entwürfe auf dereinstige Erwerbung von Liegnitz, Brieg und Wohlau in einer anderen Epoche innerer Wirren umzustoßen gesucht, am Vorabend des Angriffskrieges Karls V. gegen die schmalkaldischen Bundesobersten. Die Erbverbrüderung Joachims II. mit dem liegnitzischen Piastenhause, obgleich ganz im Einklang mit Buchstaben und Geist des den Herzögen von den böhmischen Königen ausgestellten Freibriefes abgeschlossen, war von demselben König von Böhmen, der siebzehn Jahre früher jene Königsurkunde bestätigt und erneuert hatte, 1546 für nichtig erklärt worden. Die brandenburgischen Fürsten haben in dem Spruch nie etwas anderes gesehen als einen Gewaltakt und sich entschieden geweigert, ihr Erbvergleichsdiplom von St. Lucä 1537 auszuliefern. Umgekehrt aber beharrte man auch in Wien, als 1675 mit dem Tode des letzten Herzogs von Liegnitz, Brieg und Wohlau der in der Erbverbrüderung vorgesehene Fall eintrat, lediglich auf dem 1546 eingenommenen Standpunkt; ob immer der Kurfürst Friedrich Wilhelm dem kaiserlichen Gesandten sagte, daß ihm die drei Fürstentümer von Rechts wegen so unstreitig zugehörten, als ein Gott im Himmel wäre, so wurde doch sein unverzüglich angemeldeter Erbanspruch mit der Erklärung zurückgewiesen, daß man sich in Verhandlungen über diesen Punkt nicht einlassen könne. Wie vor hundertvierzig Jahren sein Ahnherr König Ferdinand, so wäre jetzt Kaiser Leopold, hätte es der Kurfürst auf gerichtlichen Austrag ankommen lassen wollen, Richter in eigener Sache gewesen.

Die Not der Kriegszeiten, seine Türkenkämpfe und die Gewaltthaten der Franzosen hatten dann dem Kaiser die Waffenhülfe Brandenburgs unentbehrlich gemacht, und so entschloß er sich, dem Kurfürsten in der schlesischen Angelegenheit einen Schritt entgegenzugehen, oder vielmehr sich den Anschein davon zu geben. Am 22. März 1686 wurde zu Berlin der Verteidigungsvertrag geschlossen, der 8000 Brandenburger dem Kaiser zur Verfügung stellte, während dieser dem Kurfürsten gegen Verzicht auf sämtliche sonstige Ansprüche den Kreis Schwiebus vom Herzogtum Glogau abtrat, 24 Quadratmeilen zum Ersatz für 172.

Der große Kurfürst blieb bis an seine Sterbestunde der Meinung, daß der Kaiser, was er ihm in dem Vertrage gelobt, ohne Arg erfüllt habe und dem Kurstaate halten werde; aber nachdem ihm der Wiener Hof vor sieben Jahren in dem Nymwegener Friedensschluß das bitterste Herzeleid seines Lebens bereitet hatte, so war jetzt das Vertrauen des, der aufrichtig zu vergeben und zu vergessen bereit war, in der Stunde der Aussöhnung selber von neuem getäuscht worden, ärger denn zuvor, durch gleißnerische Verstellung diesmal und tückische Hinterlist.

Denn drei Wochen vor der Unterzeichnung des Vertrages hatte der Kurprinz Friedrich dem kaiserlichen Gesandten Fridag von Gödens den berüchtigten

Revers ausgestellt, durch den er sich zur Zurückgabe von Schwiebus nach des Vaters Tode verpflichtete.

Die „Aktenmäßige Gegeninformation", welche Königin Maria Theresia 1741 zur Widerlegung der preußischen Ansprüche veröffentlichen ließ, erzählt nun, daß der Kurprinz, um die Möglichkeit für das Zustandekommen des Bündnisses zu schaffen, das Auskunftsmittel des Reverses aus eignem Antrieb an die Hand gegeben, freiwillig sich dem kaiserlichen Gesandten zur Verfügung gestellt habe; auch wurde in dieser Veröffentlichung die Testamentsänderung, die der Kurfürst Friedrich Wilhelm im Januar 1686 vornahm, mit der Entstehung des Reverses in einen Zusammenhang gebracht. Lange Zeit ist durch diese unzutreffenden Angaben, die sich auf einen der Berichte Fridags beriefen, in Wahrheit aber auf eine ganz willkürliche, durch Kürzungen und Einschiebungen erzielte Entstellung seines Inhalts hinauskamen, die historische Kenntnis verdunkelt worden. Wir wissen heute, daß der geistige Urheber des Reverses kein anderer als Fridag selbst gewesen und daß sein Wortlaut in der Wiener Kanzlei aufgesetzt worden ist; wir wissen auch, daß man in Wien anfangs Bedenken trug, den von dem Gesandten empfohlenen Schleichweg zu betreten, daß Kaiser Leopold den unsauberen Handel nicht vor seinen Ministerrat zu bringen wagte, sondern den Vorschlag Fridags nur mit drei Vertrauten erörterte; daß man gar sehr „die üble Nachred bey der Weld" fürchtete, „gleichsam als ob man diesen jungen Printzen übereylet und den Revers erschlichen haette," und also beschloß, wenn irgend möglich, nicht Vater und Sohn zugleich zu betrügen, sondern nur den Vater; daß darauf Fridag in Bezug auf seine Machenschaften zur Beschwichtigung der Gewissensbedenken des Kaisers die Versicherung abgab, daß er mit dem Kurprinzen offen und ehrlich zu Werke gegangen sei, und daß Kaiser Leopold, indem er endlich seine Einwilligung gab, die Geheimhaltung des „hacklichen Werks" auf das Dringendste empfahl: „allermaßen leicht zu erachten, wann daß Werckh vor der zeit außbrechen solte, waß es bey der Weldt vor einen Nachklang abgeben würde."

Der üble Nachklang bei der Welt hat freilich nicht ausbleiben können, wenn auch bei Kaiser Leopolds Lebtagen die Kenntnis von seinen Zetteleien auf einen engen Kreis beschränkt blieb. Der neue Kurfürst sah sich genötigt, sich seinen Ministern zu offenbaren, als man nun von Wien aus ihn mit seinem Reverse drängte. Sie waren auf das Aeußerste aufgebracht über das Trugspiel, dem ihr alter Herr, wie sich jetzt herausstellte, zum Opfer gefallen; sie verhehlten dem kaiserlichen Gesandten ihre Meinung nicht. Aber der unselige Revers war nun einmal unterschrieben, und Schwiebus ist 1695 zurückgegeben worden.

Die Frage war, ob der Verzicht, den der große Kurfürst in dem Vertrage 1686 für die Einräumung von Schwiebus auf die vier Herzogtümer ausgesprochen hatte, jetzt nach der Zurückgabe des Abfindungsgegenstandes noch zu Recht bestehe. In dem Revers selbst, der dem Kurprinzen in die Hände gesteckt worden war, wurde diese Frage natürlich bejaht. Aber der Revers war kein Staatsvertrag; sollte eine von einem nichtregierenden Prinzen, von einem Unterthanen ausgestellte Erklärung die künftigen Herrscher dieses Staates binden können? So hielt es denn der Wiener Hof selber für notwendig oder doch für wünschens-

wert, die damalige Zusage des Prinzen durch eine neue Verzichtleistung des nunmehrigen Kurfürsten bekräftigen zu lassen. Am 10. Januar 1695, da die förmliche Uebergabe von Schwiebus an den früheren Besitzer statt hatte, ist auf dem Rathause zu Schwiebus zwischen den brandenburgischen und den kaiserlichen Bevollmächtigten hart und heiß um diese Frage gestritten worden. Die Kaiserlichen hatten ein „Retraditionsinstrument“ mitgebracht, in welchem der Verzicht auf Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau des langen und breiten eingerückt war; die Brandenburger erklärten, daß sie diesen Passus „nicht admittieren könnten noch wollten“, und endlich ließen jene ihn fallen. Nach brandenburgischer Auffassung sollte damit die Möglichkeit zu erneuter Geltendmachung der schlesischen Ansprüche für gelegenere Zeiten offen gelassen sein. Und in der That ist noch der Fürst, der Schwiebus wieder auslieferte, zu Ende seiner Regierung auf die schlesische Frage zurückgekommen; nach dem unerwarteten Tode Josefs I. im Jahre 1711 erklärte sich Friedrich bereit, dem Bruder des Verstorbenen seine Stimme für die Kaiserwahl zu geben, forderte aber als Preis die Berücksichtigung einer Reihe von Wünschen, in deren Verzeichnis auch der Punkt sich findet: „Begehren Ihre Königliche Majestät wegen der bekannten vier schlesischen Herzogtümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf wenigstens so viel, daß Ihre desfalls habende Prätension, und auf was für eine unbillige Art Sie darum gebracht werden wollen, auf eine raisonable Weise erörtert werde.“

Die darauf gegebene Zusicherung einer Untersuchung wurde von Karl VI. nach geschehener Wahl schnell vergessen. Aber man sagte sich in Wien, daß die Forderung wiederkehren werde. Als zwei Jahre später, nach dem Utrechter Frieden, ein Gesandter Karls nach Berlin ging, um für den Krieg gegen Frankreich, den der Kaiser jetzt allein fortsetzte, das preußische Reichskontingent zu erbitten, setzte er voraus, daß König Friedrich Wilhelm I. die Abtretung von Schwiebus fordern würde; und ein Schreiben des Prinzen Eugen aus dem Jahre 1719 läßt ersehen, daß der Wiener Hof annahm, man werde in Preußen beim Abgange des österreichischen Mannsstammes die alten Ansprüche wieder zu erneuern suchen. Wieder nach einigen Jahren wiesen die gegen den Kaiser verbündeten Westmächte, als sie den König von Preußen in ihr Bündnis von Herrenhausen hereinzogen, ihn für den Fall des Kampfes auf Schlesien als die natürlichste Entschädigung für die Kriegskosten. Endlich aber war noch ganz jüngst, im letzten Jahr der Regierung Friedrich Wilhelms I., die schlesische Sache in Erinnerung gekommen. Nach Abschluß des Vertrages vom 13. Januar 1739 wegen der jülich-bergischen Erbfolge, in welchem Frankreich und der Kaiser sich gegenseitig Schutz und Schadenersatz für den Fall eines durch diesen Vertrag veranlaßten Angriffes zusicherten, sagte der französische Botschafter im Haag zu dem dortigen preußischen Gesandten, die Furcht vor der Rache und vor der militärischen Aufstellung Preußens habe den Wiener Hof beunruhigt, und Herzog Biron von Kurland äußerte damit übereinstimmend dem preußischen Gesandten in Petersburg, der Kaiser habe sich deshalb Schutz von Frankreich zusagen lassen, weil er fürchte, daß Preußen einen Angriff gegen ihn beabsichtige und für Jülich und Berg seinen Regreß auf Schlesien nehmen werde.

Es war das jener österreichische Vertrag mit Frankreich, der das letzte

Glied in einer ganzen Reihe von Verletzungen des Bundesverhältnisses zu Preußen bildete, und wir haben gesehen, welche Bedeutung es in den Augen König Friedrichs für seine schlesische Unternehmung hatte, daß Preußen durch das Verhalten des Wiener Hofes von der nur bedingungsweise erteilten Garantie für die pragmatische Sanktion entbunden war. Zweifellos wird für die Beurteilung der Unternehmung auf Schlesien die Politik Karls VI. gegen Friedrich Wilhelm I. stets einen wesentlichen Faktor bilden. Was immer die Beweggründe dieser Politik gewesen waren, die Thatsache ist, daß man während der letzten Jahre des Kaisers in Wien das Bewußtsein davon hatte, mit den gegen Preußen in der jülich-bergischen Frage ergiffenen Maßregeln nicht mehr auf dem Boden des Berliner Vertrags von 1728 zu stehen: kein anderer als Bartenstein hat dies mit klaren Worten ausgesprochen. Dem Großherzog Franz aber fiel in der Verhandlung mit den preußischen Gesandten die undankbare Aufgabe zu, einem kleinlauten Eingeständnis den armseligen Trost beizufügen, die entgegenstehenden Verpflichtungen seien binnen kurzem erloschen und dann werde man in der jülich-bergischen Frage für Preußen wieder etwas thun können. Eine Versicherung, die nicht einmal zutreffend war und sofort in einem Erlasse an Gotter (30. Dezember) der schneidenden Kritik unterworfen wurde: „Ich erstaune, daß man in Wien nach dem Verrat gegen meinen verstorbenen Vater und nach dem Abschluß eines Vertrages, der einem früheren, feierlich ratifizierten schnurstracks widerspricht, jetzt mein Haus zum zweitenmal düpieren will. Aber was meine Ueberraschung vollendet und mich mit Entrüstung einen so seltsamen Vorschlag zurückweisen läßt, das ist, daß man die Stirn hat mich zu versichern, der Vertrag mit Frankreich vom Jahre 1739, welcher, dem mit uns zum Hohn, den provisionellen Besitz von Jülich und Berg dem Prinzen von Sulzbach sichert, laufe im nächsten Januar ab.“ Der Erlaß führt dementgegen den Artikel an, wonach der Vertrag bis zwei Jahre nach dem Tode des alten Kurfürsten von der Pfalz gültig sein sollte, der einstweilen noch lebte, und fährt dann fort: „Wie will man denn in Wien nach einer solchen Verpflichtung die Hände frei haben, um beim Tode des Kurfürsten von der Pfalz etwas für mich in dieser Sache zu thun? Man müßte denn in gedoppelter Treulosigkeit den Vertrag mit Frankreich ebenso brechen wollen, wie man den mit meinem verstorbenen Vater über denselben Gegenstand geschlossenen gebrochen hat.“

Der Berliner Vertrag von 1728 war bisher jedermann geheim geblieben; selbst in den diplomatischen Kreisen herrschte die Meinung, daß die Höfe von Wien und Berlin wegen Berg früher zwar verhandelt, aber nichts abgeschlossen hätten, weil sonst der Kaiser sich nicht an dem gemeinsamen Vorgehen der Großmächte gegen Friedrich Wilhelm I. hätte beteiligen können. Als Podewils jetzt dem holländischen Gesandten in Berlin das Original des vollzogenen Vertrages vorlegte, rief der ehrliche Herr van Ginckel: „das ist stark, dessen hätte ich den Wiener Hof nicht fähig gehalten.“

Für Podewils hätte darin ein Wink liegen können, den Vertrag nebst einer Darstellung seiner wechselvollen Geschichte der Oeffentlichkeit zu übergeben, und zwar um so mehr, als der König ihn wiederholt ermunterte, den Vertragsbruch des Kaisers zur Rechtfertigung der eigenen Politik auszubeuten. Podewils

wird auch in diesem Fall Scheu getragen haben, durch eine seinem Wesen so ganz fremde Schroffheit die erregten Gemüter noch mehr zu verbittern; er unterließ die verletzenden Enthüllungen und betrachtete es mit Rücksicht auf die zahlreichen Bürgen der pragmatischen Sanktion, deren Hülfe der Gegner angerufen hatte, für das Geratenste, vor der Oeffentlichkeit nur den einen Gesichtspunkt in den Vordergrund zu stellen, daß die schlesische Unternehmung als der Wahrung von Sonderrechten geltend mit der pragmatischen Sanktion überhaupt nichts zu schaffen habe. Indem die historische Darlegung der Stellung Preußens zur pragmatischen Sanktion sehr zum Schaden der preußischen Sache nicht gegeben ward, hat es in der Folge, nachdem über das Schicksal Schlesiens in zwei Kriegen entschieden war, geschehen können, daß der Wiener Hof für die Verteidigung des Restes der österreichischen Erbschaft in unbefangenster Weise die preußische Mitwirkung nach Maßgabe des Vertrages von 1728 in Anspruch nahm; erst bei diesem Anlasse ist dann von Berlin aus in einem vor der Oeffentlichkeit geführten Notenwechsel der Sachverhalt urkundlich klar gelegt und dem ehemaligen Verbündeten zugleich die Belehrung erteilt worden, daß auch aus der von dem gesamten Reiche für die Erbordnung Karls VI. geleisteten Bürgschaft eine Verpflichtung Preußens nicht abgeleitet werden könne; denn vorsichtigerweise hatte sich Friedrich Wilhelm I. vor dem Zustandekommen jenes Reichsschlusses die urkundliche Zusage von dem Kaiser erteilen lassen, daß Preußen durch die Reichsgarantie nur nach Maßgabe seines Sondervertrages von 1728 verpflichtet sein solle, der dann also von dem Wiener Hof selbst als nicht mehr bestehend betrachtet worden war. Daß nun siebzehn Jahre nach seinem Tode Kaiser Karls „Hand und Siegel" öffentlich produziert, daß mit der Bekanntmachung auch des Vertrages von 1739 gedroht wurde, hat 1747 eine durchschlagende Wirkung gehabt. Weder damals noch später ist auf die historischen Rückblicke der preußischen Note von österreichischer Seite auch nur mit einer Silbe geantwortet worden; es ist vielleicht das einzige Mal gewesen, daß der im Federkampfe so streitlustige Bartenstein vollständig verstummte.

Jetzt aber, zu Beginn des Krieges, war man von dem Eingeständnis irgend einer Schuld, von einer Prüfung des eigenen Verhaltens, weit entfernt; es war nicht anders, als ob alle Schuld der früheren Regierungen mit Karl VI. in das Grab gelegt sei. Die Frage, ob es wohlgethan gewesen, durch neue Unbill das Andenken an die Vorgänge von 1686 aufzufrischen, ward nicht aufgeworfen, und es war im Grunde auch nur natürlich, daß die Berater des toten Kaisers durch einen Angriff, den sie frevelhaft nannten, alles etwa Gefehlte als reichlich aufgewogen betrachteten und sich in ihrem Gewissen entlastet fühlten. Vollends der jungen Königin wäre der Gedanke nie gekommen, daß in dem frommen Erzhause je Sünden verübt worden seien, für die sie jetzt heimgesucht werden könnte; gerade das stolze Gefühl beleidigter Unschuld gab ihrem Widerstand den Schwung, die innere Festigkeit, den unbeirrbaren Glauben.

Und so sahen sie in Wien dem Ausgange des Kampfes getrosten Mutes entgegen: die Königin, weil sie ein Gottesgericht erwartete, das nicht gegen sie entscheiden könne, und Bartenstein, weil er den Gegner für einen Verblendeten hielt, der in sein Verderben renne. Im Vertrauen auf die Bürgen der prag=

matischen Sanktion, auf die Franzosen und nicht minder auf die Engländer und Russen, der wohlwollenden Neutralität der beiden Westmächte und der werkthätigen Unterstützung des Zarenreiches so gut wie sicher, glaubte man den König von Preußen zermalmen zu können. Bisher hatte ja der Zustand der Vereinsamung, in den die Politik Friedrich Wilhelms I. Preußen gebracht hatte, als eine Gefahr für den Staat schon in den Zeiten des Friedens gegolten: „Truppen und Thaler", hatte Sinzendorff von der Macht des alten Königs geringschätzig gesagt, „sind nicht genug, man muß auch Alliierte haben". Jetzt hatte sich der König von Preußen in seiner politischen Isolierung in einen Angriffskrieg gestürzt, er der „König der Grenzstriche", wie Voltaire den Beherrscher des nach allen Seiten offenen Landes mit anmaßlichem Spotte getauft hatte. „Das ist schön von dem König der Grenzstriche, daß er sich im stande glaubt, für sich allein zu operieren", schrieb Valory als Voltaires Echo. Militärisch gefahrlos in ihren Anfängen, war Friedrichs Unternehmung politisch im höchsten Grade gewagt; in dieser Hinsicht wird sein Zug nach Schlesien stets zu den kühnsten Entschlüssen gezählt werden müssen, und Bartensteins Hoffnungsseligkeit war deshalb so unberechtigt nicht.

Allerdings zeigte die Haltung des englischen Gesandten in Wien, daß in der englischen Politik Unterströmungen in einer Richtung trieben, die von dem lockenden Ziele der doppelten Bundesgenossenschaft gleichzeitig mit Frankreich und mit England weit weg lag. Sir Thomas Robinson gehörte zu der alten Schule englischer Staatsmänner, die alle europäischen Fragen unter den Gesichtspunkt des Gegensatzes zwischen England und Frankreich brachte. Auf eigene Verantwortung bot der Engländer den beiden Teilen geradezu seine Vermittelung an, denn allzusehr fürchtete er den jetzt wieder steigenden Einfluß des Freiherrn von Bartenstein, den er als „toll französisch" (French mad) kannte. Mit seinen britischen Kollegen war der hannöverische Gesandte Georgs II. darin einig, daß es um das Haus Oesterreich geschehen sei, wenn der mit Leib und Seele französisch gesinnte und gehässige Bartenstein durchbringe; das Reich werde in die größte Gefahr geraten, Frankreich die völlige Oberhand bekommen und „mit einer nicht zu zäumenden Macht" gegen England anwachsen.

Von demselben Standpunkte aus bezeichnete der englische Gesandte im Haag, Sir Robert Trevor, einen Krieg der Seemächte gegen Preußen zu Gunsten Oesterreichs als unnatürlich, als verderblich für England und die gemeine Sache.

Aber zum Glück für Oesterreich wurde die Politik Englands nicht allein durch das nationale Interesse bestimmt; nur allzusehr hatten die Redner der Opposition im Parlament mit ihrer Klage recht, daß auf den Schultern Englands Hannover reite. Von König Georg persönlich ist der Plan ausgegangen, für den in den ersten Monaten des Jahres 1741 die befreundeten Mächte bearbeitet wurden, der Plan zu einem Angriffsbündnis gegen König Friedrich und zu einer Zerstückelung des preußischen Staatsgebietes.

Den Brief, durch den ihm der König von Preußen die Beweggründe und Gesichtspunkte seiner Unternehmung mitgeteilt hatte, beantwortete Georg am

30. Dezember mit dem Ausdruck der Bereitwilligkeit, seine guten Dienste möglichst thatkräftig zur Beseitigung der Mißhelligkeiten zwischen den beiden deutschen Höfen anzuwenden; dieses Schreiben aber, dessen Inhalt bei dem Empfänger große Hoffnungen erweckte, hatte eingestandenermaßen nur den Zweck, den Verhaßten hinzuhalten, bis das „gute Konzert“ fertig sei, auf daß er sich nicht im ersten Zorn mit den noch verfügbaren Teilen seiner Streitmacht auf Hannover werfe; und dem Gesandten des König-Kurfürsten von Polen und Sachsen erklärte Georg schon am 16. Dezember, wenn man den König von Preußen gewähren lasse, werde er bald 150000, ja 200000 Mann unter den Waffen haben und es werde niemand mehr vor diesem Fürsten ohne Treu und Glauben sicher sein: „er hat einen alten Groll gegen den König von Polen, mich selbst liebt er ebensowenig, obgleich ich sein Oheim bin und er mein Neffe; ich würde mich nicht wundern, im nächsten Frühling 40000 Preußen an meinen Grenzen zu sehen.“ „Man muß diesem Fürsten die Flügel beschneiden, er ist uns beiden zu gefährlich,“ sagte er zu demselben Gesandten in einer späteren Unterredung; ein gut Stück Land werde auch für Sachsen dabei abfallen.

Dem Gesandten Maria Theresias, dem Grafen Ostein, erteilte der König den Auftrag, die Entsendung eines österreichischen Generals nach London anzuregen, mit dem man den Kriegsplan vereinbaren könne; er selbst werde mit seiner eigenen Macht und mit dänischen und hessischen Hülfsvölkern ins Feld ziehen, man müsse dem König von Preußen „den Mut zu weiterem dergleichen Mutwillen“ benehmen, ihn so in die Enge treiben, daß der Königin aller Schade ersetzt werde und auch andere sich dabei erholen könnten. Das beste in dem großen Strauß sollten nach des kampflustigen Welfen Meinung 30000 Russen thun.

Seine geheimen Räte in Hannover waren mit dieser Politik sehr einverstanden; sie beklagten, daß Sir Thomas Robinson und ihr Landsmann Lenthe zu Wien auf die Verständigung mit Preußen hinarbeiteten, bezeichneten die Absendung entgegengesetzter Verhaltungsmaßregeln als unerläßlich und empfahlen, auf das Sorgfältigste zu simulieren, bis die Stunde zum Handeln da sein werde.

Nur wenig zurückhaltender waren die englischen Minister. Sir Robert Walpole, der anerkannte Führer der geschlossenen Masse der seit dem Dynastiewechsel von 1714 im Alleinbesitz der Regierungsämter befindlichen Whigpartei und seit 1721 ununterbrochen als erster Lord des Schatzes die Seele des Kabinetts, war in den ersten Jahren Georgs I. emporgekommen im Gegensatz gegen die unter seinen Parteigenossen, die in der auswärtigen Politik das Interesse Englands gegen das des hannöverischen Kurstaates möglichst unabhängig zu stellen wünschten; sein Eingehen auf die persönlichen und dynastischen Gesichtspunkte des Königs hatte ihm das Vertrauen des ersten Georg erworben, und leicht hatte er zu dem Nachfolger das gleiche Verhältnis gefunden. König und Minister wußten sehr wohl, was sie einander leisten konnten. Und wenn eben jetzt, nach dem Ausbruch des Krieges mit den spanischen Bourbonen, die Stimmung im Lande sich dem leitenden Minister, dem Vorliebe für Frankreich, Friedensseligkeit und Zaghaftigkeit vorgeworfen wurde, abzuwenden begann, so war es für Walpole um so wichtiger, sich die Gunst des Königs zu erhalten. Er selber

und mit ihm die beiden Staatssekretäre für das Auswärtige, Lord Harrington und der Herzog von Newcastle, gingen scheinbar ganz auf Georgs kriegerische Entwürfe ein, die englischen Gesandten im Haag und in Petersburg, in Wien und in Dresden erhielten Weisungen, wie der König sie wünschte, und Trevor wurde somit veranlaßt, sich in einen anderen Ideenkreis hineinzuleben. Freilich hielt es Lord Harrington, der sich von den Koalitionsentwürfen seines Gebieters nicht allzuviel versprach, nebenbei für weise, eine Rückzugspforte offen zu halten, und beauftragte also Robinson, in Wien nach wie vor doch auch der Versöhnung das Wort zu reden.

Nun aber stieß die englische Diplomatie überall, wo sie ihre Hebel ansetzte, auf größere Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, als Georg erwartet hatte.

In der dem Inselreiche seit 1688 verbündeten Republik, welche die Zeitgenossen bereits als die Schaluppe im Kielwasser der stolzen Fregatte England betrachteten, bekämpften sich seit alters die Partei der reichen Patrizier aus den großen Städten Hollands und Westfrieslands und der Anhang der Oranier, der zur Zeit die Wiederherstellung der in fünf von den sieben vereinigten Provinzen seit dem Aussterben der oranischen Hauptlinie ruhenden Statthaltergewalt auf die Fahne geschrieben hatte. Den Amsterdamer Aristokraten stand es fest, daß jeder Machtzuwachs Preußens auch dem Ansehen des dem Hause Brandenburg verwandten statthalterlichen Geschlechtes zu gute kommen müsse; sie bezeichneten es laut, am lautesten der Pensionär von Amsterdam, als das größte Uebel, wenn man Preußen siegen und den Raub behalten lasse; diese Geldmänner fürchteten dann auch für die an Karl VI. ausgeliehenen holländischen Kapitalien, die auf Schlesien eingeschrieben waren und deren Aktien an der Börse jetzt um fünfzehn Prozent fielen. Die Politiker der anderen Partei wollten dagegen in einem Bruch zwischen den Seemächten und Preußen etwas Absurdes und Unnatürliches sehen und äußerten ihr Mißtrauen gegen die seit 1735 hervorgetretenen französischen Sympathien des katholischen Oesterreichs. Eine möglichst enge Verbindung mit dem König von Preußen werde den allzukühn aufstrebenden Geist des jungen Fürsten am besten zu zügeln vermögen, und was könne willkommener sein, als wenn Preußen für Schlesien auf seine jülich-bergischen Ansprüche, d. h. auf die Ausdehnung seiner Macht in der unmittelbaren Nachbarschaft der Republik verzichte. Man fand, daß die preußischen Anerbietungen an den Wiener Hof, die Bundeshülfe, die Kurstimme und zwei Millionen bares Geld, ein recht ansehnlicher Preis für die Abtretung von Schlesien seien.

So viel konnten die Engländer sehr bald absehen, daß der Eifer der Preußenfeinde am letzten Ende in der Versammlung der hochmögenden Generalstaaten nichts Mutigeres zuwege bringen würde, als daß die Republik für ihre Verpflichtungen gegen die pragmatische Sanktion sich mit einer Summe Geldes, mit Subsidien, abfand. Das Ansinnen des Wiener Hofes, holländische Truppen in die preußische Provinz Kleve einrücken zu lassen, wiesen die erschreckten Republikaner weit von sich.

Größere Aussichten schienen sich der kriegerischen Propaganda in Dresden zu bieten, obgleich auch hier entgegengesetzte Interessen und Wünsche miteinander stritten. Dem Wiener Hof dankte Kurfürst August seine Königskrone, und eine

Erzherzogin war seine Gattin; aber gerade diese Ehe mit der Tochter Kaiser Josefs I. brachte ihn in Gegensatz zu dem Anspruch der Erbin Karls VI. und eröffnete ihm die lockende Aussicht auf die Erwerbung eines zweiten Diadems, der Wenzelskrone von Böhmen; ja auch der erledigte Kaiserthron erschien diesem sächsischen Kurfürsten begehrenswerter als vor Zeiten dem weisen Ernestiner Friedrich. Drum hatte König August, als die preußischen Truppen sich nach Schlesien in Bewegung setzten, einen Gesandten nach Berlin und einen anderen nach Paris geschickt, um sich zu vergewissern, wieviel Geneigtheit zur Unterstützung der sächsischen Ansprüche an dem einen und an dem anderen Hofe vorhanden sei. Wieder aber galt der Eroberer von Schlesien, auf dessen Bundesgenossenschaft jeder Werber um Böhmen sich angewiesen sah, dem Dresdener Hof vor allem als der gefährliche Nachbar, dessen Vergrößerung dem sächsischen Interesse ganz zuwider sein würde.

Die thatsächlichen Schwierigkeiten, welche die Entscheidung verzögerten, wurden erhöht durch Umstände persönlicher Art. Von dem schlaffen Monarchen konnte der Entschluß nicht ausgehen; er beschränkte sich auf den Wunsch, sein Gebiet in irgend einer Weise vergrößert zu sehen; den gleichen Wunsch hegte seine ganze Umgebung; aber während sein Minister, Graf Brühl, die Vorschiebung der Grenzen nach der böhmischen Seite für das Leichtere hielt, schien seinem Beichtvater, dem Jesuitenpater Guarini, und seiner österreichischen Gemahlin der Landerwerb allemal der erfreulichste, der zugleich eine Schwächung der brandenburgischen Macht in sich schloß. Am wünschenswertesten wäre es ihnen allen gewesen, hätte der Wiener Hof sich bereit gefunden, die sächsische Bundesgenossenschaft für den Kampf gegen die Eindringlinge in Schlesien durch ein Stück schlesischen oder böhmischen Landes zu erkaufen, wie vor hundert Jahren gegen den Eroberer Böhmens durch die Abtretung der Lausitzen; aber zu einem solchen Abkommen zeigte man diesmal in Wien nicht die geringste Neigung. Die schüchternen Bitten und vorsichtigen Anwürfe der Sachsen wurden ebenso stolz abgewiesen, wie kurz vorher die gebieterische, gewaltsame Forderung Preußens.

Sir Thomas Villiers war mit weitgehenden Vollmachten am 16. Februar in Dresden eingetroffen, Beratschlagung über Beratschlagung hatte statt, die Bedenken Brühls wurden schwächer und schwächer, und schon nahmen hier in Dresden die Paragraphen des großen Bündnisses, des guten Konzerts, eine greifbare Gestalt an; der reiflich erwogene und klüglich formulierte Entwurf, laut dessen die künftigen Bundesgenossen Oesterreich, England, Sachsen, Rußland und Holland sich verpflichteten, „den König von Preußen noch vor Ablauf des bevorstehenden April mit Krieg zu überziehen“, wurde den einzelnen zur Annahme vorgelegt.

Seitdem die polnische Wahlkrone an das Haus Wettin gekommen war, hatte sich die sächsische Politik daran gewöhnt, von den Nachbarn im Osten die Losung zu empfangen; ja ein im Vorjahre abgeschlossener Vertrag verbot dem Kurfürsten von Sachsen geradezu, ohne das Vorwissen seines nordischen Verbündeten völkerrechtliche Verpflichtungen einzugehen. Und somit kam auch jetzt das meiste auf die Haltung Rußlands an.

Das große Zarenreich, das seit der thatsächlichen Besitznahme Kurlands

unmittelbar an das preußische Gebiet grenzte, hatte nach dem Tode der Kaiserin Anna trotz aller inneren Wirren sich doch größere Freiheit der Bewegung nach außen gewahrt, als König Friedrich im November vorausgesetzt hatte.

Die verstorbene Kaiserin, die Tochter des einst durch seinen Bruder Peter aus der Mitregierung verdrängten Zaren Iwan, hatte kraft ihres Rechtes, die Thronfolge nach freiem Ermessen zu regeln, kurz vor ihrem Tode nicht der Enkelin Iwans, ihrer Nichte und Adoptivtochter Anna, der gebornen Prinzessin von Mecklenburg, die Krone zugesprochen, sondern deren Söhnlein, dem im ersten Lebensjahre stehenden Prinzen Iwan. Und für den Kaiser in der Wiege sollte nicht das Elternpaar, Prinzessin Anna und jener Anton Ulrich von der wolfenbüttelschen Linie des Hauses Braunschweig, die vormundschaftliche Regierung führen, sondern der alten Kaiserin Günstling, der aus niederem Stande zum Herzog von Kurland aufgestiegene Biron. Drei Wochen hatte die neue Regierung, scheinbar befestigt, gewährt, als in der Nacht auf den 21. November der Feldmarschall Münnich, der Siegesheld aus dem letzten Türkenkriege, mit seinem Adjutanten, dem Oberstlieutenant von Manstein, und einem Trupp Soldaten vom Winterpalaste, der Residenz des kleinen Kaisers und seiner Eltern, nach dem Sommerpalast sich begab, um hier auf Befehl der Prinzessin Anna den Regenten zu verhaften; aus seinem Bette gerissen, durch Stöße und Tritte gemißhandelt, schnell überwältigt, mit der Schärpe Mansteins geknebelt, ward Biron halbnackt fortgeschleppt und als Gefangener in die Wachtstube des Winterpalastes eingebracht. Auch seine ganze Familie und den ihm ergebenen Vizekanzler Alexei Bestushew ereilte das Geschick der Verhaftung.

Nun regierten an des Kaisers Statt seine Eltern, die mecklenburgische Prinzessin und der braunschweigische Prinz; sie verteilten ihre Gunst unter ihre beiden niedersächsischen Landsleute, den Feldmarschall Münnich und den Großadmiral Ostermann, den oldenburgischen Edelmann und den westfälischen Predigersohn. Die Russen aber hielten sich grollend im Hintergrund und hofften auf die Tochter des großen Peter, die Prinzessin Elisabeth. Bald befehdeten sich die beiden deutschen Staatsmänner auf das heftigste, zumal auch auf dem Gebiete der auswärtigen Angelegenheiten, die Ostermann leiten sollte und in die wie in alles Münnich als Premierminister hineinsprach.

Münnich vertrat die Meinung, der Wiener Hof müsse den König von Preußen in irgend einer Weise befriedigen und dadurch auf seine Seite ziehen. Als der Marchese Botta mit den frischen Eindrücken, die er aus Berlin als Zeuge des Ausmarsches der preußischen Regimenter mitbrachte, Anfang Januar in Petersburg erschien und die Entsendung der für die Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion verheißenen 30000 Streiter beantragte, will ihm Münnich, so rühmte er sich gegen einen seiner Vertrauten, erklärt haben, Kaiser Karl habe sich ja in dem Türkenkriege nicht eben beeilt, der Zarin die vertragsmäßige Hülfe zu leisten; sei Oesterreich bei dem ersten Erscheinen von 20000 Preußen schon so gar in Nöten, so würden auch 30000 Russen nichts helfen, und es sei schwer, ein Land wieder zu erobern, wo die Unterthanen selbst nach einem anderen Herrn seufzten; die wienerische hochtrabende Ausdrucksweise sei noch immer in Flor, als ob Europa nicht bestehen könnte, wenn

das österreichische System nicht bliebe. Noch grollte Münnich über den Sonderfrieden von 1739, das Werk des Grafen Neipperg, wodurch er selbst um die beste Frucht seiner Siege gekommen war; er schauderte bei dem Gedanken, etwa russische Truppen diesem selben Neipperg, dem unfähigen, anvertraut zu sehen. In dieser Abneigung gegen Oesterreich bestärkten den Feldmarschall die Ankunft seines Schwiegersohnes Winterfeldt aus Berlin, die Freigebigkeit, mit der seinem Sohne die neumärkische Herrschaft Bingen, das bisherige Besitztum des Herzogs Biron, geschenkt wurde, der Weihrauch endlich, den der König von Preußen in eigenhändigen Briefen dem „großen Manne", dem „Helden", dem „Freunde" streute; diese Briefe, sagte Münnich, seien ihm Millionen wert.

Schon zwei Tage vor Winterfeldts Ankunft, am 27. Dezember, war zur großen Genugthuung des preußischen Gesandten von Mardefeld das Verteidigungsbündnis unterzeichnet worden, um das Mardefeld seit dem Sommer sich bemüht hatte; aber selbigen Tages war auch im Namen des unmündigen Kaisers ein Abmahnungsschreiben an den König von Preußen ausgefertigt worden, das ihn, allerdings in freundschaftlichem Tone, zur Zurückziehung seiner Truppen aus Schlesien aufforderte.

Die russische Politik auf der durch diese Kundgebung bezeichneten Bahn weiter zu drängen, war das eifrigste Bemühen des Grafen Ostermann und der hinter ihm stehenden fremden Diplomaten, der Oesterreicher Botta und Hohenholz und des Engländers Finch. Ihr preußischer Gegner Mardefeld wußte zu berichten, daß Ostermann von dem Wiener Hofe mit 200 000 Thalern bestochen worden sei, wogegen der englische Gesandte sich erzählen ließ, dem Marschall Münnich seien von Preußen 100 000 Kronen geboten worden. Nach welcher Seite der Hof neigte, ergab sich bald. Herzog Anton Ulrich, der neuernannte Generalissimus der russischen Streitkräfte, der Schwager des Königs von Preußen und der Vetter der Königin Maria Theresia, hörte mehr auf die Zornesworte und den Kriegsruf seiner braunschweigischen Muhme in Wien, der energischen Kaiserin-Witwe Elisabeth, als auf die beschwichtigenden, beschwörenden Briefe seiner unbedeutenden Schwester in Berlin; vor allem aber, er haßte Münnich, den Großwesir, wie er ihn nannte. Antons Gemahlin, die Regentin Anna, lag in den Banden des Grafen Karl Moritz Lynar, des „sächsischen Narziß", der vor sechs Jahren auf Verlangen der alten Zarin wegen seiner zarten Beziehungen zu der Prinzessin Anna von seinem Gesandtschaftsposten hatte weichen müssen, jetzt aber, durch den König von Polen mit einem neuen Beglaubigungsschreiben ausgerüstet, auf den Schauplatz seiner galanten Siege zurückgeeilt war. Lynar war, wie die meisten Sachsen, allem was preußisch hieß von Herzen feind.

Als Münnich Mitte März, in einer Anwandlung von Verstimmung über eine Einschränkung seiner Befugnisse und andere Zurücksetzungen, seine Entlassung einreichte, erteilte die Großfürstin Regentin sie ihm auf das bereitwilligste. Sein Verhalten zu Gunsten des Königs von Preußen, sagte Anna ihrem Lynar, sei unverbesserlich gewesen. Einige der Anhänger des beseitigten Premierministers wurden auf die Festung geschickt, die Feinde Preußens frohlockten.

Noch da er Minister war, hatte Münnich den preußischen Gesandten vor den Umtrieben der gemeinsamen Gegner gewarnt, ihm den Inhalt des zu

Dresden entworfenen Angriffs- und Teilungsplanes mitgeteilt und den sächsischen Hof als Urheber bezeichnet, als Aufhetzer der Leute, die das Fell zu teilen beabsichtigten, noch ehe sie den Bären erlegt hätten. Sofort ließ Mardefeld einen Kurier aufsitzen; am 13. März war die Schreckenspost in Berlin; dort las sie Podewils, bevor er sie an den König nach Schlesien weitergehen ließ. Der Minister sah seine schwärzesten Befürchtungen bewahrheitet. „Die Pandorabüchse," schrieb er, „ist geöffnet, wir treten in die furchtbarste Krisis, die je über das Haus Brandenburg gekommen ist."

Wir haben den König in der hoffnungsfreudigen Stimmung verlassen, in der er während der ersten Tage des neuen Jahres als Gast in den Mauern der schlesischen Hauptstadt weilte.

Er hatte über Breslau vorgehend am 8. Januar den Waffenplatz Ohlau genommen, und damit einen Stützpunkt für die Bewegungen im Oberschlesischen, einen Mittelpunkt für das Verpflegungswesen des Heeres gewonnen. Auch die schwachen österreichischen Besatzungen in dem Bergschlosse Namslau jenseits der Oder und in der den Uebergang über die Neiße sperrenden Feste Ottmachau mußten sich ergeben; aber Oberst von Roth in Neiße und Fürst Octavio Piccolomini in Brieg hielten sich, ebenso in Niederschlesien fort und fort General Wallis hinter den Mauern von Glogau. Auch ein Handstreich auf die Werke von Glatz gelang dem Obersten Camas nicht. Mit den wenigen Feldtruppen, die er zur Verfügung hatte, zog sich der Feldmarschall-Lieutenant Graf Browne langsam vor den nachdrängenden Preußen zurück, räumte endlich auch Jägerndorf und Troppau und lieferte am 25. Januar bei Grätz, bevor er über die Grenze nach Mähren ging, dem Grafen Schwerin ein Rückzugsgefecht. Die Straße nach Olmütz stand den Nachdrängenden offen; bald besetzten die Vortruppen auch die beiden Schanzen bei Jablunkau, den Paß nach Ungarn.

Aus Ottmachau kündigte der König am 21. Januar Podewils an, daß er demnächst nach Berlin zurückkehren werde, „aber nicht auf lange". Er beabsichtigte mit dem Minister über die politische Lage und mit dem Fürsten von Anhalt über die weiter erforderlichen militärischen Maßnahmen zu Rate zu gehen.

Unter dem ersten Eindruck des Mißerfolgs seiner Unterhandlung in Wien hatte er gemeint: der Entschluß, den wir werden fassen müssen, wird sein, uns mit Frankreich zu setzen und unsere Flöten nach den seinigen zu stimmen. Er beantwortete damals aus Breslau einen Brief, welchen ihm Fleury durch den Obersten Camas gesandt hatte, und entschuldigte sein bisheriges Schweigen über seine politischen Pläne recht obenhin mit der Phrase, das sei mehr aus Vergeßlichkeit als aus einer anderen Ursache geschehen; im übrigen verwies er den Kardinal doch auch jetzt lediglich auf seinen Gesandten in Paris.

Für Podewils war das französische Bündnis nach wie vor der furchtbarste Gedanke; denn alsdann war, so meinte er, des Krieges kein Ende, und alles, was in Europa Frankreich fürchtete und haßte, schlug zunächst auf Preußen los. Schon damals, Anfang Januar, sah Podewils im Geiste die Moskowiter auf dem Marsche, und beschwor seinen Gebieter, die Provinz Preußen nicht ganz

von Infanterie zu entblößen; mit vierzig Schwadronen allein lasse sich einem russischen Einfall nicht wehren. „Piano" lautete des Königs lakonische Antwort auf solche Warnung, und in einem seiner nächsten Briefe verwies er dem Minister seine Aengstlichkeit ernsten Tones mit den Worten: „Sie erregen sich zu sehr und lassen sich durch jeden, der Ihnen die kleinste Rede hält, Furcht einjagen; halten Sie sich mutiger und werfen Sie sich nicht den anderen an den Kopf; lassen wir sie kommen und schlagen wir, bis es soweit ist, soviel als möglich von ihnen heraus."

Und wenn nun jener Antwortsbrief des Königs von England durchaus „honett", durchaus verheißungsvoll klang, wenn der Erfolg der Winterfeldtschen Sendung nach Petersburg ein ganz vortrefflicher, „wundervoller" zu sein schien, so hielt der König selber jetzt die Annäherung an Frankreich nach Lage der Dinge nicht für geboten, ja durch den Stand der Verhandlungen mit England und Rußland für ausgeschlossen. So stark war jetzt sein Vertrauen auf die Vermittelung beider Mächte, daß er seinen dem Minister vorher angekündigten Entschluß, mit Niederschlesien einschließlich Breslau vorlieb nehmen zu wollen, jetzt (22. Januar) als ein Ultimatum bezeichnete, das man dem Gegner und den Vermittlern gegenüber vorläufig noch nicht ausspielen dürfe.

Von Berlin aus schrieb Friedrich tags nach seiner Wiederankunft (30. Januar) ungefähr in gleichem Sinne eigenhändige Briefe an Georg II. und an Münnich. Dem russischen Marschall sprach er die Hoffnung aus, bei günstigem Erfolg der Vermittelung Rußlands die Waffen, die er ungern gegen die Oesterreicher kehre, doch noch vielleicht für sie tragen zu können; den Brief an den britischen König schloß er mit der vielsagenden Bemerkung, daß er nur gezwungen und zu seinem größten Leidwesen den großen Entwürfen Frankreichs Vorschub zu leisten sich entschließen würde, zur Zeit aber voll der günstigsten Gesinnungen für das Interesse des Königs sei, bereit in allem mit ihm in Einvernehmen zu handeln.

Dieselbe Mischung von Lockungen und Drohungen, die dieses Schreiben enthielt, legte er am Abend dieses Tages auf dem Hofballe in ein Gespräch mit dem Gesandten Guy Dickens. „Ich will eher umkommen," so ungefähr sagte er zu dem Engländer, „als von meinem Unternehmen abstehen; die anderen Mächte sollen sich nicht einbilden, daß ich mich durch Drohungen einschüchtern lasse; wer das glaubt oder gar an Thätlichkeiten denkt, dem werde ich beweisen, daß ich bereiter bin als sie, den ersten Schlag auszuteilen; äußersten Falls werde ich mich mit Frankreich vereinigen, nach allen Seiten um mich schlagen und beißen und alles um mich her verwüsten."

Auf diesem Hofball wurde auch der französische Gesandte Valory in ein längeres politisches Gespräch gezogen, der König nahm ihn für eine volle Stunde auf die Seite. Er beklagte, daß Frankreich allgemein so verhaßt sei, daß seine Verbindung mit Frankreich den Kurfürsten von Baiern in ganz Deutschland unbeliebt mache, daß der bloße Name Frankreich genügen werde, alle Nachbarn gegen Preußen losbrechen zu lassen, falls es sich für die französische Sache erklären würde; deshalb bedürfe es, wenn das geschehen solle, viel stärkerer Bürgschaften, als der König von Frankreich sie bei seinem Werben um das preußische

Bündnis bis jetzt biete. Preußens Bedeutung für den gegenwärtigen Augenblick den Franzosen noch stärker zum Bewußtsein zu bringen, schloß Friedrich mit der Prophezeiung, die allerdings sich hat erfüllen sollen: „Ihr werdet das Haus Oesterreich mächtiger als je aus seiner Asche wiedergeboren sehen.“

Valory kam damit nicht eben weiter, als auf jenem anderen Ball am Abend vor des Königs Abfahrt; er beklagte sich, daß er auf den namens seines Hofes überreichten Vertragsentwurf nicht wie üblich ein Gegenprojekt zugestellt erhielt, daß man es also vermied, förmlich in die Verhandlung einzutreten. Und der kurze Brief, den Friedrich während seines Aufenthaltes in der Heimat am 6. Februar aus Rheinsberg an den Kardinal Fleury richtete, bezog sich lediglich auf die durch Valory erbetenen näheren Aufklärungen und sprach von der Notwendigkeit, vor dem Eintritt in eine Allianz die Gründe wohl zu prüfen und zu wägen.

Indem so Preußens Stellung zwischen den europäischen Mächten noch immer unentschieden blieb und der Zustand völliger politischer Vereinzelung andauerte, wurde der militärischen Rüstung um so größere Sorgfalt zugewendet. Mit dem Fürsten Leopold ward alles für die Aufstellung eines zweiten Heeres von etwa 24000 Mann verabredet, die mit dem Frühjahr in der Zauche, hart an der sächsischen Grenze, ein Lager beziehen sollten, um zur Ueberrumpelung der Festung Wittenberg bereit zu sein, falls die Sachsen „Lust anzubeißen“ zeigen würden.

Friedrich verließ Berlin am 19. Februar, doch bereits in gedämpfterer Stimmung, als da er vor zwei Monaten das erste Mal in das Feld gezogen war; der Abschied von den Seinen war, wie die Königin Elisabeth dem Herzog von Braunschweig schrieb, sehr bewegt und traurig. Kaum auf dem Kriegsschauplatz wieder angelangt, ging der König mit genauer Not einem gefährlichen Abenteuer aus dem Wege, welches nach seinen eigenen Worten dem ganzen Krieg auf einmal hätte ein Ende machen können.

Nach Besichtigung der Zernierungslinien vor Glogau und der Truppen in und um Liegnitz, Schweidnitz, Reichenbach und Frankenstein, verließ er am 27. Februar in der Frühe Frankenstein, um zu Silberberg und Wartha die am weitesten in das Eulengebirge hineingeschobenen Punkte der Vorpostenkette aufzusuchen. Von Silberberg aus bedeckte ihn auf dem Ritte nach dem Dorfe Frankenberg eine Schwadron des Schulenburgschen Dragonerregiments, wurde dort durch eine Schwadron Gendarmen abgelöst und ritt zurück. Eine Stunde vor Frankenstein, bei Baumgarten, sehen sich die Dragoner plötzlich von ein paar Hundert feindlichen Husaren angefallen, verlieren die Fassung und suchen sich in das nahe Dorf zu retten; ein morastiger Graben kann nicht von allen genommen werden, die nachsetzenden Husaren hauen auf die im Sumpfe Festgeratenen ein, die Standarte geht verloren. Dem König, der sich zu Wartha nach Besuch der Posten und Verhacke soeben zu Tisch gesetzt hat, wird gemeldet, daß ein dichter Haufe feindlicher Husaren, von Baumgarten heranschwärmend, sichtbar wird; sie bedrohen schon ihn selbst; seine Eisenreiter und die in Wartha liegenden Husaren müssen ihm den Weg öffnen. Nun erst erfährt er, was inzwischen vorgegangen ist.

Er war im höchsten Grade betroffen über die unwürdige Haltung einer Truppe, welcher er sich „eine halbe Stunde vorher zur Eskorte anvertraut"; er schrieb dem Regimentschef, der General werde nun überzeugt worden sein, daß seine, des Königs, stete Klage über das Regiment nicht unbegründet gewesen sei, denn durch das Räsonieren der „Kerls" und die Insubordination der Offiziere sei das ganze Unglück entstanden; er machte den Grafen Schulenburg bei der eigenen Ehre und der des Regiments dafür verantwortlich, daß „der empfangene große Schimpf und Affront" bei erster Gelegenheit wieder ausgewetzt werde. Dem Fürsten von Dessau schrieb er: „Erinnern Sie sich, was ich Ihnen zu Berlin vom Schulenburgschen Regiment gesaget"; für sich selbst aber beschloß er nach diesem Vorfall die Mahnungen zu beherzigen, die Fürst Leopold, Schwerin und viele andere bisher vergeblich an ihn gerichtet hatten, nicht mit so schwacher Bedeckung sich in den unmittelbaren Bereich der feindlichen Vorposten zu wagen.

Der Anschlag war von dem in Glatz befehligenden General von Lentulus seit mehreren Tagen vorbereitet worden, und auf die sichere Kundschaft, daß der König von Preußen heute in Person rekognoszieren werde, hatte der General am Morgen des 27. die Husaren von Königshayn und Oberhamsdorf her durch die Wälder heranschleichen lassen. Nur passierte der König die Stelle, wo der Hinterhalt lag, etwas früher als seine Nachsteller annahmen; und so geschah es, daß in dem die Straße daherkommenden sechsspännigen Wagen, auf welchen die Husaren, wie Lentulus an General Neipperg berichtet, „in der Meinung als ob der König darinnen sein werde", ihr Gewehr anlegten, zu ihrer Enttäuschung nicht dieser, sondern ein münsterbergischer Landesdeputierter nebst seinem Landdragoner erschossen wurde.

Spione, die in diesen Tagen aufgegriffen wurden, sagten aus, daß sie den Auftrag gehabt hätten, alle Wege und Stege des Königs zu erspähen und ihn dann den österreichischen Truppen zu verraten. Wenn nun einer dieser, doch sicher nur von Lentulus und seinen Untergebenen ausgesandten Häscher (er wurde demnächst in Schweidnitz gehenkt), von einem feierlichen Eid, den er im Hofkriegsrat und zwar in Gegenwart des Großherzogs von Toscana abgelegt habe, fabelte, so bezeichnete der König diese Aussage als kaum glaublich, befahl aber im übrigen dem Minister Podewils die „indignen Prozeduren des wienerischen Hofes" der Welt „mit behörigen Couleurs" bekannt zu machen. Podewils sprach dann in der von ihm für die Zeitungen aufgesetzten kurzen Mitteilung zwar nur von „einem großen Prinzen von dem es nicht wohl zu glauben stehet", nannte aber in einem Rundschreiben an die preußischen Gesandtschaften den Herzog von Lothringen ausdrücklich. Das Rundschreiben war nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, doch fand es durch die Leichtfertigkeit eines Legationssekretärs, des jungen, später durch seine satirischen Gedichte bekannt gewordenen Christian Ludwig Liscow, schnell den Weg in die Tagespresse. Die Sache erregte peinliches Aufsehen und trug in Wien neue Bitterkeit in die Gemüter, und insonderheit der wohlmeinende Großherzog Franz fühlte sich auf das schmerzlichste berührt.

Den Nachstellungen der feindlichen Späher und Husaren glücklich entronnen,

hielt es der König doch für erforderlich, Podewils für den schlimmsten Unglücksfall mit Verhaltungsmaßregeln zu versehen: „Wenn mir das Unglück zustieße, lebend gefangen genommen zu werden, so befehle ich Ihnen unbedingt, und Sie werden mir mit Ihrem Kopfe dafür verantwortlich sein, daß Sie während meiner Abwesenheit meine Befehle nicht berücksichtigen, daß Sie meinem Bruder mit Ihrem Rat dienen, und daß der Staat für meine Befreiung keine unwürdige Handlung begeht, im Gegenteil, für diesen Fall will ich und befehle ich, daß man nachdrücklicher handelt als je. Ich bin nur König, wenn ich frei bin." Mit einem Anflug von Romantik, woran wir den Bayardritter vom Remusberg wiedererkennen, malt er sich aus, wie man ihn bestatten wird: der Leib, so verfügt er, soll verbrannt werden nach Römerart, in Rheinsberg an seinem Musensitze soll eine Urne seine Asche aufnehmen, und Knobelsdorff soll ihm ein Denkmal errichten, wie das der Horatier zu Tuskulum.

Die politische Lage schien ihm in diesem Augenblicke, Anfang März, in der Hauptsache noch günstig; den Stand der Verhandlungen seiner Gesandten überschaut er in demselben Briefe an Podewils mit epigrammatischer Zuspitzung: „Truchseß (in London) rückt vor, Mardefeld (in Petersburg) geht seinen Weg, Chambrier (in Paris) macht es bewundernswert, Klinggräffen (in München) ist anbetungswürdig; also cara anima mia, non disperar. Räsfeld (im Haag) geht im Schneckengange, der dänische Finck juckt sich, der sächsische Finck hat mit Kontrebande zu thun. Aber besiegen wir diese Schwierigkeiten und wir werden triumphieren. Es gibt keine Lorbeeren für die Trägen, die Ruhmesgöttin gibt sie den Thätigsten und den Unerschrockensten."

Nun kam die Botschaft, die Münnich aus Petersburg sagen ließ, und stellte die Unerschrockenheit auf die Probe. Friedrich hat nachher gesagt, er wolle die Unruhe dieser Augenblicke nicht noch einmal durchzumachen haben. „Der Verrat der Russen ist entsetzlich," schrieb er an Podewils (17. März); „die Boshaftigkeit und Scheelsucht der Sachsen hat das Ei gelegt, und die Schwäche des Prinzen Anton hat es ausgebrütet. Man muß sich wappnen mit Festigkeit, als ein Held kämpfen, mit Klugheit siegen und das Ungeschick ertragen mit stoischem Blick. Verteidigt mich mit der Feder, wie ich Euch mit dem Degen verteidigen werde und alles wird gut gehen unseren Neidern zum Verdruß." Sollten die weiteren Nachrichten zu den soeben eingelaufenen stimmen, so werde man auf das schleunigste mit Frankreich abschließen müssen.

Es traf sich, daß er gerade zur Stunde den französischen Gesandten in seinem Hauptquartier zu Schweidnitz bei sich hatte, denn Valory hatte von seinem Hofe den Befehl erhalten, dem König persönlich einen neuen, noch weiter entgegenkommenden Entwurf zu dem von Frankreich vorgeschlagenen Bündnisse vorzulegen. Friedrich kam eben von den Truppen zurückgeritten, als der Franzose sich bei ihm meldete; er begrüßte ihn vom Pferde aus sehr huldvoll und lud ihn zu seiner Tafel; noch bevor man sich setzte, ließ er gegen den Gast ein Wort über die beunruhigende Haltung Rußlands fallen, das trotz der vor kurzem abgeschlossenen Allianz im Begriff stehe, ihn preiszugeben. Nach Tische sprach er den Gesandten unter vier Augen; er äußerte seine Befriedigung über das große Entgegenkommen des Königs von Frankreich. „Die Engländer," sagte er, „kommen mit ihrem ewigen

Kehrreim, daß man Frankreichs Ehrgeiz und Sucht, überall zu herrschen, brechen müsse; und wer, ich bitte Sie, will das mehr und mit mehr Hochmütigkeit, als sie selbst? Wenigstens muß man sagen, daß Frankreich, wenn jenes seine Absicht wirklich ist, die Sache mit Manieren anfängt, die nicht vor den Kopf stoßen." Er erzählte dann, daß die Gegner seine Staaten teilen wollten und daß Sachsen mit von der Partie sei; er ließ sich die Vertragsartikel des französischen Entwurfs zeigen und bezeichnete als das Wichtigste die kräftige Unterstützung des Kurfürsten von Baiern durch Frankreich; das einzige, was er über die französischen Vorschläge hinaus noch als wünschenswert bezeichnete, war die Herbeiführung einer Verständigung mit Schweden gegen Rußland. Voraussetzung der ganzen Verhandlung aber sollte ein unbedingtes Geheimnis sein; es wurde verabredet, daß Valory bei seiner Ankunft in Berlin den Mißvergnügten spielen sollte.

Als der Gesandte sich verabschiedet hatte, erteilte der König Podewils, nunmehr (18. März) ohne weiteren Vorbehalt, die Weisung, in die Verhandlung mit Frankreich einzutreten, da das ja in der jetzigen Lage notwendig geworden sei. Tags zuvor, wo er noch eine schwache Möglichkeit sehen wollte, daß „die Wetterfahne" sich wieder wenden könne, hatte er schon im Hinblick auf den wahrscheinlich unvermeidlichen Entschluß gemeint, nicht mehr er werde es dann sein, der Europa von oben nach unten kehre, sondern Rußland und England; er habe alles gethan, was er gekonnt, dem allgemeinen Kriege vorzubeugen.

Sein ingrimmiger Trost war, daß er, wenn die Dinge durch den Bund mit Frankreich, in den man ihn hineintrieb, zum äußersten kamen, das Haus Oesterreich über den Haufen stoßen und Sachsen unter Trümmern begraben wollte. Sachsen, das ihm durch Münnich als der Hauptschuldige angegeben worden war, Sachsen, dies war sein erster Gedanke, „wird die Scherben zu bezahlen haben". Münnichs Behauptung dünkte ihm um so wahrscheinlicher, als er von Anfang gegen den neidischen Nachbarn, der falsches Spiel nach beiden Seiten treibe, den stärksten Verdacht gehabt hatte. Auch war noch vor kurzem seinen beiden Vertretern in Dresden auf die Aufforderung, im Bunde mit Preußen Böhmen und Oberschlesien zu erobern, auf das Angebot, vom Niederschlesischen das Herzogtum Sagan an Sachsen zu überlassen, ausweichend geantwortet worden.

Was der König, wenn das „detestable Projekt, so der sächsische Hof geschmiedet", feste Gestalt annahm, gegen Sachsen beabsichtigte, lassen seine Briefe an den Fürsten von Dessau ersehen, welchen er in seine strategischen Pläne, den Angriff von vier Seiten her abzuwehren, einweihte. Ostpreußen war mit den zwei Dragoner- und zwei Husarenregimentern, die dort nur noch waren, nicht zu verteidigen; Friedrich gedachte darum, die Provinz den Russen ohne weiteres zu opfern und sich für den Verlust durch die Besetzung von Sachsen schadlos zu halten. Das sächsische Heer auf den ersten Wink außer Kampf zu setzen, ehe die Hannoveraner ins Feld rücken könnten, sollte die Aufgabe des alten Fürsten und der seiner Führung anvertrauten, augenblicklich in der Versammlung begriffenen Reservearmee sein. Die schlesische Armee würde an Ort und Stelle zu bleiben haben, um mit den letzten festen Plätzen im Lande fertig zu werden und den Oesterreichern, sobald sie aus ihren Bergen hervorkommen würden, auf

den Leib zu gehen und sie zu schlagen. Sollten sie nicht nach Schlesien kommen, was im Falle des soeben von Valory mit größter Bestimmtheit verheißenen Eintrittes der Baiern, Franzosen und Spanier in den Krieg nicht unmöglich war, so genügte in Schlesien eine defensive Aufstellung. In diesem Falle nicht minder, als nach dem Gewinn einer Schlacht in Schlesien, beabsichtigte der König, über das Gebirge in Böhmen einzudringen und den Baiern die Hand zu reichen, um den Oesterreichern dort „desto geschwinder das Garaus zu machen", und sich endlich mit dem Heere des Dessauers zu vereinigen, zum Vormarsch dahin, „wo es die Not erfordert," d. h. den Russen entgegen.

Ein in großen genialen Zügen hingeworfener Plan, voll feurigen Mutes und kalter Entschlossenheit, der wohl ermessen ließ, daß dieser junge Kriegsmann dereinst mit seinen größeren Zwecken zu wachsen wissen werde.

Seine Minister, die der König um ihre Meinung wegen dieser „Teufelei" gefragt hatte, Podewils und der ihm vor kurzem an die Seite gestellte frühere Gesandte in Wien, Kaspar Wilhelm von Borcke, empfahlen ihm eine Reihe von Maßregeln zur Beschwörung des Sturmes: für Petersburg nachdrückliche und ernste Vorstellungen, auch Versuche zu einer Einwirkung auf den „russischen Richelieu", Ostermann; für den Haag und für London den vertraulichen Hinweis auf die gefährliche Tragweite des in Anregung gebrachten Bündnisses gegen Preußen. Gegen den sächsischen Gesandten in Berlin werde eine deutliche Sprache am Platze sein, die ihn ersehen lasse, daß man alles wisse. Nur für den schlimmsten Fall aber wollten sie die Möglichkeit einer Vereinigung mit Frankreich, Baiern und Schweden offen gehalten wissen.

Den König von England zu gewinnen, in welchem ja weder sie noch ihr Gebieter den geistigen Vater des Teilungsplanes argwöhnten, gaben die preußischen Minister keineswegs auf, und König Friedrich war damit einverstanden, daß ihm, um ihn „von der Bande zu trennen", an Vorteilen für sein hannöverisches Kurland immer mehr geboten würde. Waren im vorigen Sommer die bergischen, die mecklenburgischen und die ostfriesischen Ansprüche Preußens als die drei Probiersteine der Freundschaft England-Hannovers für den neuen preußischen König bezeichnet worden, so hatte Friedrich den Verzicht auf Berg bereits im Dezember ausgesprochen, und während seines letzten Aufenthaltes in Berlin hatte er sich auch bereit erklärt, die acht mecklenburgischen Pfandämter dem Welfen als Lohn für die Begünstigung der Unternehmung auf Schlesien zu gönnen: jetzt (26. März) lobte er es, daß Podewils, einer ihm inzwischen bedingungsweise erteilten Ermächtigung gemäß, den Herrn von Schwicheldt, ein soeben in Berlin eingetroffenes Mitglied des hannöverischen Geheimratskollegiums, die Abtretung der Anwartschaft auf Ostfriesland hoffen ließ; obendrein aber wies man diesen Gesandten noch auf eine andere „Konvenienz", die Säkularisation des an die kurbraunschweigische Grafschaft Diepholz grenzenden Bistums Osnabrück.

Das Erscheinen Schwicheldts in Berlin war allerdings danach angethan, den ersten Schrecken einigermaßen zu beschwichtigen. Wir hören, daß Georg II. Ende Dezember seinem hannöverischen Ministerium die beabsichtigte Sendung eines Vertreters nach Berlin untersagt hat, da „bei der veränderten facies rerum

eines Zusammengehens mit dem preußischen Hofe nicht mehr zu gedenken sei"; wenn er nun am 16. Februar für Schwichelbt trotzdem den Befehl zur Abreise ausgefertigt hat, so beweist dies, daß die Gefahr in dem Augenblicke, da die Bedrohten die erste Warnung erhielten, ihren Höhepunkt bereits seit geraumer Zeit überschritten hatte. Wohl war Haß gegen den König von Preußen bei dem Oheim in England, wie sein britischer Staatssekretär Harrington es bezeugt, reichlich vorhanden, und nicht minder reichlich die cupido habendi, die bei ihm, wie sein hannöverischer Großvogt Münchhausen sich ausdrückt, „immer nur allzusehr hervorblickte". Aber die Aussicht auf „Niederwerfung Preußens" und auf „Conqueten von Preußen" verschwamm doch immer mehr. Harrington erklärte, bestimmte Nachrichten zu haben, daß Frankreich gegen den Wiener Hof losbrechen werde, und Münchhausen hatte in einer umständlichen Denkschrift vollen fünfzehn Gründen, welche für die preußische Allianz „militierten", nur neun entgegenzustellen, welche wiederum gegen die Allianz mit Preußen sprächen. Und so geschah es, daß Schwichelbt bei seiner Ankunft in Berlin mit Hinweis auf die großen Erwerbungen, die Preußen zu machen im Begriff sei, Herrn von Podewils den Wunsch ausdrückte, „daß man sie möchte mitessen lassen".

Und so geschah es auch, als am 10. April zu Dresden in den Gemächern des Paters Guarini Graf Brühl und die Vertreter Oesterreichs, Rußlands, Hollands und Englands, im ganzen sechs Diplomaten und der Beichtiger sich versammelten, um der Paraphierung des zunächst glücklich fertiggestellten sächsisch-österreichischen Bündnisvertrages beizuwohnen und die weitere Förderung des „importanten Werkes" zu verabreden — daß da Sir Thomas Villiers sich erhob und zur peinlichen Ueberraschung seiner Kollegen im Namen seines Gebieters, der das „große Konzert", der die Teilung Preußens angeregt hatte, erklärte: gewichtige Gründe, vor allem die bedrohliche Haltung Frankreichs, hätten den König bewogen, den dringenden Bitten des Königs von Preußen um Uebernahme der Vermittelung nachzugeben. Man werde also insgeheim einen doppelten Feldzugsplan entwerfen müssen, den einen für den Fall, daß Preußen mit zu dem „großen Konzert" trete, den andern für den Fall, daß dies nicht geschehe. Und indem nun weiter Rußland seinen Beitritt zu dem Bunde allzeit von dem der Seemächte abhängig gemacht hatte, so trennten sich die Diplomaten in der Empfindung, daß das große Konzert in der Geburt erstickt sei.

In den Nachmittagsstunden, da sie bei dem Jesuitenpater erst Glückwünsche und dann Streitreden ausgetauscht hatten, waren auf dem Mollwitzer Felde die eisernen Würfel gefallen.

Zweiter Abschnitt.

Mollwitz und das französische Bündnis.

Als der Feldmarschall Schwerin Ende Januar Jägerndorf und Troppau besetzte, befürwortete er bei dem Könige den Vormarsch nach Wien. Und dort war man nicht ohne Besorgnis. Aber Graf Neipperg, der noch, mit den militärischen Vorbereitungen für das Frühjahr beschäftigt, in der Hauptstadt weilte, erklärte, daß man dem König von Preußen nicht die Unklugheit zutrauen dürfe, in dieser Jahreszeit und ohne den Besitz eines festen Platzes durch Mähren vordringen zu wollen. Galt doch damals und noch mehr in der Folge den Fachmännern schon der Marsch bis an die Enden von Schlesien, den Festungen Glogau, Brieg und Neiße vorbei, für eine große Verwegenheit: „Eine Operationslinie von Krossen bis Troppau ohne alle Basis als offenes Land, Böhmen mit der feindlichen Armee in der rechten Flanke!“ — so hat nachmals ein Hauptvertreter der methodischen Kriegsführung entsetzt und mitleidig ausgerufen.

Zu den Bedenklichsten gehörte der alte Fürst von Dessau, mit dem der König, aus Berlin zum Heere zurückgekehrt, in einen regen Briefwechsel trat. Mit Schwerins Maßnahmen nicht völlig einverstanden, bat er den Fürsten, ihm über alles seine Meinung mitzuteilen, und zwar „dreiste“, ohne irgend etwas zu verschweigen. Der Fürst sah die erste große Gefahr in Glogau, die zweite in der Dünnheit der preußischen Postenkette. Schon war es den Oesterreichern gelungen, unvermerkt eine Verstärkung nach Neiße zu werfen, und das Gefecht bei Baumgarten lehrte, wie leicht einer stärkeren Abteilung ein Durchbruch sein mußte. So machte auch den König die Sorge um Glogau endlich ungeduldig.

Er hatte zu dem Befehlshaber der Belagerungstruppen, Prinzen Leopold Maximilian, dem Erstgeborenen des alten Dessauers, das beste Vertrauen; „wenn ich mehr solche Offiziers wie Sie hätte, wollte ich ruhig schlafen,“ so hatte er noch jüngst gesagt. Jetzt aber, seit Ende Februar, da der Gedanke an einen Entsatzversuch ihn immer mehr beunruhigte, schrieb er dem Erbprinzen Brief auf Brief, zu rascherem Handeln drängend. Zuletzt schickte er ihm am 6. März

den Oberstlieutenant von der Goltz mit dem Befehl, die Festung mit dem Degen in der Faust zu nehmen und nicht länger zu säumen, sonst werde sich der Prinz für alles Uebel, das da kommen könne, verantwortlich machen.

Nachts auf den 9. März, als es in der Stadt zwölf Uhr schlug, setzten sich die Sturmfertigen von drei Seiten her in Bewegung, überstiegen die Pallisaden, entwaffneten die feindlichen Wachen auf dem bedeckten Gange, durchschritten den Graben, erklommen trotz des glatten Eisbezuges die steilen Wälle. Der Erbprinz mit dem Markgrafen Karl, Goltz und einigen Grenadieren, war bei der von ihm geführten Angriffsschar zuerst auf der Kurtine. Kein Schuß ward abgegeben, bis die Spitzen der drei Sturmsäulen innerhalb der Mauern waren. Nach kurzem Widerstand, noch bevor die Mitternachtsstunde abgelaufen war, mußte am Markt die überrumpelte Hauptwache, mußte die ganze Besatzung das Gewehr strecken.

„Die meisten haben immer geglaubt," schrieb Goltz mit freudigem Stolz in seinem Berichte über das Geschehene, „daß wir unser ganzes Vertrauen auf das Feuer unserer Infanterie setzten; nach diesem Beweise werden sie finden, daß wir auch ohne Feuer, wenn's drauf ankommt, zu handeln verstehen; denn sicherlich sind nicht mehr als dreihundert Flintenschüsse abgegeben worden." — „Es leben unsere braven Soldaten!" jubelte der König, indem er an Podewils die erste kurze Botschaft sandte. Des Fürsten-Feldmarschalls Vaterstolze aber schmeichelte er mit dem aufrichtig gespendeten Lob: „Prinz Leopold hat wohl die schönste Aktion gethan, die in diesem Seculo geschehen ist;" er beglückwünschte den alten Herrn, „einen so braven Prinzen zu haben, von welchem es nicht fehlen kann, als daß solcher einer der berühmtesten Generale werden muß". Die vier Grenadiere endlich vom Regiment Glasenapp, die in der Dunkelheit von ihrer Compagnie abgeirrt mit herzhafter Geistesgegenwart zweiundfünfzig Oesterreicher zur Ergebung veranlaßt hatten, ließ er, als er ihr Bataillon zum erstenmal wiedersah, aus dem Gliede vortreten, sie zu beloben und zu beschenken.

In der Gewißheit, binnen acht Tagen die gesamten Belagerungstruppen an der Neiße zu haben, glaubte König Friedrich jetzt für alles gutsagen zu können. Auch erreichte eben jetzt ein neuer Nachschub von dreizehn Bataillonen und einundzwanzig Schwadronen die schlesischen Grenzen. Gleichwohl schien eine engere Zusammenziehung der Truppen nicht länger aufschiebbar.

Schwerin erhielt den Befehl, das Land Teschen aufzugeben und die Jablunkaschanzen schleifen zu lassen; bald ward ihm auch die Räumung von Troppau und Ratibor anbefohlen; bei Jägerndorf sollte er die Truppen sammeln, dann auf die Neiße zurückgehen und insonderheit den Paß von Zuckmantel in Obacht halten. Der Marschall machte Einwände; er erklärte, daß man den Feind zwischen Troppau und Jägerndorf empfangen müsse und bat um Verstärkungen. Der König entschloß sich, mit neun Bataillonen und acht Schwadronen in Person ihm zuzuziehen.

In Neustadt vollzog sich am 30. die Vereinigung, und in Jägerndorf, wohin beide gemeinsam marschierten, stellte sich am 2. April, dem Ostersonntag, heraus, daß Schwerin weder von der Stärke, noch von der Stellung, noch von den Absichten des Feindes drüben in Mähren ausreichend unterrichtet war.

Zu spät überzeugte sich Friedrich aus den Aussagen österreichischer Deserteure, daß er sich durch die Vertrauensseligkeit seines Marschalls zu einem schweren Fehler hatte verleiten lassen, den, wie er später gesagt hat, nur sein Mangel an Erfahrung entschuldigen mochte. Während Schwerin die Oesterreicher längs der ganzen schlesischen Grenze von Ungarn bis Böhmisch-Braunau zerstreut glaubte und im Besitz der großen Straße, die aus Mähren über Troppau und Jägerndorf nach Neiße führt, dem Feind die Eingangspforte Schlesiens allemal zu sperren sich getraute, marschierte Neipperg seit dem 29. März mit zwölf Bataillonen, neun deutschen Reiterregimentern und zwei Husarenregimentern auf dem von jenem für unpassierbar angesehenen Nebenwege an den Südwestabhängen des Glatzer Gebirgsplateaus über Freudenthal, Engelsberg, Würbenthal und Zuckmantel nach Neiße. Das kleine Corps bei Jägerndorf, und mit ihm der König und der Feldmarschall, war in größter Gefahr erdrückt zu werden, ohne Verbindung mit Niederschlesien, mit dem Waffenplatze Ohlau, mit den getrennten Abteilungen bei Grottkau und vor Brieg, bei Frankenstein und Schweidnitz.

Schon am 3. April abends stand Neipperg „nach völlig überwundener Beschwerlichkeit des Gebirges" zu Kunzendorf, eine halbe Stunde von Zuckmantel; er stand auf dem schlesischen Boden, dem er als Befreier kommen wollte. Ein erster schöner Erfolg, ganz danach angethan, die nach Maria Theresias eigenem Zeugnis allgemein herrschende Meinung zu bestätigen, daß man mit „den im Streit noch unerfahrenen Preußen" selbst in der Minderzahl gutes Spiel haben werde.

Am 5. April erreichte Neipperg Neiße und zog hier den aus dem Glatzischen herangerückten General Lentulus an sich. Seine weitere Absicht war, die getrennten preußischen Heeresteile rechts und links der Neiße mit seiner gesamten Reiterei einzeln zu überfallen, und so einen Feind, der nach den einlaufenden Nachrichten allerorten in der größten „Konfusion" sein sollte, gänzlich aufzureiben. Dann bestimmte ihn die unerwartete Meldung, daß bei Lassoth von größeren Massen ein Uebergang über die Neiße versucht werde, am 7. mit dem ganzen Heere den Fluß abwärts zu ziehen. Es gelang auch, den Brückenschlag zu verhindern; zugleich aber ging die Fühlung mit dem Feinde wieder verloren, so daß Neipperg am 8. aus Grottkau, wo am Morgen die kleine Besatzung aufgehoben worden war, nach Wien meldete, er habe sich, die Wahrheit zu bekennen, noch nicht entschieden, ob er mit seinem Heere nach rechts oder nach links gehen solle. Selbst am 9., als er halbwegs zwischen Grottkau und Ohlau seine Truppen in die Dörfer Bärzdorf, Laugwitz und Mollwitz einlagerte, war er noch der Meinung, zwischen zwei feindlichen Heereskörpern „in der Mitten" zu stehen; nicht nur an der Neiße zwischen Michelau und Löwen, auch bei Ohlau vermutete er größere Streitkräfte. Ja von seinem Generalfeldwachtmeister Lentulus wissen wir, daß man bis zum letzten Augenblicke nur 7—8000 Mann vor sich zu haben geglaubt hat. Fort und fort unschlüssig, wohin er sich zu wenden habe, hielt Neipperg es für das beste, auf die Initiative ganz zu verzichten und sein weiteres Vorrücken „nach dem feindlichen Mouvement und nach Bewandtnis des Terrains" zu regeln. So kühn und umsichtig er den Gebirgs-

übergang und den Flankenmarsch ausgeführt hatte, so unsicher wurde der Marschall, als es galt, den Vorteil, in den er sich gesetzt hatte, auszunutzen.

Thatsächlich lagen bei Ohlau nur vierzehn Schwadronen, und das preußische Heer war am 8. nach dem Uebergang über die Neiße den österreichischen Quartieren bereits bis auf fünf Viertelmeilen nahe gerückt. Binnen sechs Tagen hatte der König auf dem Marsch von Jägerndorf her zu den fünf Bataillonen, mit denen er am 2. April abgeschnitten und aufgehoben zu werden gefürchtet hatte, 26 Bataillone und 35 Schwadronen von allen Seiten her an sich gezogen. Nur jene Ohlauer Schwadronen fehlten ihm noch, und die etwa 5600 Mann, mit denen der von den Befehlen des Hauptquartiers nicht erreichte Herzog von Holstein bei Frankenstein stand. Ein schwerer strategischer Fehler war von dem jungen Heerführer durch einen meisterhaften Rückzug und durch eine mit bewunderungswerter Pünktlichkeit vollzogene Konzentration, soweit es noch möglich war, ausgeglichen. Den in und um Mollwitz versammelten 9000 Fußgängern und 6800 Pferden Neippergs konnten, wenn es zur Schlacht kam, über 22000 Mann, darunter allerdings nur 4680 Reiter, entgegengestellt werden.

Ueber die Bewegungen des Gegners besser unterrichtet, als dieser über die Vorgänge auf der preußischen Seite, beschloß der König auf die Nachricht, daß die Straße nach Ohlau besetzt sei, den sofortigen Angriff; denn dort war außer bedeutenden Vorräten der große für die Belagerung von Neiße bestimmte Artilleriepark gefährdet. In bewegten Briefen hat Friedrich am 8. von den Freunden daheim und von seinem Bruder, dem Prinzen Wilhelm, auf Leben und Sterben Abschied genommen; dem Thronfolger teilte er seinen letzten Willen mit und empfahl ihm „die, welche ich im Leben am meisten geliebt habe“: Keyserlingk, Jordan, Wartensleben und Hacke; dazu den Kämmerer Fredersdorf und den Kabinettssekretär Eichel. „Der morgige Tag muß über unser Schicksal entscheiden; wenn ich sterbe, so vergiß einen Bruder nicht, der Dich immer zärtlich geliebt hat.“

Das ungestüme, nasse Schneewetter am 9. April, in welchem er seine Infanterie nicht brauchen zu können fürchtete, bestimmte ihn, den Angriff für diesen Tag zu unterlassen und den durch die gewaltsamen Märsche stark ermüdeten Truppen in ihren engen Quartieren einen Ruhetag zu gönnen. Offenbar war er durch seine Kundschafter vergewissert, daß auch der Feind sich heute nicht rühren würde.

Am Morgen des 10. lag der Schnee zwei Fuß hoch, aber das Wetter hatte sich aufgeklärt und die Aprilsonne sandte bald heiße Strahlen herab. Früh um sieben Uhr waren die vier Kolonnen, in denen zur Schlacht ausmarschiert werden sollte, bei den nur durch die Landstraße getrennten Dörfern Pogarell und Alzenau versammelt; doch veranlaßte die Verspätung eines Dragonerregiments einen einstündigen Zeitverlust. Als man auf der Höhe vor den Dörfern Pampitz und Neudorf angelangt war, begann man die Linien zu bilden.

Kein Husar, kein Bauer trug dem Marschall Neipperg die Kunde von dem Nahen der Preußen zu; denn den Patrouillen verdeckte der Wald bei Pampitz den Anmarsch, und die Bevölkerung war in dieser Gegend durchweg, wie ein österreichischer Offizier schreibt, „evangelisch und folglich auch gut preußisch“.

Erst von zehn Uhr ab kamen dem Marschall die ersten Warnungen von dem Kommandanten aus Brieg, der von den Türmen aus die Umgegend überschauen ließ, und alsbald auch von den Feldwachen.

König Friedrich hat nachmals von dem Tage von Mollwitz gesagt: „Wir waren da, bevor irgend ein Feind erschien; Neippergs Truppen kantonierten in drei Dörfern, aber ich hatte nicht die Geistesgegenwart und die Geschicklichkeit, dies auszunützen. Was zu thun gewesen wäre, war dies: das Dorf Mollwitz zwischen zwei Infanteriekolonnen nehmen, es umwickeln und angreifen; gleichzeitig Entsendungen nach den beiden andern Dörfern machen, wo die österreichische Reiterei lag, Dragoner, um sie in Verwirrung zu bringen, Infanterie, um sie am Aufsitzen zu verhindern: ich bin überzeugt, ihr ganzes Heer wäre verloren gewesen."

Statt dessen stellte der König heute, denn keinem in seinem Heere fiel etwas anderes ein, sorgsam und ohne jede Ueberstürzung die übliche Schlachtordnung auf: zwei Treffen, das erste unter dem Marschall Schwerin, das zweite unter dem Erbprinzen von Dessau, in dem erforderlichen Abstande von dreihundert Schritten, welcher das erste dem Flintenfeuer des zweiten entzog; auf den Flügeln die Reiterei; die zur Rechten bei ihrer geringen Zahl durch die Einschiebung zweier Grenadierbataillone zwischen die Schwadronen verstärkt; die zur Linken durch den kleinen Laugwitzer Bach von dem Fußvolk getrennt. Die dem Heer vorangerittenen Husaren wurden, von ihrer Rekognoszierung zurückkehrend, zwischen die Treffen genommen; hier fanden auch einige Bataillone Platz, für die in der Vorderlinie der verfügbare Raum zwischen den Ortschaften Pampitz-Neudorf und Hermsdorf nicht ausreichen wollte. Links neben jedem Bataillon befanden sich je zwei Dreipfünder, während andere Geschütze, Dreipfünder und Sechspfünder, der Infanterielinie um einige hundert Schritt vorausfuhren und bald die Höhe der Bodenwelle hinter Pampitz erreichten, von wo das Dorf Mollwitz sichtbar wurde.

Um zwölf Uhr sandten diese Batterien, als die ihr zugeteilten Ingenieure die Distanz für geeignet erklärten, den den österreichischen Aufmarsch verhüllenden Husaren den ersten Gruß. Zahlreiche Pferde stürzten, links abschwenkend verschwand der Vortrab. Weiter zufahrend, gewahrten die Kanoniere den Reiterflügel des Generals von Römer, der sich vor dem Dorfe Mollwitz aufgestellt hatte; gegen halb zwei Uhr war man nahe genug, um auch diese Schwadronen mit den Geschützen bestreichen zu können. Die massenhaft einschlagenden Geschosse zerrissen die Schneedecke, daß der Boden schwarz hervorschien; die Oesterreicher wollen neunzig Kanonenschüsse in der Zeit eines Vaterunsers gezählt haben.

Die Artillerie des Gegners war noch nicht zur Stelle. Wohl aber war der linke Infanterieflügel bereits aufmarschiert, und von dem rechten ordnete sich wenigstens das erste Treffen. Der Feldmarschall Neipperg hatte den Generalen seit vierzehn Tagen fort und fort, wie er betont, seine Absicht mitgeteilt, den Feind nur mit der vollen Front und mit beiden Treffen zugleich anzugreifen. Indem er jetzt auf den rechten Flügel ritt, gab er dem Feldmarschallleutenant Römer nochmals den Befehl, sich durch das Geschützfeuer nicht beirren zu lassen und erst gleichzeitig mit der Infanterie loszubrechen. Aber immer scheuer wur-

den die Rosse, immer unruhiger und ungeduldiger die Reiter, sie murrten und fluchten, daß man sie ohne Gegenwehr zusammenschießen lasse. Bald war kein Haltens mehr, und diese gesamte Reitermasse, das erste Treffen wie das zweite, an die 36 Schwadronen, ging in vollem Rosselauf und mit verhängtem Zügel davon, nicht im Trab und in Linie, wie es der Dienst vorschrieb, sondern im Galopp nach Husarenart, so daß in einem Augenblick die sechs vorstürmenden Regimenter untereinander gemischt waren.

Eben machten bei den Preußen die vier Dragonerschwadronen des Grafen Schulenburg, die auf der äußersten Rechten hielten, eine Viertelschwenkung nach rechts, um eine Verlängerung der Schlachtlinie zu ermöglichen, da flutete die gewaltige Woge von drüben heran. Furchtbares Gebrüll der Angreifer durchdröhnt die Luft, ihre Pistolen knallen, dann sind sie selbst da, mit unwiderstehlicher Wucht anprallend, den ersten Säbelhieb haarscharf nach dem Kopfe des Pferdes führend, den zweiten, schon von hinten, nach dem mit seinem Tiere sinkenden Reiter. Vor der Ueberlegenheit dieser Fechtweise und vor der dreifachen Ueberzahl retten sich die zehn Schwadronen, die insgesamt hier nur zur Stelle sind, in wilder Flucht, die Leibkarabiniere und Gendarmen nicht anders als die zuerst umgeworfenen Dragoner; die einen sprengen, links ausweichend, vor der Infanterielinie entlang nach dem linken Flügel zu, die andern suchen Aufnahme zwischen den beiden Treffen, noch andere verlieren sich im offenen Felde. Die Sieger, deren tapferer Führer von einem fliehenden Dragoner erschossen wird, drängen auf die der Deckung beraubte Infanterie ein.

Hier aber bricht sich ihr Ungestüm an dem ersten Bataillon Garde, das sich seines Ehrenplatzes an der äußersten Rechten der Hauptfront in heldenmütiger Verteidigung würdig zeigt, an dem Kleistschen Regiment, das links neben der Garde steht, und an zweien der aus der ersten Linie zurückgezogenen Bataillone, die jetzt, hakenförmig sich hinausschiebend, die Oeffnung zwischen den beiden Treffen decken. Und schon erhalten die Angreifenden seitwärts und im Rücken ein empfindliches Feuer von den vorher zwischen die Schwadronen gestellten, jetzt auf sich selbst angewiesenen Grenadier-Bataillonen Bolstern und Winterfeldt, die inmitten des sie umwirbelnden Reiterkampfes unerschütterlich ihren Platz behauptet haben. Unterstützung durch das eigene Fußvolk bleibt aus; die Flut der Reiterangriffe staut sich zurück; nur ein kleinerer Trupp schiebt sich wirklich zwischen die beiden Treffen ein, um in dem leeren Zwischenfeld von den Bataillonen des zweiten Treffens mit einem Feuer begrüßt zu werden, aus dem „fast kein Gebein“ davon kommt. Die Masse aber dieser Reiter, und bei ihr der an des gefallenen Führers Stelle getretene General Lentulus, wendet sich rechts und jagt zwischen dem preußischen ersten Treffen und der vorgefahrenen Geschützlinie die ganze Front der Aufstellung entlang dem entgegengesetzten Flügel zu, auch sie von dem Lauffeuer des feindlichen Fußvolks begleitet. Aus den von der Bedienungsmannschaft verlassenen Batterien werden in der wilden Eile doch nur wenige Geschütze nach Mollwitz geschleppt; das Hauptziel des jeder Ordnung und jeder Leitung entbehrenden Rittes ist Pampitz, der Ort im Rücken der preußischen Schlachtordnung, wo die Bagage aufgefahren ist. Mit Umgehung der linken Flanke des Feindes denken die Reiter

sich dem Dorfe zu nähern, da schwindet den Rossen in dem weichen Grund, wo der Laugwitzer und der Konradswaldauer Bach zusammenfließen, der Boden unter den Hufen. Mit harter Not setzt Oberst Desfours samt einigen wenigen Pferden durch, der nachdrängende Schwarm aber reitet sich fest, die Schwadronen, die Regimenter werden vollends auseinander gerissen, der neue Befehlshaber ist während des Rittes längs der feindlichen Front verwundet, und ziemlich aussichtslos bemüht sich General Berlichingen, der Führer des rechten Reiterflügels, die verirrte Schar der Gäste von drüben, die ihm ins Gehege gekommen sind, einigermaßen zu ordnen; für das Gefecht kommen diese sechs verlaufenen, erschöpften, aufgelösten Reiterregimenter, nachdem sie die Schlacht so glänzend eröffnet haben, als taktische Verbände nicht mehr in Betracht.

König Friedrich war, als vorhin seine Karabiniere und Dragoner vor ihren Angreifern flohen, in den Knäuel verstrickt und mitfortgerissen und erst am äußersten linken Flügel bei dem Grenadierbataillon Buddenbrock in den Raum zwischen den beiden Treffen aufgenommen worden. Auf die gefährdete Rechte zurückreitend, fand er dort die feindliche Reiterflut bereits abgebraust. Man konnte daran denken, die vier noch ungebrochenen Schwadronen des Schulenburgschen Regimentes, die hier das zweite Treffen bildeten, mit einigen durch den König gesammelten Flüchtlingen zu einem Angriffsstoß gegen den von Reiterei augenblicklich ganz entblößten linken Flügel des Feindes vorzuschicken. Der Erbprinz von Dessau ließ die Offiziere dieser Schwadronen streng an, und Graf Schulenburg, bei dem ersten Angriff durch einen klaffenden Säbelhieb hart unter dem Auge schwer verletzt, setzte sich notdürftig verbunden an die Spitze der vierten Schwadron, die Verzweiflung im Herzen, entschlossen die Schande nicht zu überleben. In bester Ordnung, „wie an einer Schnur aufgezogen," ritten die Dragoner an; schon aber hatte gegenüber der Marschall Neipperg zwei- bis dreihundert versprengte Reiter verschiedener Regimenter gesammelt, die Trümmer der stolzen Römerschen Schar. Der Oberst eines dieser Regimenter, Graf Bentheim von Steinfurt, übernahm den Befehl und führte diesen Angriff aus dem Stegreife ebenso glänzend wie erfolgreich. Die preußischen Reiter, obgleich diesmal an Zahl überlegen, zerstoben nicht anders, als vor zwei Stunden bei dem ersten Zusammenstoß ihre Kameraden. Graf Schulenburg sank aus dem Sattel, jetzt zum Tode getroffen. Der Ansturm auf die Bataillone begann von neuem, ja widerstandslos ergossen sich die Wogen der Verfolgung bis in den Rücken der preußischen Schlachtordnung. Aber kalten Blutes ließ der Erbprinz Leopold sein zweites Treffen kehrt machen und das dritte, nunmehr vorderste Glied, die Bajonette vorstrecken; das Feuer dieser Unerschrockenen nötigte die Reiter sich in Unordnung zurückzuziehen. Der Nachstoß ihrer Infanterie, der dem Angriff seine entscheidende Wirkung hätte geben müssen, blieb auch diesmal aus, denn das Regiment Franz-Lothringen, das Neipperg zur Ueberflügelung der preußischen Linie bestimmt hatte, war, als die Windsbraut des Reiterangriffs schnell aus dem Gesichtskreis entschwand, „nicht einen Schritt vorwärts zu bringen".

Immerhin gestaltete sich um diese Zeit das Schlachtbild für die Preußen überaus bedenklich, denn schon hatte auch gegen ihre anfänglich unbelästigte Linke der Kavallerieangriff eingesetzt. Durch ihnen schräg entgegengesandte Kugeln

aus den Bataillonsgeschützen, bald auch durch das Pelotonfeuer der die Flanke schließenden, in ihrer Aufstellung an dem Laugwitzer Wasser gut gedeckten Grenadiere sahen sich die Reiter des Generals Berlichingen eine Weile aufgehalten, warfen dann aber schnell die auf sie anreitenden preußischen Kürassiere. An der Ausnützung des Erfolges hinderte wieder das Flankenfeuer der Infanterie. Dagegen gelang es einem der Obersten Berlichingens, dem Freiherrn von Pretlack, mit vier Schwadronen von den Dragonerregimentern Liechtenstein und Alt-Württemberg etwa im Mittelpunkt des ersten Treffens bei dem Bataillon Kalckstein die Linie zu durchbrechen; doch rühmten sich die märkischen Musketiere nachher, die Eindringlinge durch ihr Kreuzfeuer und mit ihren Bajonetten also von den Pferden heruntergeholt zu haben, daß von den vier Schwadronen kaum elf Mann entkommen seien. An einer andern Stelle, an der linken Ecke des zweiten Treffens, wehrte Major von Zieten, der ihm in der Schlachtdisposition erteilten Aufgabe gemäß, heransprengenden Reitern, wie es scheint den äußersten Ausläufern des Bentheimschen Angriffsgeschwaders, mit seinen Husaren das Eindringen in die preußische Aufstellung.

Gleichwohl, was kaum als denkbar gegolten hatte, „daß etwas vom Feind in die Linie bräche,“ es war jetzt an mehreren Stellen und zwar auf beiden Flügeln geschehen. Dies, und das Erscheinen von feindlichen Reiterhaufen, kämpfenden und plündernden, hinter der Schlachtordnung, im Rücken des zweiten Treffens und zu Pampitz bei der Bagage, bestimmte den König, den Lieutenant von Bornstedt mit der Meldung, daß die Schlacht verloren sei, an den Fürsten von Anhalt abzufertigen; sonst, meinte er, „möchte es zu spät geworden sein und man nicht einmal Einen mehr durchgebracht haben“. Der Feldmarschall Schwerin teilte des Königs Besorgnis. Es war ihm nicht entgangen, daß die Bataillone des Vordertreffens durch die den eingedrungenen Römerschen Reitern geltenden Schüsse ihrer Hintermänner vom zweiten Treffen in große Unruhe gerieten, und mit vollem Recht betrachtete er dieses Feuern als eine große Ungehörigkeit. Auch war es durchaus gegen die Absicht des hier kommandierenden Erbprinzen geschehen, daß der nur den sicher eingeschossenen Schützen der Compagnien erteilte Befehl, auf die feindlichen Reiter anzulegen, die ganze Linie von rechts nach links unwillkürlich zu einem Salvenfeuer hingerissen hatte. War das nicht ein beunruhigendes Zeichen erschütterter Disziplin, beginnender Auflösung auch bei dem Fußvolk, von dem allein noch der Sieg erwartet werden konnte? Und daß Schwerin seinen jungen Gebieter gleich zu Beginn des Kampfes in dem Wirbel der flüchtenden Reiter erblickt hatte, gab seiner Sorge noch eine andere Richtung: durfte er den Höchstkommandierenden, das Staatsoberhaupt, im Handgemenge, an einem falschen Platze, Leben und Freiheit auf das Spiel setzen lassen? Er beschwor den König, das Schlachtfeld zu verlassen; andere Generale sollen schon vorher den gleichen Rat erteilt haben, Prinz Leopold und die Adjutanten von der Goltz und Graf Hacke. Wie Friedrich von Möllendorf, der als des Königs Page zugegen war, nachmals bezeugt hat, machte Schwerin geltend, daß der von ihm kommandierte Flügel dem stark erschütterten rechten noch Luft machen könne, daß es aber für den schlimmsten Fall wünschenswert erscheine, daß der König

in Person die noch verfügbaren, zu Ohlau und Strehlen zu suchenden Truppenteile herbeihole. Der König scheint den Eindruck bekommen zu haben, daß auch Schwerin die Schlacht ganz verloren gebe: „Die Krisis war so heftig," erzählt er später in seinen Denkwürdigkeiten, „daß alte Offiziere für die Dinge keine Rettung mehr sahen und den Augenblick erwarteten, wo dieses Corps ohne Munition sein und sich zur Uebergabe genötigt sehen würde; aber dem ward nicht also, und das mag den jungen Kriegern eine Lehre sein, nicht zu schnell zu verzweifeln."

Es war um vier Uhr, daß der König das Heer verließ. Was zunächst geschah, erzählt uns eine aus Schwerins Umgebung stammende Ueberlieferung: Der Feldmarschall habe sofort den Major von Lepell, seinen zweiten Adjutanten, zu dem Erbprinzen Leopold geschickt, mit der Ausrichtung, so mißlich die Sache bis jetzt aussehe, so hoffe er doch zuversichtlich, durch die Standhaftigkeit und den Mut der Infanterie zu siegen. Das würde aber unmöglich sein, wenn das erste Treffen noch ferner besorgen müßte, von dem zweiten im Rücken beschossen zu werden. Er müsse also Seine Durchlaucht bitten und befehlen, Ordnung zu halten und nicht zu vergessen, daß Sie über alles dieses dem König Rechenschaft zu geben schuldig sein würden. Der Prinz habe zurücksagen lassen, daß er wegen dessen, was bisher geschehen und noch künftig geschehen würde, niemanden wie den König als seinen Richter anzusehen nötig habe, daß er den Feldmarschall zu glauben bitte, wie er alles thun werde, was die Ehre des Dienstes und die Würde seines Hauses ihm zur Pflicht mache, ohne daß es nötig wäre, hierüber mit Erinnerungen beehrt zu werden; er sei von dem Mute des Feldmarschalls überzeugt und wünsche ihm zu seiner Hoffnung im voraus Glück. Eine gereizte Antwort, wie sie der Sohn des alten Dessauers dem Rivalen des Vaters gegenüber als durch die „Würde des Hauses" geboten erachten mochte.

Dann sprengte der Feldmarschall mit dem General von der Marwitz vor den rechten Flügel des ersten Treffens, rief den Leuten laut zu, daß sich der König wohl befinde, daß keine Bataille bloß durch die Kavallerie gewonnen oder verloren werde, daß dies von der Infanterie geschehen müsse, daß er von ihr und ihrem Mute alles erwarte, daß er hoffe, sie werde ihn nicht verlassen. Zu der Fahne des ersten Bataillons Garde reitend befahl er für die Bataillone des rechten Flügels, das Spiel zu rühren und auf den Feind anzurücken.

Noch waren die beiden sich gegenüberstehenden Infanterielinien nicht in den wechselseitigen Schußbereich ihrer Musketen, nicht auf zweihundert Schritt aneinander gekommen. Denn die Preußen hatten sich bisher der Reiterangriffe zu erwehren gehabt; die Seinen aber hatte Neipperg keinen Schritt vorwärts gebracht, zugleich aber nicht hindern können, ihre Patronen schon auf tausend Schritt in der Aufregung zu verschwenden. Sobald nunmehr zu den Vollkugeln und Kartätschen der Artillerie das Kleingewehr mit seiner ungeahnten Schnelligkeit und Stetigkeit auf sie zu wirken begann, war es um die Haltung dieser österreichischen Infanterie vollends geschehen. Nur einigen wenigen Regimentern stellte Neipperg nach der Schlacht das Zeugnis aus, daß sie wenigstens „Contenance" gehalten, wenn sie auch in Bezug auf das Vorrücken es wie alle

anderen gemacht hätten. Mochten immerhin, als der Feind seine Salven zu schicken anfing, die beiden, jedes Regiment rechts und links einfassenden Grenadiercompagnien zur Markierung der beim Feuern einzuhaltenden Linie ihre fünfzig Schritte vorlaufen und hinter ihren Tornistern auf den Boden gestreckt ihr Gewehr lösen: die ungeübten und pulverscheuen Rekruten, welche die Masse der Bataillone ausmachten, folgten dem Beispiele nicht, sondern versteckten sich, soweit sie nicht gar nach Mollwitz zurückliefen, einer hinter dem andern. Bald kamen die Bataillone — einer Herde Schafe gleich, wie Neipperg wetterte — aus der viergliedrigen Aufstellung dreißig und vierzig Mann hoch zu stehen, so daß man „mit ganzen Kavallerieregimentern hätte dazwischen rücken können"; von drüben gewahrten die immer näherkommenden Preußen bei dieser zum Kreisel gewordenen Infanterie auf einem Haufen zwanzig Fahnen. Das Regiment Franz-Lothringen, mit dem der Feldmarschall in die preußische Flanke hatte brechen wollen, gab das Zeichen zur Flucht, und schon ging auch ein Regiment aus dem zweiten Treffen, wie der Bericht eines österreichischen Offiziers ingrimmig sagt, „zum Teufel".

Neipperg suchte sich zu helfen, indem er Bataillone und Schwadronen aus seinem bisher noch nicht bedrohten rechten Flügel heranzog; aber selbst die Reiter versagten jetzt überall den erneuten Angriff und setzten sich hinter die Infanterielinie, so sehr sie auch General Berlichingen durch eigenes Beispiel anzufeuern suchte: sein Pferd bis auf zwanzig Schritt an den Feind heranspornend, mahnte er und drohte, spaltete in wahrer Berserkerwut zweien seiner Leute, die umkehrten, den Kopf und hieb mehrere andere vom Pferde.

Es entging dem Grafen Schwerin nicht, daß der Gegner den Widerstand seines linken Flügels nur noch durch die Entblößung des rechten ermöglichte. So schickte er denn zu dem Markgrafen Karl, der die erste Brigade des linken Flügels führte, und befahl diesem ganzen Flügel, in Eilschritt dem Feinde zu Leibe zu gehen; die Bataillone des zweiten Treffens schoben sich in die Vorderlinie ein.

Diese Bewegung entschied den Sieg. Die frischen Bataillone, bei denen der Mann bisher kaum mehr als fünf Patronen verschossen hatte, fanden keinen Widerstand vor sich; dem schon hartbedrängten Feinde entsank der letzte Mut, als er die preußische Linie sich plötzlich fast um die Hälfte verlängern sah, eine gerade Schnur, die ganze Front „wie von einer einzigen Triebkraft bewegt", ein Bataillon dicht an das andere geschlossen, das Gewehr in der Abendsonne funkelnd. Ein schauerlich schöner Anblick, von dem einer der österreichischen Offiziere bewundernd gesagt hat, daß er sein Lebtage nichts Superberes gesehen habe.

Schon um fünf Uhr hatte Schwerin den Ingenieurlieutenant Rausch von Traubenthal dem Könige nachgesandt mit der Botschaft, daß er mit Gottes Hülfe die Schlacht zu gewinnen hoffe. Den Rückzug, den Neipperg nun antrat, deckte Berlichingen mit seinen Reitern. Die Absicht des Marschalls, hinter Mollwitz sich von neuem zu setzen, war mit den entmutigten Truppen nicht durchführbar; er überzeugte sich, daß einzelne Bataillone augenblicklich nur vierzig bis sechzig Mann hatten. So wurde Grottkau als Marschziel gewiesen. Bei dem Dorfe Hünern ging Berlichingen gegen die Verfolgenden noch einmal zum

Angriff über. Als hinter Hünern bei dem Uebergang über das Laugwitzer Wasser in der Dunkelheit der Zug der Munitionskarren stockte, geriet Neipperg, der Ordnung schaffen wollte, in Gefahr von preußischen Husaren gefangen zu werden.

Eine nachdrücklichere Verfolgung hätte dem geschlagenen Heere schwere Verluste beizubringen vermocht; aber die während des ganzen Tages sehnsüchtig erwarteten vierzehn Schwadronen aus Ohlau trafen, von den österreichischen Husaren aufgehalten, allzuspät, erst nach dem Abzuge des Feindes aus Hünern, auf dem Schlachtfelde ein, so daß sie den Feind nicht mehr einholen konnten. Der anderen Kavallerie dagegen, die der Gegner im Kampfe so unsanft angefaßt hatte, war der Mut in dem Grade entsunken, daß sie noch lange Zeit nachher „bei der geringfügigsten Entsendung zur Schlachtbank geschickt zu werden meinte".

Der Gesamtverlust der Sieger an Toten, Verwundeten und Vermißten kam dem der Geschlagenen mindestens gleich: jeder Teil hatte über 4500 Mann verloren. Unter den Verwundeten befand sich Schwerin; der siegreiche Feldherr übergab noch am Abend des Schlachttags das Kommando dem Erbprinzen von Dessau.

Der König war, von Schwerins Sendboten nicht erreicht, über Löwen bis Oppeln geritten, mehr als fünf Meilen. Dort aber empfingen ihn aus dem Thore in der Dunkelheit Schüsse; denn soeben war von Troppau her der Vortrab des Baranyaischen Husarencorps unter Führung des Lieutenants Paul Werner eingerückt. Die Husaren brachen heraus, ein großer Teil des bewaffneten und unbewaffneten Gefolges wurde gefangen, den König selbst rettete die Schnelligkeit seines Pferdes. Er irrte nach Löwen zurück und fand dort um zwei Uhr in der Nacht den Lieutenant von Bülow mit einer Botschaft des Erbprinzen. Er vernahm, daß er vor seinem Siege geflohen war. Nach kurzer Rast eilte er auf die von den preußischen Waffen behauptete Walstatt. „In zwei Tagen habe weder geschlafen noch gegessen" — damit schließt er am 11. April den Bericht über die Schlacht an den alten Fürsten Leopold.

Verdruß, Bitterkeit, Beschämung, alle anderen Empfindungen überwog doch nach den furchtbaren Aufregungen und Anstrengungen der letzten acht Tage die helle Freude. Auch brauchte der König vor den Truppen, die ihn im Schlachtgewühl gesehen hatten, den Blick nicht zu senken. „Se. Königl. Majestät," so heißt es in dem Feldbriefe eines preußischen Hauptmanns, „haben Sich bei Kommandierung des rechten Flügels dergestalt exponieret, daß jedermann in den größten Aengsten Ihrethalben gestanden. Unsere vorher gemachte Disposition war gewiß magnifique, und sagen die ältesten Offiziers, daß sie einmalen nichts Schöneres gesehen. Se. Königl. Majestät haben das meiste selbst disponiert, und die Exekution derselben von unsern Leuten war vortrefflich." Wer die Schuld an der gefährlichen Wendung während des ersten Schlachtabschnittes trug, darüber konnte kein Zweifel bestehen. „Unsere Infanterie seind lauter Cäsars und die Offiziers davon lauter Helden; aber die Kavallerie ist nicht wert, daß sie der Teufel holt" — diese Beurteilung der beiden Waffen aus dem Munde des Königs rief bei niemand Widerspruch hervor. Das Schulenburgsche Regiment, so hören wir aus dem Lager, „wird sehr verachtet und gehaßt, weil es sich so

schlecht gehalten; die Officiers, so ihr devoir dabei gethan, grämen sich sehr darüber."

Auch die Geschlagenen sprachen geringschätzig von den preußischen Reitern, die zwar die schönsten Bewegungen der Welt zu machen verstünden, traversierten wie auf der Reitschule, einmal durchbrochen sich schnell wieder ralliierten, die aber schlecht zu Pferde säßen und nicht gelernt hätten sich des Säbels gut zu bedienen, und die, was ihr Hauptfehler sei, auf der Stelle, nicht im Anlauf kämpfen wollten. Doch auch über das Fußvolk, das sie besiegt hatte, fällten die Oesterreicher kein unbedingt anerkennendes Urteil. Sie fanden, daß es mehr Schulung als Tapferkeit und Entschlossenheit bewährt habe: gewiß sei, daß ihre eigene Infanterie hätte vernichtet werden müssen, wenn die preußische sich entschließen konnte, heute rascher vorzurücken, als es ihr auf dem Exerzierplatze angewöhnt sei, und Mann gegen Mann die Gegenlinie anzugreifen. Eine Auffassung, der sich Graf Khevenhüller in Wien, der Hofkriegsratspräsident, auf Grund der eingelaufenen Berichte durchaus anschloß: „Ich sehe aus dieser Aktion," so schloß er in einem eigenhändigen Briefe an Neipperg seine ziemlich scharfe Kritik der Schlacht, „daß die Preußen nichts verstehen als gute Kontenanz zu halten, sehr gut zu schießen und sich zu verteidigen, daß sie aber nicht manövrieren können." „Und das war," setzte er für Neipperg hinzu, „Ihr Glück, denn sonst würden Sie vollständig vernichtet sein."

Vielleicht daß Khevenhüller, welchem Neipperg für den Oberbefehl über das schlesische Heer vorgezogen war, in der Schärfe seiner Kritik den Nebenbuhler die Zurücksetzung etwas entgelten lassen wollte; genug, er enthielt dem geschlagenen Feldherrn seine Meinung in keinem Punkte vor. Neippergs Versuch, alle Schuld auf den übereilten Angriff Römers zu schieben, erledigte er durch die dem gefallenen Helden und seinen Braven gezollte warme Anerkennung, daß diese Reiterei unter Römers Führung in wahrem Sinne ihre Pflicht gethan und ihr Manöver gut gemacht habe, daß aber allerdings ohne Unterstützung durch Infanterie ein solches Manöver gefährlich werde; daß es gegen die Natur sei, von einer Kavallerie eine gleiche Attacke zum zweitenmale zu verlangen, da einfach schon die Pferde dazu nicht imstande seien. Die ganze Schlacht, die Annahme des Kampfes, bezeichnete der Hofkriegsratspräsident als überhaupt nicht zweckentsprechend, und zwar weder in politischer Hinsicht, da es bei der Hoffnung auf Diversionen verbündeter Mächte gegolten hätte Zeit zu gewinnen, noch in militärischer, da der eigentliche Zweck einer Schlacht, die Erzielung eines durchschlagenden Erfolges, in diesem Falle bei den unzulänglichen Streitkräften, mit wenigen, schlecht einexerzierten Leuten, mit einem Häuflein Bauern ohne theoretische und praktische Ausbildung, nie zu erreichen gewesen sei. Er erinnerte endlich wenig schmeichelhaft an das Wort des alten Marschalls Starhemberg: Man muß den Krieg mit dem Kopfe führen, und nicht allein mit den Armen.

Weniger hart, gerechter, urteilten die Königin und ihr Gemahl, der Großherzog Franz, dessen Regiment sich in der Schlacht so besonders schlecht gehalten hatte. Ehrlich und hochherzig bürdeten beide dem Marschall eine Verantwortung für den Ausgang einer Schlacht nicht auf, zu der sie selbst am ungeduldigsten gedrängt hatten. „Sie sind," schrieb ihm Franz tröstend, „nicht der erste Offizier, dem solch ein Zufall begegnet, und werden, wie ich hoffe, nicht der letzte sein,

der trachten wird, Vergeltung zu nehmen. Wir wollen denken, daß wir erst anfangen und daß noch nichts vorgefallen sei."

Neipperg hatte, ob immer geschlagen, durch seinen kühnen Zug über das Gebirge in den Rücken der gegnerischen Aufstellung der Sache Maria Theresias einen guten Dienst geleistet; denn er hatte den Gegner genötigt, Oberschlesien bis zur Neiße aufzugeben, und dieser Gewinn wurde durch die verlorene Schlacht nicht aufgehoben. Er vermochte jetzt zwar nicht Brieg zu entsetzen, wohl aber die Belagerung von Neiße zu verhindern, so daß Khevenhüller nicht recht behielt mit seiner übellaunigen Weissagung: „Allem Anschein nach wird der König von Preußen Sie zu Neiße nicht bleiben lassen." Khevenhüllers Ratschlag, Schlesien zu räumen und das Heer in Böhmen aufzustellen, ward verworfen; nur darin war jedermann mit ihm einverstanden, daß man sich auf den kleinen Krieg beschränken müsse und nicht beanspruchen dürfe, Schlachten zu gewinnen. Denn thatsächlich hatte Neipperg nach dem Tage von Mollwitz nicht mehr als 11000 Mann regulärer Truppen zur Verfügung; eine Verstärkung durch 10—12000 Mann guter Infanterie bezeichnete er als unerläßlich, bevor er wieder an den Feind gehen könne. Ausdrücklich setzte er hinzu, daß es fremde Völker, Hülfstruppen von einer verbündeten Macht sein müßten, da auf die gesamte in Ungarn befindliche Infanterie, diese jungen Rekruten und unerfahrenen Offiziere, nicht viel zu geben sei.

Und somit ward alles Heil wieder von Verhandlungen, wieder von Allianzen erwartet: „Wir allein werden diese Sache nicht zu Ende bringen," seufzte Khevenhüller. Neipperg aber gewahrte zu seinem Schrecken, daß Breslau „zu einem zweiten Kongreß von Soissons" zu werden scheine; denn aus aller Herren Länder strömten die Diplomaten im preußischen Hauptquartier zusammen, den Sieger von Mollwitz umwerbend.

„Jeder sucht seinen Topf mit an das Feuer zu stellen," meinte Podewils, der unmittelbar nach der Schlacht mit mehreren Beamten seines Ministeriums nach Breslau übersiedelte. Zu Podewils' größter Freude bestärkte der Ausgang der Schlacht den König in dem Entschluß, den er schon in den letzten Tagen des März, auf die Nachricht von dem Einlenken des britischen Hofes, gefaßt hatte. Friedrich eröffnete am 12. April dem Minister seine Absicht, die Fortsetzung der Verhandlung mit Frankreich von dem Ergebnis der von England jetzt angebotenen Vermittelung abhängen zu lassen.

Nun aber ließ für die Franzosen die gewonnene Schlacht, diese Kraftprobe der preußischen Macht, den Wert einer vorlängst sehnlich begehrten Bundesgenossenschaft noch steigen. Der Eifer der Kriegspartei am Hofe zu Versailles erhielt neuen Antrieb. Ein großer Anlauf ward gerade jetzt genommen, dem Könige von Preußen die endgültige Zusage abzugewinnen.

Noch kannte Friedrich nicht ganz den inneren Zwiespalt dieses französischen Hofes, die Gegensätze, die dort seit Monaten miteinander rangen.

Der Kardinal Fleury zählte siebenundachtzig Jahre; seit vierzehn Jahren leitete er für den König, dessen Erzieher er einst als Bischof von Frejus gewesen

war, die Geschicke Frankreichs in der Stellung eines principal ministre d'État, die vor ihm nur Richelieu und Mazarin eingenommen hatten. Der dritte Kardinal-Minister durfte sich rühmen, das Werk seiner beiden großen Vorgänger glorreich gekrönt zu haben; denn dieses Lothringen, auf das jene beiden zuerst die Hand gelegt haben, das dann dem großen Ludwig wieder entwunden ward, es ist durch Fleury für Frankreich als anerkannter Besitz gewonnen worden. Aber noch in einem andern Bereiche hat die Weisheit Fleurys die Verluste der vorhergegangenen stürmischen Regierung auszugleichen verstanden. Der Kardinal ist der letzte Staatsmann gewesen, der in die Finanzen des alten Frankreichs noch einmal Ordnung zu bringen verstanden hat. Mit Fug durfte er glauben, durch zwei Verdienste so gewichtiger Art seinen Namen in den Jahrbüchern seines Vaterlandes verewigt zu haben; wozu sollte der Veteran hart an der Schwelle seines zehnten Jahrzehnts dem unsicheren Gewinn neuer Lorbeeren nachjagen? Sein einziger Ehrgeiz war noch, in dem Glanz seiner Erfolge und seiner Stellung beides, den Ruhm und die Allmacht, für den Spätabend seines Lebens zu behaupten. Die, durch welche er seinen Einfluß gefährdet glaubte, verfolgte der sonst so Sanfte mit einer Unnachsichtigkeit, die einen grausamen Zug hatte; so war vor drei Jahren Chauvelin, der Minister des Auswärtigen, lange Zeit Fleurys rechte Hand, vom Hofe verwiesen worden; so ward jetzt Pecquet, der erste der Räte im auswärtigen Amte, in das Gefängnis gesetzt, da der Kardinal seine Eitelkeit und Selbstüberschätzung lästig fand. Und wenn ein Verwandter Chauvelins dem Verbannten geschrieben hatte, daß der Alte bereits dahinsieche und seine Leichenfarbe mit Schminke zu verdecken sich bemühe, so ließ Fleury, wie behauptet wurde, bei erster Gelegenheit den Ungläubigen sich überzeugen, daß das Rot seiner Wangen noch echt sei und daß er seinen Neidern zum Trotz an das Sterben nicht denke.

„Der Kardinal liebet nichts als sich selbsten und seine Ruhe, welche er in der guten Union zwischen Kaiser und Frankreich um so mehr zu finden glaubt, als, solange diese andauert, so leichter Dinge keine Troubles in Europa zu besorgen sind, mithin er sich dabei lebenlang ein ruhiges Ministerium versprechen kann" — so urteilte 1738 nach seinen in Versailles gemachten Wahrnehmungen treffend der Vertreter des Hofes, dem aus der drei Jahre vorher erfolgten Annäherung zwischen Frankreich und Oesterreich der unmittelbarste Nachteil erwuchs, der bairische Gesandte Graf Törring. Wohl gab ihm Fleury zu, daß das französische Interesse mit dem bairischen sich decke, und König Ludwig selbst äußerte, der Baier sei der einzige Fürst im Reiche, der sich immer charakterfest bewährt habe. Aber der Endbescheid war damals doch gewesen, daß unter gegenwärtigen Umständen für Baiern nichts geschehen könne, und daß der Kurfürst warten möge „bis auf den Tag, wann sich zwei Augen schließen". Wenn Fleury, um seinen guten Willen zu zeigen, in einem Briefe an Kaiser Karl VI. ein Wort über die Wittelsbachischen Ansprüche auf die österreichische Erbschaft einfließen ließ, so schien das den mißtrauischen Baiern eher einer Warnung Oesterreichs vor drohender Gefahr, denn einer Verwendung gleichzukommen. Offenbar gefiel sich der alte Kardinal zwischen den beiden süddeutschen Nachbarn in der Rolle des Schiedsmannes, und ließ wohl den Grafen Törring und die Gesandten des Kaisers zu

der nämlichen Stunde in sein Arbeitszimmer eintreten, um beiden Teilen sorgfältig das gleiche Maß von Artigkeit zuzuwiegen, beiden die verbindliche, wohlwollende Miene, sein „Dienstagsgesicht“ zu zeigen, das allwöchentlich an dem offiziellen Empfangstage Gerechten und Ungerechten mit gleicher Milde entgegenlächelte.

Als nun die zwei Augen sich am 20. Oktober 1740 schlossen, hat Fleury sein Schaukelspiel fortgesetzt, solange es nur anging.

Der König von Preußen hat es einige Jahre später als den seit Richelieu beständig beobachteten Grundsatz der französischen Politik bezeichnet, immer Unterhandlungen im Gange zu halten, sei es für den Kriegsfall, sei es im Interesse des Friedens, um so stets etwas auf dem Tapet zu haben und sich die geeigneten Gelegenheiten nach Erfordernis der Umstände offen zu halten. Fleurys Politik in dem Winter nach des Kaisers Tode schien diesen Erfahrungssatz zu bestätigen.

„Ich hatte diese neue Vermehrung der Arbeitslast nicht von nöten und ich fürchte sehr, sie geht über meine Kräfte,“ so seufzte der Leiter der französischen Politik in einem Herzenserguß an den Kardinal Tencin, Frankreichs Vertreter in Rom, unmittelbar nachdem er die Todesnachricht aus Wien erhalten hatte. Wer vom Hofe kam, erzählte, daß die Minister nicht wüßten, wo ihnen der Kopf stünde, daß sie keinen Plan, ja auch nicht die Spur eines Planes hätten, daß sie über das große Ereignis nur zu jammern wüßten.

Dem Vertreter Baierns, jetzt dem Fürsten von Grimberghen, ließ Fleury am 3. November eine Denkschrift einhändigen, die bündig und unzweideutig die Unterstützung Frankreichs verhieß: der König werde seinen Verpflichtungen getreu nachkommen und insonderheit für die Wahl seines Verbündeten zum Kaiser alle Hebel in Bewegung setzen. Dem Fürsten Liechtenstein dagegen, dem österreichischen Botschafter, hatte er zwei Tage zuvor geschrieben: „Der König wird getreu alle Verpflichtungen erfüllen, die er gegen Ihren Hof hat, und Sie werden immer mehr die Aufrichtigkeit Seiner Majestät erkennen.“ Gegen Unbeteiligte ließ sich der Kardinal vernehmen, Frankreich sei in dem Frieden von 1738 der Pragmatischen Sanktion beigetreten, aber mit der Klausel: unbeschadet der Rechte dritter; er versicherte zugleich, Frankreich werde bei diesem Anlaß gänzlich uneigennützig handeln und zum Beweis dafür seine Streitmacht nicht um einen einzigen Soldaten vermehren.

Die bairischen Erbansprüche glaubten auf einem doppelten Rechtsboden gegründet zu sein. Der Kurfürst berief sich einmal auf den Ehevertrag, durch welchen Ferdinand I. 1546 bei der Vermählung seiner Tochter, der Erzherzogin Anna, mit dem bairischen Erbprinzen, Herzog Wilhelm, der Deszendenz dieses Paares die Erbfolge in den österreichischen Landen vorbehalten hatte für den Fall, daß der Mannesstamm des Erzhauses ausstürbe „und es zu Töchtern käme“; er glaubte weiter auch das Kodizill König Ferdinands von 1547 für sich anführen zu können. Freilich stellte sich in letzterer Beziehung zur schmerzlichen Enttäuschung des Kurfürsten jetzt heraus, daß die Abschrift des Testaments, welche man in München hatte, an der entscheidenden Stelle falsch lautete. Aus dem zu Wien aufbewahrten Original erhellte, wie sich der bairische Gesandte gleich nach Karls VI. Tode mit eigenen Augen überzeugte, daß König Ferdinand nicht, wie in der Münchener Abschrift stand, den männlichen, sondern insgesamt den ehe-

lichen Leibeserben seiner Söhne die Nachfolge vermacht hatte. Und zu der ehelichen Deszendenz Karls von Steiermark, des jüngsten Sohnes Ferdinands, gehörte Maria Theresia.

Fleury sprach nach der Feststellung dieses Sachverhaltes zu den Vertretern der Königin von Ungarn in einem Sinne, als sei die Frage jetzt erledigt. Er behauptete, den Kurfürsten oft genug gewarnt zu haben, sich durch unbegründete Ansprüche bloßzustellen. Und als Fürst Liechtenstein äußerte, daß der Kurfürst jetzt wahrscheinlich selbst deren Nichtigkeit eingesehen haben werde, antwortete jener: „Das glaube ich auch, und es ist recht so."

Daß Fleury in der That damals beabsichtigte, die bairischen Erbansprüche in ihrem ganzen Umfange preiszugeben, erhellt vor allem aus den Beteuerungen, die er durch den Kardinal Tencin an den neuerwählten Papst, an Benedikt XIV., gelangen ließ, indem er als Zeugnis der Geradheit und Friedensliebe des Königs von Frankreich seine dem Fürsten Liechtenstein gegebene Zusage anführt, die Pragmatische Sanktion vollinhaltlich aufrecht erhalten zu wollen.

Nur die Kaiserkrone hätte er gern dem Baiernfürsten zugewandt. Auf die Verhinderung der Wahl des Lothringers, nicht auf eine Schmälerung des österreichischen Hausbesitzes kam es ihm an; residierte zu Wien in der Hofburg nicht mehr der römische Kaiser, so hatte Frankreich der österreichischen Macht Abbruch genug gethan. Doch selbst in der Wahlfrage stimmte Fleury seine Hoffnungen bald sehr herab, wenn er am 2. Dezember an Tencin schrieb, daß die Mehrheit im Kurkollegium dem Großherzog von Toskana gewogen scheine und daß somit seine Wahl höchst wahrscheinlich, fast gewiß sei, das nachteiligste Ereignis, das sich für Frankreich denken lasse; die einzige Aussicht auf Rettung sei noch, wenn man den Kurfürsten von Baiern von der Unmöglichkeit seiner eigenen Wahl überzeugen und den Sachsen zur Annahme der Kandidatur bewegen könne. Frankreichs großer Mann war geneigt, die Partie aufzugeben und eine Gelegenheit unbenutzt zu lassen, wie sie günstiger nie sich in Deutschland der französischen Einmischungspolitik geboten hatte. Während der beiden letzten Wahltage, 1711 und 1690, hatte das ganze Reich gegen die Franzosen in den Waffen gestanden, und für die alten Wahlumtriebe von 1658 und 1519 war nicht der geringste Raum gewesen. Zur gegenwärtigen Stunde aber mußten die Ueberlieferungen Mazarins und des Königs Franz jedem ehrgeizigen Sohne Frankreichs mahnend und anfeuernd vor die Augen treten.

Und wie hätte es an diesem Hofe von Versailles, unter dieser erregbaren und kriegerischen Nation, an Ehrgeizigen und Unternehmenden fehlen sollen! Alles, was jung war und aufstrebte am Hofe und im Heere, forderte laut die Einmischung in die deutschen Angelegenheiten, die Wiederaufnahme der historischen und, so wurde es ja seit alters verkündet, legitimen Politik Frankreichs, die Erlösung aus der Unthätigkeit und Langeweile der schlaffen Friedenszeit. War doch der Krieg in Feindesland, der Eroberungskrieg, die „guerre de magnificence" seit unvordenklichen Zeiten das eigentliche Lebenselement der waffenfrohen adeligen Jugend des Königreichs. Es wird erzählt, daß König Ludwig XV., da man in seiner Gegenwart von dem Tode des Kaisers sprach, nach längerem Schweigen endlich mit gelangweilter Miene das Wort dazwischen geworfen habe: „Wir haben

nur eins zu thun, wir bleiben ruhig auf dem Berg Pagnote" — auf der weit vom Schuß gelegenen Warte der vorsichtigen Leute. Einer der Höflinge aber, der Marquis Souvré, soll lebhaft erwidert haben: „Eure Majestät wird da oben frieren, denn Ihre Vorfahren haben dort keine Hütten gebaut."

Der Mann, auf den die Hoffnungen der kriegerischen Jugend sich richteten, der einen Anhang hatte, groß genug, wie gesagt wurde, um eine neue Religionsgemeinschaft zu bilden, er durfte nach den Jahren dem jungen Geschlecht nicht mehr zugezählt werden; aber trotz seiner sechsundfünfzig war Graf Karl Ludwig August von Belle-Isle an Feuer und an Schwungkraft ein Jüngling wie der Jüngste. Es war ihm saurer geworden, als irgend einem unter allen den vornehmen Herren und Herrchen, die jetzt auf seinen Namen schworen, im Heere aufzusteigen und am Hofe eine Stellung zu gewinnen; gehörte er doch der Familie Fouquet an, auf die insgesamt Ludwig XIV. seinen Haß gegen den 1661 eingekerkerten Finanzminister, den Großvater Belle-Isles, ausdehnte. Selbst als persönliche Tapferkeit vor dem Feinde, eine lebensgefährliche Verwundung, dem Grafen Belle-Isle nach langer Zurücksetzung die Ernennung zum Brigadier eintrug, blieb ihm der Zutritt zum Hofe des alten Königs versagt. Erst mit 1715 erschloß sich ihm Versailles, aber nicht ohne daß sein Unstern und die Hofränke ihn in den nächsten Jahren einmal in die Bastille geführt hätten. Unter dem Ministerium Fleury ward dann sein Glück entschieden; in dem Rheinfeldzuge von 1734 kommandierte er an der Seite des Marschalls Berwick, und als dieser letzte von dem Heldengeschlechte der großen Zeiten Ludwigs XIV. fiel, da war Belle-Isle der Mann der Zukunft, die militärische Hoffnung Frankreichs.

Wie anders geartet war er, als die meisten seiner Landsleute! „Er ißt wenig, schläft wenig und denkt viel, alles Eigenschaften, die in Frankreich selten sind," so hieß es bei Hofe von Belle-Isle; der ernste Mann mit seiner hageren Gestalt übte auf den ersten Blick nicht den blendenden, bestechenden Zauber aus, den andere französische Seigneurs in ihr Auftreten zu legen wußten: Fremde, die an den Hof kamen, meinten gar, er entbehre des „air de qualité". Aber welche Fülle von Geist, welche glänzende Phantasie und welch glühender Ehrgeiz beseelten den unscheinbaren Mann! Im Bunde mit eiserner Energie und unermüdlicher Arbeitsamkeit schien diesem Geist und diesem Ehrgeiz die Erreichung jedes Zieles beschieden.

Das war der Gegner, welcher sich der Friedenspolitik seines bisherigen Gönners, des alten Kardinals, entgegenwarf. Belle-Isles Ernennung zum Botschafter für den Wahltag in Frankfurt wurde von seinen Anhängern mit Jubel begrüßt. Aber was frommte der feurigste Mut, wenn von oben her stumpfer Widerstand ihm entgegengesetzt wurde. „Der Kardinal erstrebt nichts, will nichts, denkt an nichts in der Welt und hütet sich vor allem, was ihm eine Ausgabe verursachen kann," so klagte Ende November ein Freund Belle-Isles, der Marquis d'Argenson.

Noch war nichts beschlossen, geschweige denn geschehen, als die Kunde von der Schilderhebung des Königs von Preußen kam. Das Schicksal schien der Kriegspartei die Hand reichen zu wollen; dem Kardinal wurde ihr Drängen unbequemer denn je.

Er empfand gegen den König von Preußen, den Fanfaron, wie er ihn nannte, eine lebhafte persönliche Abneigung und glaubte zu wissen, Friedrichs Lieblingsvorstellung sei, daß das übermächtige Frankreich niedergedrückt werden müsse: man darf vielleicht annehmen, daß das Manuskript der politischen Flugschrift, die der Kronprinz Friedrich 1738 gegen Frankreich hatte veröffentlichen wollen, durch Voltaire dem Kardinal zugänglich geworden ist. Im höchsten Grade beunruhigt durch die preußischen Rüstungen, hatte Fleury ein Einverständnis zwischen den Höfen von Berlin und Wien für sehr wahrscheinlich, nahezu für sicher gehalten. Von dieser Sorge wenigstens war er jetzt befreit.

Die Vorteile, die ein Zerwürfnis zwischen den beiden deutschen Mächten in sich schloß, sprangen in die Augen; daß diese Feindseligkeit genährt werden müsse, konnte einem Franzosen kaum zweifelhaft sein, und deshalb wußte Herr Vincent, der französische Geschäftsträger in Wien, während der Tage der Verhandlungen Gotters und Borckes auch ohne Weisungen aus Versailles gar wohl, was er zu thun hatte: er blies ins Feuer und schalt laut auf Preußen und erklärte, die Langmut nicht zu verstehen, mit der man die preußischen Unterhändler überhaupt noch anhöre und länger in Wien dulde. Andererseits aber galt es, diesen König von Preußen durch Zusage von Unterstützung in seinem Thun zu ermuntern, durch die Auferlegung von Verpflichtungen ihm die Umkehr unmöglich zu machen. Die große Denkschrift, in der Beauvau, aus Berlin zurückgekehrt, den Abschluß mit dem König von Preußen bei dem Kardinal befürwortete, gipfelt in den Sätzen: dieser Fürst ist nicht ein Mensch wie ein beliebiger anderer, wir werden ihn, wenn wir heute ihn uns entgehen lassen, nie wiederfinden. Preußen, die neugeborene Macht, ist imstande, das ganze alte System von Europa zu verwandeln; wir müssen sie gewinnen, weil wir sie nicht verlieren dürfen. Diese Macht, welche man noch in dem letzten Kriege fast für nichts achtete, würde unter ihrem neuen Herrscher, von den Gegnern Frankreichs gewonnen, die große europäische Koalition von ehedem in verhängnisvollster Weise verstärken. „Es ist unnütz sich zu schmeicheln: das Vertrauen Europas gilt nur dem Könige und Eurer Eminenz persönlich; Frankreich dagegen, Frankreich wird in alle Ewigkeit beargwohnt sein, das ist sein Schicksal: sein bloßer Name erregt die Gemüter, weckt die Haßempfindungen und läßt die Liguen wieder auferstehen." Preußen vermag uns zu helfen mit seinen Truppen und mit seiner Kurstimme, die bei der Kaiserwahl den Ausschlag geben dürfte; ohne Preußen bleiben wir mit unseren schwachen Bundesgenossen sitzen: mit Spanien, das an Menschen und Geld sich erschöpft hat, mit Baiern, Pfalz und Köln, die sich gegenseitig nicht helfen können, mit dem König von Sardinien, der vielleicht nicht einmal für uns ist oder für uns zu sein wagen wird.

Und nun that der König von Preußen selbst den ersten Schritt und erklärte dem Vertreter Frankreichs am Abend vor dem Aufbruch zum Heere die Stunde für gekommen, da Frankreich sagen müsse, ob es ihn haben wolle oder nicht. „Ja, ja, und zwar unverzüglich," schrieb der Kardinal zu des Gesandten Bericht überzeugt an den Rand.

Aber wie dachte sich der Kardinal dieses unverzüglich abzuschließende Bündnis und wie die künftige Politik Frankreichs? Belle-Isle legte sofort einen diplo-

matischen Feldzugsplan in dem großen Stile der Entwürfe Ludwigs XIV. vor: dem von Preußen begonnenen Kriege gegen Oesterreich den größten Nachdruck zu geben, müssen, zumal mit Rücksicht auf die Haltung Rußlands, Frankreichs Schützlinge in Osteuropa samt und sonders zu Diversionen veranlaßt werden: die Türken, der Tataren-Chan, die Polen, die Schweden, die ungarischen Protestanten. Wie hätte Fleury so großer Dinge sich vermessen sollen! Von Rüstungen, von Krieg vollends, wollte er noch immer nichts hören. Ließ er doch, um der Entscheidung aus dem Wege zu gehen, einen flehentlichen Brief des Kurfürsten von Baiern, der eben jetzt eintraf, über sechs Wochen unbeantwortet. Nach wie vor schien die Kaiserwahl der einzige Gegenstand seiner Aufmerksamkeit zu sein. Wegen der brandenburgischen Kurstimme vornehmlich wünschte er das preußische Bündnis: was den König von Preußen anbetreffe, äußerte er gegen zwei sächsische Gesandte, so müsse man seiner Meinung nach über die tollen Unternehmungen dieses Fürsten noch hinwegsehen: „aber wenn man erst einmal den Kaiser gemacht hat, so wird man Maßregeln ergreifen, um ihn in sein Schneckenhaus zurückkehren zu lassen und ihn niederzuhalten". Inzwischen ließ er demselben König von Preußen durch Valory versichern, daß Frankreich unendlichen Wert auf das preußische Bündnis lege, es jedem anderen Verhältnis vorziehe und weit davon entfernt sei, über eine Vergrößerung der preußischen Macht nach der schlesischen Seite irgendwelche Eifersucht oder Unruhe zu empfinden.

In dem Vertragsentwurf, welcher gleichzeitig mit dieser Erklärung nach Berlin gesandt wurde, war nur die Rede von gemeinsamem Vorgehen für die Kaiserwahl, sowie von der Anerkennung der preußischen Ansprüche auf Schlesien, die Frankreich, und der des bairischen Erbrechtes, die Preußen aussprechen sollte, nicht aber von einer Beteiligung Frankreichs an dem Kampfe. Und dieser Vertragsentwurf war es eben, der die Kritik des Königs von Preußen herausgefordert, seine Klagen über Frankreichs Passivität begründet und ihm zugleich die Handhabe gegeben hatte, die Verhandlung hinauszuziehen.

Vollständig richtig beurteilten die Vertreter Englands und Oesterreichs in Paris die Sachlage, wenn sie übereinkamen, der Kardinal werde keinen Krieg beginnen, solange er es irgend vermeiden könne, denn er sei von Natur feige (a coward); im Falle er aber unter der Hand den Großherzog von Toskana täuschen und dabei etwas für sich gewinnen könne, so werde er es gewiß thun.

In den ersten Tagen nach Neujahr, als die Wogen der kriegerischen Begeisterung in Versailles hoch gingen, klagte Fleury dem österreichischen Residenten Wasner: „Ach, wenn Sie wüßten, mein Herr, wie sehr ich niedergedrückt werde und wie meine Lage ist, Sie würden mich beklagen; ich befinde mich, wie die Schrift sagt, in medio pravae et perversae nationis." Von Zeit zu Zeit aber wiederholte er doch seine Zusagen unverbrüchlicher Bundestreue mit solchem Nachdruck, daß Wasners Mißtrauen schier überwunden wurde und er in den Berichten an seinen Hof immer aufs neue die Hoffnung aussprach, Frankreich werde, wenn es auch der Königin von Ungarn keinen Beistand zu leisten gesonnen sei, doch auch ihre Feinde nicht unterstützen. Es ermutigte den österreichischen Diplomaten, daß König Ludwig seinen Bruder von Preußen einen Narren und daß Fleury ihn einen malhonnête homme, einen fourbe genannt haben sollte. Vertrauens-

volle, herzliche Briefe von Maria Theresias eigener Hand erinnerten den Kardinal an die Abtretung Lothringens und beschworen ihn bei der Ehre des Königs von Frankreich und dem Wohle der Kirche, die Pragmatische Sanktion zu schirmen und die Kaiserkrone dem alten apostolischen Fürstenhause zu erhalten. Der Kardinal antwortete ausweichend und gewunden, daß sein König bei der Wahl eines Kaisers keine Stimme habe, daß er seine Verpflichtungen gegen die Pragmatische Sanktion treu erfüllen werde, aber die Rechte eines Dritten nicht aufopfern könne; daß der Eintausch Toskanas gegen Lothringen zwischen dem verstorbenen Kaiser und dem Großherzog Franz direkt verhandelt worden sei. Galant fügte der alte Herr hinzu: „Es läßt sich leicht denken, daß es dem Prinzen, Ihrem lieben Gemahl, schwer angekommen ist, das Erbe seiner Väter abzutreten. Aber wie dem auch sei, er ist reich dafür belohnt durch das Glück, Eure Majestät zu besitzen."

Dreimal hintereinander, im Februar, im März und noch am 10. April, schrieb der „Silberlockenträger" der noch immer arglosen Frau solche und ähnliche Dinge, und das zu einer Zeit, wo bereits der Marschall Belle-Isle die einzelnen Kurhöfe bereiste, um ganz offen dem „lieben Gemahl" die Stimmen abwendig zu machen. Gar salbungsvoll und erbaulich klang es da, wenn Fleury seinem Freunde Tencin, der Kardinal dem Kardinal, die Verderbtheit der Welt schilderte: „Alle Angelegenheiten Europas sind in einer solchen Krisis und man findet so wenig Geradheit, so wenig Treu und Glauben bei allen denen, welchen diese Angelegenheiten obliegen, daß die Wahrnehmung dieses Fehls mich noch unendlich mehr drückt, als meine Arbeitslast. Aber man muß sich der Vorsehung anempfehlen und mit gänzlicher Resignation bis ans Ende gehen."

Umgeben von einer Wolke von Kavalieren, Sekretären, Pagen, Läufern und Lakaien war Belle-Isle Mitte März in die alte Wahlstadt am Main eingezogen, wo damals die Fremden zusammenströmten, „wie bei dem Turmbau zu Babel". Da es auf dem Wahltage wegen der vorweg zu erledigenden Formfragen etwas Wichtiges noch nicht zu thun gab, so blieb dem Marschall zu seiner Rundreise an die Kurhöfe bequeme Zeit. In Ehrenbreitstein bei dem Erzbischof von Trier, der unter allen „den steifesten Nacken" hatte, schreckte er mit der Drohung, daß die Rheinlande vermutlich das Kriegstheater abgeben würden, und lockte mit der Verheißung einer Million für den Kurfürsten persönlich und der Reichsfürstenwürde für das ganze Geschlecht der Schönborns. An dem leichtlebigen, vergnügungssüchtigen Hofe zu Bonn, wo im allgemeinen von Staatssachen so wenig geredet wurde, „als wenn Bonn in einem anderen Teile der Welt gelegen wäre", ließ sich Kurfürst Klemens August durch eine eindringliche Strafrede Belle-Isles und einen huldvollen Brief des französischen Königs von einer vorübergehend gezeigten Hinneigung zu dem Wiener Hofe schnell bekehren und bezeichnete es als selbstverständlich, daß sein Bruder, der Kurfürst von Baiern, die kölnische Stimme bekomme. Am vorsichtigsten trat der Verführer bei dem Kurfürsten-Erzkanzler auf; doch ließ sich endlich auch hier durch den Grafen Eltz, des Kurfürsten Neffen, ein Preisangebot für den Kauf der mainzischen Stimme machen.

Dann ging Belle-Isle nach Dresden. Seine Ankunft, im Verein mit der Kunde von der Mollwitzer Schlacht, genügte, alle bisherigen Vorsätze in Ver-

gessenheit zu bringen. Man verweigerte dem Vertrag mit Oesterreich jetzt die Ratifikation. Pater Guarini aber versprach, aus Rom von seinen geistlichen Oberen Bescheid auf die Gewissensfrage einzuholen, ob König August durch seine Verpflichtungen gegen die Pragmatische Sanktion unbedingt gebunden sei.

Noch vor Belle-Isles Ankunft in Dresden hatte Valory bei Podewils angefragt, ob der Marschall im preußischen Hauptquartier willkommen sein werde, und zugleich „sehr dringend" mit Berufung auf das zu Schweidnitz erteilte Versprechen den Abschluß der Verhandlungen in Erinnerung gebracht. Er deutete an, daß es dem Gaste widerstreben würde zu kommen, falls nicht noch vor seiner Ankunft oder doch während seines Besuches das Bündnis zustande käme.

Am 22. April war der Marschall in Breslau und sprach sofort seine Ueberraschung aus, den Vertrag noch nicht unterzeichnet zu sehen. Podewils hatte den Auftrag, die Unsicherheit der Straßen zum Vorwand zu nehmen, um den Ungeduldigen einige Tage aufzuhalten. „Nach unseren Nachrichten über das Auftreten des Marschalls Belle-Isle in Köln, Mainz und Trier," schrieb ihm der König, „halte ich Belle-Isle für herrisch und der Belehrung unzugänglich; er wird mit aller Gewalt abschließen wollen, und ich, ich möchte die Ankunft des englischen Charlatans — des aus London angemeldeten Gesandten — abwarten, ehe ich mich entscheide."

Als Belle-Isle nach seiner unfreiwilligen Quarantäne endlich am 26. April vor dem Zelt des Königs im Lager von Mollwitz vorfuhr, sprach er gleich beim Aussteigen von seinem Bedauern, vor der Unterzeichnung eines Vertrages angelangt zu sein, den ausführen zu helfen der Zweck seines Besuches gewesen sei. Aber Friedrich ging auf den ihm unerwünschten Gegenstand vorerst noch nicht ein, sondern beschränkte sich darauf, seinen Gast bei den Truppen umherzuführen, wo es für ein Kennerauge des Ueberraschenden und Bewundernswerten genug zu sehen gab. Nur allmählich kam während der sechs Tage seines Besuchs im Lager der Marschall auch als Diplomat zu Worte.

Friedrich gab ihm einen Rückblick auf den ganzen Verlauf seiner schlesischen Unternehmung, wobei er in geschickter Weise gegen die Halbherzigkeit des Kardinals Fleury Anklagen erhob, denen Belle-Isle nach seinen harten Kämpfen mit dem alten Zauderer im innersten Herzen nur zustimmen konnte. Was habe den Franzosen erwünschter kommen können, als die Initiative eines Fürsten, der kühn genug gewesen sei, „der Katz die Schellen anzuhängen"? Aber friedfertig wie der Kardinal gesonnen sei, würde er sich, wenn man ihn schon im Stadium der Vorbereitung zur Teilnahme an dem Unternehmen aufgefordert hätte, auf nichts eingelassen haben; die fertige Thatsache habe sich seiner Unterstützung sicher geglaubt, da sie die französische Politik der Erfüllung ihrer Wünsche nähere. Seit dem Januar verhandle man nun, und wer hätte es anders geglaubt, als daß Frankreich dem Baiernfürsten zum Frühling ein Heer von 30000 Mann ausrüsten und zur Offensive veranlassen würde, daß Frankreich in Italien durch die Könige von Spanien und Sardinien desgleichen thun und auch die Schweden in Bewegung bringen, daß Frankreich endlich sein eigenes Heer ergänzen und die erforderlichen Vorbereitungen an seinen Grenzen treffen würde. Das alles sei nicht geschehen. Die schon beschlossene Heeresvermehrung sei unterblieben, denn der

Kardinal berufe sich auf die traurige innere Lage und sage, daß es zum Kriege, wenn anders er sich nicht umgehen lasse, noch im nächsten Jahre Zeit sei.

Zu dem Hauptargument der Franzosen, der ihnen zu Schweidnitz gemachten Zusage übergehend, erklärte der König, daß durch die Wendung in Rußland, die Entlassung Münnichs und den Sieg der Kreaturen Oesterreichs, die Lage seitdem völlig verändert sei. Er zog einen chiffrierten Bericht seines Gesandten Mardefeld aus einer Schublade hervor und ersuchte den Marschall, sich nach der Interlinear-Entzifferung mit eigenen Augen von den augenblicklichen Zuständen dort zu Lande zu überzeugen. Als Belle-Isle gelesen hatte, fügte er als weiteren gewichtigen Gegengrund die Mitteilung über jene Vertragsentwürfe und Teilungspläne der Gegner hinzu: den 30000 Russen in Livland und Kurland und an den polnischen Grenzen, den 12000 Hannoveranern auf dem Eichsfeld samt 12000 Mann dänischer und hessischer Hülfsvölker, den 20000 Sachsen endlich habe er nicht mehr als die 35000 Mann des Fürsten von Dessau entgegenzustellen, und schon werbe der König von England bei verschiedenen Reichsfürsten neue 12—15000 Mann. Für die alle werde Preußens Anschluß an Frankreich die Losung zum Losschlagen sein, und Preußen werde vernichtet werden, ohne daß der König von Frankreich oder der Kurfürst von Baiern den geringsten Nutzen von diesem Opfer hätten. Wäre statt dessen der Baier bereits jetzt bei Kräften, wäre die französische Truppenvermehrung erfolgt und stünden zwei französische Heerhaufen am Niederrhein und am Oberrhein marschbereit, so würden die Reichsfürsten sich auf Frankreichs Seite stellen und selbst der Kurfürst von Sachsen würde bei seiner Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit sich zweimal besinnen, ob er sich gegen Preußen erklären solle.

Als der König seine lange, im schnellsten Flusse ohne jede Unterbrechung vorgetragene Rede geendet hatte, machte Belle-Isle den Einwand, den er im Grunde doch selbst nicht gelten ließ: Alles, was jetzt vermißt werde, würde bereits geschehen sein, wenn der König sich gleich im Januar zur Unterzeichnung des Bündnisses hätte verstehen wollen. Sofort fiel ihm Friedrich in das Wort: Das eben sei es, worüber er sich beklage, daß die Franzosen ihre Rüstung immer von einem Bündnisse mit ihm abhängig gemacht hätten, während sie doch, auch wenn von ihm nie die Rede gewesen wäre, hätten rüsten müssen, des Kurfürsten von Baiern wegen und in ihrem eigenen Interesse.

Belle-Isle verschanzte sich darauf hinter dem zu Schweidnitz erteilten Versprechen; ein Königswort müsse einem Vertrage gleich gelten. Sei das versprochene Bündnis einmal unterzeichnet, so würden binnen drei Monaten die französischen Truppen diesseits des Rheins stehen. Er wies auf das Widerspruchsvolle der Sprache hin, welche die preußischen Gesandten an den verschiedenen Höfen seit fast einem halben Jahre führten; er warf die drohende Frage auf, ob denn der König nicht glaube, daß dem König von Frankreich seit dem Tode des Kaisers mehr als einmal von den verschiedensten Seiten, ja von dem Wiener Hofe selbst, vorteilhafte Anerbietungen gemacht worden seien; er sprach es als seine feste Ueberzeugung aus, daß die Königin von Ungarn lieber an Baiern eine Provinz als an Preußen ein einziges Dorf abtreten würde: wenn dann Frankreich um solchen Preis auf Oesterreichs Seite träte, wo würden

die Bundesgenossen Preußens zu suchen sein? Selbst im vergleichsweise günstigsten Fall, bei einer Verständigung mit Oesterreich auf Grund der Abtretung schlesischen Landes, werde der König keinen dauernden Vorteil haben; denn der Großherzog Franz, ihm fast gleichaltrig, werde Zeit seines Lebens nur auf Rache, auf Wiedereroberung Schlesiens, auf Plünderung der preußischen Erblande sinnen.

Indem Belle-Isle einfließen ließ, daß er den nach Versailles bestimmten Bericht Valorys über die neuerdings von Podewils erhobenen Schwierigkeiten und Zusatzforderungen zurückgehalten habe, fragte er, ob denn nun der König, gesetzt man gewährte diese Forderungen, den Vertrag schließen, oder ob er, wie jetzt in diesem Gespräch, auf einer wirklichen und sofortigen Diversion bestehen würde — eine hypothetische Frage, die dem Könige das unumwundene Geständnis entriß, daß er in der That selbst dann nicht in der Lage sein würde, zu unterzeichnen. Belle-Isle schrie Zeter und pries sich jetzt doppelt glücklich, Valorys Depesche am Abgange verhindert zu haben, da dadurch ein Widerspruch und ein Unrecht weniger vorliege. Friedrich antwortete, in der Not gebe es kein Unrecht, und nahm nun keinen Anstand mehr, geradeheraus zu erklären, daß er, wenn alle sonstigen Hülfsquellen ihm versagen sollten, sich mit dem Wiener Hofe vergleichen müsse.

Was er von Frankreich als Vorbedingungen für den Abschluß forderte, faßte er zum Schluß noch einmal in folgendem zusammen: Frankreich muß gewaffnet sein und imstande sein, den Kurfürsten von Baiern schleunig und kräftiglich zu unterstützen und seine Waffen in das Reich und an den Niederrhein zu tragen; dadurch wird man auch den Kurfürsten von Sachsen zu sich herüberziehen, und man mag ihm als Gewinnanteil Oberschlesien und das angrenzende Stück von Böhmen, ja auch das Fürstentum Sagan von Niederschlesien anbieten.

Die Hauptschwierigkeit aber bereitete der Wunsch des Königs, daß Frankreich sich verpflichten solle, Dänemark zu gewinnen und Schweden zu einem Angriff auf Rußland zu bestimmen. Belle-Isle erklärte Podewils schon vor seinem Besuch im Lager und wieder bei der Rückkehr nach Breslau, man könne über Schweden nicht wie über eine abhängige Macht verfügen und somit auf diesen Artikel nicht eingehen.

Wie nun diese Bedingung wegen Schwedens schon in Schweidnitz von dem Könige gestellt worden war, so war die immer wiederholte Beschuldigung, daß Friedrich sich des dort gegebenen Wortes nicht erinnern zu wollen scheine, doch nicht so ganz gerechtfertigt, wie Belle-Isle meinte.

Belle-Isle schied aus Schlesien, verstimmt über einen diplomatischen Mißerfolg, der nicht nur eine persönliche Niederlage bedeutete, sondern das ganze System umstürzen konnte, für welches er gegen die Bedenklichkeiten Fleurys seit einem halben Jahr mit all seinem Feuer eingetreten war. Wie drückte ihn der Gedanke, nach München, wohin er über Dresden gehen wollte, mit leeren Händen zu kommen und dem sehnsüchtig harrenden Kurfürsten von Baiern wohl gar eingestehen zu müssen, daß man ohne Preußens Mitwirkung für ihn nichts thun könne!

An demselben 2. Mai, da der Marschall von Frankreich Breslau verließ, traf der seit lange angekündigte schottische Peer, der neue Gesandte Georgs II., in der schlesischen Hauptstadt ein. Daß Lord Hyndford erst nach der Mollwitzer Schlacht sich auf die Reise begeben hatte, legte die Vermutung nahe, die Podewils gegen den Hannoveraner Schwicheldt offen aussprach, ohne jenes Ereignis möchte die Sendung ganz unterblieben sein. Noch unglücklicher aber fügte es sich für den Lord, daß seinem Erscheinen unmittelbar vorausging die Kunde von der kriegerischen Thronrede, mit welcher König Georg am 19. April die Anklagen der Opposition gegen die friedfertige Politik, die „charakterlose Feigheit", des Ministeriums Walpole zu entkräften gesucht hatte. Was hier verkündet ward, gab dem kaum beschwichtigten Argwohn des Königs von Preußen neue Nahrung: König Georg machte seinem Parlament die Mitteilung von dem Hülfsgesuch der Königin von Ungarn, von seinem Vorsatze, die Verpflichtungen gegen die Pragmatische Sanktion zu erfüllen, und von dem Ansuchen, das demgemäß an die Höfe von Kopenhagen und Kassel gerichtet sei, laut der Verträge mit England 6000 Dänen, 6000 Hessen marschbereit zu halten; er gab weiter die Erklärung ab, daß Verhandlungen eingeleitet seien zum Zwecke der Bekämpfung und Niederhaltung aller gefährlichen Anschläge und Versuche, ungerechten Ansprüchen zum Schaden des Hauses Oesterreich Geltung zu verschaffen.

Lord Hyndford durfte demnach nicht überrascht sein, wenn die Begrüßung, die ihm am 7. Mai im Lager bei Mollwitz in des Königs Schlafzelt wurde, keine freundliche war. Nachdem Friedrich die üblichen Freundschaftsversicherungen, die der Gesandte im Namen seines Herrn abgab, eine Weile ruhig angehört, schnitt er sie plötzlich mit der Frage ab: „Mylord, wie ist es möglich, an etwas zu glauben, was in sich so widersprechend ist?" Dann hielt er dem Lord die Thronrede seines Königs und die Haltung der englischen Gesandten in Petersburg und im Haag vor. Hyndfords Entschuldigung, von den Instruktionen dieser beiden nichts zu wissen, goß Oel ins Feuer, denn Friedrich erklärte sofort, einen neuen Widerspruch feststellen zu müssen: „Der König von England sagt in seinem Beglaubigungsschreiben, Sie seien von allem unterrichtet, und nun schützen Sie Unkenntnis der Verhandlungen von Trevor und Finch vor; aber ich, ich bin von allem genau unterrichtet, und wünsche nur, daß Sie nicht dadurch überrascht werden, wenn Sie nächstens nach all diesen schönen Worten eine geharnischte Resolution zur Ueberreichung an mich erhalten." Als der Gesandte betreten schwieg, wandte sich der König in aufwallender Hitze zu Podewils, der am Tische saß und ein Protokoll aufnehmen sollte: „Schreiben Sie auf, daß Mylord eingestand, er würde nicht überrascht sein, wenn er solche Instruktion erhielte." „Ew. Majestät nehmen mich zu kurz," rief der also Gefährdete nun gleichfalls in erregtem Tone, und bat dringend, daß, was er nicht gesagt habe, auch nicht niedergeschrieben werde.

Glücklicherweise entlockte dann Hyndfords Vergleich zwischen Europa und einem Fieberkranken, dem im Stadium der Krisis nur Chinin noch frommen könne, dem König, der vor wenigen Monaten im Fieber selber zu diesem Mittel gegriffen hatte, ein Lächeln, und er hörte ruhiger zu. Er erklärte sich endlich damit einverstanden, daß der Lord einen Kurier nach Wien an Sir Thomas

Robinson schicke, zu erkunden, ob sich die Königin von Ungarn jetzt bereit erkläre, gegen die vordem durch Graf Gotter gebotenen Vorteile Niederschlesien mit Breslau abzutreten. „Thun Sie es nur," sagte der König, „aber wenn der Kurier zurück sein wird, werden Sie sehen, daß nichts dabei herauskommt; wie kann man sich einbilden, daß die Königin von Ungarn Zugeständnisse machen wird, wenn sie so freundliche Zusicherungen des Beistands erhält, wie von Ihrem Könige?"

Noch ehe der Kurier gesattelt hatte, erfüllte sich bereits, was Friedrich vorhergesagt. Lord Hyndford erhielt in der That die „geharnischte Resolution", welche dem König von Preußen zumutete, durch die Räumung Schlesiens den Weg für eine gütliche Verständigung zu ebnen; des Gesandten heikle Aufgabe war, im Verein mit dem Vertreter Hollands diese Erklärung mündlich vorzutragen. Daß die Generalstaaten auf jenes anfängliche Drängen Englands nach langem Sträuben am 24. April spät, zu spät solch gemeinsamem Vorgehen zugestimmt hatten, machte es den englischen Ministern füglich unmöglich, jetzt die Beteiligung zu versagen; auch haben sich diese Politiker von dem geschlossenen Auftreten der beiden Seemächte allen Ernstes einigen Eindruck versprochen. Wie aber vertrug sich dieser neue Auftrag Hyndfords mit dem anderen, an dessen Ausführung er bereits die erste Hand angelegt hatte? Der Lord war tief verstimmt und verhehlte seinen Auftraggebern seine Meinung nicht. Auch entschloß er sich, auf eigene Verantwortung die Uebergabe der verletzenden Erklärung bis zur Ankunft der Antwort aus Wien hinauszuzögern.

Noch in eine andere arge Verlegenheit versetzte ihn seine Regierung, seinem Vermittelungsgeschäft zu einem neuen üblen Vorzeichen: Hyndford erhielt den Auftrag, den König von Preußen zur Herabsetzung seiner Forderungen zu bestimmen, jetzt, da er diese Forderungen zur Uebermittelung an den Wiener Hof bereits entgegengenommen hatte. Da Podewils ihm dringend abriet, eine neue Audienz nur zu dem Zwecke einer Abänderung des in der ersten soeben glücklich Vereinbarten zu erbitten, so trug Hyndford das Anliegen seines Hofes dem Könige schriftlich vor und erhielt, wie er es gefürchtet hatte, eine abweisende Antwort. Und nun erst, am 13. Mai, entsandte er seinen Eilboten nach Wien.

Für Friedrich stand es nach diesen Umschweifen vollends fest, daß die britische Vermittelung zu keinem Ergebnis führen werde. Ja schon hielt er sie einfach für ein Gaukelspiel, und eine weitere seltsame Erscheinung bestärkte ihn in diesem Argwohn. Denn gleichzeitig mit dem Schotten Hyndford unterhandelte der Hannoveraner Schwicheldt, noch immer bestrebt, als Maklerlohn für die Vermittelungsthätigkeit des englischen Königs möglichst großen Landgewinn für den hannöverischen Kurfürsten herauszuschlagen. Ganz augenscheinlich betrachteten der britische und der deutsche Gesandte des König-Kurfürsten einander mit großem Mißtrauen. Während einer gemeinsamen Fahrt von Breslau zur Audienz nach Mollwitz hielten sie es für das sicherste, sich über das, was ein jeder im Auftrage eines und desselben Herrn vorzubringen hatte, auszuschweigen, und Schwicheldt ging so weit, den preußischen Minister um strenge, auch auf Hyndford auszudehnende Geheimhaltung seiner Verhandlungen zu bitten und rund heraus einzugestehen, die englische Nation dürfe nicht erfahren, daß es ihrem

Könige bei der Vermittelung auch um sein hannöverisches Sonderinteresse zu thun sei. Schien nicht das alles auf einen ziemlich plump angelegten Täuschungsversuch zu deuten? Friedrich sah sich die pessimistische Betrachtung nahegelegt, die er am 12. Mai in einem eigenhändigen Briefe an Podewils anstellt: „Die Rolle des ehrlichen Mannes zu bewahren unter Schelmen, ist eine höchst gefährliche Sache, und fein sein mit Betrügern, ist ein verzweifeltes Beginnen, dessen Ausgang stark zweifelhaft bleibt.“ Ein schlimmes Dilemma, aus dem sich Friedrich in seinem scherzenden Tone gegen Podewils mit der übermütigen Ankündigung zieht: „Wenn es als ehrlicher Mann zu gewinnen gibt, so werden wir es sein, und wenn düpiert werden muß, so seien wir denn Schelme (fourbes).“

Er hat dann nichtsdestoweniger den Verlauf des Vermittelungsversuches, den er für völlig aussichtslos hielt, geduldig abgewartet, ehe er zwischen „den dickköpfigsten und den ehrgeizigsten Leuten von Europa“ seine Wahl traf. Aber seine Erregung und sein Mißtrauen stiegen während peinvoller drei Wochen von Tag zu Tage. „Wohlan, mein Freund,“ fragt er am 18. seinen Minister, „wohlan, wie lange sollen wir noch warten, um uns von Wien und London düpieren zu lassen?“

Ganz und gar nicht wollte er sich überzeugen lassen, als Podewils es verantworten zu können glaubte, den Vertrag wegen der Ablohnung des Maklers mit hildesheimischem Krummstabsland und mecklenburgischen Pfandämtern vor dem Zustandekommen des zu vermittelnden Geschäftes zu schließen. Man werde, meinte Podewils, durch diesen Vertrag dem König Georg die Hände binden. „Sie wünschen einen Ausgleich,“ schrieb ihm der König (21. Mai), „und Sie glauben, was Sie wünschen; das ist die Sache. Aber wenn Sie auf der anderen Seite das Verhalten des Cäpten“ — so nennt er seinen Oheim von England mit dem von der englischen Oppositionspresse erfundenen Namen — „mit ruhigem Blute prüfen, so werden Sie finden, daß er uns zu mißbrauchen denkt, und er thut es als Westfale, das heißt mit der möglichsten Plumpheit: ich, der ich mich schämen würde, mich von einem Italiener übertölpeln zu lassen, ich würde mich selbst verleugnen, wenn ich die Spielpuppe eines Mannes aus Hannover würde. Jetzt machen Sie sich aus alledem die rechte Mischung, und Sie werden zu dem Schluß kommen, daß die von Ihnen dem König von England zuerteilten Gesinnungen metaphysisch und daß seine von mir hier besprochenen Handlungen wahr sind; Sie werden sehen, daß die Interessen Frankreichs und die unsern die gleichen, daß die der anglikanischen Partei den unsern ganz entgegengesetzt sind, und Sie können daraus folgern, was wir zu thun haben.“

Podewils gab in einem vertraulichen Briefe an seinen in Berlin zurückgebliebenen Kollegen Borcke bereits zu, daß der Zwischenfall mit der englisch-holländischen Drohnote seitens des bereits in Thätigkeit getretenen Vermittlers eine „fourberie plus qu'italienne“ sei; er befürchtete jetzt, daß es nicht wohlgethan gewesen, wenn er den Gebieter durch seine lebhaften Einwendungen dazu bestimmt habe, den Marschall Belle-Isle unverrichteter Sache abziehen zu lassen. Aber er hielt es doch für seine Pflicht (22. Mai), noch einmal alle seine Bedenken, die gegen einen Krieg an der Seite Frankreichs sprachen, ins Feld zu führen, gegen einen Krieg, der, glücklich geführt, Frankreich das Uebergewicht

verschaffe, und der bei unglücklichem Verlauf Preußen die äußersten Gefahren bringen müsse, Gefahren, in denen dann der Verbündete wenig Nächstenliebe zeigen werde.

Der König beantwortete die Denkschrift Punkt für Punkt und warnte den Minister immer von neuem vor Vertrauensseligkeit: „Man spielt Ihnen mit wie einem kleinen Jungen. Sie glauben, was Sie wünschen, aber prüfen nicht, was daran wahr ist, und wollen sich weismachen, daß eine Buhlerin Ihnen treu ist, aber ich bin Zeuge ihrer Untreue und sehe mit leibhaftigen Augen, wie sie Ihnen Hörner aufsetzt. Man will uns die Zeit vertreiben, wie man es bisher gethan hat, um uns zu verhindern, mit Frankreich zu schließen, und um dann mit uns zu machen, was man will. Wenn wir Bundesgenossen haben, wird man uns respektieren, wenn wir keine haben, wird jeder uns eins versetzen."

Nur das eine erreichte der Minister, daß ihm der König, „um Herrn Podewils ein Vergnügen zu machen", versprach, die Rückkehr des englischen Kuriers aus Wien abzuwarten — trotz des Verdachtes, daß dieser Kurier drei Monate unterwegs bleiben werde, und trotz der Voraussicht, daß die Antwort nichts enthalten werde als dunkeln Wortschwall ohne Substanz. Gleich nach der Ankunft des Kuriers, so erklärte Friedrich mit Nachdruck, werde er keine Stunde mehr mit seiner Entscheidung warten.

Der Kurier kam am 28. Mai nach Breslau zurück, am 30. abends hatte der König die österreichische Antwort im Lager bei Grottkau. Sie fiel doch nicht so unbestimmt aus, als er erwartet hatte; nichts weniger als dunkel, enthielt sie die unumwundene Ablehnung der englischen Vermittelung, der preußischen Anträge.

Wieder war es Bartenstein gewesen, der im Rate Maria Theresias den Ausschlag gegeben hatte, während selbst Starhemberg, im Januar ein entschiedener Gegner der Nachgiebigkeit, jetzt mit den Grafen Sinzendorff und Harrach für den Frieden sprach. König Friedrich ging zu weit, wenn er argwöhnte, daß die englische Diplomatie seine Anträge nicht befürwortet hätte; denn Sir Thomas Robinson, dessen persönliche Wünsche sich mit seinen Verhaltungsmaßregeln in Uebereinstimmung befanden, hat es an Eifer nicht fehlen lassen. Aber man hatte in Wien nicht unrecht, sich nicht sowohl an das zu halten, was Sir Thomas offiziell empfahl, als an manch kräftiges Wörtlein, was König Georg dem österreichischen Gesandten vordem im Vertrauen gesagt hatte. Auch lag ja jene tapfere Resolution vor, welche die Seemächte an Preußen zu überreichen beschlossen hatten, und deren Inhalt der holländische Gesandte Burmania trotz der dringenden Vorstellungen seines englischen Kollegen mehr korrekt als politisch dem österreichischen Ministerium alsbald mitteilte. Zu oft war in den letzten Monaten von London und Hannover aus beteuert worden, daß man nicht die mindeste Durchlöcherung der Pragmatischen Sanktion zulassen werde: wie hätte ein Bartenstein sich das für die Beantwortung des Vermittelungsversuches entgehen lassen sollen! „England," so hieß es in der am 24. Mai dem englischen Gesandten eingehändigten Erklärung, „werde die Königin sehr verpflichten, wenn es ihr einen Weg anzeigen wolle, auf welchem man das beabsichtigte Ziel zu erreichen vermöchte, ohne die Pragmatische Sanktion zu verletzen; sie selbst kenne keinen andern als den einer schnellen und ausgiebigen Hülfsleistung, welche sie niemals aufhören

werde angelegentlichst in Anspruch zu nehmen, wie sie dazu durch die schon bestehenden Verträge vollkommen berechtigt sei.

„Mein lieber Podewils, wohlan, Sie sehen, wer von uns beiden sich getäuscht hat!“ schrieb jetzt König Friedrich und bedachte die Engländer im allgemeinen und Lord Hyndford insbesondere mit einigen wenig schmeichelhaften Schmuckworten. Podewils hatte schon in den letzten Tagen alle Vorbereitungen treffen müssen; so konnte denn unverzüglich die letzte Hand an das französische Bündnis gelegt werden.

Marquis Valory war froh und stolz. Noch jüngst hatte er von Belle-Isle für den Fall, daß ihm alle Hoffnung auf die Erzielung des Bündnisses schwinde, den Auftrag erhalten, dann wenigstens einen andern Vertrag zu beantragen, durch den der König von Preußen sich zu verpflichten hätte, nach einem Ausgleich mit dem Wiener Hofe von Stund an neutral zu bleiben und sich den Ansprüchen anderer Fürsten auf die österreichische Erbschaft nicht thätlich zu widersetzen. Jetzt konnte der Gesandte auf diese Weisung triumphierend mit der Einsendung des fertigen Bündnisses antworten.

Am 4. Juni abends ist die Urkunde, die das Datum des 5. trägt, zu Breslau in Valorys Quartier von ihm und Podewils, der zu Mittag der Gast des Marquis gewesen war, unterzeichnet worden. An und für sich ein allgemein gefaßtes, auf die Dauer von fünfzehn Jahren lautendes Defensivbündnis, das jeden Teil für den Fall eines Angriffes gegen den anderen zur Stellung eines Hülfscorps von 6000 Mann verpflichtete, erhielt der Vertrag seine wahre Bedeutung und seine Beziehung auf die gegenwärtige Lage erst durch die geheimen Artikel.

Sie erkannten die Forderungen an, die Friedrich so nachdrücklich erhoben hatte und die wenigstens zum Teil bisher als unerfüllbar bezeichnet worden waren. Der König von Frankreich verpflichtete sich, den Kurfürsten von Baiern ohne Aufschub in die Möglichkeit zu kraftvollem Handeln zu versetzen, ihm alle dazu erforderlichen Mittel zu schaffen und unverzüglich so viel Hülfstruppen zu schicken, als zur Sicherung Baierns gegen jedweden Angriff nötig sein würden; weiter, ihn für alle Fälle durch eine kräftige Diversion in eine Lage zu setzen, in welcher der Kurfürst nichts von seinen Feinden zu fürchten haben werde und seine gerechten Ansprüche aufrecht erhalten könne. Der König von Frankreich verpflichtete sich angesichts der bedrohlichen Haltung Rußlands, auf der Stelle und ohne Aufschub den Bruch Schwedens mit dieser Macht herbeizuführen. Er verhieß weiter dem König von Preußen die Garantie für den friedlichen Besitz von Niederschlesien und Breslau.

Die Gegenleistungen Preußens sollten sein: der Verzicht auf die jülich-bergischen Erbansprüche zu Gunsten des Hauses Pfalz-Sulzbach, von dem Augenblicke an, da das Haus Oesterreich unter französischer und pfälzischer Garantie Niederschlesien mit Breslau wirklich werde abgetreten haben; die brandenburgische Kurstimme für den Kurfürsten von Baiern oder eintretenden Falls für einen anderen, dem König von Frankreich genehmen Bewerber; die Zusage an Schweden, den Absichten dieser Macht auf die Wiedererwerbung der früher an Rußland verlorenen Provinzen nicht entgegen zu sein.

Mündlich kam man überein, daß nicht bloß der Inhalt des Vertrages, sondern auch die Thatsache des Abschlusses im Interesse der Sicherheit Preußens streng geheim bleibe, bis die französischen Truppen im Felde erscheinen würden. Auch schien es beiden Teilen zweckmäßig, daß bis dahin das preußische Heer in Schlesien nichts Entscheidendes unternehme.

Jeden Argwohn inzwischen abzulenken, befahl der König seinem Minister, die Verhandlung mit Lord Hyndford zum Scheine fortzusetzen, ein neues Ultimatum zu stellen; auf welche Art Podewils ihn „amüsieren", mit ihm „biaisieren" wollte, das sollte ihm selbst überlassen sein. Nur in diesem Sinne versteht sich auch das Ultimatum, das Friedrich eben jetzt durch seinen Gesandten Mardefeld dem russischen Vizekanzler Ostermann stellen ließ, der in letzter Zeit größeres Entgegenkommen gezeigt und sehr angelegentlich nach dem genauesten Umfang der preußischen Forderungen geforscht hatte. Ja, um sein Spiel noch mehr zu maskieren, gewann es der König über sich, von den Gesandten der Seemächte jetzt ihre Aufforderung zur Räumung von Schlesien entgegenzunehmen, diese verunglückte Kundgebung, aus der die Vorsicht der Holländer alles, was nach Drohung schmecken könnte, behutsam entfernt hatte: Podewils bezeichnete sie den beiden Gesandten gegenüber als eine Erklärung ebenso unwürdig dessen, dem sie gemacht werden sollte, wie derer, die sie machten. Hyndford und Ginkel durften am 7. Juni in das Lager kommen, wurden huldvoll empfangen und erhielten einen Bescheid, der den Kern der Vorstellung, die anempfohlene Zurückziehung der Truppen, völlig unerwähnt ließ. Die Ursache der glimpflichen Behandlung, der sie unerwarteterweise sich heute erfreuten, war ihnen unbekannt; das preußisch-französische Bündnis blieb ihnen und aller Welt noch lange verhohlen.

Friedrich atmete auf, durch dieses Bündnis einem Zustand quälender Ungewißheit entronnen, der allzu lange gewährt hatte. Es war die erste bedeutsame Allianz, die er schloß, ein volles Jahr nach seiner Thronbesteigung. Die grundsätzliche Abneigung gegen ein Bündnis mit Frankreich, die seinem Minister den entscheidenden Schritt so sauer werden ließ, hatte er nie geteilt, ob immer das Zusammengehen mit der anderen Partei ihm an sich erwünschter gewesen wäre. Im gegenwärtigen Augenblicke jedenfalls gehörte er dem jetzt erwählten politischen System mit ganzem Herzen an, ohne Vorbehalt und ohne Argwohn, voll Erwartungen und guter Zuversicht zu einem Bundesgenossen, von dessen Machtmitteln er die höchste Vorstellung hatte. Ungeduldig wünschte er die letzten Formalitäten erfüllt, den Austausch der Ratifikationen vorgenommen zu sehen, und wäre bereit gewesen, die seine dem französischen Gesandten einhändigen zu lassen, noch ehe aus Versailles die Unterschrift des Königs Ludwig da war. Ein Mißverständnis, das ihn in Podewils insgeheim noch immer einen Gegner des französischen Bündnisses sehen ließ, veranlaßte ihn, dem treuen Minister einen maßlos heftigen Brief (16. Juni) zu schicken, mit dem Befehl, Valory über die zu Breslau umlaufenden Friedensgerüchte zu beschwichtigen, mit der Frage, ob Podewils sich von den Engländern habe bestechen lassen, und mit der Drohung zum Schluß: „Ich habe Grund, sehr unzufrieden mit Ihnen zu sein, und wenn Sie nicht Ihre groben Fehler wieder gut machen, so mögen Sie wissen, daß es genug Festungen in meinem Lande gibt, um Minister festzusetzen, die gegen den Willen ihres Herrn

handeln." Podewils rechtfertigte sich in würdigem Tone, indem er um seine Entlassung bat. Der König, bei dem die erste Hitze schnell verflogen war, ließ antworten, daß er von der Darlegung überzeugt und mit dem Minister zufrieden sei, ohne in seinen Briefen auf den peinlichen Zwischenfall zurückzukommen; und der Kabinettsrat Eichel, neben dem Könige und dem Minister der einzige in die Verhandlung mit Frankreich Eingeweihte, tröstete den Gekränkten, indem er ihm „aus treu devotestem Gemüt" versicherte, daß das Vorgefallene aus einer kleinen Uebereilung geschehen und nunmehro nach reiferer Ueberlegung regrettieret worden und vergessen sei.

In der ersten freudigen Erregung über die Erlösung vom Harren und Zweifeln hatte Friedrich noch am 30. Mai, da er den Befehl zur Unterzeichnung an Podewils gab, zwei geradezu enthusiastische Briefe an die neuen Verbündeten, an Fleury und an Belle-Isle, geschrieben: dem Kardinal wird bestritten, daß er ein besserer Franzose sei als der preußische König, und an Belle-Isle schreibt Friedrich, daß er den Vertrag zeichne auf des Marschalls Versprechungen und die im Namen des Königs von Frankreich abgegebenen Erklärungen, sowie im Vertrauen auf des Marschalls Trefflichkeit im Kriegshandwerke: „Ich rechne darauf, in zwei Monaten von heute ab Eure Fahnen diesseits des Rheins entfaltet zu sehen und freue mich im voraus, Ihre Manöver und Operationen zu bewundern, welche für jeden Kriegsmann Lehren abgeben, mir aber überdies Schirm und Stütze sein werden; Ihr Name veranlaßt mich nicht minder als die Macht des Königs, Ihres Gebieters, mich einem Fürsten zu verbünden, der durch Ihre Dienste nur vortrefflich bedient sein kann . . . Wie brenne ich vor Ungeduld, Sie als Sieger vor den Thoren von Wien zu sehen und Sie an der Spitze Ihrer Truppen zu umarmen, gleichwie ich Sie an der Spitze der meinen umarmt habe."

Belle-Isle kannte nach seinem Besuch im Mollwitzer Lager den Feuergeist, mit dem er es zu thun hatte, allzu gut, als daß er die Ernsthaftigkeit der Mahnungen mißverstanden hätte, die in diese Weihrauchwolke eingehüllt waren. Ehe er noch geantwortet hatte, kam bereits ein zweiter Brief, acht Tage später geschrieben als der erste, und deutlicher und dringlicher: „Erinnern Sie sich, ich bitte Sie, daß es in gutem Glauben zu Ihnen und Ihrer Zuverlässigkeit geschieht, wenn ich mit dem König, Ihrem Herrn, in Allianz trete; vergessen Sie nicht, welche Versprechungen Sie mir gemacht haben; ich erwarte ihre Erfüllung mit aller erdenkbaren Glut und Ungeduld, sowohl in Bezug auf Baiern wie auf die beiden französischen Heere, welche, das eine in Böhmen und das andere zu meinen Gunsten, operieren sollen. Vergessen Sie auch Schweden nicht und das Wort, welches ich habe, daß Schweden mobil gemacht und zum mindesten in Kurland und Finnland zum Operieren gebracht werden soll."

Die Streitkräfte, die Frankreich aufstellen könne, waren dem König von Preußen unmittelbar nach der Abreise Belle-Isles aus seinem Lager, schon am 9. Mai, zur Bekräftigung der mündlichen Verheißungen und Anpreisungen des Marschalls, in einer Denkschrift Valorys schwarz auf weiß vorgerechnet worden: 40 000 Franzosen würden nach Baiern gehen, 60 000 gegen Holland, 40 000 gegen Hannover auf alle Fälle zu Preußens Gunsten bereit stehen.

Waren Belle-Isle und Valory ermächtigt gewesen, so große Dinge zu verheißen? waren sie überhaupt berechtigt, mit so hohen Zahlen zu prahlen? Beide Fragen müssen verneint werden. Frankreich besaß im Anfang des Jahres 1741 nicht mehr als 100 000 Mann Infanterie und 20 000 Pferde, und bis in die Mitte des Jahres ist diese Truppenzahl nicht erhöht worden. Dem Kurfürsten von Baiern war, nachdem man ihn lange ohne jeden Bescheid gelassen hatte, endlich am 9. März in einem Briefe des Kardinals die Unterstützung seiner Thronkandidatur, sowie am 30. März in einer offiziellen Note die Entsendung eines Hülfscorps von 30 000 Mann und die Auszahlung von einer Million Livres versprochen worden. Aber statt der Gelder und der Truppen kam Anfang Mai die Nachricht nach München, daß die Stimmung in Versailles wieder gänzlich umgeschlagen sei, daß Fleury von einer Unterstützung der bairischen Pläne nichts mehr wissen wolle.

Und selbst jetzt noch während des Besuches von Belle-Isle in Nymphenburg, im Augenblicke der Unterzeichnung des Breslauer Bündnisses, lagen die Dinge thatsächlich so, daß Belle-Isle selber, Frankreichs offizieller Unterhändler in Deutschland, wenn er ehrlich war, nicht zu sagen vermochte, wie viel oder wie wenig seine Regierung thun werde.

Am 6. Juni berichtete Belle-Isle aus Nymphenburg an den Staatssekretär Amelot, man dürfe keinen Augenblick mehr verlieren, sich über die Angelegenheiten des Kurfürsten von Baiern schlüssig zu machen; es sei der Zeit schon zu viel verloren: die erste und nächste Frage, die der Staatsrat des Königs sich zu stellen habe, sei die, ob es den Interessen Seiner Majestät entspreche, dem Kurfürsten ein Heer zu schicken oder nicht. Werde sie bejahend entschieden, so sei die rascheste Mobilmachung eines hinlänglich starken Hülfscorps von wenigstens 50 Bataillonen und 20 Schwadronen, sowie die Auszahlung von drei Millionen Livres an Baiern unabweisbares Bedürfnis. Ein für den Fall der Annahme dieser Anträge beigeschlossener Feldzugsplan wies den Operationen Prag als Ziel.

In Versailles erhielt man diese ernste und nachdrückliche Mahnung, endlich zwischen Heiß und Kalt, zwischen Krieg und Frieden zu wählen, gleichzeitig mit der von Valory eingesandten Urkunde des preußischen Bündnisses, durch das die Teilnahme am Krieg bereits so bindend wie möglich und für die allernächste Zukunft verheißen worden war. Am 14. Juni vollzog König Ludwig den Breslauer Vertrag, aber vier Tage darauf entschuldigte sich Amelot bei Belle-Isle, daß er ihm nicht antworten könne, weil alle Minister seit acht Tagen nicht am Platze seien. Im Augenblicke, da es galt, an die im Vertrage gelobte unverzügliche Ausführung heranzugehen, war es nicht möglich, eine Staatsratssitzung zusammenzubringen! Noch befremdlicher aber als diese Entschuldigung, geradezu niederschlagend wirkte auf den Marschall Belle-Isle der Erlaß, den das Ministerium am 21. Juni an ihn ausfertigte.

Da hieß es: „Der Vertrag mit Preußen ist unterzeichnet, die Basis des Systems ist gelegt; es handelt sich nur noch darum, es zu festigen, ohne etwas zu vergessen oder etwas zu überstürzen.“ Nichts sei besser durchdacht, als der von Belle-Isle ausgearbeitete Feldzugsplan, und wenn die Jahreszeit weniger weit vorgeschritten wäre, so würde der König nicht Anstand nehmen, ihn so wie

er vorliege anzunehmen. Aber unglücklicherweise habe die Unschlüssigkeit des Königs von Preußen genötigt, alles aufzuschieben, und so sei heute die Hoffnung ausgeschlossen, die Entwürfe und Vorschläge auszuführen: „Bedenken Sie, daß wir den 21. Juni haben, daß noch keinerlei Veranstaltungen getroffen sind, daß mindestens drei Monate erforderlich wären, bevor ein so starkes Armeecorps den Rhein überschreiten könnte.“ Somit sehe man sich für dieses Jahr, da Not kein Gebot kenne, bedauerlicherweise gezwungen, auf Belle-Isles Projekt zu verzichten. Seine Eminenz der Kardinal lasse um ein anderes bitten, das nach Lage der Dinge sich mit der Beziehung von Winterquartieren in Böhmen oder Oesterreich werde bescheiden müssen. Inzwischen habe der König befohlen, sobald als möglich 20—25 000 Mann, einschließlich 6000 Reiter, nach Baiern abgehen zu lassen und dem Kurfürsten von Baiern auf die noch zu vereinbarenden Subsidien vorläufig eine Million anzuweisen. Ein zweites Korps solle zum Schutz der Staaten des Königs von Preußen ein Lager an der Mosel beziehen.

Graf Breteuil, der Kriegsminister, erläuterte diesen Erlaß des auswärtigen Ministeriums vorsichtigerweise noch durch die Erklärung, er gewahre, daß man mit Bestimmtheit nur auf ein Corps von 22 000 Mann für den Marsch nach Baiern rechnen könne — 22 000 statt der von Belle-Isle im Lager von Mollwitz mit Posaunenstößen angekündigten 40 000, und statt der 100 000, die hinter den ersten her nach Holland und an die Weser marschieren sollten!

Belle-Isle hat nach Jahren in der Bitterkeit seines Herzens den Erlaß vom 21. Juni 1741 mit grellen Lichtern beleuchtet: „Welche Fülle von Betrachtungen drängen sich nicht bei der Durchlesung dieser Depesche auf! Man entschuldigt sich mit der Unentschlossenheit des Königs von Preußen, und es war unsere Unentschlossenheit, welche die dieses Fürsten verursachte, und schließlich: was hatte denn diese Unentschlossenheit des Königs von Preußen zu schaffen mit der unabweisbaren Notwendigkeit, wonach wir unsere Infanterie und unsere Kavallerie vermehren mußten? Es waren Thaten, die der König von Preußen haben wollte, und nicht Worte, und wenn er gewußt hätte, bis wie weit man die nach Böhmen und Oesterreich bestimmten Truppen zusammenstrich, so hätte er noch viel mehr geschrieen, daß man ihn in allen Punkten täusche.“

Belle-Isle hat sich alles aus dem einen Umstand erklären wollen, gewisse Leute hätten immer gehofft, daß der König von Preußen sich schließlich doch nicht mit Frankreich verbünden würde und daß sie also nie in die Lage kämen, das erfüllen zu müssen, was sie versprächen.

Er aber hatte sein Wort verpfändet, und mehr noch, ein Bündnis war geschlossen und von dem König von Frankreich bereits ratifiziert. Seine eigene Ehre und die Ehre Frankreichs zu retten, entschloß sich Belle-Isle jetzt, seinen Posten ohne Urlaub zu verlassen und nach Versailles zu eilen. Vielleicht, daß es seinem persönlichen Eingreifen gelang, die Ausführung des Vertrages sicherzustellen.

Dritter Abschnitt.

Der Koalitionskrieg bis zum Falle von Prag.

Ein langer Krieg kann mir nicht zusagen: also erklärte König Friedrich am 25. Juni 1741 im Lager bei Strehlen dem Marquis Valory, und das Wort gibt den Schlüssel für die preußische Politik während des nächsten Jahres.

Valory fand den König an jenem Tage in der höchsten Erregung. Er habe, damit erläuterte er dem Gesandten seinen Standpunkt, die Unterzeichnung des Bündnisses hinausgezögert, um es dann desto treuer einhalten zu können. Aber er warne: wenn Schweden nicht unverzüglich gegen Rußland den Kampf beginne, wenn der Kurfürst von Baiern nicht mit der größten Beschleunigung seine Diversion ausführe, wenn die französischen Truppen nicht im nächsten Monat in Deutschland und abermals über einen Monat im Herzen der österreichischen Lande stünden, so solle man nicht auf ihn zählen — „so könnt ihr euch", drohte er, „auf mich verlassen, wie auf das Laub im November."

„Es ist nicht mehr die Rede davon," setzte er hinzu, „mit stumpfen Waffen zu kämpfen. Das wahre Interesse des Königs von Frankreich erheischt, dieses Oesterreich auf einmal zu Boden zu strecken und ihm binnen sechs Monaten, ehe es die Hiebe parieren kann, unheilbare Wunden beizubringen. Laßt ihr den Liguen Zeit zusammenzutreten, so gibt es einen Krieg, der durch seine Langwierigkeit uns unvergleichlich viel mehr Leute und mehr Geld kosten wird, als ihr gegenwärtig aufwenden könntet. Das also sind meine drei Artikel: nachdrücklich, schnell und von allen Seiten zugleich; das ist der Preis, für welchen der König Ihr Herr auf einen unerschütterlichen Bundesgenossen rechnen kann."

Als das Mittel, dem Krieg mit einem Schlage ein Ende zu machen, bezeichnete Friedrich den Marsch donauabwärts gerade auf die feindliche Hauptstadt. Wien nehmen, bewies er am 30. Juni dem Kurfürsten von Baiern in ausführlicher Darlegung, das heiße dem Baume die Wurzel zerschneiden. Das Schicksal Böhmens sei mit dem Falle Wiens von selbst entschieden.

Valorys Bericht über seinen Empfang im preußischen Lager kam nach

Versailles gerade in den Tagen, wo Belle-Isle dort weilte und gegen Fleurys Widerstand ankämpfte. Drei Tage hintereinander, am 11., 12. und 13. Juli, ward Rat gehalten. Am ersten Tage währte die Sitzung neun Stunden ununterbrochen, und mindestens sieben Stunden im ganzen, behauptet Belle-Isle, habe er geredet. Als er und der Kardinal am folgenden Abend mit dem König zu dreien verhandelten, widersprach Fleury schon nicht mehr. Belle-Isles Sieg schien ein vollständiger. 40000 Mann wurden zum Marsche nach Baiern, 30000 für den Niederrhein bestimmt. Es sei vor allem dem Drängen des Königs von Preußen zu danken, meldete der Marschall freudig dem Kurfürsten Karl Albert, wenn der Hof sich endlich zur Sendung der geforderten Hülfstruppen entschlossen habe.

Aber die Gegenversuche der Friedenspartei hörten noch nicht auf. Die Vertrauten und Anhänger des Kardinals riefen wie aus einem Munde, man thue ihm Gewalt an, und Fleury selbst klagte drei Tage nach der Entscheidung: „Jeder Christ, ja jeder Mensch muß ob der Wirren erschrecken, von denen man bedroht ist, und die nur mit einem allgemeinen Krieg enden zu können scheinen.“ Er verschanzte sich jetzt hinter dem Generalkontroleur der Finanzen, Orry, dem einzigen ihm treu gebliebenen Minister, der aber zugleich der fähigste Kopf des Kabinets war. Um Orry zu stürzen, verschob Belle-Isle seine Abreise um einige Tage. Aber der Finanzminister blieb im Amte, und Belle-Isles Freunde prophezeiten nun, daß alles fehlschlagen werde, weil der Kardinal die Ausgaben für den deutschen Krieg mit der größten Knauserei einschränke.

Um so hingebender förderte Belle-Isle die rein militärischen Aufgaben. Am 15. August marschierten, dank seinen Bemühungen, die ersten französischen Regimenter über die Rheinbrücke bei St. Louis.

Gleichzeitig kam aus dem Norden erwünschte Kunde. Am 4. August hatte der schwedische Reichstag an Rußland den Krieg erklärt. Auch darin war dem Breslauer Vertrag nunmehr Genüge geschehen, ohne daß, von den üblichen Geldspenden an die Wohlgesinnten abgesehen, große Anstrengungen der französischen Diplomatie von nöten gewesen waren. Denn schon seit dem Reichstage von 1738, auf dem die „stürmische Jugend“ dem Parteiregiment der „Nachtmützen“ ein unrühmliches Ende bereitet hatte, war bei den Führern der neuen Majorität, die sich nunmehr die Partei der „Hüte“ nannte, der Vergeltungskrieg gegen die Moskowiter beschlossene Sache. Noch vor kurzem seitens der spottlustigen Franzosen in seinem Schwanken zwischen englischen und französischen Subsidien mit Burinams Esel zwischen den Heubündeln verglichen, war jetzt Schweden offen und kampfesmutig auf die Seite seines alten historischen Bundesgenossen zurückgekehrt. In Finnland waren ansehnliche Streitkräfte versammelt; ein erster Zusammenstoß durfte unverzüglich erwartet werden.

Schon vorher waren die Bourbonen in Spanien und Neapel von dem Haupte der Dynastie als Mitstreiter gewonnen, König Philipp V. und sein Sohn König Carlos, der Erstgeborene aus Philipps zweiter Ehe. Dem unruhigen Ehrgeize der Königin Elisabeth, der farnesischen Prinzessin, waren die Ansprüche, die ihr Gemahl als Nachkomme Kaiser Maximilians II. auf Teile der österreichischen Erbschaft geltend machte, ein willkommener Vorwand, um durch die spanischen

Waffen jetzt auch ihrem zweiten Sohn, dem Infanten Don Philipp, eine Ausstattung mit Land und Leuten in Italien erkämpfen zu lassen. Der große Sieg, den im Juni die spanische Kriegsflotte vor Kartagena über die britische davongetragen hatte, gab für den Landkrieg in der Lombardei erhöhte Zuversicht. Großmütig erklärte der Madrider Hof, sich mit den italienischen Besitzungen der ausgestorbenen Habsburger begnügen zu wollen, und sagte dem bairischen Mitbewerber durch den Nymphenburger Vertrag für die Eroberung der deutschen Erblande Geldunterstützung zu.

Auf die Nachricht von dem Rheinübergange der Franzosen gab König Friedrich, endlich zufriedengestellt, unverzüglich seinem Wahlbotschafter Broich in Frankfurt den von Belle-Isle so lange vergeblich erwünschten Befehl, in allen Stücken im Einklang mit dem französischen Marschall vorzugehen. Broich hatte sich bisher auf dem Wahltage in tiefes Schweigen gehüllt. Selten hat wohl eine politische Tischrede größeres Aufsehen in Europa gemacht, als die Mitteilung, durch die nun der preußische Gesandte Ende August auf dem von Belle-Isle mit der Entfaltung größten Pompes gefeierten Namensfeste des französischen Königs eine Gesellschaft von mehr als fünfzig Diplomaten überraschte: sein König und Herr gedenke den Kurfürsten von Baiern mit 100 000 Mann zu unterstützen und werde diejenigen Fürsten, die eine zwiespältige Wahl verschulden würden, zu bestrafen wissen. Da gaben die Anhänger Oesterreichs das Spiel verloren. Der Trierer Kurfürst allein weigerte sich selbst jetzt noch, seine Stimme zu verkaufen, so wenig er auch beabsichtigte, es auf offenen Widerstand ankommen zu lassen. Die andern eilten, ihr Geschäft zu machen. „Ich sehe kein Mittel mehr," schrieb des Kurfürsten-Erzkanzlers Neffe, Graf Eltz, an seine Freunde nach Wien, „wohl ist es mit blutigen Zähren zu beweinen; wohl können die wahren, aufrichtig gut Gesinnten sagen: elf Monate haben wir gearbeitet und nichts gefangen." Nach diesem Schmerzensschrei unterzeichnete der Graf am 4. September im Namen des Kurfürsten den Unterwerfungsvertrag. Es geschehe, lautete die Erklärung, um ein leidiges Schisma zu verhüten. Waren doch vier Kurstimmen, die brandenburgische und die drei wittelsbachischen von Köln, Baiern und Pfalz, dem Baiernfürsten bereits sicher.

Dem Beispiel von Mainz folgte nach einigem Sträuben Sachsen. Die anfänglich eingehaltene Politik, der Plan, mit Oesterreich im Bunde preußische Provinzen zu erobern, war ja in Dresden längst aufgegeben. Wohl aber wünschte der König-Kurfürst sehnlicher denn je, selber auf den Kaiserthron erhoben zu werden. Als die Aussicht darauf mehr und mehr schwand, begehrte er von dem durch Frankreich mehr begünstigten Bewerber für die sächsische Stimme einen schier unerschwinglichen Preis: ganz Mähren und das nördliche Böhmen mit der Hauptstadt Prag. Der Baier aber bestritt den sächsischen Ansprüchen auf die österreichische Erbschaft jede Berechtigung. Nur durch das nachdrückliche Dazwischentreten Belle-Isles wurde der Streit um die Haut des noch zu erlegenden Löwen in dem Frankfurter Teilungsvertrag vom 19. September dahin ausgeglichen, daß Sachsen sich mit der zum Königreich zu erhöhenden Markgrafschaft Mähren, mit Oberschlesien bis auf Neiße und einem Teile von Niederösterreich zu begnügen versprach. Ihrem Kriegsherrn diese Lande zu erobern, machten die sächsischen

Truppen sich marschbereit. Von der sächsischen Garantie für die Pragmatische Sanktion wurde jetzt erklärt, sie sei nur unter der Voraussetzung erteilt, daß die Erbordnung überhaupt unangefochten bleiben würde.

Zu einem harten Bußgang mußte sich der Inhaber der neunten Kur entschließen. Der stolze Fürst, der zu Beginn des Jahres zum allgemeinen Rachekrieg gegen Preußen aufgerufen und noch am 25. Juni in einem neuen Vertrage der Königin von Ungarn nicht bloß Hülfsgelder angewiesen, sondern auch bewaffneten Zuzug verheißen hatte, er war jetzt völlig vereinzelt und von zwei Seiten selber dem Angriff ausgesetzt. Denn noch waren in der Zauche an 35000 Preußen unter Leopold von Anhalt versammelt, während dem Niederrhein jenes französische Heer sich näherte, um im westfälischen Kreis, in den Gebieten der Kurfürsten von Köln und von der Pfalz, Quartiere zu beziehen. In Hannover verbreitete sich tödlicher Schrecken. Es kam hinzu, daß auch die englischen Minister des König-Kurfürsten unter dem Eindruck des Mißerfolgs von Kartagena gar kleinlaut gestimmt waren. Nicht ohne den ihm nach Herrenhausen gefolgten Staatssekretär Harrington ins Vertrauen gezogen zu haben, entsandte Georg II. Ende August im tiefsten Geheimnis einen seiner Räte, den Freiherrn von Hardenberg, nach Paris, um für die Kurlande die Neutralität zu erwirken. Als Preis wurde die hannöverische Stimme für den Kandidaten Frankreichs geboten. Diesem selbst aber schrieb der tief gedemütigte Welfe am 13. September einen herzlichen Brief und beteuerte, daß er seines lieben Vetters von Baiern Schreiben vom 22. April, hätte er seiner Inklination und Wohlmeinung folgen dürfen, gewiß ohne Aufschub beantwortet haben würde, und jetzt, nach Beseitigung der Hindernisse, keinen Augenblick länger säumen wolle, der Bewerbung des Kurfürsten um die Kaiserkrone seine Unterstützung zuzusagen. „Nun der britisch Löw seine Pranken eingezogen,“ schrieb frohlockend Graf Königsfeld, der bairische Wahlgesandte in Frankfurt, „ist nicht länger zweifelhaft, daß sich Unanimia ergeben, welches so tröstlich als glorreich.“

Die Diplomatie sah sich am Ziele. Jetzt war es an der Kriegführung, ihre Schuldigkeit zu thun. Ueber die Maßnahmen zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes fand zwischen den Hauptquartieren fort und fort ein lebhafter Meinungsaustausch statt.

Im Einverständnis mit seinen Verbündeten, ja auf deren dringenden Wunsch, hatte sich der König von Preußen während des Hochsommers abwartend, unthätig verhalten.

Der Sieg von Mollwitz hatte ihm den Gewinn der Festung Brieg eingetragen, die einen Monat nach der vor ihren Thoren geschlagenen Schlacht nach kurzer Belagerung überging. Dann hatte Friedrich in der richtigen Erkenntnis, „daß der Stumpf des gefällten Baumes mit den Wurzeln ausgerodet werden müsse,“ einen Augenblick daran gedacht, den geschlagenen Feind von neuem aufzusuchen, Neipperg „unter den Kanonen von Neiße anzugreifen und wegzujagen“. Aber die Stellung der Oesterreicher war ihm doch zu fest erschienen. Und gegen den Ratschlag des Fürsten Leopold, durch Bedrohung von Mähren das feindliche Heer aus Schlesien abzuziehen, mögen die Erfahrungen der Sorgentage vor der Mollwitzer Schlacht gesprochen haben.

Für die Zwecke der nunmehr beschlossenen Defensive hätte das geräumige Lager hinter der Ohlau bei Strehlen, in welchem das preußische Heer seit dem 19. Juni sieben Wochen hindurch unbeweglich stand, nicht besser ausgewählt werden können. In bequemer Nähe der Magazine zu Breslau, Brieg und Schweidnitz sicherte dieses „Erholungslager“ so diese Orte wie das ganze linke Oderufer. Die Unhaltbarkeit der Zustände in Breslau, wo unter dem Deckmantel jener zu Beginn des Jahres der Stadt gewährten Neutralität die Anhänger der alten Herrschaft, die zahlreichen österreichisch Gesinnten im Stadtrat, in der Aristokratie und zumal in den Klöstern Einverständnisse mit dem Hauptquartiere Neippergs unterhielten, veranlaßte den König endlich, am 10. August Truppen in die überraschte Stadt zu werfen und Rat und Bürgern den Huldigungseid aufzuerlegen. Mit der halbrepublikanischen Sonderstellung des reichen Handelsplatzes war es seit dem Laurentiustag von 1741, diesem „krummen Lorenz“, vorbei.

Arm an großen militärischen Aufgaben, ist der Sommer von 1741 doch eine fruchtbare Lehrzeit für das Heer gewesen. Solchen Ruhelagern (camps de repos) hat der königliche Feldherr in der Folge die größte Bedeutung für die Wiederherstellung der im Kriege sich lockernden Disziplin, die Einschärfung des Dienstes, die gleichmäßige Schulung größerer Truppenmassen beigelegt. Dieses erste Mal galt seine Fürsorge vornehmlich der Waffe, an deren Ausbildung bisher so viel versäumt worden und die ihn seine Schlacht nahezu hätte verlieren lassen. Fleißig, fast täglich, mußte die Reiterei hier im Lager exerzieren. Ein schon in dem Kavallerie-Reglement von 1727 aufgestellter, aber ganz in Vergessenheit geratener Grundsatz ward mit dem größten Nachdruck in seine Rechte wiedereingesetzt: „Es soll und muß unsere Kavallerie,“ so ward es vorgeschrieben, „sich nicht anders als mit dem Degen einlassen.“ Jeder Rittmeister wurde dafür verantwortlich gemacht, daß kein Reiter in der Schwadron „während der Bataille weder den Karabiner noch die Pistolen gebrauchet“; beim Vorgehen gegen den Feind sollten die Reiter gleich in Trab fallen, alsdann, gut geschlossen „die Pferde aus vollem Halse hereinjagen und so einhauen“. Die Hauptschuld an den bisherigen schwachen Leistungen seiner Reiterei maß der König doch ihren Führern bei, die „mehr Pächter als Offiziere“ seien. Bald sah er die Früchte seiner Erziehung: zuerst bei der jüngsten Truppe des Reiterheeres, den Husaren, den Myrmidonen des Mars, wie er sie einmal nennt; „unsere Husaren,“ schreibt er, „sind die Helden des Stücks während der Intermezzi“. Schon zahlte Hans Joachim von Zieten, ein gefährlicher Schüler, dem verwegensten aller ungarischen Husaren, dem General Baranyai, der ihn während des gemeinsamen Rheinfeldzuges von 1735 im kleinen Kriege geschult hatte, blutig das Lehrgeld heim.

Ende Juli zeigte der König dem französischen Gesandten in dem Strehlener Lager 62 Schwadronen, bei denen kein Mann und kein Pferd fehlte. Ein Vierteljahr vorher, kurz nach der Schlacht, hatte Valory diese Reiterei im traurigsten Zustande gesehen; die abgemagerten und vor Kälte halberstarrten Tiere von damals waren jetzt mutig und wohlgenährt, als wenn sie eben aus der Garnison kämen. „Diese Reiterei in ihrem jetzigen Zustande,“ so berichtete Valory an seinen Hof, „ist fürwahr das Ueberraschendste, was sich in seiner Art denken läßt.“

Nur geringer Nachhülfe bedurfte die Infanterie. Seit Mollwitz waren ihre bewundernswerten Leistungen in aller Munde. Als Belle-Isle sein Gast war, ließ der König das erste Bataillon Garde vor dem Marschall exerzieren, und was dieser hier von der Schnelle und Genauigkeit des preußischen Infanteriefeuers kennen lernte, überstieg noch seine hochgespannten Erwartungen. Mit staunender Bewunderung überzeugte er sich, daß beim Pelotonfeuer die acht in bestimmter Reihenfolge feuernden Pelotons des Bataillons in der Minute zusammen auf acht, mindestens auf sechs Salven kamen, während beim Heckfeuer, wo je zwei Rotten, je sechs Mann, schnell nacheinander losdrückten, gar zwölf zeitlich getrennte Salven in der Minute abgegeben wurden. Belle-Isle meinte, im Kampf auf Entfernung, im Kampf mit der Feuerwaffe werde diese Infanterie jeder anderen überlegen sein, im Bajonettkampf jedoch würde sie von der französischen geworfen werden. Dem preußischen Heere insgesamt stellte der französische Marschall das Zeugnis aus, daß Mannszucht, Subordination und Pünktlichkeit hier bis zu einer Vollendung gesteigert seien, wovon er, auf Außerordentliches gefaßt, doch nur eine ungenügende Vorstellung gehabt habe.

Was sonst in dem preußischen Lager den fremden Gästen besonders auffiel, war der schier spartanische Verzicht auf jegliche Bequemlichkeit: der König selbst ist gestiefelt vom ersten Aufstehen an bis zu dem Augenblick, wo er schlafen geht; er trägt den einfachen blauen Uniformrock, in welchem ihn nur sein Ordensstern und die Epauletten kenntlich machen; auch des Königs Bruder, der Prinz Wilhelm, und alle Generale haben keine andere Kleider ins Feld mitgenommen, als ihre Uniformen, und diese Uniformen sind ausgesucht einfach und noch dazu so kurz, daß sie eher als Westen denn als Röcke zu betrachten sind. Der Herzog von Holstein-Beck erzählte den staunenden Franzosen, daß er, obgleich ältester Generallieutenant, acht Monate im Jahr bei seinem Regimente zubringe und daß er es aus Königsberg bis hierher nach Schlesien Tag für Tag auf dem Marsche begleitet habe, wie ein schlichter Oberst. An der Tafel des Königs wurden dem französischen Marschall und seinen Begleitern nur drei Gänge, die gewöhnliche Feldkost vorgesetzt: gesottenes Fleisch, Braten und Gemüse; auf Zwischengerichte und auf den Nachtisch warteten die verwöhnten Gäste vergebens; als Getränk diente Champagner. Die Tafel wurde während Belle-Isles Besuch, da es draußen naß und kalt war, zu zwölf Gedecken in dem kleinen Schlafraum des königlichen Zeltes hergerichtet; sonst pflegten für den König und die Offiziere seines Hauptquartiers vier große Tafeln mit je vierzig Plätzen unter offenen Zelten gedeckt zu werden. Trotz der wenigen Gänge saß der König mit den französischen Herren anderthalb Stunden in sehr lebhafter Unterhaltung bei Tisch; der Kaffee ward darauf im Stehen eingenommen.

Von der Ausübung der Feldherrnpflichten durch den König bezeugt unser Berichterstatter, er befehlige sein Heer nicht wie es sonst ein General thue, mit Beschränkung auf die entscheidenden Dinge, sondern er unterziehe sich allen irgend wie wichtigen Verrichtungen: „Er quartiert sich unter einem Zelt ein, im Mittelpunkt seines Lagers; er ist es, der alle Befehle erteilt und sich um den ganzen Einzeldienst kümmert, welchen in den französischen Heeren der Quartiermeister von der Kavallerie und der Generalmajor versehen; er befaßt sich mit der Ver-

pflegung, der Artillerie und dem Geniewesen, er hat auch selber den Plan zur Berennung von Brieg entworfen. Er erhebt sich früh um vier Uhr, steigt zu Pferde und besucht vom rechten Flügel bis zum linken alle Posten und Außenposten seines Lagers. Er versieht persönlich alle Offiziere oder Generale, die er abordnet, mit Befehlen und Verhaltungsmaßregeln, und ihm persönlich erstatten alle, die sich zurückmelden, ihren Bericht." Der französische Gast war wiederholt Zeuge, wie der König sogar die Deserteure und Spione, sowie ein paar eingebrachte Gefangene persönlich ausfragte. Wie viel leichter sei es doch, schreibt Friedrich in diesem Sommer einmal an seinen gelehrten Freund Jordan, hundert wissenschaftliche Schlußfolgerungen zu machen, als einem wachsamen Feinde einen einzigen Vorteil abzugewinnen.

Die doppelte Aufgabe, welche die preußischen Truppen nach der ihnen vergönnten Ruhepause für den Herbstfeldzug erwartete, war die Verdrängung des Feindes aus Schlesien und die Wegnahme von Neiße. Beides, schrieb der König dem alten Dessauer am 15. August, müsse notwendig erreicht werden, „woferne ich sonsten geruhige Winterquartiere haben und nicht demselben Lärm exponiert sein will, als in den vorigen Winterquartieren geschehen".

Die Frage war, ob Neipperg, wenn jetzt die Franzosen und Baiern ihren Feldzug eröffneten, überhaupt noch blieb, ob er nicht freiwillig Schlesien räumte. Ruhmredig verhießen es die Franzosen, daß ihre Operationen die preußische Kriegführung sofort entlasten würden; eine Denkschrift, welche Valory am 2. September dem Könige vorlegte, sprach die Voraussetzung aus, daß Neipperg alsbald den Befehl zur Räumung Schlesiens erhalten werde; dann habe der König freie Hand zur Belagerung von Neiße und von Glatz.

Was aber dachten die Verbündeten zu unternehmen, um solche Wirkung zu erzielen?

Friedrich beharrte bei seiner dem bairischen Kurfürsten entwickelten Ansicht, daß der Marsch auf Wien den Krieg entscheiden werde und entscheiden müsse. Den schriftlich dargelegten Gründen ein desto größeres Gewicht zu verschaffen, sandte er Ende Juli den Feldzeugmeister Schmettau nach München, den soeben aus dem österreichischen Kriegsdienst in den preußischen übergetretenen neumärkischen Vasallen, den besten Kenner der österreichischen Landkarte und der verwahrlosten Zustände in der alten Heimat. Samuel von Schmettau gewann gleich aus den ersten Unterredungen den Eindruck, daß Karl Albert persönlich dem Plane nicht abgeneigt sei, daß aber ein gemessenes Verbot seiner französischen Gönner ihm den Weg nach Wien versperre. „Ich bemerke wohl," schreibt Schmettau in seinem ersten Berichte aus München, „daß der Kurfürst mit 22 Bataillonen und 25 Schwadronen gegen 44 Bataillone und 100 Schwadronen nicht das thun kann, was er will, sondern nur, was der Stärkere will." Gleichwohl gab der energische, leidenschaftliche Mann die Hoffnung nicht auf, durch die zwingende Macht seiner Gründe den stumpfen Widerstand, auf den der Plan seines Königs stieß, schließlich zu besiegen. Mußte man ihm zugeben, daß die Einnahme der Hauptstadt ein unfehlbares Mittel zur schleunigen Beendigung des Krieges sei, so schien es nur darauf anzukommen, die Möglichkeit, die Leichtigkeit der Einnahme zu beweisen. Schmettau riet, die Truppen zu Schiff den Strom hinunter

fahren zu lassen und vor Wien auf der Taborinsel und in der Leopoldstadt ans Land zu setzen; von Verteidigern entblößt, für die Verteidigung nicht ausgerüstet, sei dann die Stadt nicht mehr zu halten.

Man wird diesen Ausführungen die Sachlichkeit kaum abstreiten können. So rastlos und rücksichtslos auch Graf Khevenhüller in Wien den Aufgaben der Verteidigung zu genügen, die schwache Besatzung zu vermehren, die verfallenen Festungswerke auszubessern bemüht war, die Aussicht, einen ernsten Angriff abzuwehren, war äußerst gering; denn außer den 4000 Mann, welche die Wälle verteidigen sollten, standen in den beiden Erzherzogtümern nur zwei Reiterregimenter; die Haltung der Bevölkerung aber war, seit der Hof nach Preßburg übergesiedelt war, immer unzuverlässiger geworden, die Abneigung gegen den Lothringer immer ausgeprägter. Wiederholt berichtete der sächsische Gesandte in Wien seinem Hofe, es sei zu besorgen, daß der Kurfürst von Baiern mit großer Freude aufgenommen werde.

Am 20. August teilte der Kurfürst Schmettau im Vertrauen mit, daß er sich für die Unternehmung auf Wien entschieden habe, aber in einer Konferenz, die selbigen Tags zur Abendstunde Schmettau, den Kurfürsten, dessen Feldmarschall Törring, den französischen Gesandten Beauvau und den Grafen Mortagne, Generalquartiermeister des durch Schwaben heranmarschierenden Hülfsheeres, im Schlosse zu Nymphenburg vereinigte, konnte der Preuße von den beiden Franzosen nur so viel erreichen, daß sie ihren ursprünglichen Plan, durch die Oberpfalz nach Böhmen vorzugehen, fallen ließen und sich zu einem Marsche donauabwärts bis zur Traun bereit erklärten. Von dort aus würde man, so meinten sie, je nachdem die Oesterreicher Wien oder Prag deckten, sich nach der Seite zu wenden haben, wo der Feind sich die größte Blöße gebe.

Wenn Beauvau und Mortagne sowohl hier in Nymphenburg wie nachher auf dem Marsche noch bis in den Oktober hinein dem Freiherrn von Schmettau die Aussicht auf den Zug nach Wien nicht ganz genommen haben, so ist doch in Wirklichkeit die französische Heeresleitung, der Marschall Belle-Isle zu Frankfurt, dem Gedanken keinen Augenblick näher getreten. Schon in dem Feldzugsplan, den Mortagne im April dem Kurfürsten von Baiern vorlegte, wurde Prag als nächstes Ziel gewiesen, und bei den Beratungen zu Anfang Juni, während des Marschalls Besuch am bairischen Hofe, entfernte man sich von dieser Grundlage nicht; unverwandt blieb auch fürderhin Belle-Isles Blick auf Prag gerichtet.

Die französischen Generale haben sich für ihre ablehnende Haltung gegen den preußischen Feldzugsplan immer auf rein militärische Gründe berufen, auf den Mangel an Belagerungsgeschütz, die vorgerückte Jahreszeit, die Unmöglichkeit, eine Unternehmung von solcher Bedeutung zu improvisieren. Aber Schmettau wollte sich bei seiner genauen Kenntnis der militärischen Zustände in Oesterreich und in Wien nicht überzeugen lassen, daß diese Gründe in Wahrheit für die französische Kriegführung bestimmend sein könnten. Er legte ihr tiefere Motive unter, politische Motive.

Nach seinen Beobachtungen beabsichtigten die Franzosen einesteils, den Krieg in die Länge zu ziehen, um ihre Truppen einige Jahre auf Kosten Deutschlands zu unterhalten. Ihr Hauptbedenken aber schien ihm zu sein, daß die Einnahme

von Wien den Kurfürsten von Baiern zu mächtig, zu selbständig mache und an die Stelle des zu Boden gedrückten Oesterreichs eine neue Großmacht, die wittelsbachische, setze. „Ew. Majestät sieht besser als irgend wer,“ berichtete Schmettau am 10. September an seinen Gebieter, „daß es für Frankreichs Zwecke dient, drei oder vier mittlere Mächte in Deutschland zu haben und keine von ihnen so weit emporkommen zu lassen, daß sie Frankreich die Stirn bieten könnte“. Nur in dieser Absicht suche Frankreich jetzt den Sachsen innerhalb des Bündnisses einen Teil der österreichischen Beute zuzuwenden.

Ohne Frage hat Schmettau den Grundgedanken der damaligen französischen Politik richtig durchschaut. Derselbe Beauvau, den er in München traf, hatte schon im Winter nach der Rückkehr von seiner Berliner Mission dem Kardinal Fleury vorgestellt: „Die Häuser Sachsen, Pfalz, Baiern und Brandenburg werden nur unser Interesse fördern, wenn sie die Königin von Ungarn rupfen, und wir haben nicht zu fürchten, daß die Beute, unter sie verteilt, eines dieser Häuser bis zu einem für uns beunruhigenden Grade vergrößert.“ Schmettau hat später sogar behauptet, dieser Beauvau habe sich in Nymphenburg das Wort gegen ihn entfahren lassen: wenn man den Kurfürsten zum Herrn von Wien mache, werde man des Kurfürsten nicht mehr Herr bleiben. Und Karl Albert selbst hat sich Schmettaus Auffassung durchaus angeschlossen, wenn er bei einem traurigen Rückblick auf den Feldzug von 1741 zu ihm sagte: „Sie wissen selbst, Herr Marschall, wie richtig und unfehlbar der Plan Ihres königlichen Herrn war, womit Sie nach München kamen, der Plan nach Wien zu gehen; der Krieg wäre unfehlbar sofort beendigt gewesen, aber die Franzosen haben die Geiß schonen wollen und den Kohl dazu; sie wollten nicht, daß ich mich zum Herrn von Wien machte, und hatten ihre Gründe, die deutschen Mächte durch einander zu vernichten und nachher den Löwenanteil zu nehmen.“

So unleugbar es ist, daß die französische Staatskunst in Deutschland nicht aufbauen, sondern zerstören wollte, so scheint es gleichwohl kaum gerechtfertigt, einen äußeren Zusammenhang zwischen dieser Politik und der Feststellung des französischen Feldzugsplans von 1741 anzunehmen. Diejenigen politischen Erwägungen, die nachweisbar eingewirkt haben, waren anderer Natur: Mortagne mußte zu München im April den Marsch nach Prag unter dem Gesichtspunkte empfehlen, daß nach der Besetzung Böhmens auch die böhmische Kurstimme dem Kurfürsten von Baiern zufalle, und Belle-Isle bezeichnete Anfang Juni seinem eignen Hofe als Hinderungsgrund gegen den Marsch auf Wien die schwankende Haltung des Königs von Preußen.

Das war noch bevor Belle-Isle die Nachricht von Friedrichs Entschlusse, von der Unterzeichnung des Bündnisses hatte. Trügen nicht alle Zeichen, so ist es auch später, allerdings in veränderter Weise, mit einem Seitenblick auf Preußen geschehen, daß Belle-Isle so hartnäckig den Aufforderungen, nach Wien zu ziehen, sein Ohr verschloß. Seine geheimsten Gedanken enthüllen sich, wenn er dem Kurfürsten von Baiern einmal schreibt: „Herr von Schmettau hat Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht nie andere Ratschläge gegeben, als im Sinne seines Herrn; der König war nur beflissen, Neiße zu nehmen; und außer Stande, Neipperg daraus zu entfernen, wollte er um jeden Preis, daß ihre Bewegungen

auf Wien diese Wirkung ausübten — ich habe seine Absicht vom ersten Tage an erraten."

Das Bestreben, alles zu vermeiden, was den Abmarsch Neippergs aus Schlesien veranlassen konnte, und somit dem Verbündeten die Bestehung des feindlichen Heeres allein aufzubürden, war ja freilich ein allzu natürliches, als daß die Unbefangenheit des von Belle-Isle abgelegten Selbstbekenntnisses auffallen dürfte. Nur war es dann von den Franzosen nicht eben loyal gehandelt, wenn sie in jener von Valory dem König von Preußen überreichten Denkschrift die Berechtigung des Wunsches anerkannten, von der bisher allein getragenen Bürde des Kriegs entlastet zu werden, wenn sie ihn in dieser Beziehung auf die Wirkung ihrer eigenen demnächstigen Operationen anwiesen. Man sieht zugleich, ob es aufrichtig gemeint sein konnte, wenn in derselben Denkschrift dem Könige versichert wurde, daß die Unternehmung auf Prag nicht minder als die Bedrohung Wiens den Abmarsch Neippergs aus Schlesien zur Folge haben werde, da die Deckung Böhmens für die Königin von Ungarn von ungleich höherer Wichtigkeit sei als die weitere Verteidigung Oberschlesiens. Just diesen Abmarsch Neippergs, den sie im Interesse des Königs von Preußen bewirken zu wollen vorgaben, suchten die Franzosen, soviel an ihnen war, zu verhindern: er wurde unwahrscheinlicher, wenn sie sich nach Böhmen und nicht nach Wien wandten.

Auffallen könnte dabei, daß Belle-Isle, statt den Marsch auf geradem Wege nach Prag anzuordnen, sich ein wochenlanges Verweilen des französisch-bairischen Heeres an der Donau gefallen ließ; aber diese Zögerung erklärt sich einfach daraus, daß die Truppen für den Vorstoß in das Innere von Böhmen nicht marschbereit waren, solange sie ihre Feldausrüstung noch immer nicht fertig hatten, und daß somit, wollte man nicht unthätig in Baiern sitzen, die Zwischenzeit sich nur mit Scheinbewegungen an der Donau ausfüllen ließ.

Schon am letzten Tage des Juli hatten die Baiern durch einen Handstreich sich der Stadt und Feste Passau bemächtigt; sie erklärten, daß die Sicherung der bairischen Lande solches erheische, und daß es nicht beabsichtigt sei, der landesherrlichen Oberhoheit des Bischofs auf die Dauer Abbruch zu thun. Dann vergingen lange Wochen, ehe wieder etwas geschah, und Schmettau klagte voll Ungeduld, die Baiern seien von einer Langsamkeit, die ein wenig an die österreichische erinnere. Am 12. September endlich überschritt das verbündete Heer die Grenze; die Franzosen bestiegen große Kähne, welche sie gemächlich die Donau hinunter trugen. Am 15. bezog der Kurfürst, der offiziell den Oberbefehl führte, das Schloß zu Linz, ohne Widerstand gefunden zu haben. Die französischen Unterfeldherren — Belle-Isle selbst war in Frankfurt geblieben — gaben zu, daß die Besetzung Oberösterreichs ungleich größere Wirkungen erzielte, als der Vormarsch durch die Oberpfalz hätte haben können.

Aber nach den glänzendsten Anfängen, vor den lockendsten Aussichten die alte Langsamkeit und Unthätigkeit im Hauptquartier. War bisher verzagter Kleinmut die Ursache der Zögerungen gewesen, so griff jetzt verblendete Hoffnungsseligkeit Platz. Unermüdlich übergab Schmettau Denkschrift über Denkschrift; er blieb dabei, wolle man den Krieg schnell enden, so müsse man „die Karthager in Karthago" angreifen. Beauvau, im Herzen für den Angriff auf Wien, eignete

sich die Argumente des Preußen mit großer Gelehrigkeit an, um das längere Verweilen an der Donau bei seinem Herrn und Meister Belle-Isle zu rechtfertigen, und wirklich erreichte er so viel, daß dieser die Vorschiebung der Truppen über die Traunlinie bis nach Krems gut hieß. Bald aber wurde Belle-Isle gegen alle Vorstellungen taub und verstand nun, sich für seinen Willen mit allem Nachdruck Geltung zu verschaffen. Bis tief in den Oktober hinein wurde in Wien die Ankunft des Landesfeindes mit Sicherheit erwartet. Die Kaiserin Amalie, die Witwe Josephs I., der Kurfürstin von Baiern Mutter, bat zu Anfang des Monats in einem beweglichen Briefe ihren Schwiegersohn um Schonung für die Kirchen und Klöster der Hauptstadt und empfahl ihm, nach dem Einzuge seine Wohnung im Belvedere, dem Schlosse des Prinzen Eugen, zu nehmen. Damals aber hatte Karl Albert nach fortwährendem Schwanken sich bereits in den Willen Belle-Isles gefügt, und seit dem 20. Oktober befand sich das Heer, das nur der Wiener Wald noch von der alten Kaiserstadt getrennt hatte, in vollem Abmarsch auf Prag.

König Friedrich war auf die schließliche Wendung seit lange vorbereitet, denn Belle-Isle und Valory hatten ihm aus der Absicht, mit der Einnahme von Prag des Kriegs für dieses Jahr genug sein zu lassen, nie ein Hehl gemacht. Von der Rückwirkung dieser bescheidenen Diversion auf die militärische Lage in Schlesien nicht allzu viel erwartend, beschloß er sich selber zu helfen. Eine neue Schlacht sollte die Dinge zur Entscheidung bringen.

Er hätte schon am 15. August, als er das Lager bei Strehlen aufhob, durch einen Vormarsch in südlicher Richtung den bei Baumgarten lagernden Marschall Neipperg von der Festung Neiße abschneiden können. Doch vermochte er sich nicht sofort zu entschließen, das große Magazin in dem unbefestigten Schweidnitz seinem Schicksal zu überlassen; das neue Lager, bei Reichenbach, wurde vornehmlich zur Deckung von Schweidnitz, der den Oesterreichern wegen ihrer unverhüllten preußischen Gesinnung arg verhaßten Stadt, gewählt. Des Feindes nur einige Meilen entfernte feste Stellung bei Frankenstein anzugreifen, schien nicht gerade dem König, wohl aber seinen Generalen bedenklich; so entschloß er sich denn, den Marsch an die Neiße jetzt gleichwohl auszuführen, sich zwischen das Heer und die Festung zu drängen, den abgeschnittenen Gegner entweder zu schlagen oder zum Abzug aus Schlesien zu zwingen, und dann Neiße und Glatz zu nehmen, die letzten Bollwerke der österreichischen Herrschaft im Lande.

„Morgen marschieren wir," verkündet er am 7. September seinem Jordan, mit dem er in Prosa und Versen unausgesetzt launige Briefe wechselte; „ich werde mich für einige Tage von den Musen scheiden lassen, aber da das, was wir vorhaben, die Ruhe in Schlesien ganz wiederherstellen und die Grundlage für unsere Winterquartiere schaffen soll, so liegt mir das Gelingen außerordentlich am Herzen." Noch ungleich Größeres schien erreichbar. An Podewils schreibt Friedrich am 5.: „Die Baiern müssen nach meinen Berechnungen schon in Oesterreich stehen, und ich glaube, daß augenblicklich in Wien die helle Angst herrschen muß. Ich marschiere, um sie von hier aus in Unruhe zu setzen

und ihnen so viel Schaden zuzufügen, als ich kann. Das kann auf die Länge nicht dauern, und nach dem, was der eindringendste Verstand zu ermessen vermag, steht dieses stolze und hochmütige Haus am Ziel seines Unterganges."

In der That würde ein neuer Sieg der preußischen Waffen in Schlesien, eine Niederlage der einzigen Feldarmee, welche die von allen Seiten bedrängte Königin hatte, ein Ereignis von unermeßlicher Wirkung gewesen sein. An dem Ernste der Absicht, dem Hause Oesterreich den „tödlichen Streich" zu versetzen, kann nicht gezweifelt werden; aber eines jener Mirakel, deren Dazwischenkunft dieses Haus so oft dankerfüllt gepriesen hat, wandte das Verhängnis. Das preußische Heer bricht am 7. September in später Abendstunde aus dem Lager auf, undurchdringlicher Nebel läßt bei der Nacht die Vorhut den Weg verfehlen, sie bewegt sich im Kreise und steht am Morgen nicht vor, sondern hinter dem Hauptheere, sie selbst und die zur Ueberbrückung der Neiße bestimmten Pontons. Die verlorene Zeit ist nicht mehr einzuholen. Als die Spitzen des Marsches am 11. an der Neiße eintreffen, defiliert bereits drüben das ganze österreichische Heer. Neipperg hat mit der Festung wieder Fühlung, er kann sie und sie ihn decken, der große Plan des Königs ist mißlungen.

Da war es, daß er mit dem Feldherrn, dem er die Schlachtentscheidung nicht aufzuzwingen vermochte, zu unterhandeln begann, nur von dem einen Gedanken noch besessen, Neiße vor der Winterszeit in seine Gewalt zu bekommen, was immer der Preis sein mochte.

Friedrich hatte die Verhandlungen mit den Vertretern des Königs von England nie ganz fallen lassen, ohne indes, wie wir sahen, in den ersten Zeiten nach der Unterzeichnung des französischen Bündnisses einen anderen Zweck damit zu verfolgen als die Geheimhaltung dieses Vertrages. Eine größere Bedeutung gewann für ihn dieses „Chipotieren" vorübergehend in den Julitagen, als er, damals nicht ohne Grund, auf den Argwohn kam, daß Frankreich mehr versprochen habe, als es zu halten willens oder im stande sei. Sehr bezeichnend hat er in diesen Tagen, wo er die englische Vermittelung ernsthafter aufzufassen begann, das sogenannte Ultimatum vom 1. Juni, das den bisherigen Verhandlungen als Grundlage gedient hatte, zurückgenommen und seine Ansprüche auf ihr früheres Maß erhöht; statt der vier Herzogtümer Glogau, Liegnitz, Wohlau und Schweidnitz forderte er wieder ganz Niederschlesien mit Breslau. Der Wiener Hof war noch immer weit davon entfernt, diese Forderungen zuzugestehen. Zweimal kam und ging Sir Thomas Robinson, aus Preßburg gesandt die Friedensbemühungen Lord Hyndfords zu unterstützen. Er bot das erste Mal als Ersatz für Schlesien Limburg und das österreichische Geldern, er bot das zweite Mal die Verpfändung eines Stücks von Niederschlesien, nördlich einer Linie von Greifenberg bis Adelnau; er forderte als Gegenleistung alles, was im Winter Graf Gotter zu Wien geboten hatte. Der König, bei dem es der an sich wohlmeinende, nach wie vor eifrig um den Ausgleich bemühte Brite durch sein wenig geschicktes, zufahrendes Auftreten verdarb, hielt ihm in seinem Zelte eine lange, pathetische Ansprache, um dem in den Ton einer Unterhausrede verfallenen Diplomaten mit gleicher Münze zu dienen. Nach Robinsons zweiter Ankunft in Breslau aber weigerte er sich in verletzender Weise, mit Ausdrücken der Ent-

rüstung und der Wut, den Unterhändler überhaupt zu empfangen: es war zu Ende August, als soeben die verheißungsvollen Nachrichten aus Frankreich und aus Baiern gekommen waren. Podewils erhielt den Auftrag, diesen „Faquin“ von Engländer, und wie die noch stärkeren Bezeichnungen alle lauteten, aus Breslau „fortzujagen“, unverzüglich, binnen 24 Stunden.

Robinson, gegen den Podewils sich seines Auftrages natürlich in der schonendsten und artigsten Form entledigte, nahm den Eindruck mit, daß das einzige, was noch zu erhoffen, die Zusage der Neutralität sei, und daß auch diese nur gegen die Abtretung von ganz Niederschlesien nebst Breslau zu erlangen sein werde. Hyndford, der zurückblieb, unternahm es, durch den ihm befreundeten Gouverneur von Breslau, den General von der Marwitz, zu erkunden, ob dieses letzte Rettungsmittel noch anwendbar sei. Nach ein paar Tagen ließ ihn Marwitz zu sich bitten; einen Zettel in der Hand, den er nachher zerfetzte, las er dem Lord einige abgerissene, nebeneinander gestellte Notizen vor, die als die Grundlage für einen Vergleich dienen könnten: „Ganz Niederschlesien, der Neißefluß als Grenze. Die Stadt Neiße, ebenso wie Glatz. Auf der anderen Seite der Oder die alten Grenzen zwischen den Herzogtümern Brieg und Oppeln. Namslau für uns. Die Religionssachen in statu quo. Keine Abhängigkeit von Böhmen. Abtretung für ewig. Zum Entgelt werden wir nicht weiter gehen; wir werden Neiße pro forma belagern. Der Kommandant wird sich ergeben und abziehen. Wir werden die Winterquartiere ungestört nehmen, und sie werden ihre Armee hinführen können, wohin sie wollen. Das alles muß in zwölf Tagen gemacht sein.“

Es war am Morgen des 9. September, daß Hyndford diese Bedingungen mitgeteilt erhielt. Der König muß sie formuliert haben, im Begriff sein Lager bei Reichenbach abzubrechen und sich Neipperg in den Weg zu legen. Wie es scheint, wollte er für alle Fälle einen Mißerfolg seines Anschlages gegen Neiße durch die Anbahnung einer anderweiten Auskunft ausgleichen.

Binnen vierzehn Tagen hatte er mit Neipperg und mit Neiße fertig zu werden gemeint; in der gleichen Frist etwa sollte ihm jetzt, nach dem Fehlschlagen der kriegerischen Unternehmung, Hyndford durch seine Verhandlung Neiße schaffen. Wie groß Friedrichs Ungeduld war, das beweist die dringende Einladung an den Lord, noch vor dem Eintreffen der Antwort aus Preßburg zu ihm in das Lager zu kommen, beweist der Auftrag an den Obersten Goltz, noch vor Hyndfords Ankunft auf dem kürzesten Wege, ohne einen Vermittler, eine Anknüpfung mit Neipperg zu suchen.

Inzwischen hatte sich wie bei Friedrich so auch bei seiner großen Gegnerin die entscheidende Wendung vollzogen. Zu den Reisen Robinsons hatte Maria die Erlaubnis nur erteilt, um, wie sie selbst sagte, ihre Minister zu täuschen. Ihren wirklichen Vertrauten, den Bartenstein und Kinsky, machte sie kein Hehl daraus, daß sie von Schlesien kein Stück preisgeben wolle. Darum hatte sie es veranstaltet, daß Robinson auch bei seinem zweiten Erscheinen nichts als Kärglichkeiten bieten konnte; denn um so sicherer wurde sie dadurch der ersehnten Ablehnung, und vielleicht war inzwischen eine Verständigung anderwärts erzielt. In Versailles bemühte sich bei Fleury nicht bloß Wasner, ihr trotz der nicht

mehr verhüllten Feindseligkeit Frankreichs auf seinem Posten verharrender Resident, sondern auch der Gesandte ihres Gemahls, der Lothringer Stainville; zu Belle-Isle nach Frankfurt wurde demnächst der Hofkriegsrat Koch gesandt. Man bot den Franzosen Luxemburg, falls sie den Kurfürsten von Baiern bestimmen würden, statt der deutschen Erblande sich mit dem österreichischen Besitz in den Niederlanden oder in Italien zu begnügen. An den Kurfürsten selbst erging das gleiche Angebot; immer flehentlicher wurden die Briefe der alten Kaiserin Amalie an den Schwiegersohn und die Tochter, und zudem, um nichts unversucht zu lassen, wurden gleichzeitig der päpstliche Nuntius und ein jüdischer Finanzmann in Bewegung gesetzt. Freilich gab Monsignore Doria gar bald seinen Unwillen über solchen Mitarbeiter an dem gemeinsamen Werk zu erkennen, und mußte durch die Erklärung begütigt werden, daß man sich dieses schlechten Werkzeuges im Ernst nicht habe bedienen wollen.

Nun ließen die Nachrichten von der bairischen Grenze, die Anfang September in Preßburg eintrafen, die letzte Hoffnung erlöschen. Es war in diesen Tagen, daß die junge Königin, das alte Mißtrauen ihres Hauses gegen die Unterthanen der Stefanskrone überwindend, vor den versammelten ungarischen Ständen in herzbewegender Rede, Thränen im Blick und schließlich von Schluchzen überwältigt, ihre Person und ihr Haus, ihre Krone und ihre Kinder der seit Jahrhunderten erprobten Tapferkeit der magyarischen Nation anvertraute. Aber ehe von dem Massenaufgebot, das der Landtag begeistert bewilligte, nur ein Mann zur Stelle war, konnte die Sache der Königin verloren sein. Sie zwang ihrem Stolz und ihrem Haß das schmerzlichste Opfer ab. Als Hyndfords Eilbote mit dem durch Marwitz vermittelten Anerbieten am 14. September eintraf, war der Widerstand der tapferen Frau bereits gebrochen. Ohne den alten heimlichen Vorbehalt fügte sie sich den Beschlüssen der Staatskonferenz. Die bewaffnete Hülfe Preußens und die brandenburgische Kurstimme konnte man nicht mehr fordern wollen; Neipperg erhielt einfach Vollmacht, zu gewähren, was verlangt wurde. Doch sollte er Glatz und womöglich Neiße zu retten suchen.

Nur noch um diese beiden Nebenfragen, sowie wegen der Ausdehnung der Winterquartiere ist bei den Verhandlungen zwischen Neipperg, Hyndford und Goltz gestritten worden. Noch mußten mehrere Kuriere hin und her gehen; Glatz ward in der That abgehandelt. Auch das erregte Bedenken, daß der König keinen Vertrag schließen, sondern nur mündliche Verabredungen treffen wollte. Als äußerstes Zugeständnis ließ er sich soviel abgewinnen, daß, als die beiden Feldherren, der König und der Marschall, am Nachmittag des 9. Oktober zur endgültigen Feststellung des während der letzten Wochen Verhandelten auf dem Schlosse zu Kleinschnellendorf sich trafen, der englische Gesandte über den Inhalt der Vereinbarung ein Protokoll aufnehmen durfte, dessen Fassung bereits vorbereitet war.

Der Kernpunkt des Protokolls von Kleinschnellendorf lag in dem neunten Artikel: „Am 16. dieses Monats wird sich der Marschall Graf von Neipperg nach Mähren zurückziehen und von da wohin er will.“ Die Preußen hatten nach einigen sehr geschickt ausgeführten Bewegungen Ende September eine Stellung zwischen Friedland und Steinau gewählt, in der die Heerstraße von Neiße über

Neustadt und Jägerndorf nach Mähren von ihnen beherrscht wurde; der König hätte in der That den Abzug der österreichischen Streitmacht, die jetzt zur Verteidigung der übrigen Erblande verfügbar wurde, verhindern können, und darin lag augenblicklich seine politische und militärische Stärke. Der große Vorteil, welcher der Königin aus der Befreiung ihres einzigen Heeres erwuchs, wurde durch die Uebergabe der Festung Neiße, die nach vierzehntägiger Scheinbelagerung erfolgen sollte, nicht zu teuer erkauft, zumal da der Fall der Festung nach dem Abzuge Neippergs ohnehin nicht zu hindern war. Auch in den Winterquartieren, die dem Könige in Oberschlesien zugestanden wurden, hätte man ihn nach der Räumung des Landes, wie man sich auf österreichischer Seite nicht verhehlte, nicht zu stören vermocht.

Der militärische Inhalt der Abkunft brachte somit den größeren Gewinn den Oesterreichern. Die Vorteile für Preußen lagen auf der politischen Seite. Hier erteilte die Königin von Ungarn durch Neippergs Mund die Zusage, in einem Friedensvertrage, den man Ende Dezember abzuschließen versuchen wolle, ganz Niederschlesien bis zur Neiße, und östlich der Oder bis zu den Grenzen des Herzogtums Oppeln, an den König von Preußen abzutreten.

Mit diesem Artikel ist König Friedrich über die Grenzen eines rein militärischen Abkommens, wie es ihm ursprünglich vorgeschwebt hatte, hinausgegangen. Nur um die Festung Neiße und gesicherte Winterlager war es ihm zunächst zu thun gewesen. Sehr bald überzeugte er sich, daß er bei der Gunst seiner Lage weit mehr bekommen könne. Ihn zugreifen zu lassen, haben politische und militärische Gründe zusammengewirkt.

In seinen Memoiren hat er später die politischen in den Vordergrund gestellt. Als sein vornehmster Beweggrund bei den Kleinschnellendorfer Verabredungen erscheint dort die Besorgnis vor einem überwältigenden Anschwellen der Macht Frankreichs und der Wunsch, das Haus Oesterreich vor dem gänzlichen Niedergange zu retten. Und thatsächlich hat Friedrich bei der Begegnung mit Neipperg am 9. Oktober solchen Erwägungen Ausdruck gegeben. Er, der vor einem Monate sich gerühmt, dem Hause Oesterreich den tödlichen Streich versetzen zu wollen, war inzwischen durch jene Warnungen Schmettaus stutzig geworden; den thatsächlichen Verhältnissen durchaus entsprechend, hatte Schmettaus Auffassung von der französischen Politik selbst als bloße Vermutung allzuviel Wahrscheinlichkeit für sich, als daß Friedrich sie nicht hätte teilen sollen. Der Argwohn wich nicht mehr von ihm, daß es des Kardinals Absicht sei, in Deutschland eine Art Gleichgewicht der Macht zu begründen, dort nur noch kleine Herren, Kleinkönige („reguli") zu dulden und einen mit dem andern zu balancieren. Lag nicht in der auffälligen Begünstigung Sachsens durch die Franzosen der Beweis dafür, daß sie in diesem Staate, in diesem Zukunftskönigreich Mähren, dessen Beitritt zu der Koalition Friedrich für unwesentlich, ja überflüssig hielt, ein Gegengewicht gegen Preußen schaffen wollten, zunächst innerhalb der Koalition und später in dem neuen deutschen Staatensystem?

Noch anderes kam hinzu, den König gegen die französische Politik zu verstimmen und mißtrauisch zu machen. Da hatte Belle-Isle durch Valory seine Ueberzeugung aussprechen lassen, daß Frankreich in der Frage der hannöverschen

Neutralität nicht anders als im Einvernehmen mit Preußen vorgehen werde, und Friedrich hatte daraufhin durch Podewils eine Verhandlung mit dem hannöverschen Gesandten Schwichelbt einleiten lassen, in der als Preis für Preußens Verwendung im Interesse der für das Kurfürstentum begehrten Neutralität der Verzicht auf die Landerwerbspläne des vorangegangenen Frühjahrs gefordert wurde. Jetzt zeigte sich, daß Belle-Isle wiederum mehr versprochen hatte, als ihm zukam, und Friedrich war peinlich überrascht, als er am 30. September durch Valory die Mitteilung erhielt, daß Frankreich einseitig die Neutralität bereits zugestanden habe. Der Kabinettssekretär Eichel, der unter dem ersten Eindrucke dieser Nachricht an Podewils schrieb, ließ die Befürchtung durchblicken, daß der König seinen Unmut über dies ihn bloßstellende Vorgehen nicht werde zu beherrschen wissen. Auch von dem Gegensatze zwischen Belle-Isle und Fleury, von des Kardinals Abneigung gegen den Krieg war Friedrich durch seinen Gesandten Chambrier in Paris inzwischen unterrichtet. Schon gleich nach den großen Staatsratssitzungen des Juli, in denen Belle-Isle gesiegt hatte, sprach Chambrier die Ansicht aus, daß Fleury den ersten Anlaß ergreifen werde, sich aus der Verlegenheit, in die man ihn gebracht, wieder herauszuziehen. Seine Meldung, daß die Vertreter von Oesterreich und Toskana häufig bei Fleury gesehen würden, mahnte gleichfalls zur Vorsicht gegen Frankreich.

Ausdrücklich aber gibt es der König in seinen Denkwürdigkeiten zu, daß die Anlässe zur Klage, die er damals gegen Frankreich gehabt, nicht erheblich genug gewesen seien, um einen Bruch zu rechtfertigen. Bei aller Gereiztheit über einige Zweideutigkeiten und einige Rücksichtslosigkeiten der französischen Diplomatie und bei allem Mißtrauen gegen die letzten Ziele ihres Ehrgeizes hat er doch in erster Linie, wie es scheint, sich durch die militärischen Rücksichten bestimmen lassen. Wie richtig Belle-Isles Absicht, das Heer Neippergs sich vom Leibe zu halten und an Schlesien gefesselt zu wissen, im preußischen Hauptquartier durchschaut wurde, beweisen die Worte Eichels: man müsse urteilen, daß die Franzosen dem Könige die Hauptlast des Krieges aufhalsen und ihn die Kastanien aus dem Feuer holen lassen wollten. Noch mehr aber: diese kurzsichtige Strategie, die dem Feinde geflissentlich aus dem Wege ging, mußte früher oder später sich rächen. „Jetzt werdet Ihr Prag nehmen," schrieb Friedrich am 23. September an Schmettau, „und im nächsten Frühjahr werdet Ihr sicherlich gegen die Ungarn und gegen die Truppen aus Italien zu kämpfen haben." Selbst die Russen fürchtete er dann in den Kampf eingreifen zu sehen, denn die Schweden zeigten sich wenig geeignet, sie auf die Dauer zu beschäftigen; im ersten Waffengang waren sie jenen bei Wilmanstrand am 2. September erlegen. Unter allen Umständen war so viel mit Bestimmtheit jetzt abzusehen, daß der Koalitionskrieg sich in die Länge zog. Und einen langen Krieg hatte Friedrich nicht brauchen zu können erklärt. Nicht die Vermessenheit der französischen Politik, sondern die Unzulänglichkeit der französischen Kriegsführung bereitete ihm die größte Sorge. Er meinte sich trennen zu sollen von einer Partei, deren strategische und taktische Fehler er fürchtete mitbüßen zu müssen.

Friedrich scheint es sogar für möglich gehalten zu haben, daß die so oft

von ihm widerratene Heerfahrt nach Böhmen den Verbündeten schon in kürzester Zeit verderblich würde. Von Leuten, die binnen zwei Monaten als Sommergäste in einem völlig unverteidigten Lande nichts anzufangen verstanden hatten, war in der That kaum zu erwarten, daß sie jetzt, in ungünstiger Jahreszeit, einem kampferprobten, gut geführten Feinde das Feld halten würden. Ereilte sie in Böhmen ein nicht unverdientes Schicksal, dann schien Preußen durch die Abkunft von Kleinschnellendorf gedeckt. Hatte dagegen Neipperg bei der Verteidigung von Böhmen unerwarteterweise Unglück, so lag die Sache anders; dann, sagte ihm Friedrich bei ihrer Unterredung am 9. Oktober bedeutsam, dann müsse er, der König, an sich denken. Eine Andeutung, die auf das, was nachher geschehen ist, ein helles Schlaglicht fallen läßt.

In dem Schlußartikel des Protokolls vom 9. Oktober hatte sich der König, um gegen die Verbündeten nicht bloßgestellt zu werden, für die Abkunft ein unverletzliches Geheimnis ausbedungen. Wie streng er dieses verstanden wissen wollte, läßt seine durch den Obersten Goltz erhobene Forderung ersehen, wonach nur die Königin von Ungarn selbst und ihr Gemahl eingeweiht werden sollten, da gar wohl bekannt sei, „daß das Secretum zu Wien nicht allemal wie sich's gebührte gehalten würde". Friedrich an seinem Teile zog nicht einmal seinen Minister Podewils in das Vertrauen. Er sagt in seinen Memoiren, daß er einen Bruch des Geheimnisses vorausgesehen und somit für alle Fälle die Möglichkeit zum Rücktritt von der Vereinbarung in der Hand behalten habe. Aber man dürfte nicht annehmen, daß die Kündigung von vornherein beschlossene Sache, oder daß die Verletzung des Geheimnisses, deren er demnächst die andere Partei anklagte, die wirkliche Veranlassung der schließlichen Absage war.

Für den Hof in Preßburg war die Versuchung groß, den Schleier des Geheimnisses verstohlen zu lüften. Auf die Stimmung in Deutschland, zumal auf die Haltung der geistlichen Kurfürsten, der durch die französischen Drohungen eingeschüchterten, aber im Herzen gut österreichisch gesinnten, mußte die Kunde von der Bekehrung Preußens heilsamen Einfluß ausüben, und so darf nicht überraschen, daß die Minister Maria Theresias am Reichstage zu Regensburg die Friedensgerüchte verbreiten halfen. Dem nach Frankfurt an Belle-Isle geschickten Hofrat Koch legte zwar der Erlaß, durch den ihm Mitteilung von dem Abschlusse wurde, das strengste Schweigen auf, aber der Kurier, der den Erlaß zutrug, erzählte laut, er bringe die Nachricht von dem Frieden mit Preußen. Die alte Kaiserin Amalie vollends gab die Nachricht unmittelbar an ihren Schwiegersohn von Baiern, für den sie am wenigsten bestimmt war, und nannte als ihren Gewährsmann den Hofkanzler Sinzendorff. Von allen Seiten kamen dem Könige von Preußen zu seiner nicht geringen Verlegenheit Meldungen, aus denen er ersah, daß sein Geheimnis in aller Munde war. Seine Verbündeten bestürmten ihn mit Fragen und bald auch mit Anklagen. Gleich auf die ersten Anhaltspunkte hin schickte er deshalb am 21. Oktober durch Goltz, sein vertrautes Werkzeug bei der ganzen Verhandlung, eine nachdrückliche Beschwerde an Lord Hyndford und ließ die Oesterreicher zu einer öffentlichen Ableugnung der Gerüchte auffordern, die nicht erfolgte.

Aber gleichzeitig schrieb doch Goltz dem Lord, die Schäferstunde für die

Königin von Ungarn scheine ihm da, man solle nicht säumen, nicht erst Weihnachten kommen lassen, sondern den Definitivfrieden sofort schließen, und wenn es morgen sein müßte.

Auch das Rundschreiben an die preußischen Gesandtschaften, durch das der König am 4. November das Friedensgerücht wenigstens seinerseits öffentlich in Abrede stellte, darf noch nicht als sein letztes Wort in dieser Sache betrachtet werden. Ja selbst seine Anerkennung des zwischen Baiern und Sachsen geschlossenen Teilungsvertrages und die Unterzeichnung des Bündnisses mit Baiern, zwei Akte, die nach langen Verhandlungen in den ersten Novembertagen erfolgten, sind nach Lage der Dinge keine untrüglichen Merkzeichen für die wirkliche Kursrichtung der hin und her lavierenden Politik dieser Uebergangszeit.

Nach der Uebergabe von Neiße, die am 31. Oktober verabredetermaßen erfolgte, ging Friedrich über Breslau, wo er am 7. November die Huldigung der niederschlesischen Stände entgegennahm, nach Berlin zurück. Von hier aus verfolgte er mit Aufmerksamkeit und nicht ohne Sorge den Verlauf der Kriegsereignisse auf dem böhmischen Schauplatze. Alles was er nur für den kommenden Frühling als Folgen eines Marsches nach Prag vorausgesagt hatte, schien noch in diesem Herbste eintreten zu wollen. Die beherrschende Stellung zwischen Budweis, Tabor und Wittingau, durch die man den Marschsäulen den Rücken hätte decken können, wurde so unzureichenden Streitkräften anvertraut, daß sie beim ersten Angriffe der Oesterreicher verloren ging. Zwar rückte jetzt endlich der zweite französische Heerhaufen in Böhmen ein, den Gassion von Amberg her durch den Böhmerwald herbeiführte, aber bereits war auch bei Neuhaus das schlesische Heer zu den von dem Fürsten Lobkowitz zusammengerafften Verteidigungstruppen gestoßen. Der Großherzog Franz, der persönlich den Oberbefehl übernahm, verfügte über nahezu 40000 Mann, die Baiern und Franzosen zählten auch nach Gassions Ankunft kaum 30000; denn 9000 waren zur Deckung Baierns an der Donau zurückgeblieben. Gelang es den Oesterreichern, rechtzeitig bei Prag einzutreffen, so war der ganze Kriegsplan der Verbündeten gescheitert, und ihr Heer schwebte in der Luft. In Versailles gab man sich der ernstesten Sorge um das nach Deutschland gesandte Kriegsvolk hin. „Wir befinden uns in einer Krisis, die uns die größte Unruhe verursacht," klagte Fleury.

Unbegreiflicherweise gönnte der Großherzog dem Heere, mit dem er Prag retten sollte, zu Neuhaus vier volle Tage Erholung und noch am 24. rastete er zu Tabor einen neuen Tag. Seine Fahrlässigkeit verdarb, was kaum zu verlieren schien. Während er vier Meilen von der Hauptstadt Halt machte und dem Jagdvergnügen nachging, vereinigten sich vor Prag die Franzosen und Baiern mit den ihnen entgegengezogenen 19000 Sachsen. Man schwankte im Hauptquartiere, ob die Festung sofort, wie wieder Schmettau es riet, zu stürmen sei; die französischen Generale stimmten für eine Belagerung in aller Form. Erst auf die Mahnung Belle-Isles, der krank in Dresden lag, ward der Sturm beschlossen; in der Nacht auf den 26. teilten sich die prinzlichen Brüder, Graf Moritz von Sachsen und Graf Rutowski, der französische und der sächsische General, in den Ruhm der Ausführung. Der Feldzug war entschieden, Belle-Isles Operationsentwurf war durchgeführt in dem Augenblicke, wo die letzte Hoffnung schier geschwunden war.

Als ein Adjutant des Kurfürsten Karl Albert die Kunde von der Bezwingung Prags nach Berlin brachte, trank König Friedrich auf das Wohl des neuen Königs von Böhmen und erteilte unverzüglich einem Teil seiner in die Kreise Königgrätz, Leitmeritz und Bunzlau eingerückten Truppen den bisher immer verweigerten Befehl, zu den französischen und sächsischen Truppen zu stoßen. Zugleich beantragte er durch Valory bei dem Hofe von Versailles die Ueberreichung einer preußisch-französischen Kollektivnote an den König von England, ihn mit strengen Worten an genauere Einhaltung der Neutralität zu mahnen.

Dem englischen Gesandten aber ließ er am 16. Dezember eröffnen, daß er sich mit Rücksicht auf den Bruch des Geheimnisses entschlossen habe, ganz von der Kleinschnellendorfer Verabredung zurückzutreten. Und als er einige Tage darauf den Lord persönlich empfing, sagte er ihm: „Die Oesterreicher haben eine große Thorheit begangen, sich Prag vor der Nase wegnehmen zu lassen, ohne eine Schlacht zu wagen; hätten sie Glück gehabt, ich weiß nicht, was ich gethan haben würde."

Der Königin von Ungarn war es nicht zweifelhaft, daß der Erfolg ihrer Gegner, der Fall von Prag, den preußischen „Absprung" herbeigeführt habe. Und ebenso urteilte Belle-Isle, als später die geheimen Vorgänge dieses Herbstes von 1741 zu seiner Kenntnis kamen. Aber auch ein Zeuge, der in seiner dienstlichen Stellung sich beständig in der Umgebung des Königs befand, sein volles Vertrauen besaß und seine Stimmungen und Beweggründe besser als irgend ein anderer kannte, auch der Kabinetssekretär Eichel hat bei einem Rückblick auf die Vorgänge nach der Konvention von Kleinschnellendorf in einem vertraulichen Schreiben an Podewils der Ansicht Ausdruck gegeben, daß der Umschwung der militärischen Lage zu Gunsten der Verbündeten die Sinnesänderung des Königs bewirkte.

Beide, der Kabinetssekretär und der Minister, wie fast die ganze Umgebung des Königs, hatten mit dem französischen Bündnis sich nie befreunden können und wünschten nichts sehnlicher als den Ausgleich mit dem Wiener Hofe. Aber ein unbefangener Beobachter wird nicht in Abrede stellen können, daß die Kleinschnellendorfer Abkunft nicht bloß geeignet war, den Ruf des jungen Königs und seiner Politik bei Freund und Feind bloßzustellen, sondern daß sie auch politisch durch keine Nötigung geboten, ein Wagnis und ein Fehler war. Wäre es den Oesterreichern gelungen, Prag vor ihren Gegnern zu erreichen, so würden allem Ermessen nach die Franzosen, die Baiern und vollends die Sachsen den Kampf als aussichtslos aufgegeben haben. Hätte alsdann die lose Abrede, die am 9. Oktober getroffen war, für den König von Preußen irgend welche Sicherheit geboten? Eine Abrede, von der gleich nach der Begegnung auf dem Schnellendorfer Schlosse Neipperg nach Wien schrieb, daß die Königin zu nichts verpflichtet sei, wenn sie nicht bis Ende Dezember einen Vertrag eingehe! Kurz, von welcher Seite man dieses Abkommen betrachten mag, man wird es als ein sehr bedenkliches bezeichnen müssen. Nie hat sich König Friedrich in einer schieferen Lage befunden. Klein und wenig gewählt waren die Auskunftsmittel, die hier aufgeboten wurden, alle die Handgriffe, mit denen vor und nach dem verhängnisvollen Tage den Verbündeten der Zusammenhang verschleiert

werden sollte; und klein war auch der Einsatz in diesem versteckten Spiele: die Schlüssel einer einzigen, im Grunde nicht widerstandsfähigen Festung. Für die Konvention von Kleinschnellendorf mag das sonst ungerechtfertigte Wort Hyndfords gelten, daß dieser Fürst den kleinsten augenblicklichen Gewinn den wichtigsten und dauerndsten Vorteilen der Zukunft vorziehe.

Wohl stehen wir hier vor einem der Fälle, wo der Gang der Geschichte uns mahnen will, über den wirren Zufälligkeiten ein lenkendes Walten zu erkennen. Durch eine Verhandlung, in der wie in keiner andern Augenblicksrücksichten und menschliche Uebereilungen den Ausschlag gegeben haben, ist ein Ergebnis von großer welthistorischer Bedeutung gesichert worden. Oesterreichs Zukunft war gerettet. Der, welcher die stolze alte Macht an den Rand des Abgrundes gedrängt, war, indem er den Arm für einen Augenblick sinken ließ, ihr Beschirmer und Wohlthäter geworden; die klassisch gebildeten Engländer erinnerten sich der Lanze des Achill, die zugleich verwunde und heile. Wie oft hat Friedrich nachmals vom Schicksal es sich ersehnt, dem Todfeind die Pharsalusschlacht schlagen zu können. Eine Gelegenheit, wie er sie sich im Herbst 1741 hat entgehen lassen, sollte ihm nie wieder zulächeln. Der Knoten seiner Geschicke war jetzt geschürzt. Der Fehler von Kleinschnellendorf ließ sich in einem langen Leben nicht wett machen, die Schuld mußte dereinst gesühnt werden in unermeßlichem Leiden.

Vierter Abschnitt.

Feldzug und Friede von 1742.

Noch nie hatte der politische Einfluß Frankreichs einen weiteren Bereich ausgefüllt, als zu Ausgang des Jahres 1741. Schon ward dem alten Kardinal Fleury bei diesem Uebermaße des Erfolges schier bange; schon äußerte er die Besorgnis, daß das Schreckgespenst der französischen Universalmonarchie von den Feinden Frankreichs wieder wie in den Tagen Ludwigs XIV. an die Wand gemalt werden könne. Frankreich, vordem die Zielscheibe so vieler Sammelangriffe, stand jetzt selbst an der Spitze eines großen europäischen Trutzbundes. Noch vor sechs Jahren hatte der greise Held Eugenius wie ein Heerkönig der Deutschen die Reichsvölker zum Kampf gegen den alten Feind deutscher Nation an den Rhein geführt: jetzt kämpften die mächtigsten Reichsfürsten an der Seite eben dieses Erbfeindes, die Preußen, Baiern und Sachsen teilten mit den Franzosen die Winterquartiere in einem deutschen Kurlande. Der Reihe nach waren seine alten Bundesgenossen dem Wiener Hofe entfremdet, und der stolze Britenkönig hatte in kläglicher Selbsterniedrigung um Schonung für das Stammland seiner Väter flehen müssen. Die beiden Nationen an den entgegengesetzten Enden des Erdteils, die so lange der Schrecken Mitteleuropas gewesen waren, die Spanier und die Schweden leisteten der französischen Politik Schildknappendienste. Und wenn zu Beginn des Jahres Marschall Belle-Isle geglaubt hatte, die Getreuen im Osten klein und groß zu einer Gesamterhebung gegen den moskowitischen Nachbarn veranlassen zu müssen, so war dem glücklichen Frankreich jetzt auch dieser Gegner nicht mehr gefährlich; auch an der Newa heimste die französische Staatskunst jetzt eben einen großen Gewinn ein.

Allgemein wurde angenommen, daß der französische Gesandte Chetardie der Anstifter der Verschworenen gewesen sei, aus deren Händen die Großfürstin Elisabeth Petrowna in der Nacht auf den 6. Dezember 1741 die Zarenkrone entgegennahm. Doch dem war nicht so. Wohl hatte der schöne, bestrickende Marquis seit einem Jahre mit der Zarewna in Verhandlungen gestanden, und die von Versailles her betriebene Kriegserklärung war von Elisabeth und ihrem

Anhange vorher gutgeheißen und dann freudig begrüßt worden, weil bei dem siegreichen Vordringen des Landesfeindes die Beseitigung der johanneischen Linie des Zarenhauses, der Sturz des jungen Kaisers Iwan und seiner Mutter, der Regentin Anna, zu erhoffen stand. Aber das geforderte schriftliche Versprechen, den Schweden bei dem künftigen Friedensschlusse das zu Nystad verlorene Küstenland zurückzuerstatten, hatte die Tochter des großen Eroberers sich durch Chetardie und den Schweden Nolcken nicht abschwatzen lassen. Und jetzt am Morgen des 6. Dezember war niemand überraschter als der französische Gesandte. Die Palastrevolution war das Werk der Männer, die da wünschten, daß Petersburg im Meeresgrunde läge, damit sie nach Moskau in die Nähe ihrer Güter zurückkehren könnten. Ohne Chetardie zu fragen, war seine Schutzbefohlene mit ihren Woronzow und Lestocq, dem ihr verwandten Bojaren und dem deutschen Leibarzt, selbständig zu rascher That geschritten. Wer hätte dieser Prinzessin die Verschlagenheit gegen Freund und Feind zugleich zugetraut? Zu einer Verschwörerin sei Ihre Hoheit zu dick, so hatte noch jüngst der Engländer Finch geurteilt, indem er sich aus seinem Shakespeare des hageren Cassius mit dem hohlen Blick erinnerte.

Jedenfalls durften Chetardie und seine Gebieter mit dem Ergebnis der neuen Schreckensszene, die sich im Winterpalais zu Petersburg abgespielt hatte, zufrieden sein, und jeder Nichteingeweihte, auch der König von Preußen, staunte ob der neuen Leistung der französischen Staatskunst. Einer der bourbonischen Prinzen aber, der ehrgeizige Conti, schmeichelte sich bereits mit der Hoffnung, der Selbstherrscherin aller Reußen die Hand zum Ehebunde reichen zu dürfen.

Wenn man in Rußland einen Kaiser stürzen half, in Deutschland einen Kaiser erhöhte, ließ sich da noch eine glänzendere politische Rolle für Frankreich erdenken?

Der Wahltag zu Frankfurt am Main verlief, nachdem die im Herzen widerstrebenden Kurfürsten sich gebeugt hatten, in beschleunigter Gangart und ohne Zwischenfall. Am 4. November, am Tage des heiligen Karl, dem zu erwählenden Fürsten zu Ehren, wurden mit dem Beschlusse, das zwischen Karl Albert und Maria Theresia umstrittene böhmische Votum für diesmal ruhen zu lassen, die „wirklichen Präliminarkonferenzen" eröffnet, und der 24. Januar, der Geburtstag des mächtigsten der Wähler, des brandenburgischen Kurfürsten, wurde für den feierlichen Wahlakt festgesetzt.

Doch noch ehe der große Tag da war, hatte der Fürst, dem die Kaiserkrone winkte und der mit einem Königsdiadem sich jüngst bereits geschmückt hatte, den Wechsel des Glücks an sich erfahren, ein Winterkönig gleich jenem früheren wittelsbachischen Träger der Wenzelskrone. Es geschah, wie der König von Preußen es vorausgesagt hatte. Kaum daß die Franzosen und Baiern aus dem Donauthale nach Böhmen abgerückt waren, so überfluteten, von Khevenhüller entsandt, magyarische Reiterschwärme, plündernd und sengend wie einst in den Tagen der Ludolfinger, das Baierland.

„Lieber und getreuer Khevenhüller," also schrieb Maria Theresia an ihren Feldmarschall, indem sie ihm ihr Bildnis und das ihres jungen Sohnes, des zehn Monate alten Erzherzogs Josef, sandte, „hier hast Du eine von der ganzen

Welt verlassene Königin vor Augen mit ihrem männlichen Erben; was vermeinest Du will aus diesem Kinde werden? Sieh, Deine gnädige Frau erbietet sich Dir als einem getreuen Minister; mit diesem auch ihre ganze Macht, Gewalt und alles was Unser Reich vermag und enthält. Handle, o Held und getreuer Vasall, wie Du es vor Gott und der Welt zu verantworten Dich getraust. Nimm die Gerechtigkeit als ein Schild; thue, was Du recht zu sein glaubst; sei blind in Verurteilung der Meineidigen; folge Deinem in Gott ruhenden Lehrmeister in den unsterblichen Eugenischen Thaten und sei versichert, daß Du und Deine Familie zu jetzigen und zu ewigen Zeiten von Unserer Majestät und allen Nachkommen alle Gnaden, Gunst und Dank, von der Welt aber einen Ruhm erlangest. Solches schwören wir Dir bei Unserer Majestät. Lebe und streite wohl!"

Thränen erstickten die Stimme des Feldmarschalls, als er bei offener Tafel diese Worte seinen Kriegsleuten vorlas, begeistert erhoben sich alle zu erneutem Treuschwur, die Schwerter fuhren aus der Scheide, die Lippen preßten sich auf das Eisen, dann flog der Kuß dem Bilde der angebeteten Herrscherin zu. Schnell pflanzte sich der Jubel durch das ganze Heer fort. So begann der Feldzug von 1742. Die Zeit brach an, von der Maria Theresia demütig bekannt hat, daß da zuerst der starke Arm Gottes augenscheinlich für sie sich habe spüren lassen.

Die Oesterreicher, insgesamt jetzt bereits an die 60000 Mann stark, standen in drei Heerhaufen, unter Khevenhüller zwischen Enns und Inn, unter Neipperg zwischen Budweis und Tabor, und bei Neuhaus unter dem Fürsten Lobkowitz. Ihnen gegenüber bildete den äußersten rechten Flügel der Verbündeten die französische Besatzung von Linz, 10000 Mann stark; das Hauptheer, in der festen Position bei Pisek in dem Winkel zwischen Wottawa und Moldau, zählte, nachdem die Baiern in die bedrohte Heimat zurückgeeilt, nur noch 11000 Mann. Weitere 4000 Franzosen, die Division Polastron, vermittelten über die Sazawa hin die Fühlung mit 19000 Sachsen bei Deutschbrod. Diesen zur Rechten standen, bis Chrudim und Hohenmauth vorgeschoben, die 12000 Preußen des Erbprinzen von Dessau, und endlich hatte sich Ende Dezember der Feldmarschall Schwerin mit 15000 Mann in den Besitz von Troppau und Olmütz gesetzt.

Gerade da der Gegner sich zum Angriffsstoß anschickte, übernahm den Oberbefehl über die Franzosen an Belle-Isles Stelle der Mann, dessen Führung in den nächsten anderthalb Jahren Unglück auf Unglück über die französischen Heere bringen sollte, der alte Marschall Broglie. Schon im italienischen Feldzug von 1734 war er den ihm gestellten strategischen und organisatorischen Aufgaben durchaus nicht gewachsen gewesen, und unverträglich und rechthaberisch hatte er sich mit dem an seiner Seite kämpfenden Könige von Sardinien nie zu verständigen vermocht. Jetzt war er alt und gebrechlich, durch Schlaganfälle gelähmt und geistig stumpf, aber so hochmütig und aufgeblasen wie je. Der König von Preußen kannte den schwierigen alten Herrn von seinem Besuche in Straßburg her. Er war auf das äußerste befremdet, daß just auf diesen Mann die Wahl Fleurys fallen mußte; er beschwor Fleury „bei der Ehre der französischen Truppen", dem Heere den bisherigen Führer, den Marschall Belle-Isle wieder-

zugeben. Bei dem Kardinal freilich hatte eine Vorstellung gegen den ausgesprochenen Günstling keine Aussicht auf Erhörung.

Durch die ersten schnellen Erfolge der österreichischen Waffen sah der König von Preußen seine schlechte Meinung von dem neuen Feldherrn nur bestätigt. Er schrieb an Belle-Isle: „Helden unter Belle-Isle, sind die Franzosen unter Broglie Kujone"; es sei zu fürchten, daß man an der Sazawa die zweite Auflage der Secchia erlebe. Daß dort Broglie in seinem Lager von den Oesterreichern sich hatte überfallen lassen und unter so ergötzlichen Umständen geflüchtet war, das war dem lachlustigen Spötter ewig unvergessen.

So hart es ihrem Stolz und ihrer Empfindlichkeit ankam, die Franzosen sahen sich genötigt, wollten sie des Angriffes der Oesterreicher sich erwehren, bei diesem unbequemen, schnell aburteilenden und herrischen Könige ihre Zuflucht zu suchen. Es galt die Rettung von Baiern, und mehr noch, die Rettung der bereits abgeschnittenen und umstellten französischen Besatzung von Linz.

Broglie ließ durch Polastron die Sachsen und die Preußen auffordern, sich mit der den ersteren zugeteilten französischen Division zu einem Angriff gegen das Lobkowitzsche Corps zu vereinigen; er selbst erklärte in diesem Falle dem Grafen Neipperg zu Leibe gehen zu wollen. Belle-Isle unterstützte das Gesuch von Frankfurt aus bei dem Könige von Preußen, drückte aber zugleich seinem Nachfolger in dem Heeresbefehl die Befürchtung aus, daß man bei den Preußen keine „Gelehrigkeit" finden, daß der König zu dem vorgeschlagenen Winterfeldzuge nicht geneigt sein werde.

Gegen die Erwartung sagte Friedrich zu. Sein Schmettau, der schon in den letzten Tagen des alten Jahres die Wegnahme von Iglau befürwortet hatte, unterstützte den Vorschlag der Franzosen sehr wirksam, indem er die Vorteile der Winterquartiere schilderte, welche das preußische Heer dort in Mähren erwarteten. Des Königs eigenster Entschluß aber war es, daß er sogar sein persönliches Erscheinen auf der Stätte der Gefahr ankündigte. Dafür verlangte er, daß das sächsische Heer und die Division Podastron für den Angriff gegen Lobkowitz unter seinen Befehl gestellt werde; denn, so schrieb er an Belle-Isle, ein König von Preußen dient nicht unter einem andern, er muß kommandieren, wo immer er erscheint.

Am 18. Januar morgens, nur vier Tage nach Eingang des französischen Hülfsgesuches, verließ der König seine Hauptstadt. Tags darauf früh um 11 Uhr war er in Dresden. Eine Galatafel, eine Festoper, ein Maskenball standen dem zu kaum vierundzwanzigstündigem Besuch angemeldeten Bundesgenossen bevor. Zwischen dem Mahle und dem Schauspiele wurden ein paar Nachmittagsstunden erübrigt, um des Rats zu pflegen.

König August hatte der gemeinsamen Beschlußfassung insofern bereits vorgegriffen, als er durch seinen Bruder, den Grafen Moritz von Sachsen, den französischen Generallieutenant, für den Gedanken gewonnen worden war, die sächsischen Truppen zu dem französischen Hauptcorps stoßen zu lassen, sei es für den Angriff, sei es für die Verteidigung. Freudig hatte Broglie zugestimmt; boten die Sachsen jetzt freiwillig ihre Heeresfolge für ein Vorgehen gegen die Mitte der österreichischen Stellung an, so erschien das weit vor-

teilhafter, als der anfänglich von ihm vertretene Plan eines gemeinsamen Vorgehens der Sachsen und Preußen gegen Iglau. Nichts konnte mithin dem Dresdener Hofe und der französischen Heeresleitung unbequemer kommen, als daß gerade in diesem Augenblicke der König von Preußen die Urheber des ursprünglichen Planes beim Worte nahm. Allerdings ging Friedrich in dem Vorschlag, den er zu Dresden vertrat, über den ersten Plan Broglies noch hinaus: er empfahl nicht bloß den preußisch-sächsischen Angriff gegen Iglau, er suchte die Sachsen auch für einen noch weiteren Vorstoß in das Mährische hinein, für die sofortige Eroberung des von ihnen beanspruchten Königreichs, zu gewinnen. Graf Moritz, kurz vor dem Könige von Preußen aus dem Hauptquartier Broglies bei den Verwandten in Dresden eingetroffen, widersprach dem einen wie dem andern Vorschlage auf das entschiedenste; er machte vor allem die Schwierigkeiten der Verpflegung geltend. Graf Brühl fürchtete sich, den König von Preußen zum Aeußersten zu treiben, der eine stürmische Beredsamkeit aufbot und voll Unmut, drängend und drohend, schließlich ein Protokoll über diese Besprechung und alle ihm hier in den Weg gelegten Schwierigkeiten aufgenommen wissen wollte. König August aber hörte Reden und Gegenreden geduldig an und atmete erleichtert auf, als ihm der Beginn der Oper gemeldet wurde. „Hätte es zehn Königreiche zu erobern gegeben," spottete Friedrich, „sie hätten ihn nicht mehr gehalten." Ohne Ergebnis ward die Beratung abgebrochen.

Gleich darauf traf ein Kurier aus Prag ein: Der französische Armeeintendant Sechelles machte sich anheischig, den sächsischen Truppen Brot zu liefern; der Haupteinwand war beseitigt. Als der dem Könige aus Berlin gefolgte Marquis Valory während der Oper die Nachricht aus Böhmen ihm kundgab, rief Friedrich, aus seinem Sessel in die Höhe schnellend: „Wie mich das freut; ich bürge Ihnen, daß alles gut gehen wird."

Am Morgen des 20. früh um 7 Uhr war der Beichtvater der Königin von Polen Friedrichs Gast beim Frühstück, denn der König wußte, wie viel auf diesen Mann am Dresdener Hofe ankam. Seine Erklärung, er würde niemand lieber als dem Pater Guarini den Erfolg seiner hiesigen Verhandlung verdanken, verfehlte ihre Wirkung nicht. Guarini, so mißtrauisch gegen den protestantischen Nachbarn er war und blieb, begab sich zu seinem Gebieter und brachte alsbald die frohe Kunde zurück, daß König August seine endgültige Einwilligung gegeben habe: Die preußischen und sächsischen Truppen sollten zunächst gemeinsam Iglau besetzen, dann sollten die Sachsen als rechter Flügel des Heeres nach Südböhmen vorgehen, oder wenigstens bei Iglau stehen bleiben und die Flanke des preußischen Heeres decken.

Früh um 10 Uhr verließ Friedrich Dresden, mit dem Erfolge seines Besuches wohl zufrieden. Tags darauf war er in Prag und verhandelte mit Sechelles. Der Graf von Broglie war in Pisek geblieben.

Hier in Prag erreichte den König die Nachricht von neuen Mißerfolgen seiner Verbündeten. Am 17. Januar hatte Graf Törring die kleine bairische Grenzfeste Schärding den Oesterreichern wieder zu entreißen gesucht; der klägliche Ausgang bewies die unbedingte Ueberlegenheit der österreichischen Waffen. Das

Gefecht war das erste in einer ganzen Reihe ähnlicher, und bald spottete Freund und Feind über diesen kaiserlichen Feldmarschall, der einer Trommel gleiche, denn man höre von ihm immer nur, wenn er geschlagen werde. Die Folge der Niederlage bei Schärding war die Kapitulation von Linz. Graf Segur mit seinen 10000 durfte frei abziehen, mußte aber geloben, ein Jahr hindurch gegen die Königin von Ungarn nicht die Waffen zu führen. Der nächste Zweck der beabsichtigten Diversion nach Mähren, die Entlastung des französischen Donauheeres, war damit von vornherein verfehlt.

Ueber Glatz, das soeben bis auf die Zitadelle von dem Erbprinzen von Dessau genommen war, begab sich der König auf schneebedeckten Gebirgspfaden nach Olmütz. Unterwegs zu Landskron kam es zu sehr lebhaften Auseinandersetzungen zwischen den sächsischen Generalen und ihrem nunmehrigen Oberbefehlshaber. „Nachdem ich in Dresden alles erhalten, verweigert man mir alles in Mähren," so klagte Friedrich dem neugewählten Kaiser. Wieder war Graf Moritz von Sachsen der vornehmste Widersacher des preußischen Feldzugsplanes; des Königs zuversichtliche Versicherung, daß Iglau von den Oesterreichern beim Anmarsche der Verbündeten geräumt werden würde, nahm er mit kühlem Zweifel auf und suchte seine Halbbrüder, den Ritter von Sachsen und den Grafen Rutowski, von der Aussichtslosigkeit der ihnen zugemuteten Bewegungen zu überzeugen. Aber der Erfolg gab dem Könige von Preußen recht. Am 15. besetzte man Iglau ohne Widerstand.

Waren bis dahin die sächsischen Generale ihm wohl oder übel gefolgt, so wies jetzt Graf Rutowski einen Befehl seines Königs vor, laut dessen er umzukehren hatte. Nur durch die entschiedene Erklärung, in diesem Falle die Verbündeten ihrem Schicksale überlassen und sich nach Schlesien zurückziehen zu müssen, erzielte Friedrich in Dresden die Zurücknahme des Befehls. Er schrieb an Rutowski, daß er dem König von Polen keine große Verpflichtung zu schulden glaube, wenn jener seine Truppen marschieren lasse; nicht er wolle Mähren erobern, sondern der König von Polen, und somit müsse vielmehr dieser einem Fürsten sich verpflichtet fühlen, der in eigener Person gekommen sei, ihn in den Besitz von Mähren zu setzen.

Es war nicht bloß die Unlust zur Teilnahme an den Lasten und Gefahren eines Winterfeldzuges, was die Sachsen dem Plane des Königs von Preußen immer neue Hindernisse in den Weg legen ließ. Der preußische Plan hatte auch seine politische Seite.

König Friedrich schrieb in diesen Tagen von Olmütz aus seinem Minister Podewils, daß er sich an der Spitze von 60000 Mann als den Schiedsrichter betrachten dürfe; so wie jetzt die Sachsen zwischen den preußischen Heeren stünden, könne Frankreich bei aller Macht ihn nicht fangen und nicht anders Frieden schließen, als wie Preußen es wolle.

Dieser Marsch nach Mähren, durch den Sachsen in militärische und mithin auch in politische Abhängigkeit von Preußen kam, war Friedrichs Gegenzug gegen die ihm nicht verborgenen Hintergedanken Frankreichs bei Aufnahme des Dresdener Hofes in die Koalition. Derselbe Graf Moritz, den Friedrich jetzt überall auf seinen Wegen traf, hatte vor der Entscheidung im vorigen Sommer

seinen noch schwankenden königlichen Bruder mit beredten Worten bestürmt, die ihm von Frankreich zugedachte Rolle eines Hüters des deutschen Gleichgewichts anzunehmen; wenn Sachsen sich an Frankreich und Baiern nicht anschließe und eng anschließe, so werde der König von Preußen innerhalb der Allianz zu mächtig sein und bei den Verhandlungen und allerwärts den Ton der Ueberlegenheit anschlagen. So wurde auch jetzt der französische General aus wettinischem Blute, in welchem der Gedanke der französisch-sächsischen Interessengemeinschaft gegen Preußen seinen geborenen Vertreter fand, nicht müde, seinen alten Landsleuten zu predigen, daß Frankreich ihr wahrer Verbündeter sei, daß der König von Preußen sie nur verderben und sich selbst zum Schiedsrichter in Deutschland aufwerfen wolle. Nicht anders als Moritz faßten die Vertreter des Dresdener Hofes in Paris die Aufgabe Sachsens auf. Das Bündnis mit Frankreich bezeichnete dort Graf Loß dem hannöverschen Gesandten Hardenberg als das beste Mittel, „sich gegen Preußen zu prospizieren", und Graf Poniatowski forderte denselben Diplomaten im Vertrauen auf, im Verein mit ihm dem Kardinal Fleury zu „insinuieren", daß Frankreich nicht sein Interesse darin sehen könne, den Anwachs der preußischen Macht zu befördern.

Als König August nun den Befehl zur Trennung seiner Truppen vom preußischen Heere widerrief, schrieb Moritz an den Grafen Brühl lakonisch die eine Zeile: Ihr habt keine Armee mehr.

Das eine setzte Graf Moritz wenigstens durch, daß keine französischen Truppen länger unter dem verhaßten preußischen Oberbefehl blieben. Polastron erhielt den Befehl, von Iglau sich mit seiner Division an die französische Hauptmacht heranzuziehen. Ganz entrüstet schrieb König Friedrich am 11. Februar an Broglie, er wolle in die Erörterung des Falles nicht eintreten und sich nicht über den schlechten Dank aufhalten, den die Zurückziehung der französischen Truppen im Augenblicke des Vormarsches der Verbündeten verdiene: „Das vergrößert das Kapitel der starken Stücke und wird nicht verfehlen, meinen Eifer für die gemeine Sache mächtig anzufachen." Mit schneidender Ironie setzte er hinzu: „Nach der Verstärkung durch das Corps des Herrn von Polastron werden wir ohne Zweifel bald von den glänzenden Erfolgen hören, die Ihre Unternehmungen haben werden." Dem Kaiser aber klagte er selbigen Tages, er habe die Feinde des Herrn von Belle-Isle, die Sachsen und die Oesterreicher zu bekämpfen: „Das ist viel auf einmal."

Ebenso wie hier Friedrich, urteilte der französische Gesandte Valory. Offen nahm er die Partei des Königs von Preußen gegen Broglie und Moritz, der dem Marschall aus Haß gegen Belle-Isle den Kopf verdreht habe. Ein sehr eindringliches und gereiztes Schreiben Valorys, in welchem der Generallieutenant dem Marschall ziemlich unverblümt sein widerspruchsvolles, von Launen und Abneigungen bestimmtes Verhalten vorwarf, war in Broglies Augen der offenbare Beweis der Insubordination im Heere. Und wie hätte die gegenseitige Eifersucht der beiden Marschälle anders als lähmend auf die Disziplin wirken können? Hie Broglie, hie Belle-Isle, so tönte es im französischen Lager. Moritz aber frohlockte, daß der Belle-Isle unten durch sei in Paris und bei Hofe, und rühmte sich, daß er nicht wenig dazu beigetragen habe, ihn zu

entlarven: „Der Kardinal hat gesagt, ich hätte ihn mit den richtigen Farben abgemalt."

Der Graf von Sachsen, in welchem der Held von Fontenoy, Rocoux und Lawfeld sich noch nicht offenbart hatte, ist nachmals der aufrichtige Bewunderer des 1742 so leidenschaftlich von ihm angegriffenen Feldherrn geworden; der König von Preußen seinesteils hat seinem Widersacher von ehedem, als sie in freundschaftlichem Briefverkehr ihre Ansichten über ihr Fach auszutauschen begannen, eine Art Ehrenerklärung gegeben, indem er in einer Selbstkritik die Strategie seiner frühesten Feldzüge wegen ihrer Neigung zu weit ausgreifenden Verstößen, zu Pointen, getadelt hat. Indes wird man nicht den Feldzugsplan von 1742 an sich, sondern nur seine Durchführung bemängeln dürfen.

Im Anfang behielten Friedrichs strategische Berechnungen völlig recht. Der Vormarsch der Preußen und Sachsen nach Mähren genügte, die österreichische Kriegsführung für einige Wochen in einen Zustand der Unschlüssigkeit, der Lähmung zu versetzen. Die schwachen französischen Streitkräfte in Böhmen gewannen eine Erholungspause. Khevenhüller erhielt aus Wien den Befehl, zehn bis zwölftausend Mann, zwei Drittel davon reguläre Truppen, aus Baiern zurückzusenden. Ein Kriegsrat, den der junge Prinz Karl von Lothringen, inzwischen an Neippergs Stelle getreten, am 4. März zu Neuhaus versammelte, stimmte für den Abmarsch an die Donau zum Schutze von Niederösterreich, ganz wie Friedrich es angenommen hatte. Der erkrankte Feldmarschall-Lieutenant Browne, zur schriftlichen Meinungsäußerung aufgefordert, widersprach: Böhmen sei die Braut, um die der Streit entbrannt sei; darum gelte es, den Franzosen zu Leibe zu gehen. In Wien, wohin der schwankende Feldherr sich nun um Rat wandte, der gleiche Zwiespalt der Meinungen, bis endlich die Königin persönlich für den Marsch gegen die Preußen und Sachsen entschied. Da aber Karl gleich darauf wieder den Befehl erhielt, nach eigenem Ermessen zu handeln, so begannen seine Zweifel von neuem. Darüber ging der März fast zu Ende. Erst am 26. wurde in Wien die Notwendigkeit erkannt, durch eine gemessene Vorschrift dem unschlüssigen Hauptquartier die Verantwortung abzunehmen: der Prinz erhielt den Befehl, unter Zurücklassung von nur 10000 Mann nach Mähren zu marschieren.

Dort hatte nun inzwischen — eine unbeabsichtigte Wirkung, ein verdienstloser Erfolg des österreichischen Zauderns — die Invasion ihre Kräfte bereits aufgebraucht. Es zeigte sich, daß mit der einfachen Besetzung von Landstrecken noch nichts entschieden war. Ob immer bei den Verbündeten als ein tollkühner Neuerer, als Verächter der überlieferten Methode verschrieen, hat der König von Preußen die letzte Konsequenz seines verwegenen Vorstoßes, seiner „Pointe", doch nicht gezogen. Daß das verbündete Heer an den Grenzen Niederösterreichs mitten im Anlaufe Halt machte und ins Leere hinausstarrte, statt den Feind zu suchen, wo er zu finden sein mochte, das hat im letzten Grunde den mährischen Feldzug von 1742 scheitern lassen. Das Requisitionssystem, das man hier in Mähren zur Ergänzung der gewohnten Magazinverpflegung in ausgedehntem Maße anwandte, bewährte sich, solange man vorrückte; es mußte seiner Natur nach versagen, sobald man Halt machte, sich dauernd in Mähren einlagerte und

mit der Einschließung der Festung Brünn und der Abwehr der ungarischen Insurrektionstruppen aufhielt.

Schwerin, wie im Vorjahr für das Wagen und Vorstürmen, riet, Brünn durch einen Handstreich wegzunehmen; der König hielt es für unthunlich. Schwerin riet, mit 10000 Mann nach Preßburg zu marschieren; der König verwarf auch dies. Wohl aber ist er Ende Februar der Meinung gewesen, daß er tiefer nach Niederösterreich, bis an die Donau, vorstoßen und dort dem Feinde eine Entscheidungsschlacht liefern müsse. Da war es Schmettau, der Urheber des mährischen Feldzugplanes, welcher Bedenken erhob. In eingehender Begründung bemühte er sich (1. März) den König zu überzeugen, daß man die Entscheidung hinausschieben müsse. Sie aufzusuchen würde im Augenblicke niemand als dem Feinde frommen, der nur durch eine gewonnene Schlacht sich schmeicheln dürfe, seine Sache noch zu retten. Dem Invasionsheere dagegen sei im gegenwärtigen Augenblicke der Erfolg nicht sicher; nur bei Zusammenziehung aller Streitkräfte werde man gegen die Oesterreicher an der Donau etwas Erhebliches ausrichten können; dann aber könne sich inzwischen die ganze ungarische „Racaille“, über die March ausschwärmend, um und in Brünn, der von dem General Seher mit Geschick und rücksichtsloser Entschlossenheit verteidigten Festung, einnisten. Schmettau riet deshalb, noch sechs Wochen zu warten, und zwar unter der Beschränkung auf die Taya-Linie. Mittlerweile würden die Verstärkungen der Franzosen, zwei neue Heereskörper, zur Stelle sein; auch der Nachschub, den der König selbst heranziehen konnte, endlich Belagerungsgeschütz für die Berennung von Brünn.

Der König nahm den Rat an. Er befahl dem Erbprinzen von Dessau, die in Schlesien liegenden Regimenter zwischen Ratibor und Troppau zusammenzuziehen, und dem alten Fürsten Leopold, mit den während des vorigen Sommers im Göttiner Lager von ihm befehligten Truppen bis Ende April nach Jägerndorf zu marschieren: er solle alsdann über Tyrnau nach Ungarn eindringen.

Nun aber erhöhten sich in Mähren von Tag zu Tage die Schwierigkeiten der Verpflegung, um so mehr, als die Quartiere, um sie gegen die fortwährenden Belästigungen durch die ungarischen Insurgenten und die fanatisierte Bevölkerung zu sichern, enger aneinander gezogen wurden. Schon (13. März) gab Schmettau selbst zu, daß unter diesen Umständen eine Schlacht das Geratenste sei. Der König versah die einzelnen Waffen mit genauen Vorschriften für den Tag des Kampfes. Doch war nicht mehr die Rede davon, dem Feind weiter entgegenzugehen; bei Pohrlitz, wo die Straßen von Iglau und Znaym nach Brünn sich vereinigen, dachte Friedrich sich dem Anmarsche der Oesterreicher in den Weg zu legen.

Binnen drei Wochen werde man sicher eine Schlacht haben, schrieb der König am 16. März dem Ritter von Sachsen, der anstatt des mißvergnügt nach Dresden zurückgekehrten Grafen Rutowski den Befehl über die sächsischen Truppen übernommen hatte. Ende des Monats aber, gerade in den Tagen, da Karl von Lothringen seinen Vormarsch begann, erklärte der sächsische General, daß er nur noch über 8000 Mann verfüge. Friedrich hatte mit einigen aus

Schlesien herangezogenen Verstärkungen 26000 zur Stelle. Er hielt es für gewagt, mit dieser kleinen Zahl sich dem Feinde entgegenzustellen.

In solcher Lage erhielt der König am 1. April aus dem französischen Hauptquartiere die Nachricht, daß das Heer des Prinzen Karl von Lothringen, dessen Angriff er erwartete, sich von Krems aus vielmehr gegen die Quartiere der Franzosen zu wenden scheine. Es war ein Gerücht, das von österreichischer Seite zur Täuschung der Gegner ausgesprengt war; das Ziel ihrer Bewegungen blieb nach wie vor Mähren. Broglie aber, der sich gefährdet glaubte, bat dringend, ihm die Sachsen zur Verstärkung zu senden. Nicht ungern ergriff Friedrich zur Räumung seiner unhaltbar gewordenen Stellung in dem bereits einer Einöde gleichenden Lande einen Anlaß, der ihm von den Verbündeten selbst an die Hand gegeben wurde. Broglie hatte keineswegs mit den Sachsen auch die Preußen zum Abzuge aus Mähren zu veranlassen gedacht, aber tags nachdem Friedrich dem sächsischen General den Marschbefehl zugeschickt hatte, entschloß er sich, auch seine eigenen Regimenter aufbrechen zu lassen. Die Beobachtungstruppen, mit denen Dietrich von Anhalt bei Olmütz zurückblieb, konnten sich aus denselben Gründen, die den Abmarsch des Hauptheeres nötig machten, nur noch drei Wochen in Mähren behaupten. Die Schlacht, die der dessauische Prinz, so wie es Schmettau bei dem König befürwortet hatte, vor Olmütz den Oesterreichern anbot, nahmen diese von einem Feind, den binnen kurzem der Hunger vertreiben mußte, nicht an. Der König häufte ingrimmig und blind alle Schuld für die verabsäumte Füllung der Magazine auf den Feldmarschall Schwerin, der seinerseits immer sich darauf berufen hat, daß aus diesem von Feind und Freund ausgesogenen Mähren keine Vorräte zu ziehen gewesen seien.

Die Sachsen verschwanden jetzt von dem Kampfplatze. Sie zogen sich in den Leitmeritzer Kreis zurück, um für alle Fälle zur Deckung der eigenen Grenzen gegen österreichische Streifpartien zur Hand zu sein.

So ging der mährische Feldzug zu Ende, in seinen Anfängen von überschwenglichen Bewunderern als „Marsch nach Philippi" begrüßt, in seinem Verlauf reich an Ehrentagen für einzelne preußische Truppenteile, die vor dem Feinde durch wackere Haltung fast ausnahmslos die volle Zufriedenheit ihres jungen Kriegsherrn sich erwarben, in seinem Ergebnis für den letzteren doch eine schwere Enttäuschung.

Noch während er in Mähren stand, war in Friedrich der Entschluß gereift, mit dem Wiener Hofe sich zu vergleichen. Schon Anfang Februar hatte er zu Olmütz den ehemaligen Erzieher des Großherzogs von Toskana empfangen, den Baron Pfütschner, durch dessen Sendung der Wiener Hof die Verhandlungen des vorigen Herbstes wieder aufzunehmen gedachte. Gegen Pfütschner sowohl wie gegen den Olmützer Domherrn Graf Giannini, der nach der Abreise des anderen die Verhandlungen fortsetzte, bestand der König noch auf Abtretungen für Baiern und Sachsen; auch unterließ er nicht, seinen Verbündeten von diesen Verhandlungen wenigstens eine allgemeine Mitteilung zu machen. Dagegen verschwieg er es ihnen, als er am 22. März den Grafen Podewils aus seinem Haupt-

quartiere Selowitz mit einer Vollmacht und einem Vertragsentwurfe nach Breslau sandte, wo den Minister wieder Lord Hyndford erwartete, der schon seit Anfang Februar eine erneute Vermittelung Englands anbot. Die Briefe, die der König fast Tag für Tag an Podewils nach Breslau richtete, vor allem aber zwei Denkschriften, in denen er, mit sich selber und mit sich allein zu Rate gehend, die Gründe für und wider den Frieden aufgezeichnet hat, lassen uns seine innersten Gedanken ersehen.

Friedrich verhehlte sich nicht, daß ihn ein Parteiwechsel in den Ruf eines „veränderlichen und leichtfertigen Menschen" bringen könnte; aber anderseits sagte er sich, daß er durch seine Anerkennung des bairisch-sächsischen Teilungsvertrages keineswegs die Verpflichtung übernommen habe, den Kurfürsten von Baiern und Sachsen die Länder, die sie beanspruchten, erobern zu helfen. Mit einem Sonderfrieden schien freilich die glänzende Stellung im Reiche verloren gehen zu müssen, die Preußen sonst neben dem von ihm auf den Thron gehobenen Kaiser einzunehmen hoffen konnte; aber der König fragte sich zugleich, ob er nicht durch die Vergrößerung seiner Nachbarn doch schließlich Frankreich zum Schiedsrichter Europas machen werde. Wieder aber, drohte ihm nicht von Oesterreich, wenn es zu mächtig blieb, ebenfalls Gefahr? Er wollte keinem Frieden trauen, bei dem die Königin von Ungarn neben Schlesien nicht auch Böhmen und Mähren verlor. Vom finanziellen Standpunkte aus sprach gegen den Sonderfrieden die Aussicht, in einem solchen die auf Schlesien haftenden Schulden übernehmen zu müssen; für den Frieden fielen die großen Ausgaben ins Gewicht, die eine Fortsetzung des Krieges nötig machte. Sehr aufgebracht hatte den König die Zumutung der Franzosen, dem Kaiser eine Anleihe von sechs Millionen Gulden zu gewähren; „Ich glaube, Ihr haltet mich für den Hofjuden des Kaisers," schrieb er am 4. März an Valory; „nicht zufrieden, daß ich meine Truppen für den Kaiser zu Grunde richte, wollt Ihr noch, daß ich die Ersparnisse des Staates an ihn verschleudere." Der Ausblick, der sich ihm hier eröffnete, blieb nicht ohne Einfluß auf die Entscheidung.

An der Spitze der Denkschrift, welche die Gründe für den Frieden entwickelt, wird ein militärischer Gesichtspunkt geltend gemacht. Die schlechte Strategie der Franzosen ließ voraussehen, daß sie truppweise würden aufgerieben werden, und die Entfernung Frankreichs vom Kriegsschauplatze verursachte eine verhängnisvolle Langsamkeit der Nachschübe und sonstigen Sendungen für das Heer. Und dies war der einzige Grund, dem in der anderen Denkschrift sich nichts gegenüber stellen ließ.

Gleichwohl war die Erwägung, die in dem Gewühle von Gründen und Gegengründen den Ausschlag gab, noch eine andere. Was ihn mehr als alles andere dränge, schrieb der König am 31. März an Podewils, sei die Verlegenheit, in der er sich für den Unterhalt des Heeres in Mähren befinde. Die Zeit sei kostbar, setzte er hinzu; binnen vier Wochen — so lange glaubte er also Mähren noch halten zu können — müsse Podewils zeichnen; denn später, nach der Räumung Mährens, werde von dem hochmütigen Feinde wenig zu erreichen sein.

Und so sehen wir denn auch, wie das ungeduldige Verlangen des Königs

nach Frieden nachläßt, nachdem sich die Stellung in Mähren nun einmal als unhaltbar gezeigt hatte. „Mir liegt diese Idee nicht mehr so im Sinn als vor drei Wochen,“ schreibt er am 26. April seinem Minister.

Wenige Tage später aber erhielt er von seinem Gesandten am kaiserlichen Hoflager die mit großer Bestimmtheit ausgesprochene Warnung, daß in Wien seit vier oder fünf Wochen ein geheimer Agent Frankreichs weile, ein gewisser Fargis. Sofort (29. April) schrieb er an Podewils, daß er den Entschluß gefaßt habe, um jeden Preis seinerseits als erster den Frieden zu schließen. Ziemlich gleichzeitig langte ein Bericht aus Moskau an, laut dessen der russische Vizekanzler Bestushew dem preußischen Gesandten gesagt hatte, daß die Bundesgenossen Preußens nicht alle gleichmäßig aufrichtig zu Werke gingen, und daß der König ein wenig mißtrauisch sein möge. Eine vertrauliche Mitteilung des Dresdener Hofes, daß Belle-Isle von der Notwendigkeit eines Friedens um jeden Preis gesprochen habe, verdiente in diesem Zusammenhang ernstliche Berücksichtigung, und endlich berichtete Podewils von einer Aeußerung Valorys, die ebenfalls zu denken gab. Wenn es nicht möglich sei, hatte der französische Diplomat zu Podewils gesagt, für den Kaiser und für Sachsen die Gebiete, auf die sie Anspruch machten, zu erobern, so müsse jeder Teil nach Verhältnis seine Ansprüche herabmindern. Hieß das etwa, daß der König von Preußen, um den Wiener Hof wenigstens zu irgend welchen Abtretungen an Baiern und Sachsen geneigt zu machen, seine Eroberungen zum Teil wieder herausgeben sollte?

Die Friedensverhandlungen zwischen Graf Podewils und Lord Hyndford scheiterten. Zu hoch waren die Forderungen, welche beide Teile machten. Nicht bloß Niederschlesien, wie im vorigen Herbste, auch Königgrätz und Pardubitz verlangte jetzt Friedrich; auf die böhmischen Kreise, die der Kaiser als König von Böhmen in seiner steten Geldnot gegen ein Kaufgeld ihm abzutreten sich geneigt zeigte, wollte er auch bei einer Verhandlung mit der Gegnerin des Kaisers nicht verzichten. Maria Theresia dagegen verweigerte nicht bloß diese Mehrforderung, sie begehrte jetzt wiederum wie im vorigen Sommer preußische Hülfe gegen ihre anderen Feinde. Friedrich nahm die von Tag zu Tag ungünstiger lautenden Nachrichten aus Breslau in seinem Lager bei Chrudim mit wachsender Ungeduld und Erregung entgegen. Als endlich die letzte, ganz ablehnende Antwort des Wiener Hofes in seinen Händen war, schrieb er am 11. Mai an Podewils, das scheine ihm ein Urteil der Vorsehung, dem man sich nicht widersetzen könne: „Mit einem Worte, mein Entschluß ist gefaßt, die Operationen mit allem möglichen Nachdruck zu betreiben, um den Wiener Hof auf den erforderlichen Punkt der Erniedrigung zu bringen; ich habe viel Verdruß von dieser Angelegenheit, aber ich sehe kein Mittel.“ Und als Nachschrift setzte er unter den Brief: „Am 13. rücken wir ins Feld, Wirkung der Unterhandlung.“

In der Aufregung des Augenblicks, in seinem Zorn und Haß gegen die Oesterreicher und ihre englischen Unterhändler, sandte er dem Kardinal Fleury die Beteuerung, daß er die Einung zwischen Frankreich und Preußen für unlöslich halte, daß er Belle-Isle in sein Hauptquartier eingeladen habe, daß der Feind im Anmarsche sei, daß er ihn zu besiegen und durch einen glänzenden

Schlag einen Krieg zu beendigen hoffe, dessen Schluß die gemeinsamen Interessen der Alliierten erheischten. In einem bizarren Einfall seiner Laune fügte er ohne viel Ueberlegung eine Bitte hinzu, von der er doch kaum voraussehen durfte, daß sie anders als eine übermütige Ironie würde aufgenommen werden: der protestantische König, der Freidenker, ersuchte den Kardinal der römischen Kirche für den glücklichen Ausgang des Entscheidungskampfes ein paar Messen lesen zu lassen!

Niemand erschrak mehr über die wilde verzehrende Glut der Zornesstimmung dieser Tage, als der friedfertige Kabinettssekretär, der an den Feuerwagen des Donnerers angeschmiedete Alltagsmensch. „Er atmet nichts als Rache," so berichtete Eichel an den gleichgestimmten Podewils; und dann fielen dem Besorgten die Verse der Lehninischen Weissagung ein, die in diesen unruhigen Zeiten zahlreiche Gläubige fand: „Es ist wahr," seufzte er, „miscemus ima profundis; Gott bewahre uns ne pereamus in undis."

Der Tag der „Rache" ließ nicht lange auf sich warten; die Nachrichten, welche dem Könige den Anmarsch des Feindes meldeten, bestätigten sich. Prinz Karl von Lothringen glaubte die Hauptmasse der aus Mähren verschwundenen Preußen nach Oberschlesien, nur einen kleinen Teil nach Böhmen abmarschiert. Bis zum 28. April stand er in der festen Stellung bei Olschan vor Olmütz; dann marschierte er, da er die Wege über das böhmisch-mährische Grenzgebirge für ungangbar hielt, in großem Bogen über Brünn auf der Heerstraße, die bei Kloster Saar in das Böhmische eintritt. An der Stellung der Preußen vorbei gedachte er von hier aus sich nach Prag zu wenden. Konnte er unterwegs, wie es in Wien gewünscht wurde, die preußischen Magazine an der Elbe, zu Kolin, Podiebrad und Nimburg wegnehmen, so waren die Preußen damit zum Rückzuge nach Schlesien genötigt, während vor Prag die Franzosen ihr Verhängnis ereilte. Dann war Böhmen von den einen und von den anderen gleichzeitig befreit.

Am 12. Mai erreichten seine Vortruppen Czaslau, am 13. nahm der Prinz sein Hauptquartier zu Chotieborz und gönnte dem Heere einen Tag der Ruhe.

Erst am Abend des 14. Mai erfuhr der König durch Ueberläufer von dem Vormarsche und der Stellung des Feindes und eilte am nächsten Morgen, von der Sorge um seine Magazine getrieben, mit 10 Bataillonen und 20 Schwadronen nach dem vier Meilen westwärts gelegenen Kuttenberg, dort den Feinden sich in den Weg zu legen. Die Hauptmasse des Heeres sollte der Erbprinz Leopold am nächsten Tage nachführen.

In einer ähnlichen Täuschung über die Stellung des Feindes, wie sie den Marschall Neipperg am Vorabend der Mollwitzer Schlacht vor Ohlau umfing, hielt der Lothringer die preußische Vorhut für die Hauptmacht und versäumte, sie mit seinen überlegenen Streitkräften anzugreifen, ehe Prinz Leopold in die Nähe kam.

Dieser war in der Nacht vom 15. auf den 16., durch einen Boten des Königs zur Eile angetrieben, aus dem Lager bei Chrudim ausgerückt, ohne, wie es ihm ursprünglich befohlen war, die schon unterwegs befindlichen Brotwagen aus Königgrätz abzuwarten. Da, wo vor Podhorzan die Straße steil ansteigt,

gewahrten der Prinz und der Feldmarschall Schmettau am nächsten Tage auf den Höhen von Ronnow jenseits der Doubrowa das österreichische Heer, das sie auf etwa 30 000 Mann schätzten. Sofort entsandte Leopold den Oberstlieutenant Schmettau, des Feldmarschalls Bruder, später noch seinen Adjutanten Bülow, und beschwor den König, umzukehren und sich mit ihm zu vereinigen. Weiter vorrückend fand er das ihm für heute gewiesene Marschziel, Czaslau, vom Feinde bereits besetzt; er mußte drei Viertelmeilen vor der Stadt, bei dem Dorfe Chotusitz, Halt machen. Es war zwei Uhr in der Nacht auf den 17. Mai, als die den Marsch schließenden Truppenteile nach zwanzigstündigem Tagewerke ihre Biwaks bezogen; von jenem Brottransport nicht erreicht, hatten die Soldaten bei solcher Anstrengung mit einer kärglichen Mehlsuppe vorlieb nehmen müssen.

Eben jetzt, um die zweite Stunde, wurde Leopold durch die Rückkehr seines Adjutanten aus dem königlichen Hauptquartier seiner peinlichen Verlegenheit entrissen. Der König verhieß ihm mit ein paar zuversichtlichen, kampfesfreudigen Zeilen, in der Frühe um sieben Uhr zur Stelle sein zu wollen; einen Marsch in den späten Abendstunden hatte er seinen gleichfalls sehr erschöpften Truppen nicht zumuten können. Auch Mundvorrat wurde für den nächsten Morgen angemeldet, an die 8000 in den Dörfern um Kuttenberg requirierte Brote.

Ein Stündlein der Ruhe durfte sich der Prinz in dieser Maiennacht vor einem blutigen Tage nicht gönnen. Unausgesetzt ritt er bei den Regimentern umher; als er um vier Uhr nach Chotusitz, dem Mittelpunkt seiner Stellung, zurückkehrte, ward ihm bereits der Anmarsch der feindlichen Heeressäulen gemeldet. Unverzüglich ließ er die Truppen in Schlachtordnung antreten.

Der große, heute verschwundene Teich von Czirkwitz zur Rechten, die Parkmauer des Schlosses Sehuschitz zur Linken boten dem preußischen Heere Flügeldeckung. Aus einer Linie, welche diese Punkte verbindet, springt die Dorfstraße von Chotusitz nahezu im rechten Winkel nach Süden hervor; östlich von dem Dorfe, der Häuserreihe parallel, fließt die Czaslawa, gerade hier sich teilend und eine langgestreckte Insel bildend. In der hergebrachten Weise stellte der Prinz das Fußvolk in die Mitte und verteilte die Reiterei auf die Flügel. Im zweiten Treffen blieb Raum für die Bataillone und Schwadronen, die der König heranführte. Um sieben Uhr, während auf dem rechten Flügel bereits der Kampf begann, rückten sie in die Lücken ein; die Preußen zählten jetzt an 17 000 Mann zu Fuß und 7000 Reiter. Der Gegner war an Infanterie nur um seine 1300 Kroaten stärker, an Kavallerie dagegen, wie bei Mollwitz, erheblich überlegen, mindestens um 3000 Pferde.

Eingedenk der ihnen nach den Erfahrungen der ersten Schlacht eingeschärften Pflicht, nie den Angriff des Gegners abzuwarten, sprengten die Kürassiere des rechten Flügels, General Buddenbrock an ihrer Spitze, von den Czirkwitzer Teichen her durch das Gefilde, ganz erfüllt von dem Ehrgeiz, die Scharte von Mollwitz auszuwetzen. Der erste Stoß glückte glänzend, die preußische Linie überflügelte die feindliche um sechs Schwadronen, die Geschwader der Oesterreicher wurden umgestoßen „wie die Kartenhäuser“. Dann aber ließen die Schwadronen ihres zweiten Treffens den Angriff der preußischen Kürassiere abprallen. Auch den schnell nachsprengenden Dragonern gelang nichts Entschei-

bendes; wohl brach Graf Rothenburg bis zu dem österreichischen Fußvolk durch, aber im Rücken angegriffen, mußte er sich mit großem Verlust zurückziehen; bei einem erneuten Angriff ward des Königs ritterlicher Freund selber schwer verwundet. Wohl hieben die grünen Husaren, an Kampfesungestüm mit den Kürassieren und Dragonern wetteifernd, in ein Carré ein, aber eine zurückflutende Welle schwerer Reiterei riß ihre leichten Rosse mit sich fort. Das ganze Reitergefecht löste sich bald in Plänkeleien einzelner Schwadronen auf; undurchdringliche Staubwolken verhinderten jeden Ueberblick. Mit etwas mehr Gefaßtheit, so urteilte nach der Schlacht einer ihrer Führer, der General Stille, hätte die preußische Reiterei die viel ärger zugerichteten Oesterreicher leicht davonjagen können: aber wenn eine Reitertruppe einmal in Unordnung gekommen sei, dann falle es schwer, dem abzuhelfen. So ging den Preußen ihr anfänglicher Erfolg gänzlich verloren.

Stundenlang hatte so der Reiterkampf gewogt, ohne daß die Infanterie auf diesem Teile des Schlachtfeldes, durch den wilden Wirbelsturm in ihrer Flanke zur Vorsicht gemahnt, aneinander kam. Inzwischen warfen die österreichischen Generale alle Kraft in die Schlacht zu ihrer Rechten, in den Kampf um das Dorf Chotusitz.

Hier hatte der Tag für die Preußen ungünstig genug begonnen. Die Anordnungen des Prinzen Leopold waren von dem das erste Infanterietreffen dieses Flügels befehligenden Generallieutenant von Jeetze nicht richtig aufgefaßt worden. Statt von seinen acht Bataillonen vier links neben Chotusitz in der Richtung nach Osten unterzubringen, hatte er nur eines hier aufgestellt und drei vor das Dorf gezogen. Die Folge war, daß die Reiterei, um keinen Raum zwischen sich und dem neben dem Dorfe stehenden Bataillon zu lassen, sich um ein entsprechendes Stück nach rechts zog und damit nicht bloß die Anlehnung an die Parkmauer von Sehuschitz verlor, sondern auch ein äußerst schwieriges Gelände vor sich hatte, statt des offenen Feldes die langgestreckte Insel zwischen den beiden Wasserarmen.

Aber die Kampfeslust der Kürassierregimenter Prinz Wilhelm und Alt-Waldow ließ sich durch die Ungunst der Oertlichkeit nicht abhalten; über zwei Brücken suchten sie sich von Chotusitz her den Zugang zum Feinde, warfen am Ufer der Czaslawa stromaufwärts reitend erst die Kürassiere von Lubomirski, dann im zweiten Treffen die von Palffy, richteten unter den Warasdinerbataillonen der Nachhut ein furchtbares Blutbad an, sammelten sich im Rücken der feindlichen Schlachtordnung zu erneutem Angriff, durchbrachen mit unwiderstehlicher Wucht das zweite Treffen der österreichischen Infanterie und bahnten sich so eine Gasse zu dem rechten Flügel des eigenen Heeres. Doch nur ein kleines Häuflein brachte der heldenmütige Ritt, über so viel lebendige Hindernisse hinweg, an das Ziel; die Waldow-Kürassiere hatten auf die Feldstärke von 500 Mann 316 Tote und Wunde, und das Regiment Prinz Wilhelm zählte in seiner Verlustliste bei gleicher Kopfzahl gar 297 Tote und 122 Verwundete.

Auf dem linken Flügel waren inzwischen diese zehn Schwadronen, welche gleich den österreichischen Reitern bei Mollwitz allzu ungestüme Tapferkeit von ihrem natürlichen Sammelort entfernt und auf die entgegengesetzte Seite der Walstatt

verschlagen hatte, schmerzlich vermißt worden. Die zehn Schwadronen Dragoner von Baireuth und Bredow, die nach dem Verschwinden der Kürassiere im ersten Treffen noch blieben, wurden von den feindlichen Reitern „durch und um den Flecken Chotusitz zurückgetrieben", der Kommandeur der Baireuther, Oberst von Bismarck, fand den Tod. Auch General von Werdeck, der mit den zehn Dragoner-Schwadronen des zweiten Treffens sich den Siegern entgegenwarf, stürzte mit dem Pferde und ward niedergemetzelt.

Herzhafter als bei Mollwitz, ließ es heute auch die österreichische Infanterie nicht an sich fehlen, sondern unterstützte wirksam den Angriff der Reiter. Gegen die vor Chotusitz aufgestellten Bataillone drängte die österreichische Hauptmacht an. Fast hätte ihr heftiges Feuer die preußische Standhaftigkeit erschüttert; zweimal ergriff Major Kalnein von dem aus dem zweiten Treffen zur Hülfe gerufenen ersten Bataillon Holstein-Beck die Fahne, um die Wankenden ins Feuer zurückzubringen. Trotz aller Fährlichkeiten ward die Stellung vor dem Dorfe doch behauptet. Schon aber tobte halblinks hinterwärts der Kampf zwischen den Häusern von Chotusitz, da die im Dorfe selbst aufgestellten Bataillone und das eine nach links herausgeschobene, der Flankendeckung durch die Reiterei jetzt entbehrend und durch eine im weiten Bogen von der Doubrowa herangerückte Marschkolonne umgangen, sich aus der Straße zurückziehen mußten. Schon empfingen die Weichenden Feuer aus den Fenstern; bis auf die äußersten Häuser, die hartnäckig behauptet wurden, ging das Dorf verloren. Die Verteidiger vollends zu vertreiben, steckten die Verfolger den Ort in Brand; gierig raste die Flamme in den Strohdächern an beiden Seiten der Dorfstraße, unerträgliche Glut verbreitend. Bald lag die Lohe als ein breiter neutraler Gürtel zwischen Angreifern und Verteidigern. Aber hinter Chotusitz vorbei suchten jetzt die Oesterreicher den Gegnern beizukommen und in den Raum zwischen die beiden preußischen Treffen zu dringen. Die geschwächten preußischen Bataillone gaben den Kampf nicht auf, in ganzen Reihen streckte ihr Pelotonfeuer die mit der blanken Waffe, „wie die Löwen", anstürmenden Grenadiere von Leopold Daun und Giulay zu Boden. Als eine Lücke klaffte und der Feind vorstieß, raffte General Lehwaldt die Trümmer der Regimenter Lamotte und Erbprinz Leopold zusammen und warf die Eindringlinge mit einem Bajonettangriff zurück. Auch einige Reiterhaufen hatten sich wieder eingefunden, indes die siegreichen österreichischen Schwadronen mit der Plünderung der Bagage ihre Zeit verloren. Auf seinem kleinen Fuchs tummelte sich der junge Feldprediger Seegebart vom Regimente des Erbprinzen zwischen den schweren Rossen der Streiter, mit flammenden Worten „im Namen Gottes und des Königs" die Wankenden an ihre Soldatenpflicht mahnend, ob auch die Kugeln ihm um den Kopf flogen „wie ein Schwarm sausender Mücken".

Der Kampf bei dem Dorfe kam zum Stehen, die Oesterreicher gewannen kein Terrain mehr, aber sie wichen auch nicht. Auf eine vor Chotusitz leicht sich erhebende Anhöhe führten sie einige Geschütze, um mit Stückkugeln die preußische Schlachtordnung zu bestreichen.

Diese Anhöhe ersah sich der König als Angriffsziel für seine Rechte. Sie hatte bisher, langsam vorrückend, all ihre Kraft geschont; das allmähliche Er-

löschen des Reiterkampfes an ihrer Flanke, das Verschwinden fast der gesamten Kavallerie von diesem Teile des Schlachtfeldes, verschaffte ihr jetzt volle Freiheit, gab ihr die Möglichkeit zu einer entscheidenden Bewegung. Durch eine Bodenerhebung zunächst dem Blicke der Gegner entzogen, tauchten die preußischen Pelotons jetzt plötzlich nahezu im Rücken der im Kampfe um das Dorf sich Abarbeitenden auf, mit den Bataillonsstücken sie begrüßend. Noch konnten einundzwanzig völlig frische Bataillone in den Kampf geworfen werden. Schnell durchschauten die österreichischen Generale die Sachlage. Es war in der Mittagsstunde. Der Gefahr der Umgehung auszuweichen, entschlossen sie sich, die durch das Ringen um Chotusitz erschöpften Bataillone zurückzunehmen und das Schlachtfeld zu räumen. Achtzehn Geschütze mußten die Abziehenden den Siegern überlassen, aber vierzehn Standarten und zwei Fahnen nahmen sie als Trophäen mit, dazu das tröstliche Bewußtsein, die preußische Reiterei, so rühmten es ihre Schlachtberichte, nahezu vernichtet zu haben. Und in der That war an der Gesamtziffer der 4033 Toten und Verwundeten auf preußischer Seite die Reiterei mit der stärkeren Hälfte beteiligt. Die Oesterreicher zählten an Toten und Verwundeten noch nicht ganz 3000, wozu indes 3300 Vermißte traten, gegen nur etwa 700 dem Gegner abgenommene Gefangene. In dem Kriegsrat, den Karl von Lothringen nach der Schlacht zu Haber, zwei und eine halbe Meile von der Walstatt entfernt, abhielt, ward der weitere Rückzug bis nach Deutschbrod beschlossen, da nur noch 15000 Mann regulärer Truppen kampffähig waren.

Hatte der junge König bei Mollwitz des Kampfes Ausgang nicht abgewartet, so hat er bei Chotusitz die Einleitung des Tages einem andern überlassen müssen. Dankbar, obgleich nicht mit jeder einzelnen Anordnung des Erbprinzen einverstanden, ernannte er den umsichtigen General noch auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschall. So waren Vater und Sohn gleichzeitig im Besitz der höchsten militärischen Würde dieses Heeres.

Das Hauptverdienst aber an dem Siege gehörte doch dem Könige; wie freute er sich der wackern That! „So ist denn Dein Freund zum zweitenmal in einem Zeitraum von dreizehn Monaten Sieger," schrieb er an seinen treuen Jordan; „wer hätte vor ein paar Jahren gesagt, daß der Jünger Jordanscher Philosophie, Ciceronischer Rhetorik und Baylescher Dialektik auf dieser Welt die Rolle des Kriegers spielen würde? Wer hätte gesagt, daß die Vorsehung sich einen Poeten erküren würde, um das europäische System umzustürzen und die Berechnungen der Könige von Grund aus zu verrücken?" Der Anhänger der Lehre vom zureichenden Grunde gestand ein, daß gar viele Dinge geschähen, deren Grund schwer anzugeben sei, und daß man dies Ereignis hier getrost ihrer Zahl zuzählen dürfe.

Jordan aber antwortete: „Ich war um Eure Majestät noch nicht vier Wochen, da wußte ich, daß Sie bestimmt seien, große Dinge zu thun."

Vom Schlachtfelde aus sandte der Sieger die Mahnung an die Marschälle Belle-Isle und Broglie: Es würde eine ewige Schande für die französische Nation sein, wenn ihr Heer nach einer so glänzenden Aktion noch weiter mit gekreuzten Armen Zuschauer bleiben wollte. Broglie antwortete gespreizt, daß der Elan der französischen Truppen vielmehr des Zügels als der Aufmunterung

bedürfe. Aber die beiden Marschälle setzten sich jetzt doch in Bewegung. Die Folge von Friedrichs dringender Aufforderung war das Reitergefecht bei Sahay am 25. Mai. Die Franzosen blieben Sieger: „sie haben einen kleinen Vorteil über den Fürsten Lobkowitz gehabt," sagte Friedrich, „und haben aus diesem Anlaß mehr Kuriere an die fremden Höfe abgefertigt, als sie dem Feinde Soldaten getötet haben." Ohne entscheidende Bedeutung konnte ihr kleiner Erfolg Friedrichs Entschluß zur Wiederaufnahme der Verhandlung mit Oesterreich nicht mehr abändern. Zur Offensive blieben seine Verbündeten zu schwach, und zur Defensive fehlte es Broglie, dem für Sahay zum Herzog ernannten Feldherrn, an Geschick.

Nur einen Augenblick hatte Friedrich nach seinem Siege geschwankt, ob er neuen Kampf oder ob er den Frieden wählen sollte. Der Befehl an Podewils, wieder mit Hyndford anzuknüpfen, war bereits erteilt, als am 2. Juni Belle-Isle im preußischen Hauptquartier eintraf. Durch seine Unterredung mit dem Marschall wurde Friedrich in der Vermutung nur bestärkt, daß Frankreich selber auf den Frieden ausgehe. Wenige Tage darauf erhielt er die Nachricht, daß im französischen Lager vor Frauenberg die Katastrophe, die er vorausgesehen, bereits eingetreten sei. In wilder Unordnung flüchteten die Sieger von Sahay, von den Oesterreichern überrumpelt, in ihr altes Lager bei Pisek, um auch dieses schnell zu verlassen und erst unter den Mauern von Prag wieder Halt zu machen. Der Armee-Intendant Sechelles meldete an Belle-Isle: „Ich nehme keinen Anstand, Ihnen zu erklären, daß eine Armee nicht mehr vorhanden ist: Marschall Broglie sagt zwar, daß er alle Truppencorps zurückgeführt, daß er die Armee des Königs gerettet habe." Dem Schaden folgte der Spott wieder auf dem Fuße, und das Wortspiel „Broglie im Imbroglio" lag nur allzu nahe.

Augenzeuge dieses wilden Fliehens war der preußische Oberstlieutenant von Wylich; in seinem Bericht schilderte er, ganz wie Sechelles, die volle Trostlosigkeit der Zustände im französischen Heere. Unverzüglich sandte König Friedrich am 9. Juni durch den Hauptmann Sydow den Befehl an Podewils, binnen zwölf Stunden mit Hyndford abzuschließen. Schon fürchtete er, daß die Oesterreicher, durch ihren Triumph über Broglie berauscht, ihm den Frieden versagen würden. Am 13. war Sydow nach seinem Ritt über das Gebirge wieder im Hauptquartier zu Maleschau und brachte die tags zuvor unterzeichneten Präliminarien mit.

Podewils hatte einen schweren Stand gehabt, denn der schottische Unterhändler führte die Sache Oesterreichs überaus geschickt. Wieder, wie vor sechs Wochen, sollten Königgrätz und Pardubitz die „sakramentalen Worte" sein; aber Maria Theresia erklärte, wenn sich der Höllenrachen öffne und der König von England mit seinem ganzen Parlamente ihr Verderben drohe, so wolle sie doch niemals Königgrätz abtreten. Wäre es nach ihr gegangen, so durfte von einem Frieden gegen Abtretungen überhaupt nicht geredet werden; denn ungleich günstiger schien ihr trotz Chotusitz die militärische Lage als im vorigen Herbste. Aber ihr Bundesgenosse sprach ein Machtwort; seit König Georg II. im Februar seinen Minister Walpole dem neugewählten Unterhause hatte opfern müssen, trat die englische Politik, von Lord Carteret geleitet, stolzer und gebieterischer auf, wie gegen die Feinde so auch gegen die Freunde. Den Frieden mit Preußen

bezeichnete der neue Minister als die erste Voraussetzung durchschlagender Erfolge gegen den Hauptfeind, gegen die Franzosen. Aber Abtretungen außerhalb Schlesiens wollte selbst Carteret dem Wiener Hofe nicht zumuten.

So mußte denn Podewils mit Oberschlesien vorlieb nehmen, das der König für die beiden böhmischen Kreise gut und gern dem bisherigen Besitzer gelassen hätte. Ja um nur den Frieden zu bekommen, würde Friedrich sich am letzten Ende selbst mit einem viel kleineren Stück oberschlesischen Landes begnügt haben, als sein Minister schließlich dem Bevollmächtigten der Gegenpartei abgedrungen hat. Durch seine Festigkeit und Kaltblütigkeit gewann Podewils dem preußischen Staate jenes Gebiet der „schwarzen Diamanten", das oberschlesische Kohlenbecken, welches er schlimmsten Falles preiszugeben ermächtigt war.

Für die Verbündeten ließ sich nichts erreichen. Nur so viel wurde festgesetzt, daß Sachsen nach eigenem Ermessen dem Frieden in bestimmter Frist beitreten durfte; denn, so sagte Hyndford, es ist mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, vor zehntausend Gerechten. Eine preußische Friedensvermittelung zu Gunsten des Kaisers und der Franzosen wurde abgelehnt. Beide Teile gelobten, den Feinden der anderen Macht keine Hülfe zu leisten.

König Friedrich hat sich vom ersten Augenblicke an seines Friedens nicht rein zu freuen vermocht. „Zwei Dinge sind es, die ich immer fürchte," so vertraute er in den Tagen des Abschlusses seinem Unterhändler. Seine unmittelbare Besorgnis war, daß die Oesterreicher dem Vertrage einen Haken anhängen möchten, um ihn nicht ausführen zu müssen; und wenn nun dies nicht gerade geschah, so blieb doch zu fürchten, daß bei dem Fortbestand der österreichischen Herrschaft in Böhmen, wie er jetzt gesichert schien, die schlesische Eroberung nach den nächsten vier oder fünf Jahren in einem neuen Kriege verteidigt werden mußte. Podewils erhielt den Auftrag, mit Hyndford zu sprechen, auf daß dieser den König wegen der zwei Punkte beruhige. Der Diplomat, der eben damals in einem Bericht an den Wiener Hof die Abtretung von Schlesien als eine zeitweilige bezeichnete, verdiente freilich am wenigsten das Vertrauen, welches in einem Wort aus seinem Munde eine Bürgschaft für die Zukunft sehen wollte.

Ein paar Tage lang ist Friedrich auf das Schlimmste, auf den sofortigen Wiederbeginn des Kampfes, gefaßt gewesen. Die Oesterreicher forderten durch Hyndford, daß die Vorräte der in Böhmen angelegten preußischen Magazine ihnen blieben und daß der neue Besitzer von Schlesien die sämtlichen auf diese Provinz hypothekierten Schulden begliche, nicht bloß, wie es der Präliminarfrieden besagte, die Forderungen der einheimischen Gläubiger und der englischen Kapitalisten, sondern auch die der holländischen. Bald stellte sich noch eine andere, viel erheblichere Meinungsverschiedenheit heraus: die Stadt Jägerndorf und ein breiter Landgürtel am Abhang des Gebirges sollte nach der österreichischen Auslegung des Präliminarfriedens dem bisherigen Besitzer bleiben, nach der preußischen zu den ausbedungenen Abtretungen gehören. Der König war schon über die erste Forderung sehr aufgebracht. Er erklärte, Heu und Stroh seien kein Geschenk für eine Königin; wenn er Porzellan oder Schmucksachen besäße, so würde er sie ihr eher anbieten können. Und somit war seine Stim-

mung während dieser letzten Tage auf böhmischer Erde eine sehr ärgerliche, heftige, unliebenswürdige; er schalt auf Podewils, daß er ganz und gar nicht die Sprache eines Ministers führe, dessen Herr vor vierzehn Tagen eine Schlacht gewonnen habe, er schalt auf Hyndford, er zürnte aller Welt.

Die Hitze verflog dann so schnell, wie sie gekommen war. Schon nach wenigen Tagen konnte der Kabinettssekretär dem Minister die tröstliche Meldung machen, daß ihr Gebieter wegen der Sache, über die er „so sehr piquieret" gewesen, jetzt „ziemlich radoucieret" sei; als ein sicheres Anzeichen der wiederkehrenden guten Laune buchte es Eichel, daß bei des Königs Ankunft in Glatz sämtliche dort bisher in Gefangenschaft gehaltenen mährischen Geiseln ohne weiteres auf freien Fuß gesetzt seien. Gar wohlwollend und väterlich schloß die treue Seele den ein wenig respektswidrigen Stimmungsbericht vom 29. Juni: „Wenn man gut ist, so ist man es ganz wunderbar; aber wehe, wenn die Heftigkeit über uns kommt!"

Auf alle Fälle schien es dem vorsorglichen Kabinettssekretär nicht überflüssig, wenn Podewils dem englischen Gesandten empfehlen möchte, sich dem König demnächst zu Breslau mit irgend welchen politischen Anliegen nicht persönlich, sondern nur durch die Vermittelung des Ministers zu nahen. Hatte doch in jenen Tagen des Zorns der König ausdrücklich erklärt, daß er mit Hyndford nicht von Geschäften sprechen wolle, um sich nicht zu „echauffieren" und dann in der Hitze zu vergessen.

In der That hat der König während der beiden ersten Tage seines Breslauer Aufenthaltes in die Verhandlung nicht persönlich eingegriffen. Als ihm dann aber vorgetragen wurde, daß die Unterhändler der Gegenpartei, Hyndford und der inzwischen aus Wien angelangte Hofrat Kannegießer, sich in der Grenzfrage unerschütterlich zeigten, als Podewils seine Ansicht dahin zusammenfaßte, es bleibe kein anderer Ausweg, als den Frieden um jeden Preis ins reine zu bringen oder einfach den Krieg wieder zu beginnen, so hielt er es doch für erforderlich, einen unmittelbaren Druck auf Hyndford auszuüben. Der Lord besprach sich am Morgen des 6. Juli gerade mit seinem österreichischen Mitarbeiter, da wurde er unvermutet — es war gegen 11 Uhr — nach dem Gartenhaus vor dem Ohlauer Thore beschieden, in welchem der König abgestiegen war. Der Empfang war nicht eben ein huldvoller. Friedrich wollte den Vermittler persönlich verantwortlich machen: auf Hyndfords Veranlassung und Bürgschaft habe er seine Truppen aus Böhmen zurückgezogen, noch ehe der Vertrag zur Endschaft gelangt sei. Es sei ihm leid, erklärte er mit Heftigkeit, daß er den Frieden nicht auf dem Schlachtfelde geschlossen habe, und wenn bis heute nachmittag um 5 Uhr der Vertrag nicht geschlossen sei, so werde dem Prinzen Leopold der Befehl zugehen, mit so viel Truppen, als er irgend an sich ziehen könne, auf Königgrätz vorzurücken. Doch ließ der König sich endlich zu der Erklärung herbei, daß er sich im äußersten Falle mit einem Eintausche der in Schlesien enklavierten mährischen Herrschaften gegen Jägerndorf zufrieden geben werde, und gewährte Frist für die Entsendung eines Kuriers nach Wien. Hyndford eilte zu dem Rat Kannegießer zurück. In dem Wunsche, doch womöglich hier auf dem Flecke und noch heute abzuschließen, berichtete er dem

Oesterreicher nur von den vorangeschickten Drohungen und schwieg von dem Ausweg, der sich zum Schluß noch glücklich eröffnet hatte. Aber nun hatte er bei dem Diener Maria Theresias kaum einen leichteren Stand, als vorher bei dem Könige von Preußen; denn Kannegießer rief empört: „daß man in der Welt eine solche Art zu traktieren vielleicht noch nicht gehöret und erlebet hätte.“ Ja er erklärte, es bleibe ihm unter diesen Umständen nichts übrig, als heute Abend noch Breslau zu verlassen. Inzwischen verrannen die Stunden, und als es 5 Uhr schlug, war schon Graf Podewils zur Stelle, um sich von Hyndford den Endbescheid zu holen. Dieser ließ Kannegießer wieder zu sich bitten, und der Wettstreit um Jägerndorf begann von neuem. Der Oesterreicher spielte seinen Trumpf aus, die Drohung mit der Abreise, und bemerkte zu seinem größten Stolze, daß Podewils „von der anfangs gezeigten Hitze merklich nachließ“. Der tapfere Hofrat hat nie erfahren, daß man von preußischer Seite doch schon am Morgen eingelenkt hatte. Hyndford sandte nun seinen Eilboten nach Wien und empfahl dringend die vermittelnden Vorschläge Preußens; der König aber wartete die Antwort Maria Theresias hier in Breslau nicht mehr ab.

Er hatte die ganze Woche, die er in der schlesischen Hauptstadt verweilte, sich täglich bei der Wachtparade auf dem Ringe gezeigt und abends Gesellschaften oder die Komödie besucht. Der Kardinalbischof Sinzendorff erfreute sich der doppelten Auszeichnung, seinen neuen Landesherrn auf dem großen Balle in der bischöflichen Residenz als Festgenossen zu begrüßen und bei dem Gottesdienste, in der Kirche auf dem Sande, als Hörer seiner Friedenspredigt vor sich zu sehen. Die Klerisei in Breslau und in Rom verdachte freilich dem Kardinal das eine wie das andere; aber es erschien diesen dem Ketzerkönige so feindlich gesinnten schlesischen Mönchen doch erbaulich und aufzeichnenswert, daß Friedrich, statt sich vor dem Altar auf den ihm hergerichteten Thron zu setzen, bestimmt abweisend erklärte: „Ich bin ein Mensch wie ein anderer und will also nur eine gewöhnliche Bank haben.“

„Ich kehre in mein Vaterland zurück, mit dem tröstlichen Gefühl, daß ich mir ihm gegenüber nichts vorzuwerfen habe,“ so schrieb er aus Breslau an Jordan, indem er den Freund aufforderte, sich für den 12. Juli auf eine philosophische Unterhaltung unter den Laubgängen von Charlottenburg vorzubereiten. Wie beteuerte er sein Heimweh nach den prächtigen Linden dort in dem Park am Spreeufer und nach den friedlichen Buchen des Remusberges! Die Ruhmesleidenschaft des Vorjahres war von ihm gewichen, trotz des frischen Lorbeers einer zweiten siegreichen Schlacht. Je mehr er der Ungewißheiten des Kriegsspieles überdrüssig war und je mehr er von der Notwendigkeit des Friedens überzeugt zu sein glaubte, um so leichter überredete er sich, daß er doch nach seiner innersten Natur für die Werke des Friedens und für den Genuß geschaffen sei. Er bekannte, daß wenn man in der Welt an allem möglichen herumgetastet habe, man gemeinhin zu dem Besten zurückkehre. Sollte es möglich sein, das Idyll von Rheinsberg noch einmal zu wiederholen?

Immer von neuem rühmte Eichel, auch nach der Ankunft in der Heimat, in seinen für Podewils bestimmten vertraulichen Mitteilungen den erfreulichen

Umschwung zur Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit, der jetzt eingetreten sei: Seine Königliche Majestät sei jetzt „wahrhaftig in der amiablesten und besten Intention gegen den Wienerischen Hof"; nur wegen Jägerndorf sei man noch etwas „sensible". Einige Selbstüberwindung der Oesterreicher in diesem Punkte könne „alle Rancüne gegen gedachten Hof" in Wegfall bringen, so daß bei der Nachgiebigkeit mehr gewonnen als verloren sein würde. In tiefstem Geheimnis wagte Eichel dem Minister bereits anzuvertrauen, daß auch das Festhalten der Gegenpartei an Jägerndorf den Frieden am letzten Ende nicht aufhalten werde. Wenn nichtsdestoweniger der König für diesen Fall die Verlegung der Verhandlungen von Breslau nach Berlin anordnete, so bedeutete dies im Grunde nichts anderes, als daß der Hofrat Kannegießer mit der beschwerlichen Reise, die ihm zugemutet wurde, eine neue Verlängerung seiner Bedenkzeit erhielt. Und also geschah es bei seiner und Hyndfords Ankunft, daß Maria Theresia zu Berlin in dem Definitivfrieden vom 28. Juli alles erhielt, was zu Breslau ihren Unterhändlern noch bestritten worden war: die Stadt Jägerndorf und die ganze zwischen Zuckmantel und Weißwasser sich ausdehnende Abdachung des Gebirges, ein fruchtbares Gebiet von über siebzehn Quadratmeilen, das sich wie ein Keil zwischen Oberschlesien und die Grafschaft Glatz drängte.

„Man muß die Segel einziehen, wenn der Wind widrig bläst, und muß seine Sache so gut machen, wie es eben geht" — die Klugheitsregel, die Friedrich schon im Antimachiavell aufgestellt hatte und an die er jetzt seinen Podewils erinnerte, wurde vor allem geboten durch die Verhandlungen, die augenblicklich zwischen Oesterreich und Frankreich im Gange waren.

Schon auf die Nachricht von dem Rückzuge der Preußen aus Mähren hatte Ende April der Staatssekretär Amelot in einem Erlaß an Belle-Isle die Frage aufgeworfen, ob Frankreich nicht besser seine Rechnung dabei finden werde, wenn man sich der Mitwirkung des Königs von Preußen für die Kriegsführung in Böhmen gänzlich entschlage und statt dessen eine um so engere Verbindung mit den Sachsen suche. Werde doch der König von Preußen bei jeder gemeinschaftlichen Unternehmung seinen Verbündeten immer äußerst zur Last sein; er werde den Oberbefehl über das Ganze beanspruchen, und niemand werde ihm gehorchen wollen. „Sie selbst," so fragte Amelot den in Versailles wegen seiner Vorliebe für Preußen bereits verrufenen Marschall, „werden Sie sich den Planen und den Launen eines so wenig erfahrenen und in seinen Projekten so wenig beharrlichen Führers anbequemen wollen?" Ja, Amelot meinte, daß schon aus Verpflegungsrücksichten die Anwesenheit der Preußen in Böhmen unerwünscht sei, da das ausgesogene und zu Grunde gerichtete Land eine so große Anzahl Truppen nicht mehr ernähren könne. — Was konnte der dunkeln Rede Sinn nach Lage der Dinge anders sein, als daß das französische Ministerium durch die militärische Trennung von Preußen einen anständigen Uebergang auch zu getrenntem politischen Vorgehen zu einem Sonderfrieden anbahnen wollte?

Die in den Erlaß eingeflochtenen Betrachtungen über den augenscheinlichen Argwohn des Königs von Preußen gegen die französische Politik, über seine

Besorgnis, von den Verbündeten geopfert zu werden, über die aus solcher Besorgnis sich ihm ergebende Neigung zum Abfall von der Koalition, alle diese Betrachtungen und Andeutungen waren offenbar dazu bestimmt, den Marschall Belle-Isle, den Anwalt der preußischen Allianz, leise auf den entgegengesetzten Standpunkt hinzuführen. Belle-Isle war selbstverständlich nicht der Meinung, daß Frankreich auf die militärische Mitwirkung Preußens mit leichtem Herzen verzichten solle. Dem Kardinal Fleury aber war von preußischer Seite selbst mit dem Gewinn einer neuen Schlacht noch nicht genug gethan; nach wie vor erging sich der selbstgerechte alte Nimmersatt in den gewohnten Klagen über die Unthätigkeit des Königs von Preußen und schrieb wenige Tage nach Empfang der Siegesbotschaft von Chotusitz an Broglie, er erwarte nicht, daß Belle-Isle diesen Fürsten zum Handeln vermögen werde.

Als dann die Nachricht von der Schlappe des Broglieschen Heeres kam und als gleichzeitig der König von Preußen in einem Briefe vom 13. Juni, noch ohne sich zu dem von ihm bereits gefaßten Entschlusse zu bekennen, einen schleunigen Friedensschluß als das einzige Auskunftsmittel bezeichnete, da säumte Fleury keinen Augenblick länger, den entscheidenden Schritt anzuordnen. Vom 21. Juni ist der Erlaß Amelots an Belle-Isle datiert, durch den der Marschall beauftragt wurde, den Frieden „um jeden Preis“ zuwege zu bringen; doch wurde ihm befohlen, so viel er könne für die Sachsen zu sorgen. Der Befehl kam jetzt zu spät. Schneller als man geglaubt hatte, und in anderer Weise, als es sich die Fleury und Amelot Ende April gedacht, war man von der militärischen Mitwirkung des Königs von Preußen, die jener Erlaß eine mehr lästige als nützliche genannt hatte, befreit.

Im Besitz seiner Vollmacht eilte Belle-Isle am 2. Juli mit einer Bedeckung von Grenadieren aus Prag nach dem Schlosse Komorzan an der Moldau, um mit dem aus dem österreichischen Hauptquartiere ihm entgegengesandten Marschall Königsegg sich zu besprechen. Der Stolze, welcher das Haus Oesterreich hatte zermalmen wollen, der ehrgeizige Urheber dieses böhmischen Krieges, bat demütig um Frieden; die Oesterreicher aber spotteten, es sei ein Unterschied, ob man auf den Bastionen von Wien oder vor den Mauern von Prag unterhandle. Königsegg mußte erklären, daß man keine Anerbietungen entgegennehmen werde, solange ein Franzose in Böhmen weile.

Da Stainville, der Vertreter des Großherzogs Franz in Paris, im Gespräch mit dem Kardinal den Mißerfolg dieses Anknüpfungsversuches auf die Person Belle-Isles, des in Wien Verhaßten, schob, so verfügte Fleury, daß Broglie die weiteren Verhandlungen führen sollte. Gereizt erwiderte Belle-Isle: „Ich gebe zu, daß der Herr Marschall von Broglie dem Wiener Hofe angenehmer sein muß, als ich,“ und zählte dann die Verdienste Broglies um das Haus Oesterreich auf: Broglie sei es gewesen, der das französische Heer zu Grunde gerichtet, und der durch sein Thun und Reden der Allianz den Fürsten entfremdet habe, welchen man am allernotwendigsten sich hätte warm halten müssen. Das Uebelste für die Franzosen war, daß die ersehnte Einladung zu einer neuen Besprechung nicht kam. Vergebens suchte Fleury den alten Grafen Königsegg, den er von früher kannte, durch unwürdige Schmeicheleien zu gewinnen; in

einem eigenhändigen Briefe an den österreichischen Marschall wälzte er die ganze Schuld an dem Kriege auf Belle-Isle ab und brüstete sich mit seinem langen Widerstande gegen die ihm schließlich abgezwungene Angriffspolitik; er schalt die Koalition eine seinem Geschmack und seinen Grundsätzen entgegengesetzte. Man konnte in Wien der Versuchung nicht widerstehen, den sich im Staube windenden Greis durch schadenfrohe Veröffentlichung seines löblichen Widerrufes noch tiefer zu demütigen. Bald las man den Brief in allen Zeitungen, und so kam sein Inhalt auch zu König Friedrichs Kenntnis.

Es war dem Könige doch schwer geworden, mit dem Bekenntnis seines Abfalls von der Allianz vor die Verbündeten zu treten. Wohl verbarg er nach der Unterredung, in der er Valory die ganze Wahrheit eingestanden hatte, das Unbehagen in seiner Weise hinter sardonischem Lachen: kein Polichinell, so schrieb er an Podewils, könne die Grimassen und Zuckungen des dicken Marquis nachahmen. Aber viel ernsthafter, als die Leichtfertigkeit dieses grausamen Spottes abnehmen ließe, hat ihn in jenem Sommer der Widerstreit der Pflichten beschäftigt, in welchem er sich hatte entscheiden müssen. Er hörte durch seinen Gesandten am französischen Hofe, den alten Baron Chambrier, daß man dort in Ausdrücken über seinen Friedensschluß spreche, die der Berichterstatter ohne ausdrücklichen Befehl nicht zu wiederholen wagte. Noch war Friedrich zu jung, um gegen die abfälligen Urteile derer, die er Stoiker von trockenem Gehirn und verbranntem Temperament schalt, wirklich so ganz, wie er es behauptete, gleichgültig zu sein. Selbst was „die ewig summenden Drohnen", die Pariser mit ihren „den auswendig gelernten Schimpfworten eines Papageis gleichzuachtenden Stichelreden" über ihn lästerten, hat er wohl mehr beachtet, als er es gegen Voltaire Wort haben wollte. Vollends daß sein Anti-Machiavell jetzt von mehr als einer Seite gegen ihn ausgespielt wurde, verdroß ihn lebhaft. Da hatte ein halbes Jahr nach dem Erscheinen des Buches der Wiener Hof in seiner Entgegnung auf die preußische Deduktion der Ansprüche auf Schlesien zum Schluß höhnisch den Trumpf daraufgesetzt, der Verfasser der Deduktion würde vielleicht in dem Machiavell, welchen Herr Voltaire mit Anmerkungen, die aber nicht die seinigen seien, herausgegeben habe, bessere Beweistümer finden können; und jetzt schrieb sogar Belle-Isle, sonst stets der Verteidiger Friedrichs, der König nehme den Machiavell zum Führer für sein politisches Verhalten. Der alte Abbé St. Pierre aber, der Apostel des ewigen Völkerfriedens, veröffentlichte seine Betrachtungen über das „Politische Rätsel", das der Verfasser des Anti-Machiavell mit seinem Angriffskriege gegen Maria Theresia der Welt aufgegeben habe; der Apotheker des kranken Europa, wie der Abbé sich nannte, forderte den jugendlichen Eroberer Schlesiens in väterlichem Tone öffentlich auf, vermöge seiner erhabenen Seelengröße seinen Fehler einzugestehen und zu sühnen.

Friedrich hielt es nicht für überflüssig, durch einen seiner litterarischen Freunde die utopischen Vorschläge des menschenfreundlichen alten Mannes mit beißender Ironie beantworten zu lassen. Zur Abwehr aber gegen das Zetergeschrei der Franzosen über den preußischen Sonderfrieden, zur Zurechtweisung des anderen, erlauchteren Greises setzte er eigenhändig eine Flugschrift auf, in der er aus der Verteidigung zum Angriff, zur Anklage überging. Nur die

Warnungen seines bedächtigen Podewils hielten ihn davon zurück, eine Schrift drucken und verbreiten zu lassen, über deren Urheber nach ihrem Inhalt und ihrem Ton kein Zweifel hätte aufkommen können. Aber ganz ohne weiteres wollte er die versteckten Ausfälle und sittenrichterlichen Anspielungen der Briefe, die Fleury an andere und an ihn selbst schrieb, nicht hinnehmen. Während der Rückreise von Aachen, wo er die Bäder gebraucht hatte, schrieb er am 12. September dem Kardinal einen Brief, in welchem, wie sein Kabinettssekretär sagte, das Salz nicht gespart war. Was die Welt in ihrer Oberflächlichkeit und Unkenntnis über ihn urteile, das solle ihn nicht kümmern; nur die Nachwelt richte die Könige: „Kann man mich dafür verantwortlich machen, daß der Marschall Broglie kein Turenne ist? Ich kann nicht aus einer Nachteule einen Adler machen. Darf man mich anklagen, daß ich mich nicht zwanzigmal für die Franzosen schlage? Es wäre eine Penelope-Arbeit gewesen, denn es war Herrn von Broglie vorbehalten, das zu zerstören, was andere aufgebaut hatten. Darf man mich anklagen, zu meiner Sicherheit einen Frieden geschlossen zu haben, wenn hoch im Norden ein anderer Friede verhandelt wurde, bei dem es auf meinen Schaden abgesehen war? Und mit einem Wort: darf man mich anklagen und war es denn ein so großes Unrecht, daß ich mich aus einer Allianz zurückzog, von welcher der Leiter Frankreichs eingesteht, daß er sie mit Bedauern geschlossen habe?“ Ein Hieb, der an der empfindlichsten Stelle traf. Festgehalten bei seinem unvorsichtigen Selbstbekenntnis, leise verspottet ob der Vertrauensseligkeit, mit der er dem Grafen Königsegg in die Falle gegangen war, unbarmherzig erinnert an die ihm von den Oesterreichern bereitete öffentliche Demütigung, konnte der alte Kardinal, der „empfindlichste und nachtragendste Mensch in Europa“, auf die Häufung überlegener Ironie, die mit vollendeter Feinheit in diese eine Frage sich zusammendrängte, doch kein Wörtlein erwidern.

Ein Anfänger in der Kunst der Diplomatie, hatte Friedrich während seines ersten politischen Feldzuges dem gewiegtesten Staatsmann der Gegenwart gegenübergestanden, einem Manne, der seinen Stolz darein setzte, als der feinste politische Kopf zu gelten. Daß dieser Politiker sich auf den Krieg gegen Oesterreich mit schwerem Herzen eingelassen hatte, daß zumal die preußische Bundesgenossenschaft ihm nichts weniger als sympathisch war, daß er auf die Kriegsführung lähmend einwirkte und dem General, dem Friedrich unter den Personen von Gewicht in Frankreich am meisten traute und zutraute, beständig entgegenwirkte — um das zu durchschauen, hatte es jenes Fleuryschen Selbstbekenntnisses nicht erst bedurft. Dieser Fleury hatte in dem letzten Kriege, den Frankreich geführt, seine Bundesgenossen, Sardinien, Spanien, den König Stanislaus von Polen, durch einen Sonderfrieden überrascht: „Es ist anzunehmen,“ schrieb damals der Kronprinz Friedrich, „daß das französische Ministerium, welches sich bei den Maximen Machiavells so wohl befunden hat, nicht auf halbem Wege stehen bleiben und nicht verfehlen wird, alle Lehren dieses Politikers in die Praxis zu übersetzen: man hat keine Veranlassung, an dem Erfolge zu zweifeln angesichts der Weisheit und Geschicklichkeit des Ministers, der gegenwärtig am Staatsruder sitzt.“ Im Begriff, sein Bündnis mit Frankreich abzuschließen, sagte Friedrich im Mai 1741 zu Valory: „Mein Freund, ich habe immer den König von Sardinien vor Augen, dem man Mailand

versprochen hatte, und der es nicht bekommen hat; und wenn es sich träfe, daß man Euch eines gutes Stück ausfindig machte, um Euch zum Schweigen zu bringen, so würdet Ihr mich gefälligst mit dem abfinden, was Euch gut scheinen würde." Indem der König jetzt nach dem Breslauer Frieden in einem Briefe an Voltaire die Aehnlichkeiten zwischen Allianzen und Ehen aufzählt, scherzt er: wenn ein Gatte hinreichende Beweise für ein galantes Verhältnis seiner Frau zu haben glaube, so könne nichts ihn verhindern, die Scheidung einzuleiten.

Die Gerechtigkeit gegen Fleury erfordert es anzuerkennen, daß er der Dinge, die der König von Preußen 1742 argwöhnte, nicht schuldig gewesen ist. Der französische Emissär Fargis zu Wien, auf dessen Spuren der preußische Gesandte Klinggräffen gekommen zu sein glaubte, war allem Anscheine nach eine mythische Persönlichkeit, um derentwillen Friedrich sich nicht hätte zu beunruhigen brauchen. Und den ungeheuerlichen Plan zur Bildung einer nordischen Allianz gegen Preußen und zur Zurückgabe von Stettin an Schweden hat lediglich der den Engländern und Oesterreichern ergebene Vizekanzler Bestushew dem französischen Gesandten Chetardie böswillig angedichtet, um Mißtrauen zwischen Preußen und Frankreich zu säen. Eher schon ist möglich, daß Kardinal Tencin in Fleurys Auftrage, wie dem König von Preußen nach dem Frieden gemeldet wurde, den Papst wegen des Uebergangs von Schlesien an eine protestantische Landesherrschaft mit der Verheißung beruhigt hat, Preußen werde am letzten Ende bei dem Spiel nichts gewonnen haben. Hat Fleury doch sogar einem Diplomaten von der Gegenpartei, dem Hannoveraner Hardenberg, in einer Besprechung unter vier Augen die emphatische Frage entgegengehalten: „Glauben Sie denn, daß wir erlauben würden, daß der König von Preußen sich in Deutschland zu große Macht anmaßt?" Auch erinnern wir uns, daß gleich im Anfange der Verwickelungen der Leiter der französischen Politik den Sachsen die freudige Aussicht eröffnete, den König von Preußen, wenn er seine Schuldigkeit gethan haben würde, in sein „Schneckenhaus" zurückschicken zu wollen. Solch frommen Vorsatz hatte dieser König durch seine Diplomatie und durch seine Kriegsführung, durch seine Siege und seinen Friedensschluß jetzt freilich nicht zur Ausführung kommen lassen.

Er war nicht in der Lage, die Nachrichten und Warnungen, die ihm zugetragen wurden, auf ihre Thatsächlichkeit hin zu prüfen. Der Historiker, der heute in gemächlicher Muße aus den Akten der verschiedenen Archive die Zeugnisse in Vollständigkeit einander gegenüberstellen kann, erkennt mit leichter Mühe den Sachverhalt; aber es stünde ihm schlecht an, wegen lückenhafter Kenntnis und fehlgreifender Annahmen den handelnden Staatsmann zu richten, von dem der Augenblick, mitten in dem fortrasenden Strom der Ereignisse, die schnelle und verantwortliche Entscheidung heischt.

Mit Vorliebe hat Friedrich die heikle Frage nach der unbedingten oder eingeschränkten Verbindlichkeit der Staatsverträge zum Gegenstande seines Nachdenkens und dialektischer Erörterung gemacht. Gleich geblieben ist sich zu allen Zeiten seine Abneigung, ohne zwingenden Grund eine Verpflichtung gegen einen andern Staat einzugehen. Er tadelt in seiner brandenburgischen Geschichte die Minister Friedrich Wilhelms I., die ihren Gebieter nicht weniger als vierzig Ver-

träge und Konventionen hätten unterzeichnen lassen. Er sagt einem seiner Bevollmächtigten, der ihm zu hastig unterhandelt: „Man entriert Allianzen nicht wie Vergnügungspartien.“ Er kann nicht begreifen, daß die Welt nicht weiser wird und den Unwert der Bürgschaftsverträge nicht einsieht; daß sie, nachdem die Pragmatische Sanktion den Unwert solcher Garantien auf das schlagendste dargelegt hat, nicht die Augen öffnet, dieser „Filigranschlösser“ noch immer nicht überdrüssig ist: „alle Menschen sind Narren,“ bestätigt er dem König Salomo, „die Erfahrung beweist es.“ Er für sein Teil läßt sich trotz wiederholter Aufforderung nicht herbei, einen derartigen Garantievertrag mit Spanien abzuschließen, weil die räumliche Entfernung die Garantie von vornherein bedeutungslos machen würde; seinen Geschäftsträger in Venedig, der ihm den Bund mit Spanien und dessen Klienten, „selbst mit Modena“ empfiehlt, nennt er ganz entrüstet einen Visionär. Wenn er gleichwohl unter Umständen mit Rücksicht auf „die Vorurteile Europas, dem der bloße Name einer Allianz Eindruck macht,“ Verbindungen anknüpfen muß, die schließlich auf „eine Anhäufung von Worten ohne Seele“ hinauskommen, die aber „Tableau machen“ und ihm ein „Relief geben,“ so läßt er alles aus dem Vertragsentwurf entfernen, was ihm in der Folge Verwickelungen bereiten könnte.

Ueber die Fälle nun, in denen nach seiner Ansicht der Vertragsbruch berechtigt oder geboten sei, hat Friedrich schon in seinem Anti-Machiavell sich ausgesprochen. So abstrakt auch an dieser Stelle die noch auf keine Erfahrung gestützte Erörterung gehalten ist, so gibt der Verfasser doch schon zu, daß es schlimme Notwendigkeiten geben könne, in denen ein Fürst seine Verträge und Bündnisse werde brechen müssen; doch soll das nie geschehen, ohne daß das Heil seines Volkes ihn dazu zwingt. Unmittelbar nach der Unterzeichnung der Breslauer Präliminarien und aus der Stimmung dieser entscheidenden Tage heraus sah er sich auf die Unterscheidung zwischen der Ehre eines Privatmannes und der Ehre eines Fürsten geführt: der Privatmann, bei dem es sich nur um den eigenen Vorteil handelt, muß diesen seinen Vorteil ohne Schwanken dem Wohle der Gesellschaft zum Opfer bringen; der Fürst, der den Vorteil eines großen Volkes im Auge hat und im Auge haben soll, muß sich selbst und seine Verpflichtungen opfern, sobald sie dem Wohle seines Volkes entgegen zu sein beginnen. Es ist die Unterscheidung, an der Friedrich von nun an festgehalten hat. „Wir sind unsern Mitteln unterworfen und unsern Fähigkeiten,“ sagt er bei späterer Gelegenheit in einer allgemein gehaltenen Betrachtung über diesen schwierigen Gegenstand; „wechseln unsere Interessen, so müssen wir mit den Bündnissen wechseln. Unser Beruf ist, über das Glück unserer Unterthanen zu wachen; sobald wir also Gefahr oder Wagnis für sie in einer Allianz wahrnehmen, müssen wir lieber diese brechen, als jenes aufs Spiel setzen. Darin opfert sich der Souverän für das Wohl seiner Unterthanen.“ Am schroffsten hat Friedrich dieser Auffassung während seines zweiten Krieges Ausdruck gegeben: „Große Fürsten thun nichts für einander um ihrer schönen Augen willen. Es gibt kein Bündnis noch Band in der Welt, das als kräftig betrachtet werden kann, wenn nicht die gemeinsamen und gegenseitigen Interessen es knüpfen; sobald bei einem Vertrage der Vorteil ganz auf der einen Seite ist

und auf der andern Seite nichts, so löst dieses Mißverhältnis jedesmal die Verbindlichkeit." Ja der einst so scharf angegriffene Florentiner hat eines Tages seine Genugthuung erhalten, wenn Friedrich enttäuscht und resigniert bekannte: „Machiavell sagt, daß eine uneigennützige Macht inmitten ehrgeiziger Mächte unfehlbar endlich zu Grunde gehen würde; es thut mir sehr leid, aber ich bin genötigt einzugestehen, daß Machiavell recht hat."

In der letzten Umarbeitung seiner Denkwürdigkeiten hat der König die Allgemeinheit seiner früheren Ausführungen erheblich eingeschränkt, indem er hier genau die vier Fälle umschreibt, in denen er den Bruch von Bündnissen für gerechtfertigt hält. „Wenn der Verbündete es an der Erfüllung seiner Pflicht fehlen läßt; wenn er uns zu täuschen sucht, so daß kein anderes Mittel übrig bleibt als ihm zuvorzukommen; wenn eine vis maior dazwischen tritt, und endlich, wenn die Mittel zur Fortsetzung des Krieges versagen."

Zu dem Sonderfrieden von Breslau hat, wie wir sahen, vor allem die Lässigkeit und Schlaffheit der französischen Kriegsführung den Anlaß gegeben; eine unmittelbare Verletzung der vertragsmäßigen Verpflichtungen hat der König von Preußen in dieser Unzulänglichkeit der militärischen Leistungen allemal nicht sehen wollen. So ist auch die Furcht, sich von Fleury beim Wettlauf um den Frieden überholt zu sehen, für Friedrich nur ein nebensächlicher Beweggrund gewesen. Die beiden ersten der von ihm später aufgestellten Gründe zur Lösung eines Vertragsverhältnisses dürften also 1742 kaum als vorhanden betrachtet werden. In einem Briefe an Belle-Isle vergleicht er sich und seine Verbündeten mit Schiffbrüchigen, denen nicht verdacht werden könne, wenn sie jeder für sich das sinkende Wrack verließen, um durch Schwimmen das rettende Ufer zu erreichen; er hat hier also die vis maior im Sinne, die in jener Aufzählung an dritter Stelle erscheint. Endlich hat auch die Rücksicht auf das allmähliche Versiegen der Geldquellen des Staates 1742 einen Platz — und nicht den letzten — unter Friedrichs Erwägungen eingenommen; wenn ihm „ein langer Krieg nicht zusagen konnte", so lag dies vornehmlich daran, daß Preußen aus eigenen Vorräten ohne fremde Hülfsgelder zwar ein paar Feldzüge bestreiten konnte, daß aber diese Mittel nur die Ersparnisse des Friedens waren, die, bald verbraucht, während des Krieges sich nicht ergänzten. Immerhin waren sie jetzt noch nicht so erschöpft, daß von dieser Seite ein unbedingtes Hindernis zur Fortsetzung des Krieges vorgelegen hätte, ebensowenig wie nach der Schlacht bei Chotusitz füglich das Vorhandensein einer vis maior zugestanden werden kann. Das Wrack der Koalition, von dem er sich retten zu müssen meinte, er hat es nach nur zwei Jahren von neuem bestiegen, ob immer dies Wrack in der Zwischenzeit noch manch neues Leck bekommen hatte.

Das Eine wird dem Eroberer Schlesiens somit jedenfalls nicht bestritten werden können, daß er am Tage nach einer gewonnenen Schlacht eine überraschende Mäßigung bewährt hat und eher mißtrauisch gegen sein Glück gewesen ist, als daß er von dem Erfolge berauscht worden wäre und, wie er vorher gedroht, seine Ansprüche nach dem Barometer des Glücks reguliert hätte. Keine zwingende Notwendigkeit zu dem Friedensschlusse, nur eine ganze Zahl zusammenwirkender Zweckmäßigkeitsgründe lagen vor, ganz wie vordem die Engländer den

Sonderfrieden von Utrecht und die Franzosen den Sonderfrieden von 1735 nicht unter dem Gebot zwingender Notwendigkeit geschlossen haben. An diese beiden Vorgänge und Beispiele erinnerte damals ein französischer Hofmann, der philosophische Marquis d'Argenson; er war billig genug anzuerkennen, daß der König von Preußen nur nach einer bereits eingebürgerten Uebung verfahren sei. Minder billig haben diejenigen von d'Argensons nachgeborenen Landsleuten geurteilt, die, indem sie den preußischen König aus dem Rahmen seiner Zeit herausrückten, pharisäisch einen „wenig menschlichen, fast satanischen" Eindruck von dem jungen Friedrich erhalten zu haben erklärten. Was wir an dem Helden des ersten schlesischen Krieges zu erblicken vermögen, ist etwas anderes. Nicht als ein Uebermensch oder gar Unmensch erscheint er uns, nicht einmal als ein abgeschlossen fertiges Menschenkind, sondern als Einer, der noch im Werden ist. Der kalte, „satanische" Rechenmeister gibt sich uns mehr als einmal als einen Sanguiniker, als einen Stimmungsmenschen, der, bald übermütig und bald schier verzagt, seine Haltung leicht durch die Eindrücke des Augenblicks bestimmt werden läßt, der in Uebereilung und Hitze und aus Mangel an Erfahrung Fehler genug macht, nicht bloß im Felde, sondern auch in der Politik, der in die Zukunft nicht allzuweit vorausschaut und gelegentlich auch für die Zukunft seines Rufes, so sehr sein guter Name ihm sonst am Herzen liegt, nicht eben bedacht ist, und der schließlich einen guten Teil seiner Erfolge, wie er später selbst zugibt, dem Glück, dem Zufall verdankt. Wir gewahren mit einem Worte genug von dem, was der König, reifer geworden, als die „Etourderie" seiner jungen Jahre bezeichnet hat.

Indem der junge Fürst ausgesprochenermaßen — wir haben es gehört — einen Ehrenpunkt darein setzte, sich als Politiker nicht überlisten zu lassen, indem er seinem Minister die Losung „Täuscht die Täuscher" gab, so geschah es freilich, daß der ungleich Klügere und Gewandtere die Gegner mit ihren eigenen Waffen zu Boden schlug und wie eine strafende Gottesgeißel über das verkommene Geschlecht dieser diplomatischen Schwarzkünstler kam. Aber nicht den kleinen Künsten und Listen der damals herrschenden Diplomatie, von denen er nicht absehen konnte noch wollte, hat Friedrich seine großen Erfolge zu danken gehabt, sondern der Macht der thatsächlichen Gegebenheiten, der materiellen und moralischen Ueberlegenheit seines Staates, seines Heeres und Volkes. Auf diese Macht des wesenhaft Vorhandenen, auf das Recht der lebendigen Gegenwart gegen die abgestorbenen Maße und Formen der morschen Reichsverfassung, hatte sich auch Kaiser Karl VI. für seine eigenmächtige Erbfolgeordnung berufen und berufen dürfen, und hatte dann doch wieder die Stützen dieser Ordnung in der Luft gesucht, in papiernen Garantien, und nicht auf dem Boden der Wirklichkeit, aus dem sie erwachsen war, nicht in der Pflege der Wehrkraft seines österreichischen Staates, die einzig und allein der willkürlichen Erbordnung ihre „pragmatische" Sanktion geben konnte und schließlich gegeben hat. Die unwahren und überlebten politischen Systeme und Kombinationen, die bisher die Welt im Geleise erhalten mußten und auf die Kaiser Karl bei seiner Jagd nach Garantien gebaut hatte, alle diese wesenlosen Schatten waren jetzt zerstoben in ihr Nichts vor der hellen Wirklichkeit der preußischen Macht, als sie unerwartet

ihr schweres Schwert in die künstlich regulierte Wage des europäischen Gleichgewichts warf. „Papier wird es nicht ausmachen, sondern vigoureuse Operationen" und „Unterhandlungen ohne Waffen sind wie Noten ohne Instrumente", das waren die stolzen Devisen, unter denen die fridericianische Politik siegessicher in die Schranken trat. Diplomatische Verhandlungen, die zu keinem Ergebnis führen, hat Friedrich einmal einen für die Geschichtschreibung nicht hinreichenden Stoff bezeichnet, weil politische Intriguen an sich nicht mehr Beachtung beanspruchen dürften, als die kleinen Reibereien im gesellschaftlichen Leben; die Kunst des Diplomaten nennt er von diesem Standpunkte aus scherzend Charlatanerie. „Die Tapferkeit und die gute Führung sind es, die im Kriege entscheiden," das blieb seine Ueberzeugung, „und nicht die hohlen und unsinnigen Hirngespinste der Diplomaten."

In diesem klaren Bewußtsein von der siegenden Gewalt der Wahrheit im Gegensatz zu den leeren Anmaßungen des Scheins und der Phrase hat nun Friedrich auch von denen, mit welchen er gemeinsame Sache machen sollte, Thaten gefordert statt der Worte, die Entwöhnung von halben Maßregeln, den Einsatz ihrer ganzen Kraft, die volle und schnelle Erfüllung der übernommenen Verpflichtung.

Und das eben war es, was die Verbündeten von 1741 nicht zu leisten vermochten. Die Kurfürsten von Baiern und von Sachsen wollten sich Königreiche erobern und zitterten alsbald, auf die Defensive zurückgedrängt, für ihr eigenes Land. Den Franzosen aber kam zu spät die Erkenntnis, welcher Fleury im Mai 1742 endlich Ausdruck gab: es bedürfe eines durchgreifenden Schlachterfolges, mit kleinen Teilgewinnen sei nichts geändert. In dem Zustande beginnender Auflösung, in welchem das französische Königtum sich befand, überschätzte Frankreich seine Kräfte so 1741 wie 1756, wenn es dem Kurfürsten Karl Albert Böhmen und wenn es Maria Theresia Schlesien erobern helfen wollte.

Gewiß waren den Franzosen die Vergleiche empfindlich, welche die eigene Schwäche und Leistungsfähigkeit und andererseits die Spannkraft, die Erfolge und der Ruhm der Preußen herausforderten. „Es handelt sich jetzt nur darum," so schrieb der König von Preußen nach dem Abschluß seines Friedens, „die Kabinette Europas daran zu gewöhnen, uns in der Stellung zu sehen, die uns dieser Krieg gegeben hat, und ich glaube, daß viel Mäßigung und viel Gleichmut gegen alle Nachbarn uns dahin führen wird; ich hoffe, daß wir uns mit Würde auf der Höhe des Machtaufschwunges behaupten werden, in welchem wir uns dem Erdteile angekündigt haben." Wie bald mußte er sich von der Undurchführbarkeit seines Programms überzeugen, wie bald hören wir ihn die Meinung äußern, daß es unbedingt notwendig sei, die Stärke herauszukehren, damit er nicht, mit unendlich mehr Macht, in Verachtung sinke gleich seinem Vater.

Drittes Buch.

Ursprung und Verlauf des zweiten schlesischen Krieges.

Erster Abschnitt.

Verhältnis zu Kaiser und Reich.

Es war im November 1805, daß ein französischer Staatsmann über die Politik Friedrichs des Großen das bezeichnende Urteil fällte: „Die Nachfolger Friedrichs haben Geist und Grundsätze seiner Regierung nicht ergriffen. Dieser Fürst wußte gar wohl, daß er mit seinem Heere und mit seinem Schatze immer in der Lage sein würde, die Macht, die er geschaffen, und den Rang, den er sich in Europa angeeignet, zu behaupten. Aber er wußte auch, daß nichts auf dem Kontinente sich ereignen konnte, was ihn nicht anginge, und daß kein politischer Vorgang von einer gewissen Bedeutung ohne seine Beteiligung statthaben durfte; daß das bestehende Gleichgewicht zu seinem Schaden gestört werden würde, wenn er nicht bei der Begründung eines neuen Gleichgewichtes in thatkräftiger Weise dazwischen träte. Er wußte, daß wenn andere Staaten sich vergrößerten, ohne daß der seine einen entsprechenden Zuwachs erhielte, dieser sein Staat durch solche Veränderung in das Hintertreffen kommen mußte; er wußte, daß wenn alle europäischen Heere sich aufrafften, kämpften, in Sieg und in Niederlage sich immer kriegstüchtiger machten, das seine nicht in träger Ruhe erschlaffen durfte, sollte anders seine militärische Stärke nicht durch diesen Ausfall an Erfahrung, Mut und Zuversicht herunterkommen. Ohne Zweifel verkannte der große Friedrich keine einzige dieser Wahrheiten, und ich denke, daß er gelächelt hätte, wenn einer seiner Minister ihn durch deren Darlegung hätte belehren wollen."

Gewiß ist für ein Staatswesen mit dem Anspruch auf europäische Bedeutung, das durch jede Verschiebung der allgemeinen Machtverhältnisse in Mitleidenschaft gezogen wird, die Neutralität inmitten eines Kampfes aller gegen alle eine Fessel, die geradezu einem Verzicht auf die Stellung einer Großmacht nahe kommen kann. Vollends aber für die junge Macht Preußen war die Zuschauerrolle, zu der es sich im Breslauer Frieden verstehen zu dürfen meinte, um so schwerer durchführbar, als der Krieg, in den es sich nicht weiter mischen

sollte, auf deutschem Boden und um deutsche Länder, ja um des Reiches Krone geführt wurde.

Der König hatte bei Beginn seines ersten Krieges nichts weiter ins Auge gefaßt als die Abrundung des preußischen Staatsgebietes. Er war bereit gewesen, für Abtretungen in Schlesien dem Gemahle der Habsburgerin, der Kaisertochter, seine Stimme zur Kaiserwahl zu geben, das heißt die Fortdauer der österreichischen Hegemonie in Deutschland anzuerkennen. Wohl hatte Voltaire schon dem Kronprinzen Friedrich schmeichlerisch die dereinstige Nachfolge im Reiche zugedacht und begrüßte, als der letzte Habsburger starb, den König von Preußen als den, der entweder Kaiser sein oder einen Kaiser machen werde. Auch Fürst Leopold von Dessau schrieb damals seinem Kriegsherrn unumwunden, aus ergebenstem Herzen wünsche er ihm die Erhöhung zur Kaiserwürde, denn gewiß lebe niemand in Europa, der diese Würde mehr verdiene und der besser imstande sei sie aufrecht zu erhalten. Und sogar dem Minister Podewils war Ende 1740 der Gedanke nicht fremd, für Preußen eine führende Stellung im Reiche in Anspruch zu nehmen. Freilich die Verwirklichung des Gedankens erschien ihm ganz undurchführbar. Der Neid der Nachbarn Preußens im Reiche, von denen die angesehensten im übrigen Europa Königreiche besäßen, werde, so meinte Podewils, allzeit unübersteigliche Hindernisse schaffen.

Unerwartet war dann ein Augenblick eingetreten, in welchem Preußen thatsächlich die Entscheidung der deutschen Geschicke in seiner Hand hielt. Die Erhöhung des Kurfürsten von Baiern zur Kaiserwürde war wesentlich Preußens Werk. So war Baiern seinem Wohlthäter zu ewigem Danke verpflichtet, während auch der Gesandte Sachsens nach dem Beitritte seines Gebieters zu der Koalition pathetisch gegen Podewils äußerte, daß sein Hof jetzt sich blindlings in die Arme Preußens werfen wolle. Freudig gab Podewils, indem er seinem Könige diese Worte berichtete, der Hoffnung Ausdruck: „Man wird künftig Eure Majestät als die einzige große Macht in Deutschland betrachten, mit der gut zu stehen man jeder anderen Verbindung vorziehen wird.“ Wir sahen, wie Friedrich während des mährischen Feldzuges Sachsen, das von Frankreich innerhalb der Koalition als Gegengewicht gegen Preußen verwendet wurde, von sich abhängig zu machen strebte, um mit Ausschluß des französischen Einflusses die deutschen Angelegenheiten gemäß seinen eigenen Gesichtspunkten zu ordnen. In demselben Sinne empfahl er dem neuen Kaiser die Vermehrung der bairischen Streitkräfte, „um mit den Verbündeten figurieren zu können“, das heißt, um allmählich sich der Abhängigkeit von Frankreich zu entziehen. Und wenn Friedrich sich die Gründe vergegenwärtigte, die für die Fortsetzung des Krieges gegen die Königin von Ungarn sprachen, so entging ihm nicht, daß nach völliger Niederwerfung der österreichischen Macht, nach einem allgemeinen Friedensschlusse unter preußischem Schiedsrichtertum, das ganze Reich sich Preußen anschließen würde: „dann würde der König von Preußen das Ansehen des Kaisers haben, und der Kurfürst von Baiern des Kaisertums Last.“

Dieser glänzenden Aussicht hatte sich König Friedrich im Breslauer Frieden begeben. Schnell aber lenkte seine Politik auf den verlassenen Weg noch ein-

mal ein; denn die Erwägung ließ sich nicht abweisen, daß die Erniedrigung des Kaisers zugleich eine moralische Demütigung des Königs von Preußen sei, der diesen Kaiser auf den Thron gehoben hatte.

Das wittelsbachische Kaisertum, das aus der Wahl von 1742 hervorgegangen war, lieferte in seiner kläglichen Hülfsbedürftigkeit den klaren Beweis, wie ganz und gar nichts die Krone des Reiches ohne eine starke Hausmacht bedeutete. „Et Caesar, et nihil.“ spotteten die Widersacher über den siebenten Karl. Sehr wohl hatte König Ferdinand nach der Schlacht bei Mühlberg gewußt, weshalb er seinem Bruder, dem Kaiser, die Ausschreibung einer „regelmäßigen Rente“, die Einführung einer stehenden Reichssteuer, widerriet: bei einer sicheren finanziellen Ausstattung der Reichsgewalt, warnte er, würden auch andere Fürsten als die Habsburger imstande sein, das Kaisertum zu übernehmen, was jenen bisher ihre Armut unmöglich gemacht habe. Und so war es in der That dabei geblieben, so lange noch Männer vom Hause Habsburg übrig waren, daß die Wahlkrone nie von der einen Familie kam. Nur als Anhängsel der österreichischen Macht hatte das Kaisertum etwas gegolten.

Als Erbe der habsburgischen Herrschaft in Böhmen, als Gebieter über einen ausgedehnten, geschlossenen Landbesitz in Süddeutschland von den Sudeten bis zu den Alpen, würde auch Karl Albert eines Kaisers Ansehen im Reiche gehabt haben: der eigener Kraft entbehrende, in Abhängigkeit von den Franzosen verharrende Kaiser war den Reichsgenossen je nachdem ein Gegenstand des Mitleids oder des Abscheus, oder gar ein Spott.

Denn wenn in irgend etwas die Stimmung in Deutschland einig war, so war sie es in der Abneigung gegen Frankreich. Der König von Preußen, unter seinen Landsleuten einer der wenigen Freunde der gallischen Nachbaren, war auf das äußerste überrascht und betreten, als er auf seiner Fahrt in das Aachener Bad im Hochsommer 1742 allerorten auf grimmen Haß gegen die Franzosen stieß. Er erklärte, diese „Frenesie“, die weiter gehe als die Raserei des Roland, nicht zu begreifen; indes, er hatte es ja erlebt, wie zähe seine eigenen Berater, ein Podewils vor allen, dem Abschluß des Bündnisses mit Frankreich widerstrebt hatten. Noch nicht siebzig Jahre waren vergangen seit den Tagen des Mazarinschen Rheinbundes. Damals stand der junge Ludwig an der Spitze einer deutschen Fürsteneinung, die sein Minister Lionne das große Triebrad der deutschen Politik Frankreichs nennen durfte. Niemand hätte den Franzmann damals den Reichsfeind oder gar den Erbfeind gescholten; weit verdächtiger als der französische König war der deutschen Libertät von damals der eigene Kaiser. Dann aber hatte die Eroberungspolitik Ludwigs XIV. ihr Gesicht enthüllt, und der Rheinbund war zerfallen. Zu wiederholten Malen erklärte das Reich an Frankreich den Krieg, und bald kam es dahin, daß an die Stelle der wohlorganisierten Gefolgschaft Frankreichs ein Sonderbund zu Gunsten und unter Führung des habsburgischen Kaisers trat, die Association der vier vorderen Reichszirkel. Alle die kleinen Stände, weltlich und geistlich, im oberrheinischen und im Kurkreise, in Schwaben und in Franken, jeder für sich so unbedeutend, daß seine Streitmacht aufzubieten oder einzuhandeln kaum der Mühe lohnte, stellten doch insgesamt eine Masse dar, die wenigstens den Anschein einer Macht

hatte. Freilich ließen in diesen verbündeten Kreisen gerade die gewichtigeren Stände, die rheinischen Kurfürsten, Württemberg, Hessen-Kassel, auch die brandenburgischen Markgrafen in Franken, es sich nicht nehmen, nach Maßgabe der Umstände Politik auf eigene Hand zu treiben und innerhalb der Kreisarmatur eine selbständige Wehrverfassung aufzurichten oder anzubahnen; immerhin war diese Association dem Kaiser Leopold und seinen beiden Söhnen von ähnlicher Bedeutung, wie einst der schwäbische Bund dem ersten Maximilian. Dem wittelsbachischen, dem mit Frankreich verbündeten Kaisertum aber versagte sich diese ihrem Ursprung nach zur Abwehr der französischen Angriffe geschaffene Einung mit innerer Notwendigkeit.

Ebenso machte es sich dem Kaiser aus der neuen Dynastie peinlich fühlbar, daß ihm im Reichstage die geschlossene Majorität fehlte, auf welche die letzten Habsburger allemal hatten zählen können. Die Einhelligkeit des Kurkollegiums bei der Wahl des 24. Januar 1742 hatte lediglich der Schrecken zuwege gebracht; jetzt, da er wich, wagten die Anhänger Oesterreichs in des Reiches vornehmstem Rat wieder ihr Haupt zu erheben. Vollends ungünstig lagen für den neugewählten Kaiser die Verhältnisse im Fürstenrat bei der bunten Zusammensetzung dieses vielköpfigen Kollegiums.

Hier durfte Oesterreich sich noch jetzt, obgleich der Kaiserwürde entkleidet, auf zwei verschiedene, ihm unbedingt ergebene Gruppen verlassen, die bei jeder Abstimmung innerhalb einer Versammlung von 96 Stimmberechtigten den festen Kern für eine österreichische Majorität bildeten. Da waren vorerst die sogenannten Pensionäre des Wiener Hofes mit ihren Abstimmungen unter der berufenen Formel „in omnibus uti Austria“, die kleinen weltlichen Fürstenhäuser, die ihre Einführung in den Reichsfürstenrat der Gunst der habsburgischen Kaiser dankten und deren Sprößlinge seit alters im Hofdienst oder Kriegsdienst des Erzhauses standen: die Lobkowitz, Salm, Dietrichstein, Auersberg, Schwartzenberg, die Aremberg, Hohenzollern, Fürstenberg und Liechtenstein. Zu den neun Virilstimmen dieser Geschlechter traten gewöhnlich noch die vier Kuriatstimmen der Grafenverbände von der Wetterau, von Schwaben, Franken und Westfalen. Die zweite mächtige Stütze, wenn es galt, die Abstimmungen dem Hause Oesterreich zu sichern, bot die gesamte Germania Sacra, soweit die stimmberechtigten Stifter sich nicht im Besitze wittelsbachischer Prinzen befanden. Der Erzbischof von Salzburg, neben Oesterreich der Kondirektor des Fürstenrates, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, von Eichstädt und Passau, von Augsburg, Konstanz, Chur und Basel, von Brixen und Trient, von Straßburg, Worms und Speier, die gefürsteten Aebte und Pröpste von Fulda, Kempten, Ellwangen, Berchtesgaden, Weißenburg, Stablo, Prüm und Corvey, der Johannitermeister und die beiden Kurien der schwäbischen und rheinischen Prälaten, sie alle waren nur des Rufs gewärtig, um ihre Stimmen, 25 an der Zahl, für das preiswürdige Erzhaus, den Hort des Katholizismus im Reiche, in die Wagschale zu werfen. Fügte der Wiener Hof seine beiden eigenen Stimmen für Oesterreich und Burgund hinzu, sowie die markgräfliche Stimme von Nomeny, die sich der Gemahl Maria Theresias als letzte Erinnerung an seine lothringischen Besitzungen vorbehalten hatte, so fehlten den 41 also Einmütigen, selbst wenn

die Bänke des Fürstenrats vollbesetzt und wenn alle Vertreter instruiert waren, nur wenige Stimmen an der absoluten Majorität.

Dem gegenüber hatte das Haus Wittelsbach ein unbedingtes Verfügungsrecht doch nur über fünfzehn Stimmen: fünf in der vielgespaltenen pfälzischen Linie, zwei in der bairischen für das Herzogtum und die leuchtenbergische Landgrafschaft, endlich acht geistliche. Für die Bistümer Münster, Osnabrück, Hildesheim und Paderborn und für den deutschen Orden votierte Kurfürst Klemens August von Köln, des Kaisers Bruder; für Regensburg, Freisingen und seit 1743 auch für Lüttich ein anderer Bruder, Bischof Theodor. Der König von Preußen konnte mit den fünf Stimmen von Magdeburg, Halberstadt, Minden und Kammin und von Hinterpommern aushelfen; jede andere Bundesgenossenschaft aber mußte mühsam gewonnen werden. Und die Aussicht war für den Kaiser gar gering, daß unter den dreißig bis vierzig Ständen, deren Haltung nicht von vornherein vorgezeichnet war, seine Werbung den Bemühungen der Gegner den Rang ablief. Unterhielt doch die Hofburg politische und persönliche Beziehungen mancherlei Art auch zu den protestantischen Fürstenhöfen; denn diese vorzugsweise waren es, welche ihrer Mehrzahl nach in den Gegensätzen der kurzen Regierungsepoche Karls VII. die mittlere Linie einhielten: die Ernestiner mit fünf bis sechs Stimmen, die Mecklenburger mit vier, die fränkischen Brandenburger und die Württemberger mit je zwei, das Haus Brabant mit dreien, für Kassel, Darmstadt und Hersfeld, die Häuser Braunschweig-Wolfenbüttel, Anhalt, Cirksena mit je einem Votum.

Eines aber unter diesen evangelischen Geschlechtern, im Besitz von vollen sechs Stimmen im Fürstenrat, war der großen Gegnerin des Kaisers unbedingt verbündet und zugleich auf das eifrigste und wirksamste bestrebt, ihr aus dem protestantischen Lager weiteren Zuzug zu verschaffen: das königliche Kurhaus Hannover mit der ganzen Macht Großbritanniens hinter sich.

Nie hat König Georg II., jetzt bereits ein Sechziger, in seinem langen Leben glänzender dagestanden, als in diesem Jahre 1743, da er, der steifleinene Pedant, der enge Geist, ein Wilhelm III. oder Heinrich V. sich dünken mochte, wenn er so, das Schwert in der Hand, inmitten seiner englischen und hannöverischen Heerscharen den Kontinent durchzog, allgebietend, siegreich, nicht verdunkelt durch einen der schwachen und feigen Gegner oder durch einen der Mitverbündeten, denn die Frau, für deren Sache der Krieg geführt wurde, ward außerhalb ihrer Erblande, ward in den Lagern der Heere nicht gesehen; nicht gedrückt durch die Genialität eines allen Ruhm und alle Popularität an sich reißenden Ministers, denn sein Carteret, ob immer an Geist und Gaben ihm unendlich überlegen, schien sich ganz ihm unterzuordnen, wußte dem Eitlen in geschicktester Weise zu schmeicheln und sah sich in der Gunst des Gebieters bald ebenso befestigt, wie jemals Sir Robert Walpole.

Zu Walpoles Sturz im Februar 1742 hatte die unmittelbare Veranlassung des Ministers lahme und mattherzige Friedenspolitik gegeben. Er war stets für das Zusammengehen Englands mit Frankreich gewesen und hatte nur ungern 1739 in den Seekrieg mit den von den Franzosen vorgeschobenen Spaniern gewilligt. Die kläglich erkaufte Neutralitätskonvention für das deutsche

Kurfürstentum des britischen Königs erschien der Nation als eine unerhörte Erniedrigung und lieferte der parlamentarischen Opposition den Beweis, daß Englands wichtigste Interessen und daß Englands Ehre den Bedürfnissen des deutschen Nebenlandes untergeordnet wurden. Die Reihen der Getreuen Walpoles lichteten sich, bald standen alle Parteien und Fraktionen gegen ihn zusammen.

„Was in achtundzwanzig Jahren nicht gesehen, nicht gehört, ja nicht geglaubt worden, das hat sich nunmehr ergeben," so schrieb am 4. März 1742, vierzehn Tage nach Sir Roberts Rücktritt, ein hannöverischer Diplomat frohlockend; Whigs, Tories, Patrioten und wie sie alle hießen, seien einig miteinander und wetteiferten, ihre Königstreue und Vaterlandsliebe zu bethätigen. Whigs und Tories würden bei Hofe gesehen und gnädig empfangen, weder im Ober- noch im Unterhause gäbe es eine Opposition; was der König vom Parlamente fordern möge, alles werde ihm bewilligt.

Daß nun Carteret die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, der bisherige Führer des oppositionellen Flügels der Whigpartei, der Vorkämpfer der „Patrioten" gegen die „Courtiers", schien einen gründlichen Systemwechsel zu bedeuten, wie ihn die kriegerische Erregtheit der Nation erheischte. Der Lord galt den Franzosen als ihr unversöhnlichster Feind; Lord Feuerbrand nannten ihn ihre Diplomaten. Stolz und herausfordernd war der Ton, den er unverzüglich gegen Frankreich anschlug. Er halte es für unwürdig, erklärte er dem französischen Gesandten Bussy, die kleinen Künste des vorigen Ministeriums weiter anzuwenden; zwei große Staaten wie Großbritannien und die Krone der Lilien müßten ritterlich sich bekriegen oder Frieden machen; es hänge von Frankreich ab, ob Krieg, ob Friede sein solle; der König und die Nation seien entschlossen, sich mit ganzer Macht den Plänen Frankreichs zu widersetzen, auf dem Kontinent so gut wie auf dem Ozean, und sie würden alles thun, um Preußen aus der Verbindung mit Frankreich zu reißen. Es war sein „Lieblingsvergleich", im Verkehr mit dem französischen Diplomaten, Frankreich sei ein mutiges Roß, aber er werde es bändigen; es gelte nur den Augenblick zu ergreifen, wo es vor Erschöpfung atemlos sei.

Gleich nach der Uebernahme der Geschäfte entwickelte Carteret dem hannöverischen Minister von Steinberg sein politisches Programm. Man müsse die augenblickliche Stimmung der englischen und der holländischen Nation ausnützen, um zu verhindern, daß nicht „das große Systema von Europa" zerfalle. Sofort werde England 16000 Mann nach den österreichischen Niederlanden werfen, die sich dort mit 30- bis 40000 Holländern zu verbinden haben würden. Den König von Preußen müsse und werde man gewinnen, von Rußland habe man mehr zu hoffen als zu fürchten; der Kaiser aber sei ein Herr, der in französischen Fesseln sein und bleiben werde.

Mit großer Sicherheit und gleich großem Glück ging der glänzende Lord an die Ausführung. Englands erfolgreiche Friedensvermittelung zwischen den beiden deutschen Mächten nahm er als ein persönliches Verdienst für sich in Anspruch und rühmte sich, dem preußischen Staate, wie vordem als Gesandter am schwedischen Hofe Stettin, so jetzt als Staatssekretär Breslau durch seine

Vermittelung verschafft zu haben. Als dann zu Ausgang des Jahres das Parlament seine Sitzungen wieder aufnahm, konnte Carterets Diplomatie stolz bereits eine neue Leistung aufweisen: das zu Breslau begonnene Werk sah sich durch den soeben (29. November) erfolgten Abschluß eines Verteidigungsbündnisses zwischen England und Preußen gekrönt. Zugleich kündete die Thronrede den Abschluß eines Vertrages mit Rußland an. Das folgende Jahr brachte zunächst den Beitritt Hollands zu dem englisch-österreichischen Kriegsbündnisse. Fortgerissen durch das Beispiel Englands, ermutigt durch die augenscheinliche Leistungsunfähigkeit der französischen Feldherren, faßte die Versammlung der Generalstaaten im April 1743 nach langen Schwankungen und nicht ohne lebhaften Widerspruch einzelner Provinzen den Beschluß, der Königin von Ungarn das vertragsmäßige Hülfsheer von 20000 Mann zum Kampfe für die Erbordnung Karls VI. zu stellen. Weiter ward durch einen sanften, aber fühlbaren Druck dem auf die englischen Subsidien angewiesenen Hofe zu Wien die Zusage abgenötigt, dem König von Sardinien in dem Wormser Vertrage alles lombardische Land am rechten Ufer des Lago Maggiore und des Tessin abzutreten; Karl Emanuel versprach dafür, mit 45000 Mann die Bourbonen aus Italien vertreiben zu helfen. Gelang das, so sollte Neapel wieder österreichisch werden und Sizilien wieder dem Hause Savoien zufallen. Endlich wurde auch Sachsen noch vor Ablauf des Jahres 1743 durch die Erneuerung seines alten Defensivvertrages für den Fall neuer Verwickelungen wieder an die Sache Oesterreichs gebunden.

Binnen Jahresfrist hatte so Maria Theresia einen Umschwung des Glücks an sich erfahren, etwa nur dem vergleichbar, der in den Anfängen des Dreißigjährigen Krieges ihren Ahnherrn, Ferdinand II., aus tiefster Bedrängnis zu stolzer Siegeshöhe erhob. Die Frau, über deren Länder soeben in einem „Partagetraktat" das Los geworfen war, erblickte sich an der Spitze eines großen Bündnisses zur Aufrechterhaltung der Pragmatischen Sanktion, und glücklicher als die Diplomaten der antipragmatischen Koalition sahen die „Pragmatiker" das durch ihre Verhandlungskunst begonnene Werk durch die Erfolge der Kriegsführung gesichert und weitergeführt.

Nach der grausamen Behandlung, die Fleury von den Oesterreichern auf seine Annäherungsversuche erfahren, hatte sich sein verletzter Stolz zu einem unerwarteten Akte von Energie aufgeschwungen. Das Heer des Marschalls Maillebois, seit einem vollen Jahre unthätig am Niederrhein, erhielt den Befehl, zur Rettung der gefährdeten Besatzung von Prag quer durch Deutschland nach Böhmen zu marschieren. Sein Erscheinen in Baiern befreite noch einmal das unglückliche Erbland des Kaisers von den österreichischen Peinigern, und die 60000 Mann, die Maillebois und der Graf von Sachsen jetzt in der Oberpfalz beieinander hatten, schienen ausreichend, auch in Böhmen das Kriegsglück wieder zu wenden. Schon stießen die französischen Marschsäulen über den Böhmerwald vor; aber wieder fehlte den Führern der Mut zu entscheidender That. Statt den Truppen bei Prag die Hand zu reichen, ging Maillebois, der lange erwartete Erlöser, unverrichteter Dinge dahin zurück, von wo er gekommen war. Die böhmische Hauptstadt war jetzt nicht mehr zu halten. Dem Marschall

Belle-Isle — denn Broglie war im September zu dem Heere nach Baiern gegangen — blieb nur der verzweifelte Entschluß übrig, mit den 14000 Mann, die noch vorhanden waren, Ende Dezember bei härtestem Frost den Rückzug nach Eger anzutreten; seine sechzig Schwadronen hatte er auf zwanzig einteilen müssen. Nun verglichen ihn seine Verehrer mit Xenophon, aber das Ergebnis war, daß auf diesem Rückzug der deutsche Winter das kleine französische Heer nahezu aufgerieben hatte. Kränker denn je, von der Gicht gekrümmt, gealtert, vergrämt, innerlich gebrochen, doch voll Würde in der äußeren Haltung, erschien Belle-Isle in Versailles, dem König seinen Bericht über den letzten Akt des böhmischen Trauerspiels abzustatten. Er verhehlte sich nicht, daß sein großes Spiel verloren, daß seine Zeit vorüber war; er sah wohl, daß die teilnehmende Fürsorge, die seiner Gesundheit gezeigt wurde, im Grunde nur darauf abzweckte, dem Urheber des deutschen Krieges einen anständigen Rückzug aus dem öffentlichen Leben zu eröffnen.

Den Mann, gegen den er diesen Krieg durchgesetzt, traf Belle-Isle, da er nach der Heimat zurückkehrte, nicht mehr unter den Lebenden. Zwei Jahre zu spät für seinen Ruhm, wie mit Grund gesagt wurde, war der Kardinal Fleury neunzigjährig am 29. Januar zu Issy gestorben; er hatte bis zum letzten Atemzuge an dem Bild seiner Macht sich geweidet und die Welt über seinen Zustand zu täuschen gesucht. Mit ihm verschwand der letzte der Staatsmänner von der Bühne, die ein Menschenalter hindurch, während der thatenlosen letzten Jahrzehnte, als die Epigonen einer größeren Zeit in Europa geschaltet hatten; denn Graf Sinzendorff, Karls VI. alter Hofkanzler, war im Vorjahr dem Kardinal im Tode vorangegangen, während gleichzeitig einen Walpole die Wankelmut der Volksgunst und einen Ostermann die Erschütterungen eines Thronwechsels aus der Bahn geschleudert hatten.

Indem die Franzosen Böhmen aufgaben, schickten sich die Engländer an, ihre Truppen als Hülfsvölker für die Königin von Ungarn in das Reich einrücken zu lassen. Durch die französische Rheinarmee nicht mehr geschreckt und gehindert, waren 16000 Hannoveraner zu den englischen Truppen in Flandern gestoßen und mit ihnen 6000 Hessen, die einen wie die andern durch englisches Geld unterhalten.

Mit dem größten Verdruß sah der König von Preußen der Ankunft dieser Kriegsgäste auf deutschem Boden entgegen, und der Kaiser und die Franzosen versäumten nicht, seine Mißstimmung auszunützen und ihn zum Einschreiten gegen die Verletzung des Reichsbodens und die Gefährdung neutraler Stände anzuspornen. Der angekündigte Marsch der Engländer gab um so mehr zu denken, als bereits ganz offen von dem Plane geredet wurde, dem vor wenigen Monaten gewählten Kaiser einen römischen König in der Person des Großherzogs Franz an die Seite zu stellen. Kurz vor Weihnachten nahm Friedrich Veranlassung, zu dem englischen Gesandten Hyndford ein ernstes Wort zu sprechen. In lebhafter Erregung rief er dem Briten zu: „Hören Sie, Mylord, ich kümmere mich nicht um das, was den Franzosen geschieht, aber ich kann

nicht dulden, daß der Kaiser zu Grunde gerichtet oder entthront wird.“ Wolle der König von England die Franzosen in Frankreich selbst, in Flandern oder in Lothringen angreifen, so sei dagegen nichts einzuwenden; aber der mächtigste Fürst des Reiches sei als solcher verpflichtet, in Deutschland selbst jede neue Unordnung zu verhindern. Müsse vom Leder gezogen werden, dann geschehe es besser heute als morgen.

Als Hyndford dem Minister Podewils von solchen Drohungen erzählte, suchte dieser den Eindruck so gut es ging abzuschwächen; aber schon nach wenigen Tagen kam der König auf den Gegenstand zurück. Auf einem Hoffeste, nach der Tafel, nahm er den Lord beiseite, um ihm gerade heraus zu erklären, wenn der König von England dem Kaiser den Krieg ansage, so bäte er, der König von Preußen, doch nicht zu vergessen, daß Hannover in der unmittelbaren Nachbarschaft von Preußen liege.

Noch erschrockener als das erste Mal beschwor der unglückliche Podewils den Gesandten, Drohungen, die in der Weinlaune ausgestoßen seien, keine Bedeutung beizumessen, und beteuerte ihm, die Augen zum Himmel erhoben, er wünsche, daß der König entweder aufhören möge, mit den fremden Gesandten von Politik zu reden, oder die gesamten Geschäfte auf sich allein nehmen möge. Es gelang dem friedfertigen Minister, die Dinge in ein ruhiges Gleis zu lenken. Eine Erklärung, die der preußische Gesandte in London abgeben mußte, kleidete das, was der König in der Hitze des Augenblickes ausgestoßen hatte, in die glatten Formen der diplomatischen Umgangssprache. Immerhin blieb der Kern bestehen; denn auch in der nach London geschickten Erklärung fand sich der Satz, daß England seine Truppen gegen Frankreich unmittelbar anwenden möge, daß aber das Reich sein Haupt nicht zermalmen lassen noch das Kriegsfeuer in neutrale Gebiete herüberschlagen lassen dürfe. Die Antwort, die Hyndford im Namen seines Königs erteilte, lautete einlenkend und beschwichtigend. Der Gesandte mußte erklären, daß seinem König nichts ferner liege, als der Ruin des Kaisers oder eine Vergewaltigung neutraler Reichsstände. Auch ließ der König von England seine Bereitwilligkeit ausdrücken, daß er in allem, was billigerweise für den Kaiser geschehen könne, in Gemeinschaft mit Preußen vorgehen wolle. Der Verlauf mußte lehren, bis zu welchem Grade diese Erklärung aufrichtig gemeint sei.

Gleichzeitig mit den nach London gesandten Warnungen — die Redner der parlamentarischen Opposition sprachen von dem Veto des Königs von Preußen — ließ König Friedrich zwei andere Verhandlungen zu Gunsten des Kaisers einleiten. Bei dem Reichstage wurde der Antrag gestellt, daß das Reich in dem Streite zwischen dem Kaiser und der Königin von Ungarn die Vermittelung übernehmen und zur Wahrung seiner eigenen Interessen eine Reichsarmee aufstellen solle. Wieder in London aber legte der König einen Friedensplan vor, bei dem beide Teile ihre Rechnung finden mochten.

Was der Kaiser begehrte, war nicht bloß der gesicherte Besitz seines Erblandes, das demnächst zum zweitenmale die Beute der Oesterreicher werden sollte, sondern eine Erweiterung seines Gebietes und eine Erhöhung seiner Einkünfte in einem Umfange, der dem Glanze der Kaiserkrone und den Pflichten ihrer

Vertretung entsprochen hätte: sechs Millionen Gulden, mit einem Worte, bezeichnete er als die Summe, die ihm als Jahreseinnahme nötig sei. Und auf das neue Großbaiern sollte dann die erbliche Königswürde gegründet werden. „Sechs Millionen jährliche Revenuen fände man nicht auf dem Markte“, ließ König Friedrich ihm durch seinen Gesandten Klinggräffen sagen; „man müßte sich sehr darum schlagen und sich rechtschaffen anstrengen, zu dem Zwecke gute Truppen zu haben“. Gleichwohl war er darauf bedacht, dem Kaiser für dieses Königreich Böhmen, das nun einmal keine Gewalt auf Erden ihm zu erobern vermochte, Gebiete und Gebietsstücke, die etwa Erkleckliches abwarfen, hier und da in der Nachbarschaft Baierns ausfindig zu machen. In der Zeit vor Abschluß des Breslauer Friedens war Graf Podewils, um sofort eine allgemeine Pazifikation zu ermöglichen, auf den Ausweg einer umfassenden Aufteilung geistlichen Gebietes verfallen; jetzt eignete sich der König diesen Gedanken an und kam seit dem Sommer 1742 immer wieder darauf zurück.

Schon einmal, vor jetzt hundert Jahren, war in einer großen inneren Krisis dieses Auskunftsmittel zur Ausgleichung entgegenstehender Ansprüche angewendet worden. Aber damals handelte es sich bei der Einziehung der Bistümer im wesentlichen um Stifter, die dem katholischen Glauben völlig entfrembet und thatsächlich bereits seit lange im Besitz weltlicher Herren waren; jetzt sollten Güter, welche die Kirche noch im Vollbesitz hatte, zur Bereicherung der Laien dienen. König Friedrich ließ in London die Gebiete von Eichstädt, Freisingen, Regensburg, Augsburg und Salzburg in Vorschlag bringen; daneben sollten auch einige weltliche Herrschaften, die Reichsstädte Regensburg, Augsburg und Ulm, geopfert werden. Einen Augenblick ist der Kaiser einem Gedanken, dessen Verwirklichung seiner Hausmacht so ansehnliche Vergrößerung gebracht hätte, wohl näher getreten, aber nicht ohne den ausdrücklichen Vorbehalt der freien Zustimmung des Papstes und des gesamten Reiches. Als dann durch eine schadenfrohe Indiskretion des solchen Entwürfen ganz abweisend gegenüberstehenden Wiener Hofes die in London ausgetauschten Vorschläge unzeitig an die Oeffentlichkeit traten, da beeilte sich der streng kirchliche Fürst, den ungerechtfertigterweise auf bairische Urheberschaft zurückgeführten Plan im Tone der Entrüstung und Ueberzeugung weit von sich zu weisen. Das Mißtrauen der katholischen Reichsstände war durch keine Beteuerungen mehr zu zerstreuen: unzählige Federn schrieben noch auf lange hinaus, nach Anleitung geistlicher Hirtenbriefe, gegen die „von Religionshaß und unzulässigem Eigennutz angefrischten Pläne“, gegen die „gott- und gewissenlosen, auf den gänzlichen Umsturz der Reichsverfassung abzielenden Pazifikationsentwürfe“; der heilige Vater selbst aber ließ erklären, eher das Martyrium leiden zu wollen, als solchen Frevel gutzuheißen. Wenn der derzeitige Schirmvogt der Kirche die ihm anvertraute durch Sakrileg und Raub zu entweihen, die fürstlichen Stifter, als die Erbschaft Gottes, wegen menschlicher Erbschaft anzutasten sich anschickte, in welch strahlender Verklärung erschien da nicht das alte Erzhaus, das dem Reiche und der Kirche so viele fromme Kaiser gegeben!

Schien zwischen den Höfen von Berlin und London darin Einverständnis zu bestehen, daß dem Kaiser auf eine oder die andere Weise ein Zuwachs an

Land und Leuten und Einkünften ausfindig gemacht werden müsse, so stellte sich Maria Theresia auf einen völlig anderen Standpunkt. Sie war zwar nicht abgeneigt, dem Kaiser einen neuen Besitz anzuweisen, aber dieses neue Gebiet sollte keine Vergrößerung des alten bedeuten, sondern lediglich ein Ersatz für das Herzogtum Baiern sein, für Baiern, das die Königin für sich selbst zu behalten gedachte als eine Entschädigung für ihr verlorenes Schlesien.

So sind denn in diesen Jahren der Reihe nach von ihr und von ihren Verbündeten die verschiedensten Tauschpläne zur Erörterung gebracht worden. Der greise Lord Stair, der heißblütige Führer des englischen Hülfsheeres, hielt nichts für einfacher, als die Verpflanzung des Kaisers über den Rhein, nach Eroberung von Elsaß und Lothringen, zumal wenn es gelang, den König von Preußen zum Verzicht auf seine Neutralität, zur Beteiligung an dem großen Rachezuge gegen die Franzosen zu vermögen. Mit verdientem Spott wies König Friedrich den abenteuerlichen Plan zurück: von der Eroberung von Elsaß und Lothringen werde man sprechen dürfen, wenn Frankreich einige Hauptschlachten samt Straßburg und den festesten Plätzen an der niederländischen Grenze verloren habe und wenn man mit einem Heere unter den Mauern von Paris stünde, nicht eher! Da somit die Ausstattung des Kaisers mit französischen Spolien bald außer Betracht kam, so ward zeitweilig eine Ansiedelung des bairischen Kurhauses auf italienischer Erde in Aussicht genommen. Ein sardinischer Staatsmann, der Marchese d'Ormea, entwickelte zuerst diesen erleuchteten Gedanken; er meinte, daß der Großherzog Franz gut und gern auf sein neues Reich Toskana zu Gunsten des Kaisers verzichten dürfte, wenn dafür dem Hause Oesterreich Baiern eingeräumt würde. Begierig griffen die Oesterreicher und Engländer den Vorschlag auf; nur schien ihnen an Toskanas Statt Neapel und Sizilien eine angemessenere Entschädigung für den aus Baiern zu vertreibenden Kaiser; dort mochte er sich in den großen Erinnerungen an die letzten Hohenstaufen ergehen, ein Kaiser in partibus infidelium, für welchen Großherzog Franz als römischer König willig die Bürde des Reiches getragen haben würde. Der junge Diplomat, der damals den Wiener Hof in Turin vertrat, Graf Wenzel von Kaunitz-Rietberg war es, der sich insbesondere für diese Deportation des deutschen Kaisers an die Gestade der Cyklopen erwärmte und den Plan schon vorlängst ins Auge gefaßt zu haben erklärte.

Wie nun die Austauschfrage auch geregelt werden mochte, in Wien war es beschlossene Sache, dem Kaiser sein Erbland nicht zu lassen, sondern sich nach dem Grundsatz zu richten, den Lord Carteret, wenig vereinbar mit den in Berlin abgegebenen Beteuerungen, aufgestellt hatte: Baiern zu behalten, ohne viel davon zu reden. Denn daß der Königin ein Aequivalent für Schlesien geschaffen werden müsse, das hatten die englischen Staatsmänner, als sie ihr den Breslauer Frieden aufnötigten, nicht in Abrede gestellt.

König Friedrich war unter diesen ihm selbst übrigens noch verborgenen Umständen wohl berechtigt, die englische Friedensvermittelung ein „Spielwerk" zu nennen und seinem Gesandten Andrié in London zu schreiben (17. März), er könne Carteret leise zu verstehen geben, „daß wir so dumm nicht wären, die Unaufrichtigkeit des englischen Hofes nicht zu merken".

Er wußte dabei nicht einmal, daß eben damals auch zu Frankfurt in der Reichsversammlung die Diplomatie König Georgs II. einen unterirdischen Krieg gegen den Kaiser und gegen ihn selbst führte und alle Hebel ansetzte, den preußischen Antrag auf Uebernahme der Friedensvermittelung durch das Reich in der Abstimmung zu Falle zu bringen. Das schließliche Schicksal dieser Vorlage bezeichnete einen großen Sieg des hannöverischen Einflusses über den preußischen. Dreier Ansagen bedurfte es, bis alle löblichen Comitialgesandtschaften mit Verhaltungsmaßregeln von ihren Höfen versehen waren. Endlich kam am 17. Mai das Reichsgutachten zustande, wonach das Reich den streitenden Teilen, dem Kurfürsten von Baiern, seinem Kaiser, auf der einen und der Königin von Ungarn auf der andern Seite seine Vermittelung anbieten wollte. Aber die Aufstellung der Neutralitätsarmee, die allein der Vermittelung hätte Nachdruck geben können, ward nicht beliebt; denn nur über die Frage ob, nicht über die Frage wie war die Mehrzahl der Vertreter mit Weisungen versehen. Gar verächtlich sprachen die Freunde des Wiener Hofes, wie der alte Bamberger Bischof, von dem „Neutralitäts-Glaukoma" und stellten es mit der „Säkularisations-Impietät" in gleiche Linie.

Während der Reichstag dem edlen Frieden zuliebe sich mit langwierigen Beratungen und unfruchtbaren Abstimmungen abquälte, prasselte bereits das Kriegsfeuer aller Orten von neuem in die Höhe. Noch mitten im Winter suchte Graf Traun, aus dem Mailändischen hervorbrechend, die Spanier im offenen Felde auf und schlug sie am 8. Februar bei Camposanto am Panaro. Etwa gleichzeitig überschritten Lord Stairs englische und hannöverische Völker die Maas, um sich in den benachbarten Gebieten der wittelsbachischen Kurfürsten von Köln und von der Pfalz einzulagern. Im April zogen sie, begleitet von den flandrischen Regimentern Oesterreichs, als pragmatische Armee über den Rhein.

Anfang Mai rührten sich auch in Böhmen die Oesterreicher zu erneutem Vorbruch gegen Baiern. Noch lag der Oberbefehl über die Franzosen in den unsicheren Händen des alten Broglie; mit seinen 70000 Mann traute er sich doch nicht an den Feind. Er gestattete den Vortruppen Karls von Lothringen, sich zwischen die Franzosen und die südwärts bei Braunau und München stehenden Baiern zu schieben; die 8000 Baiern, Pfälzer und Hessen, mit denen General Minuzzi Simbach besetzt hielt, wurden überfallen und auseinandergesprengt. Nun schien es dem französischen Marschall die höchste Zeit, die ihm anvertraute große Armee durch die Flucht zu retten. Eilends zog er sich donauaufwärts von Deggendorf nach Straubing, nach Stadt am Hof, nach Ingolstadt, nach Donauwört. So war, bevor der Sommer erschien, auch Baiern von den Franzosen aufgegeben, wie im vorigen Winter Böhmen. Der König von Preußen aber schrieb: „Bei aller schlechten Meinung, die ich von dem alten Broglie hatte, gestehe ich, daß seine Aufführung die Feigheit und Thorheit, die ich ihm zugetraut hatte, noch übersteigt." Doch ereilte den Marschall jetzt ein verdientes Geschick. Kein Fleury nahm sich seiner mehr an; der alte Heerverderber ward abgesetzt und auf eine seiner Besitzungen verwiesen.

Mit dem Abzuge der Franzosen war das Schicksal des in der bairischen Heimat zurückbleibenden Häufleins kaiserlicher Krieger entschieden. Graf Secken-

dorff, jetzt ihr Anführer an des unfähigen Törring Stelle, der aus den Diensten des habsburgischen Kaisertums in die des wittelsbachischen übergetretene Reichsfeldmarschall, hatte recht gehabt, wenn er zu Beginn dieses unglückseligen Feldzuges das französische Heer den schwachen Rohrstab Egypten genannt. Der Wittelsbacher, vor wenigen Wochen aus Frankfurt in seine Landeshauptstadt zurückgekehrt, flüchtete nach Augsburg, die Gastfreundschaft der schwäbischen Patrizier in Anspruch zu nehmen; Deutschlands Kaiser hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegen sollte. Dann schloß Seckendorff mit seinem ehemaligen Waffenbruder und alten Feinde Khevenhüller am 27. Juni die Abkunft von Niederschönfeld, eine Kapitulation, die den Kaiserlichen, so viel ihrer noch waren — sie mochten an die 13000 Mann zählen — Neutralität gewährte und ihnen ein Fleckchen bairischer Erde bei Wemding, wo ringsum die Gebiete neutraler Dynasten grenzten, als Zufluchtsort anwies. Maria Theresia verweigerte dem Vertrage die Bestätigung, aber thatsächlich schonten die Sieger fortan ihre unschädlich gemachten Gegner. Ueberall in Baiern ließ die Königin sich huldigen, so wie vor achtzehn Monaten Karl Albert es in ihrem Königreich Böhmen gehalten hatte.

Noch schien nicht alles verloren, denn noch standen, von den aus Baiern Geflüchteten abgesehen, 60000 Franzosen zwischen Neckar und Main unter dem Herzog von Noailles, das frische Heer, durch dessen Aussendung die Krone Frankreich das Erscheinen der pragmatischen Armee auf dem Reichsboden beantwortet hatte. Im Besitze der Flußübergänge bei Seligenstadt und Miltenberg sperrte Noailles den bis Aschaffenburg vorgerückten Gegnern, den vereinigten Engländern, Hannoveranern und Oesterreichern, die Zufuhren auf dem Mainstrome. Den bereits Darbenden den Rückmarsch nach Hanau zu verlegen, sie womöglich zu vernichten oder zur Ergebung zu zwingen, gingen die Franzosen, mehr als 20000 Mann stark, auf das jenseitige Ufer. Aber der stürmische Angriff ihrer Garden auf die aus dem Walde bei dem Dorfe Dettingen sich herausschiebenden Marschsäulen wurde abgeschlagen; Noailles brach die Schlacht ab und zog sich unverfolgt über den Main zurück. Just an diesem Unglückstage, dem 27. Juni, erschien Karl VII., der Wanderkaiser, wiederum in Frankfurt; ein flüchtendes Heer hatte er an der Donau verlassen, ein geschlagenes erwartete ihn am Main. Die gut österreichisch gesinnten Frankfurter ließen unter den Fenstern ihres kaiserlichen Gastes Hochrufe auf die Sieger erschallen. Der Herzog von Noailles streckte diesem Manne der Schmerzen 40000 Thaler vor, um ihn nicht Hungers sterben zu lassen. Zugleich aber bemühte sich der Bedrängte durch den Prinzen Wilhelm von Hessen um einen Vergleich mit dem König von England, dem Helden von Dettingen. Der Hoffnungsstrahl, der hier aufleuchtete, erlosch gar schnell. Lord Carterets prahlerische Verheißung, dem landflüchtigen Herrscher die Wiederherstellung seiner Erblande, die österreichische Anerkennung für sein Kaisertum, die Erhöhung Baierns zum Königreiche, eine irgendwie zu beschaffende dauernde Verbesserung seiner Einkünfte erwirken und zudem bis zur greifbaren Herbeizauberung aller dieser Herrlichkeiten ein monatliches Almosen aus britischen Staatsmitteln verschaffen zu wollen — diese lockende Zusage ward durch den Einspruch der Minister in London, der auf den ehrgeizigen und herrschsüchtigen Staatssekretär des Auswärtigen bereits eifersüchtigen Kollegen, nach ein paar

Wochen des Hoffens und Harrens hinfällig, dem Kaiser zu einer grausamen Enttäuschung.

Der König von Preußen erhielt die Nachricht von der Schlacht bei Dettingen am 3. Juli in Rheinsberg, an der Stätte freundlicher Erinnerungen, wo er auf der Fahrt nach den Musterungsplätzen der pommerschen Regimenter zu kurzer Rast abgestiegen war. „Nein, ich will den französischen Namen nicht mehr genannt hören!" so schrieb er empört an seinen Freund Rothenburg, den halben Franzosen; „nein, ich will nicht, daß mir noch jemand von ihren Truppen und von ihren Generalen spricht! Noailles ist geschlagen! Von wem? Von Leuten, die keine Disposition zu machen verstehen und auch keine gemacht haben!" Gegen Podewils aber äußerte er den frommen Wunsch, daß seinen Herrn Oheim der Teufel holen möge, und bat den Minister, ihm „einen langen, langen Brief" zu schreiben, angefüllt mit allen Betrachtungen über die Bedeutung des unwillkommenen Ereignisses, die ihm nur einfallen würden, wobei er überall den schlimmsten Fall setzen solle. Er selbst fürchtete im ersten Augenblicke als Folge der Schlacht nichts Geringeres, als das vollständige Uebergewicht des Königs von England und der Königin von Ungarn in allen Reichsangelegenheiten, die Wahl des Herzogs von Lothringen zum römischen Könige, ein großes Bündnis zwischen England, den Oesterreichern, Sachsen, Dänen und Russen. Resigniert setzte er hinzu: „Die Ereignisse dieses Jahres lachen uns nicht; wir müssen hoffen, daß eine andere Zeit kommt, wo wieder wir an der Reihe sind. Ich gestehe, daß ich alles, was bisher in Europa geschehen ist, ziemlich vorausgesehen habe; aber auf diesen Schlag war ich nicht vorbereitet."

Er hatte den Einmarsch der englischen Truppen in das Reich trotz der preußischen Verwahrung, er hatte das herrische Schalten seines königlichen Oheims in deutschen Landen nicht ohne Grund als empfindliche Niederlage seiner Politik und als eine persönliche Demütigung empfunden. Es konnte ihm unmöglich entgehen, wie es bei den dreist zufahrenden Engländern in bewußter Weise darauf abgesehen war, ihn vor den Kopf zu stoßen, einzuschüchtern, zu demütigen: „ich bin der Meinung," dahin hatte zu Anfang des Jahres Lord Hyndford, sehr mit seines Gebieters und Carterets Zustimmung, sein Votum abgegeben, „daß je nachdrücklichere Entschließungen unser Hof faßt, desto friedfertiger der König von Preußen sein wird." Friedrich hatte seinen Stolz bezähmt und im Verlaufe der Ereignisse doch größere Zugeständnisse gemacht, politisch und persönlich, als es sein Vorsatz gewesen war. Wiederholt und noch Anfang Juni erklärte er seinen Ministern, daß er zur Begrüßung des Königs Georg auf deutschem Boden keinen Vertreter in das britische Hauptquartier abordnen werde, daß ihm von solcher Sendung nicht gesprochen werden solle. Ende Juni aber gewann er den verhaßten Entschluß dennoch über sich, um sich von den Verhandlungen, deren Brennpunkt in diesem Sommer das Lager am Main nun einmal war, nicht freiwillig und leichtfertig auszuschließen. Der gedrückten Stimmung der preußischen Politik entsprangen auch die dem Frühling dieses Jahres angehörenden Versuche, ein freundlicheres Verhältnis zu dem Wiener Hofe zu gewinnen. Hat doch der König in einem bestimmten Augenblicke, im März, in einer vertraulichen Weisung an seinen dortigen Gesandten, den Grafen Dohna, den Gedanken

nicht ganz von der Hand gewiesen, die sonst so stark von ihm perhorrescierte Bewerbung des Lothringers um die römische Königskrone zu unterstützen, vorausgesetzt, daß der Wiener Hof eine weitere Ausdehnung der preußischen Macht geschehen lassen würde: das heilige römische Reich sei groß genug, meinte er, und man würde in der Nachbarschaft Konvenienzen für Preußen genug finden können, ohne daß die Königin von Ungarn für eine Unterstützung ihrer Politik Abtretungen von dem österreichischen Eigen zu machen brauche. Doch war das eine ganz vorübergehende Anwandlung gewesen, und als Dohna einige Zeit darauf, in den Wochen vor der Dettinger Schlacht, in einem der Zwiegespräche, deren Maria Theresia den geraden, wohlmeinenden Mann jetzt wiederholt würdigte, bestimmte Andeutungen in der Königswahlfrage machte, allerdings über seine Verhaltungsmaßregeln hinaus, so zog er sich die schneidende Zurechtweisung zu (20. Juni): „Sie lassen Sich bezaubern durch den holden Sirenengesang; aber, mein Herr, vergessen Sie nicht, mit welchem Gebieter Sie es zu thun haben, und wenn Sie schon an nichts anderes denken, so denken Sie an Ihren Kopf."

Vor Beginn des diesjährigen Feldzuges hatte der König den stets auf das Schlimmste gefaßten Podewils durch die Eröffnung beruhigt, daß er keineswegs beabsichtige, jetzt loszubrechen, sondern daß er den Ausgang der ersten Aktion zwischen den Engländern und Franzosen abwarten wolle, um danach seine Maßregeln zu treffen. Jetzt kamen diese Maßregeln bescheiden genug auf jene Abschickung in das Hauptquartier des Siegers von Dettingen hinaus, die, vor der Schlacht beschlossen, doch erst im Juli vor sich ging. Graf Karl Wilhelm von Finckenstein, der neunundzwanzigjährige Diplomat, vordem des Kronprinzen Friedrich Spielgefährte, erhielt den Auftrag, sich in die Friedensunterhandlungen einzudrängen, es gehe wie es gehe; er konnte sich auf die dem Könige im vorigen Winter erteilte Zusage berufen. Dem Kaiser aber ließ König Friedrich gleichzeitig raten, auf die Hülfe einer Reichsarmee nach den bisherigen Erfahrungen nicht mehr zu rechnen, vollends jetzt, wo Frankreich den Krieg in Deutschland aufgebe.

So eifrig Finckenstein in Hanau sich bemühen mochte, so unermüdlich dieser kleine Teufel von Geist, wie Hyndford ihn nannte, dem britischen Staatssekretär zusetzte, er erreichte nicht, daß er zu den Verhandlungen hinzugezogen wurde. Wohl aber hörte er von einem der kaiserlichen Diplomaten, daß Carteret sich mit stolzem Munde gerühmt hatte: er allein verstehe sich auf den Ton, in welchem man zu dem König von Preußen reden müsse.

Noch ehe König Friedrich über das Ergebnis der Hanauer Verhandlungen klar sah, erhielt er eine Nachricht, die seiner Politik einen neuen Antrieb und eine neue Richtung gab. Sie kam ihm aus Rußland.

Mit jener Dezembernacht des Jahres 1741, in der die Preobraschenskischen Garden die Tochter Peters des Großen als Selbstherrscherin aller Reußen ausgerufen hatten, waren die Hoffnungen des österreichischen Gesandten Botta, Rußland zur Beteiligung an dem Kriege gegen Preußen zu vermögen, vereitelt. Aber auch Bottas Befürchtung, daß jetzt sein glücklicherer Nebenbuhler, der

Franzose Chetardie, seine Gönnerin Elisabeth in den Krieg gegen Oesterreich treiben möchte, bewahrheitete sich nicht. Die Zarin entschied sich den westeuropäischen Wirren gegenüber für volle Unparteilichkeit. Um so nachdrücklicher ließ sie, unbekümmert um ihre früheren Beziehungen zu der schwedischen Gesandtschaft, den Krieg gegen den nordischen Nachbar fortsetzen. Der Friede von Abo, den Schweden gegen abermalige Abtretungen schließlich erhielt, bereitete der Stockholmer Kriegspartei, die auf die Erkenntlichkeit Elisabeths gerechnet hatte, die bitterste Enttäuschung. Es war ein neuer Unterwerfungsvertrag gleich dem Frieden von Nystad, und bei der Wahl eines Thronfolgers, die der kinderlose König Friedrich ausschreiben lassen mußte, schlug der von Rußland begünstigte Prinz seine Mitbewerber, auch den französischen Kandidaten, aus dem Felde: Herzog Peter von Holstein-Gottorp, der Enkel Peters des Großen, der Zarin Neffe. Ja schon war Rußlands Einfluß jenseits des baltischen Meeres so befestigt, daß Peter, inzwischen von seiner Muhme zum künftigen Beherrscher des Zarenreiches ausersehen, unbedenklich auf die Thronfolge in Schweden verzichten konnte, da die Wahl eines anderen, dem russischen Interesse gleich ergebenen Gottorpers, des Bischofs Adolf Friedrich von Lübeck, vorweg als gesichert betrachtet werden durfte.

Die französische Politik hatte mit dem Sturz der braunschweigischen Linie des Hauses Romanow nie etwas anderes bezweckt, als den schwedischen Verbündeten eine politische Diversion zu bereiten. Jetzt zeigte sich, in wie hohem Grade die neue Regierung eigenen Willen hatte. Den schwersten Fehler aber beging der vertrauensselige Chetardie, indem er nach der Thronbesteigung Elisabeths trotz aller Warnungen dem Grafen Alexei Bestushew den Zugang zu der Würde des Vizekanzlers erleichterte. In einer Uebergangszeit, wo die alten politischen Größen nach Sibirien verschwunden waren, ein Biron, ein Münnich, ein Ostermann, die Löwenwolde, Golowkin und manch anderer, war die Auswahl für die Besetzung eines Amtes, dessen Inhaber die Feder vollkommen beherrschen mußte, allerdings keine große. Bestushews Fähigkeiten wurden nicht bezweifelt und von dem französischen Gesandten nachdrücklich hervorgehoben; der Mangel einflußreicher Familienverbindungen war in Chetardies Augen ein entschiedener Vorzug des Emporkömmlings. Die Vorliebe für England, welche diesem Manne nachgesagt wurde, ließ sich vielleicht, so mochte der Marquis meinen, ebenso leicht dämpfen, wie sie geweckt worden war, wenn man nur die Taschen nicht zuknöpfte.

Aber Bestushew ist ein Anhänger Englands Zeit seines Lebens geblieben. Die Spuren seines Waltens zeigten sich im Bereiche der auswärtigen Politik Rußlands nur zu bald. Sein Werk war das Bündnis mit England, womit Carteret Ende 1742 vor dem Parlament paradieren konnte. Zu spät erwachte man auf der französischen Botschaft aus der Täuschung und betrachtete nun den Vizekanzler und seinen Bruder, den Oberhofmarschall Michael Bestushew, als Frankreichs gefährlichste Feinde. Auch der Preuße Mardefeld, der seit fast zwanzig Jahren die Zustände dieses Hofes kannte, stieß überall auf den offenen oder versteckten Widerstand der Brüder; er berichtete nach Berlin, wenn der König etwas von Rußland erreichen wolle, so werde man den Vizekanzler entweder gewinnen oder stürzen müssen: das erste werde schwer sein und das zweite noch mehr.

Da entlud sich zu Mardefelds größter Ueberraschung ein Unwetter über das Haus Bestushew, das die ganze Familie verderben zu müssen schien. An diesem von Ränken und Feindschaften durchwühlten Hofe hatten Angeber ein leichtes Spiel. Wer dem Throne am nächsten stand, war nach den Lehren der letzten Jahre am meisten gefährdet. Diesmal suchte die Intrigue ihre Opfer vorzugsweise in den Reihen des weiblichen Hofstaates der Kaiserin. Die Generalin Lapuchin, die Gräfin Jagushinski, endlich aber deren Mutter, die Gräfin Anna Bestushew, des Oberhofmarschalls Gemahlin, dazu mehrere Kavaliere, wurden einer Verschwörung zu Gunsten des entthronten Kaisers Iwan und seiner braunschweigischen Eltern bezichtigt; ihr Mitschuldiger aber oder gar ihr Anstifter sollte der vor kurzem aus Rußland nach Berlin versetzte Marchese Botta sein. Die Knutenhiebe sausten hernieder auf die Männlein wie auf die Fräulein, Geständnisse, wie man sie brauchte, wurden in genügender Anzahl erpreßt, der Lapuchin, ihrem Gatten und ihrem Sohn, auch der Gräfin Bestushew wurde die Zunge ausgerissen, drauf wurden sie und die andern Unglücklichen nach Sibirien geschickt. Nun blieben zwar — das Erstaunlichste an dem ganzen barbarischen Handel — die Brüder Bestushew in ihren hohen Stellungen, aber um ihren Einfluß schien es geschehen, und mehr noch um den Kredit Englands und Oesterreichs. In einem öffentlichen Manifest ward der Welt die Teilnahme des österreichischen Gesandten an der Verschwörung kundgegeben, während zugleich in Wien Bottas Bestrafung beantragt wurde, welche Maria Theresia mit würdiger Entschiedenheit verweigerte.

König Friedrich war von der plötzlichen Wendung in Rußland ebenso überrascht, wie sein Gesandter Mardefeld; aber die politische Tragweite des Zwischenfalles erkannte er auf den ersten Blick. „Jetzt oder nie," so schrieb er am 20. August an Mardefeld, „ist die Zeit, unsere Interessen mit denen Rußlands so stark wie möglich zu verbinden." Der Gesandte sollte „das Eisen schmieden, so lang es warm", sollte versuchen, die beiden Brüder Bestushew „zu cülbütieren oder zu gewinnen", die ganze österreichische, englische, sächsische Partei zu verdrängen, „auf daß ich ganz allein obenan sitze am russischen Hofe."

Und an Podewils schrieb er am 21.: „Wenn wir in Petersburg uns fest angeklammert haben, dann werden wir in Europa einen hohen Ton anschlagen können."

Noch vor wenigen Wochen (15. Juli) hatte Friedrich einen neuen Plan Karls VII. zur Aufstellung einer Neutralitätsarmee, die sich in Anlehnung an die Wehrverfassung der Reichskreise aus den Resten des kaiserlichen Heeres und aus Kreistruppen zusammensetzen sollte, als „unpraktikabel" bezeichnet. Dann hatte er zwar, als Prinz Wilhelm von Hessen im Einverständnis mit dem Kaiser den Plan dringender befürwortete, sich nicht mehr völlig abweisend vernehmen lassen, aber doch die ganze Sorge für die Vorbereitung und Ausführung dem Kaiser selbst und dem Prinzen Wilhelm zugeschoben und nur für den Fall glücklichen Erfolges der Verhandlung seine Mitwirkung und die Stellung seines Kontingentes zugesagt. Auch hatte er dringend geraten, erst im nächsten Frühjahr Hand an das Werk zu legen.

Von Stund an sehen wir ihn nun sich des Planes mit dem größten per-

sönlichen Anteil und mit dem nach einem Entschlusse stets ihn durchglühenden, stürmisch forttreibenden Feuereifer annehmen. Die Assoziation der Reichskreise rückt in den Mittelpunkt aller politischen Ansätze des Königs.

Hören wir seine eignen Worte: „Mein lieber Podewils,“ so schreibt er am 25. August dem Minister, „die Revolution in Rußland ist eine der glücklichsten Wendungen, die für Preußen eintreten konnten. Wenn allem Anschein nach die Bemühungen Mardefelds nicht nutzlos sind, so werde ich mich imstande sehen, eine schöne Rolle in Deutschland zu spielen, und vielleicht wird man sogar die Kaiserin bestimmen können, Hülfstruppen zu stellen zur Aufrechterhaltung der Freiheiten des Reiches, welche die Nachbaren Zug um Zug unterdrücken wollen. Aber auch wenn das nicht wäre, so geben Sie mir zu, daß ein Marsch von 36000 Mann nach Minden den König von England fürchterlich kleinlaut machen wird, der dann, um seine Erblande nicht zu Grunde gerichtet zu sehen, ein gut Teil von seinen ehrgeizigen Entwürfen wohl aufgeben wird, wie zum Beispiel die Absicht, Hildesheim und Osnabrück zu erwerben, das Reich unter sein Gebot zu beugen, in die Staaten des Kaisers einzubringen und ihm eine Abdankung abzunötigen. Es gehört dazu, daß meine Truppen sich Reichstruppen nennen, und daß ich sie, ohne Feindseligkeiten zu begehen, längs der Weser in Quartiere lege. Ich müßte mich sehr täuschen, oder Sie werden sehen, daß der Kaiser durch dieses Mittel erhalten wird, was ihm gebührt.“

Der König fügt hinzu, für Preußen werde der Hauptvorteil dabei sein: „das Ansehen, das dieser Schritt mir im Reiche geben wird.“ Wehe dem König von England, wenn er sich widersetzen, „den Mechanten spielen“ wird: „dann wird sein Kurland auf immer für ihn verloren sein, und das Reichssystem wird umgestoßen werden von oben bis unten.“

Indem Friedrich seinen Gesandten Klinggräffen beauftragte, am kaiserlichen Hoflager zu Frankfurt den Plan zu entwickeln, ließ er den Kaiser auffordern, die Verhandlungen mit Pfalz und mit Hessen-Cassel von dort aus einzuleiten; er selbst machte sich anheischig, Württemberg, Ansbach und Baireuth seinerseits für den Bund zu gewinnen. Anläßlich eines Besuches, den er im nächsten Monate den Verwandten in Franken und vielleicht noch anderen Höfen abstatten wollte, dachte er persönlich die ersten vorbereitenden Schritte zu thun.

Die Reise in das Reich sollte seinem Plane die ersten Enttäuschungen bringen. Sein Weg führte ihn zunächst nach Baireuth. Die herzliche Zuneigung, welche vordem Bruder und Schwester miteinander verbunden hatte, war bei der Markgräfin Wilhelmine seit einigen Jahren einer gereizten, verbitterten Stimmung gewichen. Was sie besonders gekränkt zu haben scheint, war die Verachtung, die der König ohne Hehl der Kleinstaaterei, dem hohlen Prunke, dem glänzenden Elende des Hofhaltes dieser Zwergfürstentümer zeigte. Wie konnte es dem scharfblickenden Bruder verborgen bleiben, daß seine Baireuther Verwandten ihm innerlich entfrembet waren, ihm, wo es nur der Anstand erlaubte, aus dem Wege gingen. Drastisch äußert er einmal bald nach diesem Besuche: „Die Baireuther kriege ich nicht nach Berlin, solange sie noch Geld haben.“ Bald durchschaute er auch, wie die Markgräfin mit dem Wiener Hofe, mit der Königin Maria Theresia liebäugelte. Das freilich ist ihm nicht bekannt

geworden, daß Wilhelmine einem Diplomaten der Königin, dem Grafen Cobenzl, alles was sie gegen den Bruder auf dem Herzen hatte, in bitterböser Gehässigkeit aufgetischt hat; daß sie den König verdächtigt hat, als ob er sich mit Anschlägen gegen die Reichsstädte Hamburg und Nürnberg trage; daß sie das Reich und insonderheit den Reichsfürstenstand beklagen zu müssen erklärt hat, der unterdrückt sei und solange keinen Schutz finden werde, als das Kaisertum nicht wieder an das Haus Oesterreich komme.

Einig mit der Markgräfin in der Vorliebe für das Erzhaus fühlte sich neuerdings die Herzogin-Mutter von Württemberg, die Friedrich in Baireuth antraf. Die überspannte und großspurige, üppige und freie Dame, welche die einen einer Medea und die anderen einer aufgeputzten Jüdin verglichen, hatte noch im Vorjahr ihre drei Prinzen nach Berlin gebracht, um sie der Erziehung des Königs von Preußen anzuvertrauen; sie hatte damals der Berliner Hofchronik durch ihre Extravaganzen reichlichen Stoff geliefert, zumal als sie mit ihrem Kammerherrn, dem weltweisen Marquis d'Argens, dem witzigen Verfasser der „Lettres juives", einen Roman aufführte, den die Spötter „Die Flucht des Philosophen" betitelten. Jetzt schmollte sie und schalt den König einen Tyrannen, weil er ihr die Söhne nicht wiedergeben wolle; sie ahnte wohl, daß er bei dem Kaiser der Mündigkeitserklärung des fünfzehnjährigen Herzogs Karl Eugen das Wort redete, um dem vormundschaftlichen Frauenregiment in Stuttgart ein schnelles Ende zu bereiten.

Nicht erfolgreicher als in Baireuth war der König zu Ansbach, an dem Hofe der anderen Schwester und ihres unbedeutenden, polternden, maßlos jähzornigen Gatten, des Markgrafen Karl, dessen gelegentlichen verwandtschaftlichen Besuchen Berlin mit Schrecken entgegenzusehen pflegte. Mehr als die beiden hohenzollerschen Markgrafen galt auf den fränkischen Kreisversammlungen der geistliche Kondirektor des Kreises, der alte Bischof von Bamberg und Würzburg, Graf Friedrich Karl von Schönborn. Gern hätte König Friedrich ihn gesprochen, ihn für seine Pläne gewonnen. Aber der vorsichtige Kirchenfürst begnügte sich, den hohen Gast durch seinen Generalfeldwachtmeister Hutten auf der fränkischen Erde begrüßen zu lassen; sich selbst entschuldigte er mit hohem Alter und gottesdienstlichen Pflichten.

Noch hätte am Hofe zu Gotha ein Besuch sich verlohnt, mit Rücksicht auf die gut berittenen Dragoner, welche Herzog Friedrich III. unter den Waffen hielt. Aber eine vertrauliche Anfrage, die der König durch seinen diesem Hofe verwandten und benachbarten Hofmarschall Gotter an das herzogliche Paar gelangen ließ, versetzte beide, den Herzog und die kluge, geistreiche Louise Dorothee, in tötliche Verlegenheit. Aengstlich berieten sie mit ihren Vertrauten, ob sie bleiben, ob sie flüchten müßten, ob etwa nur der Herzog verschwinden, die Gattin aber mutig ausharren sollte. Sie würde vor Scham sterben, erklärte die philosophische Herzogin, wenn sie sich auf der Schwäche ertappte, der Begegnung mit dem Preußenkönige aus dem Wege gehen zu wollen, aus Furcht, seinen Syllogismen, seinen grob angelegten Feinheiten zu erliegen. Die Gefahr zog an dem Gothaer Hofe glücklich vorüber; der König fuhr von Baireuth auf kürzestem Wege über Leipzig in die Heimat zurück, mit dem Selbstgeständnis,

daß seine Reise ihren Zweck verfehlt habe: „Ich fand niemanden,“ so erzählte er später, „der sich hätte hergeben wollen; die einen versagten sich aus Schwäche, die anderen aus Ergebenheit für das Haus Oesterreich.“

Gleichwohl gab er die Hoffnung noch nicht auf, sich im nächsten Sommer an der Spitze der wesentlichsten Streitkräfte des Reiches zu sehen, und bezeichnete seinen Ministern Podewils und Borcke nach der Rückkehr aus Franken am 27. September in einer eingehenden Denkschrift als ihre Hauptaufgabe: „bei Tag und bei Nacht ihre Arbeit und ihr Nachdenken dem großen Plane und allem, was damit zusammenhänge, zu widmen; denn, so sagt die Denkschrift, „es ist eine unbedingte Notwendigkeit, daß der allgemeine Friede nicht ohne Ausschluß Preußens sich schließt, oder, um es mit einem Worte zu sagen, es ist nötig, daß Preußen den Frieden gestaltet, wie es ihm gut dünkt, erstens, um durch die Bürgschaften aller europäischen Mächte die Erwerbung von Schlesien zu sichern, zweitens, um die deutschen Fürsten und den Kaiser an sich zu fesseln, und drittens, um diese Palme den Händen des Königs von England zu entreißen.“

„Der Endzweck,“ so führt die Denkschrift weiter aus, „ist heilsam für Europa, glorreich für Preußen und überdies nützlich für Preußen.“ Wie aber ihn erreichen? Die Wege der Unterhandlung haben bisher seitab geführt, und „Unterhandlungen ohne Waffen machen ebensowenig Eindruck, wie Noten ohne Instrumente,“ denn in diesem Zusammenhang begegnet uns jener geharnischte Wahlspruch. „Deshalb eben gilt es die Aufstellung eines Heeres unter dem Fittich und Namen des Reiches. Treffen alle Voraussetzungen zu, so werden der König von England und die Königin von Ungarn im Sommer 1744 genötigt sein, die Friedensbedingungen entgegenzunehmen, welche man ihnen vorschreiben wird: die Holländer werden sich dem Reich anschließen, und das Haus Preußen wird der Schiedsrichter bei einem Abkommen sein, welches auf eine ganze Periode hinaus die Lage Europas fixieren wird.“

Gegen die Bedenklichkeiten, mit denen man ihm überall verlegen und scheu ausgewichen war, glaubte der König, indem er sie sich einseitig aus dem Geldmangel der kleinen Höfe erklärte, ein Mittel schaffen zu können. Er hoffte, daß die Freigebigkeit der Franzosen den Kaiser in den Stand setzen würde, seinerseits freigebig zu sein und den Kleinen von den Seinen nach eines jeden Beschaffenheit eine Gabe zu spenden: „dem Pfalzgrafen, dem Hessen Subsidien, der Herzogin von Württemberg ein Geschenk, der philosophischen Herzogin von Gotha eine Bestechung etcetera.“

So war Friedrich noch ganz erfüllt von den Entwürfen seiner Reichspolitik, als sich am Reichstage ein unerwarteter Vorgang abspielte, ganz danach angethan, seinen Groll gegen die Widersacher in heller Flamme auflodern zu lassen.

Der Zwischenfall hatte seine lange Vorgeschichte. Die Königin von Ungarn und Böhmen betrachtete eine Kaiserwahl nicht als gültig, bei welcher durch einhelligen Beschluß des Kurkollegiums die Stimme von Böhmen nicht abgegeben worden war, und verschmähte auch, den durch den neuen Kaiser von Regensburg nach Frankfurt verlegten Reichstag zu beschicken. Aber wenig folgerichtig wünschte sie zugleich, bei eben dieser von ihr verleugneten und geschmähten Versammlung

feierlichen Einspruch gegen alles das zu erheben, was ihr bei dem „vermeintlichen" Wahlakt bei der „unfreien, auf den Kurfürsten von Baiern ausgefallen sein sollenden Kaiserwahl" verfassungswidrig und insonderheit den Rechten ihres Erzhauses vorgreiflich erschien. Bereits unter dem 16. April 1742 vollzog sie die drei für Böhmen, Oesterreich und Burgund ausgefertigten Verwahrungsurkunden, die diesem Kaiser und diesem Reichstage den Gehorsam aufsagten, die Manifeste des politischen Schismas, drei neue Offenbarungen der polternden und gehässigen und zugleich weitschweifigen und überladenen Rhetorik des Freiherrn von Bartenstein, den einer seiner publizistischen Gegner angeklagt hat, daß er „mit seiner ungeschliffenen Feder dem Wiener Hofe ebenso viel Schaden und Nachteil zugezogen habe, als mit seinen hochmütigen, chimärischen und übel zusammenhängenden Ratschlägen". Und diese Brandschriften sandte nun die Königin am 7. Mai 1742 dem Reichserzkanzler und ersuchte ihn, sie durch das mainzische Reichstagsdirektorium auf dem durch den Brauch vorgeschriebenen Wege den Sekretären der Komitialgesandtschaften in die Feder zu diktieren und damit den Reichsakten einzuverleiben. Nach der ausdrücklich vorgeschriebenen Geschäftsordnung hatte das Direktorium alle Eingaben und Beschwerden der Reichsstände, welche nach Inhalt oder Ausdruck zu Bedenken Anlaß gaben, vor der Mitteilung durch die Diktatur dem kurfürstlichen Kollegium zur Begutachtung vorzulegen, und pflichtgemäß richtete deshalb die mainzische Gesandtschaft am 28. Mai 1742 an die kurfürstlichen Vertreter die Aufforderung, „die behörige Unterredung zu pflegen und gemeinsame Entschließung zu fassen, wie es mit der Annahme oder Zurücksendung der Protestation zu halten". Noch ehe bei dem langsamen Geschäftsgange solche Beratung gepflogen war, richtete Maria Theresia am 21. Januar 1743 ein neues Schreiben nach Mainz; indem sie, auf ihre Verwahrungsurkunden Bezug nehmend, abermals verlangte, die Rechte des Erzhauses „zulänglich und vollständig sowohl für das Vergangene wiederhergestellt als für das Künftige verwahrt" zu sehen, erklärte sie doch zugleich, für diesen Fall gar wohl zufrieden sein zu wollen, „daß das Andenken an das Vergangene in keiner Weis durch die Diktatur eingangs erwähnter Verwahrungsurkunden im geringsten wieder erneuert werde". Auch dieses Schreiben teilte der Erzkanzler den Kurhöfen zur Kenntnisnahme und Begutachtung mit.

In diesem Stadium befand sich die Frage, als Anfang Juni 1743 — es war in jenen Tagen, wo die Beziehungen zwischen den Höfen von Berlin und Wien sich freundlicher gestalten zu wollen schienen — Maria Theresia dem Könige von Preußen durch ihren Gesandten Vorstellungen darüber machen ließ, daß es eine Härte sein würde, ihr den Trost einer „unschuldigen Verwahrung" gegen Eingriffe in ihre Rechte zu versagen. Die Wirkung war ein Erlaß (8. Juni) an den brandenburgischen Komitialgesandten Pollman, der dem allzeit sehr streitbaren Manne vorschrieb, sich in der Diktaturangelegenheit „sowohl privatim als publice weder pro noch contra" vernehmen zu lassen; würde aber die Frage im Kurkollegium zur Abstimmung vorgelegt werden, so solle er erklären, daß er Befehl habe, sich der Majorität anzuschließen. Ein Zusatzreskript vom 1. August wies ihn an, auf etwaige Anfragen zu erklären, daß er Befehl habe, sich der Diktatur nicht zu widersetzen, jedoch „mit dem expressen Vorbehalt", daß damit

der Ehre und dem Ansehen des Kaisers und der Gültigkeit seiner Wahl nichts vorgegriffen werden könne.

Allemal wurde bei diesen Weisungen die ordnungsmäßige Vorberatung im Kurkollegium vorausgesetzt. Inzwischen aber war am 20. März 1743 der alte Erzkanzler, Graf Eltz, gestorben, und bei der Neubesetzung des mainzischen Stuhles hatten im Kapitel die Anhänger des Wiener Hofes den Kandidaten der kaiserlichen Partei, des Kaisers jüngsten Bruder, zu Falle gebracht. Graf Ostein, der nunmehrige Kurfürst von Mainz, ergriff die erste Gelegenheit, seine Dankbarkeit und Zuverlässigkeit zu erhärten, indem er sich in der Diktaturangelegenheit für die Zwecke seiner Gönner brauchen ließ. Man wählte einen Umweg und eine Hinterthür. Die Erklärung mußte herhalten, durch die vier Wochen nach der Schlacht bei Dettingen der französische Gesandte Malbran de la Noue dem Reichstage in artiger Form angezeigt hatte, daß der König von Frankreich mit Rücksicht auf die von dem Reiche beabsichtigte Friedensvermittelung und zum Beweise seiner Versöhnlichkeit die Zurückziehung seiner Truppen über den Rhein beschlossen habe. Schnell ward in Wien eine gar spitzige Entgegnung aufgesetzt und dem mainzischen Direktorium zur Mitteilung an den Reichstag übergeben, weil, was den Franzosen recht, den Oesterreichern billig sein müsse; angehängt aber waren der Entgegnung die drei berüchtigten Verwahrungsurkunden in ihrem ganzen anzüglichen, aufrührerischen Wortlaut. Als der mainzische Direktorialgesandte am 2. September in der ersten Sitzung nach den sommerlichen Reichstagsferien im Gespräch mit Pollman der neuen zur Diktatur angemeldeten Schrift Erwähnung that, ersuchte ihn der Brandenburger um die vorläufige Mitteilung des Wortlautes, „ehe man wegen gedachter Diktatur die beständige Abrede fassete“. Pollman erwartete, wie er es tags darauf in seinem Bericht nach Berlin ausspricht, daß die Sache demnächst im Kurfürstenkollegium zur Beratung kommen würde. Drei Wochen blieb alles, wie er sich ausdrückt, „mausestill“, dann überraschte das mainzische Direktorium am 23. September den Reichstag durch die Diktatur sowohl der neuesten österreichischen Erklärung, wie der ihr beigeschlossenen Protestationen — „mit Abbrechung“, so berichtete Pollman empört nach Berlin, „der sonst immer selbst nötig erachteten Kollegial-Kommunication und ohnerwartet einer darauf der Ordnung nach zu nehmen gewesener schriftlicher Abrede“.

Das Spiel, zu dem der neue Reichskanzler die Hand gereicht, war heimtückisch und doch dreist, verfassungswidrig und obendrein unklug. Bei der vorgeschriebenen Umfrage im Kurfürstenrat würde, so wie die Weisungen des brandenburgischen Vertreters lauteten, die Mehrheit dem Wiener Hofe sicher gewesen sein; durch das gewählte Vorgehen verdarb man die eigene Sache. Man setzte sich ins Unrecht und eröffnete dem König von Preußen einen willkommenen Ausweg aus einer Stellung, die seinen augenblicklichen Anschauungen und Vorsätzen ganz und gar nicht mehr entsprach.

Graf Podewils, im Einverständnis mit seinem Kollegen Borcke, beantragte, das Rundschreiben des Kaisers an die Kurfürsten, das die Entfernung der anstößigen Verwahrungsurkunden aus den Reichsakten forderte, in unbestimmten Wendungen zu beantworten; der König aber schnitt ihre Erörterungen mit dem

Donnerworte ab: „Nein! ich will, daß man kräftig spricht; Ihr seid das größte Angsthuhn (poule-mouillée), das ich kenne. Ich will unbedingt, daß man den stärksten Ton anschlägt; ich will die Antwort an den Kaiser selbst lesen, ebenso unser Reichstagsvotum, wo man lauthals von den deutschen Freiheiten sprechen muß, welche die Königin von Ungarn unterdrücken will. In Wien muß Dohna vorgeschickt werden: mit einem Worte, es muß Sturm geläutet werden gegen die Königin von Ungarn."

In immer neuen Wendungen machte er den Ministern und seinen Gesandten in Frankfurt und Wien nachdrückliches Auftreten zur Pflicht: in den „stärksten Terminis" sollten sie sprechen, einen „Teufelslärm" schlagen und die Leute ihr „Attentat auf die germanischen Freiheiten" derb entgelten lassen. Dem Grafen Dohna machte er nochmals, wie schon im vorigen Sommer, schwächliche Vertrauensseligkeit zum Vorwurf und empfahl ihm, niemals zu glauben, „daß die Oesterreicher es gut mit uns meinen"; es sei bekannt genug, „daß der Hof daselbst, wenn ihm was zuwider geschehen, solches nie vergesse, und wenn man ihm etwas guts gethan, mit Undank lohne". Ein Notenwechsel zwischen den beiden Höfen anläßlich des Diktaturstreites erhöhte, wie es nicht anders sein konnte, die gegenseitige Gereiztheit.

Der dem Kaiser vor versammeltem Reiche, der dem Reichstage selber durch die Königin von Ungarn angethane Schimpf schien für die Stände eine neue Mahnung sein zu müssen, mit Ernst die Ehre der deutschen Nation zu wahren. Noch war der König von Preußen voll der besten Hoffnung für das Gelingen des von ihm geplanten Werkes; er ließ Anfang Dezember seinen seit jetzt zwei Jahren bei dem Kaiser beglaubigten Gesandten Klinggräffen kommen, um ihn persönlich mit neuen Weisungen für die Associationsverhandlungen zu versehen. Er hielt daran fest, dem Bunde eine große Ausdehnung, einen allgemeinen Charakter zu geben, die Reichskreise als solche für die Einung zu gewinnen. Alles kam dabei auf die Zahl der Beitrittserklärungen an; die Größe der Truppenkontingente schien gleichgültig. Ein paar Kreissoldaten der Form halber — für das weitere sorgte die große preußische Truppenstellung. An die Spitze der vereinigten Streitmacht wollte dann der König mit dem Titel eines immerwährenden Generallieutenants der Reichstruppen treten, den er von dem Kaiser begehrte. Schon hielt er es an der Zeit, dem Kaiser seine Gedanken für die Aufstellung mitzuteilen, welche das Reichsheer im nächsten Sommer an der Weser bei Minden zu wählen haben würde.

Schnell aber, noch bevor das Jahr zu Ende ging, trat ein Rückschlag ein. Der König begann bei dem Kaiser das Entgegenkommen zu vermissen, welches ihm wenigstens von dieser einen Seite bisher gezeigt worden war. Die Schlaffheit und Thatenscheu der österreichisch-englischen Kriegsführung nach der Schlacht bei Dettingen ließ den bedrängten Herrscher neue Hoffnung schöpfen. Schon erklärte er, daß er an das Neutralitätsheer der Reichskreise nicht weiter denken wolle, sondern sich bemühen müsse, mit französischem Gelde möglichst viel Truppen für Angriffszwecke zusammen zu bekommen; er legte es auch dem König von Preußen nahe, eine neue Verbindung mit Frankreich zu suchen. Frankreich selbst aber schlug vor, einen Bund in den Formen des Rheinbundes

von 1658 zu schließen: das heißt, sagte König Friedrich, „Frankreich will eine schwächliche Liga deutscher Fürsten bilden, um sie mit der Ausführung seines Willens zu betrauen, einer Ausführung, deren Gefahren Frankreich selbst sich nicht aussetzen will." Scharf betonend hob er den Unterschied, den Gegensatz zwischen seinem Associationsvorschlage und dem neuen Plane des Kaisers hervor: der Kaiser wünsche jetzt, daß das aufzustellende Heer offensiv gegen die Königin von Ungarn handle; in dem Entwurfe des Associationsvertrages sei es dagegen in ausdrücklichen Worten ausgesprochen, daß die Allianz defensiv sein solle: „diese Association würde nach den Reichsgesetzen erlaubt gewesen sein und die verbündeten Häuser würden eine achtunggebietende Gemeinschaft gebildet haben, die mit Fug und Recht die Vermittelung zwischen den kriegführenden Teilen beanspruchen durfte".

Friedrich war gerecht genug, nicht den Kaiser für das Scheitern seiner Reichspolitik verantwortlich zu machen. Er wußte, wie der landflüchtige Fürst nach dem Abbruche der Verhandlungen mit England in höherem Grade denn je von Frankreich abhängig war. Und Frankreich, das lag klar zu Tage, hatte keine Neigung gehabt, sein Geld für eine Association herzugeben, in der es nicht die führende Rolle übernehmen, die vielmehr einen rein deutschen Charakter bewahren sollte.

Er habe alles gethan, das Associationswerk zu fördern, und habe sich dadurch viel Odium zugezogen; Frankreich aber habe nicht gewollt — so erklärte Friedrich in den ersten Tagen des neuen Jahres resigniert.

Die Verhandlungen hatten nur zu dem einen zugelangt, die volle Zerfahrenheit und Trostlosigkeit der deutschen Zustände an den Tag zu legen. Der Versuch, Deutschland auf sich selbst zu stellen, war kläglich gescheitert. Der von dem preußischen Könige so laut und mahnend verkündete Grundsatz, daß das Reich seine Angelegenheiten selbst, ohne Einmischung der Fremden ordnen müsse, wie hätte er Verständnis oder gar Nachachtung finden sollen zu einer Zeit, wo die Träger der Kronen von England, Polen, Ungarn, Schweden und Dänemark zugleich deutsche Reichsstände waren, und wo der König von Frankreich als Bürge des westfälischen Friedens einen völkerrechtlichen Anspruch auf Ueberwachung des öffentlichen Rechtszustandes im Reiche hatte? Einst in den Tagen Ludwigs XIV. hatte ein französischer Diplomat höhnend gerufen: „Es gibt kein Reich mehr, es ist allein der Kurfürst von Brandenburg, der glauben machen will, daß es noch ein Reich gebe." Dieses hoffnungslose „Es gibt kein Reich mehr" mußte jetzt auch dem Urenkel des großen Kurfürsten als Erkenntnis sich aufdrängen. Welche Selbstironie lag doch in dem Begriffe, den der damalige Sprachgebrauch mit der Bezeichnung Reich verknüpfte! Im gemeinen Leben, so lehrte Johann Jakob Moser in seinem vielbändigen Handbuche des deutschen Staatsrechts, teile man Deutschland ein „in das Reich und in das übrige Teutschland", wo dann unter dem Reich Schwaben, Franken und die Rheinlande zu verstehen seien — die Stätten, wo die Zwergbildungen, die verkümmerten staatlichen Existenzen am dichtesten wucherten und die politische Lebenskraft deutschen Volkstums erstickten. Und würdig dieses Reiches war seine offizielle Vertretung. Wenn man den späteren Bundestag den Indifferenz-

punkt der deutschen Dinge genannt hat, so war das der immerwährende Reichstag des alten Reiches zweifellos in gleichem Maße.

Gewiß war die Reichspolitik, mit der es der König von Preußen wagen zu dürfen geglaubt hatte, eingegeben und beraten durch das preußische Interesse. Das stolze Bewußtsein, die politische Führung des Reiches neben dem Kaiser und für den Kaiser übernommen zu haben, das erhöhte Ansehen im Reiche, das sollte, wie wir den König sagen hörten, für Preußen der Gewinn aus dieser Reichspolitik sein. Und wer wollte den Fürsten, der unter den Großen Deutschlands thatsächlich allein eine rein deutsche Macht, die neugeschaffene, aus seinem Geist geborene deutsche Großmacht vertrat und darstellte, wegen dieses patriotischen Ehrgeizes schelten? Ist doch in der Folge der kalt abweisende, hochmütig selbstzufriedene Verzicht auf diesen Ehrgeiz von warmherzigen Patrioten seiner Regierung geradezu als nationales Verbrechen angerechnet worden. Wäre der Besieger des österreichischen Heeres, wie er es verlangte, als immerwährender Generallieutenant an die Spitze der Reichstruppen getreten, so hätte damit das Reich die Anerkennung der militärischen Hegemonie Preußens in Deutschland ausgesprochen; es wäre ein erblicher Majordomat im Reiche geschaffen worden, neben welchem das abgelebte Wahlkaisertum in den tiefsten Schatten getreten wäre. Aber wie hätten die Zeitgenossen, blöden Blickes und trägen Herzens, die kühne prophetische Formel des Preußenkönigs verstanden, das künftige Zauberwort der deutschen Auferstehung!

Die Reichspolitik des Königs bewährte ihren praktischen Blick, indem sie die Besserung des Reiches bei der Wehrverfassung beginnen lassen wollte. Alldieweil sie aber hier einen der wundesten Punkte im öffentlichen Leben Deutschlands berührte, so war es beinahe eine Notwendigkeit, daß sie gleich bei ihrem ersten Anlaufe schwere Enttäuschung erfuhr. Deutschland strotzte von Männern, von geborenen Kriegern, aber Deutschland blieb deshalb doch nur der große Menschenmarkt Europas, wie sich die englischen Parlamentsredner wegwerfend ausdrückten; denn schon hatten deutsche Fürsten sich daran gewöhnt, die männliche Jugend ihres landesväterlichen Machtgebietes als lukrative Ware zu verwerten, als Ausfuhrartikel, für den ausländisches Geld in ihre Kassen strömte. Statt daß unter gesunden Verhältnissen die Gelder Mittel und die Truppen Zweck hätten sein müssen, wurden die Truppen lediglich als Mittel zum Zweck des Gelderverdienens betrachtet. Wo dieser rein geschäftliche Gesichtspunkt für die Politik der deutschen Höfe ausschlaggebend war, da ließ sich kein Fürstenbund zu großen nationalen Zwecken gestalten; wer im achtzehnten Jahrhundert die kleinen deutschen Höfe zu solchen Zwecken haben wollte, mußte sie bezahlen. Bittere Not, die Verarmung im Gefolge der Verschwendung, zwang auch wohlmeinende Fürsten, aus dieser trüben Einnahmequelle zu schöpfen. Im Begriff, einen neuen Subsidienvertrag abzuschließen, klagt einmal Herzog Karl von Braunschweig einem seiner Brüder, daß keine andere Wahl ihm übrig bleibe bei der vom Vater übernommenen Schuldenlast und bei all den durch die traurigen wie die freudigen Familienereignisse in der zahlreichen Verwandtschaft verursachten Ausgaben; er selbst würde sich vielleicht entschließen können, Zeit seines Lebens sich zum Leidenträger zu verdammen, aber die ganze Familie würde sein An-

denken verfluchen, wenn er sie ärmer als die Erben eines leidlich gestellten Privatmanns hinterlassen wollte. Solcher rein privatrechtlichen Auffassung des Fürstenamtes galt die Warnung, die der König von Preußen dem jungen Herzog von Württemberg, als er ihn aus der Lehre entließ, mit auf den Weg gab: er solle eingedenk sein, daß das Land Württemberg nicht um seinetwillen, sondern daß er um des Landes willen da sei. Das System des Menschenschachers mit der äußersten Folgerichtigkeit durchzuführen, blieb dem Prinzen Wilhelm von Hessen vorbehalten, der für den Feldzug von 1743 den einen Teil seiner Truppen an den Kaiser, den andern Teil an des Kaisers Gegner, die Engländer, vermietete. „Zur Schande meiner Nation bin ich genötigt, einzugestehen,“ so schreibt der König von Preußen 1752 in seinem politischen Testament, „daß niemals das öffentliche Interesse dem Privatinteresse in höherem Grade aufgeopfert worden ist, als jetzt.“ Die deutschen Fürsten seien Kaufleute geworden: „sie verhandeln das Blut ihrer Unterthanen, sie verhandeln ihre Stimmen im Fürstenrat und im Kurfürstenrat; ich glaube, sie würden ihre eigene Person verhandeln, fände sich jemand, der sie bezahlen wollte.“

Fürwahr es bedurfte einer völligen Umwälzung, wenn dieser Fürstenrepublik, die sich Reich nannte, geholfen werden sollte. Aber wenn Friedrich einen Augenblick es sich selbst beschieden geglaubt hat, das Reichssystem „von Grund aus umzukehren“, so täuschte er sich in der Stunde, welche die Uhr der Entwicklung zeigte; noch lag tiefe, tote Nacht über Deutschland.

Mochten die Toten ihre Toten begraben. Für Friedrich hatte nach den Erfahrungen seiner Reichspolitik vom Jahre 1743 das wesentlichste Interesse die Frage, was nur das liebe heilige römische Reich, „dieses überlebte und bizarre Staatsgebilde“, noch zusammenhalte — diese bald aller Mund erfüllende Frage, welche das politische Testament von 1752 dahin beantwortete, daß die Eifersucht so der Glieder des Reichs wie der benachbarten Mächte Bürgschaft für dieses traurigen Reiches Fortdauer sei.

Die ausschließlich preußische Richtung der Politik König Friedrichs beginnt oder wird wieder aufgenommen mit dem Jahre 1744; denn nur im Zusammenhange einer unmittelbar der Wahrung preußischer Interessen geltenden Unternehmung geschah es, daß jetzt von den bereits aufgegebenen reichspatriotischen Bestrebungen des Vorjahres ein verblaßter Rest festgehalten wurde.

Zweiter Abschnitt.

Bündnis von Paris und Feldzug in Böhmen.

Wiederholt hat unsre Erzählung ersehen lassen, wie die politischen Berater und Gehülfen König Friedrichs, vor allen der Minister Podewils, einer Politik des Wettens und Wagens in innerster Seele abgeneigt waren. Es bedeutete etwas, daß gerade ein so gearteter Minister neben dem jungen König stand, stets bei der Hand, das hellauflodernde Feuer mit kaltem Strahl zu dämpfen und mit einer Kasuistik, die kein Wenn und kein Aber unberücksichtigt ließ, allzu sanguinischen Voraussetzungen mißtrauische Fragezeichen entgegenzuhalten, unbekümmert, ob er deshalb eine poule-mouillée gescholten, oder ob ihm „unbegreifliche Vorliebe für diese infamen Engländer" zum Vorwurf gemacht wurde.

Im Gegensatz zu den Friedfertigen fehlte es nun in der Umgebung des Königs nicht an unruhigen Geistern, die zum Kriege antrieben. In vertraulichen Briefen an den Kabinettssekretär klagt Podewils wohl, er kenne wenigstens zum Teil die „sekreten Ressorts", die man spielen lasse, und die Instrumenta, so man unter der Hand employiere, um gewisse Absichten zu befördern; er erklärt dann, er verlasse sich dabei nächst Gott „auf Sr. Königl. Majestät erleuchtete Penetration, daß dieselbe die sekreten Vues gewisser Leute zu demelieren wissen werden". Ein andermal, als die „fulminanten königlichen höchsteigenhändigen Marginalien" ihn ganz erschüttert haben, tröstet es ihn, daß er als ein redlicher und treuer Diener das Seinige gesagt und gethan habe und daß die Providence und die Zeit den ahitophelischen Insinuationen, wie er mit einer biblischen Erinnerung an die Geschichte König Davids schreibt, Maß und Ziel setzen werde.

Podewils nennt die bösen Ratgeber niemals, aber wir gehen nicht fehl, wenn wir die Männer, denen seine Stoßseufzer galten, unter den Kriegsleuten des Königs suchen. Groß aber scheint in dem so tapfern preußischen Heere die Zahl der Heißsporne nicht gewesen zu sein. Den meisten Generalen ward von dem Kriegsherrn zu politischer Meinungsäußerung allemal keine Gelegenheit ge-

boten; von anderen, wie dem alten Dessauer, dem Feldmarschall Schwerin, dem Generaladjutanten Goltz wissen wir, daß sie bei verschiedenem Anlaß ihre Stimme zu Gunsten einer friedlichen Politik erhoben haben. Seit allzulange hatte sich dieses in Waffen starrende Gemeinwesen in ein geruhiges und stilles Leben nach dem schlichten, jedwedem Abenteuer abholden Sinne Friedrich Wilhelms I. hineingewöhnt. Es ist bezeichnend, daß die beiden Generale, welche als Eiferer für den Krieg erkennbar hervortreten, in dem preußischen Heere halbe Fremdlinge waren: die Grafen Schmettau und Rothenburg, die erst unter der neuen Regierung aus dem österreichischen und französischen Kriegsdienste Zugewanderten, die Verkörperungen gleichsam der beiden in so engem Zusammenhang stehenden Richtungen der offensiven Politik von 1741, des Gegensatzes gegen Oesterreich und der Freundschaft mit Frankreich. Marquis Valory, der französische Gesandte, hat die Gesinnung der beiden Generale seinem Hofe zu rühmen gewußt, und Schmettau selbst hat in einem Briefe an den Kaiser den Freiherrn von Spon, Karls Gesandten in Berlin, als Zeugen dafür angerufen, wie wacker er den Karren vorwärts geschoben habe.

König Friedrich war nicht gemeint, sich schieben zu lassen. Die allzu Hitzigen mußten Wasser in ihren Wein thun. Wenn Schmettau schon im Frühjahr 1743 die Notwendigkeit, wieder loszuschlagen, beweisen wollte, so ward ihm die Antwort: „Der König von Preußen übereilt sich nicht, seine Stunde ist noch nicht gekommen;“ und auf erneute Warnung vor den gefährlichen Anschlägen der Oesterreicher auf Schlesien antwortete Friedrich: „Wer sich ein Glied amputieren läßt, bevor es brandig ist, begegnet einem Uebel durch ein Mittel, das noch übler ist.“ An Rothenburg aber schrieb er im folgenden Herbste: „Es freut mich doch, daß ich meine natürliche Lebhaftigkeit besser im Zaume halte, als die Welt erwartet.“

So wenig hatten die, welche alles Heil von einem neuen Bündnis mit Frankreich erwarteten, bei dem Gebieter erreicht, daß Friedrich noch am 8. Februar 1744 an seinen Gesandten in Paris schrieb, was Frankreich jetzt noch thun wolle, etwa eine Subsidienzahlung nach Kassel, werde moutarde après dîner sein: Frankreich habe durch sein Zaudern alle Absichten Preußens zu Gunsten des Kaisers, den ganzen Plan für ein Neutralitäts- und Beobachtungsheer verrückt und vereitelt. Er berief sich dabei auf ein kurz zuvor dem Gesandten gegenüber ausgesprochenes Urteil des mißvergnügten, in den Hintergrund geschobenen Belle-Isle: Alles was jetzt seitens des französischen Ministeriums geschehe, hätte vor drei Monaten geschehen müssen.

Unmittelbar darauf aber setzte bei dem Könige der entscheidende Umschwung ein.

Es ist des Wormser Vertrages gedacht worden, den die Höfe von Wien, London und Turin am 13. September 1743 in dem Hauptquartier des pragmatischen Heeres unterzeichnen ließen. Mehrere Monate hindurch hatten ihn die abschließenden Teile geheim gehalten; Anfang Februar 1744 aber war er in allen holländischen Zeitungen zu lesen. Durch seinen Gesandten im Haag erhielt ihn am 9. Februar König Friedrich.

Zwei Bestimmungen in dem Vertrage waren es, die seinen Argwohn heraus-

forderten. In dem zweiten Artikel fand er, daß die Verbündeten sich alle Gebiete gegenseitig verbürgten, welche sie nach Maßgabe einer Reihe einzeln aufgeführter Verträge aus der Zeit von 1703 bis 1739 besäßen oder besitzen sollten. Ein anderer Artikel, der dreizehnte, bestimmte, daß nach Vertreibung der gemeinsamen Feinde aus Italien der König von Sardinien die Beschützung der lombardischen Besitzungen Maria Theresias übernehmen würde, auf daß die Königin eine um so größere Anzahl Truppen in Deutschland verwenden könne.

Friedrich glaubte, wenn er beide Artikel zusammenhielt, deutlich feindselige Absichten gegen Preußen zwischen den Zeilen zu lesen. Die Aufbietung stärkerer Truppenmassen auf dem deutschen Kriegsschauplatze, zu einer Zeit, wo die Baiern außer Kampf gesetzt, die Franzosen über den Rhein zurückgetrieben waren, schien nur der Wiedereroberung Schlesiens gelten zu können, und noch unzweideutiger dünkte ihm die Auslassung des Breslauer Friedens in der Reihe der als Grundlagen des der Königin von Ungarn zu verbürgenden Besitzstandes namhaft gemachten Urkunden. Mit einer gewissen Feierlichkeit forderte er von seinen beiden Kabinettsministern, sowohl von Podewils wie von Borcke, Gutachten über Inhalt und Tragweite des ihm verdächtigen Vertrages, indem er es dem einen wie dem andern zur Pflicht machte, sich weder mit einem dritten noch untereinander über den Gegenstand zu bereden.

Borcke, der vordem sowohl den Wiener Hof wie den Londoner als preußischer Gesandter kennen gelernt hatte, verhehlte nicht gewisse Bedenken und sprach es aus, daß die Königin von Ungarn Schlesien nie verschmerzen werde und daß auf England kein Verlaß sei, so lange ein Kurfürst von Hannover die britische Krone trage. Immerhin wollte er nicht an eine unmittelbare Gefahr glauben und wies anderseits auf die zerfahrenen Zustände in Frankreich hin, die einen Bruch mit der Gegenpartei nicht rätlich erscheinen ließen: das werde heißen, sich selbst in Verlegenheit stürzen, um Frankreich den Dorn aus dem Fuße zu ziehen. Borcke riet deshalb, über den Vertrag hinwegzusehen und keine Besorgnis oder Empfindlichkeit zur Schau zu tragen.

Gerade im Gegenteil empfahl Podewils, in Wien und in London Erklärungen zu fordern, wie sie die Fassung des zweiten Artikels mit der augenfälligen Ignorierung des Breslauer Friedens vollauf rechtfertigen mußte. Aber nur an der Form nahm Podewils Anstoß; eine feindselige Tendenz wollte er nicht erkennen und erklärte auf Eid und Gewissen, daß der Vertrag, so wie er vorliege, dem Könige keine Unruhe bereiten könne. Die Möglichkeit, daß geheime Artikel mit bestimmter Beziehung auf Preußen angehängt seien, stellte das Gutachten natürlich nicht in Abrede.

Wir wissen heute, daß die geheimen Zusätze des Wormser Vertrages derartige Vereinbarungen nicht enthielten. Nur in dem Sinne geschah Preußens in einem dieser Sonderartikel Erwähnung, daß Maria Theresia sich für den Fall eines gegen sie gerichteten preußischen Angriffs die von England zu ihren Gunsten übernommene Garantie des Breslauer Friedens noch einmal ausdrücklich verheißen ließ. Schon bestimmter, obgleich auch nur hypothetisch, bezog sich auf einen Krieg mit Preußen eine Bestimmung des am 20. Dezember 1743 erneuerten österreichisch-sächsischen Bündnisses, das den König von Preußen gleichfalls, ob-

schon in viel geringerem Grade als das Wormser, beunruhigte. Indem sich der Dresdener Hof von der Stellung des vertragsmäßigen Hülfscorps von 6000 Mann für die Dauer des gegenwärtigen Kriegs entbinden ließ, verpflichtete er sich um so nachdrücklicher zu der Truppenstellung, falls in diesen Krieg unter irgend einem Vorwand andere als die „bereits darin verfangenen Mächte in Deutschland“ eintreten sollten; zugleich ward für den Fall, daß die Waffenhülfe sofort oder auch in erhöhtem Umfange geleistet werden würde, eine ohne Schaden der Königin von Ungarn herzustellende territoriale Verbindung zwischen dem Königreich Polen und den sächsischen Landen zugesagt, eine Gebietserweiterung also, die nur auf Kosten Preußens sich herstellen ließ.

Der König von Preußen irrte sich, wenn er den Blick Maria Theresias unmittelbar auf Schlesien gerichtet glaubte. Die Königin begehrte zunächst vielmehr nur Baiern. Das Erbland des Kaisers befand sich damals bereits wieder vollständig in österreichischer Gewalt, und wir sahen, wie die Politik des Wiener Hofes im Einverständnis mit England den Grundsatz verfolgte, Baiern stillschweigend zu behalten. Man ermißt leicht, daß Friedrich, wenn er diese Absicht klar durchschaut hätte, sich ihrer Verwirklichung mit nicht geringerem Nachdruck widersetzt haben würde, als einem unmittelbaren Angriffe auf Schlesien.

Objektiv in seinen Annahmen fehlgreifend, war der König innerlich fest davon überzeugt, daß ihm eine Herausforderung bevorstehe, daß seine neue Erwerbung unmittelbar gefährdet sei. Das war nun die unbeabsichtigte Wirkung der leichtfertigen Formlosigkeit oder hochmütigen Nichtachtung, womit die Verbündeten von Worms ihren zweiten Artikel entworfen hatten, daß dessen einfacher Wortsinn in der That keine andere Deutung zuließ, als die einer hier ausgesprochenen Anerkennung des österreichischen Besitzstandes in der Ausdehnung, die er vor dem Breslauer Frieden gehabt. Eben weil Friedrich die von den pragmatischen Verbündeten früher erörterten Pläne zur Wiedereroberung von Elsaß und Lothringen für ganz aussichtslos hielt, mußte ihm ein Anschlag auf Schlesien um so glaubhafter erscheinen. Die Darlegungen seiner Minister vermochten ihn nicht zu überzeugen; er ließ Podewils durch den Kabinettssekretär sagen, wenn ein Privatmann in seinen eigenen Angelegenheiten also urteilen wollte, so würde er bald bankerott sein. Die beiden Gutachten vor Augen, stellte er, nunmehr mit sich selbst zu Rate gehend, in seiner klaren und scharfen Art das Für und Wider auf großen Foliobogen gegeneinander. Wohl spricht er von der Stärke seiner Verteidigungsstellung in Schlesien, an die der Nachbar mehr als einmal denken sollte, bevor er zum Angriff schritte; nichtsdestoweniger war er der Ueberzeugung, daß dieser Angriff früher oder später erfolgen werde. In den letzten Jahren seiner Regierung ist es immer sein Sprichwort gewesen: Chi sta bene, non muove; nicht so jetzt. Der Grundsatz ist wahr, so schreibt er, „wer gut steht, soll sich nicht rühren, aber man muß augenblickliche Ruhe von wirklicher Sicherheit unterscheiden.“ Und diese wollte er nur in einer weiteren Schwächung der österreichischen Macht sehen. In der Ueberzeugung, daß es noch einmal zum Entscheidungskampfe um Schlesien kommen müsse, hielt er es für seine Pflicht, den Kampf in dem Augenblicke heraufzuführen, welcher für Preußen der günstigste war, in welchem noch auf Bundesgenossen gerechnet wer-

den konnte, das heißt, vor dem Ausscheiden Frankreichs aus dem Kampfe. Er entschloß sich, in Versailles ein Angriffsbündnis zu suchen, und wählte zu seinem Unterhändler den Grafen Rothenburg.

Sein Siechtum, die noch immer nicht verheilte Wunde aus der Chotusitzer Schlacht, gab dem Grafen zu der Reise an die Stätten, wo der erfahrenste ärztliche Rat geholt werden konnte, einen bequemen Vorwand. Selbst Podewils blieb diesmal außer dem Vertrauen, nachdem er es mit seinem Gutachten so gründlich verfehlt hatte. So geheim die Sendung betrieben wurde, so kamen die Späher doch schnell auf die richtige Fährte, und Lord Hyndford wußte seinem Hofe zu melden, daß der König vor Rothenburgs Abreise, um die Fähigkeiten seines Unterhändlers zu prüfen, die Rolle der Franzosen übernommen und alle nur ersinnlichen Einwürfe gegen seine eigenen Anträge hervorgekehrt habe; Rothenburg aber habe alles so geschickt widerlegt, daß der König zuletzt gesagt, wenn er so gute Gründe vorbringe, so werde ihm gewiß der Erfolg nicht fehlen.

Graf Rothenburg durfte für seine Person in Versailles auf die freundlichste Aufnahme rechnen. Die Hofgesellschaft zählte ihn nach Bildung, Sitte und Familienverbindungen durchaus zu den Ihren. Der Austritt aus dem französischen Heere war dem Deutschen, der unter den Fahnen seines Landesherrn weiterdienen wollte, vor vier Jahren nicht verübelt worden; wie hätte er jetzt nicht ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Teilnahme sein sollen, da er mit rühmlichen Narben aus einer gewonnenen Schlacht, mit dem Rufe eines erprobten Reitergenerals zurückkehrte?

Für die ihm gestellte Aufgabe war dem Grafen unter seinen Familienverbindungen vor allem die Verwandtschaft mit der alten Sippe der Noailles von Bedeutung, deren Haupt trotz der Niederlage von Dettingen zur Zeit bei König Ludwig XV. am meisten galt.

Die Stellung eines Premierministers war nach dem Tode des Kardinals Fleury nicht wieder besetzt worden. Die ganze Umgebung des Königs hatte darin einträchtig zusammengewirkt, ihm das Beispiel Ludwigs XIV. vorzuhalten, der nach dem Tode Mazarins selbst zu regieren begonnen hatte; denn die Söhne der großen Geschlechter, vor allem die Herzöge von Noailles und Richelieu, wollten sich nicht abermals unter das Joch eines Priesters beugen. Und so hatte auch Kardinal Tencin, obgleich von Fleury für die Nachfolge ausersehen, sich schnell und geschmeidig den Umständen anbequemt und bereit erklärt, mit seinem Sitze in dem obersten und engsten Rate des Königs auch fürderhin vorlieb zu nehmen. „Le cardinal est mort, vive le roi“, so parodierten an Fleurys Todestage die allzeit lachenden, allzeit spottenden Müßiggänger des Œil de bœuf den alten Huldigungsruf, der am Tage eines Thronwechsels gehört wurde. In der That erklärte Ludwig XV., von nun an selbst sein erster Minister sein zu wollen, und erließ das seltsame Rundschreiben an die fremden Höfe, das ihnen den Tod Fleurys in dem bei fürstlichen Familienereignissen üblichen Stile ankündigte. Wie vordem der Kardinal, so arbeitete jetzt der König mit den Fachministern. Aber es währte nicht lange, so blieb ein jeder sich selbst überlassen, der Kanzler, der Generalkontrolleur der Finanzen, die vier Staatssekretäre — ein Zustand administrativer Auflösung und Anarchie, der dem Könige von

Preußen manch spöttische Bemerkung entlockt hat. Eines Abends, zu Beginn des Winters von 1743, befand sich Friedrich in der Oper und hatte die Gesandten Frankreichs und Englands in seine Loge treten lassen; unter dem nicht völlig niedergelassenen Vorhange wurden die Füße der Tänzerinnen sichtbar. „Ganz das französische Ministerium," sagte der König zu Hyndford, so daß Valory es hören mußte: „Beine ohne Kopf!"

Die auswärtigen Angelegenheiten blieben wie zu Fleurys Lebzeiten dem zaghaften und ideenlosen Amelot anvertraut; doch waren ihm als Beirat an die Seite gestellt der Kardinal Tencin und der Marschall Noailles, beide ohne einen bestimmten Amtskreis dem Konseil angehörend, sowie der Staatssekretär für die Marine, Graf Maurepas. So wenig waren die vier miteinander einig, daß es in Versailles von dem Streit und Lärm ihrer Sitzungen hieß, man könne Gott davor nicht donnern hören. Der König von Preußen mußte bei dem Staatssekretär des Auswärtigen wegen der Erinnerungen von 1742 feindselige oder wenigstens gereizte Stimmung voraussetzen; immerhin hatte selbst dieser Amelot kürzlich einen nicht mißzuverstehenden Annäherungsversuch gemacht. Wieder wie vor drei Jahren erschien im Herbst 1743 Voltaire, von seinem königlichen Freunde zu einem neuen Besuch eingeladen, am preußischen Hofe mit diplomatischen Aufträgen, diesmal aber nicht als verkappter Aushorcher, sondern mit dem offenen Eingeständnis, der Vertrauensmann und der Werber Amelots zu sein. Friedrich behandelte diese diplomatische Sendung lediglich als einen Spaß; den großen Fragebogen, den der in Politik dilettierende Poet ihm vorlegte, hat er mit scherzhaften Antworten in Versen und in Prosa, halb Orakelsprüchen und halb Couplets, ausgefüllt; etwa gleichzeitig aber sandte er dem auf solchen Umwegen sich heranschlängelnden Staatssekretär durch Valory ein „Projekt, welches die Franzosen befolgen müssen, wenn sie vernünftig sind": Ratschläge für Kriegführung und Politik. Daß sie ganz ohne Eindruck blieben, verstärkte nur Friedrichs schlechte Meinung von Amelot.

Nicht an den Staatssekretär sollte drum Graf Rothenburg sich wenden, unmittelbar an die Person des Königs wies ihn sein Auftrag. Dem Herzog von Richelieu gelang es, ihm den Zutritt zu vermitteln und ihm zugleich die Bundesgenossenschaft zu verschaffen, die ihm selber mächtig zur Seite stand.

Die vierte von fünf Schwestern, war die Marquise de la Tournelle, Richelieus Nichte und das Patenkind des Herzogs von Noailles, im Herbst 1743 von diesen beiden durch ein Intriguenspiel verwegenster Art als Palastdame der Königin an den Hof gebracht worden, in der ausgesprochenen Absicht, sie den Platz in der Gunst des Königs einnehmen zu lassen, auf welchem vordem die zweite der Schwestern, die frühverstorbene Gräfin Vintimille, geglänzt hatte und welchen zur Zeit noch die älteste, die Gräfin Mailly, einnahm. Schnell und hartherzig ward die Vorgängerin durch schwesterliche Veranstaltung gestürzt, und nun ließ sich die neueste Siegerin über Ludwig XV. mit einer Jahresrente von 80000 Livres ausstatten und zur Herzogin von Chateauroux erhöhen: „wegen der Dienste", so hieß es in dem königlichen Gnadenbriefe, „welche ihr erlauchter Stamm seit Jahrhunderten der Krone geleistet, und wegen der Eigenschaften des Geistes und des Herzens, welche sie selbst seit ihrer Zuteilung zu dem Hofstaate der Königin bewährt hat".

So tief sie sich erniedrigt hatte, die ehrgeizige, von lebhafter Empfindung für die Größe und den Ruhm ihres Vaterlandes beseelte Frau glaubte romantisch an eine ihr zugewiesene nationale Mission: hatte nicht vor Zeiten in diesem Königreiche jene Agnes Sorel einem in träge Schlaffheit versunkenen Herrscher kriegerische Stimmung einzuhauchen verstanden? Wie hätte die Herzogin des Königs von Preußen ritterlichen Sendboten in seinen Bemühungen nicht fördern sollen, der wie sie selbst einen Appell an die edleren, die königlichen Leidenschaften in Ludwigs Brust versuchte. Wiederholt speiste Graf Rothenburg selbdritt mit dem Könige bei der Herzogin zur Nacht und erzählte auf ihre Fragen von dem preußischen Heere und von den Schlachten seines Königs, des dem französischen Herrscher nahezu gleichaltrigen. Auch er wolle sich an die Spitze seiner Truppen stellen, erklärte dann Ludwig, wolle die gelockerte Zucht im Heere, das Grundübel, die Ursache aller bisherigen Mißerfolge, durch seine Gegenwart wiederherstellen.

Weit schneller als er selber und sein Auftraggeber es irgend angenommen hatten, dem noch immer gegen die Franzosen mißtrauischen Gebieter fast zu schnell, kam Rothenburg bei solcher Gunst der Lage zum Ziele. Nahezu anstandslos wurden seine Anträge bewilligt.

Da hatte er vor allem Frankreichs Kriegserklärung gegen die Seemächte fordern müssen, auf daß dem unerträglichen, unwürdigen Scheinzustande ein Ende bereitet würde, als ob die beiden Staaten Frankreich und England, deren Truppen sich bei Dettingen im offenen Felde gemessen hatten, nur als Bundesgenossen der in Deutschland kämpfenden Parteien, nicht in eigener Sache an dem Kriege teilnähmen. Schon vier Tage, nachdem der preußische Unterhändler seine Bedingung gestellt, erfolgte die Kriegserklärung an England (15. März); den Holländern ward nur eine drohende Botschaft gesandt. Die im Utrechter Frieden von Frankreich verleugneten Ansprüche der landflüchtigen Stuarts wurden offen wieder anerkannt; der Sohn des Prätendenten, als Prinz von Wales auf französischem Boden begrüßt, begab sich mit dem Grafen von Sachsen nach Dünkirchen, wo ein Geschwader ausgerüstet, ein Landungsheer zusammengezogen wurde. Die Bestürzung jenseits des Kanals war um so größer, als soeben der englische Admiral Matthews vor Toulon, als er den französischen und spanischen Kriegsschiffen den Hafen zu sperren versuchte, mit großen Verlusten abgewiesen worden war.

Ende April wurde, desto größere Thatkraft zu bekunden, auch dem Wiener Hof der Krieg erklärt. Als König Ludwig am 3. Mai mit Noailles seine Residenz verließ, um sich nach den Niederlanden auf den Kriegsschauplatz zu begeben, war das preußische Bündnis, das er als sein eigenstes Werk betrachtet wissen wollte, gesichert. Um so mehr, als der Minister, der die Schlaffheit und Halbheit der vorangegangenen Zeiten zu verkörpern schien, jetzt nicht mehr schaden konnte: am letzten Tage des April erhielt Amelot seine Entlassung. Seine Stelle blieb einstweilen unbesetzt, der König erklärte, die auswärtigen Angelegenheiten unter seine persönliche Obhut nehmen zu wollen, mit der Fortführung der Vertragsverhandlung wurde Tencin betraut. Am 5. Juni, dem dritten Jahrestage des Vertrages von Breslau, ist von ihm, Rothenburg und dem ständigen preußischen

Gesandten, dem alten Baron Le Chambrier, das Bündnis von Paris unterzeichnet worden.

In allen wesentlichen Punkten entsprach es dem, was der König von Preußen gefordert hatte. Der Hauptzweck des Abkommens, eines Trutzbündnisses für den Augenblick, eines Schutzbündnisses für alle Zeiten, war die Eroberung Böhmens für den Kaiser und die Herstellung des kaiserlichen Ansehens im Reiche. Den Aufmarsch von 80000 Preußen, die als kaiserliche Hülfsvölker nach Böhmen zu senden waren, sollten die Franzosen durch einen Vorstoß vom Rhein her und durch eine Diversion in den Niederlanden unterstützen; auch der Schutz der preußischen Besitzungen am Rhein und in Westfalen sollte ihnen für den Fall einer Belästigung dieser Provinzen obliegen. Dem König von Preußen ward als Gewinn zugestanden — was demnächst der Kaiser als künftiger Besitzer von Böhmen in einem besonderen Vertrage (24. Juli) gutheiß — die Abtretung des Königgrätzer Kreises samt Kolin und Pardubitz, sowie der linkselbischen Teile der Kreise Bunzlau und Leitmeritz; die Franzosen forderten die Erwerbung von Ypern, Tournai und Furnes und die Schleifung der Werke von Luxemburg.

Noch war dank der Festigkeit Rothenburgs eine Bestimmung durchgesetzt worden, auf die König Friedrich den größten Wert legte. Laut des von französischer Seite vorgelegten Vertragsentwurfes wurde der Eintritt der 80000 Preußen in den Kampf für den Monat August anberaumt, und für früher, im Fall das Bündnis zwischen Preußen, Rußland und Schweden zustande kommen würde, auf dessen Abschluß Friedrich bei der andauernd freundschaftlichen Haltung des Zarenhofes mit Bestimmtheit rechnete. Die Worte „und früher" (et plus tôt) mußten auf Rothenburgs dringende Forderung fallen, und damit war Preußen durch den vierten Artikel des Bündnisses überhaupt nur in dem Fall zum Handeln, zur Beteiligung am Kriege verpflichtet, daß der Vertrag mit Rußland, der die Rückendeckung schaffen sollte, zum Abschluß gelangte. Auch erklärte König Friedrich, seine Ratifikation inzwischen noch aussetzen zu müssen.

Er war in hohem Grade mit seinem Unterhändler zufrieden. Den König von Frankreich hatte er schon vor dem formellen Abschluß in einem eigenhändigen Brief als Bundesgenossen begrüßt. Dem Herzog von Noailles sprach er seinen warmen Dank aus, und fand kein Arges dabei, auch für die Herzogin von Chateauroux ein paar verbindliche Zeilen zu bestimmen, indem er es seinem Gesandten überließ, ob er den Brief übergeben wolle oder nicht. Rothenburg, der den Einfluß der Gunstdame auf die Entschlüsse Frankreichs kennen gelernt hatte, wäre der letzte gewesen, ihrem Ehrgeize diese Auszeichnung zu mißgönnen.

Die Umrisse der Reichspolitik des vorigen Jahres mußten sich in der durch das Bündnis von Paris bezeichneten politischen Kombination wesentlich verschieben. Genug, wenn überhaupt noch einmal ein Versuch gemacht wurde. Die geplante Association erwies sich in der That, so wie es schon um die Jahreswende vorausgesehen war, als unburchführbar; die Bemühungen bei den einzelnen Kreisen des Reiches waren ebenso gescheitert, wie vor einem Jahre der Versuch, das Reich als Ganzes durch einen Reichstagsbeschluß in Bewegung zu bringen. Gerade in den Tagen, da der König die entscheidende Nachricht, die Kenntnis

der Vertragsbestimmungen von Worms erhielt, kam Graf Seckendorff nach Berlin, der dort zu Karl VI. Zeiten so oft an König Friedrich Wilhelm I. als Versucher herangetreten war. Diesmal erschien er im Auftrag seines jetzigen Herrn, des siebenten Karl, um den Verhandlungen mit Preußen einen neuen Antrieb zu geben; er kam von Dresden und machte in seiner Weise, „auf Seckendorffisch", wie der im Herzen nie mit seinem Verfolger von ehedem ausgesöhnte König sagte, viel „Eclat" von seinen dortigen diplomatischen Erfolgen; im Grunde hatte er nur das Nachsehen hinter jenem kurz vorher abgeschlossenen sächsisch-österreichischen Bündnisse gehabt. Friedrich weihte ihn in seine Absichten nicht ein; aber die Verabredungen, die er mit Seckendorff traf, waren doch schon ganz der neuen, nach Versailles schauenden Politik angepaßt. Denn im Gegensatz zu dem, was er noch im Dezember durch Klinggräffen bei dem Kaiser befürwortet hatte, erklärte er jetzt, daß man die Verhandlungen im Reiche nicht über den engsten Kreis ausdehnen dürfe, daß zunächst nur der Kaiser, Preußen und die zuverlässigen Höfe von Mannheim und Kassel — denn der Landgraf Wilhelm zeigte sich geneigt, dieses Jahr seine ganze Streitmacht gegen französische Subsidien dem Kaiser zu überlassen — miteinander schließen sollten; daß man dem zwischen ihnen zu vereinbarenden Unionstraktat einen möglichst harmlosen Inhalt geben und sodann Frankreich als Bürgen des westfälischen Friedens zum Beitritt auffordern müsse. Eines bedingte das andere. Von dem Augenblicke an, wo der Angriffskrieg gegen die Königin von Ungarn beschlossen war, konnte man den einem österreichischen Vergeltungsakte unmittelbar ausgesetzten Ständen des fränkischen und schwäbischen Kreises den Beitritt zu der Einung nicht mehr zumuten.

Und so haben denn der Kaiser und der König zu Frankfurt am 22. Mai 1744 den Vertrag der konföderierten Union zur Aufrechterhaltung der Reichsverfassung und der kaiserlichen Würde und Macht thatsächlich nur mit zwei Reichsfürsten, dem Pfälzer und dem Hessen, abgeschlossen. Der Plan vom vorigen Herbste hatte einen Bund Preußens mit Deutschland unter Ausschluß von Frankreich beabsichtigt; die jetzt eingeleitete Unternehmung beruhte auf der engen Verbindung zwischen Preußen und Frankreich, zu der die deutsche Union nur ein Anhängsel war; Friedrich selbst bezeichnet sie als den bloßen Vorwand seiner Erhebung. Die in Aussicht genommene Kreisassociation hätte ihre Spitze gegen England gerichtet; jetzt blieb der König von England in dem Plane fast unberücksichtigt, und die ganze Wucht des Angriffs sollte die Königin von Ungarn treffen. In jenem Falle wäre an der Weser ein Corps von nur 36000 Mann zusammengezogen worden; der Marsch, welcher demnächst angetreten ward, führte den größten Teil der preußischen Streitmacht an die Moldau und Wottawa. Der ursprüngliche Entwurf beschränkte sich auf eine bewaffnete Neutralität und Vermittelung, der jetzige proklamierte den Krieg bis aufs äußerste. Jener nahm keine Schmälerung des österreichischen Besitzstandes in Aussicht, dieser die völlige Niederwerfung der österreichischen Macht, die Eroberung von Böhmen, Oesterreichisch-Schlesien, Oberösterreich. Behält man dies im Gedächtnis, daß Friedrich 1743 keinen Landerwerb bezweckte, sondern nur moralische Eroberungen, die Hebung seines Ansehens und Einflusses in Deutschland, so wird man eher geneigt

sein, seiner oft angezweifelten Versicherung Glauben zu schenken, daß nicht Ländergier, nicht das Verlangen nach den drei böhmischen Grenzkreisen sein Beweggrund zum Kriege gewesen sei. Da der größte Teil der Last und Gefahr auf ihn fallen werde, so sei eine Entschädigung dafür, erklärte er, nicht mehr als billig; aber er betonte zugleich, daß an sich die Aussicht auf ein Stück von Böhmen ihn nicht locken könne, auf die Ruhe des Friedens zu verzichten: „Mein großer Zweck bei allem, was ich unternehme, ist die Schwächung des Hauses Oesterreich und die Aufrechterhaltung und Wiederherstellung des Kaisers; gäbe es diese zwei Punkte nicht, so würde ich mich gut und gern aller Gebietsforderungen entschlagen und vorziehen, ruhig zu bleiben."

Bislang war in den drei Monaten seit Ende Februar dem Könige alles über sein Erwarten geglückt: „Meine Unterhandlungen unterstützen meinen Plan in wunderbarer Weise," schreibt er einmal dem General Goltz, seinem vornehmsten Gehülfen bei der militärischen Rüstung. Ende Mai, nachdem die Vorbereitungen im wesentlichen abgeschlossen waren, fand er noch Muße, das Pyrmonter Bad zu besuchen, zu seiner persönlichen Zubereitung für die bevorstehenden körperlichen Anstrengungen. Er war in glücklichster Stimmung und veranlaßte seinen zu mündlicher Berichterstattung hierher beschiedenen Gesandten im Haag, den jungen Grafen Otto Podewils, den Neffen des Ministers, ihm zur Gesellschaft „bon gré mal gré" die Brunnenkur mitzumachen. Doch sollten gerade diese Pyrmonter Erholungstage der unerwarteten Arbeit genug bringen. Am 25. Mai starb Fürst Karl Edzard von Ostfriesland, der letzte vom Stamme der Cirksena, und nun galt es, auf Grund der vom Reiche dem großen Kurfürsten erteilten Anwartschaft die Nachfolge anzutreten. Mit der größten Sicherheit griffen alle Maßregeln ineinander, ohne Schwierigkeit ging die Besitzergreifung vor sich; ein hannöverischer Bevollmächtigter, der die auf einer Erbverbrüderung mit dem erloschenen Fürstenhause beruhenden Ansprüche Georgs II. geltend machen wollte, fand bereits die fertige Thatsache vor. Zur Hervorkehrung der Gewalt hätte den Mitbewerber kein Zeitpunkt weniger einladen können, als die gegenwärtige Krisis nach der französischen Kriegserklärung an England; nur der ziemlich aussichtslose, jedenfalls überaus langsame Prozeßweg blieb noch offen. Wie sorgenvoll hatten Friedrich Wilhelm I. und seine Minister den Verwickelungen, die der ostfriesische Erbfall mit sich bringen zu müssen schien, entgegengesehen; schier wunderbar erschien jetzt dem widerlegten Schwarzseher Podewils die schnelle und glatte Lösung der seit Jahrzehnten schwebenden Frage. Er verzeichnete in seinem Bericht nach Pyrmont den Eindruck des Ereignisses auf die Berliner Diplomatenwelt: nichts, so höre er sagen, vermöge dem glücklichen Stern des Königs zu widerstehen, alles füge sich zu seinen Gunsten.

Welcher Gegensatz zwischen der weitausgreifenden, berechnenden Vorsicht, mit der König Friedrich, ein Netz von Verhandlungen anspinnend, seinen zweiten Krieg eingeleitet hat, und dem diplomatisch unvorbereiteten und ungedeckten Beginn des ersten, dieser glänzenden Improvisation. Und doch stand dem Könige die Erfahrung bevor, die ihn nachmals hat sagen lassen, seine schlesische Unter=

nehmung von 1740 gleiche einem der originalen Bücher, die sich nicht wiederholen ließen und deren Nachahmungen notwendig schwach ausfallen müßten.

Gerade im Begriff, das Schwert zu ziehen, erhielt er die erste der schlimmen Posten, die seine Berechnungen kreuzten und ihm den Ansatz verrückten.

Soeben, am 1. Juli, drei Wochen nach seiner Rückkehr aus Pyrmont, hatte er Podewils endlich in sein Geheimnis gezogen, ihm eröffnet, daß sein Entschluß loszuschlagen feststehe. Der Minister hatte noch einmal, wie er es im Februar gethan, in ausführlicher Darlegung seine Bedenken zusammengefaßt: der Plan, darin gipfelte die Denkschrift, sei auf zwei Voraussetzungen gebaut. Versage während des Krieges auch nur die eine von beiden, so laufe der König Gefahr, schon mehr als seine Eroberungen zu verlieren; er könne derart in den Sumpf geraten, daß es ihm leicht seine alten Erblande kosten möchte. Die Voraussetzungen aber seien beide nichts weniger als sicher, weder die Ehrlichkeit und Festigkeit Frankreichs, noch die Freundschaft oder auch nur die Neutralität Rußlands.

Kaum hatte Graf Podewils solches geschrieben, so liefen Berichte aus Moskau ein, ganz geeignet, seine Befürchtungen greifbar zu belegen.

Seit dort vor einem Jahre die Stellung der Anhänger Oesterreichs und Englands mit dem von ihren Gegnern in Szene gesetzten Hochverratsprozesse so stark erschüttert war, hatten sich für Preußen die Dinge fortlaufend so günstig angelassen, wie der unermüdlich für die Interessen seines Königs thätige Mardefeld es sich nur wünschen konnte. Seine Vertrauten in der Umgebung der Kaiserin, der zum Grafen erhöhte ehemalige Leibarzt Lestocq und der Holsteiner Brümmer, des jugendlichen Thronfolgers Hofmarschall, wußten ihm fort und fort von Aeußerungen ihrer Gebieterin zu berichten, die zu den kühnsten Erwartungen zu berechtigen schienen. Da hatte Elisabeth eines Tags gesagt, diese Königin von Ungarn scheine wegen der ihrem Gesandten Botta entgegengehaltenen Anschuldigungen einen Federkrieg anfangen zu wollen; sie für ihr Teil aber liebe es, sich nachdrücklicher vernehmen zu lassen, und könne nur wünschen, daß die Könige von Preußen und Frankreich der Königin den Krieg erklärten. Oder sie äußerte, es gelte ihr gleichviel, ob sie sich mit anderen Mächten überwerfe; stehe sie doch gut mit dem König von Preußen. Von größerem Gewicht als solche Worte waren die unzweifelhaften Beweise persönlichen Vertrauens, welche die Zarin dadurch ablegte, daß sie den König ersuchen ließ, dem Großfürsten-Thronfolger unter den Prinzessinnen Deutschlands die Braut auszuwählen. Am liebsten hätte sie es gesehen, wenn der Großfürst sich um eine preußische Prinzessin hätte bewerben dürfen; doch trug Friedrich billig Bedenken, eine seiner Schwestern nach Rußland zu vermählen. Auf die Empfehlung von Podewils brachte er dann die vierzehnjährige Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst in Vorschlag, die Tochter des preußischen Gouverneurs von Stettin, eine Verwandte des gottorpischen Hauses; denn ihre Mutter war die Schwester des verstorbenen Prinzen Karl von Holstein, dem einst die Zarewna Elisabeth sich verlobt hatte. Mitten im Winter, im Januar 1744, trat die junge Prinzessin mit ihrer Mutter von Zerbst aus die Reise nach Rußland an. Die Kaiserin empfing die beiden

Frauen auf das herzlichste, die religiösen Bedenken des biederen Vaters gegen den der Tochter zugemuteten Glaubenswechsel wurden bald beschwichtigt, und als Katharina Alexiewna wurde die junge Prinzessin nach ihrem Uebertritte zur griechischen Kirche dem Thronfolger verlobt. Gleichzeitig stiftete die Zarin noch eine andere Ehe von ähnlicher politischer Bedeutung. Es geschah auf ihre Veranlassung, daß der jüngst erwählte Kronprinz von Schweden, Adolf Friedrich, sich um die Hand der ob ihrer Schönheit vielgepriesenen Prinzessin Luise Ulrike, der fünften Schwester des Königs von Preußen, bewarb; bereitwillig gab Friedrich seine Zustimmung. Die beiden Verlobungen erschienen als eine verheißungsvolle Einleitung zu den Verhandlungen wegen der preußisch-russisch-schwedischen Tripelallianz, die den Schlußstein für das politische System des Königs von Preußen abgeben sollte.

Aber noch lag die Leitung der auswärtigen Politik Rußlands in den Händen des Vizekanzlers Bestushew; denn die Zarin hatte sich noch nicht entschließen können, dem vor einigen Monaten gestorbenen Großkanzler Tscherkasskoi einen Nachfolger zu setzen. Alle Bemühungen der Gegner Bestushews, die Wahl auf den General Rumianzow zu lenken und den Vizekanzler zu stürzen, waren fruchtlos; offenbar galt es der zwar schlaffen, aber verschlagenen Kaiserin als zweckmäßig, den zur Zeit von ihr bevorzugten Männern mit dem ihnen verhaßten Vizekanzler allemal ein Gegengewicht zu halten. Nur so viel erreichten die Feinde der beiden Brüder, daß der jüngere, Graf Michael Bestushew, der Oberhofmarschall, unter dem Vorwand einer diplomatischen Mission vom Hofe entfernt wurde, und zwar war der König von Preußen sehr damit einverstanden, daß man den Grafen nach Berlin sandte; denn hier, meinte Friedrich, werde er weniger schaden können, als an jedem andern Orte. Mit Sorge gewahrte der Vizekanzler die Rührigkeit seiner Widersacher. Das Erscheinen der anhaltischen Prinzessin betrachtete er um so mehr als eine persönliche Niederlage, als er bereits dem sächsischen Gesandten Gersdorff einen Heiratskontrakt für eine der Töchter des Königs von Polen verkauft hatte. Es war Gefahr im Verzuge; notwendig mußte etwas geschehen. Der Abt von Troiza, zu dessen Kloster die Kaiserin, ein Gelübde zu lösen, im Mai 1744 wallfahrtete, wurde Bestushews Bundesgenosse. Die auf der Post angehaltenen und entzifferten Depeschen des französischen Gesandten Chetardie, desselben, der einst so viel bei Elisabeth gegolten, dienten dazu, die Zarin gegen den nicht eben vorsichtigen Berichterstatter, gegen Mardefeld, die Fürstin-Mutter von Zerbst und alle Anhänger Frankreichs und Preußens in Harnisch zu bringen. Chetardie erhielt am 7. Juni den Befehl, binnen einer Stunde sich auf den Weg nach der Heimat zu machen; Bestushew aber wurde zum Großkanzler befördert.

Unter dem ersten Eindruck des unwillkommenen Ereignisses schrieb König Friedrich am 9. Juli an den Marschall Noailles, er sei überzeugt, daß der König von Frankreich keine unmöglichen Dinge von ihm verlangen, daß er nicht den Beginn von Operationen fordern werde, die ihm selbst keinen Nutzen und Preußen den größten Schaden bringen könnten; sollte die Partei, die man in Rußland habe, ganz gestürzt sein, so bleibe nichts übrig, als stille zu sitzen und bessere Zeiten abzuwarten.

Unmittelbar darauf aber kam ihm die Kunde von neuen glänzenden Fortschritten der österreichischen Waffen und überzeugte ihn, daß er schon keine Wahl mehr habe. Prinz Karl von Lothringen war über den Rhein gegangen.

Ein volles Jahr war seit der Schlacht bei Dettingen und dem Rückzug der französischen Heere aus Deutschland vergangen, ehe die Oesterreicher sich zu diesem Entschlusse ermannten und die Entwichenen drüben in den eigenen Grenzen auf dem altösterreichischen Boden des Elsasses aufsuchten. Den Feldzug von 1743 hatten sie nach so vielverheißenden Erfolgen in Unthätigkeit beendet, den Feldzug von 1744 gar mit entschiedenem Mißerfolg begonnen. Marschall Khevenhüller, der zu zweien Malen durch seinen Wagemut Baiern erobert, war im Januar jäher Krankheit erlegen, und Maria Theresia klagte, daß er unersetzlich sei. Auf dem italienischen Kriegsschauplatz setzten die neapolitanischen und spanischen Truppen dem Vordringen der Sieger von Camposanto, die jetzt Fürst Lobkowitz führte, in der römischen Campagna ein Ziel; der Plan zur Eroberung von Neapel mußte als gescheitert betrachtet werden. Inzwischen drangen zwei bourbonische Prinzen, Conti und der Infant Don Philipp, mit einem Heere aus den Seealpen an der Riviera vor, Piemont bedrohend. In den Niederlanden sahen sich die Sieger von Dettingen aus der Ruhe der Winterquartiere, in die sie nach langer Herbstrast von Worms und Speier aus abmarschiert waren, durch die entschlossene Offensive des Marschalls von Sachsen aufgestört, und die unfähigen Generale, der Herzog von Aremberg mit seinen Oesterreichern, Marschall Wade mit den Engländern und Hannoveranern, Graf Moritz von Nassau mit den Holländern, schauten vom Schelde-Ufer aus ratlos zu, wie Festung über Festung an die Franzosen verloren ging; von dem englischen Hauptquartier hatten die Oesterreicher schon im vorigen Sommer gesagt, es gleiche einer Republik, in welcher jeder eine verschiedene Meinung hege und sie ungescheut ausspreche. Mit den kaiserlichen Truppen, die, während des Winters bei barmherzigen Freunden hie und da längs des Rheines untergebracht, jetzt durch hessische und pfälzische Hülfsvölker auf beinahe 30000 Mann verstärkt waren, hatte Graf Seckendorff am Oberrhein ein festes Lager bei Philippsburg bezogen, um von der Uebermacht Karls von Lothringen keine plötzliche Vergewaltigung erfahren zu müssen; denn den Niederschönfelder Neutralitätsvertrag des Vorjahres rief er nur noch kleingläubig für sich und die Seinen an. Trotz des dringenden Rates, den der König von Preußen erteilte, war der im Vorjahr an Stelle des alten Broglie getretene Marschall Coigny nicht zu bewegen, mit seinen 45000 Mann Seckendorff die Hand zu reichen, vielmehr ertrotzte er es, daß dieser, von den Oesterreichern bedrängt, zu ihm auf das linke Ufer kam. Und nun war der Lothringer schnell gefolgt; binnen vier Tagen, vom 30. Juni bis 3. Juli, setzte sein vielbewunderter Uebergang an die 70000 Mann über den Strom.

Nicht ohne schwere Bedenken hatte man in Wien dem Herzog den Befehl zu dem entscheidenden Schritte erteilt, denn seit geraumer Zeit war man über die Rüstungen und Verhandlungen des Königs von Preußen hinreichend unterrichtet. Aus dem Frankfurter Unionsvertrag war niemandem ein Hehl gemacht, und die geheimen Abmachungen wegen der Teilung Böhmens waren dem Wiener

Hof alsbald verraten worden. Daneben wurde die Befürchtung laut — die Kaiserin-Witwe Elisabeth machte sie sich zu eigen — daß der König sich zum Ritter der Zarin aufwerfen werde, um ihr wegen der dem Marchese Botta schuld gegebenen Verbrechen mit den Waffen in der Hand Genugthuung zu verschaffen. Graf Traun, der Held von Camposanto, dem prinzlichen Oberfeldherrn als Berater an die Seite gestellt, warnte, das Heer allzuweit von den österreichischen Grenzen zu entfernen, in eine Lage zu bringen, wo es zwischen zwei Feuer kommen könnte. Maria Theresia schalt seinen Kleinmut: er scheine „sehr angsthaft wegen Preußen" zu sein; wohl sei der König ein gefährlicher Gegner, aber Gott werde helfen. Für alle Fälle hatte sie schon Ende März die Ungarn zu einer neuen Insurrektion aufgerufen, zur Abwehr des neuen Angriffs, der von den mannigfachen und nicht unbekannten Umtrieben der Feinde den dem Königreiche Ungarn benachbarten österreichischen Erblanden und somit auch Ungarn selbst drohe. Die Herrin in dem Gefühl der Sicherheit bestärkend, vertrat Bartenstein bis zum letzten Augenblicke die Meinung, bei gutem Verlauf der Dinge am Rhein werde Friedrich es weniger als je wagen, die Feindseligkeiten zu eröffnen; in demselben Sinne hatte Hyndford in Berlin geweissagt, je glücklicher die Oesterreicher sein würden, desto mehr werde der König sich fürchten, desto eher neutral bleiben. Es kam hinzu, daß die Engländer, auf deren Subsidien man fort und fort sich angewiesen sah, den Uebergang über den Rhein dringend wünschten, daß sie geradezu die Höhe ihrer Geldspenden nach der Zahl der für das Elsaß bestimmten Krieger abmaßen. Schon hatten auch die 20000 Mann, die unter Batthyany in Baiern zurückgeblieben waren, Befehl erhalten, an den Rhein nachzurücken und über Hüningen in den Sundgau einzudringen; aber ihr Führer sträubte sich so nachdrücklich gegen diesen Auftrag, „als wenn der König von Preußen schon in Böhmen stünde", und der Marschbefehl wurde zurückgezogen. Nicht minder besorgt schaute Karl selber nach Böhmen zurück, als er nun wirklich auf französischem Boden stand; der Prinz, so klagte in Karls Hauptquartier Prinz Ludwig von Braunschweig, habe „keine Lust zu raufen" und quäle ihn, er solle Nachrichten vom König von Preußen schaffen; die Furcht vor Preußen und der Haß gegen den König seien abscheulich.

König Friedrich mußte fürchten, bei längerem Zuschauen die verhängnisvolle Wendung eintreten zu sehen, welcher er durch sein Bündnis mit Frankreich hatte vorbeugen wollen. „Die kritische Lage der Franzosen," so legt er in seinen Denkwürdigkeiten seine letzten Beweggründe dar, „weckte die Befürchtung in mir, daß sie sich genötigt sehen könnten, alle Bedingungen der Königin von Ungarn zu unterschreiben, und in diesem Falle war es nicht zweifelhaft, daß alle Truppen der Königin sich über mich ergossen." Schon vor der Unterzeichnung des Bündnisses mit Frankreich hatte er, wie in trüber Vorahnung, von der harten Not gesprochen, die ihn zu handeln zwinge, er möge wollen oder nicht. Am 12. Juli gab er dem Könige von Frankreich die bisher noch immer verweigerte endgültige Zusage: „Ich erfahre, daß der Prinz Karl in das Elsaß eingedrungen ist; das genügt mir, meine Operationen fest anzusetzen; ich werde am 13. August an der Spitze meines Heeres auf dem Marsche sein und Ende des Monats vor Prag."

Der Zusage und Ankündigung fügte er eine Mahnung und Warnung hinzu, mit demselben Freimut, so schrieb er, mit welchem er würde sprechen müssen, säße er als besoldeter Diener im Rate des Königs von Frankreich: „Die schlechten Erfolge, die Ihre Truppen in Baiern gehabt haben, sind zum größten Teil dadurch verursacht worden, daß man sich an den Grenzen eines feindlichen Landes defensiv verhalten wollte. Das nötigt immer den, der sich auf die Defensive beschränkt, seine Aufmerksamkeit auf allzuviel Gegenstände zu verteilen, und läßt seinem Gegner freies Feld, die kühnsten Entwürfe vorzubereiten und auszuführen. Es ist immer besser, offensiv zu handeln, selbst wenn man an Zahl unterlegen ist. Oft setzt die Waghalsigkeit den Feind in Erstaunen und gibt die Möglichkeit, ihm Vorteile abzugewinnen: also haben gehandelt der große Condé, Turenne, Luxemburg und Catinat. Indem sie sich zu den meisten Zeiten an die Offensive hielten, haben sie den französischen Truppen diesen unsterblichen Ruhm erworben und sich selbst einen Namen, der die Zeit und den Neid überdauert. Es wird nur von Ew. Majestät abhängen, die Dinge wieder auf diesen Fuß zu bringen. Sie haben uns Proben gegeben, was ein erleuchteter und weiser Fürst an der Spitze seiner Truppen vermag; ein Befehl an Ihre Generale, den Feind überall zu schlagen, und er wird geschlagen werden."

Noch eindringlicher schrieb Friedrich gleichzeitig an Noailles. Er beschwor den Marschall, Frankreich nicht die Fehler von 1741 und 1742 wiederholen zu lassen. Die übel angebrachte Sparsamkeit von damals habe es zuwege gebracht, daß ein Krieg, der notwendig die Königin von Ungarn hätte vernichten müssen, jetzt bei der Länge seiner Dauer bereits das Drei- und Vierfache der damals gescheuten Kosten verursacht habe. Die Mißerfolge Coignys im Elsaß kämen auf die Rechnung der Entscheidung für die Defensive; eine dreijährige Erfahrung müsse die Franzosen jetzt endlich von dieser Art der Kriegsführung zurückbringen: „Alles in unsern Operationen muß Nerv sein, nicht ein Augenblick darf unausgefüllt, darf thatenlos bleiben." Einer seiner nächsten Briefe suchte den Marschall durch die Betrachtung anzuspornen, daß die Rückzugsbewegungen der Franzosen seit zwei Jahren, von Deggendorf in Baiern bis zu den Vogesen, zusammengezählt alles überstiegen, was die Kriegsgeschichte uns berichte; „wenn Ihr jetzt beim Vorrücken desgleichen thut, werdet Ihr im Dezember das Weichbild von Belgrad erreichen."

Seine eigene Kriegsrüstung war jetzt völlig abgeschlossen. Er hatte sein Heer in den beiden Friedensjahren auf 140000 Mann gebracht, und wenn es auch zum Teil noch Rekruten waren, so meinte er doch, daß preußische Soldaten, die nur ein Jahr gedient, es mit jeder Truppe aufnehmen könnten. In den Felddienstübungen und Manövern des vorigen Sommers waren die Erfahrungen der Feldzüge praktisch verwertet worden. Unablässig war zumal die Kavallerie geschult worden; der König traute seinen Reitern jetzt die Beweglichkeit und Schneidigkeit zu, die er in dem ersten Kriege vermißt hatte, und stellte den Baireuther Dragonern aus Pasewalk nach der großen Stettiner Heerschau das Zeugnis aus, daß er das Regiment als schwere Kavallerie, als Dragoner, als Husaren, als Infanterie gleichmäßig verwenden könne; es sei ohne Widerrede das vollkommene Muster der Dragoner und müsse menschlicher Voraussicht nach

Wunder thun. Die Husaren, ganz unentbehrlich zur Abwehr des irregulären ungarischen Reitervolks, zählten jetzt bereits achtzig Schwadronen. Die Werke von Neiße, Glatz, Brieg und Glogau waren umgebaut, verstärkt, erweitert. Als der König das Relief der Befestigungen von Neiße in Berlin einige Bevorzugte sehen ließ, erregte es Staunen und Bewunderung; das sei eine Festung, meinte Marquis Valory, die alle Oesterreicher und Sachsen zusammen nicht nehmen würden — „und die Franzosen ebensowenig," setzte der König hinzu. 40000 Mann, so äußerte er, sollten nicht genügen, um Neiße und Glatz zu blokieren. Aus den Gießhäusern zu Berlin und Breslau waren große Massen neuer Feld- und Belagerungsgeschütze hervorgegangen. Für die Zwecke der Verpflegung stand ein Zug von 468 Proviantkarren, stand je ein Viergespann von Ochsen für den Wagen bereit, eine Achsenreihe von fast dreiviertel Meilen Länge; denn für einen vollen Monat sollte den Truppen der Bedarf nachgeführt werden. In dem Staatsschatze, den der erste Krieg zur größeren Hälfte, bis auf drei Millionen Thaler, aufgezehrt hatte, lagen wieder beinahe sechs Millionen.

Auf drei Heerstraßen, aus der Mark durch die Lausitz und über Dresden, und aus Schlesien über Braunau, setzten sich die nach Böhmen bestimmten 80000 Mann in Bewegung. Für die durch Sachsen Marschierenden heischte ein Requisitionsschreiben des Kaisers in den hergebrachten Formen den freien Durchzug. Als Versammlungsort war Prag bezeichnet. 22000 Mann standen in Oberschlesien, zur Deckung des Landes gegen Einfälle aus Ungarn bestimmt, oder, wenn es ging, zum Vormarsch auf Olmütz. Am 10. August, fünf Tage vor des Königs Aufbruch zu der elbaufwärts vorrückenden Kolonne, ward in Berlin der Rechenschaftsbericht über die Gründe dieser gewaltigen Hülfstruppenstellung veröffentlicht. Friedrich hatte den Wortlaut des Manifestes mit großer Sorgfalt abgewogen; doch entsprach der Inhalt mehr einer früheren Phase der preußischen Politik, als den Tendenzen und der thatsächlichen Lage des Augenblicks. An der Spitze einer Einung der Reichskreise hätte er den Anspruch, mit seinem Schwerte „dem Reiche die Freiheit, dem Kaiser die Würde, Europa den Frieden wiederzugeben", mit Fug erheben dürfen; die Union von Frankfurt aber durfte schlechterdings nicht als ein Bund der angesehensten Fürsten Deutschlands, dem Preußen sich angeschlossen habe, bezeichnet werden. So fehlte denn auch in dieser Streitansage ganz der Hinweis auf den tiefsten und entscheidendsten der Beweggründe des Königs, auf die Sorge um Schlesien; noch weniger konnte des Preises Erwähnung geschehen, den die Kämpfer für sich begehrten. Indem die Königin von Ungarn der Fortsetzung einer Unterdrückungspolitik geziehen wurde, die seit Jahrhunderten von dem Hause Oesterreich eingehalten worden sei, so geschah es, daß alle Anklagen, welche vordem die deutsche Libertät gegen die Uebergriffe des Imperialismus erhoben hatte, hier einmal durch eine denkwürdige Verkettung der Umstände im Namen des Kaisers, eines in den Staub gestoßenen Kaisers, gegen einen Reichsstand zurückgeschleudert wurden.

Kühler, geschäftsmäßiger, als dieses wuchtige und flammende Manifest war die Erklärung gehalten, die der preußische Gesandte in Wien abgab. Hier fiel zum Schluß ein besonderer Nachdruck auf die Vorgänge der letzten Wochen.

Nachdem man des Reiches Oberhaupt aller seiner Erbländer bis auf den letzten Flecken beraubt, habe man nunmehr auch seine Truppen vom deutschen Reichsboden verjagt, um ihn „so zu reden mit Stumpf und Stiel auszurotten und zu vertilgen".

Der Wiener Hof war durch die preußischen Noten des vorigen Herbstes eindringlich gewarnt worden. Aber die Erklärungen hatten nicht den geringsten Eindruck gemacht. Bei dem militärischen Vorgehen Oesterreichs im Frühjahr 1744 ist nachweislich auch der politische Gesichtspunkt maßgebend gewesen, durch Verdrängung des kaiserlichen Heeres vom Reichsboden dem Ansehen des Kaisers in Deutschland den letzten Stoß zu versetzen — nach jener Warnung eine unmittelbare Herausforderung Preußens. Und so hieß man denn in Wien jetzt, da König Friedrich seiner Drohung gemäß den Handschuh hinwarf, den neuen Krieg nur freudig willkommen. Indem er seinen Bruder und das Heer über den Rhein zurückrief, schrieb der Großherzog Franz, jetzt gelte es mit der gesamten Streitmacht über den König von Preußen herzufallen, ihn nicht bloß aus Böhmen zu verjagen, sondern auch aus Schlesien und so immer weiter. So verdiene er es, denn er habe weder Treue, noch Ehre, noch Religion: „Großes wäre geleistet, wenn man diesen Teufel mit einem Schlage zermalmen und ihn so weit zurückbringen könnte, daß man ihn nie mehr zu fürchten brauchte. Und das hoffe ich von der göttlichen Vorsehung. Es scheint, daß Gott alles so fügt, daß der einmal gründlich bestraft wird, der die Ursache so vielen Unheils ist". Und vollends Maria Theresia, die da weinte, wenn sie einen Schlesier sah, und die sich in ihrem Gewissen bedrückt fühlte, daß sie katholische Unterthanen einem Ketzerfürsten ausgeliefert hatte, wie hätte sie nicht in dem jetzt ihr gebotenen Anlaß, frei von jedem Tadel Schlesien wieder anzusprechen, eine gnädige Fügung des Himmels sehen sollen?

Freilich bis ihre Truppen die Landstraßen zwischen Frankreich und dem Böhmerwald durchmaßen, war die mutige Frau wehrlos und mußte sich fast darauf beschränken, ihre Sache mit der Feder verteidigen zu lassen. Mit Geschick beantworteten ihre Publizisten das preußische Manifest durch zwei Enthüllungen, welche der bissigen Polemik Bartensteins eine Fülle von Anknüpfungspunkten boten. Das Protokoll von Kleinschnellendorf vom 9. Oktober 1741, im Wortlaut der Oeffentlichkeit vorgelegt, mußte die Anklage erhärten, daß Preußen jetzt bereits zum dritten Mal den Frieden breche, während der Versicherung des preußischen Manifestes, daß der König nicht aus persönlichem Interesse handele und für sich selbst nichts begehre, der Hinweis auf die Verabredungen zur Teilung Böhmens entgegengehalten wurde.

Wenn irgendwo, so mußte in Dresden die Denunziation dieser Eroberungspläne böses Blut machen, dort, wo schon Schlesiens Uebergang in preußischen Besitz als eine schwere Gefahr betrachtet worden war. Sollte jetzt die Elbe in ihrem oberen Lauf ein preußischer Grenzstrom werden, so war Sachsen von der Macht des verhaßten, vom Erfolge so bevorzugten Nebenbuhlers rings umstellt und eingeschnürt. Wohl boten die Unierten von Frankfurt die Erwerbung von Eger, um Sachsen, wie 1741, so jetzt wieder in den Bund gegen Oesterreich hineinzuziehen. Doch die Verhandlung, in die Graf Brühl, dem Hofe nach

Warschau gefolgt, einzutreten schien, bezweckte wohl nur, das wahre Vorhaben bis zu seiner Zeit zu maskieren; bereits stand es fest, daß England die Hülfsgelder zahlen würde, für welche die sächsischen Krieger, über die Bestimmungen des Vertrages mit Oesterreich hinaus, als Verteidiger nach Böhmen marschieren sollten. Das hinderte nicht, daß man einstweilen die preußischen Truppen ihren reichssatzungsmäßigen transitus innoxius durch Meißen und die Lausitzen ungehindert nehmen ließ, zu welchem ohnehin die Sachsen vordem im nordischen Kriege mit ihren wiederholten Durchzügen durch die Mark und durch das Magdeburgische das Beispiel gegeben hatten.

Am 2. September waren die preußischen Heeresabteilungen — nur bei Tetschen war dem Schiffstransport durch Sperrvorrichtungen kurzer Aufenthalt bereitet worden — rings um Prag vereinigt, 80 Bataillone und 132 Schwadronen.

In der Festung lagen höchstens 14 000 Mann, darunter 8—9000 ungeübte böhmische Landsoldaten; an erfolgreiche Verteidigung konnten die Führer der Besatzung, Graf Ogilvy und Graf Harsch, kaum denken. Auch auf rechtzeitigen Entsatz war nicht zu rechnen, denn das Heer, das in der Oberpfalz dem Grafen Batthyany zur Verfügung stand, zählte nur 20 000 Mann. Bei allem Haß gegen den „Feind des Menschengeschlechtes", wie er den preußischen König nannte, wagte sich Batthyany über das Städtchen Plaß im westlichen Böhmen nicht hinaus; der Vorstoß eines seiner Generale an die Beraun wurde von dem Grafen Hacke mit fünf preußischen Bataillonen am 6. September abgewiesen. So ging die Belagerung ungestört von statten. Ritterlich sandte der Kommandant alsbald einen Kapitän mit einem Trompeter zu dem Könige hinaus, um zu erkunden, wo das Hauptquartier gelegen sei; dorthin würden die Verteidiger ihre Kanonen nicht richten. Der König ließ antworten, daß sein Hauptquartier im ganzen Lager überall sei. Wenige Tage darauf, am Morgen des 12. September, als er von einer Batterie aus dem Sturm auf die Ziskaschanze zuschaute, wurde hart an seiner Seite dem Markgrafen Wilhelm von Brandenburg-Schwedt durch eine österreichische Stückkugel der Kopf zerschmettert.

Länger als bis zum 16. vermochte sich die Festung nicht zu halten. Die ganze Besatzung mußte das Gewehr strecken. „Prag," so schrieb der König triumphierend an Podewils, „diese Stadt, die ich angeblich nicht so leicht nehmen sollte, als ich es mir dächte, die mir angeblich so viel Leute kosten sollte, kurz diese Stadt, von der man so viel Lärmens gemacht hat, sie hat sich übergeben auf die für uns vorteilhafteste Art." Er kündete dem Minister seinen Marsch nach Tabor und Budweis an; er sei fast sicher, daß seine Truppen nur Ehre von dieser Unternehmung haben würden: „Eine gewonnene Schlacht, und die Politik wird sich ebenso vollständig zu unserem Vorteil wenden; kurz, ich bin überzeugt, daß der ganze Verlauf mir kein Dementi geben wird."

Dieser Marsch die Moldau aufwärts war bei Friedrich von dem Augenblick an, da er sich für den Krieg entschied, beschlossene Sache gewesen. Er rechnete darauf, die kleinen Vesten Tabor, Budweis und Frauenberg rechtzeitig genug in seiner Gewalt zu haben, um noch dem Heere des Prinzen von Lothringen, wenn es überhaupt nach Böhmen zu kommen wagte, den Weg verrennen zu

können; er hatte sich vorgesetzt, alles zu thun, was in seinen Kräften stehen würde, um den Feind zum Schlagen zu bringen, „auf daß wir die Sache schleunig entscheiden". Den Geschlagenen sollte dann die Möglichkeit genommen sein, sich in jenen Plätzen, deren Besitz den Oesterreichern 1741 und 1742 von größter Bedeutung gewesen war, festzusetzen; nur der Rückzug nach Oberösterreich hätte ihnen noch offen gestanden. Dort sollten sie von den Preußen als Meistern von ganz Böhmen und anderseits von den Kaiserlichen in Schach gehalten werden bis zum nächsten Frühling; durch einen Feldzug an der Donau, durch einen Marsch nach Wien wollte Friedrich im zweiten Kriegsjahre dem Gegner „den Fuß auf die Gurgel setzen".

Das die Grundzüge des in Potsdam entworfenen Planes. Die eben angeführten Zeilen an Podewils lassen ersehen, mit welch zuversichtlicher Unbedenklichkeit der königliche Feldherr an die Ausführung ging. Er ließ Batthyany mit jenen Zwanzigtausend in seiner Flanke bei Pilsen stehen und nahm die drei Plätze bis Anfang Oktober mit leichtester Mühe. „Ohne mein Heer zu verzetteln," so rühmte er sich, „und ohne die Wolken zu durchsegeln und mit meinen Truppen zu fliegen wie Merkur, habe ich meine Unternehmung bis an die Grenzen von Oesterreich fortgeführt, und wer sagt, daß das nicht thatkräftig handeln heißt, der ist ein — —."

Eben jetzt erreichte ihn die Meldung, daß Prinz Karl mit den aus dem Elsaß herbeigeeilten Oesterreichern schon durch die Pässe des Böhmerwaldes vorgestoßen sei. Unbekannt blieb ihm vorerst, daß am 5. Oktober auch 20000 Sachsen über die böhmische Grenze nach Eger vorgingen; sie hatten nur auf die Ankunft des Lothringers gewartet.

Der König ließ nach Berlin melden (29. September), daß er bei Tein die Moldau überschreiten und den Oesterreichern geradewegs auf den Leib gehen wolle, mit ihnen zu schlagen, wo er sie finde. Damit werde der Feind aus Böhmen vertrieben sein. Nach gewonnener Schlacht wolle er Eger belagern und die Truppen in die Winterquartiere legen.

An den alten Seckendorff aber schrieb er schon am 16. September: „Ihr und Eure Franzosen seid Angsthühner; da ich weder von den Kaiserlichen noch von den Franzosen höre, so werde ich mich ganz allein aus dem Handel ziehen, ohne ihre Hülfe". In der That durfte er sich bereits sagen, daß der stets von ihm befürwortete Plan, den Gegner zwischen zwei Heere einzukeilen, nicht zur Ausführung gelangen würde.

Auf die Nachricht von dem Einfall der Oesterreicher in das Elsaß war Ludwig XV. Ende Juli mit 40000 Mann aus Arras aufgebrochen und am 4. August in Metz eingetroffen. Dort erwartete ihn, von König Friedrich gesandt, Graf Samuel Schmettau. Er hatte den nämlichen Auftrag, der ihn 1741 zu dem bairisch-französischen Heere geführt hatte: die französischen Operationen zu beraten, zu treiben, zu überwachen. Daß die österreichischen Streitkräfte aufgehalten würden, bis den Preußen ganz Böhmen militärisch gehörte, daß nachher die Kaiserlichen und ein französisches Hülfskorps längs der Donau bis Passau

den abziehenden Oesterreichern nachdrängten, daß endlich 20—30000 Franzosen, den König von England wegen seines Kurfürstentums besorgt zu machen, nach Westfalen zögen — das waren die drei Hauptpunkte, die durchzusetzen Schmettau sich bemühen sollte. Versprochen war alles das dem Könige von Preußen bindend genug.

Kaum in Metz angelangt, erkrankte König Ludwig. Die Aerzte waren ratlos und verzweifelten schon an seinem Aufkommen; der Hof war in Verwirrung und Auflösung, die Ränke der Parteien spielten leidenschaftlicher denn je. Die Entscheidung gaben die Priester. Der Bischof von Soissons, des Königs Großalmosenier, drängte der Gewissensqual und Todesfurcht des Kranken das Gelöbnis ab, der Chateauroux zu entsagen; die Herzogin, die während des ganzen Feldzuges um den König gewesen war, wurde aus Metz verwiesen, eilig wurde die Königin an das Krankenlager gerufen. Dann erst erhielt Ludwig die Tröstungen der Religion. Das Fieber aber vertrieb ein Quacksalber, dem die verzagten Leibärzte den Platz räumten, mit den einfachsten Mitteln der Welt.

Eben in diesen Tagen, da der König auf dem Tode lag, schickte sich Prinz Karl mit seinen Heerscharen zur Rückfahrt in die gefährdete Heimat an. Es war Schmettau versprochen worden, daß ein Teil der französischen Truppen bei Kehl über den Rhein gehen sollte, die Oesterreicher auf dem deutschen Ufer zu empfangen, während die Hauptmacht von der elsässischen Seite her sich ihnen an die Sohlen heften sollte. Die jetzt am Oberrhein verfügbaren 120000 Mann hielt der preußische Marschall für ausreichend, um 64000 Oesterreicher zu umstellen und zu erdrücken. Aber während der Krankheit des Königs schien das Hauptquartier wie gelähmt; alle eingeleiteten Bewegungen stockten. Nachher mahnte der genesende Monarch seinen Marschall, er solle nicht vergessen, daß Condé, als Ludwig XIII. auf dem Totenbette lag, die Schlacht von Rocroy gewonnen habe. Aber der Mann von Dettingen war kein Condé. Fast ungestört, ohne irgendwie erhebliche Verluste, in musterhafter Ordnung, gingen die Oesterreicher vom 20. bis zum 24. August über den Rhein zurück. Noailles aber verbreitete nach einem ganz bedeutungslosen Strauß mit ihrer Nachhut die Mär, daß von zweiunddreißig österreichischen Grenadiercompagnien nur elf Mann über den Rhein entkommen seien. Und da die Abziehenden es nach ihrem Marschziel Böhmen aus triftigsten Gründen eilig hatten, so ließ sich gar bequem der Welt verkünden, daß bei dem fluchtartigen Rückzuge des Feindes ein Nachsetzen und Einholen nicht möglich gewesen sei.

Der Sorge um das Elsaß überhoben, sahen die Franzosen jetzt ihre einzige Aufgabe in der Bezwingung von Freiburg, die ihnen nach zweimonatlicher Belagerung Ende November glücklich gelang. Die kaiserlichen, pfälzischen und hessischen Truppen unter Seckendorff, durch einige der deutschen Regimenter Frankreichs verstärkt, verloren am Neckar kostbare Wochen und rückten erst in der zweiten Hälfte des Oktober bis an die Isar vor. Hinter seinen Truppen her zog Kaiser Karl, der da erklärte, nicht in einem Loche wie Frankfurt vor Aerger sterben zu wollen; „er will fliegen ohne Flügel", rief mitleidig Schmettau. Karl sagte sich nicht, daß sein Erbland und seine Hauptstadt München in Böhmen

erobert waren und in Böhmen hätten verteidigt werden müssen, und daß seine Truppen beim Rendezvous ausgeblieben waren.

Sehr bald hatte Karl von Lothringen sich überzeugen können, daß die Gefahr, zwischen zwei Feuer zu kommen, ihm auf dem neuen Kriegsschauplatze nicht drohe. In Donauwörth hatte er unbedenklich sein unverfolgtes Heer verlassen dürfen; er wollte sich in Wien persönlich seine Weisungen für die Verteidigung Böhmens holen. Hier sehe sie, so begrüßte er bei der Ankunft in Schönbrunn die Königin, seine Schwägerin, daß er nicht im Rhein ertrunken sei; morgen wolle er bereits wieder im Sattel sitzen. Fast hätte der kampfesmutige Prinz den Oberbefehl anderen Händen lassen müssen. Kein Geringerer als sein Bruder, der Großherzog Franz, trat als Bewerber in die Schranken. Aber Maria Theresia war durch frühere Erfahrungen gewitzigt. In einem drastischen Briefe hat sie ihrer Schwester, Karls Gemahlin, die Mühen geschildert, die es gekostet habe, den „Alten" — so nannte sie ihren Gatten — von seinem Vorsatz zurückzubringen: erst habe sie die Sache nur scherzhaft genommen, bald aber habe sie bemerkt, daß es ihm voller Ernst sei. Nun nahm ich, so bekennt sie der Schwester, „meine Zuflucht zu unseren gewöhnlichen Mitteln, den Liebkosungen, den Thränen, aber was vermögen die über einen Gatten neun Jahre nach der Verheiratung! Auch bei diesem besten Gatten der Welt erreichte ich nichts. Endlich geriet ich in meinen Zorn, und der hat mir so gute Dienste gethan, daß er und ich krank geworden sind".

Zu dem Heere, das jetzt bereits an Ort und Stelle war, zurückgekehrt, fand der Prinz die militärische Lage so günstig vor, wie er sie sich nur wünschte. Wenn der König so fortfahren werde, schrieb er am 3. Oktober nach Wien, werde es nicht schwer sein, ihn auszuhungern: „ich glaube in der That, daß Gott ihn verblendet hat, denn seine Bewegungen sind die eines Tollen". Karl sprach es als seine Absicht aus, die Preußen sowohl von Prag wie von der Elbe abzuschneiden.

Wie 1741 vor der Schlacht bei Mollwitz, hatte Friedrich seinen Feinden die Pforte durch die Berge offen gelassen und ihnen so die Möglichkeit erschlossen, sich zwischen das preußische Heer und seine Operationsbasis zu drängen. Damals hatte eine gewonnene Schlacht den Fehler wett gemacht. Auch jetzt, wie wir gesehen haben, spitzte sich Friedrichs ganzer Feldzugsplan dahin zu, eine große Entscheidung im offenen Felde herbeizuführen. Nun aber wiederholte sich ihm die Erfahrung, die er schon im Herbst 1741 vor Neiße gemacht, daß er kein Mittel zu seiner Verfügung habe, einem sich versagenden Gegner die Schlachtentscheidung aufzuzwingen. Daß in diesem Punkte seine Voraussetzungen trogen, erwies sich unter allen irrigen Annahmen der politisch-strategischen Kombination von 1744 als die verhängnisvollste.

Immer in der Meinung, daß dem Feinde nichts mehr am Herzen liegen werde, als die kürzeste Verbindung nach Niederösterreich zu gewinnen, traute Friedrich dem Spion, der ihm den Anmarsch dreier österreichischer Kolonnen gen Budweis meldete, und stieß von Tein aus am 4. Oktober über die Moldau bis Protiwin und Wodnian vor. Derweil vereinigte sich Karl von Lothringen fünf Meilen weiter nördlich, bei Mirotitz unweit Pisek, mit Batthyany und entsandte

sofort von den 50000 Mann, über die er jetzt verfügte, dreißig Schwadronen Husaren auf das jenseitige Ufer. Nun war der König um seine dort zurückgebliebenen Besatzungen, ja schon um seine Verbindung mit Prag besorgt. Zur großen Ueberraschung der Oesterreicher ging er über die Moldau zurück und bezog an dem kleinen Nebenflusse Luschnitz auf halbem Wege nach Tabor das Lager von Bechin.

In dieser abwartenden Verteidigungsstellung verzehrte das Heer bis Mitte Oktober den Rest des hier erreichbaren Lebensunterhaltes. Die Schwierigkeiten der Verpflegung erhöhten sich von Tag zu Tage. Von dem großen Wagenzuge, der dem Heere folgte, war schon auf dem Marsche moldau-aufwärts die Hälfte der Fahrzeuge, zum Teil samt den Zugtieren, in den schlechten Waldwegen zurückgelassen worden. Die Zufuhr auf der Moldau hemmten jetzt die österreichischen Streifparteien; von Frauenberg gingen eines Tages sechs Schiffe mit Brod stromab, aber die ganze Ladung wäre Beute des Feindes geworden, hätte man sie nicht im letzten Augenblicke in den Fluß versenkt. Lieferungen vom Lande ließen sich nur in sehr beschränktem Maße eintreiben. Die fanatisierten Bauern in diesen dürftigen tschechischen Dörfern verhielten sich überaus feindselig und hatten oft ihr Korn und sonstige Vorräte vergraben; ganze Ortschaften standen leer. Die Stellungen und Bewegungen der Preußen wurden alsbald den Truppen der Königin verraten, die Preußen selbst aber konnten ebensowenig Kundschaft erhalten, wie einst Neipperg in den protestantischen Gegenden von Schlesien. Erst jetzt ermaß man vollständig, wie dort das Entgegenkommen der Bevölkerung die Besitzergreifung erleichtert hatte.

Endlich gab ein aufgefangener Brief an den Prinzen Karl Klarheit über die Stellung und die stolzen Absichten des Feindes. Der König überzeugte sich von der Notwendigkeit, bis zur Sazawa zurückzugehen, um den festen, als unangreifbar geltenden Posten bei Beneschau, der die Straßen nach Prag wie nach Pardubitz beherrscht, vor dem Feinde zu erreichen. Noch aber glaubte er, Budweis, Tabor und Frauenberg behaupten zu können.

Während die Preußen zur Sazawa marschierten, ließ Prinz Karl sein ganzes Heer über die Moldau gehen. Ungern hatte er auf den Gedanken, dem König durch ein paar schnelle Märsche einen Vorsprung abzugewinnen, Verzicht geleistet. Aber gewichtige Gründe ließen ihn auf die Vereinigung mit den von Eger her langsam anrückenden 20000 Sachsen doch noch größeren Wert legen, nicht an letzter Stelle die politische Erwägung, daß diese Bundesgenossen erst dann völlig sicher schienen, wenn man sie an Ort und Stelle hatte. Am 22. Oktober, schon auf dem rechten Moldauufer, wurde das sächsische Heer von dem österreichischen aufgenommen. Mit 70000 Mann waren Prinz Karl und der alte Herzog von Sachsen-Weißenfels ihren Gegnern nunmehr um 10 bis 15000 Streiter überlegen. Desto sicherer erwartete König Friedrich, daß die Verbündeten die Schlacht, die er sich ersehnte, annehmen würden. Am Nachmittag des 24. verließen die Preußen ihr Lager zwischen Beneschau und Konopischt und entwickelten sich vor der österreichisch-sächsischen Aufstellung bei Marschowitz zum Angriff. Beide Teile standen die Nacht bei hellem Mondschein und schneidender Kälte unter den Waffen. Aber bei Tagesanbruch ließen sich die Oesterreicher und

Sachsen aus ihrer festen Stellung nicht herauslocken; sie dort aufzusuchen, schien allzu bedenklich, da Teiche, sumpfige Bäche und steil abfallende Waldhöhen das Anrücken in Linie unmöglich machten. So wurden die Angriffsversuche bald durch Scheinangriffe abgelöst, die nur noch dazu dienten, den Abzug des preußischen Heeres zu verhüllen. Am Abend des 25. bezog es wieder sein altes Lager. Bei den Oesterreichern war heller Jubel. Die jüngeren Generale bestürmten den Prinzen, dem abziehenden Feind nachzusetzen; aber der alte Traun, inmitten der allgemeinen Aufregung allein ruhig und bedächtig, erklärte, daß in diesem Gelände der angreifende Teil notwendig geschlagen werden müsse; das habe der König von Preußen sehr wohl eingesehen. Immerhin kam für diesen der Ausgang des Tages von Marschowitz, wie sich täglich mehr zeigte, einer vollen Niederlage gleich. Friedrich hat in der Folge verlorene Schlachten leichter verwunden, als diesen Tag, den zu verlieren er nicht wagen wollte.

Schon vor dem vergeblichen Auszuge zur Schlacht hatte er die drei Plätze im oberen Moldaugebiet aufzugeben beschlossen. Seine Boten an die Befehlshaber mit dem Befehl, abzuziehen und sich durchzuschlagen, fanden alle Wege bereits gesperrt. Fast gleichzeitig, am 22. und am 23. Oktober, fielen Tabor, Budweis und Frauenberg nach hartnäckiger Gegenwehr; über 2000 Tapfere wurden in die Kriegsgefangenschaft abgeführt. Die Vorgänge der nächsten Tage lehrten, daß die Oesterreicher nicht gesonnen waren, sich durch die Nähe des preußischen Heeres im Vorrücken aufhalten zu lassen. Wie sie vor drei Wochen ihre zahlreiche und verwegene leichte Reiterei über die Moldau vorausgeschickt hatten, so umschwärmten auch jetzt nach rechts und links Husaren und Kroaten die preußische Stellung, der Sazawa zudrängend, um, wenn es anging, die Straßen nach Prag und Pardubitz zu sperren. Diese Bewegungen nötigten den König, wie vorher über die Moldau und Luschnitz, so jetzt auch über die Sazawa zurückzugehen.

In dem Lager, das er hinter diesem Flusse am 27. Oktober bei Pischeli bezog, scheint ihm zuerst die Erkenntnis aufgegangen zu sein, daß es die Absicht seiner rührigen und geschickten Gegner war, ihn zwischen Prag und Pardubitz, zwischen Böhmen und Schlesien wählen zu lassen. Die Entsendung von neun Bataillonen und dreißig Schwadronen, mit denen einer seiner erprobtesten Detachementsführer, Graf Nassau, nach Kolin zog, genügte bereits nicht mehr. Da Prinz Karl und der Herzog von Weißenfels mit ihrer ganzen Macht ostwärts marschierten, so mußte auch das preußische Heer sich zur Elbe wenden. In gewaltigen Märschen suchte es in dem Wettlauf einen Vorsprung zu gewinnen; aber von seinen Spionen über die Marschrichtung der Gegner falsch unterrichtet und dadurch zu Umwegen veranlaßt, überzeugte sich Friedrich am 4. November zu seiner bittersten Enttäuschung, daß jene, um ein kleines ihm voraus, bereits in der beherrschenden Stellung bei Kuttenberg lagen, in der er sie hatte empfangen, aus der er sie hatte angreifen wollen. Fünf Tage lang standen hier beide Heere in Schlachtordnung einander gegenüber; immer hoffte der König, den an Zahl überlegenen, durch das Terrain begünstigten Feind zum Angriffe übergehen zu sehen; selber den Angriff zu wagen, schien ihm auch hier ein aussichtsloses Beginnen. Es kam, wie Traun es mit kalter Ruhe vorher berechnete: der

Hunger wurde sein Bundesgenosse und vertrieb die Preußen aus ihrer Stellung, ohne daß die Verbündeten das zweifelhafte Schlachtenglück auf die Probe zu stellen brauchten. Am 8. November ging der König hinter die Elbe zurück.

Hier hoffte er den ermüdeten, durch so viele Rückzugsbewegungen entmutigten, durch Krankheiten und Desertion stark gelichteten Regimentern Winterruhe gönnen zu dürfen, hier in der Nordostecke Böhmens statt in den Quartieren an der Grenze Oberösterreichs, an welche sein Feldzugsplan gedacht hatte. Pardubitz und Kolin, die beiden jenseits der Elbe noch behaupteten Plätze, und vor allem das mächtig vorgelagerte Prag sollten die Bollwerke dieser Winterquartiere sein. Um Prag unter allen Umständen zu behaupten, sandte der König den Grafen Rothenburg mit zuverlässigen Kerntruppen der schwachen Besatzung zur Verstärkung.

Schnell zeigte sich, daß Flußläufe einem auf weite Strecken in Einzelquartiere auseinandergelegten Heere nur geringe Sicherheit zu bieten vermögen. Den Truppen, die in diesem Jahre zu zweien Malen über den Rhein gezogen waren, boten die Thalränder der oberen Elbe kein Hindernis. Fortwährende Anläufe, bald hier bald da, zerteilten die Aufmerksamkeit der Streifposten; als endlich in der Nacht auf den 19. November bei Selmitz mit dem Uebergange Ernst gemacht wurde, konnte nur ein einziges Bataillon unter Georg von Wedell sich entgegenwerfen. Stundenlang erwehrte es sich der Uebermacht mit einem Heldenmute, welcher den Oesterreichern Bewunderung abnötigte und von dem Könige durch den Vergleich mit Thermopylä gefeiert wurde. Aber da nur unzureichende Hülfe kam, blieben die Oesterreicher Meister des Stromes. Ein Glück für das zur Winterrast auseinandergeteilte preußische Heer, daß sie ihren Erfolg nicht durch einen Ueberfall thatkräftiger ausnutzten. Bis zum Abend dieses Tages war die dringendste Gefahr abgewandt; die Truppen waren wieder vereinigt und in Schlachtordnung aufgestellt. Tags darauf, am 20., rückte der König dem Feind zur Schlacht entgegen; aber der an seinem Aushungerungssystem festhaltende Traun hatte schnell wieder eine Stellung hinter Sümpfen und Teichen gewählt, die man im preußischen Heere als unangreifbar betrachtete.

Der König versammelte seine Generale zu einem Kriegsrat, um zu ermitteln, was zu thun sei. Mit der Aussicht auf Winterruhe war es für die preußischen Truppen in den ihnen zugewiesenen Quartieren jetzt vorbei. Ein Marsch nach Prag, den der Erbprinz von Dessau befürwortete, schien das Heer aller seiner Verbindungen zu berauben: der König fürchtete, sich durch die Sachsen von der Mark und durch die Oesterreicher von Schlesien abgeschnitten, seine Regimenter dem Hungertode preisgegeben zu sehen. Er entschloß sich, unverzüglich nach Schlesien zu gehen und Prag, wo nur für sechs Wochen Mundvorrat war, zu räumen, seine Festungsartillerie dort zu opfern und es darauf ankommen zu lassen, ob General Einsiedel mit der jetzt über 10000 Mann starken Besatzung des Platzes und ob die kleinen Abteilungen in Leitmeritz, Brandeis, Tetschen sich würden durchschlagen können.

Anfang Dezember war das Hauptheer, in drei Kolonnen über Trautenau, Braunau und Neustadt zurückgeleitet, jenseits der Berge auf schlesischem Boden. Wenigstens auf diesem Rückmarsche waren keine Fehler zu verzeichnen gewesen;

der König zählte ihn nachmals zu dem wenigen, was ihm in diesem Feldzuge gelungen sei. Der Umsicht seiner Generale Winterfeldt und Rothenburg und dem Ungeschick der Verfolger hatte er es zu danken, daß auch jene abgetrennten Truppenteile nach harten Fährlichkeiten endlich die Grenze erreichten.

Wie aber war dieses Heer beschaffen, das jetzt in der Heimat eine letzte Zufluchtsstätte gefunden hatte? In erschreckender Weise hatte sich während des kurzen Feldzuges von drei bis vier Monaten die schwächste Seite der preußischen Wehrverfassung geoffenbart, der Mangel der Truppe an innerem Zusammenhang. Die geworbenen Fremdlinge, die mindestens die Hälfte der einzelnen Kadres ausmachten, liefen fort, sobald der Erfolg ausblieb und sobald der Mangel sich einstellte. Mit vollem Recht durfte von einer Desertion gesprochen werden, die ohne gleichen in der Geschichte sei; die Gegner wollten 17 000 Ausreißer gezählt haben, die nach und nach, und vor allem in den Tagen des preußischen Rückzuges nach Schlesien, zu ihnen herübergekommen seien. Der Besatzung von Prag waren in der Nacht vor dem Ausmarsche nicht weniger als 500 Leute fortgelaufen. „Wir haben keine Armee mehr," klagte Münchow, der Oberpräsident der schlesischen Kammern, schmerzlich bewegt nach der Ankunft der aus Böhmen Vertriebenen; „was wir haben ist nichts als ein Haufe Menschen, noch beieinandergehalten durch die Gewohnheit und die Autorität der Offiziere; und diese Offiziere selbst sind alle mißvergnügt, viele von ihnen in verzweifelter Lage; es bedarf nur der geringsten Schlappe oder der Fortsetzung des Krieges in dieser Jahreszeit, um es zu Meutereien unter den Soldaten zu bringen, wie wir sie bei der Disziplin unserer Armee für nicht mehr denkbar gehalten hätten." Ein anderer Zeuge urteilt über die Gemeinen günstiger; und in der That werden es ja nicht die schlechtesten Elemente gewesen sein, die nach allen Unbilden, Leiden und Versuchungen dieses schlimmen Herbstes bei der Fahne geblieben waren: mit dem gemeinen Mann, meinte Hans Karl von Winterfeldt unbeirrt, sei alles zu wagen, was man braves erdenken könne, wofern nur die Offiziere das Beispiel gäben. Aber bei den Offizieren, und zwar in Sonderheit bei den höheren, vermißte Winterfeldt nur allzusehr den wahren kriegerischen Geist: bei den meisten Generalen seien leider die Sentiments unausrottbar eingerissen, sich vor dem Feinde nur präcavieren zu wollen. Aber schien nicht die Strategie des letzten Feldzuges zu solchem Kleinmute Anleitung zu geben? Da ganz augenscheinlich der führenden Hand die Sicherheit fehlte, woher sollte den Unterfeldherren die Zuversicht kommen? Es waren ihrer gar viele, die übereinkamen, daß man die militärische Begabung des jungen Königs doch überschätzt habe. Um so mehr hielten sich die Besserwisser für berechtigt, nach ihrer eigenen Weisheit das Urteil abzugeben, welches man damals im preußischen Heere ganz allgemein hören konnte, daß die Sachen kein gutes Ende nehmen könnten.

Wenn so des Königs Mitstreiter dachten und sprachen, wie hätten seine Feinde, seine Ueberwinder, nicht frohlocken, spotten, sich in Hoffnungen berauschen sollen! Wie stolz schlug die Brust eines jeden im österreichischen Heere, von den Trenckschen Panduren, die bei der Parade mit den preußischen Säbeln und Füsiliermützen aufzogen und die Fahnen des in Budweis überwältigten Regiments Kreytzen hinter ihrem Roßschweif und ihrer Janitscharenmusik her-

trugen, bis hinauf zu den Feldherren, dem ritterlichen Prinzen Karl und dem neuen Fabius Cunctator, dem unfehlbaren Rechenmeister Traun. Wer wollte die Ueberlegenheit der österreichischen Kriegsführung noch bestreiten? Wie vordem die Spanier und die Franzosen, so hatten jetzt auch die Sieger von Mollwitz und Chotusitz Fersengeld zahlen müssen.

Ja, diese böhmische Heerfahrt der Preußen, dieser Zug quer durch das Königreich von der oberösterreichischen bis zu der niederschlesischen Grenze, das Ganze schien alles zu übersteigen, was die Franzosen hier in Böhmen und dann in Baiern an beschleunigten Rückzugsbewegungen geleistet, und was der König von Preußen ihnen und ihrem Broglie so oft mit beißendem Hohn vorgehalten hatte. „Die Franzosen können ihm heute alles zurückgeben, was er vor zwei Jahren von ihnen sagte“, so spottete der englische Gesandte Robinson in Wien und meinte, das Wiedersehen zwischen Friedrich und Valory in Berlin müsse ein unbezahlbares Schauspiel sein.

Wohl hätte Maria Theresia gewünscht, daß dem verhaßten Gegner noch die Demütigung einer Niederlage in offener Feldschlacht bereitet worden wäre; doch auch so war sie voller Dankbarkeit gegen ihr wackeres Heer und gegen die Vorsehung und voll Zuversicht für das weitere Gelingen. In feierlichem Aufrufe sprach sie jetzt (1. Dezember) die Schlesier vom Gehorsam gegen den Fürsten frei, der den Breslauer Frieden gebrochen habe, und verhieß ihnen Befreiung von dem unerträglichen Joche, unter dem sie so lange geschmachtet hätten. Wie gern hätte sie noch zu dieser Winterszeit den aus Böhmen gewichenen Feind auch vom schlesischen Boden vertreiben lassen. Trotz aller seiner Einreden mußte Prinz Karl seine Truppen in das Glatzische und zu beiden Seiten der Oder nach Oberschlesien vorrücken lassen. Abermals ging die österreichische Kriegsführung aus der Verteidigung zu kühnem Angriff über.

König Friedrich hatte Schlesien, nachdem er sein Heer in Winterquartiere gelegt, bereits verlassen. Von den Marschällen, die im Sommer mit ihm ins Feld gerückt waren, hatte Schwerin schon Anfang November, mit Berufung auf seine angegriffene Gesundheit, Urlaub erbeten und erhalten nicht ohne daß ihm der König diesen Fortgang vom Heere angesichts des Feindes arg verübelt hätte. In Schwerins andauernden Zwistigkeiten mit dem Erbprinzen von Dessau, dem zweiten beim Heere befindlichen Feldmarschall, scheint der tiefere Beweggrund eines allerdings auffallenden Entschlusses gelegen zu haben: Schwerin glaubte sich gegen den Sohn seines verhaßten Feindes zurückgesetzt. Doch nicht der Erbprinz war jetzt bei des Königs Abreise nach Berlin (11. Dezember) mit der Stellvertretung betraut worden, sondern der alte Vater selbst. Wie lange hatte sich der ehrgeizige Fürst den Oberbefehl über ein Heer vor dem Feinde ersehnt; nun sah er sich vor eine unerwartet schwierige und wenig dankbare Aufgabe gestellt, und zudem auf Schritt und Tritt von Berlin aus überwacht und am Gängelbande geführt.

Allen ausgedehnten, weit vorgeschobenen Postierungen in seiner Vorsicht abhold, beantragte der Fürst, als die Oesterreicher vordrängten, die bei Jägerndorf und Troppau aufgestellten Regimenter des Generals Marwitz zurückzunehmen. Der König fuhr auf: Er sei des Evakuierens müde, er habe so schlechte

Folgen davon gesehen, daß er sich in Zukunft ohne die größte Not nicht mehr dazu entschließen werde. In bitterem Unmut klagte er dem französischen Gesandten seine Not: „Was sagen Sie zu diesen Leuten? Ich habe keinen einzigen, der etwas wert ist." Und schnell hatte er die Formel für die Not des Augenblickes, die Formel für alle Zukunft gefunden: „Ich werde Schlesien verteidigen bis auf den Tod, so gut wie Brandenburg." Was er dem Franzosen in epigrammatischem Französisch gesagt, wiederholte er dem alten Dessauer auf eine erneute Vorstellung in dem grobkörnigen und ungelenken Deutsch der militärischen Dienstsprache. Er könne nicht anders antworten, als er bereits gethan: „denn aus Schlesien kann ich mir so wenig resolvieren herausschmeißen zu lassen, als wie aus der Mark." Er sprach es als seine feste Ueberzeugung aus, daß die Oesterreicher des Fürsten Ankunft nicht abwarten, sondern sich bei Zeiten „aus dem Staube machen" würden.

Die weiteren Meldungen aus Schlesien bestimmten ihn, nach sechstägigem Aufenthalt in Berlin am 21. Dezember wieder den Reisewagen zu besteigen. Die Hauptstadt, wo soeben die Winterfestlichkeiten des Hofes ihren Anfang nahmen, geriet ob dieser plötzlichen Abreise in schreckhafte Erregung; man machte sich darauf gefaßt, vom Kriegsschauplatze das Schlimmste zu hören. Am Weihnachtsabend wollte der König in Neiße sein, am nächsten Morgen dem Feinde entgegengehen. Der alte Fürst fuhr ihm bis Liegnitz entgegen; inzwischen hatte sich herausgestellt, daß nur Teile des österreichischen Heeres im Anmarsch waren, Leopold nahm es auf sich, Oberschlesien von den bereits Eingedrungenen zu säubern, und der König konnte zurückkehren.

Der Aufruf der Königin von Ungarn an die Schlesier gab ihm Veranlassung, sich an die Mächte zu wenden, welche ihm nach dem Breslauer Frieden den Besitz von Schlesien verbürgt hatten, vor allem an den König von Frankreich. Noch aus Böhmen, in einem eigenhändigen Briefe vom 26. November, hatte er seinem Bundesgenossen den vollen Mißerfolg seines böhmischen Feldzuges eingestanden, hatte erklärt, daß er für sich selbst nichts mehr verlange, daß man für den Kaiser außer der Anerkennung seiner Würde schwerlich mehr als Vorderösterreich werde beanspruchen können, daß es an der Zeit sei, einen Frieden auf solcher Grundlage in Vorschlag zu bringen.

Auch Ludwig XV. war aus dem Feldzuge in seine Residenz zurückgekehrt, von den Unterthanen nach seiner Rettung aus Todesgefahr und nach seinem kriegerischen Erfolge mit stürmischem Zuruf, mit allen Zeichen aufrichtiger und herzlicher Verehrung begrüßt. In seiner Umgebung aber wogte der Kampf der Parteien weiter; die Friedensfreunde aus der Schule Fleurys, Maurepas, Orry und der Kriegsminister d'Argenson standen nach wie vor gegen Noailles, Richelieu und Belle-Isle, deren Stellung mit dem Sturze der Herzogin von Chateauroux erschüttert schien. Aber kaum aus dem Jubel der Feste, mit welchem Paris ihn empfangen hatte, nach Versailles übergesiedelt, sandte der König Maurepas, ihren erbitterten Gegner, zu der Herzogin: er mußte ihr des Königs Bedauern aussprechen über die unwürdige Behandlung, die ihr zu Metz widerfahren sei. Ihr Anhang triumphierte; aber wenige Tage nach der von ihr durchgesetzten öffentlichen Wiederherstellung wurde die ehrgeizige Frau von einem Fieber hinweggerafft.

Und gleichzeitig erlitt die Kriegspartei noch einen zweiten Verlust. Die militärischen Maßnahmen für das nächste Jahr mit dem Könige von Preußen zu besprechen, hatte sich Belle-Isle auf den Weg nach Berlin begeben; am 20. Dezember wurde der Marschall in dem hannöverschen Harzstädtchen Elbingerode, über das er trotz aller Warnungen die Reise nahm, gefangen genommen und demnächst über das Meer nach Windsor geführt — ein Ereignis, verhängisvoller für die Sache Preußens in Frankreich, meinte der preußische Gesandte Chambrier, als der Verlust einer Schlacht. Der älteste Fürsprecher der preußischen Allianz, noch immer ihr wärmster Anhänger, war nicht bloß für die Entscheidungen auf dem Kriegsschauplatze, sondern vor allem für das Ringen der höfischen Koterien in Versailles außer Kampf gesetzt. Jetzt hatten die dort gewonnen Spiel, die ihrem König fort und fort predigten, daß der Krieg in Deutschland, dessen Fortsetzung der König von Preußen wünschte, für Frankreich das Verderben sei. Wie viel mehr die französische Kriegsführung in Flandern zu leisten vermöge, das lehrten die glänzenden Erfolge des niederländischen Festungskrieges im vorigen Sommer.

Es kam hinzu, daß bereits König Ludwig XV. selber dem preußischen Bündnis im Herzen entfremdet war. Die Vertretung Preußens an seinem Hofe war, seit Rothenburg Frankreich verlassen hatte, keine glückliche. Was jener bei seiner genauen Kenntnis der Zustände und bei seinen gesellschaftlichen Beziehungen hatte wagen dürfen, das mißlang einem Schmettau: sehr bald und nicht ohne Grund wurde der preußische Marschall bei Ludwig XV. angeklagt, daß er sich eine Partei bei Hofe und im königlichen Rate zu bilden bemühe, und der also Gewarnte nahm Veranlassung, sich bei Schmettaus Gebieter zu beschweren. Seitdem hatte ein unglücklicher Zufall die Stellung des preußischen Bevollmächtigten vollends untergraben. Ein Kurier mit Berichten Schmettaus an den Kaiser und an den König von Preußen wurde von österreichischen Husaren aufgehoben, und unverzüglich übergab der Wiener Hof diese Schriftstücke mit hämischen Erläuterungen der Oeffentlichkeit. Mit der naturwahren Schilderung der ganzen Zerfahrenheit des französischen Hauptquartiers, der Schlaffheit und Planlosigkeit der französischen Kriegsführung, mit seiner bitteren Anklage gegen seinen Gönner Noailles, war Schmettau auf das Aeußerste bloßgestellt. Sein König beeilte sich, ihn abzuberufen und ihm seine Ungnade in einer aller Welt erkennbaren Weise fühlen zu lassen, indem er ihm das Betreten der Hauptstadt und das Erscheinen beim Heere verbot und die Stadt Brandenburg als Aufenthaltsort anwies; aber der üble Eindruck in Versailles blieb. Und las nicht König Ludwig in den mit Freimut geschriebenen Briefen des Königs von Preußen genug Vorstellungen und Mahnungen, die ihn deutlich ersehen ließen, daß Friedrich in der Sache den Standpunkt seines Vertreters teilte? Der Fürst, der jetzt nach dem Tode seiner Geliebten klagte, daß niemand als diese Frau je ihm die Wahrheit gesagt habe, wollte aus dem Munde eines Mitgliedes seiner Bundesgenossenschaft oder, wie er es auffaßte, seiner Gefolgschaft die Wahrheit nicht hören und wünschte den Abstand zwischen dem König von Frankreich und einem Markgrafen von Brandenburg nicht verkannt noch verkürzt zu sehen.

Ludwig XV. traf seine Entscheidung. Dem Kaiser, der flehentlich seine

Hülfe für die Verteidigung des schon wieder bedrängten Baierlandes anrief, antwortete er am 3. Januar 1745 kalt und hart, wenn er alle Bitten, die an ihn gerichtet würden, erfüllen sollte, so würde er im nächsten Frühjahr kein Heer mehr zu seiner Verfügung haben; er müsse an die Sicherheit seiner eigenen Grenzen denken. Der Pointen, der weit vorstoßenden Unternehmungen, seien jetzt genug versucht; und alle seien sie mißglückt. Noch jüngst habe Preußen damit seine Erfahrung gemacht. Er verstehe die Vorliebe des Kaisers für seine Hauptstadt München, aber er möchte diese Vorliebe nicht so entschieden und so ausschließlich zur Geltung gebracht sehen. Auch die lebhaftesten persönlichen Wünsche müßten bisweilen hinter dem zurückstehen, was die Grundregeln der Kriegsführung und Politik und was die dringendsten Bedürfnisse erheischten.

Seinem neuen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Marquis d'Argenson, in welchem Amelot endlich einen Nachfolger fand, hatte er kurz zuvor sein Ultimatum für den Frieden mitgeteilt: Für den Kaiser die Anerkennung seiner Würde durch den Wiener Hof, die Wiederherstellung seines bairischen Erbbesitzes, die Abtretung der österreichischen Vorlande; für Spanien Nizza und Savoyen als Ausstattung des Infanten Philipp, gegen Entschädigungen im Mailändischen für den König von Sardinien; für Frankreich die Beseitigung der lästigen und ehrenrührigen Klausel des Utrechter Friedens, welche die Anlage von Befestigungen zu Dünkirchen verbot; für Preußen nichts, da Preußen selbst auf die ausbedungenen Neuerwerbungen verzichte. Es geschah ganz im Sinne des Gebieters, wenn der neue Minister dem an Belle-Isles Statt nach Berlin bestimmten Chevalier Courten eine „dunkle und kurze" Instruktion mit auf den Weg gab, ausgesprochenermaßen nur dazu bestimmt, den König von Preußen zu „amüsieren"; eine Instruktion, welcher der Minister den Satz voranstellte: „Wie ich der Meinung bin, daß der Friede allemal nur zwischen Versailles und London abgemacht werden kann, so ist dabei der König von Preußen nicht weiter nötig, als um zuzustimmen, wenn der Friede ins Gleiche gebracht sein wird; inzwischen aber können wir seine Tapferkeit brauchen, damit er bis zum Frieden die Sache Baierns in Deutschland aufrecht erhält."

Der preußische Bundesgenosse war damit auf sich selber angewiesen. Was dieses Königs Tapferkeit, gepaart mit Umsicht, vermöge — quid virtus et quid sapientia possit — d'Argenson und die staunende Welt sollten es gar bald erfahren.

Dritter Abschnitt.

Hohenfriedberg.

Nicht mehr an Böhmen dachte Friedrich II., und nicht mehr Baiern begehrte Maria Theresia; um Schlesien kämpfte wieder so die Königin wie der König, sie jetzt als Angreiferin und er als Verteidiger. Und um den Charakter der zwischen beiden neu entbrannten Fehde vollständig zu ändern, mußte es sich fügen, daß eben jetzt zu Beginn des neuen Jahres der Fürst, in dessen Namen der Krieg begonnen war, den Frieden fand: am 20. Januar 1745 starb in seinem Residenzschloß zu München eines unerwarteten Todes der unglückliche Kaiser Karl VII. im achtundvierzigsten Jahre seines Alters. Barmherziger als der eigene Verbündete, der französische König, hatte die große Gegnerin Karls Heimweh geehrt und ihren Kriegsvölkern befohlen, bei erneutem Vordringen in das Baierland die Hauptstadt München zu schonen: die ihn bei seinem Leben durch sein Erbland und durch sein Kaiserreich hin und hergescheucht, sie gönnte dem Müden zum Sterben Raum und Rast auf der väterlichen Erde. Ist je ein Mann mit Leid in die Grube gefahren, so war es dieser Fürst, den ein unnachsichtiges Geschick dafür büßen ließ, daß er die Hand nach einer Krone ausgestreckt, auf welche weder persönliche Tüchtigkeit noch politische Macht ihm Anspruch gaben. Die rein menschlichen Tugenden, die ihn schmückten, seine Frömmigkeit und Demut, seinen gewissenhaften und aufrichtigen Sinn, hat der wittelsbachische Kaiser bis zuletzt bewährt, wenn er auf dem Sterbebette verfügte, daß als sein Abschiedsgruß an das Land Baiern die Bitte von den Kanzeln verkündet werden sollte: seine lieben und getreuen Unterthanen möchten ihm die Drangsal verzeihen, die er über sie gebracht.

Noch ehe er von der tödlichen Erkrankung des Kaisers wußte, hatte der König von Preußen seinem Residenten in London den Auftrag erteilt, dort einen allgemeinen Friedensschluß in Anregung zu bringen. Der Todesfall in München schien jetzt das Friedenswerk nur fördern zu können. Die vornehmste Schwierigkeit der bisherigen Lage im Deutschen Reiche war beseitigt, für sich persönlich aber erwartete der König am Vorabend einer neuen Kaiserwahl größeres Ent-

gegenkommen seiner Widersacher; war doch während des letzten Zwischenreiches die brandenburgische Kurstimme als die ausschlaggebende betrachtet worden.

Was ihn zu seinem Versuche in London ermutigte, war die Veränderung, die zu Ausgang des alten Jahres im englischen Ministerium vor sich gegangen war. Längst war der Vertreter der rücksichtslosen Kriegspolitik, Lord Carteret, seit kurzem Earl of Granville geheißen, den anderen Mitgliedern des Kabinetts unbequem, verdächtig, verhaßt, und die Opposition im Parlamente setzte alle Hebel an, die Kollegen zum Bruche mit ihm zu treiben. Man schalt ihn den Allein-Minister und vergaß ihm sein vermessenes Wort nicht: „Gebt einem Mann die Krone auf seine Seite, und er kann alles wagen!" — wenn dem so wäre, wurde ihm mit Anspielung auf Walpoles Sturz entgegengehalten, wie käme es, daß er Minister sei? Als Carteret vor vier Wintern von den Gegnern Walpoles auf den Schild erhoben wurde, hatten die zum Kampf gegen einen gemeinsamen Feind verbündeten Fraktionen den Ruf nach einer Regierung auf breitem Boden, einer Broad-Bottom-Administration, ertönen lassen; doch blieben bei der damaligen Neubildung des Ministeriums nicht bloß wieder die Tories, sondern auch die Whigs von der sogenannten turbulenten Richtung, außerhalb der Aemter, und der neuen Opposition schlossen sich bald auch viele von Carterets ehemaligen Freunden an. Die Führerschaft im Kampfe übernahm im Oberhause der geistreiche Lord Chesterfield, und bei den Gemeinen der junge William Pitt, der mit seiner hinreißenden Beredsamkeit, „gleich zehntausend Engeln", gegen Carteret eiferte. Die Pamphlete der Opposition sprachen, mit einer allgemein verstandenen Anspielung auf des Staatssekretärs unüberwindlichen Hang zum Becher, von der Politik der Trunkenbolde. Das ergiebigste Angriffsfeld bot Carterets Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Nicht minder leidenschaftlich als vorher den gestürzten Walpole, zieh man ihn der Aufopferung der Interessen Englands, der unwürdigen Nachgiebigkeit gegen die hannöverischen Anwandlungen des Königs; man forderte die Entlassung der in englischen Sold genommenen 16000 Hannoveraner, auf daß sich der König nicht weiter durch dieses Vermietungsgeschäft auf Kosten der Nation bereichere; man verlangte Fortsetzung des Krieges „auf britischem Fuß", das heißt, man stellte den Grundsatz auf, daß England sich in keinen festländischen Krieg einlassen dürfe, es sei denn, daß Flandern, die Barriere der Holländer, gefährdet sei. Nun kamen im Sommer 1744 bei Ausbruch des böhmischen Krieges die Kundgebungen des Königs von Preußen: außer dem Kriegsmanifest ein alsbald dem Druck übergebener Erlaß an den Residenten Andrié in London, eine förmliche Anklageschrift gegen das englische Ministerium; diese Enthüllungen über die abweisende Schroffheit Englands gegen den Kaiser, über die herausfordernde Haltung Carterets gegen Preußen waren der Opposition von unschätzbarem Wert. In nächtlichen Zusammenkünften ließen sich die Führer von dem preußischen Residenten nähere Auskunft erteilen; ein Federkrieg begann, in welchen auch Chesterfield unter verkapptem Visier mit einer glänzenden Verteidigung des Königs von Preußen eingriff. Endlich bildete sich eine Junta von neun Mitgliedern der Opposition, und eröffnete die auf den Sturz Carterets abzielenden Verhandlungen mit seinen beiden Hauptgegnern im Kabinett, den Brüdern Pelham, Sir Henry, dem ersten Lord des Schatzes,

und dem Herzog von Newcastle, dem anderen Staatssekretär des Auswärtigen. Am 23. November 1744 reichte das Opfer der Verschwörung, von allen verlassen, dem Könige seine Entlassung ein, und Georg II. beugte sich knirschend unter den einhelligen Willen der Adelsparteien; ja er mußte sich dazu verstehen, Chesterfield, von dem er sich persönlich beleidigt glaubte, als Lordlieutenant von Irland in das Kabinett aufzunehmen. Nur dem noch widerwärtigeren Pitt verweigerte er die Berufung; doch verhieß jetzt Pitt der Regierung seine Unterstützung. Das Staatssekretariat des Auswärtigen für die deutschen und nordischen Angelegenheiten übernahm an Carterets Statt Lord Harrington, der früher in dieser Stellung sich den Ruf eines friedliebenden und entgegenkommenden Staatsmannes erworben hatte.

König Friedrich und Andrié täuschten sich doch, wenn sie von den Harrington und Chesterfield das Heil erwarteten. Weit davon entfernt, die von Carteret eingeschlagenen Bahnen zu verlassen, inaugurierte das umgestaltete Kabinett seine auswärtige Politik am 8. Januar 1745 durch den Abschluß der von jenem vorbereiteten Warschauer Quadrupelallianz: England und Holland verhießen den gegen Preußen in den Waffen stehenden Oesterreichern und Sachsen neue Hülfsgelder. Durch seinen hannöverischen Gesandten von dem Bussche ließ Georg II. demnächst in Dresden den Entwurf zu einer Art Gegenunion, zu einem „Schutzbündnis zwischen einigen wohlgesinnten Reichsständen“, vorlegen; als Teilnehmer dachte man sich die drei geistlichen Kurfürsten, den Herzog von Württemberg und die Markgrafen von Ansbach und Baireuth, den Bischof von Bamberg, den fränkischen und schwäbischen Kreis insgesamt, die Herzöge von Weimar und von Gotha. Und was die hannöverischen Mietsvölker betraf, auf welche seit drei Jahren so weidlich geschmäht worden war, so kannten Carterets Erben ein höchst sinnreiches Auskunftsmittel. Die erforderlichen 200 000 Pfund wurden am 13. April in einer Zusatzbestimmung zu dem Warschauer Vertrage der Königin von Ungarn angewiesen, sie stellte auch die Quittung aus, das Geld aber nahm gleich in London ein hannöverischer Bevollmächtigter in Empfang. Grell zeigte sich, daß die Anklage gegen Carterets Politik nur ein Deckmantel persönlicher Feindseligkeit und Eifersucht gewesen war. Ihr Gewissen salvierten jetzt die Fortsetzer dieser Politik durch die bestechende Formel, daß der Krieg nicht mehr um des Krieges, sondern um des Friedens willen geführt werde.

Wie gern hätte man die Warschauer Allianz durch den Beitritt von Rußland gestärkt. Lord Tyrawley in Moskau und sein Nachfolger, der mit giftgeschwollenem Herzen aus Berlin scheidende Hyndford, haben es an eifrigen Bemühungen nicht fehlen lassen, und der Großkanzler Bestushew zeigte den besten Willen. Schon sprach er zu Tyrawley von einer Eroberung Ostpreußens, für das dann die Republik Polen zwei Grenzprovinzen an Rußland abzutreten haben würde. Aber noch widerstrebte die Kaiserin. In den nächsten sechs Monaten werde er von Rußland nichts zu fürchten, aber auch nichts zu hoffen haben, so hatte Mardefeld dem Könige von Preußen in den dumpfen Tagen nach der Ausweisung Chetardies am 23. Juli 1744 prophezeit, und die Ereignisse gaben ihm recht. Vergebens stellte Bestushew in langatmigen Denkschriften seiner Gebieterin vor, wenn das Haus des Nachbarn brenne, so fordere es die eigene

Sicherheit löschen zu helfen: er erreichte zunächst nur das eine, daß Elisabeth jene Verhandlungen mit Preußen und Schweden wegen einer nordischen Tripelallianz abzubrechen befahl. Das entsprach ganz dem Lieblingsgrundsatz der schwerfälligen Frau, es sei das beste, für niemand Partei zu ergreifen und sich in fremde Angelegenheiten überhaupt nicht zu mischen. Durch eine geschickte Schmeichelei wurde dann um die Wende des Jahres die Zarin noch einen kleinen Schritt weiter gebracht. Sie verfügte die Zusammenziehung von 11 000 Kosaken an den Grenzen Kurlands, denn Bestushew sagte ihr, dadurch werde eine Vermittelung Rußlands zwischen den kriegführenden Mächten um so wirksamer sein, und die ganze Welt ringsum werde von dem Ruhme der Zarin erfüllt werden. Nun traf es sich für die finsteren Absichten des Kanzlers ungünstig, daß eben in dieser Zeit ein eigenhändiges Schreiben des Königs von Preußen eintraf, welches gleichfalls jene Saite anschlug: es werde für die Kaiserin nichts Ruhmreicheres geben, als wenn sie ihre guten Dienste mit denen anderer Mächte verbinde, um den allgemeinen Frieden herzustellen. Elisabeth nahm den Vertrauensbeweis sehr günstig auf. In seiner Not half sich Bestushew mit einer der ihm geläufigen Erfindungen. Er behauptete, daß Preußen gleichzeitig auch den Großherrn als Vermittler angerufen habe; von neuem spukte das schon früher verbreitete Märchen, daß ein preußischer Sendling in Konstantinopel weile, um die Ungläubigen zum Krieg gegen ihre europäischen Nachbarn anzutreiben.

König Friedrich hatte geglaubt, den Erfolg seiner in England und in Rußland eingeleiteten Verhandlungen in Berlin abwarten zu können; aber Woche auf Woche verrann, und weder von hier noch von dort kam eine Antwort, die ihn irgendwie hätte klar sehen lassen. Die Zeit nahte, wo die Waffen wieder reden mußten. Am 15. März verließ Friedrich seine Hauptstadt, um zu dem Heere nach Schlesien zurückzukehren.

Dort hatte inzwischen der alte Dessauer den eingedrungenen Feind, wie er es versprochen, über die Landesgrenze zurückgetrieben und sich mit den Vortruppen wieder in Troppau und Jägerndorf festgesetzt. Den Streifcorps, die sich durch das Glatzische und an der Oder entlang immer von neuem zwischen die preußischen Postierungen eindrängten oder einschlichen, wurden bei mehr als einem Zusammenstoß blutige Denkzettel erteilt. Bei Ratibor trieben am 9. Februar General Nassau und Oberst von Winterfeldt ein paar tausend Panduren und Husaren in den überschwemmten Wiesen am Oderstrande arg in die Enge; der Strom ging mit Treibeis, die Brücke brach zusammen, die wenigsten vermochten sich an das jenseitige Ufer zu retten, Hunderte ertranken; die anderen, so berichtete Nassau, „sitzen alle, zu Pferd und zu Fuß, wie bei einer Sündflut auf den Bäumen, Hügeln und Dämmen und haben diese Nacht so im Wasser sitzen müssen, ohne vorwärts noch rückwärts zu können". Mit Kähnen, Brettern und Leitern ward endlich den also Gefangenen von ihren Verfolgern Rettung gebracht. Wenige Tage darauf, am 14. Februar, lieferte Generallieutenant von Lehwaldt bei Plomnitz in der Nähe von Habelschwerdt einem österreichischen Heerhaufen von etwa 12000 Mann ein siegreiches Gefecht; in nachdrücklicher Verfolgung durch den „grausamen" Schnee ward die Grafschaft Glatz vom Feinde gesäubert. Das Glück begann den preußischen Waffen wieder zuzulächeln.

Auch für die Verluste an Mannschaften konnte Rat geschafft werden. Die Kantone lieferten Rekruten, und ein aller Orten verkündeter „Generalpardon“ lockte zahlreiche Ausreißer wieder zu den Fahnen zurück. Außer den auf ihrem Rückzuge besonders stark mitgenommenen Regimentern der Prager Besatzung waren bald alle Truppenteile wieder vollzählig.

Dem Könige stand es fest, daß er die Offensive in Böhmen nicht wieder aufnehmen dürfe. Wie überhaupt die Erfahrungen des Feldzuges von 1744 auf seine strategischen Anschauungen von der einschneidendsten und nachhaltigsten Einwirkung gewesen sind, so blieb ihm auf lange Jahre hinaus, im Grunde für immer, das insonderheit ein militärischer Glaubenssatz, daß Böhmen leicht zu gewinnen, aber schwer zu behaupten sei, daß die, welche dieses Land zu erobern beabsichtigten, sich jedesmal täuschen würden.

Noch eine besondere Rücksicht legten seiner Strategie im gegenwärtigen Augenblicke die eigenartigen Beziehungen zu Sachsen auf. Dieser Nachbar erklärte immer, nur als Bundesgenosse der Königin von Ungarn an dem Kriege beteiligt zu sein, und verlangte deshalb unter Berufung auf die völkerrechtlichen Grundsätze des Zeitalters die Neutralität seines eigenen Gebietes geachtet zu sehen. So wenig nun Maria Theresia die Neutralität anerkannte, welche König Friedrich trotz der Hülfstruppensendung nach Böhmen für seinen Staat gewahrt wissen wollte, so wenig brauchte er selber durch den Anspruch der Sachsen sich Halt gebieten zu lassen. Lediglich politische Erwägungen, die Beziehungen Rußlands und selbst Frankreichs zu Sachsen, bestimmten ihn, den feindseligen Nachbarn zu schonen. Damit aber beraubte er sich auch an der böhmisch-schlesischen Grenze der Freiheit der Bewegung; keinen Augenblick sicher, daß die Verbündeten nicht durch Sachsen gegen die Mark vorgingen, glaubte er schon deshalb nicht zu tief nach Böhmen vorstoßen zu dürfen.

Sein Plan war unter diesen Umständen, die Gegner in Schlesien zu erwarten, sie ruhig über die Berge kommen zu lassen und dann unter Zusammenraffung aller Streitkräfte ihnen in der Ebene, wo sie ihm nicht wieder, wie im vorigen Jahre so oft, ausweichen konnten, auf den Leib zu gehen. Die langgestreckte Grenzlinie mochte an allen anderen Punkten derweil den Einfällen und Verheerungen der ungarischen Freischaren ausgesetzt bleiben: „Wer alles bewahren will, bewahrt nichts,“ schreibt der König nachmals bei Erörterung seiner Maßnahmen vom Frühjahr 1745; „der wesentliche Gegenstand, an den man sich halten muß, ist des Feindes Heer.“

Indem er sich selbst die „Defensive im Gewande der Offensive“ zur Aufgabe stellte, suchte er zur wirklichen Offensive gegen Oesterreich noch einmal seine Verbündeten, die Franzosen und Baiern, zu vermögen. Wie 1741 forderte er sie zu einer Bewegung gegen Wien auf; das sei die einzig entscheidende Bewegung, und die große Wasserstraße der Donau überhebe den, der sie zu benutzen verstehe, aller Sorge um die peinlichen Aufgaben der Verpflegung. Ein thatkräftiger Feldherr, etwa der Prinz von Conti, werde die 20000 Mann leicht zu Paaren treiben, welche die Königin von Ungarn hier an der Donau zur Verfügung habe. Was Friedrich den Franzosen außerdem dringend empfahl, war ausreichende Verstärkung des Heeres, welches an der Lahn überwintert hatte;

nur so werde man für die Kaiserwahl sich der drei rheinischen Kurfürsten vergewissern und zugleich Hannover in Schach halten.

So begehrte es Friedrich in seinen Briefen an Ludwig XV. und so predigte er es mündlich dem Ritter Courten in den Tagen vor seiner Abreise nach Schlesien. Aber wir kennen die nichtssagende Instruktion, die dieser Unterhändler für seine Sendung an den preußischen Hof erhalten hatte. Das einzige, was ihm während seines Berliner Aufenthaltes am Herzen zu liegen schien, war der nach Karls VII. Tode in Versailles entworfene Plan, den Kurfürsten von Sachsen dem Gemahl Maria Theresias als Kandidaten für die Kaiserwahl entgegenzustellen. Friedrich hatte, wie man ermißt, nicht die geringste Neigung, dem Fürsten, dessen Truppen nicht anders als die österreichischen gegen ihn im Felde standen, seine Stimme zu geben. Viel vorteilhafter war es für ihn, sie für einen guten Frieden dem Großherzog Franz zu bieten. Doch erteilte er seine Zustimmung zu einer Werbefahrt Valorys nach Dresden, da nun einmal der Zufall mit erstaunlicher Seltsamkeit die Geschicke Deutschlands in die Hände des Königs von Polen gelegt habe. Valory ging ein erstes, ein zweites Mal, aber allzu fest war man in Dresden an die Sache Oesterreichs und Englands gebunden, als daß der Franzose mehr als artige und unverbindliche Redensarten mit auf den Heimweg genommen hätte. Die Aussichten des diplomatischen Feldzugsplanes Frankreichs waren somit äußerst gering. Für die Fortsetzung der militärischen Operationen verhieß Courten, daß sein Gebieter das Heer in Baiern auf 58000 Mann verstärken werde.

Nur daß die verlorene Zeit sich jetzt nicht mehr einbringen ließ. Das traurige Geschick Baierns erfüllte sich: höchstens 32000 Verteidiger waren zur Stelle, als Ende März Batthyany mit 22000 Mann über den Inn vordrang. Wie 1743 ließen sich die Baiern und ihre Bundesgenossen in den Quartieren überfallen, 3000 Baiern und Hessen streckten bei Vilshofen das Gewehr, die Franzosen und die Pfälzer ergriffen bei Pfaffenhofen die Flucht, und wie vor zwei Jahren der Kaiser rettete sich der junge Kurfürst Maximilian Josef nach Augsburg. In Füssen traten österreichische und bairische Bevollmächtigte zusammen. Maria Theresia gewährte großmütig dem Sohne, was sie dem Vater stets versagt hatte: die Fortdauer seiner Herrschaft, den ungeschmälerten Besitz Baierns; so sicher glaubte sie zu sein, daß es des Aequivalentes für Schlesien nicht mehr bedürfe, daß Schlesien selbst ihr wieder zufallen müsse. Den Mittelsmann zwischen den beiden süddeutschen Höfen machte der alte Wühler Seckendorff, dessen Verhalten schon während des letzten Herbstfeldzuges seinen Kameraden und den Verbündeten zweideutig, rätselhaft erschienen war. Grobianus Seckendorff, wie Maria Theresia ihn nannte, ergriff die günstige Gelegenheit, auch für sich persönlich seinen Frieden mit dem Wiener Hofe zu machen. Dann weilte er noch einige Monate in München als „der eigentliche Regent Baierns“, seinen zahlreichen Gegnern, den eingeborenen Baiern und den klerikalen Zionswächtern zum Tort: in leidenschaftlichen Drohschriften gaben sie ihm den Rat, sich mit dem Raube unsichtbar zu machen und die so hochgepriesene Liebe zu dem Kurfürsten und dem Lande in der lutherischen Kirche gottesfürchtig an den Nagel zu hängen. Endlich nahm er den guten Rat an. Den Vätern hatte er gedient,

dem sechsten und dem siebenten Karl, den Kindern sagte er auf: wie vor fünf Jahren der jungen Königin, so jetzt dem kurfürstlichen Knaben.

In einer hochtrabenden Denkschrift suchten sich die Franzosen für die Katastrophe von Füssen bei dem Könige von Preußen so gut es ging zu entschuldigen. Friedrich erläuterte sich beim Durchlesen den Text Satz für Satz mit Anmerkungen und Ausrufen, mit ungläubigen Fragen, thatsächlichen Berichtigungen und bitteren Nutzanwendungen. „Wenn dieses Memoire," grollte er, „für Kinder und Novizen geschrieben ist, so ist es gut; aber es ist nicht anzunehmen, daß ein Minister es verfaßt haben soll: das sind vage Chimären, die sich mit der größten Selbstgefälligkeit breit machen, leichtfertiges Gerede ohne Grundgedanken, und wenn das alles ist, was man von Frankreich erwarten kann, so beklage ich gar sehr die Fürsten, die sich mit ihm verbinden." Wenn die Denkschrift salbungsvoll erklärte, den Kurfürsten und die Kaiserin-Witwe wegen des Geschehenen nicht tadeln zu wollen, so entrang sich ihm der unwillige Zwischenruf: „Wollte man denn, daß der Kurfürst sich noch gefangen nehmen ließ? Ich verlange von den Franzosen mehr Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit, und weniger Gleichgültigkeit für die Interessen ihrer Verbündeten, und dann wird man sehen, daß es eine unbedingte Notwendigkeit war, was der Kurfürst that." Frankreich bedauerte, jetzt dem Könige von Preußen die beabsichtigte kraftvolle Diversion an den österreichischen Grenzen nicht mehr machen zu können, ließ aber anderweiten Ersatz hoffen; Friedrich machte die Glosse: „Wenn Frankreich ebenso vorteilhafte Diversionen wie die bairische für den König von Preußen ins Werk setzen will, so beschwört man es, sich die Mühe zu sparen." Als er dann weiter las, daß er auf dem flandrischen Kriegsschauplatz die Diversion zu erwarten habe, spottete er noch verächtlicher: „Wenn der König von Preußen frisch aus dem Tollhaus käme, so möchte man ihm weismachen können, daß der Feldzug in Flandern ihm eine große Hülfe gewähre; aber weder er noch der letzte Tambour seiner Armee sind verrückt genug, um es zu glauben." Der Hinweis auf das Beispiel Ludwigs XIV. und den durchschlagenden Erfolg des flandrischen Feldzuges von 1712 ward mit der unbestreitbaren Wahrheit abgefertigt: „Das war auch ein ganz anderer Mann, dieser Ludwig XIV.!" Friedrich schloß seine Kritik: „Nach den vorliegenden Beweisen der Schlaffheit und der schlechten Vorkehrungen Frankreichs ist nichts Gutes von ihm zu hoffen." Dann setzte er die offizielle Antwort auf. Kaum minder beißend als jene stillen Randglossen, gipfelte sie in dem Satze: „Man bittet den König von Frankreich, nicht zu denken, daß die Anstrengungen, die er in Flandern irgend machen kann, dem König von Preußen die geringste Erleichterung verschaffen; wenn die Spanier eine Landung auf den kanarischen Inseln machen, wenn der König von Frankreich Tournai nimmt oder wenn Thamas Kuli-Chan Babylon belagert, so sind das vollständig gleichgeltende Dinge, und niemand in keinem Stande ist der Meinung, daß das an dem Kriege in Böhmen und in Mähren das Geringste ändert."

Im innersten Herzen waren nicht einmal die Franzosen dieser Meinung. Wie wenig sie selbst von den Trostgründen hielten, mit denen sie den König von Preußen hinzuhalten suchten, beweist das Gutachten, welches der Marschall Noailles auf die Nachricht von dem Füssener Frieden am 29. April dem aller-

christlichsten König abstattete. Da hieß es mit dürren Worten: „Es bleibt Eurer Majestät kein Bundesgenosse mehr, als der König von Preußen, den man ins Künftige nur durch eine sehr entfernte Diversion wird unterstützen können, und der sich gezwungen sehen wird, um jeden beliebigen Preis seinen Ausgleich zu machen. Nicht die mit den Verbündeten getroffenen Vereinbarungen aufrecht zu halten, ist noch Zweck des Krieges, sondern die eigenen Grenzen zu verteidigen und sich gegen feindliche Eroberungen zu schützen."

Gleichzeitig mit der Aussicht auf eine Diversion sah sich König Friedrich die letzte Hoffnung auf eine Friedensvermittelung abgeschnitten. In den ersten Tagen des Mai erhielt er aus dem Haag den Bericht des jungen Grafen Podewils über eine Unterredung mit Lord Chesterfield, der nach seinem Eintritt in das Kabinett sich in besonderer Sendung nach Holland begeben hatte. Der Lord, der auch jetzt noch gern, wie im vorigen Herbste als Führer der parlamentarischen Opposition, seinen Eifer für die Sache Preußens zur Schau trug, hatte dem preußischen Diplomaten gesagt — es war endlich einmal ein offenes Wort — sein Gebieter möge sich auf einen harten Stoß gefaßt machen; der englische Hof habe eine Zeitlang aufrichtig den von Preußen vorgeschlagenen Frieden gewünscht, aber es habe nicht in der Macht Englands gestanden, die Höfe von Wien und Dresden von ihrem Vorhaben zurückzuhalten.

Nicht an Streitern fehlte es dem Könige, den „harten Stoß" zu bestehen, den Kampf fortzusetzen auch ohne Beistand fremder Waffen. Ernsteste Sorge aber machte ihm zur Zeit das allmähliche Versiegen seiner finanziellen Hülfsquellen. Nach dem genauesten Voranschlage beliefen sich die Kosten für die Neuausrüstung und Unterhaltung des Heeres von Anfang Dezember bis Ende August auf $5\frac{1}{2}$ Millionen Thaler; von dieser Summe blieben $4\frac{1}{2}$ Millionen noch zu decken. Der Versuch, in Holland eine Anleihe zu machen, war gescheitert. Auch die einheimischen Kapitalisten verhielten sich ablehnend. Besseren Willen zeigten die Stände der einzelnen preußischen Provinzen; aber sie vermochten alles in allem noch nicht ganz anderthalb Millionen vorzustrecken. Damit war gerade nur dem dringendsten Bedürfnis des Augenblicks genügt. Wie klagte des Königs Faktotum, der treue Eichel, daß ihm diese finanziellen Sorgen zu allen übrigen „vollends allen Mut und Verstand" raubten!

Schon Ende April hatte Podewils den Befehl erhalten, alle Vorkehrungen für eine Flucht des Hofes, der Behörden, des Archivs, des Silberschatzes zu treffen; in Magdeburg, Stettin und Küstrin sollte schlimmsten Falles, wenn der König in Schlesien geschlagen wurde, die letzte Verteidigung versucht werden.

Die schwere Prüfungszeit des zweiten schlesischen Krieges ist für Friedrich nicht bloß die Schule der Kriegskunst gewesen — als solche hat er sie selber bezeichnet — sie wurde ihm mehr noch eine Schule der Selbsterkenntnis und der Selbstzucht, gleich jener, die er einst zu Küstrin durchgemacht. Wie man damals den Kronprinzen, als er wieder an den Hof kam, zum Erstaunen verändert fand, so versichert uns der Marquis Valory, es sei niemand gewesen, der nicht bemerkt hätte, wie umgewandelt der König Ende 1744 aus dem böhmischen

Feldzuge heimgekehrt sei: „Er hatte weniger Anmaßung; er hörte; seine Aeußerungen waren zartfühlender und weniger schneidend.“ Und Friedrich selbst hat später mit Beziehung auf seine damaligen Erfahrungen gesagt, das Glück sei den Fürsten oft verderblicher, als das Unglück; jenes berausche sie und mache sie anmaßend, dieses lasse sie bedachtsam und bescheiden werden.

In einigen Aufzeichnungen aus der Rheinsberger Zeit scheint Friedrich noch zu schwanken zwischen heiterem Genußleben und rauher Heldenlaufbahn. Die Entscheidung war ihm dann nicht schwer gefallen, aber sie war folgenschwerer, als er vorweg hatte ermessen oder ahnen können. Eine Rückkehr zu der Ruhe und Beschaulichkeit des Genusses, die er so oft gepriesen, die Umkehr auf dem Wege des Kampfes und der Gefahr war fortan nicht mehr möglich. Die Verpflichtungen, die er sich einst durch die stolze Vergangenheit Brandenburgs und den Ruhm seines großen Ahnen auferlegt geglaubt hatte, die verdoppelten ihm jetzt der eigene Ruhm, die eigene Vergangenheit. Er hatte früh des Glückes Gunst erfahren, früh genossen: wie hätte er, was er einmal besessen, mit Willen entbehren sollen? Am 27. April schreibt Friedrich an Podewils: „Wenn alle meine Hülfsquellen, alle meine Verhandlungen versagen, wenn, mit einem Worte, alle Konjunkturen sich gegen mich erklären, dann will ich lieber mit Ehren untergehen, als verloren sein für mein ganzes Leben an Ruhm und Ruf. Ich habe mir einen Ehrenpunkt daraus gemacht, mehr als irgend ein anderer beigetragen zu haben zum Wachstum meines Hauses; ich habe eine hervorragende Rolle gespielt unter den gekrönten Häuptern Europas: das sind ebensoviele persönliche Verpflichtungen, die ich eingegangen bin, und die ich voll entschlossen bin aufrecht zu halten, auf Kosten meines Glücks und meines Lebens.“

Wir kennen die Lebhaftigkeit, die stürmische Ungeduld, das verzehrende Feuer des Königs. Auch jetzt hat er mit diesem Feinde inwendig in sich zu kämpfen. „Wünscht mir viel Geduld“, hören wir ihn seufzen, „denn ich bedarf ihrer unendlich.“ „Mein Blut wallt böse“, schreibt er ein anderes Mal; „das Spiel, das ich spiele, ist so beträchtlich, daß es mir unmöglich ist, dem Ausgange mit kaltem Blute entgegenzusehen.“ Wie sehnlich schaute der König jeden Tag nach den Feldjägern aus, die ihm die Depeschen über den Stand seiner diplomatischen Verhandlungen ins Lager trugen; aber fort und fort sah er sich aufs neue enttäuscht, denn statt der Entscheidung über Krieg und Frieden brachte jeder Tag nur neue Verwickelungen und neue Zweifel. „Schlimmer als die schlimmste Gewißheit,“ so rief er, „ist dies ungewisse Harren.“ Sein einziger Berater in diesen Rätselfragen der Politik, Podewils, war wie gewöhnlich für die Politik des Gehenlassens oder für die jedesmal schwachherzigsten Schritte. Wer lehrte den Einsamen, ob er diese Ratschläge zurückweisen, ob er die Verantwortung für die kühneren Entschlüsse auf sich laden durfte? Schien doch der Erfolg den Bedenken des Ministers gegen den begonnenen Krieg, die Friedrich vor einem Jahre von der Hand gewiesen hatte, jetzt Recht zu geben: sollte der König noch einmal seines gewagten Weges gehen, durfte er noch an sich selbst glauben? Der Kabinettsrat Eichel, der beständig um die Person „seines jungen Herrn“ war, schreibt an Podewils: „Gott befreie Se. Königl. Majestät endlich einmal von so entsetzlichen Unruhen und Sorgen, welche, obschon Sie dieselben

gegen das Publikum zu dissimulieren wissen, mir, dem sie bekannt sind, das Herz bluten machen."

Friedrich hat sich nie endgültig entscheiden mögen zwischen der Annahme einer weisen Vorsehung oder eines blinden Geschickes, und nicht minder problematisch war ihm die weitere große Frage nach dem Verhältnis der menschlichen Freiheit und sittlichen Selbstbestimmung zu den Einwirkungen sei es nun göttlicher Fügungen oder starrer Naturbedingungen. Wie er in frühester Jugend als Gefangener auf der Festung Küstrin den Prädestinationsglauben der reformierten Kirche mit großer Hartnäckigkeit verteidigt hatte, so hatte er sich später gegen Voltaire zum Anwalt des philosophischen Determinismus aufgeworfen. Sehen wir, wie er jetzt in einer großen Krisis praktisch zu diesen Fragen Stellung nimmt. Er legt den Ausgang in die Hand der Vorsehung, aber er nennt die Vorsehung blind; er spricht von der Bestimmung, in deren Hand die Entscheidung ruhe, aber er setzt zweifelnd hinzu: „Wenn es eine Bestimmung gibt". Er läßt es also dahingestellt, ob das, was bevorsteht, geschehen soll, nach göttlichem Ratschlusse und vorgesetztem Zwecke, oder nur geschehen muß, nach einer mechanischen Verkettung von Ursache und Wirkung — soviel indes scheint er dabei anzunehmen, daß der dem menschlichen Auge verhüllte Ausgang vorweg feststehe; ja gerade diese Annahme ist es, die ihm eine gewisse Beruhigung gibt. Eine Beruhigung, die jedoch weit entfernt bleibt von dem passiven Quietismus, in welchem er einmal die demoralisierende Konsequenz des Schicksalsglaubens sehen zu müssen erklärt: er überwindet in sich selbst und für sich selbst diese sittliche Gefahr, indem er sich leiten läßt von dem Gebote der kategorischen Pflichterfüllung, des unentwegten Ausharrens in dem dunkeln Kampfe zwischen Freiheit und Notwendigkeit. Erst so, erst in dem Bewußtsein der voll erfüllten Pflicht glaubt er die Verantwortung für das, was geschehen wird, den unerbittlichen Mächten außerhalb des Menschen zuwälzen zu dürfen. Hören wir seine eigenen Worte in den denkwürdigen Briefen an Podewils: „Wenn wir uns nichts vorzuwerfen haben, dann brauchen wir uns nicht über Ereignisse und Unglücksfälle zu betrüben, denen alle Menschen ausgesetzt sind." — „Verliert nicht den Mut und thut Eure Pflicht an Eurem Teile, wie ich die meine thue an dem meinen, und im übrigen ergebt Euch in das, was die blinde Vorsehung entscheiden wird; was auch geschehen mag, wir werden ohne Vorwurf sein; nicht Klugheit oder Tapferkeit wird es sein, was uns fehlt, sondern die Zusammenkunft der Dinge." — „Beruhigen wir uns, arbeiten wir mit Emsigkeit, und machen wir uns nicht vorweg Gedanken über das, was die Zukunft uns bereitet." Friedrich arbeitet, so ist sein Ausdruck, wie ein Pferd; er glaubt sich zum Schlusse so gedeckt, daß kein Unfall ihm zustoßen könne; aber er läßt nie „diese Schläge der Vorsehung" außer Berechnung, „gegen die menschliches Verstehen nichts vermag". — „Auf alle Fälle," das bleibt immer sein Schluß, „wird man mich nicht anklagen können, etwas versäumt zu haben."

So ließ er sich denn auch darin nicht beirren, daß der Krieg, durch den er sich jetzt am Rande des Abgrundes sah, eine Notwendigkeit, eine Pflicht für ihn gewesen sei: „Zwei Jahre später oder früher gelten nicht die Mühe, daß man sich um ein vorhergesehenes Uebel kränkt."

Sie enthalten nicht die Ergebnisse methodischer Spekulation, diese Worte an Podewils, wie sie der König im Drange der Arbeit und der Sorgen mit seinen leichten, fließenden Zügen ohne jede Korrektur auf das Papier wirft; noch weniger wollen sie ein System geben. Es sind die unmittelbaren Laute eines Menschenherzens, das, an innerem Leben reich und von mächtigen Eindrücken bewegt, dem, was es durchmacht und an sich erfährt, einen Ausdruck geben muß, gleichsam zum letzten Abschluß des innerlichen Klärungsprozesses, zum äußeren Zeichen des Sieges über Zweifel und Unruhe. „Ich glaube es", schreibt Friedrich jetzt (8. Mai) an Podewils, „daß Sie erstaunen, in der schwersten Krisis, in der ich Zeit meines Lebens mich befunden, mich so ruhig zu sehen. Ich antworte Ihnen, daß ich viel über mich gewinnen mußte, ehe ich mir diese Unempfindlichkeit verschaffte. Wenn man sich die Freiheit des Geistes erhalten will, die unter den Umständen, in denen ich mich befinde, so nötig ist, so gibt es kein anderes Mittel, als sich für alle Ereignisse fertig zu machen. Ich bin, dem Himmel sei Dank, gegenwärtig in einer Gemütsverfassung, die mir gestattet, mit kaltem Blute an allen den großen Vorkehrungen zu arbeiten, die ich zu treffen habe; ich habe innerlich darum nicht weniger gelitten." — „Macht es wie ich," schreibt er in einem anderen Briefe, „der ich meiner Seele Stockschläge gebe, auf daß sie geduldig und still werde."

Graf Podewils hatte davor gewarnt (24. April), alles auf ein Blatt zu setzen; nicht bloß Schlesien, sondern der beste Teil des alten preußischen Besitzes stehe schon auf dem Spiele; von Thron und Land vertrieben, werde der König verwegene Entschlüsse zu spät bereuen. Friedrich aber wünschte gerade nichts sehnlicher als die schnelle, große Entscheidung, als eine Hauptschlacht; sie herbeizuführen wollte er, wie wir sahen, die Gebirgspässe unbesetzt lassen, die Schlesien sperren. „Es bleibt mir kein anderer Ausweg übrig", so erwidert er — denn dem zaghaften Minister gegenüber bedurfte der dem Soldaten ohne weiteres feststehende Entschluß einer besonderen Rechtfertigung —, „als ein großer Schlag. Die Entscheidung darüber steht nicht bei mir, so daß ich nichts daran ändern kann; doch werde ich mit aller erdenklichen Sorgfalt handeln, mein bißchen Einsicht anwenden in seiner ganzen Ausdehnung, und, wenn wir handgemein werden, alle denkbare Klugheit und alle denkbare Thatkraft; und meine Person werde ich ebensowenig schonen wie den geringsten Soldaten, zu siegen oder zu sterben. Ich gestehe es, ich spiele hohes Spiel, und wenn alles Unglück der Welt bei dieser Gelegenheit sich wider mein Haupt verschwört, so bin ich verloren. Aber von allen Dingen, die ich in meiner gegenwärtigen Lage ersinnen kann, ist die Schlacht das einzige, was mir frommt; diese Arznei wird über das Schicksal des Kranken entscheiden, binnen wenigen Stunden."

Jede Zeile des Königs atmet seine rücksichtslose Entschlossenheit. „Entweder werde ich keinen Mann nach Berlin zurückführen, oder wir werden siegreich sein", hatte er gleich nach seinem Abgange zum Heere geschrieben. Und wenige Tage später: „Seid überzeugt, daß wir Schlesien behalten, oder Ihr werdet nur unsere Gebeine wiedersehen." — „Entweder will ich untergehen, oder ich will mich auf dem Fuße behaupten, auf dem ich mich befinde." Was er dem Minister in diesen vertraulichen Handschreiben sagt, läßt er ihm zur

Bekräftigung seines unerschütterlichen Vorsatzes durch den Kabinettssekretär gewissermaßen offiziell wiederholen: „Se. Königl. Majestät deklarieren hierbei fort et ferme, daß an keine Cession des geringsten Stückes von Ober- oder Niederschlesien noch dem Glatzischen jemals zu gedenken sei, und daß, wenn der Wienerische Hof darauf insistierte, des Königs Majestät le tout pour le tout risquieren, und nichts oder alles verlieren wollen.“ Immer wieder erhält Podewils die Mahnung, nicht alles so schwarz zu sehen, nicht zu verzagen, aber zugleich gegen alle Schicksalsschläge mit stoischem Gleichmut gewappnet zu sein: „Werdet ebenso guter Philosoph, als Ihr guter Politiker seid, und lernt von einem Manne, der nie die Predigten von Elsner noch andere Predigten besucht hat, daß man dem Unglücke, das da kommt, eine Stirn von Erz entgegensetzen und noch bei diesem Leben auf Güter, Ehren und eitle Flitter verzichten muß, die uns nicht über das Grab nachfolgen.“ Den schroffsten Ausdruck dieses antiken Heldensinnes enthält das ergreifende Schreiben vom 27. April: „Ich habe den Rubikon überschritten, und entweder will ich meine Macht behaupten, oder alles soll untergehen und alles, was preußisch heißt, mit mir begraben werden. Wenn der Feind etwas beginnt, so werden wir ihn so gewiß besiegen, oder wir werden uns alle niederhauen lassen, für das Heil des Vaterlandes und für den Ruhm der Dynastie. Mein Entschluß ist gefaßt; was Ihr auch unternehmen mögt, es ist unnütz, mir davon abraten zu wollen. Welcher Schiffskapitän ist feige genug, wenn er sich vom Feinde umringt sieht, wenn er alle Anstrengungen gemacht hat, sich los zu machen, und keine Rettung mehr sieht, daß er dann nicht hochherzig die Lunte in den Pulverraum wirft, um den Feind um seine Erwartung zu trügen? Denkt an die Königin von Ungarn, an diese Frau, die nicht verzweifelte, als ihre Feinde vor Wien standen und ihr die blühendsten Provinzen überschwemmten; und Ihr wolltet nicht den Mut dieser Frau haben, jetzt da wir noch keine Schlachten verloren haben, da noch keine Schlappe uns beigebracht ist und da ein glücklicher Erfolg uns höher steigen lassen kann, als wir jemals gestanden haben! Stärkt Euren Mut, mein lieber Podewils, und gebt den andern davon ab, und wenn ein Unglück eintritt, davon ich sicherlich am meisten leiden werde, so tragt es mit Hochherzigkeit und Mut: das ist alles, was Cato und ich Euch sagen können.“

Zur Beschwichtigung für Podewils fügte er hinzu: „Ihr denkt als ehrenwerter Mann, und wenn ich Podewils wäre, so würde ich ebenso denken.“ Für sich selbst aber nahm er eine höhere, die echt königliche Verantwortlichkeit in Anspruch, „das wahre Majestätsrecht der Regierung“, von dem der größte Apostel des politischen Idealismus, von dem Fichte gesprochen hat: das Recht, „gleich Gott um höheren Lebens willen niederes auf das Spiel zu setzen,“ das Recht, viel eher die Fortdauer des Staates selbst auf das Spiel zu setzen, als den Staat erniedrigen zu lassen. Gewiß handelte es sich für den preußischen Staat in dem Kampfe für Schlesien um nichts Geringeres, als um die eben errungene Selbständigkeit der Stellung, um seine Großmachtstellung, um die staatliche Existenz im höheren Sinne. So verstand es der König, so focht er den Kampf durch. Hier war eine Ueberzeugung, an der keine Zweifel und keine Bedenken ihm rütteln durften, von der keine Gewalt der Erde je ihn scheiden sollte.

Schon jetzt begann es sich zu offenbaren, welche Unerschöpflichkeit des Widerstandes, welcher Hort von Trotz und Tapferkeit in dieser Brust beschlossen war.

Der König empfinde „gleichsam eine Espèce von Pressentiment", schreibt der Kabinettsrat am 2. Mai an Podewils, „daß vor Deroselben die Sachen endlich doch noch einen guten Pli und Ausschlag nehmen würden". Es war vor allem im Blicke auf das Heer, daß Friedrichs Auge heller leuchtete. Wir sahen, wie die Mißerfolge des letzten Feldzuges das Vertrauen zwischen Feldherrn und Truppen erschüttert hatten. Um so bewundernswerter die Schnelligkeit, mit der es dem Könige gelang, das alte Verhältnis wiederherzustellen, dem Heere den Glauben an den Führer und damit das Selbstvertrauen wiederzugeben. Nichts anziehender als der Ton seiner Befehle an die Offiziere und Generale, der Takt, mit dem er Lob und Tadel spendet, die unbedingte Sicherheit, die er den Seinen gegenüber zeigt. Die Stimmung im Lager war bei der Ankunft des Königs aus Berlin doch noch so gedrückt, zugleich der Ton in den Offizierskreisen noch immer so nörgelhaft gegen die Befehle von oben, daß der wackere Oberst Winterfeldt sich ingrimmig eine „Generalordre an alle Regimenter" wünschte, „daß kein Offizier sich unterstehen sollte, fürchterliche Zeitungen auszusprengen oder sein Raisonnement dahin abzugeben, als ob die Sachen übel ablaufen könnten". Den gegen die furchtbar in Oberschlesien hausenden Ungarn ausgesandten General La Motte enthob der König ungnädig des Kommandos, weil er sich von den ausgesprengten Zeitungen habe ins Bockshorn jagen lassen. Seinem Nachfolger, dem Generalmajor Hautcharmoi, schärfte er ein: „Emportiert Euch allezeit wie ein tapferer Mann und menagiert den Feind nicht, und unterrichtet Eure Officiers, eben so gesinnet zu sein. Ich will keine timiden Officiers haben; wer nicht dreist und herzhaft ist, meritiert nicht in der preußischen Armee zu dienen. Saget solches allen Euren Officiers und Subalterns." Als auch Hautcharmoi in seiner Energie etwas nachzulassen schien, ward er bedeutet: „Wenn Ihr wollet, daß ich Euch lieb behalten und affektionieren soll, so müßt Ihr gegen den dortigen Feind nicht sowohl defensive als offensive gehen, alert sein und denselben bald hier bald dort alarmieren, um ihn in Echec und Respekt zu halten." Dem General Bredow, der sich auf seinem vorgeschobenen Posten in Jägerndorf „civiliter mortuus" glaubte, ließ der König schreiben: „Ich bäte ihn um Gottes willen, nicht so peinlich zu thun; ein Mensch, der sein Handwerk versteht, kann einen schlechten Ort defendieren, und ist dies eine Gelegenheit, da er sich darüber freuen soll, weil er dadurch seine Kapazität bezeugen kann." Auch Graf Truchseß von Waldburg, der auf dem rechten Flügel, in Schweidnitz, die Vorhut kommandierte, bekam harte Worte des Tadels zu hören; ob er toll sei, fragt der König einmal, um jede Bagatelle Stafetten zu schicken: „Es scheinet der Herr General schreibet gerne viel." Truchseß mußte sich endlich von dem Generallieutenant Dumoulin ablösen lassen, und dem Obersten Winterfeldt, der Dumoulin zur Seite gestellt wurde, versprach der König eine Statue, wenn er Truchseß' Fehler wieder gut mache. Winterfeldt lehnte die ihm zugedachte Auszeichnung ab: „wenn ja die Dépense gemacht werden soll", antwortete er in seinem handfesten Humor, „so

will ich lieber das Geld davor nehmen und mich in Kloster Grüssau abmalen lassen, allwo ein Maler sein soll, der vor drei Thaler ein ganz Porträt in Lebensgröße malt".

„Ich habe den Geist aller meiner Offiziere auf den Ton in die Höhe gestimmt, wie ich es nur wünschen kann," schreibt der König am 8. Mai, seines Erfolges froh, an Podewils; „ich habe ihnen Freudigkeit und Zuversicht eingehaucht, und wir werden alle unsere Schuldigkeit thun und mit unserm Blute besiegeln, daß die Feinde sich täuschen, wenn sie uns unwürdig zu behandeln oder uns eine Handlung abzunötigen denken, welche die Ehre des Staates oder die Ehre eines jeden von uns insbesondere verletzen würde."

General Dumoulin gab gewiß der Stimmung aller seiner Kameraden Ausdruck, wenn er dem Könige zu dem Siege der Franzosen bei Fontenoy mit den treuherzigen Worten Glück wünschte: „Die gute Nachricht, daß die Franzosen die Alliierten bei Tournai gut gekloppt, hat mich ungemein erfreut; Gott wird geben, daß Ew. Königliche Majestät desgleichen hier in Schlesien auch thun werden." Friedrich selbst aber seufzte verlangend aus seines Herzens Grunde: „Ach könnten auch wir einen Tag wie den 11. Mai haben, da sollten all unsere schändlichen Neider, all unsere hinterlistigen Nachbaren schnell ihre Sprache ändern!" Eine erhebliche Rückwirkung auf seine eigene Lage versprach er sich von diesem Siege, durch den der Marschall von Sachsen die Ehre der französischen Waffen nach so viel Schmach und Trübsal an den vereinigten Oesterreichern, Engländern und Holländern gerächt hatte, allemal nicht. Immerhin, meinte er, „dies Ereignis schmeichelt mir, ermutigt mich und gibt mir Hoffnung, in diesem Jahr das Glück günstiger zu finden, als im vergangenen.

Er hielt es jetzt, Mitte Mai, an der Zeit, das Heer zusammenzuziehen, da die Ankunft des Feindes bald erwartet werden durfte. Schon seit dem 29. April war das Hauptquartier in der alten Cistercienser-Abtei Kamenz; der Mai hatte warme, sonnige Tage gebracht, man speiste täglich im Freien unter den großen Bäumen des Klostergartens, und der Abt Stusche sorgte für gute Tafelmusik. Zwischen Kamenz, Patschkau und Frankenstein, vor dem Passe von Wartha, drängten sich die Truppen immer zahlreicher und enger zusammen. Was jenseits der Neisse stand, vereinigte Markgraf Karl von Schwedt bei Jägerndorf. In dem Maße als die Glieder der langen Postenkette sich lösten, ergossen sich von neuem die plündernden Schwärme der Panduren und Husaren über das schlesische Land; an 6000 sperrten in geschlossenem Haufen die Verbindung zwischen Jägerndorf und dem Hauptheere. Mit 500 seiner Husaren stahl sich Zieten mit kecker List an den feindlichen Posten vorbei, um des Königs Befehl zum Aufbruch dem Markgrafen zu bringen; dicht vor dem Ziele von den Gegnern gestellt, halfen sich die findigen Boten mit dem Säbel durch. Dann öffnete die Vorhut unter Reinmar von Schwerin am 22. Mai durch ein glänzendes Reitergefecht dem oberschlesischen Corps den Paß von Bratsch; unbehelligt konnte nun der Marsch nach der Neisse angetreten werden. „Ich habe eine Herzensfreude daran," schrieb der König auf die Siegesbotschaft dem Markgrafen; „küssen Sie Schwerin tausendmal von meinetwegen und sagen Sie ihm, so lange ich lebe, werde ich seine Tapferkeit und seine Haltung nicht vergessen. Spenden Sie den gemeinen

Soldaten tausend Lobsprüche; sagen Sie ihnen, ich sei zufrieden über jeden Begriff. Ich kenne die Truppen; es handelt sich nur darum, sie energisch zu führen." Als der Markgraf mit seinen Regimentern im Lager von Frankenstein ankam, wurden die Helden von Bratsch wie „im Triumphe" eingeholt.

An demselben 22. Mai, da Schwerin bei Jägerndorf kämpfte, fand auf dem entgegengesetzten Flügel der preußischen Aufstellung Winterfeldt bei Landeshut Gelegenheit, so ist sein Ausdruck, „mit Herrn General Nadasdy Bekanntschaft zu machen". „Schießt nicht Bursche, nur mit den Bajonetts in die Kanaillen hinein," so rief der Oberst seinen Grenadieren zu; den schwarzen und den weißen Husaren aber rühmte er in seinem Bericht an den König nach, er glaube nicht, daß jemals Truppen in der Welt den Feind so angegriffen hätten, und dem jungen Rittmeister Seydlitz von den Weißen stellte er das Zeugnis aus, daß der König an ihm einen Offizier habe, an dem nichts zu verbessern sei. Der Tag von Landeshut trug dem sechsunddreißigjährigen Winterfeldt die Beförderung zum Generalmajor ein. Der König hatte durch dieses Gefecht endlich Gewißheit über die Anmarschrichtung des Feindes erlangt: am 18. Mai war Prinz Karl von Lothringen, dem erprobten Nadasdy den Vortrab anvertrauend, aus Jaromirz nach Trautenau aufgebrochen; die sächsischen Truppen zogen ihm von Jung-Bunzlau nach. Dem entsprechend hatte sich jetzt das preußische Heer von Frankenstein nach der Schweidnitzer Seite hinzuschieben, und die Hemmung des österreichischen Vormarsches durch den Waffenerfolg Winterfeldts verschaffte dazu die Zeit. Als die Oesterreicher mit schwereren Massen zu drücken begannen, brachen Dumoulin und Winterfeldt in der Nacht auf den 25. Mai in aller Stille das Lager bei Landeshut ab und zogen sich über Freiburg auf die Linie zwischen Schweidnitz und Jauer zurück; ihre Vorposten hielten bei Striegau. Dumoulin beglückwünschte seinen Gebieter zu der Gunst der Lage: er sei von vornherein überzeugt, daß der König den Feind, wenn er jetzt in der Ebene erscheine, aufs Haupt schlagen werde; und Winterfeldt freute sich schon auf die „Bocksprünge," mit denen die ungebetenen Gäste nach Böhmen zurückeilen würden.

Am 29. Mai verlegte der König sein Hauptquartier von Frankenstein nach Reichenbach, am 1. Juni nach Jauernik jenseits Schweidnitz. Die Armee sei ganz brillant und voll des besten Willens, versicherte er Podewils in seinen fast Tag für Tag abgestatteten Stimmungsberichten; seine Dispositionen wolle er getrost der Kritik eines Condé und aller großen Generale überlassen: „Vergeßt nicht die Abwesenden, die sich als brave Leute und mit der äußersten Entschlossenheit für Euch schlagen werden, pro aris et focis."

Im Gebirge war es sehr lebendig. Aber noch kamen die Spitzen der feindlichen Kolonnen aus den Bergen nicht hervor. Friedrich lag ungeduldig auf der Lauer. Täglich mehrmals ritt er zu den vorgeschobenen Posten, deren Offiziere das Fernrohr unablässig auf die Pässe von Freiburg, von Hohenfriedberg, von Kauder gerichtet hielten. Am 2. abends war der König schon ins Quartier zurückgeritten, da zeigte dem General Dumoulin sein Tubus Zelte und Kavalleriemassen bei Fürstenstein und hinter Hohenfriedberg. Der König erwartete auf diese Kunde die Entwickelung des feindlichen Heeres und somit die Schlacht schon für den nächsten Tag. Aber am Morgen überzeugte er sich durch Augen-

schein, daß jene Vortruppen noch unbeweglich standen; er ritt wieder zurück. In der ersten Nachmittagsstunde ward er von neuem gerufen. Ein veränderter Anblick bot sich jetzt: acht große Staubwolken wirbelten nacheinander hier und dort in den Vorbergen auf, und als der Staub sich legte, waren in weitem Bogen zwischen Hohenfriedberg und Pilgramshayn acht Heerhaufen sichtbar: „wie eine die ganze Gegend überschwemmende Wasserflut" schienen diese Massen aus den Gebirgsengen hervorzubrechen. „Jetzt ist der Feind da, wo wir ihn haben wollen," verkündete der König, als er ins Lager zurückkam.

Auf dem Galgenberge bei Hohenfriedberg, der heute der Siegesberg heißt, hatten der Prinz von Lothringen und der Herzog von Weißenfels unter freiem Himmel sich den Mittagstisch decken lassen. Mit freudiger Genugthuung betrachteten sie die prächtige Parade unten zu ihren Füßen und hörten von da und dort das Spiel klingen; die Pünktlichkeit, mit der alle Kolonnen auf einmal, gemäß der „vorgehenden genauen Ausrechnung der Zeit," aus den Defileen hervorrückten, erschien als eine neue Bürgschaft glücklichen Erfolges. Die freiwillige Preisgabe der Gebirgspässe galt als ein untrügliches Zeichen der Entmutigung und Schwäche des Feindes. Am Abend war der Lothringer zu Gast bei dem sächsischen Heerführer, der auf dem linken Flügel des Lagers sich zu Rohnstock bei dem Grafen Hochberg sein Hauptquartier einrichtete. Wie viel schien damit gewonnen, daß die gewaltige Streitmacht, daß 60—70 000 Mann jetzt wirklich in Schlesien waren und geborgen in der Ebene lagerten. War auch die vorläufige Aufstellung noch mangelhaft, so glaubte man doch „weitere diensame Dispositiones" für eine etwaige Schlacht ruhig bis zum Morgen verschieben zu dürfen, denn nach allem, was man hörte und sah, war der König von Preußen mit seinem Heere, das man nur auf 40 000 Mann schätzte, noch weit ab bei Schweidnitz. Weißenfels versprach, in der Frühe Striegau zu nehmen, von wo aus preußische Abteilungen jetzt im Dunkeln mit der sächsischen Vorhut scharmuzierten. Es müßte keinen Gott im Himmel geben, wenn man die zu erwartende Schlacht nicht gewinnen sollte, sagte Prinz Karl zu dem Grafen Hochberg, als er vor dem Heimritt nach seinem Hauptquartier sich verabschiedete. In Hausdorf, hinter den beiden Treffen der österreichischen Schlachtordnung, etwa gleich weit entfernt von den äußersten Flügeln, legte der Feldherr sich zum Schlafe nieder; bis spät in die Nacht kamen Kundschafter und Ordonnanzen und versicherten, daß der Feind in seinem Lager unbeweglich stünde; von den Vorposten bei Freiburg ließ General Nadasdy melden, daß man in dem preußischen Zeltlager bei Schweidnitz die Feuer „wie sonsten" brennen sähe.

Die preußischen Wachtfeuer brannten und die Zelte standen, aber alle Zelte waren leer. Geräuschlos, ohne Spiel und Klang, waren die Regimenter Schlag 8 Uhr aus dem Lager aufgebrochen. Für diesen Marsch waren die Wege sorgfältig ausgebessert worden; glatt rollten die Geschütze über die große Straße, die von Schweidnitz über Jauernik nach Striegau führt, die Kavallerie ritt voraus, während die Infanterie zu beiden Seiten des Fahrdammes marschierte, durch Wiesen und über Bäche, oft knietief im Wasser. Der französische Gesandte, der in seinem Wagen dem Heere folgte, war erstaunt, daß auf diesem anstrengenden abendlichen Marsche kein Mann zurückblieb.

Gegen Mitternacht erreichte der Marsch sein Ziel, das Striegauer Wasser. Es wurde Halt gemacht und dicht aufgeschlossen. Ein paar Stunden blieben den Truppen zur Erholung; doch durfte kein Feuer, keine Tabakspfeife angezündet werden. So standen und lagen an die 60000 erwartungsvolle Kämpfer, in die Dämmerung der Juninacht gehüllt; vor ihnen aber strahlte ein Flammenmeer von zahllosen Wachtfeuern, so hell, daß man deutlich erkennen konnte, wie die Oesterreicher und Sachsen die ganze Nacht hindurch zu defilieren fortfuhren.

Um zwei Uhr versammelte der König seine Generale, ihnen seine Weisungen für den Angriff zu geben. Die Armee sollte unverzüglich in zwei Kolonnen treffenweise rechts abmarschieren, über das Striegauer Wasser gehen, den Marsch parallel der feindlichen so weit fortsetzen, bis die Reiterei des rechten Flügels dem Dorfe Pilgramshayn gegenüberstehen würde; erst dann war brigadenweise mit einer Wendung halblinks Front gegen den Feind zu machen und der Angriff zu eröffnen. Der zuletzt aufrückende linke Flügel blieb mit seiner Reiterei nach Passierung der Brücke an den Fluß gelehnt und fand, von dem Ufer nach Eisdorf und Pilgramshayn zu, die Dörfer Halbendorf, Thomaswaldau und Güntersdorf vor sich. Jeder Kavallerieflügel hatte als dritte Linie ein Husarenregiment hinter sich, während hinter dem zweiten Infanterietreffen als letzte Reserve zwanzig Schwadronen Husaren und die zehn Schwadronen des Dragonerregiments Baireuth halten sollten, um rechts oder links gleich schnell in den Kampf eingreifen zu können. Der Reiter sollte auch heute nur die blanke Waffe gebrauchen, die Infanterie im stärksten Schritt gegen den Feind avancieren und ihm womöglich sofort mit dem Bajonett zu Leibe gehen, jedenfalls erst auf 150 Schritt Entfernung Feuer geben.

Das dem Gebirge vorgelagerte wellige Flachland, die Wasserscheide zwischen dem Striegauer Gebirgsbache und der wütenden Neiße, war zwischen den genannten Dörfern hie und da mit Waldstrecken bestanden und durchschnitten von zahlreichen Rinnsalen, Abzugsläufen, Grenzgräben, Erdaufschüttungen. Wo die Abplattung nach Osten sich senkt, lagen vor und hinter Eisdorf und Pilgramshayn zwei Gruppen künstlich angelegter, durch Dämme und Wälle eingeengter Fischteiche. Aus dieser Niederung erheben sich mit schroffen Abhängen die Striegauer Berge, die durch das Schlachtfeld des 4. Juni von dem Gebirge abgetrennte Parallelkette, deren vorspringende Kuppen der Aufstellung des aus den Engpässen hervormarschierten Heeres eine vortreffliche Flügeldeckung zu geben vermocht hätten. Aber nur auf einer dieser Kuppen, auf dem Breiten Berg, hatten sich die Spitzen der sächsischen Vorhut, fünf Grenadiercompagnien mit zwei Geschützen, für die Nacht festgesetzt; von drei anderen glaubte man die Preußen bei Tagesanbruch mit überlegener Macht leicht fortdrängen zu können.

Noch im Dämmerlichte sahen sich diese sächsischen Grenadiere zwischen ihren Steinbrüchen angegriffen und gewahrten zugleich den Anmarsch der preußischen Kolonnen. Die Verstärkung, um die ihr Führer bat, ward ihm nicht gesandt; aus Furcht, die fünf Compagnien abgeschnitten zu sehen, nahm sie der Oberst von Schönberg, der Befehlshaber der sächsischen Vorhut, von dem Breiten Berge zurück; sofort schoben die Preußen ihre Geschütze auf die beherrschende Höhe.

Nun hatte die preußische Reiterei freien Raum, sich zum Angriff zu ordnen.

Sie war denselben Führern anvertraut, die bei Chotusitz den rechten Flügel befehligt und das Gefecht eröffnet hatten, dem Feldmarschall Buddenbrock und den Generalen Rothenburg und Stille. Gerade vor einem Jahr hatte Graf Rothenburg zu Paris für seinen Herrn bei jenem Vertragsschlusse die Feder geführt; wie viel lieber diente er ihm heute mit dem Pallasch an der Spitze von sechsundzwanzig Kürassierschwadronen. Doch vermochte der wuchtige Anprall dieser Schwadronen den tapferen Widerstand der sächsischen Reiter nicht zu brechen, die Kürassiere kamen in Unordnung, da flog Stille mit den fünfundzwanzig Dragonerschwadronen des zweiten Treffens herbei und stellte das Uebergewicht her. Von einem erneuten Angriff der preußischen Kürassiere wurden die sächsischen Linien derart zerrissen, daß sie sich nicht wieder sammeln konnten.

Entschlossen und hartnäckig wehrte sich auch das sächsische Fußvolk, erst in einem mit Batterien gespickten Gehölz, dann hinter den Gräben, Dämmen und Teichen der Pilgramshayner Niederung. Bis an den Gürtel wateten die mit dem Bajonett anstürmenden Preußen im Wasser. Wiederholt geworfen, versuchten die sächsischen Bataillone den letzten Widerstand in einer hakenförmigen Aufstellung auf einer Anhöhe bei Eisdorf; aber schon fielen ihnen die feindlichen Reiter, die Garde du Corps und die Kürassiere des Prinzen Wilhelm, in die Flanke und in den Rücken. Der Herzog von Weißenfels mußte den Kampf aufgeben.

Das sächsische Heer war geschlagen, noch bevor der preußische linke Flügel auf die ihm gegenüberstehenden Oesterreicher zu feuern begonnen hatte. Wären sie schnell aus ihren Quartieren hervorgeeilt, als das Geschützfeuer drüben an dem Breiten Berge begann, sie hätten dem Aufmarsch der gegen sie bestimmten, sich erst allmählich aus der Kolonne heraus entwickelnden Brigaden hart zusetzen können. Aber die Leute standen nicht unter den Waffen, die Pferde waren nicht gesattelt, und, was das Schlimmste war, man glaubte, als zur Linken das Schießen begann, die Sachsen mit dem vereinbarten Angriff auf Striegau beschäftigt und ahnte noch immer nicht die Nähe des preußischen Heeres: „wie es die Oesterreicher machen, sie glauben an nichts und haben durch ihre Langsamkeit die Schlacht verloren,“ so klagten nachher ihre Verbündeten.

Immerhin hatten selbst so die Oesterreicher ihre Schlachtordnung früher gebildet als die Preußen. Ein halbe Stunde lang hielt Prinz Ferdinand von Braunschweig mit fünf Bataillonen, der ersten Brigade des linken Flügels, ohne jede Seitenanlehnung im heftigsten Kanonenfeuer vor Güntersdorf, denn auch zu seiner Rechten bildete sich ein leerer Raum von tausend Schritt, als das Regiment Markgraf Karl, den weichenden Sachsen nachdrängend, halbrechts in die Teichniederung hinabstieg. Ebenso sahen sich die zehn Kürassierschwadronen, mit denen General Kyau längs des Striegauer Wassers aufritt, einer starken Uebermacht ausgesetzt; denn hinter den bei einem ersten Angriff umgestoßenen österreichischen Geschwadern kamen neue Massen zum Vorschein: 56 Schwadronen hatte General Berlichingen, dessen Name von Mollwitz her bei den Preußen einen gefürchteten Klang hatte, hier zur Stelle. Vor dem zweiten preußischen Reitertreffen dagegen war die Brücke bei Gräben zusammengebrochen, so daß es den gefährdeten Kameraden in diesem Augenblicke keine Luft machen konnte.

Der König hielt, nachdem er die Schlacht auf dem rechten Flügel in Gang gebracht hatte, jetzt auf dem Gräbener Fuchsberg, den Aufmarsch seiner Linken beobachtend und seine Adjutanten nach allen Richtungen entsendend. Er sah die gefährliche Vereinzelung der Brigade des Prinzen Ferdinand und trieb die noch in der Kolonne marschierenden Bataillone zur Eile; er gewahrte noch zur rechten Zeit, wie ein Mißverständnis eines seiner Adjutanten den Markgrafen Karl, welcher im zweiten Treffen für einen andern den Befehl übernehmen sollte, dazu verleitete, seine ganze Brigade aus dem ersten Treffen in das zweite zurückzunehmen: eine Bewegung, welche ausgeführt ihn seine Schlacht hätte verlieren lassen. Er erblickte die Kyauschen Reiter in ihrer Not und bat, da er gerade alle seine Adjutanten verschickt hatte, den Franzosen Valory, zu dem zweiten Reitertreffen zu sprengen und den General Nassau zur Hülfsleistung anzuspornen.

Inzwischen waren bereits die Zieten-Husaren durch eine glücklich entdeckte Furt über den Fluß gegangen und sofort gegen die österreichischen Schwadronen „angeprellt". Zietens Spuren folgte jetzt Nassau mit 22 Dragonerschwadronen. Immer wieder wurden die Oesterreicher geworfen und immer wieder gesammelt; doch zeigten sie sich bald nur noch schwadronsweise. Als endlich ihre Reservekavallerie herbeieilte, um die gänzliche Auflösung dieses Reiterflügels zu verhindern, da ritt sie sich in den sumpfigen Wiesen am Flußrand zwischen Halbendorf und Ullersdorf kläglich fest. Die Preußen machten zahlreiche Gefangene, Berlichingen selbst mußte sich einem Zieten-Husaren ergeben; zum erstenmal hatten die österreichischen Reiter unter den Schwertern der Preußen eine vollständige und eingestandene Niederlage erlitten.

Beim letzten Zurückweichen hatten sie seitwärts aus Thomaswaldau Infanteriefeuer bekommen; denn bereits war dieses Dorf, an das ihr Fußvolk seine Rechte gelehnt hatte, an die Preußen verloren gegangen. Sobald einmal die erste Linie der preußischen Infanterie sich geschlossen hatte und nun das Vorrücken der Bataillone beginnen konnte, da standen die Oesterreicher nicht lange fest; doch fanden auch sie wie die Sachsen in dem durchschnittenen Gelände zu dreien Malen neue Verteidigungsstellungen. Als der König sie aus Güntersdorf zurückgehen sah, sagte er zu dem neben ihm haltenden französischen Obersten Latour, dem Ueberbringer der Siegesbotschaft von Fontenoy: „Die Schlacht ist gewonnen." Schon schwenkten von den Eisdorfer Teichen her auch einzelne Bataillone des rechten Flügels, mit den Sachsen nicht mehr beschäftigt, gegen die weichenden Oesterreicher zum Angriff ein. Ohne Deckung nach links wie nach rechts, dort von den Bundesgenossen und hier von der eigenen Kavallerie im Stich gelassen, aus Güntersdorf wie aus Thomaswaldau, den beiden Stützpunkten ihrer Stellung, vertrieben, drängten die österreichischen Bataillone nach der Mitte zu, große wirre Massen stauten sich in wirbelnder Bewegung.

Jetzt sah General Geßler seine Stunde gekommen, er, der bisher mit der Reservereiterei, den zehn Schwadronen des Dragonerregiments Baireuth, hinter der Schlachtlinie gehalten hatte. Die ihm im Wege stehenden Bataillone heißt er ihr Feuer einstellen und auseinandertreten, und dann läßt er Fanfare blasen zu dem verwegensten, glänzendsten und erfolgreichsten Angriff, zu dem je eine Reitertruppe ins Blachfeld gesprengt ist. In zwei Kolonnen, von Geßler, von ihrem Kom-

mandeur Otto Martin Schwerin und von dem Major Chasot geführt, jagen die Dragoner dahin, auf die feindliche Infanterie zu. Im Umsehen sind die Pferde zwischen dem Menschenknäuel; je dichter die Weichenden sich drängen, desto reichlichere Arbeit haben die Klingen. „Sechs alte, versuchte, mit gewohnter Tapferkeit kämpfende Regimenter" werden vollständig über den Haufen geritten; dritthalbtausend Gefangene und ein Wald von Feldzeichen sind die Siegesbeute der Baireuther, ein Trophäenschatz, aus dem sich der Ehrgeiz eines ganzen Heeres sättigen ließe. Kaum trauen die Helden ihren Augen, sie glauben sich verzählt zu haben, aber es ist nicht anders: 66 österreichische Banner senken sich vor König Friedrich, als er nach der heißen Arbeit dieses Morgens die Tapfersten der Tapfern auf dem Siegesfelde begrüßt.

Dem Schicksal der Auflösung, welches die bis zuletzt vor dem Feinde ausharrenden österreichischen Truppenteile ereilte, vermochte die Hauptmasse des geschlagenen Heeres glücklich zu entrinnen. Zur Deckung des Rückzuges traf das ansehnliche Reiterkorps Nadasdys, welches gestern den Aufgaben des Aufklärungsdienstes so wenig gerecht geworden war, noch gerade rechtzeitig von Freiburg ein. Unterstützt durch die auf den Bergen bei Hohenfriedberg aufgefahrenen Batterien besetzte Nadasdy die Eingänge des Gebirges und schaffte dem geschlagenen Heere eine Frist, sich zum Rückzuge nach Reichenau, von wo man gekommen war, zu sammeln. Dem Gegner blieben über 7000 Gefangene, darunter 200 Offiziere, 4 Generale, dazu 66 Kanonen, 15 Standarten und 76 Fahnen. An Toten und Verwundeten zählten die Oesterreicher 4600, die Sachsen nahezu 5000; die Listen der Sieger führten 808 Tote und 4423 Verwundete auf.

Schon um acht Uhr hatte das Schlachtfeld unbestritten den Preußen gehört. So war dem Könige noch nie ein Morgen angebrochen. Nach den schwülen Jahren diplomatischer Flickarbeit und unfruchtbarer Versuchspolitik, nach den bangen Monaten der Rückzugskämpfe und der Verteidigungsqual hatten ihm diese vier Frühstunden die Erlösung gebracht: der Gegner, der so oft ihm ausgewichen war, hatte sich auf grünem Plan zu der heißersehnten Abrechnung stellen müssen. Dieser helle, freudige, glänzende Sieg, er war die Ehrenrettung des preußischen Heeres, die Ehrenrettung des königlichen Feldherrn; der Glaube an seine Sache und an die Stimme in seiner Brust hatte ihm geholfen, der Kleinmut der Schwachherzigen war widerlegt.

In den meisten Menschen pflegen die Schicksalsschläge die Empfindung der menschlichen Abhängigkeit und das Bedürfnis höherer Hülfe, mit einem Worte das religiöse Gefühl, zu wecken oder zu steigern. Anders bei Friedrich, der in der Zeit der Gefahr und Ungewißheit nirgends eine Stütze gesucht hatte, als in sich selbst und in dem Bewußtsein der Pflichterfüllung, der jetzt aber nach der glücklichen Wendung seiner Geschicke, unter dem mächtigen Eindruck eines großen Erfolges, einen Beistand, den er nicht angerufen hatte, in der Entscheidungsstunde zur Seite gehabt zu haben glaubte. „Ich danke Gott für den mir geschenkten Sieg von Herzen, macht Ihr es ebenso," mahnte er seine Offiziere auf der Walstatt; „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar in seinen Schutz genommen," sagte er zu dem auf solches Bekenntnis nicht gefaßten Marquis Valory, und der Gräfin Camas, der Witwe des ihm vor vier Jahren

geraubten väterlichen Freundes, schrieb er: „Gott hat uns sichtlich in seinen Schutz genommen, der Vorsehung und meinen braven Offizieren verdanke ich mein ganzes Glück."

Des Siegers schönster Lohn war doch das Bewußtsein, mit sicherem Blick und fester Hand dem Heldenmut so vieler Tausende die Pfade des Erfolgs gewiesen, so viele heiße und treue Triebe zu großer, einheitlicher Kraftentfaltung zusammengefaßt zu haben. Die Dankempfindungen eines siegreichen Feldherrn und seines siegreichen Heeres werden jedesmal gegenseitige sein. Die Streiter von Hohenfriedberg dankten ihrem Führer durch die ungeheuchelte, uneingeschränkte Bewunderung seines Verdienstes, und der König-Connetable sprach von den Heldenthaten seiner Heerscharen in heller Begeisterung: „Niemals haben die alten Römer etwas Glänzenderes gethan," so schloß er, noch auf dem Schlachtfeld, seinen ersten kurzen Siegesbericht an Podewils. Und wenn der französische Oberst Latour, der doch soeben den Sieg von Fontenoy geschaut hatte, hingerissen erklärte, Hohenfriedberg sei eine Schlacht, wie sie noch nie gesehen worden sei, so sagte der König in warmer Empfindung: „Latour hat von der Tüchtigkeit unserer Truppen sprechen können; was mich anbetrifft, so möchte ich gerechte Anerkennung zollen ihrer Hingebung für das Vaterland, in der ein jeder kund gethan hat, daß er lieber sterben wollte, als nicht siegen. Welche Bildsäulen würde man nicht in Rom diesen Cäsars vom Regiment Baireuth errichtet haben!"

In der Dankesstimmung von Hohenfriedberg ist das schöne Blatt geschrieben, das der König in der folgenden Friedenszeit zum Preise seines Heeres seiner großen Lehrschrift über die Generalprinzipien vom Krieg einverleibt hat: „Ich habe Offiziere gesehen, die lieber starben, als wichen; ich habe gesehen, wie sie und selbst die Gemeinen in ihrer Mitte keinen mehr dulden wollten, der Schwächeanwandlungen gezeigt hatte, von welchen man in anderen Heeren sicher kein Aufhebens machen würde; ich habe Offiziere und Soldaten gesehen, die schwer verwundet sich weigerten ihren Platz zu verlassen und sich nach einem Verband umzusehen. Mit solchen Truppen würde man die ganze Welt bändigen, wären nicht die Siege ihnen selbst ebenso verhängnisvoll wie ihren Feinden."

„Die besten Alliierten, so wir haben, sind unsre eignen Truppen," so hat Friedrich unmittelbar nach der Schlacht seinen Dank in ein wuchtiges, ewig gültiges Wort zusammengedrängt. Dem Offizierkorps gab er seine Zufriedenheit durch eine umfassende Beförderung zu erkennen: ein Parolebefehl sprach des Königs Bedauern aus, daß nicht alle, welche es verdient hätten, an dieser Promotion teilnehmen könnten, und schloß dann an den Dank eine Mahnung — eine Mahnung ernst und feierlich gleich den Klängen des Hohenfriedberger Marsches, den der Siegesheld seinen tapferen Mitstreitern widmete: „So rekommandieren anbei Ihro Majestät allen und jeden Officiers, den Ruhm der preußischen Nation und Waffen, den wir durch so viel Blut erworben haben, beständig zu Herzen zu nehmen und forthin gegen den Hochmut unrechtmäßiger Feinde auf solche Art zu behaupten, daß sie bei aller Gelegenheit gewahr werden, daß sie mit denselben Preußen zu thun haben, welche sich bei Hohenfriedberg einen unsterblichen Ruhm erworben."

Vierter Abschnitt.

Vertrag von Hannover und Friede von Dresden.

Der Tag von Chotusitz hatte vor drei Jahren dem Könige den Frieden gebracht; er erwartete von dem Siege bei Hohenfriedberg im ersten Augenblicke noch ein mehreres: „einen guten Frieden und eine lange Ruhe". Aber er verkannte dabei die veränderte Lage des Wiener Hofes. Als Maria Theresia sich zu dem Breslauer Frieden entschloß, standen außer den Siegern von Chotusitz noch die Franzosen mitten in Böhmen und hinter ihnen die Baiern und Sachsen; jetzt waren die Baiern zum Frieden gezwungen, die Sachsen als Mitstreiter gewonnen, auch die Engländer und Holländer standen für Oesterreich im Felde, und die Franzosen bedrohten einzig und allein den belgischen Besitz der Königin: ihre Niederlande aber hätte sie schon vor Jahren gut und gern geopfert, um Schlesien zu retten.

Zugleich überschätzte Friedrich doch die militärischen Wirkungen seines Sieges. Er glaubte die Geschlagenen so hart mitgenommen, so entmutigt, daß sie nicht wieder wagen würden, sich ihm zur Schlacht zu stellen. Aber er hatte selbst ihnen Zeit gelassen, sich von dem ersten Schrecken zu erholen. Die Verfolgung nach dem glänzenden Siege war nichts weniger als nachdrücklich gewesen; sie blieb weit hinter dem zurück, was Friedrich theoretisch als höchste Aufgabe der Verfolgung hingestellt hat: den fliehenden Feind soweit aufzureiben, daß ihm kein geschlossener Truppenkörper mehr bleibt. Der Sieger von Hohenfriedberg hat sich schon, als er 1746 die Geschichte seines zweiten Krieges niederschrieb, wegen der lässigen Ausnutzung des Sieges entschuldigen zu müssen geglaubt; er hat nach Jahren, während des siebenjährigen Krieges, geäußert, daß er mit reicherer Erfahrung dem Gegner am 4. Juni 1745 ganz anders hätte mitspielen wollen. Immerhin hat es nach der Schlacht im preußischen Heere nicht an solchen gefehlt, denen der König noch zu viel that. Der Generaladjutant Goltz, mit der Sorge für das Verpflegungswesen betraut, beteuerte die Unmöglichkeit, die Brot- und Haferzufuhr in den von dem Könige verlangten Fristen dem Heere durch das Gebirge nachzuschaffen. Der im Vorjahre

in Böhmen eingebüßte Fuhrpark hatte bei dem drückenden Geldmangel nicht ersetzt werden können, die schlechtbespannten Bauernwagen kamen langsam vorwärts, und wie hätte man aus den dünn gesäten, armseligen Gebirgsdörfern Zehrung ziehen sollen, die zweimal kurz hintereinander von den durchziehenden Oesterreichern und Sachsen belegt worden waren?

Goltz hielt jeden Vormarsch nach Böhmen für ein aussichtsloses Beginnen, er prophezeite, daß man noch übler zugerichtet als im Vorjahre zurückkehren werde. Wenigstens zum Teil ließ der König die Bedenken gelten.

Schon unmittelbar nach der Schlacht stand sein Entschluß fest, über eine bestimmte Linie hinaus nicht in Böhmen vorzugehen. Königgrätz, so schrieb er an Podewils, werde sein nec plus ultra sein. Vor Königgrätz hat sein Heer in der That volle drei Monate geweilt. Zunächst bezog man am 20. Juni ein festes Lager in dem Winkel zwischen Metau und Elbe, welches erst am 20. Juli auf dem jenseitigen Elbufer mit der Stellung vor der Bistritz bei Chlum vertauscht wurde, um dort wieder nach einem Monat stromaufwärts nach Semonitz zurückgeschoben zu werden. Der Feind stand während dieser ganzen Zeit östlich von Königgrätz an der Adler, erst hinter, dann vor dem Flusse. Es war, wie Friedrich sagt, als seien beide Teile mit einer gemeinschaftlichen Belagerung beschäftigt. An Gefechten und Plänkeleien auf Vorposten, bei Entsendungen und Fouragierungen fehlte es nicht. Währenddessen führte Graf Nassau in Oberschlesien den kleinen Krieg gegen die Esterhazy, Festetics, Kalnoky und ihre Husaren und Rotmäntel und gewann die kurz vor der Schlacht an die Oesterreicher übergegangene Festung Kosel wieder.

Nach wie vor wurde Friedrichs Strategie bestimmt durch die beiden zusammenwirkenden Einflüsse: die Erinnerung an den vorjährigen böhmischen Feldzug und die Erwägung, daß außer Oesterreich noch ein anderer, näherer Gegner zu bestehen war. Mußte der Krieg fortgesetzt werden, wie es nur allzu wahrscheinlich war, so sollten nicht in Böhmen die entscheidenden Schläge fallen, sondern in Sachsen. Er betrachte, sagt der König einmal sehr bezeichnend, sein Heer in Böhmen lediglich als eine Observationsarmee mit der Aufgabe, die Operationen in Sachsen zu decken.

Schon Anfang April hatte wieder Fürst Leopold von Dessau den Befehl erhalten, sechszehn Bataillone und dreißig Schwadronen im Magdeburgischen zusammenzuziehen. Zwar entschuldigte sich zuerst der stets übellaunige alte Herr mit seinem „Leibes- und Gesichtszustande"; doch sandte er endlich die von dem Könige geforderte „kategorische Erklärung" und gab seine Bereitwilligkeit zur Uebernahme des Oberbefehls zu erkennen: „obschon Ew. Majestät in Neiße selbst gesehen, wie mein Alter mir entkräftet hat." In den Tagen vor der Entscheidung eröffnete der König dem Fürsten seine bestimmte Absicht, nach einem Siege über die Oesterreicher und Sachsen ohne weiteres den Krieg über die sächsischen Grenzen zu tragen. Gleichwohl hielt er jetzt wieder an sich.

Nicht die Haltung Rußlands war es, die ihn neue Rücksichten üben ließ. Allerdings hatte soeben, am 26. Mai, Graf Tschernyschew in Berlin die Erklärung übergeben, daß dem Kurfürsten von Sachsen die Erfüllung vertragsmäßiger Verpflichtungen gegen Oesterreich nicht als ein Akt der Feindseligkeit

gegen Preußen ausgelegt werden dürfe, und daß die Zarin dem Dresdner Hofe eintretenden Falles eine treue Verbündete sein werde. Und Bestushew gab sich, trotz der Freigebigkeit des Königs von Preußen gegen den bestechlichen Mann, immer weniger Mühe seine böse Absicht zu verbergen: als der Sekretär der preußischen Gesandtschaft ihm die Mitteilung von dem Siege bei Hohenfriedberg brachte, entfärbte sich der Kanzler, erwiderte kein Wort und blieb den ganzen Tag in einer „Hundelaune“. Aber Friedrich sagte sich, daß Sachsen schach und matt sein konnte, ehe ein Kosack in Schußweite war; er verbot seinem Gesandten Mardefeld, den russischen Ministern noch mehr Geld anzubieten; er ersuchte Podewils, ihm mit seinem abgebrauchten moskowitischen Schreckgespenst vom Leibe zu bleiben. Lord Hyndford sollte sich noch überzeugen, wie wenig er mit seiner boshaften Behauptung recht hatte, daß Friedrich sich vor Rußland mehr fürchte als vor Gott.

Auch der Stand seiner Verhandlung mit England hätte den König nicht zurückgehalten. Schien sie doch ganz im Sande zu verlaufen. Anfang Juli betrachtete er sie als vollständig gescheitert und beabsichtigte schon, seinen Vertreter Andrié abzuberufen.

Wohl aber mußte Friedrich auf Frankreich Rücksicht nehmen, welches noch immer hoffte, den Kurfürsten von Sachsen zur Bewerbung um die Kaiserkrone zu bestimmen. Immer neue, immer lockendere Angebote wurden in Dresden gemacht: die Erwerbung von ganz Böhmen, die Nachfolge in Polen für König Augusts zweiten Sohn, den Prinzen Xaver, die Hand einer Tochter Ludwigs XV. für denselben Prinzen. Noch standen 40000 Franzosen unter dem Prinzen von Conti bei Höchst in unmittelbarer Nähe der Wahlstadt Frankfurt. Von den Ereignissen auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes schien der Ausgang der Wahl abzuhängen; könne man die Franzosen nicht von Frankfurt abdrängen, meinte Bartenstein in Wien, so sei die Kaiserkrone für den Großherzog Franz verloren. Unaufhörlich erläuterte der König von Preußen seinen Verbündeten die Notwendigkeit, hier, gerade hier zu schlagen. Er habe nicht gesäumt, das Beispiel von Fontenoy zu befolgen, schrieb er vom Hohenfriedberger Schlachtfelde an Ludwig XV.; jetzt sei die Reihe an dem Prinzen von Conti. Ludwig antwortete vielverheißend, Conti habe carte blanche zu schlagen, und er zweifle nicht, daß die Beispiele von Fontenoy und Hohenfriedberg den Prinzen antreiben würden, die Gelegenheit nicht bloß zu ergreifen, sondern zu suchen. Aber die Staatsmänner Maria Theresias behielten recht, wenn sie der Meinung waren, daß Frankreich die Fortsetzung des Eroberungskrieges in den Niederlanden dem Kampf um die Kaiserkrone vorziehen und daß im Rate König Ludwigs der Minister d'Argenson über den Gesandten Chavigny in München, den unermüdlichen Anwalt des deutschen Krieges, obsiegen würde. Eindringlicher konnte selbst der König von Preußen den Lässigen nicht ins Gewissen reden als dieser Chavigny: „Der Wiener Hof,“ schrieb er zornig an Conti schon am 15. Juni, „wird freie Hände haben und nach Belieben über die Reichskreise verfügen, die nicht gewagt haben würden, sich zu rühren, wenn wir Festigkeit gezeigt hätten; der Großherzog wird Kaiser werden und kaum Kaiser wird er das Reich mit sich fortreißen. Wozu werden dann die Wunderthaten des Königs von Preußen dienen?

Welcher Entschluß bleibt ihm übrig, als Frieden zu schließen, und unzweifelhaft werden der Wiener Hof und dessen Verbündete ihm goldene Brücken bauen."

Kurz darauf, am 5. Juli, erschien der Großherzog in Person bei den Truppen, die eben jetzt, aus Baiern und von der Lahn her angerückt, sich in der Wetterau vereinigten; nichts hatte ihn in diesem Sommer zurückhalten können, jetzt, wo es ganz seine eigene Sache galt, ein Kommando zu übernehmen. Zum Glück für Oesterreich standen ein Traun und ein Batthyany dem erlauchten Heerführer zur Seite. 45 000 Oesterreicher, Hannoveraner und Holländer waren hier bei einander. Die Wahlstadt war von allen Seiten umlagert; beide Teile erklärten, lediglich die Freiheit der Wahl schützen zu wollen. Jedermann erwartete die Schlacht; aber in dem Augenblicke, da die Gegner sich vereinigten, hatte Conti nach Flandern detachieren müssen. Aengstlich, ratlos wich er den keck auf ihn eindringenden österreichischen Vortruppen aus und ging bereits am 19. Juli unterhalb Worms über den Rhein zurück. Nun konnte der Kurfürst von Mainz, der eifrige Parteigänger des Wiener Hofes, in Frankfurt einziehen und den Wahltag eröffnen.

Noch ehe Conti vom diesseitigen Rheinufer verschwunden war, hatte Friedrich, denn das Ereignis warf seinen Schatten voraus, seinen Entschluß gefaßt. Wenn Valory ihn noch zu vertrösten suchte, so ward ihm die Antwort: „Mein Freund, die Hoffnung ist eine Münze, mit der Ihr mich seit lange zu bezahlen sucht und die mir kein Genüge schafft; ich will mehr, ich brauche Thaten." Gab Frankreich die Partie in Frankfurt vor aller Welt verloren, so hatte es keinen Sinn mehr, Frankreichs Wahlkandidaten und verhätschelten Schützling zu schonen. Am 20. Juli sandte der König aus dem Lager bei Chlum sein geharnischtes Kriegsmanifest gegen den sächsischen Hof nach Berlin zur Drucklegung. „Das Maß ist gefüllt bis zum Rande", so schloß die Erklärung nach Aufzählung aller preußischen Beschwerden. „Die Absicht des Königs ist, einen ehrgeizigen und unversöhnlichen Fürsten zur Annahme maßvoller Gesinnungen zu veranlassen, und welche Vorteile die Heere Seiner Majestät bei den Unternehmungen, die sie in Sachsen zu beginnen im Begriff sind, davontragen mögen, so wird der König doch stets bereit sein, die Anträge entgegenzunehmen, die man ihm machen mag, vorausgesetzt, daß sie billig und mit seinem Ruhme verträglich sind. Indem er Beweise seiner Festigkeit und Thatkraft ablegt, ist der König von Preußen darum nicht minder geneigt, bei jeder Gelegenheit seine Großmut und Milde zu zeigen."

Graf Podewils geriet in die größte Bestürzung; dringend widerriet er den entscheidenden Schritt. Nach seiner Auffassung war es widersinnig, einen zweiten Krieg zu beginnen, wo schon der erste die Kräfte des Staates sichtlich überstieg. Schon sah er die Russen in vollem Anmarsche, schon die Polen vor den Thoren von Berlin. Vor allem aber dünkte es ihm unpolitisch, durch einen herausfordernden Schritt die Engländer von neuem zu verletzen, die jetzt wieder zur Uebernahme der Vermittelung geneigt schienen; denn bald nach der Ankunft Georgs II. in Hannover hatte Lord Harrington an den Grafen Otto Podewils, der auf der Rückkehr von seinem Haager Gesandtschaftsposten dort Anfang Juli vorsprach, die Frage gerichtet, ob der König von Preußen noch bei den Friedens-

bedingungen beharre, die er vor Hohenfriedberg dem englischen Ministerium mitgeteilt habe. Der Staatssekretär hatte in einer zweiten Unterredung hinzugesetzt, daß sein Gebieter nach wie vor bereit sei, in Verbindung mit der Republik Holland die Anträge Preußens am Wiener Hofe zu unterstützen.

Wie der Minister urteilte auch der Kabinettsrat. Eichel gestand jenem, daß ihm der Kopf umgehe und das Herze springen möchte: „anderer Umstände von gewissem Orgueil und dergleichen mehr nicht zu gedenken, so von Tage zu Tage zunehmen und mir die allerbetrübtesten Reflexiones zuwege bringen, bei welchen ich öfters, wenn es nach meinem Willen ginge, den Tod meinem Leben präferierte, um nur kein Zeuge von allen besorglichen Sachen zu sein.“ Es war dem Guten unbegreiflich, „daß man zu gleicher Zeit eine gewisse Sache — den Frieden — so sehnlichst verlanget, so baldigst als nur möglich zu endigen wünschet, und dennoch auf Wege denket, so alles barrieren.“

König Friedrich wies die schwachherzigen und kurzsichtigen Ratschläge mit unbeirrter Festigkeit zurück. „Wenn der König von England und sein Minister geschmeidiger scheinen,“ so fragte er Podewils (28. Juli), „glauben Sie denn, das geschähe aus Vorliebe für uns? Ganz und gar nicht! Es geschieht, weil sie den König von Preußen nicht entbehren zu können glauben . . . Je mehr Beweise von Nachdruck wir ablegen, desto mehr werden sie in Hannover einsehen, wie unumgänglich sie mich nötig haben, und ihre Verbindung mit den Sachsen wird sie zu allen erdenklichen Anstrengungen veranlassen, um den Frieden zu vermitteln.“ Bald scharf, bald scherzend verwies er dem Minister seinen Kleinmut und seine Unentschlossenheit: vor Hohenfriedberg sei zur Furcht Anlaß gewesen, denn da habe das Schicksal des Staates an einem Haar gehangen. Mit den besten Gesinnungen sei Podewils bei manchen Anlässen allzu furchtsam; er möge ungescheut, mit Freimut, seine Meinung sagen, aber er sehe zu schwarz. „Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen,“ so beginnt ein anderer Brief, „daß ich kein größeres Angsthuhn kenne als Sie. Es scheint, daß Sie überall sächsische Ulanen sehen, und die Furcht beherrscht Sie in einem Grade, daß ich besorge, Sie bitten nächster Tage um Pässe, um sich mitsamt der Kanzlei nach Stockholm zu flüchten. Es ist wirklich nicht erlaubt, so furchtsam zu sein, und ich bitte Sie um der Ehre des Volkes willen, dem Sie angehören, sich zu beruhigen . . . Es thut mir leid, gegen Ihren Rat handeln zu müssen, aber der Fürst von Anhalt wird deshalb keine anderen Befehle erhalten, und Sie werden genötigt sein, darüber hinwegzukommen.“

Der Erfolg sprach für den König; es kam, wie er es dem ungläubigen Minister angekündigt hatte. Sein Resident Andrié, dem Hofe aus London nach Hannover gefolgt, war auf jene von Harrington gegebene Anregung hin mit Vollmachten versehen worden; die Unterhandlung war eröffnet. Am 21. August suchte der Lord-Staatssekretär den preußischen Vertreter in seinem Quartiere auf, um ihm wegen der Truppenzusammenziehungen an der sächsischen Grenze bei Halle Vorstellungen zu machen. Gegen seine Gewohnheit schlug Harrington einen sehr hochfahrenden Ton an; der König von Preußen scheine mit Sachsen brechen zu wollen; unter diesen Umständen seien alle Verhandlungen zwecklos. Ueberrascht durch den schroffen Ton, bat Andrié den Staatssekretär, sein Urteil nicht zu

übereilen; aber dieser äußerte seine Abneigung gegen die Fortsetzung der Verhandlungen auf das entschiedenste. Schnell entschlossen zog jetzt Andrié die ihm soeben aus Berlin zugegangene Kriegserklärung gegen Sachsen aus der Tasche und überreichte sie dem Lord; er fügte hinzu, daß trotz dieses Manifestes sein König nach wie vor nur den Frieden wolle. Der Brite war wie umgewandelt; in den verbindlichsten Ausdrücken gab er seine Freude darüber zu erkennen, daß der König von Preußen die Verhandlungen fortzusetzen gedenke.

Fünf Tage darauf ward auf der Grundlage des Breslauer Friedens von Andrié und Harrington der Vertrag von Hannover unterzeichnet, ein Präliminarfriede, dessen Annahme König Georg bei den ihm verbündeten Höfen von Wien und Dresden durchzusetzen versprach. Der Vertrag bot zugleich der Königin von Ungarn für ihren Gemahl die brandenburgische Kurstimme.

Wir hörten, wie König Friedrich schon im November 1744 nach der vollständigen Enttäuschung, die ihm das Kriegsglück in Böhmen bereitet hatte, seinen Verzicht auf jeden Landerwerb erklärte. Wenn er gleichwohl in den einzelnen Stadien seiner Verhandlung mit dem britischen Ministerium seinen Gesandten angewiesen hat, eine Grenzregulierung zu Gunsten Preußens zu beantragen, so bedeutete er ihn doch jedesmal, auch nach dem Siege vom 4. Juni, daß an solchem Verlangen die Verhandlung nicht scheitern dürfe. Das Fehlen einer Entschädigungsklausel vermochte dem Könige also jetzt seine Freude an diesem Vertrage von Hannover nicht zu verkümmern; er gab dem Unterhändler seine volle Zufriedenheit zu erkennen. Er meinte, so sind seine eigenen Worte, sich endlich aus einem Labyrinth gezogen zu haben, in welchem ihm auf die Dauer tausend Verlegenheiten erwachsen sein würden. Das Manifest gegen den Dresdener Hof war nun zwar in Aller Händen: gerade am Tage vor der Unterzeichnung des Vertrages war es in Berlin veröffentlicht worden. Aber Fürst Leopold erhielt den Befehl, den Vormarsch gegen die sächsischen Grenzen einzustellen, so wenig auch der Alte damit zufrieden war, daß er seine „Trompete von Jericho“ in den sächsischen Gefilden nicht ertönen lassen sollte.

Dem Prinzen Karl von Lothringen schickte der König einen Parlamentär in das Hauptquartier nach Aujest mit der Nachricht von dem Abschlusse der Präliminarien und mit dem Antrage auf Waffenruhe. Der Prinz antwortete, daß er für diesen Fall nicht mit Weisungen versehen sei und einen Boten nach Wien senden werde.

„Melancholisch und hoffnungslos“ hatte kurz vor dem Abschluß des hannöverischen Vertrages Lord Harrington die Lage Englands genannt. Zwar in Amerika hatten die streitbaren Kolonisten die Festung Louisburg, das Gibraltar des Lorenzstromes, den Franzosen entrissen. Aber in den Niederlanden bezwang der Held von Fontenoy in schnellem Siegeslaufe Tournai, Gent und Oudenarde, und Graf Löwendal, der Däne, mit dem Grafen von Sachsen um die Wette die einheimischen Heerführer Frankreichs beschämend, nahm mit kühnem Handstreiche das reiche Brügge. Dann ward Ostende eingeschlossen; nach nur zwölftägiger Belagerung fiel am 23. August dieser vornehmste Waffenplatz der über

den Kanal gesandten Truppen, Englands Brückenkopf auf dem Kontinent. Der Krieg rückte ganz nahe an die Grenzen der Republik Holland: durfte man hoffen, daß die schreckhaften Krämerseelen in der Versammlung der Generalstaaten ihre Hülfstruppen länger gegen Frankreich im Felde stehen ließen? Auch in Italien waren die bourbonischen Waffen erfolgreich. Die schlimmste Kunde aber kam dem Hofe zu Herrenhausen aus Großbritannien selbst. Auf einer kleinen Fregatte war Karl Eduard Stuart Ende Juni unbemerkt aus dem Hafen von St. Nazaire ausgelaufen; bald pflanzte er zu Glenfinnan an der Küste des schottischen Hochlandes sein rotes Stuart-Banner mit dem Sinnspruch „Tandem triumphans“ auf, die Aufgebote der Burgflecken und die Clans aus den Bergen zogen ihm zu, Altengland zitterte vor einer jakobitischen Invasion, und das Ministerium mußte sich in den Zeitungen schelten lassen, daß es die gewaltigen, für geheime Ausgaben angewiesenen Summen vielmehr zur Bestechung der Parlamentsmitglieder als zur Ueberwachung der stuartischen Umtriebe verwende: nur so habe es geschehen können, daß man von der Landung des Prätendenten früher in den Kaffeehäusern als in den Kanzleien etwas gewußt habe.

Deshalb also hatte Lord Harrington geeilt, vor der Rückkehr des Hofes nach London die Verhandlung mit Preußen zu Ende zu führen. Das harte Herz Pharaos, wie König Friedrich seinen britischen Oheim nannte, schien erweicht. Der Staatssekretär versicherte dem preußischen Gesandten, daß König Georg den Vertrag ohne Widerstreben und Vorbehalt schließe, ihm wiederholt den aufrichtigen Wunsch beteuert habe, den König von Preußen und die Königin von Ungarn versöhnt zu sehen.

Aber vor wenigen Wochen, Anfang Juli, hatte Georg durch seine hannöverischen Geheimräte den Entwurf zu einem Vertrage gegen Preußen nach Dresden gesandt, dessen Verwirklichung er ohne alle Frage noch viel aufrichtiger wünschte. Kurz vor dem Einfall des verbündeten Heeres in Schlesien hatte sich Sachsen in einem geheimen Zusatzartikel zu der Warschauer Allianz eine Anweisung auf benachbarte preußische Gebiete ausstellen lassen: Krossen, Züllichau und die preußischen Besitzungen in der Lausitz, wie Kottbus, Peitz, Beeskow und Storkow, womöglich auch den Saalkreis oder gar das ganze Herzogtum Magdeburg verpflichtete sich Oesterreich dem Verbündeten erobern zu helfen. Es galt, beizeiten auch dem Kurfürstentum Hannover einen Anteil an der dem Könige von Preußen abzunehmenden Beute vertragsmäßig zu sichern. Als Gegenstück zu den Eroberungen, die sich Sachsen von Oesterreich hatte versprechen lassen, forderte Georg für sich an altpreußischen Landen die Fürstentümer Halberstadt und Minden, die Grafschaften Ravensberg, Tecklenburg, Lingen und Regenstein, dazu die Hoheit über Wernigerode, Lohra, Klettenberg, über Lippstadt und Herford. Wie hätte er solch lockenden Bildern leichten Herzens den Rücken kehren sollen! Nach London zurückgekehrt, ließ er den österreichischen Gesandten Wasner vor sich erscheinen und eröffnete ihm im höchsten Vertrauen, seine englischen Minister „hegeten böse Intentiones“; er wolle sich bemühen, dagegen Rat zu schaffen, und empfehle der Königin von Ungarn, sich mit ihrer Antwort auf Englands Aufforderung zur Annahme der hannöverischen Konvention „in Obacht zu nehmen“.

Maria Theresia bedurfte dieser Warnung nicht. Unerschütterlich beharrte sie auf ihrem Entschlusse, den Krieg fortzusetzen; das preußische Heer müsse vernichtet werden, sagte ihr Hofkanzler Ulfeld zu Sir Thomas Robinson. Einer offiziellen Antwort auf die Aufforderung zur Annahme des Friedensentwurfes ward der englische Gesandte vorerst nicht gewürdigt. Gegen andere ließ sich die Königin vernehmen, nicht Eigensinn sei es, sondern ein Gebot der Notwendigkeit, wenn sie im gegenwärtigen Augenblicke die Hand zum Frieden nicht biete. Sie erkenne es als ihre Pflicht, unbeugsam zu bleiben, denn sie sei überzeugt, der König von Preußen suche den Frieden nur, um sie einzuschläfern und von neuem zu überfallen.

Am wenigsten vermochte das Angebot der brandenburgischen Kurstimme sie umzustimmen. Ihr Gemahl sei nach einer leeren Ehre nicht so begierig, hörte man sie sagen, und auf keinen Fall wolle er Kaiser sein unter Vormundschaft des Königs von Preußen. Sie wußte sehr wohl, daß auch ohne die Mitwirkung Brandenburgs die Wahl dem Großherzog gewiß war. Am 13. September gaben ihm zu Frankfurt feierlich sieben Wahlbotschafter die Stimmen ihrer Herren; der Brandenburger Pollman hatte Tags zuvor die Wahlstadt verlassen und mit ihm der Vertreter der Pfalz, die in den mit der bairischen Linie des wittelsbachischen Hauses geschlossenen Frieden nicht aufgenommen worden war. Indem die beiden Wahlgesandtschaften nur gegen Formfehler, vor allem gegen die Ueberhastung des Wahlverfahrens, Einspruch erhoben, die Personenfrage aber unberührt ließen, so war einer nachträglichen Anerkennung des Neugewählten, falls der Wiener Hof den hannöverischen Vertrag noch annahm, durch diesen Protest nicht vorgegriffen.

So war es entschieden, daß die Kaiserkrone nach Wien zurückkehrte. „Aber," so hieß es dort, „die Kaiserkrone ohne Schlesien ist nicht des Tragens wert". Maria Theresia ließ ihrem Schwager, dem Prinzen Karl, wissen, wie er vor zwei Jahren ihre Krönung zu Prag mit einem Siege, dem Ueberfall des bairischen Lagers bei Braunau gefeiert habe, so solle er anläßlich der bevorstehenden Kaiserkrönung desgleichen thun, und zwar je eher, je besser.

Noch vor wenigen Wochen hatte Karl bei den sächsischen Verbündeten in dem Rufe eines Heißsporns gestanden, der nichts leidenschaftlicher wünsche, als die Scharte von Hohenfriedberg auszuwetzen. Der jugendliche General hatte von seinen Feldherrngaben selber kaum geringere Meinung als seine Herrin, und seinem Mangel an Selbsterkenntnis entsprachen seine Fehlgriffe in der Beurteilung anderer. Den alten Traun, dem er doch den ganzen Erfolg des vorjährigen glänzenden Feldzuges am Rhein wie in Böhmen dankte, nannte er in lächerlicher Anmaßung einen Neuling im Kriegswesen, zieh ihn der Furchtsamkeit und des Mangels an Entschluß und hatte ihn endlich in Eifersucht und Verblendung aus dem Stabe des zur Eroberung von Schlesien bestimmten Heeres zu verdrängen gewußt. Seitdem verließ er sich auf Leute, deren Hochmut mit ihrer Unfähigkeit wetteiferte und deren allgemeine Unbeliebtheit sich bereits auf den Prinzen übertrug. Große Hoffnungen waren zu Beginn des Feldzuges auf einen noch jungen Feldmarschallieutenant gesetzt, dessen Tapferkeit und Talent sich bereits mehrfach bemerkbar gemacht hatten; doch fehlte es dem Grafen Leopold Daun

bei seinen neununddreißig Jahren im Rate der ergrauten Generale an entscheidendem Gewicht. Nach Hohenfriedberg schien es doch nötig, noch zwei Feldmarschälle dem Prinzen an die Seite zu stellen; aber niemand kannte die beiden als strategische Leuchten. Der alte Herzog von Aremberg war dem Könige von Preußen aus dem Heidelberger Feldlager von 1734 als jovialer Silen in freundlicher Erinnerung, und dem Fürsten Christian Lobkowitz diente bei dem Prinzen Karl wohl gerade das zur besonderen Empfehlung, daß es ihm bisher nie vergönnt gewesen war, militärische Lorbeeren zu sammeln; von dem italienischen Kriegsschauplatze, wo er zuletzt kommandiert hatte, war er als unbrauchbar abberufen worden. Jetzt in Böhmen suchte er als Draufgänger seinen Feldherrnruf wieder herzustellen, schickte unaufhörlich die Reiterei zum Scharmuzieren aus, die auf die alte Höhe ihrer Kriegstüchtigkeit zu heben seine besondere Aufgabe sein sollte, und setzte der Vorsicht des Lothringers seine „Vivacité“ entgegen. Denn bei dem Prinzen war jene Kampfeslaune schnell verflogen. Die ungeduldigen Befehle der Königin veranlaßten ihn zunächst nur, seit dem 15. September sein Heer aus dem Lager von Aujest nordöstlich gegen die glatzische Grenze vorzuschieben; er gedachte, die Preußen durch diesen Flankenmarsch um ihre Rückzugslinie besorgt zu machen.

König Friedrich hat dieser Bewegung wenig Bedeutung beigelegt; was ihn bestimmte, ziemlich gleichzeitig die Stellung auf dem rechten Elbufer oberhalb von Königgrätz aufzugeben und sein Herr über den Fluß in der Richtung auf Trautenau zurückzuführen, war lediglich die Rücksicht auf die Verpflegung. In dem Lager bei Staudenz, zwei Stunden vor Trautenau, das er am 19. bezog, beabsichtigte er bis in den Oktober hinein sich zu halten; wenn alsdann die Grenzstriche Böhmens vollständig ausgezehrt sein würden, wollte er seine Truppen nach Schlesien in die Winterquartiere führen. In quälender Ungewißheit harrte er des Ausganges seiner Unterhandlung. Die guten und die schlechten Anzeichen wechselten fast von Tag zu Tag. „Ich habe gestern so viel positive Versicherungen von der Zuverlässigkeit gewisser Leute erhalten,“ schreibt er am 16. September nach Eingang einer Depesche aus London an den in seinem Quartier krank darniederliegenden Grafen Rothenburg, „daß ich mich unbedingt darauf verlassen muß, wofern ich nicht mit Blaise Pascal die Erde für ein schreckliches Gefängnis halten will, voll elender Verbrecher ohne Treu und ohne Ehre.“ Die Erwartung eines unmittelbar bevorstehenden Friedens ließ ihn die dringendsten Vorsichtsmaßregeln verabsäumen. Durch Entsendungen hatte er sein Herr um mehr als die Hälfte der aus Schlesien mitgenommenen Truppen geschwächt: als 15000 Sachsen zur Verteidigung ihrer Heimat aus Böhmen abrückten, schickte er, seinem Versprechen gemäß, den General Geßler mit 6 Bataillonen und 10 Schwadronen dem Fürsten von Anhalt zur Verstärkung; einige der tüchtigsten Generale, wie Nassau, Dumoulin, Lehwaldt, Winterfeldt standen mit abgezweigten Heerhaufen hier und dort, um die Verbindungen zu decken und Schlesien vor feindlichen Einfällen zu bewahren. So blieben im Lager bei Staudenz nur 22000 Mann: 32 Bataillone und 51 Schwadronen. Aber der König glaubte sich immerhin stark genug, die Oesterreicher zu schlagen; ja er war der Meinung, wie er noch am 25. September an Podewils schrieb, daß es ganz von ihm abhinge, eine

Schlacht anzunehmen oder abzulehnen. Er täuschte sich darüber hinweg, daß sein augenblickliches Lager nichts weniger als Sicherheit bot, da die es überragenden Bergkuppen zur Rechten, längs der Straße nach Trautenau, unbesetzt geblieben waren.

Was in den nächsten Tagen, bis zum Morgen des 30. September, geschah, bildet das gerade Widerspiel zu den Vorgängen vor der Schlacht bei Hohenfriedberg. Die österreichischen Generale sind über die Stellung des Gegners völlig unterrichtet; schon am 23. September hat Nadasdy einen Berg zur Linken des preußischen Lagers, den Marschauer Kopf besetzt, von dem sich die ganze Gegend überschauen läßt. Zweimal reitet Prinz Karl persönlich zur Rekognoscierung aus; er kann sich endlich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Gelegenheit, den aus Wien anbefohlenen Streich zu führen, zu günstig ist, daß ein Angriff auf den rechten Flügel der Preußen nicht leicht fehlschlagen kann. Ein durch das vorausschwärmende irreguläre Volk vortrefflich verhüllter Marsch nähert am 29. das österreichische Heer von Königshof aus den beherrschenden Höhen; unter dem Schutze der Nacht beginnen sich die Truppen über der Trautenauer Straße bis zu der Paßhöhe hin in Stellungen zu entfalten, von denen aus sie die Feinde niederstampfen, erdrücken wollen. Nadasdy, Dessewffy, Trenck stehlen sich mit ihren Husaren und Panduren in die Wälder zur Linken des preußischen Lagers, um den in der rechten Flanke Angegriffenen in den Rücken fallen zu können.

Man erzählte sich nachher im österreichischen Heere, wie Lobkowitz zu dem Prinzen Karl, als das preußische Lager nun vor ihnen lag, scherzend geäußert habe, „daß morgen früh in Zeit von einer Stunde solches Tröppel Menschen wie in einem Schnupftuch genommen sein müßte;“ der Prinz aber habe ihm den Rat gegeben, „die Zipfel von seinem Schnupftuch wohl zuzuhalten, daß ihm nicht einer oder mehrere echappierten, da er die Preußen noch nicht probiert hätte.“ War es die Erinnerung an seine früheren Begegnungen mit den Preußen, welche die Thatkraft des Prinzen im entscheidenden Augenblicke hemmte und ihn den Entschluß, der allein frommen konnte, nicht gewinnen ließ, den Entschluß zum Angriff aus der Marschkolonne heraus nach dem Beispiel, das die Gegner am Morgen des 4. Juni gegeben hatten? Der wallende Nebel, so erklärte er nachmals, habe seine Bewegungen gehemmt; als ob er diesen Herbstnebel nicht gerade als Bundesgenossen für den geplanten Ueberfall hätte begrüßen müssen.

Soviel hatte der König von Preußen tags zuvor doch festzustellen vermocht, daß das feindliche Heer in Bewegung sei; um seine Verbindung mit Trautenau nicht gefährden zu lassen, hatte er für die zehnte Morgenstunde den Abmarsch dorthin angeordnet. Früh um vier, seiner Gewohnheit nach, war er wach; die Generale vom Tagesdienst sammelten sich in seinem Zelte, die Befehle für den Marsch wurden eben diktiert, da ward vom rechten Flügel her gemeldet, daß feindliche Reitermassen, reguläre Schwadronen, auf den vorgelagerten Höhen aufrückten, daß weiter im Hintergrunde eine lange Staubwolke den Anmarsch eines ganzen Heeres vermuten lasse. Der König lief vor sein Zelt, eilte zu der am meisten vorgeschobenen Husaren-Feldwache: jeder Zweifel war ausgeschlossen. Die eben aufgehende Sonne zerteilte auf den Höhen bereits den Nebel und be-

strahlte die schnell sich verlängernde Schlachtlinie. Hier galt kein langes Besinnen. Im Lager bleiben, das hieß sich hülflos zusammenschießen lassen; ein Rückzug links ab nach Eipel hätte das Heer in das enge, felsige Aupathal geführt; die Straße nach Trautenau überragten die von den Oesterreichern besetzten Höhen. Nur der Sturm auf die Höhen selbst konnte das Heer retten. Blitzschnell hatte der König seine Lage durchschaut, seinen Entschluß gefaßt, seinen Schlachtplan durchdacht, seine Ausführungsbefehle erteilt. Auf dem rechten Flügel, an der am schlimmsten gefährdeten Stelle mußte der Angriff einsetzen, dort wo die Oesterreicher, zwischen ihrem Reiterflügel und der Infanterielinie, auf der Granner Kuppe ihre große Batterie aufgefahren hatten.

Daß die Reiter dort oben wie festgebannt schienen, ermöglichte es, eine Schlachtordnung zu formieren. Aber welche Fährlichkeiten waren zu überwinden, ehe der Rechtsabmarsch aus dem Lager die Spitzen der Marschkolonne an das ersehnte Ziel brachte, wo man in Angriffslinie umschwenken konnte. Nur anfangs bot das Wäldchen bei Burkersdorf, rechts vom Lager, den Trabenden und Marschierenden Deckung; dann wurden sie die Zielscheibe der österreichischen Batterien. Manche Granate riß acht, zehn Pferde fort, aber wer nur im Sattel blieb, verzog keine Miene und wich nicht aus dem Glied. Nach fast halbstündigem Ritt sahen sich endlich — es war acht Uhr geworden — die Gendarmen unter Goltz und die Breslauer Kürassiere unweit des Dorfes Neu-Rognitz dem feindlichen Reiterflügel gegenüber; unverzüglich ließ der alte Feldmarschall Buddenbrock, auch heute der Eröffner des blutigen Reigens, die zehn Schwadronen bergan sprengen. Oben hielten im ersten Treffen die besten Schwadronen, die Karabiniere und reitenden Grenadiere, bei ihnen Lobkowitz selbst und der Feldmarschalllieutenant Kolowrat; aber es war, als ob die österreichischen und preußischen Reiter seit Mollwitz die Rollen getauscht hätten: an den Boden gewurzelt, verstört, gleichsam geblendet, erwarteten die Oesterreicher den verwegenen Angriff, nur ihr Karabinerfeuer den sich in die Höhe Arbeitenden entgegenschickend. Mag die Linie der Preußen, wie Kolowrats Leute nachher behaupteten, bei dem rasenden Chok in Unordnung geraten sein, so kamen doch schnell die Garde du Corps, noch zehn andere Kürassierschwadronen und Rothenburgs Dragoner nachgesprengt: Graf Rothenburg selbst mußte heute zurückbleiben, fieberkrank ließ er sich in einer Sänfte auf das Schlachtfeld tragen. Die Ueberzahl, über die Lobkowitz noch immer verfügte, ward in diesem Gelände den Angegriffenen geradezu ein Fluch; in engem Abstand hintereinander gestellt, da im Rücken ein Absturz die Ausbreitung hemmte, ballten sich die Treffen zu einem wüsten Knäuel zusammen; das erste riß geworfen das zweite und dieses das dritte mit sich fort; die einen überschlugen sich in dem steilen Thalgrunde, die meisten flüchteten in die Wälder, von den weißen Husaren des Obersten Natzmer verfolgt. 55 österreichische, 3 sächsische Schwadronen waren, ehe eine Stunde abgelaufen war, vom Schlachtfelde verschwunden.

Inzwischen versuchte sich die preußische Infanterie mit dem Sturm auf die große Batterie. Drei Grenadierbataillone und die drei Bataillone des Regiments Alt-Anhalt steigen mit geschultertem Gewehr im Geschwindschritt auf;

als sie das verheerende Feuer der österreichischen Artillerie und Musketerie immer näher bekommen, feuern auch sie, ohne Befehl; sie gewinnen kein Terrain mehr, sie weichen, zuerst nur langsam, dann beginnt das zweite Bataillon Anhalt zu laufen. Lautes Siegesgeschrei: „Es lebe Maria Theresia!“ ertönt aus den österreichischen Reihen; mit fünf Grenadierkompagnien stürzt Oberst Beneda den Zurückgeschlagenen nach; andere Bataillone folgen. Doch rechtzeitig sind aus dem zweiten Treffen die Regimenter La Motte und Blankensee zur Stelle. Bis auf hundert Schritt nähern sie sich dem Feinde im Marschschritt, dann senden sie ihm ihr mörderisches Feuer, er kehrt zur Flucht. Hart hinterher drängen die pommerschen und märkischen Musketiere. Die beim ersten Angriff abgewiesenen Bataillone besinnen sich, folgen dem Beispiel ihrer Kameraden. Die zu einem Flankenangriff auf die Verfolgenden ausgeschickte österreichische Reservekavallerie, zwischen der großen Batterie und dem Dorfe Burkersdorf hervortauchend, läßt sich durch das preußische Feuer einschüchtern und verschwindet ohne eingehauen zu haben. Die Höhen werden gestürmt, die Kanonen bleiben den Siegern.

Indem König Friedrich alle Wucht des Angriffes in seinen rechten Flügel legte, hielt er die entsprechend geschwächte, nur eine einzige Linie bildende Linke hinter dem Dorfe Burkersdorf so lange zurück, bis auf jenem Flügel der Ausgang des Kampfes sich absehen ließ. Nach dem Urteil des Generals Stille war es der entscheidende Fehler der Oesterreicher, daß sie mit ihren Reitermassen an dieser schwachen Stelle der preußischen Schlachtordnung die fünfzehn beim Dorfe Prausnitz die Flanke deckenden Schwadronen nicht über den Haufen warfen, um dann die dünne Infanterielinie aufzurollen. Statt dessen ließen sie unthätig Stunde auf Stunde verrinnen, bis nun nach der Entscheidung auf dem anderen Flügel die zehn Kürassierschwadronen von Rochow und Bornstädt ihrerseits losritten und die Ueberzahl der österreichischen Reiter beim ersten Angriff fortfegten.

Hartnäckiger widerstand, auch auf diesem Teile des Schlachtfeldes, das österreichische Fußvolk, und die ihm zugeteilten sächsischen Bataillone eiferten rühmlich nach. Als der preußische Angriff unter der Wirkung des Kleingewehrfeuers zu stocken begann, sprang Prinz Ferdinand von Braunschweig vom Pferde, stellte sich an die Spitze des zweiten Bataillons Garde, ließ das Feuer einstellen und rief den Musketieren zu, sie sollten als brave Leute ihm folgen. Mit Hurraruf ging es vorwärts; die ganze Brigade des Prinzen und die Bataillone zur Rechten und Linken kamen in neue Bewegung. Ferdinand wurde durch einen Prellschuß am Knie gequetscht; dort zur Rechten beim Sturme auf die große Batterie war soeben seinem Bruder Albert von einer österreichischen Kanonenkugel der Kopf zerschmettert; drüben auf den Höhen verwundete ein preußisches Geschoß seinen Bruder Ludwig, den österreichischen Generalfeldzeugmeister. Die Oesterreicher wichen, immer von neuem sich setzend, von Höhe zu Höhe. Den letzten Widerstand brach ein Flankenangriff der Kürassiere von Rochow und Bornstädt, während sechzehn Schwadronen vom rechten Flügel, nach der schnellen Entscheidung des dortigen Reiterkampfes von dem Könige auf den linken entsendet, ihnen den Rücken deckten, zersprengten sie zwei ganze Infanterie-

regimenter und erbeuteten, ein Gegenstück zu der Hohenfriedberger Heldenthat der Baireuther, 8 Fahnen und 800 Gefangene.

Die Oesterreicher traten, nach fast fünfstündigem heißen Ringen, gegen die Mittagsstunde den Rückzug an, bis zu dem Dorfe Soor und den Eingängen des Königreicher Gebirgswaldes von den Siegern verfolgt, mit einem Verlust von achthalbtausend Mann. Einer ihrer Offiziere erinnerte sich des Wortes von Neipperg über den preußischen Infanterieangriff bei Mollwitz: es sei nicht anders gewesen, als wenn die Preußen mit klingendem Spiel in den Tod hätten gehen wollen. Und der der Oeffentlichkeit übergebene Schlachtbericht des österreichischen Hauptquartiers rühmte dem tapfern Gegner nach, daß er, wie er denn „ohnedem geschwind" sei, schnell entschlossen, sich an das Schießen „gar nicht gekehrt" habe, sondern geradewegs zum Angriff übergegangen sei. Er sei geschlagen, und zwar tüchtig, gestand Prinz Karl von Lothringen in einem vertraulichen Briefe seinem Bruder, dem neuerwählten Kaiser. Er gab die Hauptschuld an der Niederlage dem General Nadasdy, der, statt die preußische Linie im Rücken zu fassen, sich mit der Plünderung ihrer Bagage aufgehalten habe. Der General Stille hat dieser Auffassung entgegengehalten, daß die preußische Nachhut unter General Schlichting, fünf Bataillone und fünf Schwadronen, unter allen Umständen stark genug gewesen sei, einen Angriff der irregulären ungarischen Truppen abzuwehren. Auch war auf den ersten Kanonendonner General Lehwaldt mit sieben Bataillonen aus Trautenau herbeigeeilt.

Während Schlichting mit seinen Leuten dem schwachen und gefährdeten linken Flügel den Rücken deckte, war nun freilich das Verwüstungswerk der Ungarn in dem verlassenen Zeltlager ungestört vor sich gegangen. Die wenigen Bedeckungsmannschaften waren schnell samt und sonders niedergemacht, auch die Weiber und die Kranken wurden von den entmenschten Horden nicht geschont; gräßlich verstümmelt wurden nachher die Leichen gefunden. Außer der Bagage und der Kriegskasse in ihrem traurigen Zustande der Ebbe wurde auch die Kabinettskanzlei des Feindes Beute, und mit ihr der Kabinettssekretär und sein Dechiffreur, „zwei der vornehmsten Minister," wie der österreichische Schlachtbericht sie hochtrabend titulierte. Doch wurde dem umsichtigen Eichel auf der Fahrt bis in das Hauptquartier des Prinzen Karl von seinen achtlosen Begleitern Zeit gelassen, die wichtigsten Papiere zu vernichten.

Es war nur ein schwacher Trost für die Besiegten, den König, wie sie jetzt der Welt verkündeten, so ausgeplündert zu haben, „daß er nicht mehr, als das am Leibe habende Hemd behalten". Allerdings schier alles war ihm fortgenommen, seine Kleider und seine Wäsche, seine Pferde und seine Windspiele, seine Bücher und seine Flöte. Er lebte, wie er sagt, von der Gefälligkeit seiner Offiziere, und mußte die Kunde von seinem Siege mit flüchtigen Bleistiftzügen winzigen, aus einem Taschenbuche ausgetrennten Zetteln anvertrauen: „Die Oesterreicher sind total geschlagen, ein andermal ein mehres," so lautet auf einem dieser denkwürdigen Blätter seine lapidare Botschaft.

Mit wenig über 19000 Mann hatte er fast 33000 Oesterreicher und Sachsen in einer Stellung besiegt, welche sie selbst für unangreifbar gehalten hatten. Er sei in der Suppe bis über die Ohren gewesen, schrieb er in derbem

Deutsch an seinen in Berlin krank darnieder liegenden Kämmerer Fredersdorff, und seiner persönlichen Fährlichkeiten inmitten der allgemeinen Krisis gedenkend, frohlockte er in einer Mischung von übermütigem Scherz und geheimnisvoller Ueberzeugung: „Siehst Du, mir thut keine Kugel was!“ Um ihn herum hatten Eisen und Blei furchtbare Ernte gehalten. Von seiner tapferen Infanterie war der vierte Mann tot oder verwundet auf dem Platze geblieben; das Grenadierbataillon Wedell war beim Sturm auf die große Batterie nahezu aufgerieben worden; es zählte auf 381 Mann volle 300 Tote und Verwundete, von den 12 Offizieren waren 6 verwundet und 3 tot, unter den Toten der Kommandeur, der Held von Selmitz, Georg von Wedell. Je übermenschlicher das Ringen gewesen war, desto stolzer schwellte jetzt jede Brust das Hochgefühl, Erstaunliches, Unerhörtes geleistet zu haben. Man trug sich mit einer Aeußerung des Königs, und jedermann im Heere mochte ihr beipflichten: da die Oesterreicher nicht verstanden hätten, ihn diesmal zu schlagen, so würden sie ihn niemals schlagen. Die helle Freude an der braven That ließ wenig Raum für die Gedankenblässe der kritischen Erwägung, daß dieser Sieg keine strategischen Wirkungen haben werde, und daß der Feldherr, ein Sieger wider Willen, sich die für ihn zwecklose Schlacht durch seine eigenen Fehler hatte aufnötigen lassen. Indem Friedrich selber solche Betrachtungen anstellte, knüpfte er daran das hochherzige Bekenntnis, daß sein Schicksal an diesem Tage in der Tapferkeit seiner Truppen gelegen habe, durch welche die Fehler des Feldherrn ausgeglichen seien. Er hätte hinzusetzen dürfen, daß seine vor der Schlacht begangenen Fehler ihm Gelegenheit geboten haben, in gefährlichster Stunde die Eigenschaften zu bewähren, deren ein Verwalter des Schlachtfeldes vor allem bedarf und ohne welche keine Tapferkeit noch Uebung den Truppen von Soor zum Siege hätte helfen können: die Schwungkraft des Geistes und die geniale Sicherheit schnellen Entschlusses. Hatte schon der ganze Verlauf dieses Feldzuges von 1745 den Reichtum seiner rein persönlichen, seiner intellektuellen und moralischen Hülfsmittel gezeigt, so wiederholte der Morgen von Soor gleichsam in zusammengedrängtem Maßstabe den überwältigenden Beweis, welcher Steigerung angesichts der Gefahr diese geistige Spannkraft fähig war: man wird an den Gott der germanischen Sage erinnert, der erst dann in seine Asenstärke fährt, wenn die äußerste Bedrängnis ihn reizt.

Vierzehn Tage vor der Schlacht hatte König Georg in London auf einem Hoffeste den österreichischen Gesandten gefragt, ob er Nachrichten von dem Kriege in Böhmen habe; als Wasner versicherte, durch stete Neckerei im kleinen Gefecht hoffe Prinz Karl das preußische Heer bald sehr erheblich geschwächt zu haben, da hatte König Georg kopfschüttelnd erwidert: „Der König von Preußen wird an einem Tage mehr thun als Prinz Karl in sechs Monaten.“ Friedrich empfing die Depesche seines Gesandten, die ihm diese Aeußerung meldete, unmittelbar vor der Schlacht. „So hat sich denn das Wort des Königs von England erfüllt,“ schrieb er Tags nach seinem Siege an Podewils.

Wie hatte doch die öffentliche Meinung ihr Urteil über Friedrichs militärische Begabung jetzt geändert. Nach der Schlacht bei Mollwitz hatten auch die Unberufensten, wie König Ludwig von Frankreich oder ein Horace Walpole

sie bezweifeln und bespötteln zu dürfen geglaubt. Nach dem Feldzuge von 1744 urteilte man, wie schon berührt wurde, auch im preußischen Heere, daß man das militärische Genie des Königs sehr überschätzt habe und daß der König guten Rat von seinen Generalen nicht annehme. Jetzt wußte die Armee und wußte der Feind, daß Friedrich keinem andern seine Siege verdanke als sich selber. Die beiden glänzenden Tage von Hohenfriedberg und Soor schlossen den Spöttern und den Neidern, den Krittlern und den Dünkelhaften im feindlichen und im eigenen Lager den Mund. Was in der kecken, mutwilligen, zufahrenden Art des jungen Königs den meisten als hochmütige Anmaßung persönlicher Eitelkeit erschienen, das hatte jetzt den vollgültigen Beweis seines inneren Wertes, echtester Genialität für sich. Die feindlichen Generale, deren Urteil der Kabinettsrat Eichel während seiner vierzehntägigen Gefangenschaft im österreichischen Lager kennen lernte, sprachen von dem Könige mit der höchsten Bewunderung. Friedrich hatte jetzt jenen gefürchteten Namen, den Ruf als der erste Kapitän seiner Zeit, einen Ruf, den neue glänzende Siege nur bestätigen, den alle Niederlagen nicht mehr erschüttern konnten.

Der Gewinn einer neuen Schlacht änderte nichts an dem Entschlusse des Königs, die Winterquartiere auf heimischem Boden im Bereich der schlesischen Magazine zu nehmen. Ehrenhalber lagerte er sechs Tage auf der siegreich behaupteten Walstatt und blieb dann noch bis zum 16. Oktober in dem Lager bei Trautenau, um die letzten Vorräte in dem böhmischen Grenzgebiete aufzuzehren. Er hatte unmittelbar nach der Schlacht den Frieden nunmehr als „so gut wie sicher" betrachtet; er äußerte, der Königin dürfte jetzt von ihren Generalen die Ueberzeugung beigebracht werden, daß gegen die Preußen nichts auszurichten sei. Auch baute er noch immer auf England, ja ganz persönlich auf den Stolz und die Empfindlichkeit des englischen Königs, für den es vor dem ganzen Europa eine Ehrensache sei, seiner Konvention von Hannover Geltung zu verschaffen. Zugleich aber gestand er ein, daß sich der Philosophie des Zweifels, dem Pyrrhonismus, kein weiteres Feld eröffnen könne, als in der gegenwärtigen politischen Lage; er seufzte, daß er unendlich darunter leide, sich immerfort zwischen Hammer und Amboß zu befinden. Das heiße nicht leben, sondern tausendmal sterben, wenn man seine ganze Zeit in Unruhe zubringen müsse. Indes erklärte er, daß er durch seine Rückkehr in die Hauptstadt die erregten Gemüter der Furchtsamen zu beruhigen gedenke; er nahm sich vor, nur Ruhe und Heiterkeit zur Schau zu tragen.

Auch von seinen „häuslichen Kümmernissen" wollte er die Außenwelt nichts merken lassen; das sei ein Kelch, so schrieb er an Podewils, dessen Bitterkeit er ganz allein leere. Die Stätten, die er nach achtmonatlicher Abwesenheit wieder betrat, waren ihm verödet. Binnen wenigen Wochen hatte ihm der Tod die beiden liebsten Freunde entrissen: am 24. Mai war Etienne Jordan gestorben, am 13. August sein Cäsarion, Dietrich von Keyserlingk. Der Verlust traf ihn in den dunkeln Stunden der Ungewißheit und Gefahr um so härter. Wie wundersam mutet uns in den herrlichen Briefen dieses denkwürdigen Sommers seine rührende Klage an, der Durchbruch tiefer Empfindung und Weichheit nach dem Glaubensbekenntnis des starren Stoicismus, in welchem wir ihn aller Lust

und allem Leid der Erde Valet geben hörten. Gern verweilen wir im Vorübergehen einen Augenblick bei seinem Schmerze. „Sie ermessen," so weiht er die treue Gräfin Camas in seine Trauer ein, „wie schwer es einem Herzen fällt, das so weich wie das meine geschaffen ist, den tiefen Schmerz zu ersticken, welchen diese Verluste mir bereiten . . . Ich hatte mich auf meine Heimkehr gefreut; jetzt fürchte ich mich vor Berlin, Potsdam, Charlottenburg, vor allen den Orten, die mir die trauervolle Erinnerung an Freunde wecken werden, welche ich für immer verloren habe." Mit wehmütiger Fürsorge legt er in einem andern Briefe aus dem böhmischen Feldlager der würdigen alten Dame die Erziehung des einzigen Kindes, des einjährigen Töchterchens seines Keyserlingk, an das Herz, auf daß die Tochter dereinst ihres Vaters wert sei. Und als der 13. September herankommt, klagt er der Gräfin: „Heute ist ein Monat vergangen seit der Veranlassung meiner Thränen und meiner Trauer. Glauben Sie nicht, daß das Gewirr der Geschäfte und die Drangsal der Zeitumstände meine Traurigkeit zerstreuen kann. Ich weiß jetzt aus Erfahrung, daß das eine schlechte Arznei ist. Nach dem Ungestüm der ersten Tage fühle ich mich jetzt weder getrösteter noch weniger traurig als bisher." Das schönste Denkmal aber seines Schmerzes und seiner Freundschaft ist der poetische Nachruf, den er „den Manen Cäsarions" gewidmet hat. Durch den Tod des Freundes zu der Erkenntnis gelangt, wie wenig seine Seele gegen das Unglück unempfindlich ist, schilt er die Anmaßung der Stoa, die das Gemüt gegen die Schicksalsschläge wappnen wolle; aber die Schlußverse der Elegie gehen doch wieder in den heroischen Grundakkord der großen Epoche von Hohenfriedberg und Soor über:

O glücklich, wem des grimmen Todes Nah'n
Nicht rauben kann der heitren Stirne Adel,
Wer dem Geschick ins Auge sehen kann,
Von Schrecken frei und frei von Tadel.

Der König täuschte sich, wenn er von der Entmutigung im österreichischen Hauptquartier einen Rückschlag auf die Stimmung bei Hofe erwartete. Der Sieg, auf welchen Maria Theresia gerechnet, er hatte die Kaiserkrönung ihres Gemahls verherrlichen sollen, zu der das erlauchte Paar Ende September in Frankfurt eingetroffen war. Nun hatte sich in den Krönungsjubel des 4. Oktober die Unglückskunde von Soor als ein schriller Mißklang gemischt; aber es schien, als ob jeder Unglücksschlag den Kriegseifer nur noch mehr anfachte, und der Wiedergewinn der Führerschaft im Reiche ließ nur um so lebhafter den Wunsch und die Notwendigkeit empfinden, den verhaßten Nebenbuhler niederzuwerfen. Wer durfte die Kaiserin-Königin tadeln, wenn sie einen Krieg, den sie nicht selbst entflammt, fortrasen ließ? Noch war ihre Lage nichts weniger als verzweifelt, weder militärisch noch politisch. Sein jüngster Sieg hatte dem Gegner nichts als die unfruchtbare Ehre des behaupteten Schlachtfeldes eingetragen; sein ganzes Verhalten seit dem Ausgang des vorjährigen Feldzuges zeigte zur Genüge, daß es ihm nur noch um die Verteidigung zu thun war, daß Maria Theresia für

keines ihrer Länder mehr zu fürchten brauchte. Politisch aber eröffnete sich ihr eben jetzt die Aussicht, diese anmaßenden Verbündeten, die ihr aus Zweckmäßigkeitsgründen der britischen Politik den Sonderfrieden mit Preußen zumuteten, zu übertrumpfen durch einen Sonderfrieden mit Frankreich.

Bereits seit Monaten waren sächsische Diplomaten eifrig bemüht, die Wege zu diesem Ziele zu ebnen. Unter den Ministern Ludwigs XV. wünschte besonders der Kardinal Tencin, im Geiste seines Lehrmeisters Fleury, die Verständigung mit dem Wiener Hofe. Die Nachricht vom Abschluß der hannöverischen Konvention gab dann den Gegnern des preußischen Bündnisses am französischen Hofe gewonnen Spiel. Daß es so kommen werde, kommen müsse, daß Preußen keinen andern Ausweg habe, solches hatte Noailles dem Könige von Frankreich vorausgesagt; daß die Konvention nichts enthielt, was dem französischen Interesse widersprach, gab der Staatssekretär d'Argenson dem preußischen Gesandten zu. Aber d'Argenson stand mit seinen Anschauungen im Conseil bereits ganz vereinzelt. Aufrichtig beklagte er, daß Friedrich durch seine scharfe Zunge und spitze Feder seiner eigenen Sache immer von neuem schade: die, welche am Tage von Hohenfriedberg um ihn gewesen seien, geständen einstimmig, daß man nie einen großen Fürsten bescheidener und gesetzter gesehen habe, Tags darauf aber habe man wieder die alten schnöden Redensarten und Fanfaronaden vernehmen müssen. Wohl versicherte d'Argenson gelegentlich dem preußischen Gesandten Chambrier, daß König Ludwig von der Verstimmung gegen den König von Preußen ganz zurückgekommen sei; aber Chambrier verhehlte seinem Gebieter nicht, daß Ludwig, dessen Ohr seit dem Gewinn der Schlacht bei Fontenoy sehr empfindlich sei, die abfälligen Bemerkungen über die Diversion in Flandern übel vermerkt habe. Wenn man die Leute hier zu Lande gründlich kenne, so warnte der alte Diplomat auf Grund sechsundzwanzigjähriger Erfahrung, so müsse man zugeben, daß sie imstande seien, sich mehr über die Form der Dinge zu erregen, als über die Sache selbst. Neuerdings hatte die gegenseitige Gereiztheit abermalige Verschärfung erfahren. In seiner wachsenden Geldnot hatte der König von Preußen nach langem Widerstreben es über sich vermocht, nach dem Beispiel der übrigen Verbündeten Frankreichs König Ludwig um Subsidien anzugehen. Sofort erhob im Kronrate der Generalkontrolleur Orry ein Zetergeschrei: Frankreichs Kassen seien leer, dem Könige von Preußen dagegen habe sein Vater einen unerschöpflichen Schatz hinterlassen; an seine Geldverlegenheit dürfe man nicht glauben, wohl aber sei seine Habgier unersättlich. Statt der von Friedrich geforderten Jahresquote von vier Millionen Thalern stellte man ihm endlich noch nicht die Hälfte dieser Summe in Aussicht: monatliche Zahlungen von je 500 000 Livres. Nun war es wieder Friedrich, der da schrie und sich entrüstet zeigte; das sei, schrieb er am 3. September an Valory, eine Summe, die für einen Landgrafen von Darmstadt gut sein möge; er verzichte von Stund an auf die französischen Subsidien, die man ihm so unlustig und in so kärglichem Maße anbiete. Er möchte gleichwohl lieber wenig als gar nichts genommen haben, hätte er nicht eben jetzt seine Hoffnung auf den Vertrag von Hannover gestellt. Niemandem bereiteten die Ausbrüche elementaren Zorns und die Ergüsse unbezähmbarer Satire größeren Kummer, als dem treuen Kabinettssekretär Eichel: was half ihm nun alle auf

die Konzepte der königlichen Briefe verwandte Sorgfalt, wenn der König bei der Unterzeichnung eine beißende Nachschrift hinzusetzte, die vielleicht binnen kurzem in Versailles und Paris von Munde zu Munde ging: „Es ist triste," schreibt einmal Eichel im Sommer 1745 aus solchem Anlasse an Podewils, „daß, wenn man alles thut, um eine Sache in gehörigen convenablen Terminis zu fassen, solches durch Umstände verdorben wird, wodurch man sich allerhand Chagrins und Ressentiments exponieret." In einer Stunde der Erregung und Erbitterung setzte Friedrich sich nieder und schrieb an den König von Frankreich einen Brief, in welchem die Worte vorkamen: „Es hat sich bis jetzt nur zu sehr gezeigt, daß Ew. Majestät das Interesse Ihrer deutschen Verbündeten nicht gewürdigt haben; auch sehen Ew. Majestät, wie Sie dieselben nach einander verloren haben. Ich fühle wohl, daß Ew. Majestät diese Wahrheiten hart finden wird, aber sie müssen gesagt werden, und die Fürsten, so groß sie auch sind, müssen sich an die Wahrheit gewöhnen." Als der Kabinettssekretär solche Worte las, geriet er in lebhafte Unruhe; Eichels Vorstellungen war es zu danken, daß der Brief zunächst zurückbehalten wurde und endlich, nach einigen Wochen, in einer abgeblaßten Umarbeitung abgesandt wurde. Immerhin bekam König Ludwig noch die bittere Wahrheit zu hören, daß Prinz Conti mit seinem Rückzug über den Rhein es sei, welcher dem Großherzog von Toskana die Kaiserkrone aufs Haupt setze und die Verbündeten Frankreichs in Deutschland in drangvolle, verderbendrohende Lage bringe.

Mitte September war dieser Brief am Orte seiner Bestimmung. Der Inhalt verletzte wie gewöhnlich; die der Bemerkung über Conti vorangestellten Glückwünsche zu den sich häufenden Erfolgen in Flandern nannte d'Argenson ein gezwungenes und lächerliches Kompliment. Am 22. September schickte der Minister dem Gesandten am Dresdener Hofe die Vollmacht, unter sächsischer Vermittelung den Frieden mit Oesterreich abzuschließen. Frankreich verlangte für sich einige der eroberten belgischen Grenzplätze, Furnes, Ypern, Nieuport und nach Lage der Umstände auch Tournai, für den spanischen Infanten Don Philipp eine Ausstattung in Oberitalien, für Sardinien, Modena und Kurpfalz den status quo ante bellum. Vor Spanien und vor Preußen sollten die Verhandlungen bis zum gänzlichen Abschluß geheim bleiben.

Schon in den Tagen der Krönungsfeierlichkeiten war der Sachse Saul in der Lage, diese Vorschläge in Frankfurt den Ministern der Kaiserin-Königin mitzuteilen. Maria Theresia hätte den Frieden mit Frankreich sofort schließen können, hätte sie einen minder schwerfälligen und umständlichen Berater als Bartenstein gehabt. Dem schien es bedenklich, ohne weiteres zuzuschlagen, da der Antrag offenbar noch nicht das letzte Wort des Gegners enthalte; vielleicht werde Frankreich auf Erwerbungen in den Niederlanden noch gänzlich verzichten. Ueber Abtretungen in Italien werde man allerdings nicht hinwegkommen; indeß wie gering werde der Verlust sein gegen Schlesien, das wahre Juwel des Hauses Oesterreich, gegen dieses Schlesien, dessen Wiedereroberung der Friedensschluß mit Frankreich erleichtern sollte. Demgemäß faßte Bartenstein seine Meinung dahin zusammen, daß zwar der Antrag der Franzosen in seiner jetzigen Form abzulehnen, daß dagegen die Verhandlung mit ihnen in Gang zu erhalten sei.

Bei der durch wiederholte Proben erhärteten Ueberlegenheit der preußischen Kriegsführung schien es keineswegs genug, Preußen zu isolieren; es galt, ihm noch neue Gegner zu erwecken. Nicht bloß nach Frankreich, auch nach Rußland wandte drum die österreichische Diplomatie den Blick; sie entwarf in dieser west-östlichen Kombination gleichsam die erste, flüchtige Skizze zu ihrem großen Zukunftswerke. Unter dem Vorwand, der Zarin den Regierungsantritt des Kaisers kundzugeben, sandte Maria Theresia einen ihrer gewandtesten Diplomaten, den Freiherrn von Pretlack, nach Rußland; er sollte versuchen, Elisabeth für die Pläne gegen Preußen zu gewinnen und sie ganz mit seiner Gebieterin auszusöhnen. Schon 1744 hatte die Politik dem Stolze ein Opfer abgerungen: Maria Theresia hatte es über sich vermocht, die früher verweigerte Genugthuung wegen der angeblichen Verschwörung Bottas zu erteilen, der Marchese war für einige Zeit auf die Festung Graz geschickt, und ein Rundschreiben an die österreichischen Gesandtschaften hatte dem Abscheu vor den Thaten, deren Botta beschuldigt werde, öffentlich Ausdruck gegeben. Damit hatte Elisabeth, dank dem eigennützigen Vermittelungseifer Bestushews, sich zufrieden erklärt. Immer durfte man die argwöhnische Frau nur Schritt für Schritt weiter drängen. Pretlack sollte ihr versichern, man wolle nicht den gänzlichen Untergang des Königs von Preußen, sondern beabsichtige nur, ihm seine Eroberungen wieder abzunehmen: daß sich die Sachsen altpreußisches Gebiet als Kampfpreis hatten aussetzen lassen, mußte der Zarin vorläufig verborgen bleiben, bis sie von dem letzten Rest ihrer alten Sympathieen für Preußen geheilt war.

Aus Frankfurt nach Wien zurückgekehrt, ließ die Kaiserin-Königin den unbequemen Robinson mit seiner Anpreisung der hannöverischen Konvention nun nicht länger auf Antwort harren. Robinson fand, daß die Frankfurter Luft zur Abkühlung der Gemüter nicht eben beigetragen habe, und stellte seine Betrachtungen darüber an, daß von einer einzigen Silbe aus dem Munde dieser leidenschaftlichen Frau, von einem kleinen verhängnisvollen Nein jetzt das Schicksal Europas abhänge. In der That, der kurze und hochfahrende Bescheid, den er jetzt erhielt, lautete unbedingt ablehnend. Und wenn Maria Theresia früher den Gesandten auf den Oktober vertröstet hatte, so wollte sie sich jetzt solcher Zusage nicht erinnern und erklärte jenem im Gespräch, sie habe nur gesagt, daß man im Oktober sehen werde, was zu thun sei. Ihr Hofkanzler Ulfeld aber sagte dem Engländer geradeheraus, anstatt Preußen von Frankreich werde man am letzten Ende nur die Kaiserin von dem englischen Bündnis trennen.

Während man derart dem Gesandten drohte, suchte man seinen König und dessen hannöverische Minister mit Lockungen zu verführen; wußte man doch, wie empfänglich sie dafür waren. In Frankfurt sagte Bartenstein zu Münchhausen, der dort als kurbraunschweigscher Wahlbotschafter erschienen war, des Königs deutsches Interesse erfordere, daß er wenigstens als Kurfürst mit den Engländern nicht „gleiche Sentiments führe", und in London übernahm es wieder ein sächsischer Diplomat, Graf Flemming, dem Könige selbst die Vorteile auszumalen, die ein Sonderfriede zwischen der Kaiserin und Frankreich unter Ausschluß von Preußen und England für ihn und sein Kurfürstentum haben werde. Sobald Georg von der ihm zugedachten Ausstattung mit preußischen Spolien hörte,

schlug er freudig ein und gelobte, seinen englischen Ministern von der österreichisch-französischen Sonderverhandlung nichts zu verraten. Nur der Prinz von Wales wurde in das Geheimnis gezogen und zeigte sich mit dem Plane sehr einverstanden; freilich werde sein Vater nicht umhin können, meinte er zu dem österreichischen Gesandten Wasner, beim glücklichen Ausgang der Verhandlung „einigen Unwillen äußerlich darüber zu bezeugen“.

Eine vorsichtige Politik würde sich vielleicht zunächst des Friedens mit Frankreich und des Bündnisses mit Rußland vergewissert haben, um dann erst, unter dem moralischen Eindrucke dieser Ergebnisse, zum Vernichtungskampf gegen das diplomatisch und militärisch isolierte Preußen anzutreten. Diesmal aber begegnete sich der ungeduldige Wagemut Maria Theresias mit der nicht minder ungeduldigen Begehrlichkeit der Sachsen. Vor der Schlacht bei Soor, schon Ende August, hatten die beiden Höfe in einem neuen Vertrage untereinander ausgemacht, den Krieg gegen Preußen auch während des Winters nachdrücklich fortzusetzen und zwar an den Stätten, wo es dem Gegner am empfindlichsten sein werde; das hieß, in Friedrichs alten Provinzen. Da Preußen jetzt zweifellos als Angreifer zu betrachten sei — soeben war jenes Manifest gegen den Dresdener Hof veröffentlicht — so bezeichnete König August sich als befugt, seine sächsischen Truppen, die bisher nur gegen Schlesien Kriegshülfe geleistet hatten, auch an dem Besuche der preußischen Stammlande teilnehmen zu lassen. Dagegen versprach Maria Theresia, aus dem Lager am Rhein 10—12 000 Mann zur Verstärkung des Angriffsheeres nach Sachsen zu entsenden. Die Sachsen waren es, die den Plan angeregt hatten, da sie endlich einmal mit der Eroberung der ihnen als Kriegsbeute zugesagten altpreußischen Lande den Anfang gemacht wissen wollten. Gern hätten sie gesehen, daß die österreichischen Verstärkungen auf dem kürzesten Wege vom Rhein und Main in das Halberstädtische marschiert wären, damit das Kriegsfeuer sich alsbald von den kursächsischen Grenzen abgewendet hätte; doch waren sie auch damit zufrieden, daß General Grünne mit seinen Zehntausend durch das Voigtland und die Lausitz zur Spree und Oder, nach Frankfurt, vorzugehen versprach. Inzwischen sollte Prinz Karl von Lothringen mit dem böhmischen Heere, Oesterreichern und Sachsen, über Görlitz in Niederschlesien einfallen, um dem preußischen Hauptheere den Weg nach der Mark zu verlegen, während dem Gros der sächsischen Streitmacht die Aufgabe gestellt wurde, von Leipzig her den Saalkreis zu überschwemmen und sofort gegen Berlin zu rücken. Mit besserem Erfolg als bei Staudenz im Lager, hofften die Verbündeten die preußischen Regimenter jetzt in den magdeburgischen, märkischen, schlesischen Winterquartieren zu überfallen; sie ließen die Möglichkeit außer Betracht, daß ihr Gegner nochmals ihnen im letzten Augenblick zuvorkam, nochmals siegte, vielleicht entscheidender siegte und dadurch die kunstvollen Zirkel ihrer da und dort eingeleiteten Verhandlungen störte.

Hätten die leichtherzigen Projektenmacher in Dresden es wenigstens über sich vermocht, ihre Anschläge in das Dunkel des Geheimnisses zu hüllen! Was ihre unbedachte Ruhmredigkeit bei hellem Tage ausplauderte, berichtete der schwedische Gesandte Wulfwenstierna haarklein an seinen Kollegen Rudenschöld nach Berlin. Beide waren als Mitglieder der französisch gesinnten Hutpartei auch

Anhänger Preußens, zumal seit der zu den Hüten haltende Thronfolger mit der Schwester des preußischen Königs vermählt war; Rudenschöld war zudem ein warmer Bewunderer der Heldengröße des Fürsten, bei dem er beglaubigt war. Am 11. November, dem Tage, da die Siegeszeichen von Hohenfriedberg und Soor unter feierlichem Gepränge in der Garnisonkirche zu Berlin niedergelegt wurden, erfuhr König Friedrich durch diesen Mittelsmann, welch neue Wetter gegen ihn sich auftürmten.

Die Fremden warnten ihn vor der Gefahr, die Seinen setzten ihr Unglauben entgegen. Mehr als alle anderen der erfahrene Kriegsmann, auf den der König für die Aufgaben der Verteidigung als vornehmsten Gehülfen rechnete, der soeben zum Besuch nach Berlin gekommene alte Dessauer. Aber hier galt keine Einrede. Leopold erhielt Befehl, sein Heer bei Halle wiederum zu versammeln und auf die erste Nachricht von der Ankunft österreichischer Truppen in Sachsen unverzüglich auch seinerseits die sächsischen Grenzen zu überschreiten. Friedrich selbst setzte seinen Abgang zu dem schlesischen Heere auf den 16. November fest. Bevor er die Hauptstadt verließ, gab er noch für seine Diplomatie nach allen Seiten das Losungswort aus.

Er befahl seinem Gesandten in London, Lord Harrington noch einmal mit ernsten Worten an die übernommene Pflicht zu mahnen. Wollte England ihr gerecht werden, so sei es unbedingt notwendig, daß die hannöverischen Minister des Königs denselben Strang wie die britischen zögen, statt dem, was zwischen Preußen und England verabredet sei, diametral entgegenzuhandeln. Immer stärker wurde Friedrichs Verdacht, daß er den König von England nicht als eine, sondern als zwei Personen zu betrachten habe.

Je größere Rätsel die Haltung Englands und zumal des englischen Königs aufgab, um so unabweislicher erschien die Notwendigkeit, einen letzten Versuch bei den alten Verbündeten in Versailles zu machen. Es kam dem Könige hart an, nach der neulichen stolzen Zurückweisung ihres Subsidienangebotes sich den Franzosen jetzt doch wieder mit einem Hülfsgesuche zu nahen. In einem eigenhändigen Briefe an Ludwig XV. löste er die peinliche Aufgabe mit Würde und Schlichtheit, Offenheit und Freimut. Er sprach von der hannöverischen Konvention, die er habe schließen müssen, als Frankreich den Krieg in Deutschland eingestellt und das Reich und den Kaiserthron den Widersachern preisgegeben habe; Valory habe diese Konvention gelesen und könne bezeugen, wie unverfänglich sie sei. Er sprach von den neuen Gefahren, mit denen jetzt die gemeinsamen Gegner ihn bedrohten; er bat den König von Frankreich, der den letzten seiner deutschen Bundesgenossen in dieser Drangsal nicht werde verlassen wollen, um Hülfe mit Rat und mit That; er vergaß nicht hinzuzufügen, daß nunmehr auch 12000 Russen in feindlicher Absicht sich den preußischen Grenzen näherten.

Denn soeben, um das Maß der Aufregungen und Sorgen voll zu machen, hatte der russische Gesandte Tschernyschew eine neue Erklärung übergeben, in welcher die preußische Kriegserklärung gegen den sächsischen Hof, das Manifest vom Augustmonat, als ein Akt bezeichnet wurde, der den Sachsen nach den bestehenden Verträgen Anspruch auf die Bundeshülfe Rußlands gebe; von dem Unterschied zwischen den alten und neuen Provinzen ausgehend, bestritt die russische

Note, daß der König nach dem sächsischen Angriff auf Schlesien sich imstande der Notwehr befinde.

Schon waren die Generale Lascy und Keith zu den bei Riga und bei Reval zusammengezogenen Truppen abgegangen. Wenn aber die russische Note dazu dienen sollte, den König von Preußen einzuschüchtern und zurückzuhalten und damit den Oesterreichern und Sachsen Muße zur Ausführung ihres Ueberfalls zu verschaffen, so wurde dieser Zweck völlig verfehlt. Ganz im Gegenteil gereichte die diplomatische Demonstration Rußlands den eigenen Schützlingen schließlich geradezu zum Schaden. Folgerichtigerweise, und zumal mit Rücksicht auf den Billigkeitssinn seiner ihm noch keineswegs blindlings folgenden Gebieterin, mußte Bestushew die von ihm ausgeklügelte Unterscheidung zwischen eroberten und ererbten Landen jetzt auch in Dresden geltend machen. Das aber hatte zur Wirkung, daß man dort den kaum festgestellten Kriegsplan, der seine Spitze gegen die preußischen Stammprovinzen richtete, sofort wieder umstieß. Eben noch so kriegslustig, daß er für die Unternehmung gegen den Saalkreis die Ehre des Oberbefehls ausdrücklich einem der sächsischen Generale vorbehalten wissen wollte, sank König August auf den kleinsten Wink Rußlands unterthänig und erschreckt in die Kniee und erklärte den Oesterreichern, daß seine Truppen sich an den märkischen und magdeburgischen Grenzen auf die Verteidigung beschränken müßten und nur an dem Vorstoß gegen Schlesien beteiligen würden. Den Anschlag auf Frankfurt und Berlin mochte also General Grünne allein auf sich nehmen. Freiwillig hatte sich damit Sachsen, um leerer Einbildungen und Klügeleien willen, des unmittelbarsten und greifbarsten Vorteils begeben.

Es war endlich einmal an der Zeit, daß mit den gekünstelten Unterscheidungen und eiteln Sophismen Kehraus gemacht wurde. König Friedrich hat damals nicht erfahren, daß die Brühl und Guarini in ihrer falschen Weisheit und ihrer echten Angst einen vortrefflich angelegten Feldzugsplan in der Geburt erstickt haben. Ihm genügte es, wenn König August den angeblich neutralen Boden seines Kurfürstentums von österreichischen Füßen betreten ließ. Vier Tage harrte er am Boberfluß der Dinge, die da kommen sollten; endlich am Morgen des 22. November sandte ihm Winterfeldt von den am Queiß aufgestellten Vorposten die Botschaft, daß die Oesterreicher in die Oberlausitz einmarschiert waren. Sofort setzten sich die preußischen Marschsäulen in Bewegung. Am 23. ward die Grenze überschritten; bei Katholisch-Hennersdorf fielen die Husaren, Zieten an ihrer Spitze, auf die Quartiere der dem österreichischen Heere zugeteilten Sachsen. Mutig warf sich Oberst O'Byrn mit einer eilig zusammengerafften Schwadron den Eindringlingen entgegen; bald aber kamen den Husaren zwei Kürassierregimenter und drei Bataillone nachgeeilt; nach mehrstündiger wackerer Gegenwehr waren die Ueberrumpelten außer Kampf gesetzt; über Tausend, mitsamt ihrem General Buchner, mußten sich ergeben. Schneller, als er gekommen war, zog sich jetzt der Lothringer nach Böhmen zurück; die für ihn angelegten Magazine in Görlitz, Zittau, Löbau, Seidenberg, Bautzen, Guben fielen in die Hände der Verfolger, dazu zahlreiche Nachzügler. Der kurze Besuch in der Lausitz hatte dem Prinzen an 5000 Mann gekostet, so daß Winterfeldt das Gefecht bei Hennersdorf in seinen Wirkungen wohl einer gewonnenen Schlacht gleichstellen

durfte; Friedrich selbst meinte: „Ich habe die Oesterreicher geschlagen, ohne daß ich sie erreichen konnte.“ Auch Grünne, der bei Torgau die Elbe überschritten hatte und bis Sonnenwalde, sieben Meilen vor Berlin, gekommen war, kehrte jetzt, um nicht abgeschnitten zu werden, schleunigst zur Elbe um. Schon ließ das preußische Heer, dem man den Rückzug aus Schlesien hatte verlegen wollen, seine Vorhut auf der Straße von Bautzen nach Dresden ausschwärmen. Jetzt brach auch der alte Fürst nach einigen Weitläufigkeiten und Bedenken am 29. November aus Halle auf und besetzte schon am folgenden Tage das ohne Widerstand aufgegebene Leipzig.

Dort auf dem linken Elbufer, gegen die dem Grafen Rutowski anvertraute sächsische Hauptmacht von 25000 Mann, mußten die entscheidenden Schläge fallen, wenn der Gegner den Widerstand fortsetzte. Und dazu ließ er alles Ernstes sich an. Statt durch einfachen Beitritt zu der hannöverischen Konvention sich den Frieden zu sichern, wie Friedrich es ihm jetzt noch einmal, am 1. Dezember, durch den englischen Gesandten Villiers anbot, verließ König August mit seinem weltlichen und seinem geistlichen Berater die Hauptstadt und das Kurfürstentum und begab sich nach Prag, zum Beweis, daß er seine Sache untrennbar an die Oesterreichs knüpfen wollte.

Wenn nun „der Fürst“ — denn so nannte man bei Hofe und im Heer den Dessauer schlechthin — weiter zauderte und zurückblieb, wenn er, statt nach des Königs Befehl gerade auf das feindliche Heer zu marschieren, sich pedantisch mit der Besetzung jedes einzelnen ummauerten Platzes aufhielt, so konnten der preußischen Kriegsführung aus dem Verzuge ernstliche Schwierigkeiten erwachsen. Schon kam die Nachricht, daß Grünne mit seinen Zehntausend bei Pirna stand, daß auch Prinz Karl mit dem nach Böhmen zurückgeflüchteten Heere über die Elbe gehen und den Sachsen zu Hülfe eilen werde. Der Fürst wurde drum nur immer vorsichtiger. Sein Erbprinz im Hauptquartier des Königs teilte die Bedenken des Vaters, nicht minder General Goltz. Dieser wackere Degen, der im Schlachtgewühl bei Soor mit seinen Gendarmen es an Kühnheit allen zuvorgethan hatte, er dachte jetzt so kleinmütig, wie es nur möglich war. Als Podewils am 10. Dezember, um für eine Friedensverhandlung zur Stelle zu sein, im Hauptquartier zu Bautzen eintraf, beschworen ihn Goltz und der Erbprinz, alles zu thun, um den König zu schleunigem Friedensschluß zu bewegen; wenn man dem Könige von England Ostfriesland abtrete und den Sachsen zwei Millionen als Schmerzensgeld zahle, so werde der Friede gesichert sein. Sie hielten es nicht für möglich, daß der König über die mit Treibeis gehende Elbe den 22000 Mann drüben gegen eine Uebermacht von 80000 zu Hülfe kommen könne; so müsse der Fürst geschlagen werden, und die Mark werde dem Einfall der Sieger offen stehen.

Eben deshalb drängte Friedrich seinen alten Feldmarschall, dem Feinde zuvorzukommen. Zehntausend Mann unter Lehwaldt, die er dem Fürsten entgegensandte, fanden am 9. bei Meißen zu ihrer Ueberraschung die Elbbrücke unzerstört, aber sie fanden das Heer nicht vor, das sie hätte aufnehmen sollen, und sahen sich somit bei der Nähe des Feindes schon gefährdet. Immer ungeduldiger mahnte der König den Fürsten zur Promptitude, Vivacité und Activité;

immer verdrießlicher wurde Leopold. Schon vordem, im Feldzuge von 1742, hatte ihm Friedrich einmal geschrieben, wenn Seine Liebden noch habiler als Cäsar wären und wollten den erteilten Befehlen nicht nachleben, so sei das zu gar nichts nütze. Der alte Isegrim hatte damals den Friedensschluß abgewartet, alsdann aber trotzig geantwortet, er wisse wohl, daß der König von Jugend an ihn nicht habe leiden können: nur mit Mühe war er bestimmt worden, ein Abschiedsgesuch zurückzuziehen. Jetzt sprach er abermals von des Königs persöneller Abneigung gegen ihn, als Friedrich einem Befehl eigenhändig hinzugefügt hatte: er wisse, daß er sich allemal so deutlich expliziere, daß sein Tage kein Offizier ihn nicht verstanden habe: „und ist mein Feldmarschall der einzige, der meine klaren Befehle nicht verstehen kann oder verstehen will.“ Wohl mußte es dem Altmeister hart ankommen, von seinem jungen Kriegsherrn sich als Schüler im Waffenhandwerk behandeln zu lassen. Aber in der lebendigen Praxis, stets neuen Aufgaben gegenüber, hatte eben die Jugend schnell gelernt, der Vertreter der alten Zeiten war mit der Einförmigkeit seiner versteinerten Theorie zurückgeblieben. Sofortiger Angriff unter Hinwegsetzung über alle Einwände der überlieferten Methode bot hier die einzige Möglichkeit, die Sachsen noch vor der Vereinigung mit den Oesterreichern zu treffen. Deshalb befahl der König diesen Angriff in einem Augenblicke, wo ein kurzer Aufschub es ihm ermöglicht haben würde, mit seinen eigenen 25 000 Mann die Elbe zu erreichen und den Fürsten und Lehwaldt zu verstärken: denn am 14. abends war der rechte Flügel seines Heeres nach einem starken Marsche nur noch eine Meile von Meißen entfernt. Wurde Leopold zurückgewiesen, so war des Königs Absicht, die geschlagenen Regimenter in das zweite Treffen zu nehmen und mit seinen frischen Truppen den Feind von neuem anzugreifen.

Am 15. stellte Friedrich sein Heer nach einem weiteren Tagesmarsche bei Meißen auf beiden Seiten des Flusses auf und war dadurch auch imstande, einem etwaigen Vorstoß des Prinzen Karl auf das rechte Elbufer zu begegnen. Nachmittags hörte man in südlicher Richtung starken Kanonendonner. Der König ließ die Reiter satteln, das Fußvolk ins Gewehr treten; er entsandte nach allen Seiten Patrouillen und ritt mit hundert Husaren auf der Straße nach Wilsdruff aus. Versprengte sächsische Reiter brachten ihm die erste Kunde von dem Siege seines Heeres. Mit seinen 22 000 Mann hatte der Fürst 34 000 Sachsen und Oesterreicher aus ihrer festen Stellung zwischen Kesselsdorf und der Elbe auf Dresden zurückgeworfen, ohne daß Prinz Karl, mit 46 000 Mann nur eine Meile vom Schlachtfelde entfernt, in den Kampf eingegriffen hatte. So war der eigenwillige und mißvergnügte alte Kämpe von einem unnachsichtigen Gebieter zu seinem Meisterstücke geradezu gezwungen worden; dem Helden von Höchstedt und Turin blieb das traurige Geschick erspart, seinen Feldherrnruhm am Abend eines bewegten Lebens gleichsam erlöschen zu sehen: glücklicher als nachmals König Friedrich und die Feldherren aus des Königs Schule sah sich Leopold an dem Ziele einer langen Heldenlaufbahn zugleich auch auf ihrem schönsten Höhepunkte.

Beim Morgengrauen des 16. marschierte der König mit seinem Heere nach Wilsdruff und kündete von dort aus dem Sieger von Kesselsdorf für den nächsten Tag seinen Besuch auf dem Schlachtfelde an: „Morgen um 9 Uhr hoffe

ich Ihro Liebden bei Kesselsdorf zu umarmen und Ihnen zu danken, daß Sie dem Staat und mir bei dieser Gelegenheit so ausnehmende Proben von Dero Treue, Bravour und Conduite gegeben haben. Ich habe von meiner Seite große Ursach gehabt, Sie zu pressieren, um die Junktion des Prinzen Karl zu hintertreiben, und ist es Gott Lob gelungen." Beim Lärchenbusch auf der Straße von Wilsdruff nach Kesselsdorf erwartete der Fürst mit seinen Generalen und zahlreichem Gefolge den obersten Kriegsherrn; als Friedrich näher kam, sprang er vom Pferde, ging entblößten Hauptes dem Sieger entgegen, umarmte ihn mit den schmeichelhaftesten Dankesworten und bat ihn, das vor der Schlacht zwischen ihnen Vorgefallene zu vergessen; und des alten Herrn verklärte Physiognomie, wie ein Augenzeuge uns berichtet, zeigte genugsam, wie wohl seinem Herzen und seinem Ehrgeiz diese Auszeichnung that. Dann wurde zwei Stunden lang das ganze Schlachtfeld abgeritten. Hier am Lärchenbusch hatte der Fürst nach zwei Uhr mit seinem „Im Namen Jesu, Marsch!" das Kommando zum Angriff gegeben; von hier aus hatten unter den Klängen des Dessauer Marsches erst die Grenadierbataillone des rechten Flügels und dann die drei Bataillone von des Fürsten eignem Regiment sich im Sturm auf die Batterien von Kesselsdorf erschöpft, bis Oberst Lüderitz mit den Dragonern von Bonin die aus ihrer Stellung hervorbrechenden, beim Verfolgen sich auflösenden sächsischen Grenadiere zusammengehauen hatte. Hier am Westeingange des Dorfes hatten die Musketiere von Jeetze die sächsischen Kanoniere überwältigt und die Geschütze erobert, während gleichzeitig Held Geßler mit den Kürassieren und Dragonern südlich um das Dorf herum dem Feinde die Flanke abgewann. Dort, östlich von Kesselsdorf, war des Fürsten jüngster Sohn, der wackere Prinz Moritz, nachdem zwei Musketiere ihn durch das Eiswasser des Kesselbaches getragen, an der Spitze des Regimentes Prinz von Preußen die glattgefrorenen Thalhänge der Zöllmer Höhen emporgeklettert; noch weiter nach links, zwischen Zöllmen und Pennrich, hatten die Bataillone des zweiten Treffens durch ihr Feuer den Angriff von fünfzig Schwadronen zurückgescheucht. Dort endlich nach der Elbe zu hatten auf dem steilen Uferrande des Zschonenbaches die zehn österreichischen Bataillone des Grünneschen Korps vergeblich der Angreifer geharrt, um sich endlich dem Rückzuge der Sachsen anzuschließen.

Diese zehn Bataillone und die Truppen des Prinzen Karl am großen Garten bei Dresden stellten zusammen noch eine frische Streitmacht von 50—60 000 Mann dar, die dem Gegner auch nach der Vereinigung der beiden preußischen Heere in der Zahl gewachsen gewesen wären. Aber der Lothringer hatte in dem am Abend nach der Schlacht in Dresden gehaltenen Kriegsrat einen Vormarsch gegen den Feind davon abhängig gemacht, daß Rutowski seine geschlagenen Truppen hinter den Oesterreichern aufstellen sollte, und das hatte der sächsische Feldherr nach einem Verlust von 3800 Toten und Verwundeten und fast 7000 Gefangenen mit seinem bis zur Hälfte zusammengeschmolzenen, in allen Fugen erschütterten Heere nicht wagen wollen. Wohl hatte Maria Theresia im vorigen Sommer erklärt, und wenn sie morgen mit dem König von Preußen Frieden schließen müsse, noch heute wolle sie ihm eine Schlacht liefern; auch hätten sich ihre Paladine, wäre die leidenschaftliche und entschlossene

Frau persönlich zur Stelle gewesen, gewiß noch einmal für sie schlagen müssen. So aber traten die Oesterreicher wie die Sachsen den Rückzug nach Böhmen an, Dresden kapitulierte, und in der Frühe des 18. Dezember zogen die preußischen Bataillone mit klingendem Spiel durch die Festungsthore; im achtspännigen Wagen, als Triumphator, folgte ihnen ihr König.

Wie oft hatte er auf der stolzen Siegesstraße, die ihn von Hohenfriedberg über Soor nach Dresden geführt, seinen Gegnern den uneigennützigsten Frieden geboten. Sie hatten ihn zurückgewiesen und immer von neuem die Entscheidung der Waffen angerufen, und jedesmal war sie für Friedrich ausgefallen. Die Versuchung zur Wiederaufnahme der großen Entwürfe, mit denen der Krieg begonnen war, die Versuchung zum Uebermut und zur Selbstüberhebung hätte nahe genug gelegen. In seinen für die Oeffentlichkeit bestimmten Kriegsberichten wie später in seinen historischen Denkwürdigkeiten von seinem persönlichen Verdienstanteil an den glänzenden Erfolgen stets stumm, gibt der königliche Feldherr in den vertrauten Briefen an Podewils seiner hellen Siegesfreude und seinem berechtigten Selbstgefühl bisweilen unverhohlenen Ausdruck: „Ich habe meinen Staat von dem grimmsten Unheil gerettet . . . Ich schwöre Ihnen, daß ich mich an Wachsamkeit und Schnelligkeit übertroffen habe.“ Aber der einzige Zweck, für den er jetzt kämpft, bleibt immer: „Ich will lieber mit dem Frieden als mit dem Siege nach Berlin zurückkehren; vielleicht wird der Himmel meine Wünsche unterstützen.“ Seine Stimmung in diesen ereignisvollen Wochen nach der Schlacht bei Soor und während des Winterfeldzuges war gleichmäßig ruhig, rein, gehoben, man möchte sagen weihevoll. Die erhebenden Eindrücke von Hohenfriedberg wirkten fort; mit schlichtem Ernst empfiehlt er sich der Vorsehung, die über das Geschick der großen Staaten wache; ihr erklärt er seine Erfolge danken zu wollen. Zugleich ist es wieder das Bewußtsein der Pflichterfüllung, in welchem er seine Kraft sucht und findet: „Ich habe,“ so schreibt er an Podewils, „alles gethan, was menschenmöglich von mir abhängt; ich stelle das Uebrige der Vorsehung anheim und habe nichts versäumt und nichts mir vorzuwerfen . . . Ich freue mich, daß alle Welt uns die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die wir verdienen, und daß der Staat und die öffentliche Meinung mir nichts vorwerfen können . . . Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich an all dem Uebel, was vorgeht, unschuldig bin, daß ich lange genug ausgewichen bin, und daß ich nicht eher zu dem äußersten Entschlusse gegriffen habe, als bis es nicht mehr in meiner Macht stand, anders zu handeln. Ich schmeichle mir, daß der Himmel die Reinheit meiner Absichten unterstützen wird, und daß wir endlich den so ersehnten Ausgang finden werden.“

Nunmehr, da er in die bezwungene Hauptstadt Dresden eingezogen war, hat er seine Gegner auf Karl XII. hingewiesen, der hier in Sachsen vor vierzig Jahren die Besiegten in ganz andrer Weise gedrückt habe. Ohne Anmaßung durfte er für die Sammlung einer Anzahl der während der Verhandlungen gewechselten Briefe und Schriftstücke, deren Veröffentlichung er demnächst veranlaßte, das Motto wählen: Sich selbst besiegen, königlichster Sieg — sui victoria indicat regem. Er ging nicht mehr von dem Entschluß ab, dem er nach dem Siege bei Soor Ausdruck gegeben hatte: „Ich zeige Europa viel Mäßigung;

vielleicht wird das die Menschen von der Vorstellung des ausschweifenden Ehrgeizes, den sie mir beilegen, zurückbringen."

Außer einer Kriegskontribution von einer Million Thalern ward den Sachsen keinerlei drückende Bedingung auferlegt; maßgebend für den Frieden blieb die Konvention von Hannover. Auch den Oesterreichern wurde nach wie vor der Ausgleich auf dieser Grundlage angeboten; aber freilich blieb ihnen die Demütigung nicht erspart, jetzt im Hauptquartier des Siegers um Frieden bitten zu müssen.

Der Unterhändler, dem diese schmerzliche Aufgabe zufiel, war eben derselbe, den Maria Theresia zum Werkzeug des Sonderfriedens mit Frankreich erkoren hatte, Graf Friedrich Harrach, der Kanzler von Böhmen. Zu zweien Malen hatte er bereits zu Dresden mit dem französischen Gesandten verhandelt; zuletzt noch am Abende des Schlachttages, inmitten der furchtbaren Aufregung und Verwirrung, welche die von Verwundeten und Flüchtenden überschwemmte Hauptstadt erfüllte. Nahezu war man handelseins geworden; nur in Italien forderte Vaulgrenant noch etwas mehr, als Harrach gewähren wollte, und hielt an dem Buchstaben seiner Instruktion mit Hartnäckigkeit fest; offenbar stand auch der Franzose unter dem überwältigenden Eindrucke des neuen Sieges der Preußen. Mit leeren Händen in das österreichische Lager nach Pirna zurückgekehrt, erklärte Harrach, sich die Augen ausreißen zu wollen, weil es ihm jetzt nicht erspart bleiben werde, durch eine Verhandlung mit diesem „Tamerlan" seiner Gebieterin die Ketten ewiger Knechtschaft zu schmieden. Schon am sechsten Tage war sein nach Wien gesandter Eilbote wieder im Lager; er überbrachte den kurzen und bündigen Befehl, die hannöverische Konvention, so wie sie liege, anzunehmen. Harrach war erstaunt, nach seiner Ankunft in Dresden bei Podewils nicht den geringsten Weitläufigkeiten oder Spitzfindigkeiten zu begegnen, und beklagte nur immer wieder sein persönliches Mißgeschick: die Verhandlung, die ihm ans Herz gewachsen sei, habe scheitern müssen, die ihm verhaßte führe im schnellsten Schritte zum Ziele. So schnell schritt sie vor, daß ein Gegenbefehl, der von dem Unterhändler doch wiederum den Sonderfrieden mit Frankreich verlangte, jetzt zu spät kam. Am Weihnachtsmorgen war die Doppelurkunde des Dresdner Friedens unterzeichnet. Auch Kurpfalz und Hessenkassel waren in den Vergleich aufgenommen, die Bundesgenossen Preußens, die von dem Füssener Versöhnungsakt ausgeschlossenen Mitglieder der längst vergessenen Frankfurter Union. Des Bürgerkrieges in deutschen Landen war ein Ende, und das Reich hatte nach fünf Jahren wieder einen einhellig anerkannten Kaiser.

Einen Kaiser, den Oesterreich dem Reiche gesetzt hatte. Einen Kaiser, der nie etwas anderes gewesen ist, als der Mann seiner Frau, als der Statthalter der Herrscherin über Oesterreich, gleichsam ein Reichsverweser für die Uebergangszeit, bis der junge Erzherzog, in dessen Adern das Blut der Habsburger rollte, bei seinen Jahren war. In der so erfolgten Wiederanerkennung des Jahrhunderte alten Anspruches auf die Vorherrschaft im Reiche lag für die österreichische Macht ohne Frage ein großer Triumph, und für den König von Preußen, der diese österreichische Macht hatte eindämmen und schwächen wollen, der in seinem Manifest vom Sommer 1744 als Schirmvogt und Schiedsrichter

Deutschlands aufgetreten war, eine empfindliche Niederlage. Um so mehr, wenn die Wiederherstellung des österreichischen Kaisertums von den Reichsgenossen jetzt keineswegs als ertrotzte Zwingherrschaft empfunden wurde: daß Oesterreich als der natürliche Führer im Verteidigungskampfe gegen die Vergewaltigungsgelüste der Franzosen galt, daß Oesterreich zur Zeit thatsächlich in diesem Kampfe voranstand, solches verschaffte der von der Mehrzahl der Kurfürsten getroffenen Wahl in deutschen Landen freudige Zustimmung. Ganz vergessen schien der schimpfliche Vorgang von 1735, wo der letzte Mann vom Hause Habsburg, der allzeit Mehrer des Reiches zu sein gelobt hatte, die alte lothringische Westmark, das bisher mit rühmlicher Ausdauer verteidigte Schutzland, aus schnödem Eigennutze an eben dieselben Franzosen verraten und verkauft hatte, und das zu einer Zeit, wo alle Reichsstände einmütig in stattlicher Waffenrüstung dem Kaiser zur Seite standen. Statt der eignen Schuld zu gedenken, verfolgten die Hauserben Karls VI. jetzt von Wien aus seinen wittelsbachischen Nachfolger auf dem Kaiserthrone noch über das Grab hinaus mit der gehässigen Anklage, daß er als Preis für die Kaiserkrone und die Waffenhülfe dem Reichsfeinde weite Lande und ungezählte Städte habe ausliefern wollen: als angeblicher Beweis wurde der berüchtigte Nymphenburger Vertrag ins Treffen geführt, der allerdings ein Seitenstück zu dem Wiener Frieden von 1735 sein würde, wenn er anders nicht von den Gegnern des siebenten Karl verleumderisch erdichtet worden wäre. Auch predigten sie jetzt zu Wien allem Volk im Reiche den Rachekrieg gegen Frankreich zur Wiedereroberung Lothringens, des durch den habsburgischen Kaiser selbst vom Reichskörper abgetrennten Gliedes, und wollten den König von Preußen des Hochverrats zeihen, weil er durch seine Schilderhebung den Siegeslauf der österreichischen Waffen von Elsaß und Lothringen abgelenkt habe. Wie wenig indes die österreichische Kriegsführung, auch wenn ihre Kraft unzersplittert blieb, dem mächtigen Frankreich jenseits des Rheines und der Maas, dort wo der Riese in steter Berührung mit der mütterlichen Erde seine Stärke immer erneute, etwas ernstliches anzuhaben vermochte, das hat der Ausgang des österreichischen Erbfolgekrieges zur Genüge gelehrt. Und bald kam dann die Zeit, wo auch das Kaisertum Franz I. nach dem von Karl VI. gegebenen Beispiele in die Auslieferung alter Grenzlande an die Fremden willigte, wo es vor aller Welt offenbar ward, daß in Wien die Aufgabe des Reichsschutzes hinter dem Hausinteresse zurücktrat, daß alles Sinnen und Trachten der österreichischen Politik nur gerichtet war auf Schlesien.

Jetzt zur Zeit aber hatte Maria Theresia auf dieses Schlesien ein zweites Mal feierlich verzichten müssen: was bedeuteten gegen solches Opfer die Enttäuschungen, die der König von Preußen im Verlaufe dieses Krieges erfahren hatte? Die Nachricht von dem Friedensschlusse, als sie nun wirklich kam, erschütterte und beugte die tapfere und stolze Frau mehr, als vorher die Kunden von den Niederlagen ihres Heeres. Nimmer und nimmermehr, so erklärte Maria Theresia, hätte sie bei Eröffnung des Feldzuges geglaubt, daß es je dahin kommen könne. Selbst die Zustimmung zu dem ersten Frieden mit Preußen war ihr minder hart angekommen. Denn damals hatte sie zuversichtlich gehofft, sich in der Nachbarschaft einen Ersatz für die verlorene Provinz zu

schaffen. Jetzt aber war auch das „Aequivalent für Schlesien", das eroberte Baiern ihren Händen entglitten; da ihm die Erneuerung des Breslauer Vertrages folgte, erwies sich der Füssener Friede als eine hochherzige und unkluge Uebereilung.

Und hier liegt, wie uns scheint, die vornehmste Bedeutung dieses zweiten schlesischen Krieges für den weitern Verlauf der deutschen Geschichte. Nicht bloß das Schicksal Schlesiens, auch das Schicksal Baierns ist in dem erneuten Kampfe zwischen Preußen und Oesterreich entschieden worden. Einen Augenblick, als der erste Angriff gegen die Erbtochter Karls VI. eingeleitet wurde, hatte Baiern nach dem „großen Lose" gestrebt, und der König von Preußen hatte erklärt, sich mit einem Nebengewinn begnügen zu wollen. Dann war eine Zeit lang die territoriale Selbständigkeit Baierns ernstlich gefährdet gewesen. In dem einen wie in dem andern Falle hätte sich im katholischen Süden Deutschlands eine große, geschlossene Macht zusammengefügt und beherrschend aufgetürmt. Damit aber würde der Gegensatz zwischen Süd und Nord und der Gegensatz der kirchlichen Bekenntnisse sich notwendig gesteigert haben, der deutsche Dualismus hätte sich verewigt, der in unsern Tagen erfolgte Anschluß der rein deutschen Gemeinwesen des Südens an die Staatengemeinschaft des Nordens wäre kaum je zu hoffen gewesen. Jetzt war im Wechsel des Kriegsglückes der Fortbestand sowohl der österreichischen wie der bairischen Macht gesichert worden; die von König Friedrich 1744 wieder aufgenommenen Pläne, Böhmen und noch andere Stücke der habsburgischen Erbschaft dem Kurfürsten von Baiern zu gewinnen, und die Entwürfe Maria Theresias zur Eroberung von Baiern waren gleichmäßig beseitigt; weder Oesterreich noch Baiern waren in Süddeutschland übermächtig geworden.

Der erste schlesische Krieg hatte den deutschen Dualismus geschaffen, der zweite schlesische Krieg hat dem deutschen Dualismus sofort in der Epoche seiner Entstehung die Möglichkeit künftiger Lösung offen gehalten. Kein wirkliches Gleichgewicht der Kräfte zwischen den beiden feindlich wetteifernden Staaten Preußen und Oesterreich war vorhanden; bereits jetzt hatte in Deutschland der junge Staat den alten überflügelt. Reindeutschen Ursprungs und Charakters und durch neues deutsches Gebiet mächtig verstärkt, brauchte Preußen in Norddeutschland, da weder Sachsen noch Hannover ihre Eroberungspläne auszuführen vermocht hatten, schon keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten; Oesterreich dagegen, dessen nationale Grundlagen jüngst durch die Einverleibung Ungarns und der südslawischen Nebenländer so wesentlich verschoben waren, es hatte den Verlust des deutschen Schlesiens durch keinen entsprechenden Gewinn an deutschem Lande auszugleichen vermocht. Aus Schlesien zurückgedrängt, stand der österreichische Staat schon nur mit einem Fuße in Deutschland: darin lag die tiefe Wahrheit jenes bitteren Wortes Maria Theresias, daß ohne Schlesien die Kaiserkrone nicht des Tragens wert sei. Der erneute Versuch des Hauses Oesterreich, zur Stärkung seiner deutschen Stellung den Ersatz für Schlesien in Baiern zu gewinnen, führte noch bei Lebzeiten König Friedrichs zu dem Bunde deutscher Fürsten unter preußischer Führung, der, vorbildlich für das Reich der Zukunft, den österreichischen Staat von sich ausschloß.

König Friedrich täuschte sich über die Entfernung, die ihn von diesem Ziele noch trennte, wenn er hier in Dresden 1745 geglaubt hat, daß es schon jetzt ihm vergönnt sein werde, die mächtigsten deutschen Höfe, die Kurfürsten von Sachsen und von Baiern, von der Pfalz und von Köln, durch ein politisches Bündnis an Preußen zu knüpfen. In der glücklichen Stimmung dieser friedebringenden Weihnachtstage nahm er sich von den Losen seiner Zukunft nur die heiteren im Geiste voraus, ohne auf das erste, entfernte Aufleuchten des heraufziehenden Unwetters zu achten, das dereinst unter dem schreckenvollen Zeichen des Dreibundes über seinem Haupte sich entladen sollte. Er las hinweg über die absichtlich verletzenden Wendungen in dem Briefe, durch den ihm der König von Frankreich sein Gesuch um Hülfe mit Rat und mit That kalt abschlug: wer sei fähiger, sich selbst Rat zu erteilen, so hieß es in dem von Hochmut und übler Laune eingegebenen Schriftstücke, als König Friedrich? er habe nur die Ratschläge zu befolgen, die sein Geist ihm diktieren werde. Friedrich verweilte auch nicht lange bei der Betrachtung, daß die Feindseligkeit eines Bestushew um so leidenschaftlicher auf Rache sinnen werde, je schuldiger sich der russische Kanzler Preußen gegenüber fühlte: „Möge der allgütige Gott uns behüten," so seufzte Bestushew im ersten Schrecken über den trotz Rußlands den Sachsen aufgenötigten Frieden, „daß er — der König von Preußen — von den hiesigen Rüstungen nichts erfährt und uns nicht ebenso zuvorkommt, wie er es mit den Sachsen gethan hat."

Die Hoffnung, selbst Sachsen, das bisher so erbitterte, das jetzt am Boden liegende, für seinen Gedanken eines Kurfürstenbundes zu gewinnen, hatte Friedrich aus einem Gespräch mit dem sächsischen Minister Hennicke geschöpft; denn das große Entgegenkommen, das den Bevollmächtigten König Augusts während der Verhandlungen gezeigt wurde, hatte die Eisrinde um ihr Herz schmelzen lassen. Alles eben wurde von dem Sieger darauf angelegt, in dem mit den Waffen bezwungenen Dresden auch moralische Eroberungen zu machen. Vortrefflich wirkten zusammen die Mannszucht und Gutartigkeit der preußischen Truppen und die gewinnende Leutseligkeit ihres königlichen Feldherrn, seine Huld gegen die in der Hauptstadt zurückgebliebenen Königskinder, sein Appell an die religiösen Instinkte der protestantischen Unterthanen eines katholischen Herrschers. Alsbald nach dem Einmarsch in Sachsen hatte er sich überzeugen können, daß die Stimmung im Kurfürstentum, zumal nach den Ausschreitungen, welcher sich die aus Rand und Band gekommenen Truppen des Lothringers während ihres kurzen Besuches schuldig gemacht hatten, ihm und den Seinen sich zuwendete; jetzt machte es auf die evangelische Bürgerschaft Dresdens einen tiefen Eindruck, daß der Landesfeind tags nach seinem Einzuge in die Hauptstadt bei dem Gottesdienste in der Kreuzkirche in ihrer Mitte erschien. Wo der König von Preußen in den Straßen sich zeigte, empfing ihn ehrfurchtsvoller, fast sympathischer Gruß. Zwar hielten sich die Damen der Stadt in augenfälliger Weise fern, als Friedrich den „Arminio", die neueste Schöpfung des Meister Hasse, im Opernhause sich vorführen ließ; aber in den Gemächern der Fürstin Lubomirska, deren Palast auf der Kreuzgasse das Hauptquartier aufgenommen hatte, huldigten auch sie dem Stern und der Liebenswürdigkeit des jugendlichen Eroberers.

Das aggressive Anfangslustrum seiner Regierung lag jetzt hinter ihm, die zweite Sturm- und Drangperiode seiner Entwickelung. Er hatte die Schranken seines Vermögens, der politischen und militärischen Leistungsfähigkeit Preußens erkannt und allen Eroberungsplänen aufrichtig entsagt; er hatte in der Beschränkung sich als den Meister bewährt. Er werde fortan keine Katze mehr angreifen, äußerte er zu Dresden in seiner drastischen Art, es sei denn, daß man ihn dazu zwinge: er betrachte seine militärische Laufbahn als abgeschlossen. Sein Ehrgeiz war gesättigt und innerlich überwunden. Doch war der mit Ruhm bedeckte Held zu seinem schönsten Glück noch ganz fähig, sich seines Ruhmes von Herzen zu freuen. Es war der Höhepunkt seines Lebens, nie ist ihm wieder in gleicher Art volles Genüge geworden. „Leben und leben lassen", so lautete hier in Dresden der freudige Vorsatz seines noch unenttäuschten, unverbitterten Optimismus. Er glühte, im Siegerkranze sich ganz den Werken des Friedens zu weihen, sein durch kriegerische Eroberungen erweitertes und gestärktes Reich zu mehren an den Gütern der Wohlfahrt und der Aufklärung. So kehrte er in das errettete Vaterland zurück, von den dankbaren Unterthanen schon jetzt mit dem Ruhmestitel des Großen begrüßt, den die Nachwelt ihm gelassen hat.

Viertes Buch.

Friedenswerke.

Erster Abschnitt.

Neue Aufgaben.

Das Vermächtnis, das der erste Träger der preußischen Königskrone in diesem Wahrzeichen seinen Nachfolgern hinterlassen hatte, war vollstreckt. In glänzender Kraftprobe war die Natur des „Zwitterwesens zwischen Königreich und Kurfürstentum“ auf einmal festgestellt worden „Die Erwerbung von Schlesien kann das Haus Brandenburg als die Epoche seiner Größe betrachten,“ durfte König Friedrich mit berechtigtem Selbstgefühl jetzt sagen. Aber wie die großen Männer die Aufgaben historischer Entwickelung nicht nur lösen, sondern auch stellen, so lastete auf dem jungen Staate von nun an die andere schwere Verpflichtung, die rasch erkämpfte Stellung einer Macht unter den alten Mächten auf doch immer sehr schmaler Grundlage zu behaupten. Es war das neue Problem der preußischen Geschichte, an dessen Lösung über ein Jahrhundert Geschlecht auf Geschlecht sich abgemüht hat.

Die bewaffnete Erhebung des Jahres 1744 entbehrte nicht der inneren Folgerichtigkeit, insofern auf der eingeschlagenen Bahn noch nicht innegehalten werden konnte und die erworbene Weltstellung sich entscheidend nur sichern ließ durch neue Erwerbungen. Der Versuch dazu war gescheitert. Ueber die Grenzen seiner Machtmittel jetzt genau belehrt, gelobte sich König Friedrich noch während des Krieges: „Einmal diesem Sturm entronnen, wollen wir uns ruhig im Hafen halten und ihn nicht wieder verlassen“. Bald nach dem Friedensschlusse, im Juni 1746, spricht er gelegentlich von seinem „jetzigen System“, einem System, das er dem Minister Podewils in der Formel umschrieben hat, er werde sich in nichts mehr einmischen, das sei der Plan, den er sich jetzt gemacht habe; er werde die Dinge gehen lassen, wie sie könnten und wollten, dabei hoffe er am besten zu fahren und am weitesten zu kommen.

Ohne Frage schloß diese Enthaltungspolitik im Grunde einen Widerspruch ein, da jenem unabweisbaren Bedürfnis des Staates nach fernerer Abrundung und Erweiterung eben noch nicht Genüge geschehen war. Und wenn jetzt der König von Preußen an alle Thüren klopfte, um völkerrechtliche Bürgschaften

für den Dresdener Frieden und den Besitz von Schlesien zu erhalten, so könnte dieses Bemühen schier an Karls VI. Jagd nach Garantien für die pragmatische Sanktion erinnern; nur daß Friedrich sich doch hütete, die Schutzbriefe für Schlesien über ihren Preis zu bezahlen, und stets eingedenk blieb, daß er sich auf stärkere Bürgen als jene Pergamente stützen müsse.

„Lieblingskinder des Mars," so ruft er poetischen Schwunges in diesen Friedensjahren seinen Preußen zu, „hütet euch wohl, daß nicht Trägheit, Dünkel und Verweichlichung eure Sitten verderben; ihr Helden, deren kühne Thaten dieses Reich erhöht haben, behauptet euer Werk, daß euer Ruhm nicht bleiche; wer dem Gipfel nah stille stehen will, des Fuß wird leicht zurückgleiten."

So war es denn auch in Wahrheit des Königs Meinung nicht, seinem Staate auf halbem Wege Halt zu gebieten, wenn er jenes Friedenssystem aufstellte. Nicht als ein ewig gültiges Gesetz ward es verkündet, es ergab sich aus den Zweckmäßigkeitsrücksichten der Gegenwart. Für seine eigene Lebenszeit glaubte der Begründer der preußischen Großmachtstellung mit diesem System auszukommen; seinen Nachfolgern wies er weitere Ziele. Wie schon die Einbildungskraft des Kronprinzen Friedrich sich mit der Verbesserung der preußischen Landkarte beschäftigt hatte, so erging sich auch der König gern für die Zukunft Preußens in derartigen politischen Träumereien, denn so bezeichnet er die in seinen Testamenten niedergelegten Gedanken über die Aufgaben künftiger Vergrößerungspolitik, welche den preußischen Staat, die künstlich hergestellte Macht, auf die Stufe einer wirklichen Großmacht emporheben soll.

„Die großen Monarchien," so war seine Ueberzeugung, „gehen ihren Weg von selber, trotz eingerissener Mißbräuche, und halten sich durch ihr Gewicht und ihre innerliche Stärke; die kleinen Staaten werden schnell zermalmt, sobald nicht alles bei ihnen Kraft, Nerv und Lebensfrische ist." Noch zur Zeit ward in dem kleinen Preußen der Mangel an natürlicher Schwere, an Autarkie im Sinne des antiken Staatsbegriffes, voll ersetzt durch die jugendliche Schwungkraft eines von Grund aus gesunden, durch einen strengen Zuchtmeister der Trägheit entrissenen, auf das äußerste angespannten Staatswesens, vor allem aber durch die unvergleichliche Thatkraft, Entschlossenheit und Seelenstärke des jungen Herrschers.

Nach dem zweiten schlesischen Kriege hat Franz I. einem holländischen Diplomaten versichert, des Königs von Preußen Marotte sei: Friedrich ist einzig. Der Kaiser wollte wissen, daß Friedrich gesagt habe, er würde die eine Hand darum geben, wenn er Schlesien bei seinen Lebzeiten behaupten könnte und wenn die Königin von Ungarn es nach seinem Tode zurückgewänne, damit es dann heiße, er allein sei fähig gewesen, Schlesien zu verteidigen. In demselben Sinne, nicht minder vorurteilsvoll als der Vater, hat noch 1772 Joseph II. der Behauptung zugestimmt, eine der Lieblingsmaximen des Königs von Preußen sei: Nach uns die Sündflut! Und solche Nachrede ereilte den hochherzigen Fürsten, der 1752 in seinem politischen Testament die Nachwelt mahnte: „Auf daß das Geschick des Staates gesichert sei, ist es nötig, daß sein Wohl nicht abhängt von den guten und schlechten Eigenschaften eines einzelnen Menschen, sondern daß er sich durch sich selbst aufrecht erhält."

Seine persönliche Leistungsfähigkeit schlug Friedrich dabei noch zu gering an. Daß Preußen im gleichzeitigen Kampf mit den drei großen Kontinentalmächten bestehen könnte, das hätte er, bevor die Erfahrung ihn widerlegte, nicht für möglich gehalten — seine Erörterungen über die denkbaren Fälle politisch-militärischer Parteigruppierung beweisen es. Und gewiß, ohne die Heldenhaftigkeit des Herrschers hätte das Preußen Friedrichs des Großen nie die Probe seiner „Autarkie" abgelegt, den Beweis nie beigebracht, daß es aus eigener Kraft seine staatliche Selbständigkeit auch gegen die Uebermacht zu verteidigen vermöge.

Die Botschaften von dem Siege bei Kesselsdorf und der Einnahme der sächsischen Hauptstadt hatten der allzu schnell aus der Fassung gefallenen Einwohnerschaft Berlins das volle Gefühl der Sicherheit wiedergegeben. Die in die inneren Stadtteile geflüchtete Vorstadtbevölkerung wagte sich wieder vor die Thore, während die Auswanderung der Vornehmen, die sich auf ihren Landsitzen sicherer geglaubt hatten, durch eben diese Thore zurückflutete. Einen Festesjubel, wie er beim Einzuge des Königs, und wieder am Tage der feierlichen Verkündigung des Friedens durch den Wappenherold, die Straßen erfüllte, hatte Berlin noch nicht gesehen. Aber während vor den Augen der staunenden Menge sich in strahlender Umleuchtung die Pforten eines eilig hergerüsteten Janustempels schlossen, schwebte der König bereits in Zweifel, ob er im nächsten Frühling noch den Frieden, ob er neuen Krieg haben werde. Fast schien es, als wenn seine während des letzten Feldzuges einmal geäußerte Befürchtung, daß der künftige Friede nur ein kurzer Waffenstillstand sein werde, sich bewahrheiten wolle. Nahezu ein Jahr verging, ehe die Wolken sich zerteilten, die dem Sieger über Oesterreich und Sachsen den politischen Himmel noch dicht und dräuend umhüllten.

Die Aufgabe der preußischen Politik war seit 1745 dadurch wesentlich erschwert, daß zu dem alten Gegensatz gegen Oesterreich der neue, schon nicht minder scharfe, gegen Rußland getreten war; nach dem gebieterischen Halt, das die Zarin seinem Einmarsch in Sachsen entgegengerufen hatte, konnte König Friedrich jetzt die russische Kriegserklärung erwarten.

Gegen das Uebelwollen der beiden Kaiserhöfe suchte er Deckung in der Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu den beiden Westmächten, die, noch im Kampfe miteinander, gleichmäßig das Interesse haben mußten, es mit Preußen nicht zu verderben. So rechnend hatte der König nach der Wiederanknüpfung mit England im vorigen Sommer der Hoffnung Ausdruck gegeben, künftig statt des einen Bundesgenossen — Frankreichs — deren zwei zu haben.

Vorerst allerdings gewannen die Dinge den Anschein, als seien die alten Freunde tief verstimmt und die neuen doch im Herzen noch keineswegs versöhnt.

In London hing im Grunde für König Friedrich alles davon ab, ob die in dem Ministerium der Pelhams und Stanhopes verkörperte, schlechthin englische Richtung sich behauptete, oder ob der hannöverische König den maßgebenden Einfluß auf die auswärtige Politik Großbritanniens zurückgewann, den er zu Walpoles und Carterets Zeiten ausgeübt hatte. Wenn Georg II. nach

dem Abschluß der ihm höchst unbequemen hannöverischen Konvention seine eigene Minister dem Wiener Hofe als übelgesinnt denunziert hatte, so glaubte der „Gefangene auf dem Throne“, wie er sich zähneknirschend nannte, jetzt, im Februar 1746, den ersehnten Augenblick gekommen, sich von der Sklaverei zu befreien und den Lord Feuerbrand, Carteret-Granville, in seinen Rat zurückzuberufen. Aber nach nur zwei Tagen fiel Granvilles neue Herrlichkeit kläglich in sich zusammen; die einmütige Weigerung der im Parlament allmächtigen Whigaristokratie, den über ihren ehemaligen Führer verhängten Verruf aufzuheben, machte es diesem unmöglich, ein Kabinett zu bilden. Triumphierend traten die alten Minister in ihre Aemter wieder ein, die beiden Pelhams, Sir Henry und sein Bruder Newcastle, die beiden Stanhopes Harrington und Chesterfield, und die ganze Gefolgschaft. Der König von Preußen ließ durch den Mund seines Residenten Andrié die beiden Staatssekretäre des Auswärtigen, Lord Harrington und den Herzog von Newcastle, zu dem Siege der Nation über die Dynastie beglückwünschen: er werde guter Engländer sein, solange sie allmächtig bleiben würden und solange Hannover nicht über London herrsche. Noch einen besonderen Auftrag erhielt Andrié für den Mann, der dem britischen Könige vor allen verhaßt war und dem deshalb seine Freunde einen Sitz im Kabinett selbst jetzt nicht zu verschaffen vermochten, für William Pitt. Andrié mußte ihm sagen, wie sehr König Friedrich Pitts Anschauungen allgemeine Verbreitung wünsche, auf daß England und Preußen für immer in engstem Einvernehmen verharren könnten. Doch ließ der König von Preußen den Engländern keinen Zweifel darüber, daß sie auf werkthätige Unterstützung in dem Kampfe gegen Frankreich von seiner Seite nicht rechnen durften, zur schmerzlichen Ernüchterung der phantasiereichen britischen Politiker, die ihn gut und gern zum Statthalter der Niederlande und Besitzer von Flandern und Brabant machen wollten, auf daß er diese gefährdeten Lande gegen Frankreich schütze und dem Hause Oesterreich, zum Ersatz für Belgien, Elsaß und Lothringen erobere.

Dem Gesandten, durch dessen Abordnung König Friedrich noch im Januar die diplomatischen Beziehungen zu dem sächsischen Hofe wieder aufnahm, schrieb er vor, sich in Dresden gegen den Vertreter Englands, Sir Thomas Villiers, weniger zurückhaltend zu zeigen, als gegen den Franzosen Vaulgrenant. Es kann nicht auffallen, daß er dem Diplomaten, der bei dem Friedenswerke als Vermittler mitgewirkt hatte, mehr vertraute als dem anderen, der das Werkzeug der französisch-österreichischen Ausgleichsversuche gewesen war; im übrigen aber kennzeichnet sich jene Weisung nicht als der Ausdruck eines festen politischen Systems, sondern nur als ein Symptom für die Stimmung des Augenblicks. Wie fast immer, wo Bundesgenossen sich scheiden, erging man sich zunächst zu Berlin und Versailles in gegenseitigen Anklagen und fand erst allmählich einen der veränderten Lage angepaßten modus vivendi. Der König von Frankreich war geneigt, in dem preußischen Sonderfrieden eine persönliche Kränkung seitens eines Fürsten, den er eines vertrauten Briefwechsels gewürdigt hatte, zu sehen. Zudem hatte ihm die übel angebrachte Ironie seines letzten Schreibens eine Antwort in dem stolzen und freimütigen Tone zugezogen, den der Erbe Lud-

wigs XIV. nun einmal nicht zu vernehmen liebte. Am meisten aber verstimmte ihn eine Aeußerung, die Friedrich in Dresden gegen Valorys Sekretär Darget hatte fallen lassen: er werde dem Kriege fern bleiben, auch wenn Karl von Lothringen vor den Thoren von Paris stünde. In Ludwigs Umgebung hatte der König von Preußen seit je eine starke Gegnerschaft gehabt. Der preußische Gesandte hatte einen schweren Stand; die Zahl derer sei klein, meldete er, die sich sagten, daß Frankreich im Grunde von alle dem, was es dem preußischen Verbündeten versprochen, nichts gehalten habe und deshalb nicht berechtigt sei, über Abfall zu klagen. Zum Glück gehörte zu den unbefangener Urteilenden der Minister des Auswärtigen. Marquis d'Argenson war durchaus kein Bewunderer Friedrichs, den er oft genug sehr streng beurteilt hat; aber er sagte sich, daß es bei der Fortdauer des Krieges gegen Oesterreich und England mit Frankreichs Interesse wenig vereinbar war, Empfindlichkeit zu zeigen; er veranlaßte auch den Marquis Valory, gute Miene zu machen und den König von Preußen, den neuen Gustav Adolf, wie man ihn in Frankreich allgemein nenne, zu seinem Frieden geradezu zu beglückwünschen. Ganz frei von dem schadenfrohen Hintergedanken, den Fürsten, der so anspruchsvoll seine eigenen Wege wandelte, zur Strafe der politischen Isolierung verfallen zu lassen, wünschte d'Argenson vielmehr, den preußischen Hof zum Brennpunkt für alle Verhandlungen Frankreichs in Deutschland und im europäischen Norden zu machen.

Dabei konnten dem französischen Minister neue Enttäuschungen freilich nicht erspart bleiben. Wenn er es dem preußischen Könige an die Hand gab, jetzt nach Niederlegung der Waffen einen diplomatischen Feldzug im Reiche gegen die Oesterreicher zu eröffnen, so erklärte Friedrich, nicht die geringste Lust zu einem Kriege der Chikanen zu verspüren, der ihn unversehens wieder zum offenen Bruche treiben würde. Vollends das ihm von Frankreich zugedachte Amt bewaffneter Friedensvermittelung lehnte er von vornherein mit den entschiedensten Worten ab; nur als schlichten Träger von Botschaften stellte er sich den kriegführenden Mächten zur Verfügung: „Mein lieber Valory," sagte er dem französischen Gesandten in einer der ersten Unterredungen nach seiner Rückkehr aus Sachsen, „und hätten Sie die Beredsamkeit eines Cherubin, eines Erzengels, ja des Engels Gabriel selber, Sie sollten mich nicht zu einem Schritte überreden, der von diesem Vorsatze mich entfernte." Weil endlich die Franzosen an seinem Frieden mit Maria Theresia vor allem immer das aussetzten, daß dort auch die Kaiserwahl vom 13. September 1745 anerkannt sei, so bemerkte Friedrich trocken, Frankreich habe es sich selbst zuzuschreiben, wenn die Kaiserkrone in dem neuen Hause Oesterreich erblich werden sollte. Doch vermied er allmählich solche Rückblicke auf die französischen Unterlassungssünden von früher, und verwies seinem Podewils einmal nachdrücklich die bitteren Bemerkungen, die dieser nach dem Muster des Gebieters in die Gespräche mit Valory einzuflechten sich gewöhnt hatte: „Wenn die Leute uns guten Willen zeigen, so dürfen wir sie nicht vor den Kopf stoßen, und die verbindlichen Worte dürfen uns dann nicht zu teuer sein." Stellte doch der alte Chambrier in einem seiner Berichte aus Paris dem Marquis d'Argenson das Zeugnis aus, das sei von allen Ministern, die er seit sechsundzwanzig Jahren im Amt ge-

sehen habe, der dem preußischen Interesse ergebenste. Eine Haltung, die bei diesem Minister eben auf der Erkenntnis beruhte, daß der König von Preußen auch innerhalb der engen, scharf von ihm bezeichneten Grenzen den Franzosen gute Dienste zu leisten vermochte. Die Erklärung des Reichskrieges gegen Frankreich, seit der Kaiserwahl von Wien aus so eifrig betrieben, unterblieb, nicht zum letzten infolge der beharrlichen Bemühungen Preußens zu Gunsten der Reichsneutralität.

Dieweil König Friedrich mit Geschick und Erfolg bestrebt war, die mittlere Linie zwischen Frankreich und England, den in heißem Kampfe liegenden Nebenbuhlern, einzuhalten, ließ auch seine große Gegnerin von dem Versuche nicht ab, zwei einander feindselige Mächte gleichzeitig in ihr Interesse zu ziehen. Maria Theresia setzte die Unterhandlungen mit Rußland fort und verzweifelte doch auch nicht gänzlich an einer Verständigung mit Frankreich. In ihren Zielpunkten vorbildlich für das, was zehn Jahre später sowohl in Berlin wie in Wien angestrebt wurde, bilden die Anläufe von 1746 in ihrem Ergebnis das Widerspiel zu den Ereignissen von 1756. Dem Könige von Preußen ist die Neutralitätspolitik, die ihm jetzt im Anfange glückte, beim Wiederholungsversuch im entscheidenden Augenblicke mißlungen; der Kaiserin-Königin dagegen sollte die Zukunft nach der Enttäuschung, die ihr vorerst bereitet wurde, einen um so vollständigeren Erfolg bringen.

Einen Frieden hatte Oesterreich zu Dresden mit Preußen geschlossen, keine Versöhnung; einen Frieden, den im Grunde nur der Zufall zuwege gebracht hatte, die Verspätung des Eilboten, der dem Grafen Harrach den Widerruf seiner Vollmachten und den Befehl zum Abschluß mit Frankreich zutragen sollte. Man hielt es nicht der Mühe wert, das Mißvergnügen über den wider Wunsch und Willen geschlossenen Frieden zu verhüllen. In Regensburg, wohin der Reichstag auf Geheiß des neuen Kaisers sofort aus Frankfurt zurückgekehrt war, knüpfte der kaiserliche Konkommissarius an die Mitteilung des Abschlusses die giftige Erklärung, daß Ihre Kaiserlichen Majestäten trotz ihrer Abneigung, sich der Gefahr eines Friedens mit dem Hofe von Berlin von neuem auszusetzen, doch in ihrer Willfährigkeit gegen den Wunsch der Seemächte alle andern Erwägungen hintangestellt hätten. Zugleich indes ließ Maria Theresia nicht nur öffentlich, sondern auch in ganz vertraulichen Kundgebungen ihrem Vorsatz Ausdruck verleihen, den geschlossenen Frieden auf das heiligste und getreueste zu erfüllen, „ohne dem mehrmaligen anderseitigen Vorgang zu folgen". Der Vorsatz wurde sofort auf eine harte Probe gestellt durch einen verlockenden Antrag, der ihr unmittelbar nach dem Friedensschlusse aus Rußland kam.

Desselbigen Tages, an dem in Dresden der Friede unterzeichnet wurde, war ihr Gesandter, der Freiherr von Pretlack, in Petersburg eingetroffen. Er wurde durch die kriegerische Stimmung, die er vorfand, auf das angenehmste überrascht. Die Kunde, daß der König von Preußen ihrer Warnung ungeachtet in Sachsen eingedrungen sei, half die letzten Bedenken der Zarin überwinden. Sie befahl dem Kanzler, die Rüstungen bis zu solchem Umfange auszudehnen, daß Rußland im Notfalle auch allein mit Preußen fertig werden könne. Nun kamen die niederschmetternden Nachrichten von der Schlacht bei Kesselsdorf, von

dem Fall der sächsischen Hauptstadt, von der Einleitung des Friedenswerkes. Man stand jetzt wirklich vor der Aussicht, vereinzelt den ganzen Anprall der preußischen Kriegsmacht bestehen zu müssen, und die Gegner Bestushews und seiner kriegerischen Demonstrationen warnten deshalb das Spiel mit dem Feuer fortzusetzen. Aber von dem sächsischen Hofe hatte man die Erklärung, daß er im Vertrauen auf Rußland sich durch einen aufgezwungenen Frieden nicht binden lassen wolle. Daran hielt sich Bestushew und setzte am 4. Januar in der Staatskonferenz gegen die Friedenspartei den Beschluß durch, daß bei Wiederaufnahme des Kampfes durch Sachsen 100 000 Mann gegen Preußen ins Feld rücken sollten. Ja als endlich eine neue Hiobspost das Gefürchtete und Verhaßte, den Frieden, als vollzogene Thatsache feststellte, so wiederholte die Staatskonferenz am 18. Januar ihren Beschluß. Seines Erfolges froh konnte Bestushew dem Vertreter Maria Theresias eröffnen, wenn sich entweder von Oesterreich oder von Sachsen ein Vorwand finden lasse, mit Preußen zu brechen, so wolle man, „da ohnehin schon so viele Kosten angewendet worden,“ im bevorstehenden Frühjahr mit 90 000 Mann Hülfsvölkern offensiv gegen Preußen vorgehen. In jedem Falle erbot sich Rußland dem Wiener Hof gegenüber zum Abschluß eines Verteidigungsbündnisses; könne man in Wien oder Dresden den Vorwand zu neuem Bruch mit Preußen nicht finden, so werde dann Rußland wenigstens für die Fortführung des Krieges gegen Frankreich 30 000 Mann stellen und für diese Truppen den Durchmarsch durch preußisches Gebiet begehren. Da sich voraussehen lasse, sagte Bestushew zu Pretlack, daß Preußen den Durchzug nicht verstatten werde, so könne dann diese abschlägige Antwort eine Gelegenheit zum Bruch geben. Wiederholt versicherte er dem Oesterreicher, daß bei seiner Gebieterin Haß und Erbitterung gegen den König von Preußen sich von Tag zu Tage vermehrten. „Ich meines Ortes,“ so berichtete Pretlack erfreut nach Hause (22. Januar), „hindere sie in diesen ihren rühmlichen Anstalten gar nicht, sondern suche vielmehr, jedoch ohne mich im geringsten directe zu committieren, teils mit dem Kanzler insgeheim discursweis, teils durch vertraute Tertios solche zu animieren. Unmöglich ist es, daß alle diese Anstalten nach dem Friedenserfolg bei Preußen nicht eine Ombrage verursachen sollten, und es kann leicht sein, daß sie dadurch mit solchem in Händel geraten dürften.“

Daß der Wiener Hof dem von dem russischen Großkanzler ersonnenen und befürworteten Gedanken nicht ganz fern geblieben ist, beweist eine Unterredung, die Maria Theresias Hofkanzler Ulfeld Ende April mit dem sächsischen Gesandten Grafen Loß hatte. Sachsen hatte in Wien mit Zustimmung des französischen Ministeriums von neuem, wie im vorigen Herbste, seine Vermittelung für einen Ausgleich mit Frankreich angeboten. Graf Ulfeld antwortete mit der unverblümten Frage, ob Frankreich bereit sei, ohne weiteres über den König von Preußen herzufallen; man könne nicht eher an die Aufrichtigkeit Frankreichs glauben, als bis es erklärt haben würde, die Interessen des Königs von Preußen aufgeben zu wollen, statt des Versuchs, ihn zum obersten Diktator im Reiche zu machen. Eine Antwort, die dem Marquis d'Argenson die Betrachtung abnötigte, nichts sei schwieriger, als dem Wiener Hofe von Frieden

zu sprechen, ihm, der eben in den Verlust Schlesiens, in die Größe Preußen's sich nicht finden könne und Frankreich der Zweizüngigkeit zeihe in demselben Augenblick, wo er selbst gegen den eben geschlossenen Dresdener Frieden kabaliere.

Diese Zurückhaltung d'Argensons, die Abneigung Frankreichs, über den König von Preußen herzufallen, mußte es der Kaiserin-Königin wesentlich erleichtern, ihrem Vorsatz zur Einhaltung des Dresdener Friedens treu zu bleiben und somit den russischen Versucher von sich zu weisen. Oesterreich begnügte sich mit dem Abschluß des Defensivbündnisses. Am 2. Juni 1746 wurde der berufene Vertrag zu Petersburg unterzeichnet, dessen Bedeutung der im Vertrauen Bestushews stehende englische Botschafter, der gegen König Friedrich nach wie vor tief erbitterte Lord Hyndford, mit den Worten kennzeichnete, der ostensible Teil enthalte nur die Erneuerung eines früheren Bündnisses, der Endzweck aber richte sich gegen den König von Preußen, um ihm Schlesien wieder abzunehmen und um für die Zukunft dem Ehrgeiz dieses gefährlichen Fürsten Schranken zu ziehen: ein Zweck, der in den geheimen Bestimmungen des Vertrages zum Ausdruck gelangt sei.

Es war der vierte geheime Separatartikel, der dem Bündnisse die Farbe gab. Er besagte, daß der Verzicht der Kaiserin-Königin auf Schlesien und Glatz hinfällig sein sollte, nicht nur dann, wenn ihr selbst von dem Könige von Preußen feindlich begegnet würde, sondern auch im Falle eines preußischen Angriffes auf Rußland oder die Republik Polen; in dem einen wie in dem andern Falle wollten sich die beiden Vertragsmächte nicht mit 30 000 Mann, wie im allgemeinen festgesetzt wurde, sondern mit der doppelten Truppenzahl unterstützen, die Kaiserin-Königin aber gelobte ihrer Verbündeten, „binnen einem Jahr von der Zeit an zu rechnen, da Schlesien und Glatz völlig wieder in Dero Gewalt sein wird," zum Zeichen ihres Dankes zwei Millionen rheinische Gulden auszahlen zu lassen.

In wie unmittelbarer Nähe man den Eintritt des casus foederis im Sinne dieses Artikels erwartete, läßt eine Mitteilung ersehen, die der Wiener Hof seinem Bevollmächtigten im Laufe der Verhandlungen machte (5. März), es werde derzeit mit allem Eifer daran gearbeitet, Rußland von Preußen und von der ottomanischen Pforte her gleichzeitig mit Krieg überziehen zu lassen; man erbot sich eintretenden Falls zur sofortigen Waffenhülfe, trotz des Krieges mit dem Hause Bourbon, den man selbst noch auf dem Halse hatte.

Mit dem Petersburger Bündnis hatte die russische Politik nach mehrjährigen Schwankungen endgültig die Richtung eingeschlagen, die sie während der Regierung Elisabeths nicht mehr verlassen sollte. Noch nicht drei Jahre, nachdem man gegen einen Vertreter Oesterreichs die für ihn und seinen Hof ehrenrührigsten Anklagen erhoben hatte, war der Nachfolger dieses vielgeschmähten Marchese Botta in Petersburg das bevorzugteste und einflußreichste Mitglied des ganzen diplomatischen Korps. Nicht bloß die vertraute Freundschaft des Kanzlers, dem er der willkommenste Helfershelfer war, hatte sich Pretlack gewonnen, auch von der anfänglich noch zurückhaltenden Zarin wurde jetzt der ritterliche, noch jugendliche, in seiner äußeren Erscheinung an den glänzenden Marquis Chetardie erinnernde Feldmarschallieutenant, einer der tapferen Reiterführer von Mollwitz, in augenfälliger Weise ausgezeichnet; gern hätte ihn Elisabeth in

ihre Kriegsdienste herübergezogen. Pretlack verstand die Gunst der Lage auszunutzen; mehr vielleicht als irgend ein anderer hat er dazu beigetragen, die Zarin gegen den König von Preußen, den noch vor wenigen Jahren so warm von ihr bewunderten, einzunehmen. Ausgesprochenermaßen betrachtete er es als seine Hauptaufgabe, bei der er allzeit verharren werde, der Zarin immer mehr über den wahren Charakter des Königs von Preußen die Augen zu öffnen und ihr zu zeigen, wozu dieser Fürst fähig sei, wenn man nicht stets auf der Hut gegen ihn bleibe. Auch rühmte er sich seines Vorsatzes, die Russen zu so schroffer Haltung zu veranlassen, daß der König von Preußen nachgerade seine ganze Aufmerksamkeit nach dieser Seite werde wenden müssen. Zunächst hatte der Rastlose für seine Maulwurfsarbeit den Lohn, daß zu Ausgang des Sommers der Beschluß gefaßt wurde, die in Livland versammelten Truppen den Winter und den nächsten Sommer hindurch beieinander zu lassen. Er empfahl seinem Hofe, der reichlich vorhandenen Eitelkeit der Zarin bei jeder Gelegenheit auf geschickte Weise zu schmeicheln und „zur Befeuchtung der Schmeichelei“ die Sendung süßen Tokaierweines nicht zu unterlassen; dann wolle er sich fast anheischig machen, daß man das russische Heer noch wenigstens das ganze nächste Jahr hindurch zur Verfügung behalten werde.

Diese Verhandlungen zwischen den beiden Kaiserhöfen geben den Hintergrund zu den ernsten Sorgen, die den König von Preußen im Frühjahr und Sommer von 1746 erfüllten. Die feineren Zusammenhänge und die letzten Ziele der ihn so beunruhigenden diplomatischen Aktion blieben ihm verborgen. Er irrte sich, wenn er Oesterreich für den schiebenden Teil, Rußland für den geschobenen hielt. Als ihm im September von der vor einem Vierteljahr abgeschlossenen Allianz durch die russische Gesandtschaft amtliche Mitteilung geschah, so wurde ihm doch dabei die Kenntnis der verfänglichen Geheimartikel vorenthalten. Mit seinem politischen Kundschafterdienst war es zur Zeit noch schlecht bestellt; erst die Entlarvung eines russischen Spions, der seit geraumer Zeit in Berlin sein Wesen getrieben hatte, veranlaßte ihn, die Anwerbung derartiger dunkler Ehrenmänner auch seinerseits ins Auge zu fassen und das erforderliche Blutgeld nicht zu sparen. Die Gesandtschaftsberichte seiner beglaubigten Vertreter ließen meist nur Symptome erkennen; oft verschob sich das Bild der politischen Lage, das sein Scharfsinn sich aus schwachen, schwankenden Anzeichen mosaikartig zusammenlegte, von Post zu Post; er klagt wiederholt, daß er nur wie durch einen Flor sehe oder daß er die Dinge wie ein Träumender schaue.

Die festen Größen in seinem politischen Rechenexempel waren die russischen Rüstungen und Truppenbewegungen. Wenigstens hierüber hinreichend unterrichtet, verfolgte er die Vorgänge an der Grenze mit gespannter Aufmerksamkeit. Die leichtherzige Auffassung seines Gesandten Mardefeld, der die Kriegstüchtigkeit der Russen als sehr gering und die Fähigkeit ihrer Generale als noch geringer schilderte und den ganzen Kriegslärm als Gasconade verlachen wollte, teilte er doch nicht. Hier komme es zunächst einfach auf die Zahlen an. Wenn zu 60 000 Oesterreichern und 20 000 Sachsen auch nur 40 000 Russen stießen, so habe er diesen 120 000 nur 110—112 000 entgegenzustellen, da er etwa 20 000 in den Festungen lassen müsse. Und wer bürge ihm dafür, daß Däne-

mark und Hannover, durch den Anblick einer so starken Liga verlockt, sich ihr nicht anschlössen? Man habe wohl zwei- oder dreimal im Kriege Glück, aber nicht gleich bei allen und jeden Gelegenheiten. Wolle er auch die regulären russischen Truppen nicht fürchten, so seien ihre Kosaken und Tataren, die binnen acht Tagen eine ganze Provinz verwüsten könnten, um so gefährlicher. Die diesjährige Teuerung, der Mangel an Lebensmitteln mache die Zusammenziehung eines Heeres in Ostpreußen geradezu unmöglich, und vollends die von Mardefeld befürwortete Unternehmung auf Riga sei leichter gedacht als ausgeführt; dazu bedürfe es einer Kriegsflotte oder wenigstens einer genügenden Anzahl Lastschiffe. Bedenklicher endlich als die Stärke des Feindes sei der zerrüttete Zustand im Innern: das Heer habe seine Zelte und viele andere unentbehrliche Dinge noch nicht wieder ergänzt, die Hülfsquellen seien erschöpft. Gewinne man nur dieses Jahr, so sei alles gewonnen, aber wenn unglücklicherweise die Bombe jetzt platzen sollte, so sei der Staat aufs äußerste gefährdet.

Der langen Ungewißheit müde, befahl endlich der König seinem Vertreter, auf offiziellem Wege von dem russischen Kanzler eine „kategorische und deutliche" Auskunft zu erbitten, „ob mit allen diesen auf Unseren Grenzen vorgenommenen großen Kriegeszurüstungen das Absehen auf Uns gerichtet oder nicht". Einen Erfolg hatte der Versuch nicht. Als Mardefeld Anfang Juli seinen Auftrag ausrichtete, bezog sich der Kanzler auf einen ausdrücklichen Befehl der Kaiserin, wonach er keine wichtigere Angelegenheit zur Berichterstattung bringen dürfe, sofern ihm nicht etwas Schriftliches gegeben werde. Da der Gesandte für diese Form der Verhandlung keine Vollmacht hatte, so wurde er zum Schluß der Konferenz auf die Frage, was er denn nun seinem Könige berichten solle, von jenem mit der nichtssagenden Phrase abgefertigt: „Versichern Sie Ihrer Königlichen Majestät, daß ich alles, was von mir dependieret, beitragen werde, daß das genaue Vernehmen zwischen beiden hohen Häuptern beständig subsistieren möge."

Für den Fall, daß er die Ueberzeugung von der ernsten Absicht Bestushews zum Bruche gewinne, war Mardefeld beauftragt, dem Bestechlichen die Summe von 100 000 oder 200 000 Thalern zu bieten; denn König Friedrich wollte es vorziehen, wie er sich ausdrückte, von dem übelgesinnten Minister den Frieden zu erkaufen, als sich in einen kostspieligen und verderblichen Krieg hineinziehen zu lassen. Mardefeld hat es nicht für geboten erachtet, von diesem letzten Mittel Gebrauch zu machen, ebensowenig wie man sich nach dem Abschluß des Dresdener Friedens gemüßigt gesehen hatte, dem Kanzler die 100 000 Thaler anzuweisen, die ihm für den Fall des Wohlverhaltens in Aussicht gestellt, nun aber, so feindselig wie Rußland gedroht hatte, nach Friedrichs nicht unzutreffender Auffassung verscherzt waren. Der König hat nachmals diese Kargheit eine unzeitige gescholten und den Urquell des unheilbaren Zerwürfnisses mit Rußland in der Enttäuschung der Bestushewschen Habgier sehen wollen. Was ihn vornehmlich bestimmte, den vielgeltenden Mann in dem empfindlichsten Punkte so ganz zu vernachlässigen, war die durch Mardefelds Optimismus genährte Hoffnung, den Großkanzler demnächst gestürzt und durch den Vizekanzler Woronzow ersetzt zu sehen. Dieser aber galt dem preußischen Gesandten als

ein aufrichtiger Anhänger Preußens und Frankreichs; er war deshalb im vorigen November, als er zur Herstellung seiner Gesundheit nach dem südlichen Frankreich reiste, während eines kurzen Aufenthalts zu Berlin von dem Könige mit der größten Auszeichnung empfangen worden und verstand es jetzt im Juli 1746 auf der Rückreise, in Potsdam den ungünstigen Eindruck, den sein befangenes Auftreten bei dem ersten Besuch hinterlassen hatte, durch die Rückhaltlosigkeit zu verwischen, mit der er sich über seinen Nebenbuhler Bestushew äußerte. In Petersburg erwarteten Mardefeld, der französische Gesandte d'Alion und die einheimischen Gegner des Großkanzlers den Heimkehrenden sehnsuchtsvoll „wie die Juden den Messias"; aber bald zeigte sich, daß Woronzow den Kampf überhaupt nicht aufzunehmen wagte. Allzu befestigt war bereits die Stellung Bestushews; die Widersacher vermochte er einen nach dem andern beiseite zu schieben. Eben jetzt kam die Reihe an Mardefeld. Seit lange schon hatte der Kanzler, mit vollem Recht, diesen klugen und gewandten, scharfen und sarkastischen Diplomaten, dem auf seinem Posten eine zwanzigjährige Erfahrung zugute kam, als seinen gefährlichsten Feind fürchten gelernt; jetzt endlich vermochte er die Kaiserin, die Abberufung des unbequemen Fremdlings zu verlangen, wozu eine vor einigen Jahren von preußischer Seite gestellte gleichartige Forderung eine bequeme Handhabe bot. Nachdem er unter allerlei Vorwänden monatelang gezögert hatte, trat Mardefeld Anfang Oktober seinen unfreiwilligen Rückzug an. Die Abschiedsaudienz wurde ihm von der Kaiserin nicht versagt, aber der Empfang war peinlich kalt. Ein Beweis mehr, wie wenig die persönlichen Aufmerksamkeiten für Elisabeth, an denen es der König von Preußen nicht fehlen ließ, noch Eindruck machten.

Friedrich hatte inzwischen immer mehr sich überzeugt, daß er einen Angriff von russischer Seite nicht mehr zu befürchten habe, daß das gewaltige russische Säbelrasseln nichts weiter bezwecke, als den verbündeten Oesterreichern den Rücken frei zu halten. Die jungen preußischen Offiziere bedauerten, daß es zum Draufgehen nun nicht mehr kommen werde: „Hier schlagen wir schon die Russen in Gedanken," schrieb aus Potsdam in den Tagen des Woronzowschen Besuches der Lieutenant Ewald von Kleist an seinen Freund Gleim, „ich glaube aber, daß wir dieses Jahr wohl still sitzen möchten, ob ich gleich solches nicht wünsche." Nur vorübergehend tauchten noch einmal in dem Könige Besorgnisse auf, als Ende August der Wiener Hof eine merklich unfreundliche Haltung einzunehmen begann und die Verhandlungen über die Ausführung einzelner Friedensartikel zum Ausgangspunkt mehrerer gereizter und hochfahrender Noten machte; gleichzeitig klagte der im Mai nach Wien abgegangene Gesandte, der jüngere Graf Podewils, daß man es nicht mehr für nötig halte, dem natürlichen Hochmut Zwang anzulegen, daß er vom Kaiser und der Kaiserin seit zwei Monaten keines Wortes mehr gewürdigt sei. Und die Abordnung eines kaiserlichen Vertreters nach Berlin war noch immer nicht erfolgt. König Friedrich, der da wußte, daß sein Schriftwechsel mit dem Gesandten auf der Post in Wien regelmäßig einer Durchmusterung unterworfen wurde, setzte unter einen seiner chiffrierten Erlasse eigenhändig eine an die österreichische Adresse gerichtete Nachschrift, die dem Gesandten das geflügelte Wort eines ehemaligen

Gouverneurs von Berlin einprägte: „Unteroffizier, ist der Bürger ein Ochse, so seid Ihr auch einer, ist der Bürger höflich, so seid Ihr es auch.“ Im übrigen wollte er noch nicht daran glauben, daß die Königin von Ungarn aufs Geradewohl mit ihm brechen werde: „Trotzdem muß man handeln, als wäre Hannibal ad portas, und sich erinnern, daß die Wachsamkeit die Mutter der Sicherheit ist . . . Ich treffe meine Vorkehrungen, als ob man mich morgen angreifen wollte, und sie müssen sehr früh aufstehen oder sie werden mich nicht überrumpeln.“

Zwei Ereignisse waren es endlich, die seine Befürchtungen vollends zerstreuten. Am 11. Oktober schlug der Marschall von Sachsen bei Rocoux im Bistum Lüttich die vereinigten Oesterreicher und Holländer unter dem durch sein Mißgeschick nachgerade berüchtigten Herzog Karl von Lothringen und dem Fürsten von Waldeck und sicherte den Franzosen durch diesen Sieg den Besitz der zu Beginn des Feldzuges in ihre Hände gefallenen Hauptstadt Brüssel; zugleich waren damit die Niederlagen der bourbonischen Truppen auf dem italienischen Kriegsschauplatze einigermaßen ausgeglichen, wo die Oesterreicher, dank der Führung des begabten Fürsten Liechtenstein, das französisch-spanische Heer unter den Marschällen Maillebois und Gages bei Piacenza geschlagen hatten und nunmehr Schritt für Schritt nach den Grenzen der Provence zurückdrängten. So lebhaft den König von Preußen vor drei Jahren die Dettinger Schlappe der Franzosen für seine eigene Sicherheit besorgt gemacht hatte, so beruhigend wirkte jetzt ihr Sieg bei Rocoux auf ihn ein. Zugleich aber mit dieser Botschaft erhielt er auch aus London „etwas sehr Erfreuliches“: die Urkunde, durch die ihm die Krone England von neuem die Garantie für Schlesien und seine übrigen Besitzungen, allerdings mit Ausnahme des zwischen Preußen und Hannover umstrittenen Ostfrieslands, erteilte. Er sah darin einen verstärkten Beweis der aufrichtigen Absicht des britischen Ministeriums, gute Beziehungen zu ihm zu pflegen und offenen oder verstärkten Racheplänen der beiden Kaiserhöfe keinen Vorschub zu leisten. Seine Rechnung war: „Solange Rußland mit England gut steht, und England mit mir, wird der Wiener Hof niemals zu seinem Ziele gelangen“ — damit hatte er schon vor einigen Wochen seinen Gesandten in Wien beruhigt. „Diese Garantie,“ schrieb er jetzt am 22. Oktober aus Potsdam, eben in den Besitz der Urkunde gelangt, seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, „versetzt mich im Verein mit der Schlacht bei Lüttich in die beste Laune der Welt; ich werde am Montag die Freude haben, Sie zu umarmen, und wenn es Ihnen recht ist, wollen wir uns während meines Berliner Aufenthaltes einen vergnügten Abend machen.“

In dieser gehobenen Stimmung beendete er wenige Tage darauf, am 2. November, die Darstellung der Geschichte seines zweiten Krieges, womit er seit dem Frühjahr beschäftigt war. Der Schlußsatz spiegelt eine Zuversicht, wie sie dem Verfasser im Laufe dieses Jahres im allgemeinen nicht eigen gewesen war: „Wenn jemand von diesem Kriege Nutzen zog, so war es Preußen, dessen Truppen in ganz Europa in Achtung und hohem Ansehen standen; und wenn der Satz wahr ist, daß die Staaten sich durch den Ruf ihrer Kriegsmacht und die Ehre der Waffen stützen, so darf man sich schmeicheln, daß der jetzt geschlossene Friede nicht leicht von denen verletzt werden wird, denen die Preußen

ihn aufgezwungen haben." Vom sicheren Port schaut er auf das stürmische Meer zurück, aus dessen Brandung, so ergänzt die Vorrede des Werkes das Bild, überall starrende Klippen, berstende Schiffe und willenlose Wrackstücke emportauchen, die traurigen Denkmäler ehrgeizigen Strebens; es warnen ihn aus der Geschichte der jüngsten Zeiten die Beispiele Karls VII. und Augusts III., die beide aus ihren Staaten flüchten mußten; es warnt ihn der Ausgang Karls XII. und der Rückschlag des Kriegsglücks, den selbst ein Ludwig XIV. an sich erfahren hatte.

Auch er war dem Abgrund ganz nahe vorbeigeschritten. „Ich habe Krieg geführt," schreibt er in den Tagen nach der Schlacht von Rocoux, „unter furchtbaren Gefahren für den Staat; ich habe meinen Ruf erschüttert und wieder befestigt gesehen; kurz, nachdem ich so viel Wechselfälle durchgemacht, lobe ich mir die Augenblicke, wo ich aufatmen kann . . . Die Oesterreicher eilen in Flandern von Rückzug zu Rückzug und jagen in Italien die Spanier vor sich her; aber ihre Siege und ihre Fluchten schwächen sie gleichermaßen, während wir uns von Tag zu Tage mehr erholen. Lassen wir ihnen den Ruhm, als brauchbare Unterlage für die Lobgesänge der Zeitungsschreiber, und genießen wir die Süßigkeiten des Friedens, die sie nicht kennen." Und schon nach der ersten Hauptschlacht dieses Jahres erging er sich in der idyllischen Betrachtung (26. Juni): „Ich beschäftige mich augenblicklich damit, Bäume zu pflanzen; ich bin Gärtner geworden und finde, wenn ich meine Beschäftigungen von diesem Frühling mit denen des Vorjahrs vergleiche, daß ich in Ansehung der Ruhe viel dabei gewonnen habe, und ich ziehe es vor, wenn Herr von Gages und Herr Maillebois sich abärgern, als wenn ich genötigt bin, es an ihrer Stelle zu thun." Kurz darauf, im Juli, hatte ihn eine Truppenbesichtigung nach Ruppin geführt; seine Blicke lenkten sich zurück auf den hier verlebten Teil seiner Jugendzeit; launig schrieb er seinem Bruder (15. Juli): „Da ich diesen Schauplatz meiner lärmenden Vergnügungen wieder betrat, glaubte ich zu gewahren, wie all die alten Ackerbürger einander zuraunten: ‚Wahrlich, unser guter König ist der größte Erznarr in seinem ganzen Reiche; wir kennen ihn und wissen, wieviel er von Kopf bis zu Fuß wert ist, und unsere Fenster wissen es noch besser. Kurz, Gott sei dank, daß wir die Scheiben heil behalten, seit dieser Unsinnige sich von unseren Stätten hinweggehoben hat und lieber der Königin von Ungarn die Fenster einschlägt.' Ermessen Sie, bitte, wie meine Eigenliebe durch diesen schönen Panegyricus gedehmütigt worden ist! Ich habe mich indes dahin entschieden, das kluge Beispiel der Pudel nachzuahmen: ich habe mich geschüttelt, und bin weggegangen; ein Prophet, habe ich mir gesagt, gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande."

Indem er hier die erste und zweite Sturm- und Drangperiode seiner Entwickelung mit glücklicher Selbstironie in eine etwas überraschende Parallele rückt, ist immer seine Meinung, daß die Zeiten der Stürme jetzt überhaupt hinter ihm liegen sollen; nachdem er ein halbes Leben durchrast, möchte er, langsameren, bedächtigeren Schrittes weiter wandelnd, den Rest ungestört auf ruhigen Genuß und gleichmäßige Arbeit verteilen. Er macht kein Hehl daraus,

daß das Heldentum des Alkiden, der Ruhm Cäsars ihn zur Nacheiferung entflammt habe, aber aus innigster Neigung will er den friedlichen Bürgertugenden eines Aristides den Vorzug geben. Er glaubt den Dämon in seiner Brust gebändigt: „Ich bin von dieser Leidenschaft," so sagt er vom Ehrgeize, „glücklich geheilt; der Rausch, in den sie mich versetzte, ist verflogen, und ich denke nur noch an das eine: die Tage, die der Himmel mir noch bescheidet, in Ruhe dahinzubringen, das Vergnügen zu genießen ohne Mißbrauch, so viel Gutes zu thun als in meinen Kräften steht, und Irrtum, Arglist und Eitelkeit denen zu überlassen, die sich davon berücken lassen wollen."

Eine lange Frist wagte er sich nicht mehr zu erhoffen: „Ich glaube, daß meine Zeit vorbei ist," schrieb er 1752 in jenem politischen Testament. Hatte er doch schon als Kronprinz geäußert, er erwarte nicht, seinen Vater zu überleben. Auch hatte der Gedanke an die Gebrechen und die Hülfsbedürftigkeit des Alters etwas Peinigendes für ihn. Er hatte sich aus dem Sueton die Worte des Vespasian gemerkt, ein Kaiser müsse stehend sterben, und sagte in seinem Latein, auch er möchte „stante pede morire"; aus der Fülle des Wirkens und der Thatkraft wollte er abberufen werden. Die Anstrengungen und Aufregungen der Feldzüge hatten seine Gesundheit hart mitgenommen. In dem Pyrmonter Bade, das er Ende Mai 1746, wie schon kurz vor dem letzten Kriege, aufsuchte, machten sich die ersten Anzeichen der Krankheit bemerkbar, die ihn seitdem so oft qualvoll heimgesucht hat: „Trotz allem, was Ihr mir sagen mögt," schreibt er von dort am 4. Juni dem Prinzen Wilhelm, „ich habe die Gicht gehabt; und das ist so sicher, daß ich noch jetzt einen geschwollenen Fuß habe. Das ist nicht angenehm, das ist vorzeitig, kurz, das ist alles, was Ihr wollt, aber es ist wahr." Die zurückgebliebene Geschwulst zeigte sich sehr hartnäckig und belästigte ihn noch wochenlang; von der Reise nach Schlesien, die er trotzdem unternahm, kehrte er Ende August ernstlich krank nach Potsdam heim; fast vierzehn Tage war er an das Lager gefesselt, nur ganz allmählich fand sich die Gesundheit wieder ein. Am beunruhigendsten aber war mit ihren begleitenden Umständen eine Erkrankung zu Ausgang des folgenden Winters. Während eines der ihn fort und fort belästigenden hämorrhoidalischen Anfälle überraschte ihn am Abend des 13. Februar plötzlich eine Ohnmacht, verbunden mit Lähmungserscheinungen am rechten Arm und Fuß; zusammensinkend behielt er noch so viel Besinnung, ein vor ihm stehendes Glas Wasser zu leeren; er ordnete dann einen starken Aderlaß an und ließ sich über vier Stunden lang, bis nach Mitternacht, langsam im Zimmer auf und ab führen. Der übereilte Versuch, schon am zweiten Tage nach dem bösen Stoße die Arbeit und das geliebte Flötenspiel wieder aufzunehmen, rächte sich sofort durch erhöhtes Fieber. Nach abermals drei Tagen ein erneuter Rückfall: mit den ihm zur Vollziehung vorgelegten Unterschriftssachen beschäftigt, wurde der Kranke durch heftige Seitenstiche in das Bett zurückgetrieben; sein Leibarzt Lesser machte die Sorglosigkeit dafür verantwortlich, mit welcher der König an diesem Morgen, dem 18. Februar, gleich nach dem Aufstehen zwei Stunden lang ununterbrochen gelesen hatte. In Berlin hatten sich die schlimmsten Gerüchte verbreitet. Endlich kamen als erste Vorboten der Genesung ein paar eigenhändige Zeilen des Patienten an den

Prinzen von Preußen: „Mit Truppen, wie die unsrigen, braucht man den Angriff der gesamten Streitkräfte des Hauses Oesterreich nicht zu fürchten, aber mit einem abgebrauchten Körper wie dem meinen triumphiert man nicht mit derselben Leichtigkeit über Krankheiten.“ Sein zweiter Bericht aus der Krankenstube, neun Tage nach dem ersten Anfall, lautete: „Ich gehe meinen Weg, so gut es geht, bald fiebrig und bald in leidlicher Gesundheit. Die Wissenden sagen, daß alles so kommen mußte zum Besten meiner Seele; ich will es glauben, doch würde ich mich gut und gern ohne die Apoplexie und das Fieber beholfen haben. Für diesmal glaube ich dem Reiche Plutos entronnen zu sein, aber ich war bis zur letzten Station vor dem Styx, ich hörte schon Cerberus bellen und erkannte schon den alten Totenfährmann und seinen verhängnisvollen Nachen.“ Nach Verlauf eines Monats meinte er, von Nachwirkungen nichts mehr zu spüren; aber er klagte in einem militärischen Gleichnis, es stürmten so viel Angreifer auf seinen Körper ein, daß er fortwährend genötigt sei, Ausfälle gegen die Belagerer zu machen, bald gegen die Gicht, bald gegen die Hämorrhoiden, bald gegen Steinbeschwerden; inmitten so vieler Feinde sei seine Lage keine behagliche.

Er sprach anläßlich dieser letzten Erkrankung gegen den Prinzen von Preußen die Absicht aus, ihn demnächst zu gelegener Zeit in den vollen Zusammenhang der Staatsangelegenheiten einzuweihen, damit der Nachfolger bei einem unvorhergesehenen Ereignis trotz aller Ordnung und Durchsichtigkeit der ganzen Verwaltung in den Regierungsgeschäften nicht gänzlich unbewandert sei.

Zugleich ward er nicht müde, dem Thronfolger und sich selbst bei jeder Gelegenheit das abschreckende Beispiel der Durchschnittsfürsten und auf der anderen Seite die hehren Pflichten des Fürstenamtes vorzuhalten. Das Lieblingsthema, das er sein Lebtag in Rede und Schrift, in Prosa und Versen immer von neuem variiert hat, findet sich in dieser Epoche besonders reizvoll in zwei poetischen Episteln abgehandelt, in der „Apologie der Könige“ und in der frohgelaunten „Epître à mon esprit“, dem nach Boileaus Vorgang mit dem eigenen Ich angestellten Verhöre.

Mit beißender Ironie schildert dieses Selbstgespräch die Könige von heute. Wenn ein König eine Rechnung abzunehmen, einen Vortrag gutzuheißen, eine Verordnung zu unterzeichnen versteht, kann man mit gutem Gewissen mehr von ihm verlangen? Er halte die Majestät des Thrones aufrecht, er erfülle sich ganz mit der Größe, deren Glanz ihn umhüllt; stolz gegen seine Nachbarn, allzeit wegwerfend, nähre er sich vom Weihrauch, ganz den Göttern gleich. Was nützt ihm das Wissen? Die vollkommene Weisheit ist, die Vorschriften der Etikette gründlich zu kennen. Ja, murmelt nur in der ehrfurchtsvollen Stille eines Audienzsaales einem Botschafter ganz leise ein unverständliches Kompliment zu, laßt der Jagd kein Ende werden und bleibt am Spieltisch festgewurzelt, und vor allem, lernt Euer Lob hören, ohne zu erröten; drängt Euch zur Predigt und gähnt im Theater, seid mürrisch beim Mahl, sprecht nur in Orakeln und zu desto mehrerer Schaustellung der Größe affektiert auch die Minne — das ist die Art, wie ein König sich und seinen Hof langweilen, das ist das Metier,

welches er lernen muß. Entrüstet fährt Friedrich fort: Müßte ich mich Zeit meines Lebens so mit dem Nichts, dem großen Arbeitspensum der Höfe, beschäftigen, da ließe ich lieber Größe, Zepter und Reich dahinfahren und kehrte der ganzen langweiligen Bruderschaft der steifen Könige den Rücken.

Aber zum Glück ist in Wahrheit der Fürstenberuf in jenem trostlos öden Kreise nicht erschöpft. Traun, nicht leicht ist das Amt eines Herrschers, so bezeugt es die „Apologie der Könige"; will er ein wirklich geschickter König heißen, so darf er sich peinliche Arbeit nicht verdrießen lassen, so muß er in seinen Landen auch in das kleinste Einzelne eingreifen. Er muß der Göttin mit der Wage seinen schützenden Arm leihen, wenn die stets neu emporwachsende Hydra, Schikane genannt, ihre unheilige Stirn erhebt; er muß das Volk schützen und die Beamten lohnen; er muß die Lasten gerecht verteilen nach dem ungleichen Vermögen der einzelnen. Keiner will geben und alle wollen empfangen. Wenn der Bauer klagt, daß man das Dorf überlaste, fordert der Höfling, daß man seinen Gehalt erhöhe. Von dem, was Spindel und Pflug dem Staat geben, gebührt dann ihr Anteil den heldenmütigen Verteidigern des Staats, und auf daß der gewonnene Ruhm nicht welke, müssen mitten im Frieden neue Siege vorbereitet werden; zugleich gilt es doch, mit strengem Arm den hitzigen Krieger in den Schranken der Pflicht zu halten: die für den Kampf aufgezogenen Löwen, die Bellona losläßt, muß Themis bändigen. Weiter aber, die Sicherheit der Staaten hängt an der Politik — an der Politik, die heutzutage die Frevel in ein wissenschaftliches System gebracht hat. Jeder Vertrag nimmt einen schielenden Sinn an und wird gedeutelt, der Trug hat sich das Diadem auf die Stirn gedrückt, Verbrechen, für die das Volk die Gesetze strafen, werden Tugenden bei den Königen; deshalb unter Fürsten keine Freundschaft, der eine sinnt des anderen Verderben, die nächsten Nachbarn sind die grimmigsten Feinde. Da gilt es, sie beobachten, sie ergründen:

> Mit scharfem Blick im Buch der Zukunft blättern,
> Das Unheil hemmen, das uns will zerschmettern.

Und wenn nun einmal ein Fürst all diesen Anforderungen seines schweren Berufes gerecht wird, und gegen seinen Staat quitt zu sein meint, so rechne er doch nicht auf Dank, der Himmel müßte denn ein Wunder thun. Er bleibt die Zielscheibe der allgemeinen Kritik. Der eine findet ihn zu streng, der andere zu mild, der dritte zu jach. Führt er Krieg, so heißt es: dieser rasende König, der Himmel hat ihn zur Strafe unserer Sünden mit Ehrgeiz erfüllt; hält er Frieden, so heißt es: dieser stumpfe Monarch scheut die Gefahren und fühlt sich im Angesichte des Ruhms verschüchtert. Regiert er selbständig, so ist er ein Eifersüchtiger, ein Starrkopf, ein Unberechenbarer, der nur seinen Anwandlungen folgt; überläßt er die Sorge für seinen Staat den Ministern, so hallt es wider: Wie kann er diese Ränkeschmiede schalten lassen? Hat er Günstlinge, so ist das erbärmliche Schwäche; hat er keine, so ist es ein Zeichen seiner Unempfänglichkeit für die Freundschaft; ist er sparsam, so heißt er ein Filz, ist er freigebig, ein Verschwender; und vollends, ist er galant, so muß er gleich ein Wüstling sein. Ihm insbesondere, dem Könige Friedrich, macht man noch,

er weiß es sehr wohl, das geringe Maß von Gravität zum Vorwurf, womit er die erhabene Königsbürde trägt, er der Schöngeist, der Poet, der Pasquillant. Mehr als ein Cato, so warnt er sich, achtet auf eure Fehler, und oft genug raunt man sich die Frage ins Ohr: „Gelt, Freunde, haben wir nicht einen recht scherzhaften Konsul?" Aber Friedrich erklärt, um seine Rechtfertigung nicht verlegen zu sein: Habe ich je im Taumel der Vergnügungen meine Pflichten vernachlässigt und den Staat verwahrlost, habe ich je die Erwartungen meines Volks betrogen, die Prozesse verschleppt, den Staatshaushalt zerrüttet, die Verhandlungen vergessen, um meiner schöngeistigen Neigungen willen, hat man mich je unter den letzten auf den Gefilden des Mars erscheinen sehen? Habe ich aber überall hier, der Pflicht treu, meinen Eifer strahlen lassen, wie kann man dann so grausam sein, meinen Vergnügungen zu zürnen?

Was der Verfasser dieser Gedichte in graziöser Laune, lachenden Mundes, vorträgt, darauf fällt in einigen der Briefe an den Thronfolger der volle Nachdruck des Ernstes, ja der Strenge. „Ein Prinz," schreibt er dem Bruder im Jahre 1750, indem er ihn zu eben begonnenen finanzwissenschaftlichen Studien beglückwünscht, „ein Prinz, der wie Sie berufen ist, eines Tages zu regieren, darf kein Neuling bleiben; er muß von allem Bescheid wissen, um selbständig arbeiten zu können." Die Lehrhaftigkeit seines Tones entschuldigend, setzt er hinzu: „Es ist für Sie unumgänglich nötig, solche Betrachtungen anzustellen und sich auf das Amt vorzubereiten, für das der Himmel Sie bestimmt; das Vergnügen darf nie dem Erfordernisse der Pflicht Eintrag thun; Sie haben den Vortritt." Unverhüllten Tadel enthält einige Wochen später, nach einem Anlaß zur Unzufriedenheit, den der König gehabt zu haben glaubte, die Mahnung: „Wenn meine Brüder den andern ein gutes Beispiel geben, so ist mir das die größte Freude von der Welt; aber wenn das nicht der Fall ist, so vergesse ich von Stund an alle Rücksichten der Verwandtschaft, um meine Pflicht zu thun, das heißt um solange ich lebe, alles in Ordnung zu halten; nach meinem Tode können Sie es halten wie Sie wollen."

In dem zunächst auch für diesen Bruder bestimmten politischen Testament von 1752 hat der König seinen Nachfolgern die Pflicht und die Notwendigkeit, selbständig zu regieren, noch einmal mit denkwürdigen Worten an das Herz gelegt.

Eine wohlbestellte Regierung, lesen wir dort, muß ein sicher gefügtes System haben von nicht loserem Zusammenhange, wie etwa ein philosophisches Lehrgebäude. Ein König von Preußen muß selbst regieren; so wenig Newton seine Gravitationslehre hätte entdecken können, wenn er sich mit Leibniz und Descartes zusammengethan hätte, so kann auch ein politisches System nur aus Einem Kopfe entspringen; aus dem Haupte des Fürsten muß es ans Licht treten, wie die bewaffnete Minerva aus dem Haupte des Jupiter. Vergnügungssucht, Trägheit, Dummheit, das sind die Ursachen, welche die Fürsten von der Arbeit an ihrem edlen Beruf, das Glück der Völker zu schaffen, zurückhalten. Solche Herrscher machen sich so verächtlich, daß sie die Mär und das Gespött ihrer Zeitgenossen werden und daß in der Geschichte ihre Namen höchstens Anhaltspunkte für die Chronologie abgeben. Sie vegetieren auf dem Throne, ihres

Sitzes unwürdig, ganz aufgehend in dem Gedanken an ihr Ich. Ihre Pflichtvergessenheit gegen ihre Unterthanen wird geradezu strafbar. Nicht daß er in Verweichlichung lebe, ist der Herrscher zu seiner hohen Stellung erhoben und mit der bloßen Gewalt bekleidet; nicht daß er sich mäste mit dem Mark des Volkes, während alles darbt. Der Herrscher ist der erste Diener des Staates; er wird gut besoldet, damit er die Würde seines Charakters aufrecht erhalten kann, aber man fordert von ihm, daß er werkthätig arbeitet für das Wohl des Staates und daß er wenigstens die vornehmsten Angelegenheiten mit Achtsamkeit leitet. Ohne Frage bedarf er der Hülfskräfte; die Bearbeitung der Einzelheiten wäre zu ausgedehnt für ihn; wohl aber muß er die Beschwerde von jedermann anhören und denen, welchen Vergewaltigung droht, schleunig ihr Recht schaffen. Einem König von Epirus wollte ein Weib eine Bittschrift überreichen; er fuhr sie an und gebot ihr, ihn in Ruhe zu lassen. „Und wozu bist du denn König," erwiderte sie, „wenn du mir nicht Recht schaffen willst?" Ein schöner Ausspruch, setzt Friedrich hinzu, dessen die Fürsten unablässig eingedenk sein sollten.

König Friedrich nahm nicht den Ruhm für sich in Anspruch, das Fürstenideal, das ihm vorschwebte, unter den Herrschern dieses Staates zuerst angestrebt zu haben. Er betrachtete sich lediglich als den Fortsetzer und Nachahmer seines Vaters, dessen Regentenkunst er eben jetzt in den Denkwürdigkeiten der Geschichte seines Hauses in so beredten, begeisterten Worten pries: Dieser sein unmittelbarer Vorgänger ist ihm der wahrhaft große Fürst, der all sein Thun in Beziehung setzte zu dem Gesamtentwurf seiner Politik und der, wenn er den Teilen den höchsten Grad der Vollendung zu geben strebte, es immer that, um das Ganze zu vervollkommnen; der allgemeine Wohlthäter, dessen Regierung Spuren der Weisheit in dem Staate hinterlassen hat, die dauern werden, solange Preußen als nationaler Körper bestehen bleibt; der Philosoph auf dem Throne, so verschieden von denjenigen Weisen, die ihre unfruchtbare Wissenschaft in dem Grübeln über abstrakte, unserer Erkenntnis allem Anschein nach entrückte Dinge bethätigen; der Stoiker, der eine so hohe Meinung von der Menschheit hatte, daß er auch bei seinen Unterthanen seine eigene, stoische Gesinnung voraussetzte.

Den Zustand der Staatsverwaltung, wie er ihn beim Tode dieses Vorgängers überkommen hatte, betrachtete Friedrich fortdauernd als ein im wesentlichen unantastbares Fideikommiß; seine eigene nachhelfende und ausbauende Reformthätigkeit ließ die Grundlagen des Gebäudes unversehrt. „Im Großen habe ich alle Ursache zufrieden zu sein, im Kleinen gibt es immer etwas zu erinnern," so faßt er 1747 die Eindrücke einer der großen Musterungsreisen zusammen, auf denen er in all die verschiedenen Bereiche: Kriegswesen und Festungsbau, Verwaltung und Rechtspflege, Steuerfach und Handel selbstthätig eingreift. Und den Thronfolger warnt er: „Wenn Sie von den Grundsätzen und dem System abgehen, die unser Vater hierzulande eingeführt hat, so werden Sie der erste sein, der den Schaden davon hat."

Unumwundener hätte sich der konservative Grundzug dieser einer großen Reformzeit gefolgten Regierung nicht Ausdruck zu geben vermocht.

Wenn König Friedrich von seinem Vater gesagt hat, er habe die Minister, die unter dem ersten Könige die Herren gemacht hätten, in die Stellung von Subalternen hinabgedrückt, so liegt darin keine Uebertreibung. Man erinnert sich der Worte Friedrich Wilhelms I., er selbst wolle sein Feldmarschall und sein Finanzminister sein und er lasse sich nicht behandeln wie der Kaiser. Der dürfe nicht mehr sagen als seine Kollegien haben wollten: „das werde ich wohl niemals leiden, sondern weisen, daß ich selbst regieren will.“ Im Auslande wurde gespottet, daß das kleine Preußen mehr Minister gebrauche, als das große Frankreich; aber in der kollegialen Zusammensetzung der drei seit Friedrich Wilhelm I. bestehenden Zentralstaatsbehörden, aus der sich die große Anzahl der preußischen Minister ergab, lag doch gerade eine wesentliche Schmälerung der Bedeutung des einzelnen Ministers. Wenn sich im Kabinetsministerium zwei oder drei Diplomaten, im Justizdepartement drei bis vier Juristen und im Generaldirektorium fünf und mehr Verwaltungsbeamte in die Leitung und Verantwortung teilten, so ließ sich die Stellung dieser nebeneinander gestellten Viertelminister mit der des Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten, des Kanzlers oder des Generalkontroleurs in Frankreich freilich nicht vergleichen. Sehr bezeichnend hatte Friedrich Wilhelm bei der Gründung des Generaldirektoriums sich selbst zum Präsidenten dieses seines Finanzministeriums ernannt und jedem der dirigierenden Minister der einzelnen Abteilungen nur Titel und Stellung eines Vizepräsidenten zugebilligt. So umschreibt denn sein Nachfolger Kern und Wesen dieses Regierungssystems treffend mit der Formel: „Nach unsern Verwaltungseinrichtungen thut der König im Staate alles und die andern Behörden führen eine jede in ihrem begrenzten Bezirke nur das aus, was ihres Amtes ist.“ Die den Einfluß und die Verantwortlichkeit der Ministerien drückende Bethätigung der königlichen Selbstherrschaft steigerte sich gleichsam in die zweite Potenz, als König Friedrich nach dem Tode seines ersten Handelsministers dessen Ministerstelle im Generaldirektorium unbesetzt ließ und die Leitung der Handelsabteilung, lediglich unter Beihülfe der vortragenden Räte dieses Departements, selbst übernahm.

Es kam hinzu, daß es den drei Ministergruppen der Krone gegenüber an jeder Solidarität fehlte. Der alte Geheime Etatsrat, bereits auch Geheimes Staatsministerium genannt, die Schöpfung des Kurfürsten Joachim Friedrich, in der jetzigen Gestalt wesentlich aus den Leitern der drei Zentralbehörden zusammengesetzt, war doch mit nichten eine ständige Ministerkonferenz, die den drei Kreisen einen festen Berührungspunkt geboten hätte. Immer mehr waren die regelmäßigen Versammlungen außer Uebung gekommen, da jedes der Ministerkollegien für die ihm überwiesenen Angelegenheiten gegen das Plenum des Staatsrates ganz unabhängig gestellt war; zu den vorgeschriebenen Staatsratssitzungen versammelten sich des Montags der Regel nach nur noch die Justizminister zur Erledigung ihrer eigenen Geschäfte, während die Minister des Auswärtigen und die vom Generaldirektorium ihre gesonderten Kollegialsitzungen abhielten. Lediglich auf einer privaten Verabredung zwischen den Excellenzen beruhte es, wenn später (1771) für die Beratung solcher Angelegenheiten, bei denen die Mitwirkung mehr als eines der drei „Oberstaatsdepartements“ nötig

oder erwünscht schien, wieder ein bestimmter Tag, der erste Montag im Monat, in Aussicht genommen wurde.

Noch und vor allem wurde die Stellung der Minister dadurch beeinträchtigt, daß der König es liebte, sich über die leitende Behörde hinweg mit den von ihr abhängigen Organen in unmittelbare Verbindung zu setzen. So unterhielt er mit den Gesandtschaften eine stetig an Umfang wachsende „Immediatkorrespondenz“, die allmählich gerade die bedeutendsten Verhandlungen nicht bloß der Einwirkung, sondern selbst der Kenntnis des Auswärtigen Amts entzog; so wandte er sich auch im Inneren bei der Ordnung wichtiger Angelegenheiten, wie es übrigens schon sein Vater geliebt hatte, gern auf kürzestem Wege an die mit den örtlichen Verhältnissen aus lebendiger Anschauung vertrauten Personen und gewährte den Präsidenten der Provinzialbehörden damit einen Spielraum, in welchem sie neben, ja über den ihnen vorgesetzten Ministern standen und diesen oft nur das Nachsehen ließen.

Auf der anderen Seite lockerte sich das persönliche Band, welches früher das Staatsoberhaupt mit den Mitgliedern der Zentralbehörden in enger Berührung gehalten hatte. Friedrich Wilhelm I. hatte in den Versammlungen des Generaldirektoriums anfänglich noch wirklich den Vorsitz geführt und pflegte von seinen auswärtigen Ministern den einen stets in seiner Umgebung zu haben. Friedrich II. hielt von mündlichen Beratungen wenig. Erst in seinen späteren Regierungsjahren ward es Uebung, daß die Finanzminister sich einmal im Jahre zu der sogenannten Ministerrevue vor ihm versammelten, wenn dem Staatshaushalt für das folgende Rechnungsjahr seine endgültige Gestalt gegeben werden sollte. Beliebte der König sonst aus irgend einem Anlasse einen mündlichen Vortrag entgegenzunehmen, wie es am häufigsten für die Aufgaben der auswärtigen Politik erforderlich war, so war es sein Grundsatz, nicht das ganze Kollegium der zuständigen Minister vor sich zu bescheiden, sondern ein oder mehrere Einzelgutachten entgegenzunehmen. So konnten, wie er meinte, keine Eifersüchteleien aufkommen, wenn er zwischen auseinandergehenden Ansichten seine Entscheidung traf. Die Regel aber sollte die schriftliche Berichterstattung sein. Die Minister vom Generaldirektorium, vom Justizdepartement und vom Auswärtigen Amt, so legt das Politische Testament die Formen und die Vorzüge dieses Geschäftsgangs dar, „senden täglich dem Souverän ihre Berichte, mit eingehenderen Denkschriften über die Gegenstände, die seine Entscheidung erheischen; sie stellen in strittigen oder schwierigen Fällen die Gründe für und wider zusammen und setzen so den Souverän in stand, auf den ersten Blick seine Entscheidung zu treffen, vorausgesetzt, daß er sich die Mühe nimmt, die vorgetragene Sache zu lesen und gründlich aufzufassen; ein klarer Kopf ergreift den entscheidenden Punkt einer Frage mit Leichtigkeit. Diese Methode der Geschäftserledigung verdient den Vorzug vor den Ratsitzungen, die man anderwärts abzuhalten pflegt; denn guter Rat kommt nicht von der großen Zahl; auch machen sich die Minister durch ihre gegenseitigen Intriguen uneins, Persönliches, Haß und Leidenschaft wird in die Staatsangelegenheiten hineingetragen, die mündliche Erörterung mit dem oft zu erregten Ton der Rede und Gegenrede verdunkelt die Sachlage, statt sie aufzuhellen, und endlich wird das Geheimnis,

das doch die Seele der Staatsgeschäfte ist, bei so vielen Mitwissern nie gewahrt.“

„Ich verschließe mein Geheimnis in mir selbst, ich habe nur einen Sekretär, von dessen Treue ich überzeugt bin, wofern man also nicht mich selbst besticht, ist es unmöglich, meine Absichten zu erraten.“

Wir kennen schon diesen getreuen Sekretär, den Mann, von dem ein Nachfolger Valorys auf dem Berliner Gesandtschaftsposten dem Versailler Hofe mit Recht versicherte, das sei die einzige Person, welche um alle Staatsgeschäfte des Königs von Preußen wisse. „Wo immer der König sich befindet, Monsieur Hecle — so entstellt der Berichterstatter Eichels Namen — folgt ihm stets und arbeitet jeden Morgen mit dem Könige. Er weiß alles, was die Minister nicht wissen. Aus seinem Bureau, das man als das des Königs selbst zu betrachten hat, gehen alle Befehle für das Innere des Reiches wie für das Auswärtige hervor. Wenige Menschen haben je mit Monsieur Hecle gesprochen; vergebens macht man die größten Anstrengungen, ihn zu sehen, aber es ist unmöglich, zum Ziele zu gelangen,“ — „von keinem Sterblichen ist er je geschaut,“ sagt der Gesandte mit komischer Emphase. „Er lebt ganz abgeschlossen und weiß doch alles was geschieht.“ Ein englischer Diplomat erzählt von dem Geheimnisvollen gar, er werde bewacht wie ein Staatsgefangener, habe ununterbrochen Dienst und im ganzen Jahre keine halbe Stunde Freizeit; sieben Jahre könne man an diesem Hofe leben, ohne das unglückliche Opfer zu Gesicht zu bekommen. August Friedrich Eichel war ein Inventarstück aus dem Nachlaß der vorigen Regierung. Aus dem Subalterndienst hatte Friedrich Wilhelm I. den Halberstädter Kammersekretär in sein Kabinet gezogen; unmittelbar nach seinem Eintritt in die neue Stellung, im Jahre 1730, hat der damals Fünfunddreißigjährige bei der gegen den verhafteten Kronprinzen angestellten Untersuchung die Feder geführt. Unter seinem ersten Gebieter vornehmlich für die militärischen Ausfertigungen des Kabinets verwendet, war Eichel während des ersten schlesischen Krieges, in den entscheidenden Tagen der Unterzeichnung des französischen Bündnisses, als König Friedrich das Geheimnis mit verstärkten Schutzwehren zu umgeben wünschte, in die einzigartige politische Vertrauensstellung eingerückt, in der er bis zu seinem Tode sich behauptet hat. Als Vermittler des schriftlichen Verkehrs zwischen dem Könige und dem Auswärtigen Amte trat er neben dem dienstlichen auch in einen vertraulichen Schriftwechsel mit dem Grafen Podewils. Minister und Kabinetssekretär wußten sich einig in der friedfertigen politischen Grundstimmung, die jeder Verwickelung am liebsten um jeden Preis aus dem Wege ging und nach dem Bruche wieder um jeden Preis in den sicheren Hafen zurücksteuerte. Mit hineingerissen in Bahnen, welche so weit von den bis vor kurzem der preußischen Politik vorgezeichneten ablenkten, verrichtete der behutsame, ein wenig pedantische Kabinetssekretär die Befehle seines stürmisch-genialen Herrn in Furcht und Zittern, bei jeder unvorhergesehenen Wendung gleich des Schlimmsten gewärtig, froh keine Verantwortung zu tragen und doch sich verzehrend in Sorge um die Dinge, die er aus nächster Nähe, eingeweiht und wissend wie kein anderer, schauen mußte und nicht wenden konnte. Dann schüttete er dem verständnisvollen Minister sein schweres Herz aus — wenn anders ihm

nicht auch diesem gegenüber die Verschwiegenheit des Grabes anbefohlen war — und seufzte in seiner treuherzigen Frömmigkeit: „Gott wende in seiner Barmherzigkeit alles Böse in Gnaden ab!" — „Gott mag uns helfen und uns aus dem Moraste ziehen, in dem wir bis über den Hals stecken!" — „Gott lenke des Königs Herz zu allem Guten und dirigiere Dero Consilia zu Dero und des Landes Wohlfahrt!" Oder er verfällt in seinem halb bewußten, halb unfreiwilligen Humor auf ein sinnreiches Auskunftsmittel und meint — es ist in den bangen Wochen vor Hohenfriedberg —: „Wenn man doch wünschen könnte, was man wollte, so wünschte ich mir wohl tausendmal den Tod, wenigstens auf ein oder zwei Jahre, um nur nicht Zeuge von allen Land und Leuten verderblichen Umständen sein zu müssen." Doch ist Eichel aus der skeptischen Zurückhaltung, die anfänglich in seinen vertraulichen Aeußerungen über „unseren jungen Herren" sich hie und da verrät, allmählich herausgetreten, und wenn es der zweifelhafte Vorzug der Bedientennaturen ist, daß es Helden für sie nicht gibt, so hat Eichel seine vornehmere Anlage dadurch erhärtet, daß er bei unausgesetzter, täglicher Berührung sich immer mehr mit Bewunderung für den Helden, mit Verehrung für den Menschen erfüllte. Bald hatte Friedrich keinen wärmeren Verteidiger; vielleicht hat niemand in seiner Umgebung, etwa Winterfeldt ausgenommen, sich so ganz auf des Königs Standpunkt zu stellen vermocht, so vorbehaltslos mit den abstoßenden Härten eines schwierigen Charakters sich zu versöhnen und so gläubig dem Fluge des Genius zu vertrauen gelernt, als die schlichte Seele dieses treuen, überbürdeten, ganz im ewigen Gleichmaß des Dienstes aufgehenden Mannes.

Es ist ganz richtig, was nach Friedrichs Tode immer betont worden ist, daß dieser Herrscher in seinen Kabinetssekretären nie etwas anderes als seine Schreiber gesehen hat; der Titel Geheimer Kabinetsrat ward den Kabinetssekretären erst unter der folgenden Regierung statt des bisher üblichen Geheimen Kriegsrates verliehen. Aber gleichwohl ist ein Eichel bei mehr als einem Anlasse in die Lage gekommen, bei dem Gebieter seine Ratschläge anzubringen, seinen „bescheidenen Anmerkungen", wie er sich ausdrückt, „ganz gnädige Aufnahme" zu verschaffen oder durch seine „geringen Insinuationes" im geeigneten Augenblicke „gelindere Tempéraments" zuwege zu bringen. Sehr bald erkannten die Minister und Generale diese Sachlage und regelten demnach ihr Verhältnis zu dem wichtigen Manne. Wohl hielt sich Eichel ihnen gegenüber streng in den Grenzen zeremonieller Ehrerbietung. Bei Podewils entschuldigt er sich gleichsam, daß die expedierende Thätigkeit der Kabinetskanzlei so oft in den Amtskreis des Ministeriums übergreife: nur der Gehorsam „gegen des Herrn absoluten Willen" veranlasse ihn zu Geschäften, wozu er weder „Routine noch Capacité" habe. Aber trotz alledem hat ihn die Nachrede verfolgt, daß unersättlicher Stolz seine Hauptleidenschaft gewesen sei, daß er Minister hätte werden können, aber es vorgezogen habe, die Minister vor sich kriechen zu sehen. In der That läßt es sich nicht verkennen, daß ein später ins Unerträgliche ausartender Zustand schon jetzt seine ersten flüchtigen Schatten vorauswarf: das Mißverhältnis der Abhängigkeit der höchsten Staatsbeamten von einem jeder Verantwortlichkeit entrückten, durch die Person des Monarchen gedeckten Subalternen.

Das System der Selbstregierung aus dem Kabinet war zugeschnitten auf die Individualität seiner Begründer. Die Bedingung seines Bestehens war, wenn anders das System bei größerer Ausdehnung des Staatsgebiets überhaupt durchführbar blieb, daß an oberster Stelle Weite des Gesichtskreises und Leichtigkeit der Auffassung, Gründlichkeit der Sachkenntnis und Unerschöpflichkeit der Arbeitskraft und der Arbeitslust sich stets in so überraschender, bewunderungswerter Weise vereinigt fanden, wie bei diesem Vater und bei diesem Sohne. Die Selbstregierung mußte zur Karikatur werden, wenn die grundlegenden Bürgschaften rein persönlicher Art einmal fortfielen. König Friedrich hat sich diese Schwäche des Systems nicht verhehlt; er sagte sich, daß der Staat jede Unzulänglichkeit des Fürsten an seinem Leibe spüren werde. Indem er die Frage sich nicht vorlegte, wieweit das System einer Abänderung fähig sei und ob nicht in der Monarchie durch zweckmäßige Einrichtungen auch unter einem minder bedeutenden Herrscher Einheitlichkeit und Kraft der Staatsleitung sich wahren lasse, nahm er keinen Anstand, unter Umständen der republikanischen Staatsform den Vorzug vor der monarchischen einzuräumen. Noch waren seitens der modernen Philosophie die grundsätzlichen Angriffe gegen die Monarchie nicht eröffnet worden, die ihn später zu nachdrücklicher Abwehr veranlaßt haben. Aus der Geschichte glaubte er zu entnehmen, daß die Republiken schneller aufblühten und länger sich auf der Höhe behaupteten, als die Monarchieen, und wollte den Grund für diese Erscheinung darin erkennen, daß die guten Könige sterblich, die weisen Gesetze aber unsterblich seien, daß in der Monarchie der Nachfolger nie dem Vorgänger gleiche, daß den Ehrgeizigen der Müßiggänger, den Frömmler der Krieger, den Gelehrten der Wollüstling ablöse. Immer hat er an sich nicht geschwankt, welcher Staatsform er den Preis zuerkennen sollte; wenn sich ihm die schlechte Monarchie allerdings als die schlechteste der Regierungen darstellte, galt ihm doch dafür die gut geordnete Königsherrschaft ohne Frage als die beste Lösung des Problems — so hatte Plato die vollkommenste Erscheinung des Staates in der Herrschaft eines jugendlich kräftigen, hervorragend begabten Tyrannen sehen wollen.

Begabung, Jugendmut und Kraftgefühl, sie waren hier in glücklichster Vereinigung und strotzender Fülle vorhanden. Phaeton haben den selbstbewußten jungen Herrscher die Neider und Verkleinerer genannt. Aber seine Rosse werden ihn nicht aus der Bahn schleudern, seine Hand ist allzu fest, als daß die Zügel ihr entgleiten könnten, Helle umstrahlt ihn, aber nicht die verzehrende Glut enger, blinder, widerstreitender Leidenschaften, sein Blick bleibt frei und sicher auf das Ganze gerichtet. Er entlehnt sich für seine Fahrt von den Alten ein gar anderes Bild, stolz und farbenprächtig: „Alle Zweige der Staatsleitung stehen miteinander in innigem Zusammenhange, Finanzen, Politik und Kriegswesen sind untrennbar; es genügt nicht, daß eines der Glieder wohl besorgt wird, sie wollen es alle gleich sein, sie müssen gelenkt werden in gradgestreckter Flucht, Stirn bei Stirn wie das Viergespann im olympischen Wagenkampf, das mit gleicher Wucht und gleicher Schnellkraft die vorgezeichnete Bahn durchmaß, den Wagen zum Ziele trug und seinem Lenker den Sieg sicherte."

Seiner Siege sicher auch auf dem Felde unblutigen Wettbewerbes in-

mitten der neuen großen Aufgaben, die der schwer erstrittene Friede ihm stellte, meinte er, jetzt erst seine Regierung wirklich begonnen zu haben, in dem Sinne, daß wahrhaft Regieren das Glück des Volkes fördern heiße, daß wahrhaft sich nur im Frieden regieren lasse.

Noch während des letzten Krieges hatte ein so aufmerksamer Beobachter wie Valory urteilen wollen, daß die vornehmste Sorgfalt des Königs von Preußen den Truppen gelte, daß er in der Verwaltung denen sein Vertrauen schenke, welche die Einkünfte am stärksten emporzuschrauben vermöchten, ohne sich um die von diesen Leuten gewählten Mittel zu bekümmern, und daß die Justiz von allen Gebieten des Staatslebens am meisten vernachlässigt werde. Jetzt sollte gerade Friedrichs Fürsorge für die Rechtspflege mehr als alles andere die Augen von Europa auf die für Preußen angebrochene Friedensära lenken.

Zweiter Abschnitt.

Besserung der Rechtspflege.

Keiner der Minister Friedrichs des Großen hat sich solcher Freiheit der Bewegung in seinem Wirkungskreise zu erfreuen gehabt, als Samuel von Cocceji an der Spitze der Justizverwaltung. Aber es hat lange gewährt, bis ihm dieser Vorzug zu teil wurde und er nun die Reformbewegung sicher in Bahnen überlenken konnte, die er seit Jahrzehnten gewiesen hatte und von denen er sich doch immer wieder abgedrängt sah, weil seine Vorschläge und ersten vorbereitenden Schritte unter der vorigen Regierung nur mit halbem Vertrauen, halber Konsequenz unterstützt worden waren.

Coccejis Reform, in der Abkürzung des Prozeßverfahrens und der Vereinfachung der äußeren Gerichtsverfassung gipfelnd, liegt genau auf der Halbscheid eines langen und anstrengenden Weges. An der Schwelle des Jahrhunderts hätte der erste preußische König dem jungen Königtum um alles gern ein fertiges Landrecht in die Wiege gelegt: erst an des Jahrhunderts Ende war der große Wurf gelungen, die Aufgabe der Justizreform auch in ihrer schwereren Hälfte, der Rechtskodifikation, gelöst.

Als in den letzten Jahren Friedrichs I. mit dem persönlichen Hervortreten des Kronprinzen Friedrich Wilhelm überall in der Verwaltung ein schärferer Windzug einzusetzen begann, der auch in der Justiz den allzu schnell erloschenenen Reformeifer wieder anfachte, warnte der vorsichtige Minister Ilgen, die bestehenden Mißstände mit allzu starken Worten zu brandmarken; „wozu müsse man der ganzen Welt bekannt machen, wie schlecht unser Suum cuique nach einer vierundzwanzigjährigen Regierung annoch in Seiner Königlichen Majestät Landen observiert werde, und daß die Gerechtigkeit nicht in denselben, sondern im Himmel wohne?" Und nun sollte noch einmal eine lange Regierung zu Ende gehen, ohne daß Wandel eintrat.

Wie hätte der junge Friedrich Wilhelm bei seiner Thronbesteigung solches sich vorausgesagt, er, der seinen höchsten Justizbeamten alsbald erklärte, daß „das Landrecht vors ganze Land" binnen Jahresfrist fertig sein müsse: „oder

Herr Bartollius (Bartholdy) und Herr Sturm und ich werden uns sehr plumb und grob verzürnen." Zunächst hatte man sich 1714 entschlossen, die tüchtigste der Landesuniversitäten, die junge Hallische Hochschule, die sich vom Tage ihrer Gründung an in den Dienst jeglichen reformatorischen Strebens gestellt hatte, zur Mitarbeit an dem rein wissenschaftlichen Teile der großen Aufgabe aufzurufen. Aber wie in den Tagen der Erhebung des Staates zum Königreiche die Frankfurter Juristenfakultät vor Ueberstürzung der Rechtskodifikation gewarnt hatte, so erhoben jetzt die Hallischen Professoren Einwände über Einwände. Selbst der mit der Leitung des nationalen Werkes betraute Thomasius, der abgesagte Feind des „unvernünftigen Mischmasches fremder und in fremder Sprache abgefaßten Rechte", hielt nicht mit dem Geständnis zurück, daß die Ausbesserung des langweiligen Justizwesens zwar nicht unmöglich, aber sehr schwer sei und mit größter Behutsamkeit vorgenommen werden müsse. Und nach vollen dreizehn Jahren sprach der Universitätskanzler von Ludewig in einer akademischen Festschrift, welche die innere Politik der gegenwärtigen Regierung schilderte und pries, mit deutlich erkennbarer Absicht das gelassene Wort aus, wenn der Entwurf eines einzigen, allgemeinen, gleichlautenden Gesetzbuches wohl geraten solle, so dürfe die darüber hingehende Zeit „gar nicht zu teuer oder übel angewandt erscheinen". So ward die aus dem königlichen Kabinet als Grundlage für die vorzunehmende Arbeit nach Halle geschickte Denkschrift endlich im Schoße der Fakultät begraben.

Inzwischen hatte die Reform wenigstens auf praktischem Gebiete einige Ergebnisse zu verzeichnen. König Friedrich Wilhelm erließ seine drakonischen Edikte gegen die Advokaten, führte eine verbesserte Kriminalordnung ein, das erste preußische Prozeßgesetz mit umfassender Gültigkeit für alle Landesteile, und blieb wenigstens in einer seiner Provinzen, in Altpreußen, nicht allzuweit hinter dem Angestrebten zurück: dort war es, daß der Geheime Justizrat von Cocceji, seit 1714 in Berlin an den Reformarbeiten beteiligt, die ersten Proben seines organisatorischen Talentes ablegte. Der König lohnete seine Erfolge durch Uebertragung des Vorsitzes im Kammergericht und nach einigen Jahren, 1727, auch durch die Ernennung zum Minister, nachdem er schon 1722 in einer für den Kronprinzen bestimmten Regierungsanweisung Cocceji als den berufensten Mann zur Leitung der gesamten Justiz bezeichnet hatte, im Gegensatz zu dem Minister Plotho, der „nichts tauge". Zwei Jahre darauf aber schalt er denselben Cocceji einen Bärenhäuter. Auch blieb nun jener Plotho bis zu seinem Tod an Coccejis Seite im Amt und that alles, um den jüngeren Minister niederzuhalten, und von Plotho erbte diese gegensätzliche Stellung sein Nachfolger, der Freiherr zum Broich. Ebensowenig Entgegenkommen fand Cocceji für seine Bestrebungen bei den Gerichtshöfen. Jahr auf Jahr verging, die Reform stockte. Bis dann Ende 1735 der kranke Monarch, der sein Ende nahen sah, mit ungeduldigem Scheltwort den Ministern ihre „große Negligenz" verwies. Er gestand sich nicht, daß ein erheblicher Teil der Schuld auf ihn selbst fiel. Im Widerspruch gegen die zu Anfang seiner Regierung verkündeten Grundsätze hatte er nur zu oft gewaltsam in die Rechtspflege eingegriffen, den Gerichtshöfen, auch den höchsten, die Prozesse entzogen und vor außerordentliche

Kommissionen verwiesen, die Berliner Richter durch Erteilung derartiger Sonderaufträge überbürdet und sie und die Justizbeamten insgemein durch Schmälerung oder gar Entziehung ihrer Gehälter schwer geschädigt, nachdem ohnehin die Besoldungssätze beim Thronwechsel stark herabgedrückt waren. Gegen Friedrich Wilhelms eigenes königliches Verbot verstieß auch die Besetzung der Richterstellen, der höheren wie der niederen, mit Laien oder doch nur unzureichend vorbereiteten Leuten; man weiß, wie dieser König die Anwärter für den Staatsdienst auf ihre Begabung prüfen ließ und dann einen „guten Kopp" zur Verwaltung nahm, einen „dummen Teufel" zur Justiz ausstieß.

Wie sich Cocceji und seine Kollegen jetzt auch verantworten mochten, es gelang ihnen nicht, den allerhöchsten Zorn zu beschwichtigen. Es kam dahin, daß der König zwei Minister vom auswärtigen Departement und zwei vom Generaldirektorium, darunter die Feldmarschälle Borcke und Grumbkow, zu einer „Oberkommission" vereinigte, um vor ihr in demütigendster Weise eine Art Anklageverfahren gegen die Justizminister zu eröffnen. Und wenn Cocceji demnächst, am 5. November 1737, zum Ministre chef de justice mit der Oberaufsicht und Kontrole über alle Justizkollegien ernannt wurde, so sah er aus dieser erhöht verantwortlichen Stellung nur neue Fährlichkeiten und Verwickelungen erwachsen. Seine Besorgnisse waren nicht unbegründet; die Kollegen, jetzt neben Broich noch die Minister von Arnim-Boytzenburg und von Brandt, wußten sich in dem Stande der Gleichordnung zu behaupten, Arnim stiftete unter den Ministern sämtlicher Departements eine förmliche Verschwörung gegen den Ministre chef de justice an, und ehe dieser es sich versah, war er durch eine Kabinetsordre vom 10. Mai 1739 unter die Oberaufsicht des gesamten Geheimen Staatsrats gestellt. Der weitere Schritt war seine völlige Zurückdrängung von der Reformarbeit. Der Geheime Staatsrat legte die Fortsetzung des Werkes in die Hände einer Kommission, der Cocceji nicht angehörte und die sein Hauptgegner Arnim leitete.

Cocceji sah sich zur Unthätigkeit verurteilt. So betrogen den sterbenden Herrscher Mißtrauen und Ungeduld um die Genugthuung, aus dem seit lange vorbereiteten Boden noch eine Saat emporsprießen zu sehen.

Friedrich II. hat, wie es scheint noch als Kronprinz, in sein Exemplar der Montesquieuschen Betrachtungen über die Ursachen der römischen Größe und ihres Verfalls zu einer Aeußerung des Verfassers die zustimmende Randbemerkung eingetragen: „Niemals in einem Regierungssystem etwas ändern, bevor man aus Erfahrung weiß, was der Natur dieses Staats frommen oder was ihr entgegen sein könnte; nicht voreingenommen sein für oder gegen das, was besteht, alles mit eigenen Augen sehen, selbständig urteilen und schließlich nur das einführen, dessen Aenderung oder Verbesserung die Vernunft fordert." Genau nach diesem Grundsatz ist er in der Frage der Justizreform vorgegangen, erst beobachtend, zögernd, abwartend, nachher um so schneller und fester.

Die erste Entscheidung des neuen Herrschers war somit eine neue schwere Enttäuschung für Cocceji; am 18. Oktober 1740 verfügte König Friedrich, daß die Kommission von 1739 ihren Fortgang haben solle. Nur zu deutlich zeigte sie bei Wiederaufnahme ihrer Arbeiten die Absicht, von dem bereits auf-

geführten Unterbau keinen Stein auf dem andern zu lassen; ihre gesetzgeberische Reaktion griff bis auf die Zeiten vor 1725 zurück. Der Bogen war zu straff gespannt; nach wenigen Wochen wurde die Kommission bedeutet, daß sie sich für ihre Vorschläge mit Cocceji, dem Verhaßten, in Verbindung zu setzen habe. Zugleich aber zog der nun beginnende Krieg des Königs Aufmerksamkeit von diesen Fragen ab; die Kommission ihrerseits gab kein Lebenszeichen mehr von sich und verfiel selbstverschuldeter Vergessenheit. Als im Herbst darauf die Kleinschnellendorfer Abkunft mit Oesterreich Friedensaussichten eröffnete, wandte sich der König mit seiner Mahnung, die Reform zu fördern, nicht an die Kommission, sondern an Cocceji und übertrug diesem auch die Neuordnung des Justizwesens in dem eroberten Schlesien. Auf die immer eindringlicheren Erinnerungen aus dem Kabinet, „die täglich überhand nehmenden Klagen über die schlechte und langwierige Justiz im Grunde und prompt zu heben“ und den bösen Baum „nicht an der Rinde, sondern an der Wurzel“ anzufassen, machte Cocceji verschiedene Vorschläge, traf es indes mit ihrer keinem. Er erhielt vielmehr unerwarteterweise Ende August 1743 den Bescheid, die Sache sei bei den gegenwärtigen Zeitläuften mit Rücksicht „auf die vielen unlöslichen Schwierigkeiten“, die sich vor allem aus der Finanzlage des Staates ergaben, „bis auf gelegenere Zeiten auszusetzen“. So stockte das Werk von neuem, und Coccejis Gegner erhoben ihr Haupt zuversichtlicher denn je.

Sie hatten die Genugthuung, daß nach anderthalbjähriger Pause ein neuer allerhöchster Befehl zur Abstellung der landesverderblichen Mißstände dem Kollegium der Justizminister, nicht dem Ministre chef de justice allein, zuging — es war im Januar 1745, als der König nach dem unbefriedigenden Ausgange des böhmischen Feldzuges in der Hauptstadt weilte. Die Verfügung gab das Signal zu neuem leidenschaftlichen Kampfe im Schoße der obersten Justizbehörde.

Schon vor einem Jahre, Ende 1743, hatte der König anläßlich eines ärgerlichen Streites zwischen Cocceji und Arnim sich bewogen gesehen, den Grafen Podewils mit einem Vermittelungsversuche zu betrauen, und Arnim hatte sich diesem Schiedsrichter gegenüber auf das bitterste beschwert, daß des Freiherrn von Coccejis Excellenz sub clipeo Dero Cheffats einen unerträglichen Despotismum und ganz unumschränkte Gewalt affektiere, sich an gar keine Ordnung und Gesetze kehre, vielmehr dieses oder jenes bald so, bald anders veranlasse, je nachdem dieser oder jener Affekt sein präcipitantes und violentes Temperament treibe. Mit der königlichen Kabinetsordre, die den Frieden diktierte, durfte damals eher der Ankläger als sein Gegner zufrieden sein: kühl genug klang die Erklärung, da des höchstseligen Königs Majestät den von Cocceji zum Chef de justice deklariert, so wolle und könne Se. Majestät ihm solches nicht wieder nehmen. Und noch dazu erhielt dieser Chef zugleich die Ermahnung, sich in allen Angelegenheiten, so die Justice beträfen, bescheiden, anständig und ohne Emportement oder affektierten Primat gegen den von Arnim gehörig zu betragen; diesem wurde allerdings seine „Aigreur“ gegen Cocceji verwiesen, an beide gemeinsam aber erging die Aufforderung, „einander so zu begegnen, wie

es der königliche Dienst, die Absicht auf wahre Gerechtigkeit und das anständige Compartement von Personen von ihrem Stande erfordere“.

Der Streit, der zwischen den beiden jetzt nach Jahresfrist von neuem hell aufloderte, war ebenso persönlichen wie grundsätzlichen Charakters. Arnim war ein überzeugter Konservativer, in der Sitte und Bildung der Väter ergraut, mißtrauisch gegen jeden Besserungsvorschlag; Cocceji ein sanguinischer Neuerer, der sich von Kindesbeinen an mit den modernen Lehren der naturrechtlichen Schule erfüllt hatte. Der eine ein Praktiker, der sich in den überlieferten Formen der Rechtspflege und nur in ihnen sicher fühlte und auf die Unfehlbarkeit seiner forensischen Erbweisheit schwor; der andere ein systematischer Kopf, der eben diese Formen als äußersten Zwang empfand, der von Grund aus neu zu bauen wünschte. Der eine ein Bureaukrat in dem alten Sinne des vielköpfigen ständischen Regiments, das die Aemter als der Beamten wegen geschaffen betrachtete und deshalb stets eher auf eine Vermehrung denn auf eine Verminderung der Stellen ausging; der andre im Grunde noch immer mehr Gelehrter als Beamter, er, der frühere Professor, der Sohn und Enkel von Professoren, vollständig frei von allen den Rücksichten, wie sie innerhalb einer geschlossenen, vom Korpsgeist getragenen Beamtenhierarchie berechtigterweise genommen zu werden pflegen, nie bedenklich, die Personen der Sache, seinem Systeme aufzuopfern. Der eine endlich Aristokrat von reinstem Blute, Sprößling eines der vier uckermärkischen Geschlechter, deren Mitglieder nach alter Freiheit nicht wie die Standesgenossen vor dem Prenzlauer Obergericht, sondern nur vor dem Kammergericht zu Berlin Recht nahmen; der andre ein Edelmann neuester Prägung, erst 1702 beim Antritt seines Frankfurter Lehramtes zugleich mit seinem Vater in den preußischen Adelstand erhoben, einer der zahlreichen Männer bürgerlicher Herkunft, die unter den letzten drei Regierungen zu den höchsten Stellen im Staate emporgestiegen waren. Mit welcher inneren Verachtung der Uradel auf diese Emporkömmlinge herabsah, nicht anders wie in Frankreich ein Herzog von Saint-Simon auf die vielen Roturiers unter den Staatsmännern Ludwigs XIV., das beweist eine Aeußerung des Schlesiers Schaffgotsch, der sich, allerdings von Cocceji gereizt, lebhaft dagegen verwahrte, daß „ein Mensch von so nobler Geburt wie ich mit jemandem von so schlechter Extraktion wie der Herr Großkanzler sollte konfundieret werden“. Einander gleich waren beide, Arnim und Cocceji, sich nur in ihrer scharfen, persönlichen Art, in ihrem Hang zur Satire, was wieder die Aussichten der Verständigung nicht erhöhte. Wenn Arnim bei dem jetzt beginnenden schriftlichen Meinungsaustausch gallig den Schmerz der alten Wunde aufrührte und auf den Mißerfolg der vor einigen Jahren geplanten Reformen hinwies, deren frisches Andenken vor Wiederholung warnen müsse, so antwortete Cocceji gereizt, nur die Neider und Schikaneurs, die Seiner Majestät eine falsche Idee beigebracht, hätten die Sache verdorben; und damit jenem nicht ein Zweifel bleibe, wer gemeint sei, setzte er ausdrücklich hinzu, daß er in der Erinnerung an damals des Freiherrn von Marschall — es war der Kollege Arnims in der verhängnisvollen Kommission von 1739 — Droiture billig rühmen müsse. Wenn Cocceji die Richterstellen bei dem Prenzlauer Obergericht, das Arnim als uckermärkischer

Landvogt ein Menschenalter hindurch geleitet hatte, vermindern wollte, so betrachtete das wieder dieser als eine persönliche Ehrenkränkung und rächte sich durch den hämischen Ausfall, daß die Uckermark in der Vortrefflichkeit ihrer Rechtspflege nicht wenig vor andern Gebieten voraus habe, z. B. vor dem kaum halb so großen Fürstentum Halberstadt — wo Coccejis Bruder dem Landesjustizkollegium präsidierte. Und wenn sein Gegner mit dem Könige die Herabdrückung der Prozesse auf eine möglichst kleine Zahl als das ideale Ziel der Reform bezeichnete, so fragte Arnim mitleidig, woher dann die Sporteln fließen sollten, aus deren Ertrag der König die Richter besolden wolle: „woher dann Brot nehmen in der Wüste?" Coccejis hochgemutem Angebot endlich, Landrecht und Prozeßordnung binnen Jahresfrist fertig stellen zu wollen, zollte er den ironischen Beifall: das lege ein rühmliches Zeugnis eifriger Bemühung ab und sei des Segens Gottes wert. Und so ging das ganze Jahr über unfruchtbaren Erörterungen dahin, obgleich der König noch unmittelbar vor seinem Wiederaufbruch ins Feldlager, am 13. März 1745, den Ministern wiederholt Ernst und Eile zur Pflicht gemacht hatte.

Nun kehrte der Held nach Anstrengungen und Erfolgen sonder gleichen von der heißen Waffenarbeit zurück und fand, daß zu Hause in der Angelegenheit, die dort ihm am meisten am Herzen lag, wieder nichts geschehen war. Statt der erwarteten Ergebnisse empfing ihn die Nachricht von einem Vorfall, der die Schäden der bestehenden Einrichtungen grell beleuchtete. Ein Stettiner Notar hatte die ihm anvertraute Depositen- und Pupillenkasse angegriffen, 6000 Thaler wurden vermißt. Der König hielt es an der Zeit, seinen Ministern einen augenfälligen Mißtrauensbeweis zu geben; er wies die Untersuchung an zwei Generale, die Chefs der beiden in Stettin eingelagerten Regimenter, „um der Sache ein mehreres Gewicht zu geben und ohne viele Weitläufigkeit und Zeitzersplitterung auf den wahren Grund zu kommen". Es war ein Seitenstück zu dem Untersuchungsrichteramt der Feldmarschälle von 1737, für die Justizverwaltung um so empfindlicher, als die ihr am 12. Januar 1746 aus dem Kabinet zugehende Mitteilung es offen aussprach, daß der König sich bekannter Umstände halber von den durch Cocceji bereits getroffenen, „an sich ganz guten" Veranstaltungen keinen rechten Succeß noch den erforderlichen prompten Nachdruck versprechen könne.

Zugleich entschloß sich der König zu einem Schritt von bindender Tragweite; er setzte vor aller Welt seine eigene Person für die Sache der Reform ein. In Form einer Kabinetsordre an Cocceji erließ er an demselben 12. Januar eine der öffentlichen Kundgebungen, mit denen der patriarchalische Staat so sparsam war: aus unzähligen zu seiner Kenntnis gelangten Exempeln erhelle, daß nicht ohne Ursach überall über eine ganz verdorbene Justizadministration geklagt werde; bei nunmehr geschlossenem Frieden wolle er dazu nicht stillschweigen, sondern sich selbst einmischen. Als Ziel wurde hingestellt: „eine kurze solide Justiz, sonder großes Sportulieren und Kosten, auch mit Aufhebung derer gewöhnlichen Dilationen und oft unnötigen Instanzien", eine Justiz „nach Vernunft, Recht, Billigkeit und dem Besten des Landes und der Unterthanen".

Bei allem Kränkenden, das in der diesem Programm gegebenen Form für die ganze Justizverwaltung und somit äußerlich auch für ihn lag, mußte den unmittelbaren Empfänger der Kabinetsordre mit ihrem Inhalt versöhnen ihre kräftige Absage an das von seinem Widersacher Arnim so eifrig vertretene Beharrungsprinzip. Die oft angerufene „wohlhergebrachte Observanz" wurde in der Kundgebung verächtlich als alte Leier bezeichnet und gar zu den „öffentlich tolerierten Mitteln der Ungerechtigkeit" gezählt.

Die Einreden der Gegner bei dem Könige um ihr Gewicht zu bringen, dazu trug wesentlich das Armutszeugnis bei, das eben jetzt dem Arnims Präsidium unterstellten Oberappellationsgericht ausgefertigt wurde: eines seiner Erkenntnisse wurde von einer auswärtigen Juristenfakultät, der in üblicher Weise die Akten zur Revision zugeschickt waren, als dem Rechte widersprechend aufgehoben. Eigenhändig verfügte Friedrich in hellem Zorn, daß jeder der Referenten fünfzig Thaler Strafe erlegen solle, „wegen der meiner Einsicht nach abgefasseten unrechtmäßigen Sentenz"; dem Präsidenten aber wurde es als unverantwortliche Saumsal verwiesen, daß ein Prozeß, in welchem der Hauptgegenstand noch nicht einmal zur Verhandlung gelangt sei, jetzt bereits an die zwanzig Jahre schwebe. Ein Versuch Arnims, sich und sein Tribunal zu entschuldigen, wurde noch ungnädiger mit dem Bedeuten abgeschnitten, der Präsident solle seinen Räten einschärfen, solche Durchstechereien wie bisher nicht mehr zu begehen, sich selbst aber künftig etwas respektueuser ausdrücken.

Geschickt setzte jetzt Cocceji für sich und seine Sache ein. Er beantragte bei dem Gebieter, den Streit zwischen den Justizministern durch eine Probe zu entscheiden: jeder von beiden, er wie Arnim, möge es bei einem der Obergerichte nach seiner eigenen Methode versuchen, die Prozesse in gemessener Frist zu Ende zu bringen, die zweckmäßigere Methode aber möge nach Ablauf des Jahres zur allgemeinen Einführung gelangen. Schon im Vorjahre hatte er sich Pommern, wo die Verwirrung besonders groß sei, als Versuchsfeld ausgebeten. Der König zog vor, es mit Einem allein zu versuchen; immer ausschließlicher wandte er sich für die Einleitung der Reform an Cocceji. Noch bot die Geldfrage, die Erschließung reichlicher Gehälter, Schwierigkeiten; daneben äußerte Friedrich das pessimistische Bedenken, ob sich lauter ehrliche Leute finden lassen würden. Könne Cocceji sie auftreiben, so solle die größte Zulage sein Lohn sein. An dem ihm Anfang Mai vorgelegten Gesamtplan lobte er die Klarheit und Deutlichkeit und nahm ihn zu eingehenderer Prüfung in das Pyrmonter Bad mit. Nach der Rückkehr bereiteten zuerst andere Reisen, dann die Erkrankung des Königs einen Verzug; doch sehen wir ihn fortgesetzt mit der Reformfrage beschäftigt, und während des ersten Besuchs, welchen er nach seiner Wiederherstellung der Hauptstadt abstattete, mußte sich Cocceji am 15. September in früher Morgenstunde zu mündlichem Vortrage auf dem Schlosse einfinden; er erhielt die endgültige Zustimmung zu seinem Entwurfe und zunächst den Auftrag zu einer Revisionsreise nach Pommern.

Am 10. Januar 1747 trat Cocceji diese längst geplante Reise an. Seit ihnen der bevorstehende Besuch des Ministers angekündigt worden, hatten die Stettiner Kollegien in fieberhafter Hast gearbeitet und Hunderte von alten Sachen

nun plötzlich erledigt. Aber noch hingen bei dem Hofgericht und dem Konsistorium volle achthundert überjährige Prozesse, darunter der berüchtigte und dem Könige besonders anstößige Grenzstreit des Fiskus mit dem Dorfe Kantereck, der seit zweihundert Jahren ununterbrochen geführt wurde und sich in dieser Zeit ein Denkmal von siebzig Aktenbänden gesetzt hatte. Binnen einem halben Jahr war in Stettin und bei dem Hofgericht zu Köslin, wo kaum weniger verrottete Zustände aufgedeckt wurden, der Augiasstall soweit entleert, daß die Fortsetzung der Arbeit den aus ihrem Schlendrian gründlich aufgerüttelten Gerichten selbständig überlassen werden konnte. Kaum nach Berlin zurückgekehrt, erhielt Cocceji den Auftrag, jetzt auch bei den dortigen Obergerichten, dem unter Arnims Leitung stehenden „Tribunal" und dem Kammergericht, mit den Resten aufzuräumen. Zu Beginn des neuen Jahres konnte er eine stattliche Liste vorlegen, in welcher Stettin mit 2101, Köslin mit 927, Berlin mit 1364 binnen Jahresfrist erledigten Prozessen prangte; den pommerschen Justizkollegien spendete der König jetzt das Lob, es könne nicht anders als glorieus sein, daß sie die Bahn gebrochen, die Chikane von der Justiz zu verbannen und den übrigen Provinzen zu einem Exempel zu dienen, dasjenige, was sie so glücklich zuwege gebracht, nicht allein als möglich anzusehen, sondern auch ihren Fußstapfen nachzufolgen."

Den Minister hatten nach Pommern Vertreter der Obergerichte von Berlin, Magdeburg, Halberstadt, Minden und Kleve begleiten müssen, um unter seiner Anleitung, durch praktische Mitarbeit auf diesem Versuchsfelde der großen Reform, sich in den Stand zu setzen, demnächst in ihren Heimatsprovinzen die Justiz „auf eben denselben Fuß zu reformieren". Doch hielt es Cocceji nach seinen ersten, die eigenen Erwartungen weit übertreffenden Erfolgen für das Zweckdienlichste, in der Mehrzahl der Provinzen persönlich einzugreifen. Im Sommer und Herbst 1749 treffen wir ihn in Kleve, dem Hauptsitze der Chikane, wie der König klagte, und in Aurich, während im Magdeburgischen und Halberstädtischen die Reform durch erprobte Mitarbeiter durchgeführt wurde; vom Mai bis zum August 1750 war er in Schlesien in Anspruch genommen und im Frühjahr 1751 beschloß er die Rundfahrt durch die Provinzen mit dem Besuche von Preußen. Wo er mit seinem auserlesenen Stabe von älteren und jüngeren Juristen erschien, übernahm er den Vorsitz in den Gerichten und verfuhr nach seinem „neuen Mechanismus" oder, wie der König sagte, seinem neuen „Train". Wohl wurde dabei bisweilen das Verfahren ein wenig stark abgekürzt: „Marsch, marsch, was fällt, das fällt," soll Coccejis Gehülfe Jariges einmal gesagt haben. Und Cocceji selbst hatte sich den Bedenken derer, welche die Einschränkung jedes Prozesses auf die Frist eines Jahres für eine Unmöglichkeit erklärten, anfänglich angeschlossen. Aber die Ausrodung dieses Urwaldes verschleppter Prozesse war nun einmal für die erklärliche Ungeduld des Königs der Prüfstein, an welchem die Leistungsfähigkeit seiner Minister sich erhärten sollte; nur durch den Nachweis großer, schneller Erfolge auf diesem Gebiet ist es Cocceji gelungen, das so oft im Laufe der Vorverhandlungen ihm gezeigte zweifelnde Mißtrauen zu entwurzeln und seinen Gegnern den Mund zu schließen.

Mit der summarischen Schlichtung mehrerer Tausend aufgehäufter Prozesse waren wohl die Wirkungen der unzureichenden Rechtspflege für den Augenblick beseitigt, noch nicht aber ihre Ursachen gehoben. Die Besserung von innen her, eine über die vorübergehende Unterdrückung der Symptome hinausgelangende Heilung konnte nur erfolgen, wenn die durchgreifenden Forderungen in vollem Umfange zur Geltung kamen, die Cocceji in zahlreichen Einzeldenkschriften aufgestellt und begründet hatte und die dann in seiner Instruktion für die Dienstreise nach Pommern vom 2. Oktober 1746 einheitlich zusammengefaßt und grundsätzlich anerkannt waren: Hebung des Richtertums und des Advokatenstandes, Entwirrung und Vereinfachung der Prozeßordnung nebst fester Regelung des Instanzenzuges, und endlich Herstellung eines Jus certum, eines allgemein verbindlichen Landrechtes.

Als vornehmste Ursache der Untüchtigkeit des Richtertums wurde allgemein, auch von Coccejis Gegnern, die Unzulänglichkeit der Gehälter bezeichnet. Was einen Ersatz bieten sollte, die allgemein übliche Anweisung der kärglich besoldeten Beamten auf die Erträge der Sporteln, das trug nach Coccejis unverhohlen ausgesprochener Ansicht gerade die Hauptschuld an dem Krebsschaden des schleppenden Prozeßganges, da ja die Rechtshändel, je länger sie währten, desto fettere Sporteln abwarfen. Aus der beengten Finanzlage des Staates erklärt es sich, daß der König die Vorbedingung einer allgemeinen Gehaltserhöhung erst nach mannigfachen Einwänden als unerläßlich anerkannte. Um das fiskalische Interesse mit dem der Justiz in Einklang zu bringen, entschloß man sich, den Personalbestand der einzelnen Kollegien zu verringern. Wenn dadurch außer dem unmittelbaren Zweck, auskömmliche Gehälter zu beschaffen, noch das Weitere erreicht wurde, daß in dem kleineren Kreise bei dem Einzelnen das Gefühl der Verantwortlichkeit erhöht und der Diensteifer gespornt wurde, so fehlte es doch hier ebensowenig, wie bei dem großen Kehraus mit den Prozessen, an Härten; von den Räten des Kammergerichts wurden nicht weniger als siebzehn, die am wenigsten bewährten, auf Coccejis Antrag durch ein schwerwiegendes kleines „Guht", das der Monarch an den Rand des Berichtes setzte, ohne weiteres entlassen, trotz aller flehentlichen Gegenvorstellungen der von so hartem Geschick Ereilten. Ein Staatsdienstrecht, das sie hätte schützen können, hatte sich noch nicht entwickelt. Alle Gebühren aber flossen jetzt, statt unter die Beamten verteilt zu werden, in eine Sportelkasse, deren Erträge zur Bestreitung der Gehälter mitverwendet wurden.

Am liebsten hätte der König auch die Advokaten unter Entziehung ihrer Gebühren auf ein festes Jahresgehalt aus der Staatskasse angewiesen, doch ließ er die dazu gegebene Anregung bei der sachlichen Undurchführbarkeit bald wieder fallen. Noch immer stand es um das Anwaltwesen nicht besser, als vor dreißig Jahren, da Friedrich Wilhelm I. seinen Verfolgungskrieg gegen den ganzen Stand eröffnete. Er hatte die unverhältnismäßig große Zahl der Advokaten gebührend vermindert und zwang die bleibenden, den Mantel zu tragen, auf daß man auf den ersten Blick, wie er sich auszudrücken beliebte, die Spitzbuben von den ehrlichen Leuten unterscheiden könne. Die Wirkung war eine unbeabsichtigte. Der Makel, der auf dem Namen der Advokaten lastete, hielt tüchtige

und redliche Männer, so legte es Cocceji dem jetzigen Herrscher dar, von dem beargwöhnten Beruf zurück und überfüllte den Stand mit ungeeigneten Elementen. Von den Berliner Advokaten sagte der Minister 1747, es seien ihrer nur wenige, die „eine Idee von Sentiment oder Honneur oder auch nur die benötigte Wissenschaft hätten." Sodann hatte sich seit lange eine Schar von Winkeladvokaten, sogenannten Prokuratoren, zwischen die Parteien gedrängt; eine wahre Pest der Justiz, wie Cocceji sie schalt. Sie nahmen von den Klägern und den Beklagten die Anliegen entgegen und überhoben den Advokaten der Mühe, die Sache vor der Verhandlung selbständig zu prüfen; sie machten ihn zugleich von sich abhängig, indem sie ihm nach Gunst die Kunden zuführten oder fernhielten. Die doppelten Kosten mußten die Parteien tragen.

Cocceji setzte die gefährlichen, bestechlichen und die Bestechung vermittelnden Leute zu Schreibern der Anwälte herab und verließ sich darauf, daß so die „ganze Rasse" aussterben würde. Von den Anwälten selbst verlangte man den Nachweis gründlicher Vorbildung, von den zur Praxis bei einem Obergericht zuzulassenden mehrjährige amtliche Erfahrung. Aber nicht allein der Ausfall der Prüfung entschied über die Zulassung; dem Richterkollegium blieb es freigestellt, sie zu verweigern; zuletzt war noch die königliche Bestätigung einzuholen. Leute von „verächtlichem und armseligem Herkommen" sollten dem Stande fern gehalten werden, auch der Handwerker Kinder, „weil dergleichen Leute keine Mittel haben, sich eine gute Theorie zu erwerben." Säumigkeit oder Unredlichkeit zogen strengste Ahndung nach sich. Die Gebühren erlaubte man dem Sachwalter, um auch ihn für die Abkürzung der Prozesse zu interessieren, erst nach gefälltem Urteile zu erheben. Schmerzlich berührte es die Advokaten, daß sie von der lästigen, ihrem Ursprung nach nun einmal ehrenrührigen Verpflichtung, den kleinen seidenen Mantel zu tragen, schließlich doch nicht befreit wurden. Cocceji hat bis zuletzt dem Fortfall des Zwanges das Wort geredet; aber obgleich noch der Kabinetsrat Eichel, dessen Verdienste um das Zustandekommen und die Förderung der Reform der Minister nicht dankbar genug anzuerkennen wußte, dem Könige über den Anlaß und die dem Stande nicht eben vorteilhaften Wirkungen der gehässigen Maßregel Vortrag hielt, ließ es dieser doch beim alten und erklärte, daß er den Mantel des Advokaten lediglich als eine Auszeichnung, wie die Uniform des Soldaten, betrachte.

Bürgschaften für die wissenschaftliche und praktische Vorbereitung der Justizbeamten schuf Cocceji durch die Stiftung einer Pflanzschule von Auskultatoren und Referendaren, die erst nach Ablegung strenger Prüfungen zur Ausübung richterlicher Obliegenheiten oder des Anwaltberufes zugelassen wurden. Einer schon 1737 erlassenen Examinationsordnung geschah erst von nun an allgemein Nachachtung. An den Prüfungen hat sich Cocceji, wie es in allem seine Art war, persönlich beteiligt; seit 1755 bestand auf die Anregung seines Nachfolgers Jariges eine fest organisierte Prüfungskommission. Endlich war es die Absicht des Königs, daß die Visitationsreisen durch das ganze Land, durch die Cocceji und seine Begleiter eine so große Wirkung erzielt hatten, als dauernde Einrichtung von drei zu drei Jahren sich wiederholen sollten.

Die neuen Vorschriften über Stellung und Pflichten der Richter wie der

Advokaten fanden Aufnahme in die Prozeßordnungen, die Cocceji mit bewunderungswürdiger Arbeitskraft, inmitten seiner Visitationen, seiner richterlichen und organisatorischen Thätigkeit, in kürzester Zeit zu stande brachte. Die erste, für Pommern bestimmt, der Codex Fridericianus Pomeranicus, entstand an Ort und Stelle während der Dienstreise und konnte dem Könige bei der Rückkehr des Verfassers im August 1747 fertig vorgelegt werden. Es folgte im April des nächsten Jahres die Veröffentlichung des Entwurfs zu einem Codex Fridericianus Marchicus oder einer Kammergerichtsordnung; es war eine vervollständigte Umarbeitung des ersten Kodex und sollte „allen Provinzen künftig zum Modell dienen". Die leitenden Gesichtspunkte für diese Prozeßordnungen hatte ihr Verfasser schon im Mai 1746 in einem „Unvorgreiflichen Plan wegen Verbesserung der Justiz" aufgestellt: vor allem Abkürzung der Fristen, Verbot der Aktenversendung an eine Juristenfakultät als letzte Instanz, Beschränkung der außerordentlichen Kommissionen. Aus der Verordnung von 1725, einem der Trümmerstücke der früheren Reformarbeit Coccejis, wurde der Grundsatz möglichster Ausdehnung des mündlichen Verfahrens beibehalten. Man hatte dafür in unmittelbarer Nähe das Muster der französischen Koloniegerichte mit ihrer an die Ordonnance civile Ludwigs XIV. von 1667 sich anlehnenden, trefflich bewährten Prozeßordnung; aber den Anhängern des Alten schien die in Deutschland allgemein in Vergessenheit geratene Mündlichkeit nicht wohl vereinbar mit der Gründlichkeit, und das 1725 vorgeschriebene Verfahren hatte sich deshalb in der Praxis wenig eingebürgert.

Die Entschließung über die außergerichtlichen Kommissionen griff entscheidend in die schwierige Frage des persönlichen Richtertums des Monarchen, der Kabinetsjustiz ein.

Im Bereich der Kriminalgerichtsbarkeit war die später zu einem Begnadigungsrechte zusammengeschrumpfte oberststrafrichterliche Gewalt des Landesherrn von der Theorie noch nicht in Frage gestellt; unbestritten galt es als sein Recht, Strafurteile nicht bloß zu mildern, sondern auch zu schärfen. König Friedrich ließ alle Erkenntnisse der Kriminalkollegien sich zur Bestätigung vorlegen; sonst würden, meinte er, „die Leute in den Provinzen gehudelt werden."

Wohl aber hatte man allmählich begonnen, das Verhältnis des Staatsoberhauptes zu der bürgerlichen Rechtspflege kritischer Erörterung zu unterziehen.

Für den in England und Frankreich vorlängst anerkannten Grundsatz, daß die landesherrliche Gewalt sich jeder persönlichen Einmischung in den Gang der Zivilgerichtsbarkeit zu enthalten habe, war Cocceji vor mehr als dreißig Jahren in seinem Jus controversum doch nur in sehr eingeschränktem Maße, gleichsam einen Fühler ausstreckend, eingetreten, indem er landesherrliche Machtsprüche nur den wohlerworbenen Privatrechten gegenüber für unzulässig erklärte, ohne sich gegen Eingriffe in schwebende Prozesse zu erklären. Auch würde er sich durch die Aufstellung einer solche Eingriffe ablehnenden Theorie in offenbaren Widerspruch gegen die in seinem Vaterlande herrschende Praxis gesetzt haben. Die beiden ersten preußischen Könige haben es sich stets grundsätzlich vorbehalten, den Streit der gerichtlichen Parteien durch einen Machtspruch zu entscheiden,

oder vor eine außerordentliche Kommission zu ziehen, und haben nach diesem Grundsatze in zahlreichen Fällen gehandelt. Nur für diejenigen seiner Mandate, die von den Bittstellern durch Vorspiegelung falscher Thatsachen oder durch Verschweigung eines für die Sachlage wichtigen Umstandes zweifellos erschlichen waren, verfügte Friedrich I. in einem Edikt von 1706, daß die Gerichte sie als unkräftig betrachten und unberücksichtigt lassen sollten.

Auch Friedrich II. blieb auf dieser Linie zunächst stehen; so in der unmittelbar nach den entscheidenden Besprechungen mit Cocceji erlassenen Kabinetsordre gegen die Supplikanten vom 17. September und gleich darauf in jener Instruktion vom 2. Oktober 1746. Hier ist die Meinung des Königs kurz dahin umschrieben, „daß Dero Cabinetsordres, welche Commissiones accordieren, nur gelten sollen, wenn die Sache noch nicht rechtshängig ꝛc. oder vorsätzlich verschleppt werde und durch die Kommission kürzer abgethan werden könne": in Frage kamen thatsächlich nur solche Kabinetsbefehle, die nicht der eigentlichen Absicht des Monarchen entsprachen, wiederum erschlichen waren. Einen Schritt weiter gingen demnächst die neuen Prozeßordnungen mit der Bestimmung, daß Kommissionen in Zukunft nicht mehr von den Parteien erbeten werden dürften, sondern nur seitens der Gerichtshöfe angeordnet und zusammengesetzt werden sollten. Zugleich aber verrät sich hier die Absicht des Verfassers, einer Einwirkung aus dem Kabinet überhaupt den Weg zu verlegen, auch einer wirklich und bewußt vorhandenen, aus voller Kenntnis der Sachlage herfließenden königlichen Willensmeinung die Gültigkeit abzusprechen. Denn einmal wurden etwaige vom Könige erteilte Anwartschaften auf eine Präsidenten- oder Ratsstelle, sowie königliche Dispensationen von der vorgeschriebenen Ratsprüfung, vorweg für nichtig erklärt, und weiter wurde den Gerichten eingeschärft, „auf keine Rescripte, wenn sie schon aus Unserem Cabinet herrühren, die geringste Reflexion zu machen, wenn darin etwas wider die offenbare Rechte sub et obrepiert worden oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert oder unterbrochen wird."

Die Vermutung liegt nahe, daß diese Sätze vielmehr durch die doktrinäre Willelei des Verfassers Cocceji in den dickleibigen Entwurf hineingekommen sind, als daß sie seitens des Monarchen, der ihn durch seine Unterschrift zum Gesetz erhob, eine bedachte Stellungnahme zu der großen Prinzipienfrage bezeichneten. Jedenfalls hat sich Friedrich in der Praxis unmittelbar nach der Veröffentlichung dieser Prozeßordnung in einigen, allerdings ganz vereinzelten Fällen einen unmittelbaren Eingriff in die Rechtsprechung noch erlaubt; er hat in einem Falle ein in letzter Instanz gefälltes Urteil aus landesherrlicher Autorität gänzlich aufgehoben, einem Halberstädter Bauern zu Gunsten, dem im Prozesse mit einem Kloster eine seit einem Jahrhundert bei seinem Hofe gewesene halbe Hufe aberkannt war. Dem entspricht, daß demnächst der von Cocceji gelieferte Entwurf eines allgemeinen Landrechts, das Corpus juris Fridericianum, die Gerichte anwies, zwischen Erlassen aus dem Geheimen Rat und aus dem Kabinet einen wesentlichen Unterschied zu machen. Die ersteren, sobald sie wider den klaren Buchstaben dieses Landrechtes verstießen oder durch unzutreffende Angaben erwirkt waren, sollten schlechthin unbefolgt bleiben; für seine Kabinetsordres aber behielt sich der Landesherr — darin ist Coccejis Entwurf ohne Frage

von Friedrich beeinflußt worden — das letzte Wort, die Entscheidung vor, ob ein Rechtsirrtum oder eine thatsächliche Unrichtigkeit zu Grunde liege: „Wann aber aus Unserem Cabinet dergleichen Ordres ergehen, müssen die Gerichte Vorstellung dagegen thun und nähere Ordre sich ausbitten, auch was alsdann erfolgt zur Execution bringen.“ Zu heiliger Ernst war es dem Könige mit dem, was er am Vorabend der großen Neuerungen, am letzten Tage des Jahres 1746 öffentlich verkündet hatte: „Am allerwenigsten ist Unsere Intention, Unseren gedrückten Unterthanen den Zutritt zu Unserem Königlichen Thron abzuschneiden“; zu fest wurzelte in ihm die im Anti-Machiavell und öfter vorgetragene Anschauung, daß die richterliche Gewalt die ursprünglichste der dem Staatsoberhaupte übertragenen Pflichten sei; zu ergriffen war sein für edlen Antrieb so empfängliches Gemüt von jenem in dem politischen Testament erwähnten Mahnruf des griechischen Weibes an einen pflichtvergessenen König, als daß er der modernen Theorie zuliebe leichten Herzens einem bisher von den preußischen Herrschern ohne das geringste Bedenken ausgeübten Majestätsrecht hätte entsagen sollen.

Aber siegesschwanger wie diese neue Theorie war, hat doch auch König Friedrich sich auf die Dauer ihrem Einflusse nicht entziehen können. Wenn er um eines armen Bauern willen noch 1748 das Recht gebeugt hat, so schlug er einem verschuldeten Edelmann, ob es gleich der Schwiegersohn seines Ministers Podewils war, die gleiche Gunst rundweg ab. Bald fand auch auf Preußen Anwendung, was Montesquieu 1748 im „Geist der Gesetze“ mit Bezug auf die Mehrzahl der absoluten Monarchen Europas gesagt hatte, daß der Despotismus angesichts der Unabhängigkeit der Rechtspflege nicht mehr als ein unumschränkter erscheine. In dem politischen Testament schreibt der König 1752: „Ich habe mich entschieden, den Lauf der Prozesse niemals zu stören; in den Gerichtshöfen müssen die Gesetze sprechen und der Souverän schweigen.“ Einige Jahre nach der Durchführung der ersten preußischen Justizreform hat dann der Nachfolger Coccejis in einer unter den Augen und wie es scheint auch unter Zustimmung des Königs gedruckten Abhandlung von der „Konstitution“ des Staates geredet, und hat jedweden Machtspruch des Souveräns in Rechtsfragen, auch den gerechtesten, mit dürren Worten „ungesetzlich“ genannt, als mit der Verfassung des Staates nicht vereinbar. Und wieder einige Jahre darauf (1772) erklärte der König öffentlich bei bedeutsamem Anlaß: „Wir selbst oder Unser Etatsministerium geben keine Entscheidungen, so die Kraft einer richterlichen Sentenz haben.“ Selbst in dem einen Falle aus den letzten Regierungsjahren, in welchem er über die höchsten Justizbeamten des Staates die ganze Schale seines Zornes ausgoß, hat er doch wenigstens vor einer formellen Aufhebung des ihm anstößigen richterlichen Erkenntnisses zurückgescheut.

Wenn König Friedrich, in eine neue Anschauungsweise sich hineinlebend, es schließlich über sich gewann, sich und seinen königlichen Thron der Gerechtigkeit nicht mehr als Instanz über den Instanzen hinzustellen, so mußte ein anderer Entschluß ihm um so leichter fallen. Hörte die Einwirkung vom Throne her auf, so mußten um so mehr die Einwirkungen aus der Fremde abgeschnitten, eine ganz außerhalb des Staatsgefüges liegende Instanz aus der Gerichtsverfassung ausgeschaltet werden. Die Juristenfakultäten der Hochschulen hatten mit ihren

Sprüchen nicht bloß häufig Schlußerkenntnisse der Gerichte umgestoßen, sondern auch von vornherein den regelmäßigen Instanzenzug gehemmt, indem sie sich die Akten eines Prozesses schon nach Fällung des ersten Urteils zusenden ließen, und so namentlich den Stadtgerichten es erleichterten, sich dem Einfluß und der Aufsicht der übergeordneten richterlichen Instanz zu entziehen. Trotzdem fand diese Uebung der Aktenversendung Verteidiger selbst in dem preußischen Ministerium. In seiner mürrischen Opposition gegen alle in Vorschlag kommenden Neuerungen meinte Arnim, daß die Gründe für und wider einander die Wage hielten; die Frage, ob nicht die Würde der heimischen Gerichtshöfe unter den ihnen durch die Rekurse nach außerhalb fort und fort erteilten Mißtrauensvoten leide, legte er sich nicht vor. Cocceji hatte von der Ehrenrührigkeit des bestehenden Zustandes eine sehr lebhafte Empfindung und verneinte zudem die Zweckmäßigkeit entschieden; abgesehen von dem aus der Aktenversendung an die Professorenkollegien, wohl gar von Universität zu Universität, erwachsenden Zeitverluste hatten nicht selten auswärtige Hochschulen bei Beurteilung des ihnen vorgelegten Falles dem Ortsbrauch und dem statutarischen Recht völlig zuwider erkannt. Darum beantragte er zum mindesten das Verbot, bei Berufung die Akten außer Landes zu schicken. Der König entschied in diesem Sinne schon vor der Feststellung des Gesamtplanes für die Reform, am 2. April 1746. Kurz darauf wurde ein Fall vor ihn gebracht, in welchem ein Kläger vor den Gerichten in drei Instanzen verloren, bei der Göttinger und Wittenberger Fakultät gesiegt und schließlich bei der Greifswalder wieder verloren hatte. Von der gänzlichen Unfruchtbarkeit der Aktenversendung nunmehr völlig überzeugt, verbot der König, ohne ein weiteres Gutachten seiner Justizminister einzuholen, am 20. Juni 1746 die Appellation an Fakultäten oder Schöffenstühle schlechthin. In den neuen Prozeßordnungen blieb diese Entscheidung bestehen, die „vierte Instanz“ war endgültig beseitigt, und Cocceji versagte es sich nicht, in diesen offiziellen Dienstvorschriften die „mehrenteils schlechten und in praxi unerfahrenen Professores der auswärtigen Fakultäten“ vor aller Welt mit einem Seitenhieb zu bedenken.

Bei diesem einen Ergebnis durfte der Neubau der äußeren Gerichtsverfassung nicht stehen bleiben; es galt, in dem dreifachen Instanzen-Stockwerk, das erhalten blieb, teils zuverlässigere Stützen anzubringen, teils größere Gleichmäßigkeit und Uebersichtlichkeit der architektonischen Gliederung herzustellen.

Des Königs Wunsch war, daß Cocceji auf seinen Inspektionsreisen auch die Untergerichte einer Umgestaltung unterzöge, die Patrimonial- und Domanialgerichte des platten Landes und die Gerichte in den Städten; denn fort und fort liefen im Kabinet über die Verwahrlosung der Justiz in dieser untersten Instanz bittere und nur zu begründete Klagen ein. Im Bereich der königlichen Domäne hatten die Pächter, die königlichen Amtleute, die Justizverwaltung mitgepachtet. Zwar waren sie bedeutet, die Rechtsprechung durch einen studierten Justitiarius vornehmen zu lassen; aber eine Denkschrift aus der Neumark behauptete, daß es dort nicht einen einzigen rechtskundigen, in Pflicht genommenen Gerichtsverwalter gebe. Der Stock, klagt der Verfasser, das ist ihr Corpus juris; es sei vorgekommen, daß sich der Gerichtshalter für einen Trauschein statt sechs

Groschen fünfzehn Thaler habe zahlen lassen. Auch in den Patrimonialgerichten der Ritterschaft sah der adeliche Grundherr gern von der Bestellung eines Justitiarius ab, um, gleichviel ob juristisch gebildet oder ganz unvorbereitet, die Rechtsgeschäfte selbst zu versehen, des bequemen, historisch übrigens gerechtfertigten Satzes sich getröstend: Imperitia litterarum judicem vel assessores inhabiles non facit. Auf die Anläufe, die Patrimonialgerichtsbarkeit beiseite zu schieben, welche die Staatsgewalt in früheren Zeiten genommen hatte, war man nach dem Dreißigjährigen Kriege nicht zurückgekommen; im Gegenteil schrieb die Kammergerichtsordnung von 1709 vor, alle vor das Kammergericht gebrachten Klagen, die zur ersten Instanz gehörten, sofort an diese zu weisen, da es die Absicht des Königs sei, die von Adel und die Magistrate bei dem Privileg der ersten Instanz allergnädigst zu schützen. Doch wollte schon Friedrich Wilhelm I. seine Stände nicht als Jurisdiktionsherren, sondern nur als Jurisdiktionsinhaber bezeichnet wissen, da er, der Landesfürst, der einzige Jurisdiktionsherr sei. Im Westen, im Herzogtum Kleve und in der Grafschaft Mark, wo die Bauern sich der Gutsherrlichkeit im allgemeinen erwehrt hatten, wurde die Gerichtsbarkeit auf dem platten Lande fast überall durch staatliche Richter unter einer völlig bedeutungslosen Mitwirkung von Schöffen ausgeübt.

Von den Städten unterstanden eine Anzahl, die sogenannten Mediatstädte, außerstädtischer Gerichtsbarkeit, bald ritterschaftlicher oder stiftischer, bald der einer andern Stadt, bald der des Landesherrn, in der Weise, daß der fremde Inhaber des Gerichts die Richterstellen besetzte. Für die Immediatstädte war dagegen gerade die selbständige Justizverwaltung ein wesentliches Merkmal ihrer landesunmittelbaren Stellung. Hier bestand bald ein besonderes Stadtgericht, mit oder ohne konkurrierende Gerichtsbarkeit des Magistrats, bald fiel das Gericht mit dem Magistrat zusammen. In den kleinsten Städten, mediaten wie immediaten, war auch wohl nur ein Einzelrichter angestellt.

Im ganzen aber wurde vielmehr über die allzu große Menge der städtischen Richter geklagt, die untereinander wegen Verteilung der Sporteln haderten und sich nach Familienzusammenhängen und sonstigen Sonderinteressen in Koterien spalteten. Wo Stadtgerichte und Magistrate nebeneinander die Justiz verwalteten, gab es überall heftige Zuständigkeitszwiste. Im Zusammenhang mit den großen, in die egoistische Mißwirtschaft der patrizialen Vetterschaften tief einschneidenden Reformen der Städtepolitik Friedrich Wilhelms I. war auch in dem städtischen Gerichtswesen schon manches ausgebessert worden; vor allem wurde seit 1737 durchgängig für die städtischen Richter die Ablegung eines Examens vor einem Staatsgerichtshofe und die königliche Bestätigung verlangt. Städtische wie Patrimonialgerichte gleichmäßig traf die Maßregel aus den letzten Jahren der alten Regierung, durch welche in schwereren Strafsachen den Untergerichten nur die Untersuchung belassen wurde, während das Urteil nach Einsendung der Akten durch die Gerichte zweiter Instanz zu erkennen war.

Unter der Regierung Friedrichs II. ging nun den Immediatbürgerschaften die Erinnerung an den ursprünglich autonomen Charakter ihrer städtischen Gerichtsbarkeit ganz verloren, sowohl infolge des von dem Staate in Anspruch genommenen Prüfungs- und Bestätigungsrechtes bei Anstellungen, das 1749

noch eine Erweiterung erhielt, wie angesichts der jetzt vorliegenden Unmöglichkeit, eine andere Appellationsinstanz als das Gericht des Staates, das vorgesetzte Provinzialobergericht, anzurufen. Zugleich aber wurde jetzt der Prüfungszwang auch auf die richterlichen Beamten des platten Landes erstreckt. Eine Verordnung vom 19. Juni 1749 ließ zur Rechtsprechung in den Patrimonialgerichten nur noch studierte, vor dem Obergericht der Provinz im Examen bestandene und vom Staate in Pflicht genommene Justitiarien zu, so daß die adelichen Gutsherren in ihrer Verfügung über das Gericht wesentlich eingeschränkt waren. Schon begann man ihr ererbtes „Privilegium der ersten Instanz“ mit dem bescheidenen Ausdruck Präsentationsrecht zu bezeichnen, und schon war dieses Recht mehr eine Last denn ein Vorzug, da die Sporteln oft genug die den Gutsherren aufgebürdete Besoldung des Justitiarius nicht deckten. Auch der Domänenpächter mußte jetzt sich seinen Justitiarius halten, bei dessen Prüfung und Anstellung mit dem Provinzialgericht die Kriegs- und Domänenkammer zusammenwirkte. Am Rhein und an der Ruhr, wo ihn keine patrimonialen Gerechtsame einengten, konnte der König schon jetzt mit einem Schritte vorgehen, den er später dem Osten zur Nachahmung empfohlen hat: „um das Wohl und Weh Unserer Unterthanen soviel möglich nicht mehr eines einzigen Richters Willkür zu überlassen,“ legte er 1753 in der Grafschaft Mark und im Klevischen jene mit Einzelrichtern besetzten Untergerichte zu zehn kollegialischen „Landgerichten“ zusammen.

Die Appellationsgerichte trugen in den meisten Provinzen die Bezeichnung Regierung, noch von der Zeit her, da diese Regierungen, damals wesentlich unter dem Einflusse der Landstände, alle Zweige der Landesverwaltung, Justiz, Finanzen und Polizei, in sich vereinigten. Inzwischen hatte nun seit den Tagen des Großen Kurfürsten der landesfürstliche Absolutismus, ständischer Bevormundung sich entziehend, überall in den Kammern und Kommissariaten eigene, ganz von ihm abhängige Organe für die Aufgaben der Domänenverwaltung und des Steuerwesens geschaffen und die Regierungen somit zu einfachen Justizhöfen zusammenschrumpfen lassen. Wo etwa jetzt, wie in Stettin und in Kleve, neben der Regierung noch ein besonderes Obergericht bestand, fehlte es jener durchaus an einem fruchtbaren Wirkungskreise. Es war deshalb gewiß an der Zeit, daß König Friedrich 1746 das Stettiner Hofgericht und den klevischen Justizrat mit der pommerschen und klevisch-märkischen Regierung vereinigte, so daß jetzt auch diese Behörden die Stellung der Regierungen zu Küstrin, Magdeburg, Halberstadt, Minden, Lingen und der neu eingerichteten drei schlesischen Oberamtsregierungen gewannen, als zweite Instanz über den Domanial-, Patrimonial- und Stadtgerichten, als erste in Kriminalsachen und in den Prozessen der eximierten Gesellschaftsklassen. Auch die Grafschaften Mörs und Ostfriesland erhielten demnächst derartige Regierungen. In der Kurmark, in Hinterpommern und zunächst auch in Preußen bewahrten die Landesjustizkollegien ihre alten Benennungen: die Hofgerichte zu Königsberg, Insterburg und Köslin, die Obergerichte zu Stendal und Prenzlau für die Altmark und Uckermark, das Kammergericht zu Berlin für die übrigen Teile der Kurmark.

Einer gründlichen Regelung bedurfte das Verhältnis dieser Oberhöfe zu

der konkurrierenden Gerichtsbarkeit der provinzialen Verwaltungsbehörden, der Kriegs- und Domänenkammern. Die ersten Ansätze und das allmähliche Vorrücken der Verwaltungsjustiz reichten in jene Zeiten zurück, in denen auch die höheren Gerichte in ähnlicher Weise unter dem Einfluß einer bevorzugten Gesellschaftsklasse standen wie später nur noch die Patrimonialgerichte. Gab die gutsherrliche Gerichtsbarkeit die unteren Bevölkerungsschichten in die Hand des Adels, so bildeten die Landesgerichte, auf deren Bänken zur größeren Hälfte Edelleute saßen, ein Bollwerk der Feudalität in ihrem Kampfe gegen die immer gesteigerten Ansprüche des fürstlichen Absolutismus: hier verschanzte sie sich, auf dem Boden ihres konservativen Prinzips, das mit dem Standesinteresse sich auf das engste berührte, hinter das Herkommen, hinter das ererbte Recht und hinter die Spitzfindigkeiten des römisch-rechtlichen Prozesses. Scheuten doch selbst in der Mark, wo Herrscherhaus und Stände seit Jahrhunderten sich ineinander eingelebt hatten, die Vasallen des großen Kurfürsten nicht vor lautem, lärmendem Widerspruch zurück; um wie viel mehr mußte in den neuen Gebieten der Hohenzollern der allgemeine Gegensatz zwischen Fürstentum und Ständetum durch den besonderen des Partikularismus gegen den im Landesherren verkörperten Staatseinheitsgedanken an Schärfe gewinnen. Und neu erworben, noch nicht eingegliedert, noch nicht innerlich gewonnen war die Mehrzahl der unter brandenburgischer Herrschaft vereinigten Lande; immer von vorn mußte nach jedem neuen Landzuwachs der Verschmelzungsprozeß begonnen werden. Die Stützen dieses einigenden, schöpferischen, staatsbildenden Absolutismus wurden die neuen, rein landesherrlichen, aus den ständischen und provinzialen Zusammenhängen losgelösten Verwaltungsbehörden. Aber deren Wirksamkeit war nicht gesichert, war gleichsam unterbunden, wenn ihre Reformbestrebungen in den Bereichen der Finanzen, der Polizei, des gewerblichen Lebens überall auf die Einmischung und die Entscheidungen der alten Gerichte stießen, die entweder sich in bewußtem Gegensatze gegen das neue Leben fühlten oder doch der Berufung auf die salus publica und den Zweckmäßigkeitsgründen den starren Buchstaben abgelebter, aber noch nicht zu Grabe getragener Ordnungen entgegenhielten. Die Folge war, daß die Verwaltungsbehörden alle Rechtsstreitigkeiten, bei denen irgendwie ein fiskalisches Interesse in Frage kam, vor ihr Forum zu bringen suchten. Dasselbe Mißtrauen der erstarkten landesherrlichen Gewalt, das den alten Obergerichten einen Fiskal als Aufsichtsbeamten und Vertreter der staatlichen Ansprüche aufnötigte, betrachtete mit Wohlgefallen diese Grenzverletzungen seitens der Verwaltungsgerichtsbarkeit. Noch dazu durfte sich diese vor dem in den Fußfesseln seines wüsten Formelkrames dahinschleichenden Zivilprozeß ihrer schnelleren Gangart rühmen.

Die Entwickelung hatte ihren Höhenpunkt in dem Augenblick überschritten, wo die Staatsgewalt der ständischen Gesellschaftsordnung so weit mächtig geworden war, daß sie deren Widerstand gegen das neue, auf dem Wege der Verwaltung eingebürgerte Recht nicht mehr ernsthaft zu fürchten brauchte. Somit hatte schon Friedrich Wilhelm I. gleich nach seinem Regierungsantritte die Verwaltungsjustiz durch die Zuständigkeitsgesetze von 1713 und 1715 aus der bisherigen Willkür hinausgelenkt. Aber noch war kein durchgreifendes Prinzip

aufgestellt, nur für eine Reihe besonders häufig auftauchender Zweifelsfälle waren Einzelbestimmungen getroffen; und vor allem durfte sich die tiefgewurzelte Neigung der Verwaltungsbehörden zu Grenzüberschreitungen darauf verlassen, bei dem Könige selbst einen Rückhalt zu finden. Das wurde anders nach 1740. Es war schon in früherem Zusammenhange der die Beteiligten höchst überraschenden Entscheidung zu gedenken, durch die Friedrich II. in seinen Anfängen bei einem Zuständigkeitsstreit zwischen der Halberstädter Regierung und der dortigen Kammer sich auf die Seite der Justiz stellte. Seinem Sinn widerstrebte es durchaus, den fiskalischen Gesichtspunkt, wie sein Vater es gethan hatte, bis zur Härte hervorzukehren, zweifelhafte oder veraltete Ansprüche des Staates gegen die Unterthanen aufzuspüren und im Rechtswege zu verfolgen. Wiederholt hat er seinen Behörden dieses bisher sehr gern gesehene Thun nachdrücklich untersagt. Erst wo solche Anschauungen sich Geltung verschafft hatten, war für eine gründliche Auseinandersetzung zwischen Justiz und Verwaltung die Bahn frei. Und hätte nicht überdies ein fortgesetztes Mißtrauen gegen die Entscheidungen der Gerichte jetzt, wo an ihre Verjüngung die freudigsten Hoffnungen geknüpft wurden, einen Widerspruch in sich geschlossen? So sah sich denn Cocceji auch in dieser Einzelfrage an dem Ziel, das er vor fast einem Menschenalter gewiesen hatte, als er 1724 für das gerade damals bei mehreren Anlässen schwer geschädigte Ansehen der Gerichte gegen Friedrich Wilhelm I. eintrat. Am 19. Juni 1749 erschien die königliche Verordnung, welche die Grenze zwischen Verwaltungsgerichtsbarkeit und der ordentlichen Justiz scharf zog. Zum erstenmal war ein allgemeiner, wenn auch nicht völlig einfacher und klarer Grundsatz aufgestellt, der alle privaten Ansprüche gegen den Fiskus oder seitens des Fiskus der Entscheidung der Gerichte zuwies, alle Streitigkeiten dagegen, welche die Staatseinnahme an Steuern und Domänenerträgen „und überhaupt das öffentliche Interesse" berührten, den Kriegs- und Domänenkammern vorbehielt. Danach hatten diese, wie sich von selbst versteht, die Prozesse zwischen zwei königlichen Aemtern zu schlichten und die Dienstvergehen der Beamten abzuurteilen, zugleich aber auch alle Streitigkeiten vor sich zu ziehen, die sich aus der Verpachtung der Domänen, aus den dienstlichen Verpflichtungen der Domänenbauern, aus der städtischen Kämmereiwirtschaft, aus der Zollverwaltung ergeben konnten, bei dem engen Zusammenhange aller dieser Fragen mit dem Staatshaushalt. Nach der gleichen Richtschnur war in Berufungsfällen die Zuständigkeit der Zentralverwaltungsstelle gegen die der obersten Staatsgerichtshöfe abgegrenzt.

Werfen wir jetzt auf diese oberste Staffel der Dikasteriengliederung noch einen Blick, so hielt auch hier im Gefolge der Reform größere Einheitlichkeit und Einfachheit ihren Einzug. Von den bestehenden fünf Revisionshöfen verschwanden ganze drei: das ravensbergische Appellationsgericht zu Berlin, welches der westfälische Nationalstolz so lange als köstliches Kleinod der ravensbergischen Selbständigkeit gegen alle Zentralisierungsversuche behauptet hatte; das französische Obergericht der großen, über den ganzen Staat verbreiteten Hugenottengemeinde und der Geheime Justizrat, die bisherige dritte Instanz für die Marken. Das Privilegium der märkischen Stände, vor diesem Forum Klagen gegen die Landesherrschaft anzubringen, machte ihre Zustimmung zu der Aufhebung er-

forderlich; sie willigten ohne Schwierigkeit in die ihnen gemachte Vorlage, wie denn überhaupt die ständischen Monita, die man aus den einzelnen Landesteilen einforderte, das Reformwerk im wesentlichen als gegebene Thatsache hinnahmen. Es waren eben die Zeiten ständischer Opposition vorbei. Bestehen blieben als höchste Gerichtshöfe das Tribunal zu Königsberg und das Tribunal oder Oberappellationsgericht zu Berlin. Das letztere war nach der Annahme der Königskrone als oberste Instanz für die außerhalb des Kurfürstentums im Reiche gelegenen Fürstentümer und Lande errichtet worden, deren gemeinsames Los nur besagte Grafschaft Ravensberg nicht hatte teilen wollen; jetzt erstreckte sich nach Aufhebung jener andern Kollegien sein Sprengel über sämtliche Provinzen mit Ausnahme von Preußen und Littauen und der nur durch Personalunion mit der Monarchie verbundenen Lande Geldern und Neufchatel. Seit Kaiser Franz am 31. Mai 1746, in Erfüllung einer Klausel des Dresdener Friedens, das von seinem Vorgänger versprochene uneingeschränkte privilegium de non appellando auf den Fuß, wie es das Kurland Brandenburg seit der goldenen Bulle und das Herzogtum Stettin seit 1733 genoß, dem Könige für alle seine Reichslande erteilt hatte, war der letzte Grund für die Beibehaltung zweier verschiedener Revisionshöfe für das Kurfürstentum und für die übrigen Reichslande weggefallen. Rücksichten auf die Empfindlichkeiten der Märker aber mögen mitgewirkt haben, wenn man das reorganisierte Tribunal mit seinem erweiterten Bezirke anfänglich in eine lose Verbindung mit ihrem Kammergerichte brachte, dessen vierten Senat es bilden sollte. Cocceji hat für die Gesamtheit der vier Senate wohl die Bezeichnungen Generalkollegium oder großes Friedrichskollegium einzuführen gesucht, thatsächlich aber blieben die beiden Gerichtshöfe voneinander getrennt und behaupteten im Sprachgebrauche und endlich auch offiziell ihre alten Namen Kammergericht und Tribunal oder Obertribunal.

Soweit der aufgehobene Geheime Justizrat, im siebzehnten Jahrhundert ein Anhängsel des Geheimen Staatsrats, auch eine Verwaltungsbehörde gewesen war, trat seine Erbschaft das Kollegium der vier Justizminister an, wie sie denn alle vier dem Geheimen Justizrat bisher angehört hatten. Die Geschäfte waren innerhalb des Justizministeriums in der Weise abgegrenzt, daß dem Chefminister die allgemeinen Aufgaben der Justizverwaltung, alle Anstellungssachen, zumal aber jetzt die Reorganisationen und Gesetzgebungsarbeiten zugewiesen waren, während seine Kollegen die besonderen Angelegenheiten der einzelnen Provinzen bearbeiteten und außerdem einen oder mehrere der nach Gegenständen geschiedenen Einzelbereiche unter sich hatten: das Direktorium der Kriminaljustiz, das Lehnsdepartement, die geistlichen und Schulangelegenheiten der Lutheraner, Reformierten und Katholiken, das Kuratorium der Universitäten, der Bibliothek, Kunstkammer und anderer wissenschaftlicher Anstalten; auch blieb es Uebung, die Präsidien des Kammergerichts und des Obertribunals, nach der Umbildung beider Gerichtshöfe nur Ehrenämter ohne irgendwie erhebliche Arbeitslast, mit je einem der Nebenminister des Justizamts zu besetzen. Bei einem Personenwechsel in den Ministerposten pflegten diese zahlreichen sogenannten Spezialdepartements in neuer Gruppierung verteilt zu werden.

Der durch Arnim gern angefochtene Vorrang des Ministre chef de justice

vor den Nebenministern erhielt eine kräftige Bestätigung durch die Erhöhung Coccejis zum „Großkanzler des Königreichs und aller übrigen Lande". Der König erteilte seinem auserkorenen Werkzeuge diese „distinguierte Marque gnädigster Zufriedenheit", welche durch die gleichzeitige Verleihung des schwarzen Adlerordens noch erhöht wurde, schon am 8. März 1747, unmittelbar nach den ersten praktischen Erfolgen der Reformarbeit. Noch gab Arnim den Kampf nicht ganz auf. Als die rasch vorschreitende Reform sich dem ihm anvertrauten Obertribunal näherte, setzte er zunächst passiven Widerstand entgegen, indem er die seitens des Königs verlangten Vorschläge zur Abkürzung des Verfahrens überhaupt nicht einreichte. Dem neuen Großkanzler erklärte er geradezu, in seiner Präsidentenbestallung sei er angewiesen, das Tribunal bei seiner Ordnung zu erhalten, und das habe er bis vor kurzem notorisch gethan. In die Neuerungen vermöge er sich nicht zu finden, habe dies dem Könige alleruntertänigst anzuzeigen die Ehre gehabt und bleibe überzeugt, daß Seiner Königlichen Majestät allergnädigst-landesväterliche Intention durch eine präcipitante Justizpflege sich nicht erreichen lasse. Er werde sich Coccejis schriftlichen Verfügungen in keinem Stücke widersetzen, noch weniger aber thätig mitwirken, sondern alles mit Gelassenheit ansehen und gehen lassen. Alles Ding, so schloß er ingrimmig, hat seine Zeit. Wenn Arnim an den Sitzungstagen oder sonst seine Tribunalsräte bei sich zu Tische sah, machte sich das Unbehagen Luft in Witzeleien und Lästerungen über die Coccejaner und ihre verunglückte, nur durch Kriecherei vor dem einflußreichen Kabinetsrat Eichel überhaupt durchgesetzte Justizreform. Und so ward aller Orten weidlich auf Cocceji und seine „genügsam kundige Falschheit und mauvaise foi" gescholten. Die einen getrösteten sich des Urteils der Nachwelt, wenn die Schmeichler tot sein würden, die andern prahlten thöricht genug mit dem Einfluß der auf Arnims Seite stehenden Familie Schwerin, die bei Hofe fast dasselbe gelte, wie das fürstliche Haus Anhalt, und es dem Großkanzler nicht verzeihe, daß er sie in einem Prozeß mit dem Fiskus ein Gut im Wert von 150000 Thaler habe verlieren lassen.

Der König, der dem alten treuen Diener seines Hauses große Rücksichten zeigte, konnte doch endlich (9. Januar 1748) nicht umhin, Arnim sein „ganz unanständiges und aus einer puren Privatjalousie herrührendes Verfahren" zu verweisen; er bezeichnete die Justizreform als sein eigenes, wohl überlegtes Werk, wies auf die bereits aller Welt vor Augen liegenden Erfolge hin und ersuchte zum Schlusse den Minister, ihn nicht in die Notwendigkeit zu bringen, den Vorsitz im Tribunal einem andern zu übertragen, „von welchem Ich Mir völlig versprechen kann, daß er sich Meinen landesväterlichen Absichten hierunter gehörig fügen werde". So überzeugte sich Arnim allmählich von der inneren Unhaltbarkeit seiner Stellung. Gleich seinem eifrigen Anhänger, dem Tribunalsrat Nüßler, und so manchem andern unter den höheren Justizbeamten blieb ihm nur noch übrig, wie Nüßler es ausdrückte, auf sein Gut zu gehen und Kohl zu pflanzen. Er hielt noch einige Monate an sich und bat dann um seine Entlassung. Der König gab ihm anheim (7. Juni 1748), sich die Sache reiflich zu überlegen, „damit Ihr Euch bei der honnetten Welt nicht die Blame zuzieht, als ob Ihr

nur allein aus Dépit den Schluß genommen habet, lieber alles fahren zu lassen, als nachzugeben". Als der Minister auf seiner Bitte bestand, stellte ihm der König ihre demnächstige Erfüllung in Aussicht, ließ dann aber mehrere Wochen verstreichen, bis Arnim ihn am 30. Juli mit Berufung auf sein „sehr hohes Alter" — er stand im siebzigsten Lebensjahre —, auf seine „sich von Zeit zu Zeit einstellenden, gefährlichen, zum Teil tötlichen Zufälle" und auf „andere beträchtliche Umstände" beschwor, ihm durch huldreiche Erteilung der Dimission einen kleinen Raum zwischen Leben und Tod zu gönnen, damit er sothanes Intervall in Frieden und Ruhe auf seinem Gute zubringen könne. Unverzüglich ward er jetzt seines Wunsches teilhaft; aber es war dem König eine aufrichtige Freude, daß er im nächsten Jahre dem grollend vom Schauplatz abgetretenen alten Herrn das erledigte Generalpostmeisteramt anbieten und ihn in dieser neutraleren Stellung für den Staatsdienst wiedergewinnen konnte; der Zurückkehrende wurde mit dem schwarzen Adlerorden ausgezeichnet.

Der Rücktritt Arnims aus dem Justizdienst besiegelte den Sieg der Reform, und da nun überdies binnen wenigen Jahren die Justizminister Broich und Christian von Brandt gestorben waren, so hatte Cocceji als Kollegen im Ministerium jetzt durchweg neue Männer, die im Lebensalter und in der Dienstzeit ihm um zwanzig bis dreißig Jahre nachstanden: den von ihm selbst herangezogenen Altmärker Levin Friedrich von Bismarck, den aus Hessen berufenen Freiherrn von Danckelman, einen Neffen des berühmten Eberhard Danckelman, und den weniger bedeutenden Reichsgrafen von Reuß. Dazu verfügte der Großkanzler über eine Schar ausgezeichneter, unter seinen Augen durchgebildeter Hilfsarbeiter. Auf der großen Organisationsreise durch Schlesien im Jahre 1750 begleiteten ihn die drei Beamten, die in ununterbrochener Reihe seine Nachfolger in der Großkanzlerwürde werden sollten, Jariges, der Freiherr von Fürst und der dreißigjährige Referendar von Carmer aus Kreuznach, dem daheim in der Pfalz sein Protestantismus die Laufbahn verschloß. Noch andere Juristen wanderten aus der Fremde zu; so einer der fähigsten Räte des Tribunals zu Dresden, Ernst Friedemann von Münchhausen, den die Bewunderung für den großen preußischen König und seine Justizreform 1750 nach Berlin trieb und den dort wie Carmer eine glänzende Zukunft erwartete.

Inmitten seiner großen organisatorischen Thätigkeit hatte Cocceji keinen Augenblick den letzten und, wie sich ergeben sollte, schwierigsten Teil seiner Aufgabe aus dem Gesicht verloren, die Kodifikationsarbeit. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er schon 1714 an der Feststellung jenes Programms beteiligt gewesen ist, das damals der Universität Halle für die von ihr verlangte Schöpfung eines allgemeinen Landrechts zuging. Dann war 1738, da ja von den Arbeiten der hallischen Gelehrten nichts weiter vernommen wurde, die Sorge für die Herstellung eines beständigen und ewigen Landrechtes Cocceji allein übertragen worden; aber unmittelbar darauf erfuhr er, wie wir gesehen haben, die bitterste Enttäuschung seines Lebens. Die Frucht der unfreiwilligen Muße,

zu der er sich in den letzten Jahren König Friedrich Wilhelms verurteilt sah, war eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges, die Veröffentlichung des Novum systema justitiae naturalis et romanae. Cocceji wollte das Wort des Grotius, an das die Vorrede erinnert, endlich einmal zu Schanden machen: Viele hätten es versucht, die Jurisprudenz in ein System, in artis formam, zu bringen, und niemand habe es vermocht. Wohl im Hinblick auf diese Vorarbeit hatte sich Cocceji gegen Arnim vermessen, binnen Jahresfrist ein Landrecht abzuschließen. Und schnell genug, ob immer nicht ganz so im Fluge wie der Verfasser es gehofft hatte, ist dann die Arbeit vorgeschritten. Ende November 1748 meldete Cocceji dem Könige, daß der erste Teil des Landrechts zum Drucke fertig sei. Er erschien, das Personen- und Familienrecht enthaltend, im folgenden Jahre als „Project des Corporis juris Fridericiani“; schon 1751 folgte der zweite Teil mit dem Sachen- und Erbrecht; an der Ausarbeitung des einem Schlußbande zugewiesenen Obligationenrechts ist der Verfasser bis an seinen Tod thätig gewesen.

Die Einteilung folgte ganz dem Novum systema, aus dem nur die rein philosophischen Darlegungen weggelassen waren. Ganze Abschnitte des Corpus stellen sich einfach als Uebersetzungen aus dem lateinischen Text des Systema dar. Die Wahl der deutschen Sprache schien doch einer besonderen Rechtfertigung zu bedürfen. „Se. Königliche Majestät habe dieses Landrecht in teutscher Sprache verfertigen lassen,“ erklärt das Vorwort, „damit ein Jeder, der einen Prozeß hat, solches selber nachlesen und ob er Recht oder Unrecht habe, daraus erlernen könne.“ In diesem Vertrauen auf die populäre Lesbarkeit der Sprache seines Gesetzbuches lag ein erster großer Irrtum Coccejis. Wie weit blieb doch bei ihm die Behandlung des Ausdrucks von dem Ideal entfernt, welches 1714, vielleicht unter dem Einflusse des großen Sprachreinigers Thomasius, jener Auftrag an die hallische Juristenfakultät hingestellt hatte: daß „alle römischen Benamsungen und Kunstwörter“ aus der Sprache der Gerichte verbannt sein und daß die Gesetzgeber ihrem Entwurf eine Uebersicht beifügen sollten, „nach was Weise sie die sonsten in den Gerichten und im Römischen Rechte bisher vorgekommenen Worte in teutscher Sprach gegeben und ausgedrücket haben“. Cocceji zog es vor, trotz der entschiedenen Abneigung des Königs gegen die ihm völlig rätselhaften lateinischen Bezeichnungen, in der juristischen Kunstsprache wesentlich alles beim Alten zu lassen, weil die Termini gleichsam naturalisieret seien und weil das Deutsche sich nicht dazu eigne, „eine Sache auf eine kurze Art zu exprimieren“. So ganz vergebens hatten Thomasius und Leibniz ihren Landsleuten den Reichtum und die Bildungsfähigkeit der Muttersprache gerühmt.

Noch schwerer wog eine andere Selbsttäuschung des Verfassers. Cocceji war gewiß kein einseitiger Romanist; er war nicht unberührt geblieben von der neuen Richtung, die an Samuel Stryck in Halle, dem Vorkämpfer für eine moderne Verjüngung der Pandekten, dem Eiferer gegen die unterschiedslose Anwendung des römischen Rechts, einen ersten zünftigen Vertreter gefunden hatte und am entschiedensten in Leibnizens juristischem Testamente zum Ausdruck gelangt war, in der Forderung des großen Philosophen, daß das Corpus juris

nicht mehr die Geltung eines Gesetzes, sondern nur die Kraft der Vernunft und gleichsam das Ansehen eines großen Rechtslehrers haben dürfe und daß sich ein neues Gesetzbuch auf der gemeinsamen Grundlage des römischen Rechts, der nationalrechtlichen Denkmäler, des gegenwärtigen Gebrauches und vor allem der Billigkeit aufbauen müsse. Wiederholt, seit lange, hatte er als das Ziel seiner Kodifikationsarbeit bezeichnet die „Abschaffung der fremden und konfusen römischen Gesetze", die Herstellung eines deutschen, bloß auf die natürliche Vernunft und die Landesverfassungen gegründeten Rechtes. Zuletzt aber hat doch die Leistung der Verheißung wenig entsprochen. Auf der einen Seite zeigt Coccejis Entwurf viel stärkere Abhängigkeit von dem geschmähten römischen Recht, als der Verfasser zuzugeben geneigt war; auf der anderen ist die Geringschätzung gegen die Ortsrechte unverkennbar. Wenn König Friedrich, wie wir gleich sehen werden, von jeder Gesetzgebung die Uebereinstimmung mit dem Volksgeiste forderte, so leuchtete aus dem Corpus Fridericianum doch nur Coccejis eigener Geist hervor; denn das Naturrecht, wie er und sein Vater, Heinrich Cocceji, teils in Anlehnung an Hugo Grotius und teils im Gegensatz gegen den großen Holländer es gelehrt hatten, wurzelte durchaus im römischen Recht und blieb in dessen enger Sphäre festgebannt; hatte dort doch schon des jungen Samuel Doktordissertation das Prinzip des Naturrechts wiederzuerkennen geglaubt.

König Friedrich hat seinen Großkanzler bei der Ausarbeitung des Corpus Fridericianum völlig frei gewähren lassen. Ein persönliches Eingehen auf Einzelheiten des hier zunächst ausschließlich behandelten Civilrechts lag ihm durchaus fern, da er sich von der Rechtswissenschaft nie mehr als die allgemeinsten Grundbegriffe angeeignet hat. Wenn er als Kronprinz in dem Kriegssommer von 1734 bei der Durchreise durch Halle in seinem Notizbuch vermerkt hat: „Etudié un peu le droit," so dürfte dieses eilige Rechtsstudium auf eine huldvolle Plauderei mit den zu seiner Begrüßung erschienenen Professoren hinausgekommen sein. Genug, daß jetzt der Coccejische Entwurf durch die Drucklegung der allgemeinen Begutachtung ausgesetzt wurde. Wohl aber bekundete der König den lebhaften Anteil, mit dem er jetzt mitten in der großen Reformbewegung lebte, Ende 1749 durch die Abfassung eines historisch-philosophischen Abrisses über die allgemeinen Aufgaben der Gesetzgebung, den er am 22. Januar 1750 in der neu erstandenen Akademie der Wissenschaften vorlesen ließ.

Zwei Jahre vorher hatte Montesquieu seinen „Geist der Gesetze" veröffentlicht. Er schrieb jetzt, am 22. März 1750, einem Freunde, die Könige würden vielleicht die letzten sein, die ihn läsen, und vielleicht würden sie ihn überhaupt nicht lesen; Einen König aber gebe es wenigstens auf Erden, der ihn gelesen habe. Sein Landsmann Maupertuis, der Präsident der Berliner Akademie, der als auswärtiges Mitglied seit 1746 auch Montesquieu angehörte, hatte ihm geschrieben, daß König Friedrich in dem Buche Sachen gefunden habe, über die er anderer Meinung sei, und Montesquieu meinte, er wolle wetten, daß er die Stellen sofort herausfinden werde.

Eine ausgesprochene Beziehung auf den Esprit des lois sucht man in Friedrichs „Dissertation" vergebens. Gegensätzlich gegen Montesquieus Ver-

herrlichung der englischen Verfassung erscheint das sehr abfällige Urteil über das fortwährende, die Wirksamkeit der Gesetze beeinträchtigende Schaukeln des Gleichgewichtes zwischen der königlichen und parlamentarischen Gewalt. Ein Urteil, das man als Friedrichs Antwort auf die von Montesquieu ausdrücklich offen gelassene Frage nach der praktischen Wechselwirkung zwischen der englischen Verfassung und der politischen Wohlfahrt des Landes betrachten könnte. Hier beruft sich der Verfasser, der früher doch selber, im Antimacchiavell, Englands Verfassung als ein Muster der Weisheit gepriesen hatte, auf die Darlegungen des großen Geschichtswerkes von Rapin de Thoyras. An anderen Stellen ist Friedrich, ohne sich gerade in Widerspruch zu Montesquieu zu setzen, doch jedenfalls ganz selbständig. Manche Ausführungen dagegen zeigen entschiedene Uebereinstimmung mit dem berühmten Franzosen; so der Gedanke, den Montesquieu als das eigentliche Thema probandum seines Werkes bezeichnet, daß der Geist des Gesetzgebers der Geist der Mäßigung sein muß; so die Forderung, daß der Gesetzgeber klar und schlicht wie ein Familienvater sprechen soll; so die wiederholte Betonung der Notwendigkeit, die Gesetzgebung dem Volkscharakter anzupassen, wo sogar die allerdings typischen Beispiele, Sparta und Athen, beiden Verfassern gemeinsam sind, und wo beide den Ausspruch Solons citieren, er habe den Athenern nicht die vollkommensten Gesetze gegeben, sondern die besten, deren sie fähig gewesen seien. Gemeinsam ist beiden Schriftstellern vor allem die historische Richtung, die den König mit den Worten beginnen läßt: „Wer eine genaue Kenntnis der Art, wie man Gesetze geben oder abschaffen muß, gewinnen will, kann sie nur aus der Geschichte schöpfen.“ Hier vermögen nun freilich seine flüchtig hingeworfenen Notizen den Vergleich mit den jahrelang vorbereiteten, nach dem damaligen Stande der Wissenschaft sehr achtbaren Untersuchungen Montesquieus nicht auszuhalten. Obgleich die Ergebnisse der Forschung Conrings über die Rezeption des römischen Rechts noch keineswegs Gemeingut der wissenschaftlichen Welt geworden waren, so war es doch unter allen Umständen nicht statthaft, von dem römischen Recht zu sagen, daß wir es infolge der Unterjochung Germaniens durch die Römer bekommen und infolge der Verlegung des kaiserlichen Sitzes von Italien nach Deutschland behalten hätten. Die Mängel dieser historischen Abschnitte erklären es wohl, daß damals in Berlin über die „Dissertation“ geurteilt wurde, sie gehöre nicht zu dem Besten, was der König geschrieben habe; der Stil sei schön und frei wie immer, aber der Gegenstand sei ganz und gar nicht folgerichtig behandelt.

Für das, was man an dem historischen Rückblick aussetzen mag, entschädigt vollauf die Schlußhälfte der Abhandlung, die den Leser mitten in die große gesetzgeberische Thätigkeit des Augenblickes hineinschauen läßt. Zeigt der erste Teil den Verfasser hinter den Fortschritten der historischen Forschung zurückgeblieben, so eilt er den durchschnittlichen Anschauungen der Rechtswissenschaft seiner Zeit hier voraus, indem er auf dem Gebiete des Strafrechts, auf dem sein Laienurteil sich völlig sicher fühlte, einer Reihe seither allgemein angenommener Neuerungen das Wort redet. Nicht nur, daß er die Unzulässigkeit des „schändlichen Brauches“ der Tortur, die den Richter in die Lage bringe, methodisch die schreiendsten, empörendsten Handlungen zu begehen, jetzt auch theoretisch be-

gründet, nachdem er die Anwendung schon im Augenblicke der Thronbesteigung verboten hatte; bemerkenswert erscheint vor allem auch sein Eintreten für eine mildere Beurteilung des Diebstahls. Das Gesetz, das den Dieb mit dem Tode straft, scheint ihm von den Reichen gemacht. „Sollten die Armen nicht mit Recht entgegnen können: Warum hat man denn kein Mitleid mit unserem beklagenswerten Zustande? Wäret Ihr barmherzig, wäret Ihr menschlich, so würdet Ihr uns helfen in unserem Elend, und wir würden nicht stehlen. Sprecht, ist es gerecht, daß alle Glücksgüter dieser Welt für Euch sind, und daß alle Mühseligkeiten auf uns lasten?“ Er preist es als einen entschiedenen Vorzug des preußischen Strafrechts vor dem französischen, daß in Preußen einfacher Diebstahl stets nur mit Freiheitsstrafen gesühnt wird. „Wenn man sich begnügt, die kleinen Fehler leicht zu ahnden, so spart man die äußersten Rachen für die Räuber, die Mörder und Meuchler auf, und die Strafe hält immer gleichen Schritt mit dem Verbrechen.“

Die gleiche humane Auffassung spricht aus der Forderung mildernder Umstände für die Kindesmörderinnen und ähnliche Verbrecherinnen; sie sind ihm nicht blutdürstige Medeen, sondern vielmehr arme verführte Geschöpfe, welche die den Folgen ihres ersten Fehltrittes sich hartherzig anhaftende Schande und Strafe fürchten.

Die Akten bezeugen es, wie geneigt der König stets gewesen ist, auch noch vor dem Abschluß des in das Programm der Reform aufgenommenen neuen Strafgesetzbuches, die ihm zur Bestätigung vorgelegten Kriminalsprüche zu mildern, wie er selbst die den Straßenräubern zuerkannten Todesurteile wiederholt in Freiheitsstrafen verwandelt hat. So hat seine Ausübung der obersten Strafgewalt die schönen Worte wahr gemacht, die sich am Schlusse unserer Abhandlung von 1749 finden: „Sich einbilden, daß die Menschen sämtlich Teufel sind, und sie mit Grausamkeit verfolgen, wäre das Wahngesicht eines scheuen Menschenhassers; voraussetzen, daß die Menschen sämtlich Engel sind, und ihnen den Zügel schießen lassen, wäre der Traum eines thörichten Kapuziners; glauben, daß sie weder alle gut noch alle schlecht sind, ihre guten Handlungen über den Wert lohnen, ihre schlechten unter dem Maß strafen, Nachsicht üben gegen ihre Schwächen und Menschlichkeit haben für Alle, das heißt handeln, wie ein vernünftiger Mensch soll.“

Die bereits vorliegenden Ergebnisse der Reform verzeichnet die Abhandlung mit freudiger Anerkennung: die Verbannung der gefährlichen Spitzfindigkeiten advokatorischer Redekunst aus den Gerichtssälen, wobei sich der Verfasser, historisch wieder nicht eben glücklich, auf das Beispiel Griechenlands beruft; die Abkürzung der Prozesse, deren Verschleppung den Reichen ein Mittel sei, den Armen allmählich matt zu setzen; die Verringerung der Instanzenzahl im Gegensatz zu einer Uebung, bei der ein Kläger schon ausnehmend unglücklich habe spielen müssen, wenn er in fünf Instanzen und an wer weiß wie vielen Universitäten nicht käufliche Seelen fand. Für das aber, was noch zu thun sei und dessen Verwirklichung er in naher Zukunft erwartet, lautet seine Richtschnur: „Wenig weise Gesetze machen ein Volk glücklich, viel Gesetze verwirren die Rechtswissenschaft, aus der nämlichen Ursache, aus der ein guter Arzt seine Kranken nicht mit Arzneien überladet.“

Eine Sammlung vollkommener Gesetze würde ihm als das Meisterstück des menschlichen Geistes im Bereiche der Regierungskunst erscheinen. „Man würde dort eine derartige Einheit des Planes und genauer und ineinander greifender Regeln gewahren, daß ein durch diese Gesetze regierter Staat einem Uhrwerk gleichen würde, dessen Triebkräfte alle für denselben Zweck gemacht sind; man würde dort tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens und des Nationalcharakters treffen; Züchtigungen wohlabgemessener Art, weder zu leicht noch zu hart, würden die gute Sitte aufrecht erhalten, die Klarheit und Schärfe der Bestimmungen würde jeden Anlaß zum Zwist abschneiden; sie würden bestehen in dem erlesenen Ausbunde des Besten, was die bürgerlichen Gesetze ausgesprochen haben, und in einer geistvollen und schlichten Anwendung dieser Gesetze auf das Volksherkommen; alles würde vorgesehen, alles in Einklang gebracht sein und nichts Unzuträglichkeiten unterliegen — aber das Vollkommene ist für die Menschheit nicht geschaffen."

Mit sicherem Takt hat der Verfasser es vermieden, neben diesem Idealbild einer Gesetzgebung sein Corpus Juris Fridericianum auch nur zu nennen. Die schmeichelhaften Worte der Anerkennung für Cocceji, „dessen Rechtschaffenheit, Einsicht und unermüdliche Thatkraft den Republiken Griechenlands und Roms zur Zeit ihrer reichsten Fruchtbarkeit an großen Männern Ehre gemacht haben würden", gelten nicht dem Gesetzgeber, sondern dem erfolgreichen Reformator des Prozeßverfahrens und dem strengen Censor des Richterstandes. Später allerdings hat Friedrich seinen Großkanzler auch als Gesetzgeber, als Tribonian, gefeiert. Er habe hier zu Lande, erzählt er in dem politischen Testament, strittige Gesetze vorgefunden, die statt den rechtsuchenden Parteien entgegenzukommen, die Sachen verwirrt und die Prozesse in die Länge gezogen hätten. Er habe deshalb dem Großkanzler Cocceji seine Absicht eröffnet, die Gesetze umzuformen und nur solche aufzustellen, die sich auf die natürliche Billigkeit gründen würden: „Dieser verehrungswürdige Richter vollführte diesen Entwurf unter allgemeinem Beifall."

König Friedrich überschätzte die Bedeutung dieses Kodifikationsentwurfes, wie alle Welt damals sie überschätzte. In Frankreich ließ sich der Leiter der Justiz, der Kanzler d'Aguesseau, durch den Freiherrn von Spon, einen bairischen Diplomaten, der mehrere Jahre Gesandter in Berlin gewesen war, eine französische Uebersetzung des Corpus Fridericianum anfertigen, und in dem Brief, mit dem der Uebersetzer seine Arbeit begleitete und der damals durch die Tagesblätter ging, forderte er den französischen Minister auf, das preußische Beispiel nachzuahmen und ein Corpus juris Francici herstellen zu lassen. Aus England rief einer der Führer der litterarischen Kreise, Lord Chesterfield, dem Könige von Preußen die Verse des Horaz zu, die Augustus als allumfassenden Spender von Waffenschutz, Sittenreinigung und Rechtsbesserung preisen. Und vollends wie hätte Voltaire sich den dankbaren Stoff zu neuen artigen Schmeicheleien entgehen lassen: grand juge et grand faiseur de vers, conquérant législateur — das waren seine neuesten Anreden für seinen königlichen Gönner, der da gezeigt habe, daß er im Frieden ebenso kurzen Prozeß mache wie im Kriege. Auch Cocceji wurde von seinen Bewunderern mit horazischen Versen verherrlicht; aus

Gotha, von wo ein herzoglicher Rat behufs Erlernung der neuen preußischen Justizkunst nach Berlin geschickt wurde, schrieb Graf Gotter dem Großkanzler, er dürfe sowohl das Feliciter audet, wie das Bonos ducit ad exitus auf sich anwenden.

Fürwahr, Coccejis Gesetzesfreude war nicht klein. Er näherte sich dem Abschluß einer fünfzigjährigen Dienstzeit; seit gleicher Frist war sein Schriftstellername in der deutschen Juristenwelt bekannt und anerkannt. Lange Jahre hindurch hatte er der Hoffnung ganz entsagt, noch an das Werk, das ihm zeitlebens vor Augen gestanden hatte, Hand anlegen zu dürfen; noch 1745 äußerte er anläßlich des litterarischen Erfolges seiner rechtshistorischen Deduktion über die preußischen Ansprüche auf Ostfriesland wehmütigen Tones gegen den Grafen Podewils, er schätze sich glücklich, am Ende seiner Tage bei dieser Gelegenheit bewiesen zu haben, daß er dem Könige wohl Dienste zu leisten imstande gewesen wäre, wenn dieser ihm hätte Vertrauen schenken wollen. Dann hatte er siebenundsechzigjährig 1747 die beschwerliche und arbeitsvolle Rundreise durch die Provinzen angetreten, an Körper schon hinfällig, aber voll jugendlichen Feuers, in dem Hochgefühl, jetzt endlich mit seinen Entwürfen durchzudringen. In den Anfängen der Regierung Friedrich Wilhelms hatte der Freiherr von Loen gesagt, die Vorsehung müsse ein Wunder thun und Alexander und Salomon in der Person eines und desselben Herrschers erstehen lassen, wenn anders es einmal zu einem allgemeinen Gesetzbuche kommen solle. Darauf bezogen sich jetzt die Worte, mit denen Cocceji in der Vorrede zum zweiten Teil seines Corpus das ihm vor versammelter Akademie gespendete Lob bescheiden auf den König zurücklenkte: „Nun hat sich aber gleichwohl dieses Mirakel in den preußischen Ländern wirklich zugetragen; die Providenz hat der Welt zugleich einen Alexander und einen Salomon in der Person unseres großen Königs geschenket; dieser unvergleichliche Monarch hat als ein zweiter Alexander den Zweifelsknoten, welchen bisher niemand auflösen konnte, coupieret und das seit 700 Jahren in Teutschland eingeführte, confuse römische Recht aufgehoben; zugleich aber, als ein anderer Salomon, ein neues Landrecht, aus denen Aschen des in vielen Stücken nicht unvernünftigen römischen Rechtes, verfertigen lassen.“

Nur wer, wie der Verfasser, sich ein langes Leben hindurch in ein starres System immer ausschließlicher hineingedacht hatte, konnte sich gegen die Mängel, gegen die ganze doktrinäre Einseitigkeit des Werkes so blind verschließen. Aber wie hätte überhaupt bei solcher Aufgabe durch die Kräfte eines Einzelnen etwas Zureichendes erzielt werden sollen? Das Corpus juris Fridericianum war als Entwurf gedruckt, es ist Entwurf geblieben, und zwar unvollendeter Entwurf. Dem Verfasser schwanden die Lebenskräfte. Anfang Mai 1753 bezeichnete er sich nach einer schweren Erkrankung als gleichsam von den Toten wieder auferstanden; noch über zwei Jahre schleppte er sich unter Leiden hin; bis zuletzt mit der Ausarbeitung des dritten Teiles seines Corpus beschäftigt, starb er am 24. Oktober 1755. Sein Manuskript ward vergessen und ging zum größten Teile gar verloren. Gesetzeskraft erhielten von dem ganzen Inhalt des Corpus nur die Bestimmungen über das Ehe- und Vormundschaftsrecht und auch sie nur in einzelnen Provinzen. Und doch hatten die alten Gegner unrecht, die nach-

her spotteten, daß von Coccejis Werk nichts übrig geblieben sei, als das Brustbild von Marmor mit der Inschrift: Vindex legum et justitiae, welches der König im Hofe des Kammergerichts aufstellen ließ. Denn die Fortführer der Coccejischen Reform, die Carmer und Svarez, sie haben dem ersten Großkanzler mehr zu danken gehabt, als sie sich eingestehen wollten.

Wie König Friedrich 1746 im Widerstreit der Meinungen die zielbewußte Entscheidung gab, das erlösende Wort sprach, welches die harrende Masse in Fluß brachte, so ist er es auch nachher wieder gewesen, der trotz anfänglicher Ueberschätzung des Geleisteten es klar durchschaute, daß erst der halbe Weg zurückgelegt sei und daß er abermals den Antrieb geben müsse.

Dritter Abschnitt.

Fortbildung der Verwaltung.

Das Jahr 1748, das in der Geschichte der preußischen Rechtsverwaltung den Höhepunkt der an Coccejis Namen knüpfenden gesetzgeberischen Bewegung bezeichnet, stand auch auf anderem Gebiete unter dem Zeichen der Reform. Die Auseinandersetzung zwischen gerichtlicher und administrativer Justiz bedingte in den Dienstordnungen der Verwaltungsbehörden die Vornahme von Aenderungen, wozu dem Könige die Erfahrungen seiner bisherigen Regierungsthätigkeit ohnehin manchen Stoff boten. „Jetzunder muß der alte Sauerteig ausgekehrt werden", die Worte aus seiner eigenhändigen Skizze für die neue Instruktion des Generaldirektoriums waren die allgemeine Losung dieser rastlos und freudig schaffenden Friedenszeit.

Bei der Durchführung der Justizreform hatte der König mit persönlicher Zwischenrede sparsam zurückgehalten, sich auf die großen Entscheidungen beschränkt. Er müsse für das Einzelne, so erklärt er einmal, „mit des Großkanzlers Augen sehen". Auf dem Gebiete der Verwaltung dagegen, wo im Großen wenig zu ändern war, erscheint im Einzelnen seine ordnende und nachhelfende Hand überall um so geschäftiger. Er hat im Generaldirektorium nicht mehr den Vorsitz geführt, aber in Wirklichkeit war er dennoch der Präsident dieses Verwaltungsministeriums und aller davon abhängigen Behörden, die lebendige und belebende Triebkraft der großen, kunstvoll verzweigten Bureaukratie, die mit ihren Kriegs- und Domänenkammern, ihren Departementsräten und Amtleuten, Ortskommissarien und Landräten sich durch alle Provinzen, über Stadt und Land, erstreckte.

Die Bezeichnung General-Ober-Finanz-Krieges- und Domänendirektorium war 1723 von dem Stifter der Behörde mit gewissenhaft erschöpfender Umständlichkeit gewählt worden, auf daß sie sich schon durch den Namen als Erbin der beiden auf eine Anregung des alten Dessauers endlich von ihm aufgehobenen Sonderfinanzämter für die Heeressteuern und für die Domänenerträge ausweise. Die Verwaltung dieser beiden Hauptzweige des Staatseinkommens

durch zwei jeder gegenseitigen Berührung entrückte Behörden mit ebenso scharf gesonderten Unterorganen hatte bei dem ungeduldigen Verlangen des Königs, die Einahmen sowohl der Kriegskasse wie der Domänenkasse möglichst gesteigert zu sehen, zu dem ewigen Zuständigkeitsstreite zwischen der Domänen- und der Steuerverwaltung geführt, den nun Friedrich Wilhelm kräftig zugreifend mit der Wurzel ausrottete. Nachdem er zehn Jahre lang, wie er damals dem Fürsten Leopold klagte, „Geduld von der andern Welt" gehabt und „mit all das Schreiber-Krop sanft umgegangen", beseitigte er den historisch gegebenen verderblichen Zwiespalt der Organisation mit einem Federstrich und zwang die erbittertsten Nebenbuhler in den nämlichen Sitzungssaal und an den nämlichen grünen Tisch.

In vier Abteilungen unter je einem Vizepräsidenten oder dirigierenden Minister zerlegt, aber zur Beschlußfassung nur im Plenum berechtigt, hatte sich das Generaldirektorium nunmehr sowohl mit dem Steuerwesen, wie mit der Domänen- und Regalienverwaltung samt allen sich daraus ergebenden polizeilichen und allgemeinen administrativen Aufgaben zu befassen. Bei dem Thronwechsel von 1740 und während der ganzen ersten Hälfte der neuen Regierung umfaßte das erste Departement die östlichen Provinzen der Monarchie oder die Kammerbezirke Königsberg, Gumbinnen, Stettin und Küstrin, das zweite die Kurmark und das Herzogtum Magdeburg mit den Kammern zu Berlin und Magdeburg, das dritte den Bezirk der kleve-märkischen Kammer zu Kleve und seit 1744 den der ostfriesischen Kammer zu Aurich, sowie das Herzogtum Geldern und die oranischen Erbschaftslande Mörs, Turnhout und Neufchatel; unter dem vierten Departement endlich standen die Mindener Kammer für das Fürstentum Minden und die Grafschaften Ravensberg, Tecklenburg und Lingen, sowie die Halberstädter Kammer.

Neben diesen Provinzialdepartements bestanden hier wie im Justizministerium sogenannte Spezial- oder Realdepartements, indem auch hier gewisse Angelegenheiten für den ganzen Umkreis der Monarchie einem einzelnen Minister zu ausschließlicher Wahrnehmung zugewiesen waren; so die Grenzregulierungen und die Landesmeliorationen, die Rodungs- und Entwässerungsarbeiten; so die Post, das Münzwesen, das Salzregal, die Marsch- und Verpflegungsangelegenheiten des Heeres; so endlich die Verwaltungsjustiz. Doch stand von diesen Fachdepartements zu Friedrich Wilhelms I. Zeiten nur das letzte unter einem besonderen Leiter, dem Justizminister des Generaldirektoriums; die sämtlichen andern waren unter die vier Provinzialminister verteilt. Und auch die Justizangelegenheiten des Generaldirektoriums versah seit 1739 nicht mehr ein Minister, sondern nur ein vortragender Rat.

Die neue Dienstvorschrift nun, die das Generaldirektorium 1748 auf Grund einer Anzahl eigenhändiger Zusätze und Streichungen Friedrichs II. zu der Instruktion seines Vaters erhielt, hat an den bestehenden Einrichtungen alles in allem nur wenig geändert. Jedenfalls liegen die am schwersten wiegenden Abweichungen von der alten Ordnung schon vor dem Erlaß der Instruktion von 1748: die der Zentralisierungspolitik des Vorgängers so widersprechende Einräumung einer administrativen Sonderstellung an die neu erworbene Provinz

Schlesien, und sodann der erste Schritt auf einem Wege, den König Friedrich in der späteren Hälfte seiner Regierung weiter verfolgt hat, die Errichtung zweier selbständiger, besonderen Ministern unterstellter Realdepartements, der den vier alten Departements gleichgeordneten fünften und sechsten Abteilung. Der gleich nach dem Regierungsantritt vollzogenen Ernennung Samuels von Marschall zum Minister für Handel und Gewerbe folgte 1746 die Bestellung eines Kriegsministers, wie der Inhaber der neuen Stelle bald genannt wurde, für die wirtschaftlichen Aufgaben der Heeresverwaltung.

Hatte es sich bei der Errichtung des Handelsamtes offenbar um einen seit lange erwogenen, aus prinzipiellen Gründen gefaßten Entschluß gehandelt, so lag der unmittelbare Anlaß zur Ausscheidung des zweiten Realdepartements aus der bisher mit der Militärverwaltung mitbetrauten Provinzialabteilung mehr in persönlichen Verhältnissen.

Die Minister, die König Friedrich im Generaldirektorium vorfand, waren an Geist und Gaben sehr verschieden.

Von den Stamm-Ministern der Behörde war bei dem Thronwechsel nur noch einer am Leben und im Amte, der siebzigjährige Friedrich von Görne, der Leiter des ersten Departements. Einer der gründlichsten Kenner des Domänenwesens, hatte er sich unter Friedrich Wilhelm I. um die Reform des Aemterpachtsystems bei den Auseinandersetzungen an Ort und Stelle durch sein taktvolles und geschicktes Auftreten die größten Verdienste erworben. Der Tod des würdigen alten Herrn wurde von dem Könige in dem böhmischen Feldlager des Sommers 1745 aufrichtig beklagt. Görnes Nachfolger wurde der ostpreußische Kammerpräsident Adam von Blumenthal, aus altem brandenburgischen Geblüt gleich jenem und durch mehr als zwanzigjährige Amtsthätigkeit in Pommern und Preußen für die Leitung des ersten Departements vorzugsweise vorbereitet; schon Friedrich Wilhelm hatte dem thätigen und erfolgreichen Manne vollgültige Gunstbeweise erteilt.

Wenn Görne und Blumenthal sich von Hause aus dem Verwaltungsdienst gewidmet hatten, so waren die Minister von Happe und von Viereck, seit 1727 und 1731 Leiter des zweiten und des vierten Departements im Generaldirektorium, durch die diplomatische Laufbahn hindurchgegangen. Mit jenen beiden durften sie sich an Leistungen und Ansehen nicht messen. Friedrich Wilhelm I. hatte von Viereck, dem Sprößling eines alten mecklenburgischen Geschlechtes, anfangs eine sehr geringe Meinung, denn er erklärte ihm bei der Ernennung zum kurmärkischen Kammerpräsidenten 1723 rundheraus, sie erfolge nur aus Rücksicht auf Vierecks Schwiegervater, den General von Gersdorf, der den einzigen Sohn im Felde verloren hatte; dabei wurde in nicht eben schmeichelhafter Weise die Erwartung ausgesprochen, daß Viereck dem übertriebenen Lhombrespiel entsagen, sich in preußischen Landen mit 30000 Thalern ankaufen, auch „exakt, vigilant und prompt in seiner Arbeit“ sein werde, „und nicht so langsam und so faul, wie er bisher gewesen“. Wenn dieser Mann trotzdem noch unter Friedrich Wilhelm zum Minister aufstieg, so blieb ihm doch auch jetzt harter Tadel gelegentlich nicht erspart. Inzwischen verstärkte der reiche Kavalier seine angesehene gesellschaftliche Stellung zu erneutem Male durch Verschwäge-

rung; sein zweiter Schwiegervater wurde der Feldmarschall Graf Finckenstein, der von seinem fürstlichen Zögling hochverehrte Militärgouverneur König Friedrichs. So begegnete dieser dem Minister stets mit großer Rücksicht und scheint auch eine gewisse litterarische Bildung an Viereck geschätzt zu haben. Als Verwaltungsbeamter aber hat der vornehme Lebemann, dessen gemessene Zurückhaltung stets an den ehemaligen Diplomaten erinnerte, niemals, weder vor noch nach 1740, eine größere Bedeutung gewonnen.

Doch füllte er seinen Platz ohne Frage besser aus als Happe, der einzige unter den Ministern des Generaldirektoriums, dessen Leistungen dem neuen Könige geradezu nicht genügten. Friedrich Wilhelm I. hatte von Happes Fähigkeiten sehr viel gehalten, machte aber auch ihm Nachlässigkeit im Dienst zum Vorwurf. Nun zeigte sich in den Kriegsläuften seit dem Thronwechsel, daß der Minister die mit seiner Abteilung verbundenen Intendanturgeschäfte, obgleich er auf diesem Gebiete praktische Erfahrung aus dem spanischen Erbfolgekriege für sich hatte, doch nicht mit der erwarteten Glätte abwickelte, und der König entschloß sich deshalb nach dem Dresdener Frieden, die Magazin-, Marsch- und Einquartierungssachen Happe abzunehmen und für diese Aufgaben ein besonderes Departement, jenes sechste, unter dem bisherigen magdeburgischen Kammerpräsidenten von Katt als dirigierenden Minister zu bilden.

Zwar nannte die Kabinetsordre, die diese Neuordnung verkündete, als Grund schonend die Unmöglichkeit, daß derselbe Mann zwei so großen Aufgaben, wie sie bisher auf Happes Schultern gelastet hatten, der Provinzialverwaltung für die Kurmark und Magdeburg und jener militärischen Obliegenheit, gerecht werden solle; dabei aber mußte sich doch der Entlastete zugleich „wegen considerabel verminderter Arbeit“ einen Gehaltsabzug von 800 Thalern gefallen lassen! Und als dann in dem engeren Wirkungskreise, der ihm gelassen wurde, noch immer Unzulänglichkeit zu Tage trat, griff der König 1747 ein zweites Mal ein. Nicht daß Happe, wie man erwarten möchte, jetzt den Abschied erhalten hätte; war es doch Friedrichs Grundsatz, mit Ministern, Pferden und Flöten nur im äußersten Notfalle zu wechseln. Aber er übertrug jetzt Happe das vierte, mindest umfangreiche Departement, wo dem Minister statt seiner bisherigen fünf vortragenden Räte nur zwei zur Seite standen, ließ aus dem vierten jenen Viereck in das dritte Departement aufrücken und versetzte aus letzterem in das hervorragend wichtige zweite seinen Vertrauensmann August Friedrich von Boden.

Boden hatte als Domänenpächter auf dem alten Klostergute Gottesgnade an der Saale begonnen, war dann bald in die Finanzverwaltung übernommen und jahrelang von Friedrich Wilhelm I. als Kabinetssekretär verwendet worden; in dieser Stellung war er ein Zeuge der peinlichen Scenen zwischen dem Könige und dem Kronprinzen gewesen. Doch täuschten sich, wie schon erwähnt wurde, alle die, welche bei dem Thronwechsel Bodens Sturz erwarteten. Schon 1739, als er nach dem Tode Grumbkows zum Minister ernannt wurde, hatte ihn der Kronprinz in einem gnädigen Schreiben dazu beglückwünscht und die Hoffnung ausgesprochen, bei Gelegenheit etwas zu Bodens „Contentement“ beitragen zu können. Während der letzten Krankheit Friedrich Wilhelms war

aus dem Generaldirektorium gerade dieser jüngste Minister nach Ruppin gesandt worden, um den Thronfolger über den Zustand der Verwaltung und der Provinzen zu unterrichten; dann war er an das Sterbebett seines alten Herren und Wohlthäters geeilt, der den langjährigen Hausgenossen in seinen letzten Stunden nicht missen wollte. Boden hatte mit dem Gebieter, der ihn aus dem Staub gezogen, viel Wahlverwandtschaft: eine energische und ökonomische, eine rücksichtslose, ja gewaltsame Natur. Gewisse Anwandlungen von Eigennutz waren geeignet, König Friedrich stutzig zu machen; fast scheinen auf Boden die Worte des politischen Testaments zu zielen, daß im Generaldirektorium anschlägige Leute von zweifelhafter Rechtschaffenheit mehr wert seien, als ehrenwerte Dummköpfe. Jedenfalls war ihm Boden unentbehrlich; für die Aufstellung des Staatshaushalts wandte er sich stets an diese Kraft, und die Fertigkeit, mit welcher der große Rechenkünstler das Kassen- und Rechnungswesen noch immer übersichtlicher zu gestalten wußte, gewann Friedrichs volle Bewunderung. Auch die Personalfragen pflegte er vorzugsweise mit Boden zu besprechen, was in den Beamtenkreisen nicht unbekannt geblieben sein kann und dem Minister immer neue Feindschaft erweckte. In seinem Bestreben, dem Beamtentum Pflichtgefühl und Pünktlichkeit einzuflößen, ging der Diensteifrige mitunter sogar dem Könige zu weit; die Mitglieder der Provinzialkammern, die in den Sitzungen sich verspäteten, hätte er am liebsten sofort beim ersten Wiederholungsfalle mit Dienstentlassung gestraft gesehen, was dem König zu hart schien. So versteht man, daß dieser Mann als Vorgesetzter und als Kollege nicht eben beliebt war. Zudem haben bei der weitverbreiteten Mißstimmung gegen Boden offenbar wieder die Standesvorurteile der altadelichen Amtsgenossen gegen den Emporkömmling, der ihnen allen sichtlich vorgezogen wurde, mitgewirkt. Noch in den fünfziger Jahren stellte ihn der Freiherr von Pöllnitz in seinen Memoiren auf gleiche Stufe mit jenem Abenteurer und Gelderpresser Eckart, den Friedrich II. gleich nach seiner Thronbesteigung aus dem Lande gewiesen hatte; allerdings konnte bei dem unverbesserlichen Schuldenmacher, dem stets von der Hand in den Mund lebenden Schmarotzer Pöllnitz am wenigsten Verständnis für einen Boden, diese verkörperte Ordnung und Sparsamkeit, erwartet werden.

Wenn so verschieden angelegte Männer in kollegialer Beratung und unter solidarischer Verantwortlichkeit die Geschäfte erledigen mußten, so wird es nicht auffallen, daß die persönlichen Reibungen und Eifersüchteleien zwischen den Justizministern hier im Generaldirektorium ihr Gegenstück fanden. Der König habe, so heißt es im Eingang der Instruktion von 1748, mit dem größten Mißfallen wahrgenommen, daß sich unter den Ministern eine Art von Haß, Animosität und esprit de parti eingeschlichen"; fast mit denselben Worten, wie er in dem Streit zwischen Arnim und Cocceji Frieden geboten hatte, untersagt er den Herren vom Generaldirektorium „dergleichen schändliche und Leuten von so vornehmem Charakter und Stande höchst unanständige Dinge und Disputen, wodurch nur die Zeit verdorben und die Abmachung und Beförderung derer Sachen gehindert und gehemmt wird". Schon während des ersten schlesischen Krieges hatte er dem Direktorium geboten, bei Meinungsverschiedenheiten der Mitglieder sofort, ohne die Sache auf erneute Beratung auszusetzen, die königliche Ent-

scheidung einzuholen. Die neue Geschäftsordnung versuchte jetzt sogar, entsprechend der uns bekannten Abneigung des Königs gegen mündliche Beratschlagungen, eine auf das kürzeste bemessene Abschlußfrist für die Erörterung des einzelnen Falles festzusetzen: „Sie Sollen nicht,“ heißt es in dem eigenhändigen Entwurf, „ihre Zeit Mit wunderlichen Disputen zubringen und Wan Sie sich nicht in 6 Minuten vergleichen können, so Sol Sofort Relatio at Regem gemacht werden“. Und wenn von dem Stifter der Behörde für das leibliche Wohl der Exzellenzen und ihrer Geheimen Finanzräte die patriarchalische Fürsorge getroffen war, daß bei längeren Sitzungen um die zweite Mittagsstunde ein Mahl von vier Gängen aus der königlichen Küche aufgetragen wurde, ganz so gut zubereitet „als wenn vor Se. Königliche Majestät selbst angerichtet würde“ — so setzte jetzt der Nachfolger diese der Schnelligkeit der Beratungen wohl nicht ganz förderliche Bestimmung unbarmherzig außer Kraft. Er war der Meinung: „wen sie fleisich arbeiten, So können sie ihre arbeit des morgens in Curenten Sachen in 3 Stunden verichten, wenn Sie Sich aber Historien vertzehlen, Zeitungen lesen, So ist der gantze Tag nicht lang genung.“ Von diesem Standpunkt aus durfte er den Ministern für den Beginn der Sitzungen gut und gern eine Frühstunde nachlassen, so daß sie sich an den allwöchentlich vorgeschriebenen vier Konferenztagen jetzt im Sommer erst um 8, im Winter erst um 9 Uhr zu versammeln hatten.

Von der peinlichen Sorgfalt, mit welcher der Sohn das ihm vom Vater vererbte kunstvolle Triebwerk durch Anbringung immer neuer Maschinenteilchen zu vervollkommnen suchte, zeugen gleich in den nächsten Jahren nach Erlaß der neuen Instruktion eine Anzahl Nachtragsbestimmungen für die äußere Einrichtung des Dienstes. So wenn Friedrich 1752 für jedes Departement des Direktoriums die Anlegung eines Buches anordnete zur Eintragung von Auszügen aus den Kabinetsordres, durch die er unausgesetzt den Ministern Anleitung und Sporn gab; so wenn er 1754 verfügte, daß die Sporteln unter die Sekretäre und Kanzlisten nicht gleichmäßig, sondern im Verhältnis der Arbeit und des Fleißes verteilt werden sollten, oder wenn er das Generaldirektorium darüber belehrte, daß unter der Beschleunigung dringender Sachen die Pünktlichkeit im Betrieb der laufenden Geschäfte nicht leiden dürfe: „welches auch füglich vermieden werden kann, wenn nur die Geheimen Finanzräte sowohl als die Sekretarien besser und flinker wie bisher arbeiten und erstere nicht glauben, daß sie nur zum Ansehen da sind“.

Maria Theresia hat in dieser Zeit den Unterschied der preußischen und der österreichischen Verwaltung dahin umschrieben, daß in Preußen jeder Wink des Königs nicht nur befolgt, sondern allsogleich befolgt werde, während bei den in Oesterreich bestehenden Einrichtungen alles, wenn überhaupt, so doch gewiß nur mit ungeheurem Zeitverluste zu stande komme. Wie oft hat König Friedrich diese vielbewunderte preußische Pünktlichkeit des Gehorsams seinen Behörden, wenn sie sich ihr entwöhnen zu wollen schienen, wieder eingeschärft! Und wie er selbst die Kunst, schnell gehört und bedient zu werden, übte, so forderte er sie auch von einem jeden unter den Seinen, der überhaupt zu befehlen hatte. Mit dem Befehlen allein sei es nicht gethan, prägt er dem General-

direktorium ein; die Minister sollen sich nicht damit begnügen, etwa ein Reskript an die Kammer ergehen zu lassen, sie müssen sich selbst darum bekümmern, ob auch dem Befohlenen nachgelebt werde; sie sollen sich „von ihrer großen Nonchalance darunter einmal ermuntern und mehr Vigilance haben“. Die Vorgesetzten der Kammern sollen an ihrem Teile desgleichen thun: „Es ist ganz und gar nicht genug, etwas anzugeben oder zu befehlen, sondern es muß auch darauf gesehen und mit vieler Attention darauf gehalten werden, daß das Anbefohlene prompt exequieret werde;“ „dazu habe Ich Euch“, erklärt der König, „Autorité genug gegeben.“ Seine Diener und Bevollmächtigten sollen gleichsam allgegenwärtig sein, ganz wie er in Bezug auf sich selbst während eines Aufenthaltes in Königsberg nach Berlin schreibt, das Generaldirektorium könne versichert sein, daß er die vorkommenden Sachen ebenso auf der Reise, wie zu Hause attendieren werde.

Die Kriegs- und Domänenkammern, auf die sich die stete und strenge Ueberwachung durch die oberste Verwaltungsbehörde zunächst erstrecken sollte, waren, wie diese selbst, Schöpfungen des großen Reformjahres 1723. Auch hier hatte es gegolten, den Dualismus der älteren Verwaltung zu verdrängen. Die Kriegs- und Domänenkammer war die gemeinsame Fortsetzerin des Kommissariats und der Amtskammer, d. h. des Steuerhofes und der Domänenbehörde der Provinz. In kleinerem Maßstabe war die Kammer ein Abbild der Verfassung des Generaldirektoriums. Wie dem König die dirigierenden Minister oder Vizepräsidenten, so standen dem Kammerpräsidenten Direktoren als Abteilungsleiter zur Seite, während den Geheimen Finanzräten der Zentralbehörde hier in der Provinz die Kriegs- und Domänenräte entsprachen. Auch hier war der Wirkungskreis der Abteilungen örtlich abgegrenzt, indem die eine das Steuerwesen in den Städten, die andere das wesentlich verschiedene des platten Landes samt der Domänenverwaltung unter sich hatte; auch hier aber wurde in der Abteilung jegliche Entscheidung nur vorbereitet, gefällt nur von dem vollen Kollegium.

Auch die Kammern erhielten 1748 neue Dienstordnungen. Allmonatlich hatten sie über den Zustand ihrer Provinz einen Bericht unmittelbar an den König abzustatten; dadurch und durch eine mitunter ziemlich ausgedehnte Immediatkorrespondenz über den oder jenen ihm besonders am Herzen liegenden Gegenstand blieb er auch mit den Provinzialbehörden in steter Berührung; ja infolge seiner Reisen gestaltete sich sein Verkehr mit diesen Instanzen fast persönlicher, als mit den nur ausnahmsweise zum mündlichen Vortrag beschiedenen Ministern in Berlin. Mit der Besichtigung der Truppen, der nächsten Veranlassung dieser Reisen, verband sich eine Musterung des Beamtenheeres. Noch sind die statistischen Uebersichten vorhanden, die in kleinen Lederbänden für den Monarchen zusammengestellt wurden und ihn in die Provinzen begleiteten: nebeneinandergedrängt finden sich die Rechnungsabschlüsse der Staats- und Provinzialkassen, Zahlen über die Bewegung der Bevölkerung und ihre Verteilung nach Berufen, Erhebungen über den Viehbestand, ein Behördenschematismus, Beamtenverzeichnisse u. s. w. Von diesen allgemeinen Grundlagen aus drang der erlauchte Reisende an Ort und Stelle forschend und prüfend in das Genauere,

bis in das Kleinste vor. Einer Kammer, der er seinen demnächstigen Besuch ankündigt, übersendet er gleichzeitig einen Fragebogen mit mehr als hundert verschiedenen Punkten und gibt ihr auf, sich über diese Dinge „vorhero gehörig zu präparieren", damit, wenn Aktenauszüge oder sonstige Angaben gefordert werden, „solche im Moment bei der Hand sein und nicht allererst aufgesuchet und beigebracht werden dürfen"; alle Mitglieder der Kammer sollen im stande sein, im Bereiche ihres Dezernats dem Könige, falls er an den einen oder den andern das Wort richten wird, „von Allem prompte und accurate Antwort zu geben". So vermehrte er fort und fort seinen Vorrat an Ortskenntnissen und Sachverständnis und war nach jeder neuen Reise noch befähigter, an den Berichten und Vorschlägen aus der Provinz die scharfe Kritik zu üben, die in dem herkömmlichen polternden Kabinetsstil durch seine Antworten hindurchgeht. Der Halberstädter Kammerpräsident von Ribbeck erhält auf einen Bericht die Versicherung, „daß Ich nicht leicht einen vagueren, schlechteren und übelschließenden Bericht gelesen habe"; auch sein Nachfolger muß sich sagen lassen, daß sein Bericht „weder gehauen noch gestochen" sei. Die kurmärkische Kammer bekommt zu hören, Se. Königliche Majestät müßten von ihrem neuesten Berichte urteilen, „daß derselbe von faulen Leuten, die nicht gerne arbeiten wollen, gefertigt worden, und die, wenn man ihnen Arbeit weiset, solcher aus dem Wege gehen". Derselben Kammer äußert der König sein Befremden, daß sie die ihr zur Begutachtung übergebenen Beschwerden der Unterthanen regelmäßig als unbegründet bezeichne; das komme ihm „sehr problématique" vor und er könne nicht anders urteilen, „als daß es nicht allemal mit denenjenigen, so die Sachen untersuchen, so ganz richtig sei". Noch ein andermal stellt er dem kurmärkischen Kammerpräsidenten „ein weitläuftiges Projekt von einer soliden Verbesserung in ökonomischen Dingen, so Ich selbst angemerkt habe" in Aussicht, „daraus Ihr ersehen werdet, daß weder Ihr noch Eure unterhabenden Krieges-Räte die Churmark recht kennen".

Anklagen dieser Natur waren in der Regel nicht ohne eine konkrete persönliche Beziehung, denn des Königs Personenkenntnis stand hinter seinem sachlichen Urteil nicht zurück. Es kam wohl vor, daß er die Namen vergaß oder durcheinander warf — den Gesandten Hoffmann in Warschau nennt er in Verwechslung mit dem Vertreter am Regensburger Reichstage beharrlich Pollmann — aber die Persönlichkeiten pflegten ihm bestimmt und lebendig vor Augen zu stehen. „Zwischen Liegnitz und Schweidnitz befindet sich ein Landrat, dessen Name Mir entfallen und welchen Ich deshalb nicht anders, als daß er von großer Statur und schwarzen Haaren ist, kenntlich machen kann;" da dem König dieser Anonymus nach den im Gespräch gewonnenen Eindrücken zur Berufung in das Generaldirektorium wohlgeeignet erscheint, so soll die vorgesetzte Behörde in Breslau ihn ausfindig machen und über seine anscheinenden Finanzkenntnisse näheren Bericht erstatten. Nicht selten erfolgen Personalveränderungen, Beförderungen und Versetzungen lediglich aus der königlichen Initiative heraus; andererseits werden manche von den Vorgesetzten ausgehenden Empfehlungen und Anträge mit sehr entschiedener persönlicher Begründung abgelehnt. Zwei von einem Kammerpräsidenten zum Einrücken in eine offene Stelle vor-

geschlagene jüngere Mitglieder des Kollegiums verdienen nach des Königs Dafürhalten „einige Zulage nicht", sind vielmehr kaum wert, im Dienst behalten zu werden: „Ersterer ist ein halber Spitzbube in Bausachen; der andere ist der faulste, eingebildetste, verdrießlichste und difficilste Mensch, den man finden kann." Ein ihm für eine diplomatische Rundreise an die kleinen deutschen Höfe als geeignet bezeichneter Quedlinburger Stiftshauptmann erhält das Zeugnis: „Schellersheim ist ein obscurer, verdrießlicher Mensch, der sich dazu gar nicht schickt." Ein zur Beförderung vorgeschlagener neumärkischer Beamter hat das Unglück, dem Gebieter als Kronprinzen in der Küstriner Festungszeit bekannt geworden zu sein; trocken schreibt der König, ohne eine positive Entscheidung zu geben, an den Rand des ihm eingereichten Berichtes: „Ich habe Gröben vor Jahren gekannt; damals war es ein Erznarr, was er nun ist, das weiß ich nicht." Neuernannten Kammerpräsidenten vermag er wohl von den Untergebenen, mit denen sie zu thun haben werden, eine vollständige Charakteristik zu geben: über den magdeburgischen Kammerdirektor Boden, den Sohn des Ministers, berichtet der Präsident Schlabrendorff im ersten Jahre seiner Amtsthätigkeit (1754): „Er ist so beschaffen, als Ew. Königliche Majestät ihn mir selbst charakterisieret und der verstorbene Präsident ihn auch beschrieben, nämlich zum Guten ganz untauglich und unbrauchbar, sonst aber reich an Hochmut, Malice und Intrigues, daher seine Abwesenheit dem Collegio allemal nützlicher als seine Anwesenheit" — ein Beispiel der „faulen und idioten Kriegsräte", deren es, wie der König in wohl ungerechter Verallgemeinerung klagte, leider in allen Kammern die Menge gebe. Die unzureichenden Leistungen der in den ersten Zeiten nach dem Dresdener Frieden besonders häufig von ihm gescholtenen Berliner Kammer führt Friedrich in vertraulichem Schreiben an den Minister Boden (5. April 1747), unmittelbar nach der Entfernung des schwachen Vorgängers aus dem märkisch-magdeburgischen Departement, auf den Mangel an erfahrenen und geschickten Kriegsräten zurück; die meisten Mitglieder seien junge Leute; der neue Minister soll also dafür sorgen, daß man für die Kammer „ein Paar geschickte Leute von offenem Kopf, Verstand und Redlichkeit" gewinne, „die vor allen Dingen die Oekonomie sowohl im Großen wie im Kleinen von Grund aus verstehen, und welche selbst verschiedene Jahre hindurch Aemter gepachtet und große Wirtschaften geführt haben"; von den jetzigen Mitgliedern würden dann einige an andere Kammern zu versetzen sein, „wo sie eher getragen werden können". Im ganzen aber war der König gegen Versetzungen der Verwaltungsbeamten; tüchtige Männer, die sich in die örtlichen Verhältnisse hineingearbeitet, hineingelebt hatten, ließ er am liebsten da, wo sie waren; den Antrag eines Kammerpräsidenten auf Berufung einer bestimmten Persönlichkeit wies er einmal mit dem Bedeuten zurück, man könne doch nicht alle tüchtigen Räte aus einer Kammer in eine andere versetzen, wo sie vom Lande und dessen Zuständen nichts wüßten.

Bei allem Gewicht, das auf die praktische Tüchtigkeit und Erfahrung gelegt wurde, mehrte sich doch fort und fort in den Verwaltungskörpern die Zahl der auch theoretisch vorbereiteten Beamten. Die Königsberger Kammer zählte 1754 unter zwölf Räten sieben studierte; es waren die jüngeren unter den zwi-

schen den Altersgrenzen von 31 und 65 Jahren stehenden Mitgliedern. Aus der Subalternkarriere waren zwei emporgestiegen. Ein Rat war Domänenpächter, ein anderer Landrat gewesen, einer endlich Ingenieur — der Baurat. Schon seit den Verwaltungsreformen der vorigen Regierung waren den Kammern zur Erziehung für den praktischen Dienst Auskultatoren zugeteilt, die sich über kameralistische Universitätsstudien ausweisen mußten; hatte doch zu diesem Zwecke der sonst für die Aufgaben des höheren Unterrichts so verständnislose Friedrich Wilhelm an den Landesuniversitäten die ersten Lehrstühle der Nationalökonomie errichtet. König Friedrich, hinter dem ja seine eigenen Auskultatorzeiten noch nicht allzuweit zurücklagen, bestimmte jetzt (1748), daß Präsident und Direktoren der Kammer für die Ausbildung der jungen Leute eine Instruktion ausarbeiteten; vornehmlich soll der Neuling lernen: „ein gut Protokoll führen, Konzepte abfassen, Akten-Extrakte machen, Anschläge verfertigen, Inventarien, Vieh und Wirtschaftsgerät taxieren, Rechnungen formieren und abnehmen“. Indem der König derselben neumärkischen Kammer, bei der er selbst seine Schule durchlaufen hatte, einen jungen, ihm persönlich bekannten und anscheinend für die Kammerverwaltung veranlagten Herrn von Sydow als Auskultator zuweist, zeichnet er dem Präsidenten von Löben den Bildungsgang dieses Zöglings genau vor: er muß zunächst die Landwirtschaft und das Pachtwesen gründlich kennen lernen; zu dem Behuf soll ihn der Präsident auf die Domänenämter schicken, deren Pächter als die besten Wirte bekannt sind, und ihn auf jedem Amte zwei oder mehr Monate bleiben lassen; dann erst hat die Arbeit bei der Kammer selbst zu beginnen; der Präsident soll ihm alles „bestmöglichst beibringen“, ihn zu allem heranziehen, ihn „recht ausarbeiten“, ihn „in nichts schonen, sondern in allen Stücken dergestalt arbeiten lassen, als ob es ein Mensch von gemeiner Herkunft wäre“. Wie über seine Räte, so mußte der Kammerpräsident auch über diese angehenden Beamten dem Könige in Konduitenlisten Bericht erstatten; von dem einen seiner beiden Auskultatoren, einem Grafen, sagt der neumärkische Präsident 1754: „Er fängt an solider zu werden“; von dem andern: „Er ist nicht ungeschickt, muß aber scharf gehalten werden, daß er seinen Dienst accurat verrichtet.“

Keineswegs war es übrigens bei der Pflege dieser Auskultatoren-Pflanzschule die Absicht des Königs, den Subalternbeamten den Zutritt zu der höheren Laufbahn zu versperren. Noch trennte keine unüberbrückbare Kluft das Beamtentum in zwei Kasten; die gelehrte Vorbildung, die von dem Richter bereits jetzt unnachsichtlich gefordert wurde, ließ sich bei dem Kameralisten durch andere Vorzüge aufwiegen. Ausdrücklich wurde in den Kammerinstruktionen von 1748 den Sekretären die Aussicht offen gehalten, bei Geschicklichkeit, guter Führung und Fleiß zu den Ratsstellen aufzurücken, weil die „gemeiniglich die besten Leute werden, so von unten auf dienen“. Vorbedingung bei dieser weitherzigeren Uebung war, daß das Einkauf- und Anwartschaftsunwesen ausgerottet wurde, welches der Verwaltung Friedrich Wilhelms I. als dunkler Flecken angehaftet hatte. Die Schwäche für seine geliebten langen Kerls hatte den Monarchen auf den Gedanken gebracht, die Einkünfte der für die Werbungskosten seines großen Regiments bestimmten Rekrutenkasse dadurch aufzubessern, daß er für die Ver-

leihung von Aemtern oder auch nur Anwartschaften sich statt der herkömmlichen feststehenden Chargenjura oder Anstellungsgebühren jetzt größere, nach Uebereinkunft zu bemessende Geldzahlungen leisten ließ. Oft hatten bei der unersättlichen Gier der Rekrutenkasse die Bewerber um einen Posten sich förmlich überboten. Preußen war auf dem besten Wege, zu der schnöden Käuflichkeit der Aemter, die in Frankreich seit Jahrhunderten im Schwange ging, zu gelangen; Cocceji glaubte in der Folge, wohl etwas ins Schwarze malend, als Wirkung der bedenklichen Neuerung feststellen zu können, daß sich unter Friedrich Wilhelm I. niemand mehr auf solide Wissenschaft habe legen wollen. Dem Nachfolger war dieser Aemterschacher ein Greuel. Ohne weiteres hob er alle von seinem Vater erteilten Anwartschaften auf und zog es vor, bei der Erledigung einer vorgemerkten Stelle einem ungeeigneten Anwärter das hinterlegte Einkaufsgeld zurückzahlen zu lassen. Als ihm während des Feldzuges von 1745 das Generaldirektorium gleichwohl ein auf Grund einer Anwartschaft ausgefertigtes Anstellungspatent zur Unterschrift vorzulegen wagte, bedrohte er aus seinem böhmischen Lager in hellem Zorn die Minister im Wiederholungsfall mit einer Geldstrafe von 100 Dukaten für jeden von ihnen. Am liebsten hätte er es gesehen, wenn das Beamtentum sich ganz aus sich selbst heraus ergänzt hätte. Ein Rundschreiben des Generaldirektoriums an sämtliche Kammern vom 26. Dezember 1746 gab ihnen des Königs Grundsatz und entschiedenen Wunsch zu erkennen, die Söhne der Kriegs- und Domänenräte und die Söhne der Sekretäre, Registratoren und Kanzlisten bei vorhandener Anlage und Fähigkeit, tadelloser Aufführung und guter Erziehung und Ausbildung zu dem Berufe der Väter heranzuziehen; der König hoffe so, „eine gute Baumschule von geschickten und von Jugend auf zu ihrem Metier angeführten Leuten zu bekommen", und setze voraus, daß seine Beamten sich um so mehr Mühe geben würden, „ihren Söhnen gute Edukation und rechtschaffene Sentiments beizubringen". Von einer Vererbung der einzelnen Stelle vom Vater auf den Sohn war dabei, wie ausdrücklich betont wurde, nicht die Rede. Auch war der Staatsdienst noch nicht so überfüllt, daß das den Beamtenkindern eingeräumte Vorzugsrecht eine Ausschließung anderer geeigneter Bewerber bedeutet hätte. Im Grunde erkannte der König mit seiner Kundgebung nur einen Zustand an, der in den Verwaltungen der ständischen Libertät sich ganz von selbst verstand; daß solche Inzucht die Gefahr der Verknöcherung erhöhen mußte, der jede Bureaukratie ohnehin ausgesetzt ist, ward bei der Aufstellung jenes Grundsatzes nicht in Erwägung gezogen.

Das meiste hing doch von der Wahl geeigneter Persönlichkeiten für die Präsidentenstellen ab. Mit keinem Gleichgestellten zur Seite, hatte der Kammerpräsident in seinem Amtsbereiche mehr Einfluß und Verantwortung, als die Minister vom Generaldirektorium in dem ihren. König Friedrich hat es 1752 als zweckmäßig bezeichnet, verabschiedete Stabsoffiziere in diese wichtigen Stellungen zu bringen, indem er mit der zwei Jahre zuvor erfolgten Ernennung des Oberstlieutenants Joachim Ewald von Massow zum Präsidenten der Königsberger Kammer einen sehr glücklichen Griff gethan zu haben glaubte. Ja auch bei der Wiederbesetzung erledigter Ratsstellen in den Kammerkollegien beabsichtigte er damals, verdienten Offizieren allemal vor anderen den Vorzug zu geben,

und machte den Minister Blumenthal, als dieser 1755 einen Neffen für den Kameraldienst anmeldete, von vornherein auf diesen seinen Vorsatz aufmerksam. In der Regel fiel doch nach wie vor seine Wahl wenigstens für die Präsidentenstellen auf Männer aus dem Verwaltungsdienst, die dann fast ausnahmslos dem Adel angehörten, wie es ganz abgesehen von dem Herkommen schon mit Rücksicht auf ihre Stellung zu den ausschließlich adelichen Landräten und Kreisständen angezeigt erschien. Dieselben Gründe, die für die Aufnahme von Offizieren in die leitenden Verwaltungsämter sprachen, ließen den König diese im praktischen Leben bewährten, an bestimmtes und bestimmendes Auftreten gewöhnten Landräte als Anwärter auf die Präsidentenstellen betrachten; jeden Landrat sah er darauf an, ob dereinst ein Kammerpräsident aus ihm hervorgehen könne. Ein neuer Präsident hat wohl meistens seine besonderen Verhaltungsmaßregeln aus dem Munde des Königs erhalten; auch mußte gelegentlich vor Antritt der Präsidentenstellung noch eine Art Unterrichtskursus im Generaldirektorium durchgemacht werden. Jenen für die Behandlung der Minister angenommenen Grundsatz, Entlassungen möglichst zu vermeiden, hat Friedrich auf die Präsidenten und Direktoren der Kammern nicht ausgedehnt; mehr als einer von ihnen hat wegen Unzulänglichkeit seiner Leistungen vom Platze weichen müssen. Offenbar sagte sich der König, daß in der Provinz Nachlässigkeiten leichter unbemerkt durchschlüpfen konnten, als unter seinen Augen in der Hauptstadt, und litt deshalb dort in den maßgebenden Stellungen nur die, welche sich sein unbedingtes Vertrauen zu erhalten vermochten; es kam hinzu, daß er der Meinung war, die Arbeitslast des Generaldirektoriums sei eine mäßige, die der Kammern dagegen eine sehr starke. Friedrichs Abrechnung mit den ungeeigneten Kammerpräsidenten begann nach dem ersten Kriege und wurde nach dem zweiten fortgesetzt. Im Juli 1742 wurde der Präsident der pommerschen Kammer, Philipp Otto von Grumbkow, ein Bruder des Feldmarschalls, in der Form beseitigt, daß er von aller Arbeit bei der Kammer „ganz und gar dispensieret“ wurde; aus Schonung blieb ihm noch der unschädliche Ehrenvorsitz im Landesjustizkollegium. Dagegen büßte 1748 der kurmärkische Präsident die oft gerügten Sünden seiner Kammer mit gänzlicher Entlassung. Der Küstriner Präsident, Valentin von Massow, kam Anfang 1746 lediglich aus Rücksicht auf seine Familie mit einer Versetzung nach Minden davon, doch wurde ihm sehr nachdrücklich die allerhöchste Unzufriedenheit ausgesprochen: „da Ihr bei der Euch bisher untergeben gewesenen Kammer nicht das Geringste in Ordnung gebracht, sondern vielmehr die alten seit geraumer Zeit schon daselbst gewesenen Unordnungen mit neuen gehäufet habt.“ In Königsberg ward es ungefähr gleichzeitig dem Direktor Kellner zum Verhängnis, daß er, nach der Beförderung des Präsidenten Blumenthal zum Minister im Generaldirektorium, vorübergehend die Kammer leiten mußte. Kaum mit einem seiner Berichte ist der König zufrieden. Bald wird ihm sein „elegiaquer Styl“ verwiesen, bald wird er bedeutet, daß für die Saumseligkeiten seiner Kriegsräte und Kreiseinnehmer, auf die er alle Schuld abwälzen möchte, ganz allein er selbst verantwortlich ist; das Maß kommt zum Ueberlaufen, als der Unglückliche ein langatmiges Entschuldigungsschreiben statt mit der Post durch einen Kurier schickt und der König nun, auf

eine besonders wichtige Nachricht gespannt, nichts findet „als schlechte und unanständige Klagden und Querelen, dergleichen Ihr wohl an eine alte Frau schreiben könnt; Mich aber damit zu behelligen und so kindische und unüberlegte Ausdrücke, als darinnen enthalten sind, zu gebrauchen, hättet Ihr vernünftiger Weise wohl Anstand nehmen können". Die Wirkung ist, daß der König dem vorgesetzten Minister eröffnet, er müsse aus Kellners „besonderer Einfalt und ungewöhnlicher und wunderbarer Schreibart" fast urteilen, „daß dieser Mann das Unglück habe, in eine Haupt-Schwachheit verfallen zu sein"; es erfolgt dann die Verabschiedung.

Durch vier Entlassungen in so schneller Folge war der „alte Sauerteig" aus den oberen Schichten der Provinzialverwaltung allerdings gründlich ausgekehrt. In der Wahl des Ersatzes ist König Friedrich damals recht glücklich gewesen; die Kammerpräsidenten der nächsten Periode erfreuten sich fast sämtlich der so schwer zu verdienenden Zufriedenheit ihres strengen Gebieters: ein Aschersleben in Pommern, unter dessen Verwaltung die wirtschaftliche Lage der verarmten Provinz sich sichtbar zu heben begann; Wichard von Platen in Magdeburg, der Nachfolger des zum Minister beförderten Präsidenten von Katt, von dem Könige gelegentlich als der tüchtigste unter den Kammerpräsidenten bezeichnet, und wiederum Platens Nachfolger Schlabrendorff, dem sich demnächst in Schlesien ein noch bedeutenderer Wirkungskreis eröffnete; auch Rothenburg in Küstrin und Gröben an der Spitze der bisher so oft gescholtenen kurmärkischen Kammer; endlich jener Oberstlieutenant von Massow, der, in Königsberg trefflich bewährt, in Schlesien später nur durch die Umtriebe unwürdiger Gegner zu Falle kam.

Innerhalb der Kammerkollegien wurde die Verantwortlichkeit des einzelnen Mitgliedes dadurch erhöht, daß jedem der Räte ein bestimmtes, lokal geschlossenes Gebiet zugeteilt war, in welchem er als „Departementsrat" sowohl für den Zustand der Domänenämter einzustehen als in den Städten die Thätigkeit der königlichen Aufsichtsbeamten, der Ortskommissare oder Steuerräte, zu überwachen hatte.

Die Steuerräte waren den Kammern als außerordentliche oder auswärtige Mitglieder zugeteilt; ebenso die ihnen in entfernter Aehnlichkeit entsprechenden Aufsichtsbeamten der Landkreise, die Landräte. Letztere erhielten 1743 in den meisten Provinzen Sitz und Stimme in den Kammern mit dem Range unmittelbar hinter dem Präsidenten, ohne daß ihnen damit eine Verpflichtung auferlegt worden wäre; doch wurde denen, die alljährlich mindestens vier bis sechs Wochen an den Sitzungen sich beteiligen würden, die Aussicht auf „importantere Chargen", d. h. auf Präsidentenstellen, eröffnet. In festerer Beziehung zu den Kammern als die ihrem Ursprung nach ritterschaftlich-ständischen Landräte, galten die Steuerräte in ihrem Amtsbezirke, der im Durchschnitt die Städte zweier landrätlicher Kreise umfaßte, nicht als eine für sich bestehende Instanz, sondern lediglich als ständige Kommissare, als Deputierte der Kammer; ihnen war für das Jahr mindestens vierwöchentliche Beteiligung an den Kammersitzungen zur Pflicht gemacht.

Mit den Landräten und Steuerräten erreichte die Bureaukratie des Staates in Stadt und Land die Sphäre der Lokalverwaltung.

Den Dualismus zwischen Stadt und Land hatte die absolute Monarchie von der ständischen Staats- und Gesellschaftsordnung des ausgehenden Mittelalters als Erbschaft übernommen. Allerdings, die Zeiten waren dahin, da Ritter und Bürger miteinander um die Spolien der Staatsgewalt rangen, nur darin einig, die Macht des Landesherren in immer engere Grenzen einzuzwängen und seiner Hand, wie unter Joachim II. gesagt worden ist, den Strick zu entwinden. Längst hatten sich die einen wie die andern die politische Unterordnung gefallen lassen müssen. Aber die soziale und wirtschaftliche Scheidewand türmte sich ganz wie ehedem zwischen ihnen auf, ja die administrativen, finanziellen, militärischen Neueinrichtungen des absoluten Staates hatten in Preußen den Zwiespalt der Gesellschaftsordnung noch verstärkt. Als gesonderte Verwaltungskörper standen in diesem Staate die Städte außerhalb der Kreisverbände, außerhalb des ländlichen Steuersystems, bis zu gewissem Grade auch außerhalb der gemeinen Wehrverfassung.

Zu ihrer ehemaligen politischen Bedeutung hatten die Städte in jüngster Zeit auch die Unabhängkeit der Verwaltung eingebüßt. Nach Lage der Dinge ihnen selbst zum Heil. Alles Gemeinsinnes bar und aller Haushaltungskunst entfremdet, hatte allzu lange überall die Oligarchie eines kleinen Kreises ratsfähiger Familien ein willkürliches, eigennütziges, verschwenderisches Regiment geführt; das Stadtgut schien nur zu Nutz und Frommen der Vetterschaft da zu sein.

So konnte der Beifall des von dieser entarteten Selbstverwaltung ganz ausgeschlossenen Kleinbürgertums ihm nicht fehlen, als Friedrich Wilhelm I. die übel hergebrachten Privilegien des herrschenden Patriziats beseitigte, das Kooptationsrecht der Magistrate in ein Vorschlagsrecht verwandelte, die Gerichts-, Polizei- und Finanzverwaltung, vor allem das Schuldenwesen der Städte staatlicher Kontrolle unterwarf. Aus einem zunächst lediglich zur Abnahme des Staatssteuerbeitrages der Städte bestimmten Organ erwuchs im Zusammenhange dieser Städtereform der Steuerrat zu jener Aufsichtsinstanz über der gesamten Stadtverwaltung. Erst durch die strenge Zucht, in die sie genommen wurden, ward wieder Ordnungssinn, Gemeingefühl, Bürgertugend in den Kommunen geweckt; es war nicht zu verkennen, daß von den Städten eines steuerrätlichen Bezirkes regelmäßig diejenige der besten Verwaltung und Ordnung sich erfreute, in welcher der Steuerrat seinen Wohnsitz genommen hatte.

Nicht infolge eines großen einheitlichen Gesetzgebungsaktes, sondern durch viele in gleicher Richtung erlassene Einzelverfügungen und durch die Thätigkeit örtlicher Untersuchungskommissionen war beim Uebergang der Regierung auf Friedrich II. der Boden so weit nivelliert, daß nunmehr in einigen für alle Städte der Monarchie bindenden, allgemeinen Verordnungen an die Herstellung formaler Uebereinstimmung herangegangen werden konnte. In der Sache übernahm Friedrich die Städtereform von seinem Vater als ein fertiges Werk und durfte mithin seine Fürsorge für die Städte, wie wir noch sehen wollen, fast ausschließlich auf die Förderung ihrer gewerblichen und Handelsinteressen lenken.

Doch achtete der König unablässig darauf, daß die Tyrannei der Stadtväter nicht in irgend einer Form wieder auflebe. Er habe beobachtet, schreibt er 1749 dem Generaldirektorium, daß namentlich in den kleinen Städten die geringen und armen Bürger „über die kleinsten Bagatelles, Plaudereien und Weiberklatschereien" von den Bürgermeistern und Magistratspersonen schikaniert und mißhandelt würden und schließlich aus Verdruß darüber den Wohnort wechselten; es sollte deshalb den Steuerräten eingeschärft werden, solche Uebergriffe der Magistrate nicht zuzulassen; namentlich auch zu verhindern, daß den kleinen Leuten nicht „wegen etwas Gut und Weide vor ihr Vieh, Austreibung der Gänse und dergleichen Kleinigkeiten" Schikanen in den Weg gelegt würden.

Bei der großen Macht, die in der Stadt in die Hände des Steuerrates gegeben war, wollte der König die Auswahl dieser Beamten mit Sorgfalt getroffen sehen. Indem er einem ihm vorgelegten Anstellungspatent seine Unterschrift verweigert, erklärt er dem Generaldirektorium am 19. Oktober 1748, er wolle als Steuerräte nicht mehr „so schlechte Subjecta, als bisher hin und wieder dazu bestellet worden"; es sollen nur noch solche vorgeschlagen werden, „die von sehr gutem Kopf, Verstand und Conduite seien, und die dabei in Accise-, Commercien- und Fabriquensachen bereits eine gute Einsicht, Erkenntniß und Routine haben". Was er an den Steuerräten noch vielfach vermißte oder tadelte, läßt die Anweisung ersehen, die er das Jahr darauf den Kammerpräsidenten für Anlegung von Conduitenlisten erteilte. „Er ist," so wird da der abschreckende Typus des schlechten Commissarius loci ausgemalt, „impertinent gegen den Bürger; er spielet den Minister, er tractieret alle Sachen en bagatelle und erniedrigt sich kaum mit dem Bürgermeister, Ratmannen und Bürgern, mit welchen er doch zu sprechen hat, umzugehen; er lässet sich seine Relationes, die er doch ex officio erstatten sollte, von denen Particuliers bezahlen und arbeitet solche aus, wie er davor gelohnet wird. Wenn er von einer Stadt zur anderen reiset, hat er einen Train bei sich, daß man ihn vor einen Feldmarschall ansehen sollte. Er suchet nur darauf, daß er ein gutes Quartier in denen Städten, wohin er kommt, hat, und daß er von dem Magistrat daselbst tractieret werde, alsdann ist alles gut in der Stadt."

Infolge der gleichmäßigen Unterordnung unter die im Steuerrat verkörperte Staatsgewalt verwischte sich bereits der alte Unterschied zwischen Mediat- und Immediatstädten. Wie die Justizreform dem bevorzugten Gerichtsstande der Immediatstädte in der Sache ein Ende gemacht, so war eben auch für ihre administrative, finanzielle und polizeiliche Selbständigkeit die Zeit vorbei. Nur darin erhielt sich die Erinnerung an die alten Zustände, daß die Mediatstädte, sowohl die ritterschaftlichen wie die zur königlichen Domäne gehörenden, steuerpolitisch innerhalb der Verfassung des platten Landes blieben, indem von der staatlichen wie kommunalen Finanzlast des Kreises nach der alten Quotisation ein Teil immer noch von den Mediatstädten getragen wurde, was seit der Verstaatlichung des städtischen Steuerwesens allerdings meist auf dem Wege einer Verrechnung zwischen den Staatskassen und den Kreiskassen geschah. Der völligen administrativen Abhängigkeit dieser Städte entsprach es, daß sie auf den Kreistagen nur durch den staatlichen Aufsichtsbeamten, den Steuerrat, ver-

treten wurden, während den Magistraten der Immediatstädte, sofern sie Dörfer im Kreise besaßen, neben dieser Vertretung durch den Steuerrat ihr bestrittener Anspruch auf einen Sitz in der Kreisversammlung durch König Friedrich 1756 ausdrücklich anerkannt wurde.

In etwas festerem Zusammenhange mit dem Kreise befanden sich die Domänenämter, denn ihre Steuerverfassung war durchaus die des Gesamtkreises. Im übrigen aber stand der Amtmann der königlichen Domäne unmittelbar unter der Kammer, dem Landrat des Kreises viel mehr gleichgestellt, als untergeordnet.

Der Domanialbesitz des Staates war sehr ausgedehnt. Von den 373 Aemtern entfielen die meisten, 125, auf Preußen; in der Kurmark zählte man 66, in Pommern und im Fürstentum Halberstadt je 34, im Herzogtum Magdeburg 33. Die Staatsgüter in den beiden letztern Provinzen, bei ihrem fetten Boden von großer Bedeutung, waren zum großen Teil von Friedrich Wilhelm I. erworben; er hatte das Generaldirektorium angewiesen, alle zwei bis drei Jahre im Magdeburgischen ein Gut im Werte von 100—150000 Thalern zu kaufen. Für die Verpachtung war man unter seiner Regierung von der eine Zeitlang bevorzugten Erbpacht allgemein zu der Zeitpacht zurückgekehrt. Der Kontrakt wurde auf sechs oder zwölf Jahre abgeschlossen, seit 1753 ausschließlich auf die kürzere Frist. Die Pacht war eine Generalpacht, d. h. der Pächter übernahm das Hauptamt mit sämtlichen Vorwerken, um dann nach Ermessen Unterpächter anzusetzen; doch erklärte König Friedrich 1753, diese Unterverpachtung künftig nicht mehr dulden zu wollen; würde ein Amt dem Generalpächter zu selbständiger Bewirtschaftung zu groß sein, so sollte die Kammer ohne jenes Vermittlung selbst Unterpächter annehmen. Der weitere Schritt war, daß man wieder wie in den Zeiten Friedrichs I. und des Kammerrats Luben von Wulffen Vorwerke zu zerteilen und in kolonisatorischem Sinne an kleine Erbpächter auszugeben begann. Der Generalpächter hieß Amtmann, weil er in der That im Bereiche der königlichen Domäne ein landesherrlicher Beamter war, sowohl für die Justizpflege, wie für die Erhebung der dem Staate als Grundeigentümer zustehenden Domanialgefälle, als Grundzinsen der Amtsbauern, Ablösungsgelder und sonstiger Leistungen. Er bezog dafür eine Besoldung, die sich in der Kurmark zu dieser Zeit je nach der Größe des Amtes zwischen 30 und 380 Thalern bewegte.

Für die Festsetzung der Pachtbedingungen im einzelnen stellte der König Ende 1747 eine Reihe von Grundsätzen auf, die dann das nächste Jahr in den neuen Dienstordnungen für das Generaldirektorium und die Kammern wiederholt wurden. Auch hier vermißt man die fiskalische Engherzigkeit der früheren Zeit. Wenn die alte Instruktion vorschrieb, daß in den Pachtkontrakten nichts bewilligt werden dürfe, „als was ohne Sr. Königl. Majestät Schaden prästieret werden kann", so setzte König Friedrich bezeichnend hinzu: „und anderer Leute Schaden". Bei Neuabschluß eines Kontraktes nach Ablauf der Pachtperiode sollte Steigerung nur da statthaben, wo sich ein „reelles und solides" Plus in Anschlag bringen ließ, keines, das durch Beschwerung der Amtsbauern und Erhöhung ihrer Lasten erzielt wurde. Pachtlustige, die den bisherigen Pächter

über den von den Kammern angefertigten neuen Pachtanschlag hinaus überbieten wollten, hatten bis ins einzelnste den Nachweis zu führen, woher sie den Ueberschuß zu entnehmen gedächten, oder sollten als windige Leute abgewiesen werden. Aber der Vorzugsanspruch des alten Pächters sollte mit nichten ein unbedingter sein. Erklärte er sich mit einer Steigerung einverstanden, so mußte er sich noch ein Verhör seiner sämtlichen Bauern gefallen lassen: „ob auch der Beamte in den abgelaufenen Pachtjahren ihnen zu hart gefallen, oder ob er mit ihnen christlich umgegangen, ihnen in Notfällen mögliche Hülfe geleistet und dergestalten auf ihre Conservation bedacht gewesen sei". Wer in diesem Verhör als „eigennütziger Bauernplacker" bestand, sollte, ob immer ein ordentlicher Wirt und guter Bezahler, die Verlängerung seines Vertrages verwirkt haben.

Nachlaß an ihrem Pachtschilling durften die Amtleute nur in außerordentlichen Notfällen, bei großem Viehsterben, allgemeinem Mißwachs oder in Kriegsläuften erwarten. Die Baukosten auf den Aemtern für Neubauten wie für Ausbesserungen trug der Fiskus. Hier wollte der König keine unzeitige Sparsamkeit: „Es muß nicht von Karten gebauet werden und so, daß es der Wind umschmeißet." Von der Tüchtigkeit der Baumeister hatte er übrigens eine sehr nachteilige Meinung: „Alle unßere Landtbaumeisters sindt Idiohten oder Betriger", schreibt er in der eigenhändigen Aufzeichnung für die neue Instruktion des Generaldirektoriums: „also erneüere ich die orders Ehrliche Mauer oder Zimermeisters zu solchen bau zu Emplojiren. paläste seindt nicht zu bauen, Sondern Schaf Ställe und Wirtschaftsgebeüde". Das könne ein Maurer ebensogut als Palladio — der berühmte Vicentiner Architekt.

Die Aemter sollten nach des Königs oft ausgesprochener Willensmeinung „Exempel guter Wirtschaft" sein. Am wenigsten befriedigten ihn noch die landwirtschaftlichen Zustände in Pommern. Im Sommer 1748 mußte ihm der Oberst von Retzow, sonst einer seiner thätigsten Gehülfen in der Militärverwaltung, einen Aufsatz über die pommersche Landwirtschaft vorlegen, den er alsbald dem zuständigen Provinzialminister, ohne den Verfasser zu nennen, als Gedanken „eines vernünftigen und in Wirtschaftssachen ganz erfahrenen und geschickten Mannes" zur Beachtung zusandte. Vier Jahre darauf erschien ein „Wirtschaftsreglement für die Aemter des Herzogtums Pommern und der Lande Lauenburg und Bütow", im Stile der Haushaltungsordnungen, die Friedrich Wilhelm I. wiederholt und mit erfreulichem Erfolg für die Aemter in Littauen und Preußen erlassen hatte, mit eingehenden Anweisungen für den gesamten landwirtschaftlichen Betrieb. Auf seinen Fahrten durch das Land überzeugte sich dann der König, ein praktischer Landwirt und Sachverständiger wie sein Vater, ob sein theoretischer Unterricht in die Praxis Eingang gefunden hatte. Noch nach Jahren sah er sich genötigt, den Stettiner Kammerpräsidenten darauf hinzuweisen, daß die Leute hier zu Lande, wie er aus Augenschein wisse, das Säen nicht verstünden: sie schmeißen das Korn nur so herein in das Land, ohne weiter etwas dabei zu thun. Für bisher ganz unbekannte Kulturen wurde noch besondere Belehrung erteilt, so eine „Anweisung des Landmannes für den Hopfenbau", die durch die Kalender und in Einzeldrucken Verbreitung erhielt. Dabei wurde den Rittergütern verstattet, sich mit den Domänen zur Ansetzung

von gelernten Hopfengärtnern zusammenzuthun; seit 1743 eingeführt, hob sich der Hopfenbau in den preußischen Staaten so schnell, daß nach dreißig Jahren der Bedarf der Brauereien durch die inländische Produktion gedeckt wurde. Von geradezu umwälzender Bedeutung aber für den deutschen Ackerbau und die Ernährung der ländlichen Bevölkerung war die Kabinetsordre, durch welche Friedrich 1746 für die Domänen den feldmäßigen Anbau der Kartoffel anordnete, dem beschränkten Verständnis seiner Unterthanen und selbst seiner Behörden zum Trotze; die Bauern mußten an manchen Orten mit Gewalt zur Anpflanzung der ihnen als Geschenk überlassenen Saatkartoffeln angehalten werden, und die kurmärkische Kammer prophezeite, daß die von Seiner Majestät beabsichtigte Ausdehnung des Kartoffelbaues in einem Lande, welches wie die Mark Brandenburg nicht einmal hinlänglich Getreide für die Bevölkerung habe, zu dem drückendsten Mangel an Brotkorn und zur Hungersnot führen müsse.

Auch sonst wurden die Aemter als Versuchsstationen benutzt. Hier wurden unter den Augen des Königs die in Vorschlag gebrachten Neuerungen in Bodenbehandlung und Fruchtfolge, in Anbau fremder Futterkräuter, wie Kopfklee, Luzerne und Lupinen, in Viehzucht und Tierarzneikunde eingeführt und erprobt. Im Mai 1748 langten aus Spanien die ersten Merinoböcke, ihrer fünf, mit Spannung erwartete Gäste, in Berlin an, um in den Gegenden, wo bereits die feinste Wolle gewonnen wurde, auf fünf bevorzugten Aemtern aufgestellt zu werden; andere Widder folgten nach, bis nach wenigen Jahren die spanische Regierung die Ausfuhr der kostbaren Rassetiere bei Lebensstrafe verbot.

Stete Kontrolle über die Wirtschaft der Aemter übten die Departementsräte auf ihren regelmäßigen Musterungsreisen; hier vornehmlich wurden die Anhaltspunkte für die Neuaufstellung der Pachtverträge gewonnen. Es verstand sich, daß Kriegs- und Domänenräte jetzt Aemterpachtungen nicht mehr selbst übernehmen durften. Freilich, alle persönlichen Zusammenhänge ließen sich nicht abschneiden; einem seiner tüchtigsten Räte, dem nachmaligen Minister Domhardt, mußte der Königsberger Kammerpräsident bei aller Anerkennung seiner „Stärke in Domänensachen und prompter Resolution" doch nachsagen, er sei gar sehr für seine Verwandten portiert: „wozu beinahe die Hälfte der Generalpächter hiesiger Provinz gehören". Ja, aus dem Musterbogen des Königs für die Anfertigung der Führungslisten erhellt, daß ihm nicht alle Departementsräte ganz über dem Verdacht erhaben waren, sich von den Amtspächtern Butter und Kälber in die Küche schicken zu lassen.

Auf den Kreistagen vertrat die Domänenämter eben dieser Departementsrat, wie die Städte des Kreises der Steuerrat. Doch bezog sich bei den einen wie bei den andern die Vertretung nur auf die Steuerberechnungen; die Mitwirkung bei Bestellung des Landrates stand ausschließlich den adelichen Rittergutsbesitzern zu.

Der Landrat war ursprünglich lediglich der Erwählte dieses Standes, ein ständischer, nicht ein staatlicher Beamter gewesen. In Pommern, von wo der Name nach der Mark gekommen ist, waren die Landräte, so genannt im Gegensatz zu den Hofräten, den persönlichen Dienern des Herzogs, Vertreter der Kreise für die ständische Mitregierung, Mitglieder des engeren Ausschusses der Land-

stände. Sie übernahmen in der Folge aber auch örtliche Aufgaben, namentlich in den mit dem siebzehnten Jahrhundert hereinbrechenden Kriegsläuften die Beschaffung der für die Truppenverpflegung erforderlichen Geld- und Naturalbeiträge; sie blieben dann auf diesen engeren Wirkungskreis beschränkt, als mit dem Niedergang der ständischen Verfassung ihre Stellung in der Zentralregierung den Boden verlor. In Brandenburg, wo im Dreißigjährigen Krieg die militärisch-ökonomischen Aufgaben in den einzelnen Kreisen besonderen Kreiskommissaren zufielen, haben diese zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf ihr Ansuchen den in der Nachbarprovinz üblichen, höher klingenden und in der That ursprünglich mehr bedeutenden Landratstitel erhalten. Auch im Magdeburgischen gab es für jene lokalen Zwecke Kreiskommissare, während die Landräte sich noch tief in die Zeit der hohenzollerschen Herrschaft hinein in der Stellung ständischer Beisitzer der Regierungsbehörde behaupteten, bis Friedrich Wilhelm I. sie 1713 aus dem „Kondominat", von dem er zu sprechen pflegte, verdrängte, auf die bescheidenen Obliegenheiten der Kreiskommissare hinwies und damit auf das Niveau seiner märkischen Landräte herabdrückte. Und da derselbe Herrscher später auch den westlichen Provinzen eine Kreisverfassung nach dem märkisch-pommerschen Muster gegeben hatte, so fand sein Nachfolger fast überall in der Monarchie das Landratsamt als eine gleichförmige Einrichtung vor: der Landrat vertrat auf Grund zahlreicher, immer neuer Sonderaufträge mit seinen Organen, dem Steuereinnehmer, dem Ausreuter und demnächst auch dem Kreissekretär, in seinem Kreise die Staatsgewalt als polizeilicher, finanzieller und militärischer Verwaltungsbeamter und bezog als solcher ein Gehalt, das in der Kurmark zwischen 100 und 575 Thalern schwankte. Er hatte nach Maßgabe einer von ihm zu führenden Kreisgrundtabelle die Umlage und Erhebung der Staats- und Kreisgefälle zu überwachen, die Marsch-, Quartier- und Aushebungsangelegenheiten der Regimenter an seinem Teile zu fördern und die daraus erwachsenden Lasten auf die Kreisinsassen zu verteilen. Er hatte für den Zustand der Straßen und Wege im Kreise, auch auf städtischem und Domanialgebiete, zu sorgen, griff mit einer Fülle von polizeilichen Befugnissen in das wirtschaftliche Leben der Einzelnen ein und übte seit 1743 auch in den Städten eine Mitaufsicht neben dem Steuerrat. Er war Vertrauensmann des Landesherren und auch Vertrauensmann der kreiseingesessenen Ritterschaft, der in den meisten Provinzen als Rest ihres alten Wahlrechtes ein Vorschlagsrecht, die Bezeichnung dreier Kandidaten, für die Besetzung des Landratamtes geblieben war. Den Mindener Landständen und der noch vor einem Menschenalter so widerhaarigen magdeburgischen Ritterschaft verlieh König Friedrich dieses Präsentationsrecht kurz vor seinem dritten Kriege; in Ostpreußen hatte sich bei der noch mißvergnügteren Stimmung des einheimischen Adels die Kreisverfassung der übrigen Provinzen bisher überhaupt nicht durchführen lassen, aber auch hier gewährte jetzt (1752) Friedrich II. auf das Betreiben des Kammerpräsidenten von Massow unbedenklich dieses immerhin bescheidene Maß ständischer Selbstverwaltung.

Langsam, aber nunmehr völlig hatten sich die Ritterschaften überall in den alten Provinzen in ihre veränderte Stellung hineingefunden. Der Adel hatte

aufgehört, eine politische Partei, die Oppositionspartei zu sein, die alten Zwiste zwischen Monarchie und Aristokratie waren begraben. Friedrich II. war der erste Herrscher dieses Staates, der das Mißtrauen gegen den Adel ganz fahren ließ und ihn als die festeste Stütze des Thrones betrachtete; persönliche Vorliebe und die veränderten Zeiten wirkten dabei zusammen. „In unserem Staat," sagt er in dem politischen Testament, „ist weder Parteiung noch Auflehnung zu befürchten." Man beschuldige die ostpreußischen Edelleute, daß sie falsch seien. „Ich glaube nicht," entgegnet er, „daß sie falscher sind als die anderen; viele Preußen haben gedient und dienen noch mit Auszeichnung so im Heere wie in der Verwaltung, aber ich würde gegen die Stimme meines Gewissens reden, wollte ich einen einzigen von denen, die ich kennen gelernt habe, der Falschheit bezichtigen." Er fand, daß diese Preußen feinen und gelenken Geistes seien und Geschmeidigkeit besäßen, die nur, wenn sie nie aus ihrer Heimat herauskämen, in fade Abgeschmacktheit entarte. Die Vasallen in Pommern hatte ihm schon sein Vater als „treu wie Gold" gerühmt; gute Behandlung dämpfe bei ihnen jede Widerrede; Friedrich schildert sie: „die Pommern haben einen geraden, naiven Sinn, Pommern ist von allen Provinzen die, welche die besten Kräfte sowohl für den Krieg wie für die anderen Dienstzweige hervorgebracht hat; nur für die Verhandlungen möchte ich sie nicht verwenden, weil ihre Offenherzigkeit in die Politik nicht hineinpaßt, wo man oft List gegen List ausspielen muß." An der Ritterschaft der Kurmark tadelt er den Hang zum Wohlleben; dabei besitze sie weder das geistig Rege der Preußen, noch das Solide der Pommern; auch der Magdeburger Adel, aus dem einige bedeutende Männer hervorgegangen seien, wird an Einsicht höher gestellt. An den Edelleuten aus der Grafschaft Mark und dem Fürstentum Minden setzt Friedrich die plumpe Erziehung aus, welche sie nicht zu der nur im Treiben der großen Welt erlernbaren glänzenden Sicherheit des Auftretens gelangen lasse; aber ihnen eigne ein anderes und höheres Talent, das, sich dem Vaterlande nützlich zu machen. Am ungünstigsten beurteilt er den klevischen Adel, der, in der Trunkfälligkeit der Altvordern gezeugt und empfangen, weder natürliche Anlage noch künstlichen Schliff besitze.

So abfällig einige dieser Urteile klingen, und so einseitig die Charakteristik der einzelnen Ritterschaften sein mag, das Gesamturteil des Königs über seine Vasallen schließt das höchste Lob ein: Es könne wohl einen reicheren Adel geben, aber niemals einen tapfreren oder einen treueren. In zwei heißen Kriegen hatten soeben diese Tapferen ihre Treue mit dem Blute besiegelt; hier im Heere vor allem war dem Könige sein Adel unentbehrlich. Daher die Mahnung an die Behörden, den Adel an seinem Besitzstande, der Grundlage seiner wirtschaftlichen und sozialen Existenz, keinen Abbruch leiden zu lassen, sintemal des Edelmanns Söhne „das Land defendieren und die Rasse davon so gut ist, daß sie auf alle Art meritieret, conservieret zu werden".

Die neue staatliche Schutzpolitik bethätigte sich für den ritterschaftlichen Besitz in mehr als einer Richtung. Unter Hintansetzung des fiskalischen Interesses, das für seinen Vater allemal den Ausschlag gegeben hatte, verbot König Friedrich in der neuen Instruktion für das Generaldirektorium den Domänenbehörden, Prozesse und Grenzstreitigkeiten mit den Rittergütern „aufzuwärmen";

kein Edelmann sollte sein Besitzrecht höher hinauf als bis 1740 zu beweisen verpflichtet sein, denn was für den König nur einen kleinen Verlust bedeute, sei für den Edelmann schon ein großer Vorteil. Zugleich verlangte er, daß der Ankauf adelicher Güter durch den Fiskus gänzlich aufhöre, auch wenn durch günstige Erwerbungen der Ertrag einer Domänenwirtschaft sich auf das Doppelte steigern lasse. Keine Kammer sollte sich bei seinen Lebzeiten unterstehen, auch nur einen Antrag auf derartige Ankäufe zu stellen. Wieder ein vollständiger Bruch mit den fiskalischen Grundsätzen der bisherigen Domänenpolitik, die bei dem Adel erklärlicherweise viel böses Blut gemacht hatten: als einst Leopold von Dessau dem alten Könige den großen Gewinn vorrechnete, den er selber durch das Auskaufen seiner anhaltischen Edelleute eingeheimst hatte, da hat sein Widerpart Grumbkow das höhnische Wort dazwischengeworfen: „Euer Durchlaucht haben aber auch in Ihrem Lande nichts als Juden und Bettler."

Verzichtete jetzt der Staat für sich selber auf den wirtschaftlichen Vorteil, der seiner Domänenverwaltung aus dem Erwerb adelicher Güter erwachsen konnte, so entsprach dem nur, daß anderseits der Uebergang von Rittergütern in bürgerliche Hände, wie er seit der Allodifikation der Lehen durch Friedrich Wilhelm I. an sich statthaft war, nach Möglichkeit erschwert wurde.

Der Schwerpunkt des ritterschaftlichen Besitzes lag in den mittleren Provinzen der Monarchie. In der Kurmark zählte man in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts neben 652 königlichen und 53 städtischen Dörfern 1262 adeliche; in Pommern in ähnlichem Verhältnis neben 625 königlichen und 159 Kämmereidörfern 1276 adeliche. Im Magdeburgischen dagegen, wo die Schulenburgs allein 31, die Alvensleben 23, die Kattes 17 Dörfer inne hatten, überragte jetzt trotz dieser Latifundienbildungen die Domäne den Besitz des Adels um ein paar Dutzend Dörfer, und vollends in Preußen und Littauen standen unter königlicher Grundherrschaft über 3200, unter adelicher noch nicht ganz 900 Dörfer.

Auch darin bewährte der König sein Wohlwollen für den Adel, daß er bedürftigen oder heruntergekommenen Grundbesitzern für die Hebung ihrer Güter mit Darlehen zu geringem Zins oder mit unmittelbaren Geldgeschenken zu Hülfe kam, so in ausgedehntem Maße bei Schädigungen durch Hagelschlag oder den in den fünfziger Jahren wiederholt auftretenden Heuschreckenfraß. In Pommern machte der Hungerwinter von 1755 auf 1756 außerordentliche Beihülfen erforderlich. Dafür betrachtete es Friedrich als sein selbstverständliches Recht, sich um die Wirtschaft der Rittergüter ganz ebenso wie um die der Staatspächter zu bekümmern, was allerdings, zumal wieder in Pommern, sehr geboten sein mochte; und da ihm von den pommerschen Landräten mancher selber nicht zu wissen schien, „wie er die schlechten Wirte zu besserer Bestellung ihrer Aecker anweisen und redressieren solle", so mußte der mit Land und Leuten in Pommern gründlich vertraute Minister Blumenthal 1756 eine ausführliche Instruktion für die Landräte entwerfen, um sie über die Mißbräuche und Fehler der herkömmlichen pommerschen Landwirtschaft zu belehren und ihnen rationelle Grundsätze für das Düngen, Pflügen, Säen beizubringen.

Eine Grenze fand Friedrichs Fürsorge für den Adel, welche ein fiskalisches Interesse weitherzig zu opfern vermochte, doch da, wo mit ritterschaftlichen An=

sprüchen bäuerliche in Widerstreit kamen. Hier war er, soweit es das bestehende Staats- und Personenrecht erlaubte, stets geneigt, sich auf die Seite des klagenden Bauern zu stellen: „allermaßen Se. Königliche Majestät,“ wie eine Kabinetsordre vom 15. November 1755 erklärt, „zwar Dero Edelleute gern bei dem Ihrigen schützen, aber zugleich nicht haben wollen, daß die Unterthanen dadurch unterdrücket und bis aufs Blut ausgesogen werden sollen“.

Traurig genug hatten sich in jahrhundertelanger Entwickelung die bäuerlichen Verhältnisse gestaltet, und es war wahrlich nötig, daß das preußische Königtum sich zu der großen sozialen Aufgabe, den Schwächeren gegen den Stärkeren zu schützen, bekannte, wenn der einheimische Bauer dem Schicksal der völligen Enteignung und Hinabdrückung zum Tagelöhner entrinnen sollte, das eben damals, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in den beiden Nachbarländern Mecklenburg und Schwedisch-Pommern die Masse der Bauerschaft ereilte.

Freie, persönlich und dinglich keinem Grundherrn pflichtige Bauern gab es in größerer Zahl nur im äußersten Osten der Monarchie, in Preußen und Littauen, wo die bei der deutschen Besitzergreifung mit kulmischem Recht bewidmeten bäuerlichen Ansiedler als „Kölmer“ ihre bevorzugte Stellung gewahrt hatten; man zählte hier um die Mitte des Jahrhunderts auf 41 188 hörige bäuerliche Wirte 10 355 Kölmer und sonstige Freie. Sehr abgeblaßt war das Hörigkeitsverhältnis in den rheinisch-westfälischen Provinzen und in Ostfriesland. Ueberall sonst befanden sich die Bauern bis auf verschwindende Ausnahmen im Stande der Erbunterthänigkeit unter einer patrimonialen oder domanialen Grundherrschaft, die zugleich das Gericht, die Polizei, das Kirchenpatronat inne hatte; sie waren samt ihren Kindern an die Scholle, den „angebornen Grund und Boden“ gebunden und für das Heiraten von der Einwilligung des Grundherrn abhängig; er übte über sie ein Züchtigungsrecht und hatte auf den Gesindedienst der Unterthanenkinder einen Vorzugsanspruch; niemand durfte ohne Erlaubnisschein auswärts einen Dienst suchen. Innerhalb dieses allgemeinen Bereiches der Erbunterthänigkeit war das Besitzrecht der einzelnen Bauern und Halbbauern an ihren Höfen, Hofweren und Hufen ein mehrfach abgestuftes. Der Erbzinsbauer besaß seine Bauernstelle erb- und eigentümlich, das heißt, er hatte wenigstens das Untereigentum an seinem Besitz und leistete dem grundherrlichen Obereigentümer nur die auf der Stelle haftenden Fronen und Abgaben; dies Besitzrecht wurde durchgehend in der Altmark, dem Magdeburgischen und Halberstädtischen, überwiegend auch in Niederschlesien und den benachbarten, vormals schlesischen Kreisen der Neumark gefunden. Der Laßbauer dagegen war nur Nutznießer seines Gutes; sein mit Zinsen und Frondiensten belastetes Nutzungsrecht war keineswegs überall ein erbliches, und auch da, wo Vererbung statt hatte, wie in den meisten Dörfern der Mittelmark und Priegnitz, fiel die Auswahl des Erben aus der Zahl der Kinder des letzten lassitischen Inhabers dem Grundherrn zu. Unerbliche Laßbauern, teils auf Lebenszeit teils gar nur auf Kündigung angesetzt, bildeten die Masse der bäuerlichen Bevölkerung in der Uckermark und Neumark, in Pommern, Preußen, Littauen und Oberschlesien; sie nannte man gemeinhin Leibeigene, obgleich im juristischen Sinne die Merkmale

der Leibeigenschaft, die Verkaufbarkeit und Vertauschbarkeit und die Unfähigkeit zu eigenem Erwerb, nicht auf sie zutrafen, jedenfalls von den staatlichen Gerichtshöfen nicht anerkannt wurden.

König Friedrich hat in einer seiner Schriften den Zustand, daß der Bauer zur Scholle gehöre und Sklave seines Edelmanns sei, als die traurigste aller Lebenslagen, die empörendste für ein menschliches Herz, bezeichnet. „Man sollte meinen," ruft er aus, „daß das einfache Wollen genüge, diese barbarische Gewohnheit zu vertilgen; aber dem ist nicht so, sie hängt an alten Verträgen zwischen den Besitzern der Ländereien und den Anbauern, der Ackerbau ist auf die Dienste der Landleute berechnet, wollte man dieses abscheuliche Gebaren mit einem Schlage beseitigen, so würde man damit die ganze landwirtschaftliche Ordnung umstürzen; man müßte den Adel für einen Teil der Verluste, die er erleiden würde, entschädigen."

In der ersten Hälfte seiner Regierung hat König Friedrich nur gegen die schlimmsten Auswüchse der bestehenden Ordnung angekämpft, indem er den Bauern Erleichterung der Fronlasten und Schutz gegen Mißhandlungen zu verschaffen bemüht war. An die Wurzeln des Uebels, das unsichere Besitzrecht der meisten Bauern und das persönliche Unfreiheitsverhältnis, ward zunächst kaum gerührt, obgleich schon die Sozialpolitik Friedrich Wilhelms I. Anläufe nach dieser Richtung genommen hatte. Erst 1756 wurde in einer Provinz, in Oberschlesien, der Versuch gemacht, durch Einwirkung auf die Gutsherrschaften den unerblichen Laßbesitz der Privatbauern in erblichen zu verwandeln. Urheber des Planes war der kurz vorher an die Spitze der schlesischen Kammern getretene Minister Schlabrendorff, derselbe, der acht Jahre früher als Direktor der Stettiner Kammer für die Aufhebung der Leibeigenschaft seine Stimme erhoben hatte. Seine Anregung war im Generaldirektorium damals ausweichend als weiterer Ueberlegung bedürftig bezeichnet worden, und auch von dem Könige hören wir in dieser Beziehung zunächst nur die gelegentliche Klage, die in Pommern noch übliche Leibeigenschaft sei so harte Sklaverei, sei von so verderblicher Wirkung, daß die Aufhebung im eigenen Interesse des Adels liegen müsse.

Um von der Ausdehnung der Frondienste ein Bild zu gewinnen, ließ sich Friedrich 1748 von dem Generaldirektorium eine nach Provinzen geordnete Zusammenstellung einreichen. Das Ergebnis war für die Lande jenseits der Weser ein sehr günstiges. Im Herzogtum Kleve leistete die Mehrzahl der Bauern das ganze Jahr über nur zwei, vier oder sechs Tagesfronen, die Schlüterei Kleve ausgenommen, wo die einen wöchentlich zu zwei, die andern monatlich zu zwei oder auch nur einem Dienste verpflichtet waren. Ebenso waren die Unterthanen in Geldern im ganzen Jahre höchstens zu viermaligem Dienste, teilweise nur zu drei-, zwei- oder einmaligem gehalten. In Ostfriesland waren bis auf wenige Ausnahmen die Dienste schon seit 1611 in eine geringe Geldleistung verwandelt. In Minden und den übrigen westfälischen Landesteilen hatten die Bauern, soweit sie erbunterthänig waren, allerdings regelmäßig zu fronen, aber doch nie tagtäglich, und überall waren die Verpflichtungen schriftlich festgestellt, während die geleisteten Dienste in Quittungsbüchern bescheinigt wurden. Je zufriedener der König mit dieser Sachlage war, um so mehr beklagte er die

Ueberbürdung der Bauern in den mittleren und östlichen Provinzen. Daß auf Bauernhöfen die Verpflichtung zu täglicher Stellung eines Gespanns lastete, gehörte nicht zu den Ausnahmen, oder die Fronen waren gar ungemessene, ganz in die Willkür der Grundherrschaft gestellte. In Pommern gab es Domänen, denen Hand- und Spanndienste in einer Zahl geschuldet wurden, daß der Pächter nicht nötig hatte, eigenes Gespann oder Gesinde zu halten. Der König stellte jetzt für die Erneuerung der Pachtverträge den Grundsatz auf, daß die Unterthanen nirgends mehr als drei- bis viertägigen Wochendienst leisten sollten; den adelichen Grundherrschaften ließ er vorstellen, daß die gleiche Einrichtung zu ihrem eigenen Vorteile gereichen würde. Noch bestärkt wurde er in seiner Abneigung gegen das Fronwesen durch eine Darlegung des Obersten Retzow, daß erfahrungsmäßig die im Frondienst bestellten Aecker bei weitem nicht den Ertrag der Wirtschaft mit eigenem Gespann ergäben; er verfügte deshalb 1755, daß bei den Aemterverpachtungen in Zukunft die Spanndienste durchgängig auf ein Dienstgeld umgerechnet werden sollten.

Gegen körperliche Mißhandlung hatte wieder schon Friedrich Wilhelm I. die Bauern schützen zu wollen erklärt. 1738 sah man ein Prügelmandat öffentlich in den Dorfkrügen ausgehängt, das den Domänenpächtern und ihren Wirtschaftsgehülfen „das barbarische Wesen, die Unterthanen mit Prügeln oder Peitschen wie das Vieh anzutreiben", bei schwerer Ahndung verbot; immerhin hatte Friedrich Wilhelm dabei Littauen und Preußen ausdrücklich ausnehmen zu müssen geglaubt, da das Volk dort noch gar zu faul und gottlos sei. Friedrich II. ließ diese traurige Ausnahmestellung einer großen Provinz aufhören und wachte überhaupt ungleich stetiger als sein Vorgänger über die Einhaltung der zur Abschreckung erlassenen Gebote. Wo er auf einer Reise einen Domänenpächter „gottlosen Haushaltens mit den Unterthanen" überführen wird, da soll, so verkündet der König, ein rigoureuses Exempel statuieret werden; der Beamte, der einen Bauer aus dem Lande jagt, wird angesehen werden, als wenn er einen Soldaten aus Reih und Glied verjagen wollte. Den Kammern wird eingeschärft, sie sollen einen Bauern in billigen Sachen nie ohne Hülfe lassen. Doch beweist gerade die unaufhörliche Wiederholung der an die Behörden gerichteten tadelnden und drohenden Kabinetsordres, wie schwer es war, dem Uebel Abhülfe zu schaffen. Nicht zum wenigsten wegen des stumpfen Widerstandes der Behörden selbst, die bei der Natur ihrer Zusammensetzung sich von dem Standesinteresse des Großgrundbesitzes nicht ganz frei hielten und nur zu oft geneigt waren, in der Beschwerdeführung der Bauern lediglich Widerspenstigkeit, Hang zum Querulieren zu sehen. Der König schilt erst die Departementsräte der Kammer, daß sie für die Amtleute parteiisch sind; er schilt bald die ganze Kammer, daß sie dem Unwesen still zusieht; er muß endlich auch das Generaldirektorium schelten (20. November 1750), „daß dasselbe auf das Betragen derer Beamten gegen die Unterthanen nicht nähere Attention nimmt, sondern jene mit diesen, denen so vielfältig ergangenen Ordres zuwider, schalten und walten lässet." Seine Strafandrohungen gegen die Uebertreter werden immer strenger. Wem bewiesen werden kann, daß er einen Bauer mit dem Stock geschlagen, so ward 1749 für die Domänen der Kurmark verfügt, der soll sofort und ohne Gnade auf

sechs Jahre zur Festung gebracht werden, „wenn auch schon der gleiche Beamte der beste Bezahler war und seine Pacht sogar pränumerierte". Im folgenden Jahre wurde die Gräfin Geßler, die Gemahlin des Helden von Hohenfriedberg, im Kriminalprozeß wegen unmenschlicher Behandlung des Gesindes zu einem persönlichen Arrest von sechs Jahren verurteilt; der General erhob bei dem Könige Vorstellung und erhielt die Antwort, er sei zu beklagen, daß er an seiner unglücklichen Frau die „besondere Fatalité" erleben müsse, aber er werde als vernünftiger Mann sich sagen, „daß die Justiz vor jedermann und alle Leute ohne Ausnahme ist, und daß also, wenn auch Personen von Stande oder Edelleute sündigen, selbige nach den Regeln des Rechtes davor büßen und gestrafet werden müssen". Der König befahl sogar, das Straferkenntnis noch zu schärfen, dies allerdings erst, als er hörte, daß die megärenhafte Gräfin über die Grenze nach Polen entwichen sei.

Wohl erstreckten sich die Prügelverbote nicht auf den Bereich der grundherrlichen Zuchtpolizei und Patrimonialgerichtsbarkeit, doch suchte auch hier der König dem Uebermaß und der Willkür zu steuern. Er beseitigte auf den preußisch-littauischen Aemtern die landesübliche Strafe des Postronkierens, das er als „ein ganz barbarisches Prügeln" umschreibt, „wodurch ein Unterthan um seine Gesundheit oder seine gesunden Gliedmaßen kommen kann". Er sprach den adelichen Gerichtsobrigkeiten die Erwartung aus, daß auch sie von dieser Strafart lassen würden. Als auf den Gutshöfen trotzdem das geliebte Postronkieren mit der Zeit immer wieder geübt wurde, erklärte er 1748, „daß er zwar den Edelleuten ihren Gerichtszwang nicht gänzlich nehmen wolle, ihn aber so gestalten müsse, wie es sich unter gesitteten Völkern gebühre"; er ließ deshalb eine Strafordnung für diese Patrimonialgerichte entwerfen.

Wirksamer als den Bauernstand und seine einzelnen Vertreter hat König Friedrich das Bauernland zu schützen vermocht. Zwei Gesetze von 1749, das eine für Schlesien (14. Juli), das andere für die übrigen Provinzen (12. August), verboten jede Schmälerung des bäuerlichen Besitzstandes, das sogenannte Bauernlegen, und zwar gleichermaßen die Einziehung bäuerlicher Hufen in das ritterschaftliche oder domaniale Ackerfeld, wie die Zersplitterung einer Bauernstelle in kleinere Anwesen. Man berechnete, daß in der Kurmark vom Dreißigjährigen Kriege bis 1746 1962 bäuerliche Wirtschaften und 935 Kossätenstellen verschwunden seien. Besonders arg aber hatten es in jüngster Zeit die Bauernleger in Oberschlesien getrieben; in Dörfern, wo vor zwanzig Jahren noch an die vierzig Bauernhöfe gezählt wurden, war jetzt kein einziger vorhanden. Fortan sollte jede bäuerliche Nahrung, die aus irgend einem Anlasse frei wurde, einem neuen Inhaber zugewiesen werden. Dann konnte wohl ein unerblicher Lassit von seiner Stelle entfernt werden, es war ihm aber ein Nachfolger zu setzen. Man stellte dem Könige vor, daß bei Besetzung eines Bauerngutes mit einer Anzahl kleiner Leute, Büdner, Dreschgärtner, Insten, die Bevölkerung des Staates nicht zurückgehen, sondern eher steigen würde. Er ließ den Einwand nicht gelten; denn nicht auf die Seelenzahl schlechthin kam es ihm an, wirkliche Bauern wollte er haben.

Um ihre Zahl noch zu vermehren, dachte er 1748 daran, übergroße

Bauernhöfe zu teilen oder, wie man sagte, abzubauen. Er hätte gern auf diesem Wege die Veteranen seiner Kriege mit Grundbesitz ausgestattet; aber solches Abbauen erwies sich wohl nur in ganz vereinzelten Fällen als thunlich. Besser gelang es dem Könige mit der Neuansetzung ganzer bäuerlicher Gemeinden, mit seinen Dorfgründungen.

Aus Sumpf und Wald hatten sich einst in den Tagen der Germanisation die Ansiedler ihre Hufen mit Trocknen und Roden herausgearbeitet; Sumpf und Wald gab es auch heute noch in der Mark und in Pommern in Fülle.

Wenn der König im Sommer 1746 nach Oranienburg fährt, wo er der Mutter und den Geschwistern ein ländliches Fest zu geben beabsichtigt, bemerkt er, daß längs der Havel ein großer Wald sich hinzieht, der Boden scheint ihm nicht unfruchtbar zu sein, und neben dem Wald liegt weiter Wiesengrund, zur Viehweide geeignet. Noch von Oranienburg aus schreibt er an die kurmärkische Kammer, daß sich hier Aecker und Weiden für zehn neue Dörfer, das Dorf zu 300 Seelen gerechnet, gewinnen lassen möchten.

Kurz vorher hatte er aus dem Pyrmonter Bade der Stettiner Kammer zwei verschiedene Pläne zur Urbarmachung des pommerschen Oderbruches zugeschickt. Hier trat er ein Vermächtnis seines Vaters an. Friedrich Wilhelm hatte in sieben Jahren das große Rhin- und Havelluch trocken legen lassen; die Kosten für die gleiche Arbeit an der Oder schienen ihm vorerst unerschwinglich, er legte die Anschläge zurück und setzte den Vermerk darauf: „Für meinen Sohn Friderich." Seit Jahrhunderten hatte das jährlich zweimal, nach der Schneeschmelze und Anfang Juli, heranflutende Hochwasser der Oder auf der ganzen Strecke von Lebus bis Stettin seine verheerenden Spuren weithin verbreitet. Nur für das Ober-Oderbruch bis zum Fahnen-Fährhaus von Zellin war schon 1717 ein Deichverband zusammengetreten, der dem feindlichen Element notdürftig wehrte. Dagegen war das märkische Niederbruch, von Zellin stromabwärts bis zum Dorfe Stützkow bei Schwedt, zum größten Teile eine morastige Wüstenei, wo zwischen Buschwerk und Röhricht nur Wild und Sumpfvögel hausten.

Sollten diese toten Flächen, ganze Quadratmeilen, zum Kulturleben erweckt werden, so galt es, dem Strom ein stärkeres Gefäll zu verleihen, ihm streckenweise ein neues Bett zu graben, ihn in feste und hohe Dämme zu fassen und aus den Niederungen das angestaute Binnenwasser auszuschöpfen. Am Morgen des 8. Juli 1747 bestiegen die von dem Könige ernannten Kommissare, der kurmärkische Kammerdirektor Schmettau, der schon unter der vorigen Regierung bewährte Wasserbaumeister Haerlem aus Holland und der berühmte Mathematiker Leonhard Euler am Zelliner Fährhaus einen Oderkahn, um während zweitägiger Wasserfahrt durch das Niederbruch die erforderlichen Messungen und Berechnungen anzustellen. Sofort begannen nun die Arbeiten. Da für ein Unternehmen von dieser Ausdehnung kein genügendes Angebot von Arbeitskräften vorhanden war, so wurden Soldaten zur Aushülfe herangezogen. Auch sonst wurde man an den Stätten dieses friedlichen Schaffens an das Feldlager erinnert; Marketender und Schlächter machten sich in der Nähe ständig, die zusammengeströmten Erdarbeiter mit Brot und Fleisch, Zukost und Branntwein

zu versehen. Wiederholt erschien auch der König unter der fleißigen Menge, sich von den Fortschritten des Werkes zu überzeugen, oder er entsandte seinen Obersten Retzow, der ihm auch hier sachkundige Dienste leistete. Allwöchentlich mußte Bericht erstattet werden, immer ungeduldiger trieb der König seine Techniker. Als Meister Haerlem ihm mit der Aushebung des großen Kanals zwischen Güstebiese und Hohensaaten nicht schnell genug vorwärts zu kommen schien, stellte er dem Holländer 1751 einen Ingenieuroffizier, den Kapitän Petri, zur Seite. Endlich war man am Ziel. Für den 1. März 1753 wurden Vertreter der dem Strom angrenzenden Rittergüter und Domänen auf das Schloß nach Berlin beschieden, um aus des Königs Munde Weisungen für die Besiedelung des weiten aus dem Sumpf emporgezogenen Neulandes entgegenzunehmen. 1252 Familien sollten nach Friedrichs Anschlage hier mit Grundbesitz ausgestattet werden. Er sprach von einer Provinz, welche er im Frieden erobert, welche die Betriebsamkeit der Dummheit und Trägheit abgerungen habe. Der Unverstand hatte sich allerdings der angebotenen Wohlthaten hartnäckig genug zu erwehren gesucht. Gegen manche Ortschaften mußte Waffengewalt aufgeboten werden, ehe sie ihre Kähne zur Erdabfuhr stellten, und als die Bewohner der alten Bruchdörfer bei Wriezen vernahmen, daß ihr fischreicher Flußlauf, die stille Oder, zugeschüttet werden sollte, beschworen sie den König „in größter De- und Wehmut alleruntertänigst fußfälligst als ein höchst erschrockenes und den letzten Streich befürchtendes Heer“, er möge ihren „daraus ohnfehlbar entspringenden Untergang landesväterlich zu Herzen nehmen“. Den wehklagenden Bittstellern ward die Antwort, sie möchten zunächst die Wirkung abwarten und sich melden, wenn sie wirklich Schaden gelitten hätten. Sie sind dann mit reichlichen Anteilen an dem gewonnenen fetten Nährboden entschädigt worden.

Auch in Pommern war inzwischen der Strombau und die Anlage von Bruchdörfern rüstig gefördert worden. Das ergiebigste Siedelungsgebiet aber war in dieser Provinz der unendliche Wald. Die Entwürfe hat hier zum Teil Fürst Moritz von Dessau, ein tüchtiger Staatswirt gleich seinem Vater Leopold, von seinem Standquartier Stargard aus dem Könige geliefert. Weite Forstreviere wurden nun zu Feldfluren ausgemessen, Jahr auf Jahr ward gelichtet und gerodet, gezimmert und gepflügt. Schwierigkeiten bereitete der Absatz der massenhaft gefällten Stämme, die Holzflößer auf der Oder boten immer geringere Preise, der Stettiner Kammerpräsident Aschersleben war ratlos. Der König, auch hier in das Einzelnste eingreifend, entsandte den Kolberger Steuerrat nach Kopenhagen, um dort Lieferungsverträge für größere Holzmengen abzuschließen; er verfügte außerdem, daß auf jeder neu ausgelegten Dorfmark zunächst immer nur ein Feld gerodet werden sollte, das zweite und dritte — denn noch hielt man an der Dreifelderwirtschaft fest — erst im nächsten und übernächsten Jahre. Im Herbst 1753 unterwarf Fürst Moritz im königlichen Auftrage die neuen pommerschen Dörfer einer großen Musterung. Wo er in diesen Oktobertagen zu Wagen oder zu Kahn eintraf, mußte ihm in Tabellenform eine Uebersicht der Häuser und ihrer Bewohner, des Viehstandes und der Ackerverteilung eingehändigt werden; dann überzeugte er sich mit sicherem Blick, ob alles im Dorf so vorhanden war, wie es hier auf dem Papier stand, ob

man auch das Schulhaus und den Friedhof nicht vergessen hatte, ob die Gärten eingezäunt und die Felder abgegrenzt waren, und ob die Brunnen gutes Trinkwasser gaben. Bei der Benennung dieser pommerschen Kolonien bot sich Gelegenheit, hervorragenden Beamten und Offizieren eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Die damaligen Minister des Generaldirektoriums leben in den Ortsnamen Blumenthal, Bodenhagen, Vierecken, Happenwalde und Kattenhof fort, das auswärtige Amt wurde in Podewilshausen und Finkenwalde, das Justizministerium in Coccejendorf, Arnimswalde und Bismarcken geehrt, der vertraute Kabinettssekretär des Königs ist in Eichelhagen verewigt, und auf den Namen des Stettiner Kammerpräsidenten wurde das vorpommersche Aschersleben getauft. Forcadenberg, Rothenburg, Winterfelde, Kalckfteinen, Fouquettin erinnern an Friedrichs militärische Umgebung; minder bekanntem Verdienst ist in den Draheimschen Anlagen Schmidtenzihn, Schmalzenthin und Lehmanningen ein Denkmal gesetzt. Der Kammerpräsident erläuterte seine Vorschlagsliste dahin, daß für die Namen die landesüblichen Formen und Endungen gewählt seien; der König erklärte sich mit allem einverstanden und bemerkte nur, „daß je simpler solche Namens sein, je besser es damit sein wird.“

Andre Dörfer wurden in der Neumark angelegt, wo man an die Bewallung der Netze und Warthe heranging; in der Priegnitz, wo an dem Flüßchen Silge etwa eine Quadratmeile trocken gelegt wurde und zahlreiche wüste Feldmarken Ansiedlern Raum boten; in der Grafschaft Ruppin, im Teltow, im Lande Beeskow-Storkow. Wie in den Tagen der Germanisierung der Slawenländer fiel die erste Einrichtung des Dorfes einem Unternehmer zu, gewöhnlich dem Grundherrn oder Pächter des Rodelandes: einem Rittergutsbesitzer, wie es besonders bei den priegnitzischen Dorfgründungen geschah, einer Stadt oder einem königlichen Domänenpächter. Im Oderbruch hatten die Eigentümer, die angrenzenden Edelleute, der Johanniterorden und die Stadt Wriezen, als Beitrag zu den Meliorationskosten die Hälfte oder ein Drittel des entwässerten Landes dem Fiskus zu Dorfgründungen abzutreten und den Rest selbst zu besiedeln. Jeder Unternehmer verpflichtete sich gegen den König zur Ansetzung einer bestimmten Anzahl bäuerlicher Wirte. Es war verboten, zwei oder mehr Familien in dasselbe Haus zu legen. Erst wenn die vertragsmäßige Zahl erreicht war, durften weitere Familien in Arbeiter- oder Tagelöhnerstellung auf die Bauernhäuser verteilt werden.

Die Mehrzahl der neuen Bauern waren fremde Zuwanderer; auf den pommerschen Rodungen verbot der König Anfang 1751 ausdrücklich die Ansetzung von Landeskindern, nur zu Gunsten seiner alten Krieger gestattete er eine Ausnahme. Das einheimische Volk nannte die zugezogenen Gäste gemeinhin Pfälzer, weil die protestantische Auswanderung aus Zweibrücken den Kern des Kolonistenheeres bildete; schon entschlossen, jenseits des Weltmeeres in Pensylvanien sich eine neue Heimat zu gründen, hatten diese wackeren Rheinfranken 1747 von dem offenen Brief des Preußenkönigs gehört, der alle Heimatsmüde unter lockenden Bedingungen zur Einwanderung einlud, und sandten nun schleunigst zwei Vertrauensmänner nach Frankfurt an den preußischen Residenten Freytag, Abrede zu nehmen. Ein pommerscher Schriftsteller, der den neuen Landsleuten

öffentlich ein Willkommen zurief, verhieß sich von der Vermählung pommerscher Plumpheit mit pfälzischer Artigkeit eine vortreffliche Mischung, und ähnlich meinte König Friedrich selbst, der gern auf die „faule und schläfrige Haushaltung des einheimischen Landmannes“ und die „uralte pommersche Faulheit“ schalt, daß man solche Schläfrigkeit und Faulheit durch neues Blut korrigieren müsse. Diese Fremden schienen ihm nach dem ersten Eindrucke „ein guter Schlag von ehrlichen und wirtschaftlichen Leuten“. Den muntern Pfälzern folgten Rheinhessen vom Odenwald und württembergische Schwaben; aus der Nachbarschaft kamen mecklenburgische Bauern und schwedische Pommern, daheim von ihren Grundherrn hartherzig enteignet, auch Sachsen aus dem Kurfürstentum, sowie Böhmen und Polen, die letzteren doch zum großen Teil Träger guter deutscher Namen. Zuletzt, seit 1754, kamen Evangelische aus den österreichischen Gebirgslanden, denen der Religionseifer ihrer Kaiserin mit der Verpflanzung nach Siebenbürgen gedroht hatte; die protestantischen Reichsstände, durch deren Gebiet die Vertriebenen mit ihrer Habe zogen, gewährten ihnen freie Fahrgelegenheit bis an die preußische Grenze bei Halle.

In seiner rechtlichen und socialen Stellung erhob sich der Neubauer über die Masse der einheimischen Landbevölkerung. Abgesehen von einer Anzahl vorübergehender, nach Ablauf der Freijahre fortfallender Begünstigungen war allen Kolonisten, auf dem Lande wie in den Städten, für sich und ihre Nachkommen Freiheit von der Wehrpflicht zugesichert. Alles übrige wurde der Regel nach durch einen Versicherungsbrief, auch Hausverschreibung genannt, festgesetzt. Auf Domanialgrund wurden die Kolonisten als Erbzinsleute angesetzt, gegen Zahlung eines nach der Größe des Gutes bemessenen jährlichen Kanons, ohne Verpflichtung zu Frondiensten, aber unter dem Verbot, vor der dritten Generation das Anwesen zu verpfänden oder zu verkaufen. In den Erbzinsverschreibungen der auf ritterschaftlichem Grunde angesetzten Besiedler des Oderbruches finden sich in mäßiger Höhe, etwa für 24 Tage im Jahr, auch Frondienste ausbedungen, deren Ersetzung durch ein Dienstgeld in die Wahl des Erbzinsmannes gestellt wird. Auf den städtischen und ritterschaftlichen Neugründungen in Pommern scheinen Naturaldienste die Regel gebildet zu haben; vielfach erhielten hier die Erbzinsleute, ein Stand, den man in Pommern bisher kaum gekannt hatte, erst nach einigen Jahren auf ihr Ansuchen eine amtlich beglaubigte Verschreibung. Am ungünstigsten gestalteten sich die Verhältnisse der Neubauern in der Priegnitz, wo die ungern an die Dorfgründungen herangetretenen adeligen Grundherren von vornherein sich bedungen hatten, daß es ihnen freistehen sollte, die Kolonisten selbst auszusuchen und sich wegen der künftigen Leistungen nach Gefallen mit ihnen zu vergleichen. Der König, dem die Kammer über diesen Vorbehalt nicht berichtet hatte, war nachher sehr aufgebracht, als er hörte, daß verschiedene priegnitzische Herren, statt Erbkontrakte mit den Kolonisten zu schließen, sie als Leibeigene behandelt und dadurch zu heimlicher Entweichung veranlaßt hätten.

Auch anderwärts erschollen Klagen, begründete wie leichtfertige. Es hielt wahrlich schwer, diese aus allen Himmelsgegenden zusammengeströmten Tausende in die ihnen ungewohnten Zustände hinüberzuleiten, und gewiß fehlte es dabei

nicht an Mißgriffen. Als die Beschwerden aus Pommern, namentlich über grundherrliche Plackereien seitens einiger städtischen Magistrate, sich mehrten, erging am 6. Juni 1754 eine „strikte Ordre“ an die Stettiner Kammer, die ihr mit eindringlichen Worten zur Pflicht machte, den „auf Treu und Glauben in das Land gekommenen, hier aber gedrückten Kolonisten“ Hülfe zu bringen; der König sprach die Erwartung aus, daß noch ein paar redliche und unparteiische Leute unter den Räten der Kammer sein würden, denen man die Untersuchung der Beschwerden anvertrauen könne. Nun bereisten der Kammerdirektor und zwei Räte die sämtlichen Kolonien und erstatteten über die Aussage jeder einzelnen Bauernschaft dem Könige Bericht; in den meisten Dörfern hatten sie schon an Ort und Stelle Rat zu schaffen gewußt. Wo freilich die Fremdlinge der Landwirtschaft ganz unkundig waren, wo man statt Bauern gewesene „Peruquiers und Komödianten“ eingewiesen hatte, was zu Friedrichs gerechter Entrüstung wohl einmal vorgekommen ist, oder wo die angesetzten Hüfner zur Feldarbeit zu träge waren, da konnte keine Untersuchungskommission helfen. Schlechte Wirte lebten vom Holzverkauf, solange es zu roden gab, und ließen dann, statt den entholzten Plan zu bestellen, wilde Sprößlinge aus dem Wurzelwerk ausschlagen. So sind denn auch hier in Pommern viele der landfremden Leute wieder entwichen, und es blieb nichts übrig, als die Häuser und Aecker jetzt wohl oder übel doch Eingeborenen einzuräumen. Im ganzen aber hat sich das großartige Kolonisationswerk glänzend bewährt; die junge Pflanzung hat die schwerste Probe bestanden, die ihr auferlegt werden konnte, denn sie hat, kaum aus dem Boden geschossen, durch die Stürme des schreckenvollsten Krieges sich nicht entwurzeln lassen.

Als die Vorarbeiten für diese Siedelung bereits im vollen Gange waren, wurde dem Könige im Herbst 1749 von dem Propste Süßmilch, dem Verfasser des sieben Jahre vorher erschienenen bahnbrechenden Werkes über Bevölkerungsstatistik, eine Denkschrift vorgelegt, die den Nachweis führte, daß das Land an Ortschaften und Einwohnern gegen die Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege noch immer stark zurückstehe; daran knüpfte sich die Aufforderung zu kolonisatorischen Maßregeln. Den König, der schon 1746 durch das Generaldirektorium Erhebungen über das Zahlenverhältnis zwischen den Dörfern von jetzt und von damals veranstaltet hatte, verdroß der lehrhafte Ton des geistlichen Herren. Mit der für den aufgeklärten Despotismus charakteristischen Abneigung gegen die Heranziehung oder auch nur Zulassung staatsbürgerlicher Freiwilligkeit fertigte er die gutgemeinten Vorschläge mit recht spitzen Worten ab (18. September): Die angeführten Umstände seien keineswegs bisher unbekannt geblieben und die vorgetragenen Bemerkungen seien zum Teil wohlbegründet; aber der Einsender scheine nicht zu wissen, daß die Abstellung aller Mängel in einem Staatswesen zu gleicher Zeit und auf einmal unmöglich sei, daß es des weitesten Ueberblickes bedürfe, um bei der Verbesserung des einen Fehlers nicht neue und schlimmere zu begehen; in seinem Stande und Berufe werde er wohl daran thun, solche Dinge den zuständigen Kriegs- und Domänenkammern zu überlassen, um so mehr, als diese bereits hinreichend mit Anweisung versehen seien. So verletzend dieser Bescheid klang, so mag doch der Begründer der modernen

Bevölkerungslehre nach einigen Jahren es anerkannt haben, daß in der That nichts versäumt worden war: 90 neue Dörfer in Pommern, an die 50 im märkischen Oderbruch, 96 in der Priegnitz und der übrigen Kurmark und 30 bis 40 in der Neumark bildeten eine Liste, bei deren Musterung Süßmilch seine kühnsten Entwürfe übertroffen sehen mußte.

Die Gesamtzahl der dem Staate zugeführten Neubürger läßt sich nicht bestimmt nachweisen. Soviel ergibt sich, daß während dieser Friedenszeit allein in den neuen Dorfanlagen der Mark und Pommerns vier- bis fünftausend Familien angesetzt worden sind. Dazu kamen die auf bereits vorhandene Landgemeinden verteilten und die zahlreichen in die Städte aufgenommenen Kolonisten.

Wenigstens zum Teil erklärt sich aus diesem Fremdenzufluß das starke Wachstum der Volkzahl in den Jahren nach 1748. Eine Feststellung der Bevölkerungsziffer durch Zählung hatte in der preußischen Monarchie zum letztenmal im Jahre des Thronwechsels stattgehabt; man zählte damals 2 136 771 Einwohner, zu denen für die beiden bei Seite gelassenen Landschaften Geldern und Neufchatel noch etwa 84 000 gerechnet werden konnten. Im Juni 1747 ordnete König Friedrich die Wiederaufnahme wirklicher Zählungen an; damit wurde vom folgenden Jahre ab eine sichere Grundlage für die Statistik gewonnen. Die Ergebnisse übertrafen alle Erwartung. In Pommern und in der Kurmark vermehrte sich die Volksmenge von 1748 bis 1754 um mehr als ein Siebentel, in der Neumark in der gleichen Frist um mehr als ein Viertel. Aber auch die übrigen Landschaften wiesen stetige Zunahme auf. 1753, in dem letzten Friedensjahre, für das vollständige Angaben vorliegen, zählte die Civilbevölkerung der unter der Verwaltung des Generaldirektoriums stehenden Provinzen 2 616 567 Seelen, wovon 90 000 auf das neuerworbene Ostfriesland entfielen, sodaß seit 1740 die Volkszahl der alten Lande um 390 000 gestiegen war. Für Schlesien, wo noch keine wirklichen Zählungen stattfanden, berechnete man 1754 aus der Zahl der Geburten nach dem von Süßmilch gefundenen Verfahren eine Ziffer von 2 016 466, die freilich in gewaltiger Abirrung um fast 800 000 zu hoch gegriffen war, denn die Zählung von 1756 ergab nur 1 162 355 Einwohner. Die Bevölkerungszunahme der alten Lande während der nächsten Jahre in Ansatz gebracht, und die große Militärgemeinde des Staates einbegriffen, in der neben 150 000 Bewaffneten wohl mindestens an die 100 000 Weiber und Kinder mitzählten, wird für den Ausgang der Friedenszeit die Annahme von 4 100 000 Einwohnern gerechtfertigt erscheinen. Es war noch nicht ein Drittel der österreichischen Volkszahl von damals, noch nicht die Hälfte der großbritannischen, noch nicht ein Viertel der französischen.

Mit lebhaftem persönlichen Anteil begleitete König Friedrich die Ergebnisse der Zählungen. Dem Polizeipräsidenten Kircheisen zu Berlin erklärte er 1750, daß er in der Hauptstadt, deren Civilbevölkerung seit 1740 von 68 000 auf 89 000 gestiegen war, im Laufe des Jahres 1755 die Zahl 100 000 erreicht zu sehen erwarte. Freudestrahlend konnte Kircheisen am 22. Dezember 1754 melden, daß jetzt, die Garnison und ihren Anhang ungerechnet, 100 103 Einwohner in Berlin vorhanden seien: „sodaß Ew. Königlichen Majestät aller-

gnädigste Absicht und vor fünf Jahren mir erteilte höchste Befehle nunmehr bereits erfüllet sind.“ Eine Liste, die der Gouverneur Meyerinck desselben Tages vorlegte, verzeichnete eine Militärbevölkerung in der Höhe von mehr als einem Viertel der bürgerlichen: 25 255 Seelen, darunter 8938 Weiber und Kinder. Damals zählte Paris und London schon über eine halbe Million, Amsterdam über 200 000 Einwohner, und auch hinter Venedig, Rom und Wien blieb die preußische Residenz noch zurück; aber Hamburg und Danzig, Nürnberg und Dresden waren um mehr als die Hälfte überflügelt. An die Hauptstadt reihten sich Königsberg und Breslau mit über 50 000, Halle mit etwa 30 000 Einwohnern; Magdeburg und Stettin hatten das zweite Zehntausend noch nicht überschritten. Ueberhaupt kamen in den alten Provinzen und in Ostfriesland auf die Städte 30 bis 31 Hundertteile der Bevölkerung, auf das platte Land 69 bis 70.

Kaum minder als die Ziffern der Bevölkerungsstatistik befriedigten den König die Zustände der Finanzverwaltung.

Nicht als ob die Erträge der Steuern mit der Vermehrung der Einwohnerzahl gleichmäßig gewachsen wären. Nur die indirekte Besteuerung erzielte allmählich höhere Ergebnisse, der Betrag der direkten Abgaben dagegen stand ein für allemal fest. Es genügte dem König, daß die bestehenden Steuern regelmäßig einkamen, daß das Finanzsystem sich als leistungsfähig und erträglich erwies und eines guten Rufes erfreute. Selbst der französische Gesandte Latouche, der über fast alles, was er in Preußen kennen lernte, abschätzig urteilte, der über Coccejis Justizreform und persönlichen Charakter höchst gehässig den Stab brach und der ganzen Umgebung des preußischen Königs das Zeugnis der Borniertheit ausstellte, selbst ein Latouche gestand doch 1756 der preußischen Steuerverwaltung zu, sie sei in ihrer seit Alters bestehenden und nur im einzelnen allmählich vervollkommneten Form bewunderungswert. Sie verursache weder dem Könige noch den Steuerzahlern auch nur die geringsten Erhebungskosten: „und da jede Willkür ausgeschlossen ist, so weiß jeder Eigentümer, der die Steuerabstufung kennt, woran er ist; da keine Durchstechereien und keine Erpressungen bei diesem Erhebungsverfahren vorkommen, so beklagt sich, obgleich man viel zahlt, doch niemand“.

Die Steuerverfassung entsprach, wie schon bemerkt, der ständischen Gliederung der Gesellschaft und der wirtschaftspolitischen Scheidung von Stadt und Land. Die Kontribution des platten Landes, zugleich Staats- und Kommunalsteuer, indem von ihrem Ertrag ein kleiner Bruchteil für die Zwecke der Kreisverwaltung zurückbehalten wurde, kennzeichnete sich als eine Grundsteuer der Bauern und Kossäten in Verbindung mit einer Kopf- und Gewerbesteuer, die von den nicht grundbesitzenden Landbewohnern, den Hirten, Krügern, Büdnern und den wenigen auf den Dörfern geduldeten Handwerkern, Schmieden und Zimmerleuten, Böttchern und Stellmachern, Schneidern und Leinewebern, erhoben wurde. Während in den meisten Provinzen sich die Steuer nach dem in mehr oder minder zutreffender Weise festgestellten Reinertrag der Grundstücke

bemaß, hielt man sich in der Kurmark immer noch an das Kataster von 1624 und die alte Quotisation, wonach die Unterverteilung des auf sie entfallenden Betrages in das Ermessen der Kreise gestellt war. Die Belastung der Steuerpflichtigen war überall eine starke; doch war die Höhe der Aussaat, nach der sich gemeinhin der Steuerfuß regelte, durchweg sehr niedrig eingeschätzt, sodaß ein märkischer Bauer nahezu ein Drittel mehr aussäte, als die Steuerrolle annahm. Auch konnte sich der Bauer durch Nutzung der gemeinen Weide, die Erträge der Viehzucht und des Gartenbaues ein wenig helfen, und bei der allmählichen Preissteigerung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse wurde der Steuerdruck mit der Zeit thatsächlich geringer.

Oertliche Zuschläge zu der Kontribution, wie sie hier und da, zumal in Vorpommern und der Kurmark, zur Deckung bestimmter Ausgaben eingeführt waren und nach den für die Hauptabgabe maßgebenden Grundsätzen umgelegt wurden, erforderten eine Vervielfältigung der eine bequeme Zahlungseinheit darstellenden Kontributionsmonate, wobei in manchen kurmärkischen Kreisen bis auf achtzehn Monate im Jahre gegangen wurde. Die schwerfällige Unübersichtlichkeit des Verfahrens begünstigte Uebervorteilungen der Steuerzahler, Untreue der Kassenbeamten. Der König sagt 1752 von den Provinzialkassen, wohl ungerecht verallgemeinernd, er habe sie bei seinem Regierungsantritt in rechter Verwirrung vorgefunden: „die Einnehmer legten niemanden Rechnung ab, und wenn sie gestohlen hatten, ließen sie die Provinz einen Kontributionsmonat mehr bezahlen, als sie gehalten war.“ Die Unterschleife des Rendanten Liebeherr, die, um mehrere Jahre zurückliegend, erst im Winter auf 1748 aufgedeckt wurden, ließen durchgreifende Aenderung als unerläßlich erscheinen. Der König verfügte, daß die dem Staate zu entrichtende direkte Steuer als eine fixierte, ein für allemal feststehende, nicht zu erhöhende zu betrachten sei, und befahl auch für die Geldbedürfnisse des Kreises genaue, nicht zu überschreitende Anschläge zu entwerfen. Nun ließ sich die erforderliche Gesamtsumme glatt und gleich auf die zwölf Monate verteilen; was etwa an „unfixierter“ Kontribution, jener sehr unerheblichen Kopfsteuer der Nichthüfner, bei Zunahme der Bevölkerung mehr eingenommen wurde, kam dem Kreise zu gute. Die neue Instruktion für das Generaldirektorium setzte dann im nächsten Sommer das „Principium regulativum“ fest, „daß bei dem Kontributionswesen niemals etwas erhöht, sondern, wenn es die Umstände der Leute erfordern, eher abgesetzt werden soll, indem Sr. Majestät mit einem großen Quanto auf dem Papier um so weniger etwas gedienet ist, da Sie solches noch niemals richtig und völlig erhalten können, sondern zuletzt, und wenn die armen Unterthanen ganz entkräftet und zum Teil durch Executiones ruiniert sind, daran dennoch ein Ansehnliches abschreiben und niederschlagen, auch wohl gar noch dazu zu Retablierung der Unterthanen aus Dero Kassen ein Ansehnliches herschießen müssen.“ So hatte denn auch das Generaldirektorium eine entsprechende Summe Geldes jährlich zur Verfügung, um Steuernachlässe gewähren und für Brandschäden und bei Viehsterblichkeit den Bauern aufhelfen zu können. Zunächst aber galt als Regel, daß bei Verlusten durch Feuer und Wasser, Hagel, Frost und Mißwachs der Kreis und die Grundherrschaft sich der Geschädigten anzunehmen und ihnen nach festen Abstufungen

angemessenen Nachlaß an staatlichen wie grundherrlichen Abgaben zuzubilligen hatten, ohne daß deshalb das vom Kreise für den Staat aufzubringende Fixum verkürzt werden durfte. Nur im äußersten Notfalle sollte es einem Kreise gestattet sein, zur Deckung außerordentlicher Ausgaben die Ausschreibung eines Extramonats zu beantragen, und niemals durfte sie, weder durch den Kreis, noch durch die Kammer, noch durch das Ministerium, „ohne Unsere spezielle, höchsteigenhändige Approbation" erfolgen. Die Erregung, in welche den König die Entdeckung jener Unterschleife versetzt hatte, klingt in der zornigen Drohung nach: „Wan Sich die Domainen Camern unterstehen Neüe Anlagen zu machen So mit des Königs eigne handt nicht legitimiret seindt, es seie mit Contributiones, wie es vor diesen die Renteyeinnehmer gemacht haben, So Sol der President mit Infamer Cassassion damit bestrafet werden, ist er von adel Degradiret und auf Seine Lebetage in der Carre . . . das Directorium sol alle Cassen NachSehen, die Berlinsche Contribuzion Casse und dieselben aus denen provintzen, ob sich nicht mehr Sibhern finden, und mus jetzunder der alte Sauerteig außgefeget werden. Des Landes Interesse ist des Königs und Mus Mit der Schärfe darnach gesehen werden, das richtige rechnungen und jährliche Schlüße ordentlich gemacht werden, ob einer die Stände und bauren betriget oder den König Imediat, ist ein thundt, und wehr Sich von Solchen Schelmen bestechen läßet, der meritiret den Strang; es Sitzen dergleichen noch im Directorio, ich nenne keinen Menschen, aber Sie mögen Sich in acht nehmen, den der Häller ist gleiche Strafe mit den Dip wert."

Daß der Kreis für den richtigen Eingang der auf ihn entfallenden Kontributionssumme einzustehen hatte und daß in letzter Linie der einzelne Rittergutsbesitzer für die Steuern seiner Bauern haftbar blieb, darin erhielt sich die Erinnerung an den ursprünglichen Charakter der Kontribution als eines dem Landesherrn bewilligten Matrikularbeitrags der Ritterschaft. So hatten in früherer Zeit, als diese Bewilligungen nur von Fall zu Fall erfolgten, oft genug nicht bloß die bäuerlichen Hintersassen von ihren Hufen, sondern auch die adeligen Grundherren von den ihren gesteuert. Seit aber unter der Regierung des großen Kurfürsten die Kontribution eine stehende Jahresabgabe geworden war, hatte der Adel in der Mehrzahl der Provinzen sich dessen entwöhnt und die ganze Steuerlast auf die Bauern abgewälzt; der Landesherr hatte dagegen nichts einwenden können, weil nur durch dieses Zugeständnis die Abneigung der Stände gegen regelmäßige Besteuerung zu überwinden war. Ja, Friedrich Wilhelm I. hatte seitdem ausdrücklich den Grundsatz anerkannt, daß in den Roßdiensten der adeligen Güter ein begründeter Anspruch auf Steuerfreiheit liege. Doch war es in Pommern noch jetzt vielfach Brauch, daß der Grundherr zwar nicht für seine eignen Hufen steuerte, wohl aber für die seiner Grundholden einen Teil der Staatssteuer zuschoß. Sodann aber war in Ostpreußen und Litauen, wo der Adel seit Alters ununterbrochen steuerpflichtig gewesen war, bei der Grundsteuerreform der Jahre 1715—1719 der Grundsatz der Steuergleichheit für Edelleute und Bauern streng durchgeführt worden. Diesem Vorgang folgte König Friedrich, wenn er in seiner neuen Provinz Schlesien die Ritterhufen wenigstens annähernd so hoch wie die bäuerlichen mit Steuern belegte.

Wo sonst eine Besteuerung des ritterschaftlichen Besitzes statthatte, beschränkte sie sich auf den jährlichen Lehnskanon, durch den die Vasallen auf das Drängen Friedrich Wilhelms I. den sich in die moderne Wehrverfassung nicht mehr einfügenden Roßdienst hatten ablösen müssen. Die Neuerung, die durch die daran geknüpfte Aufhebung des Lehnsverbandes den Beteiligten annehmbarer gemacht wurde, war zunächst in Brandenburg, Magdeburg-Halberstadt und Hinterpommern, später auch in Preußen durchgeführt worden; Friedrich II. dehnte sie jetzt (1749) auf Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen aus. Der Gesamtbetrag dieser Steuer war gering. Unter den mehr als vier Millionen, welche die alten Provinzen an Steuern aufbrachten, stellte der Lehnskanon nur einen Posten von 60 000 Thalern dar.

Etwa die Hälfte der gesamten Abgabenlast entfiel in Gestalt einer indirekten Steuer auf die Städte, denn ihre Accise brachte dem Staate um die Mitte des Jahrhunderts bereits nahezu zwei Millionen Thaler ein. Wenn diese Verteilung dem Zahlenverhältnis zwischen städtischer und ländlicher Bevölkerung nicht ganz entsprach, so entnahm doch der Landmann einen großen Teil seiner Bedürfnisse aus der Stadt und wurde dadurch von den Wirkungen der auf die Städte gelegten Steuer mit erreicht. In einer der heutigen Unterscheidung von Verbrauchs- und Verkehrssteuer wenigstens ungefähr entsprechenden Gliederung traf diese Steuer als „Konsumtionsaccise" ziemlich sämtliche eingehende oder am Ort erzeugte Waren, sofern sie zum Absatz in der Stadt selbst bestimmt waren, als „Handlungsaccise" dagegen den Großhandel und den Jahrmarktsverkehr. Je umfassender die Steuer war, um so niedriger hatten die Sätze für die einzelnen Gegenstände bemessen werden können. Von den Erträgen deckte nach Abzug der Betriebskosten ein Teil den städtischen Matrikularbeitrag zur Kontribution, in der vor Alters festgesetzten Höhe; eine zweite feste Summe waren die sogenannten Kompetenzgelder der Stadtkämmerei für die Aufgaben der örtlichen Verwaltung; was darüber hinaus einkam, floß wieder dem Staatssäckel zu.

Und diese Ueberschüsse vermehrten sich in der Mehrzahl der Provinzen von Jahr zu Jahr. Die Einnahme des Staates aus der kurmärkischen Accise stieg in dem Jahrzehnt von 1727 bis 1737 von 365 000 auf 450 000, im nächsten Jahrzehnt auf 680 000 Thaler, während für das platte Land die Kontribution mit den hier ortsüblichen Zuschlägen auf der Höhe von 420 000 Thalern blieb, ein Beispiel dafür, wie das gegenseitige Verhältnis der ländlichen und städtischen Steuererträge sich allmählich verschob. Das starke Wachstum gerade der kurmärkischen Accise wurde wesentlich der Vergrößerung und dem Aufblühen der Hauptstadt verdankt, die bei dem Thronwechsel von 1740 mit 297 778 Thalern den zwölften Teil der gesamten Staatssteuer aufbrachte. Ebenso trug in Ostpreußen Königsberg an Accise mehr als die übrigen Städte der Provinz insgesamt. Im Herzogtum Magdeburg, dem geographisch zerrissenen, von fremden Staaten rings umschlossenen, auf den Durchfuhrhandel angewiesenen Gebiet, dessen Städte die Accise nur unwillig angenommen hatten, vermehrten sich gleichwohl die an den Staat abzuführenden Accise-Erträge in der Zeit zwischen 1734 und 1760 von 200 000 auf 243 000 Thaler. Doch waren hier und im

benachbarten Fürstentum Halberstadt die Ergebnisse dieser Besteuerung sehr schwankend; noch weniger aber befriedigten sie in den ganz in fremde Umgebung hineingestreuten rheinisch-westfälischen Provinzen, für die der König sich in der Folge zur Aufhebung des von seinem Vater in harten Kämpfen durchgesetzten Steuersystems entschließen mußte. Einstweilen war er jedesmal sehr ungehalten, wenn in einem Steuerbezirke die Accise-Einnahmen hinter dem Anschlage zurückblieben, weil er die Ergebnisse gerade der Accise als den Gradmesser für die wirtschaftliche Wohlfahrt, für das Gedeihen von Handel und Gewerbe betrachtete: „Meiner Ansicht nach besteht der größte Fehler darin," bemerkt er anläßlich eines Steuerausfalles dem Halberstädter Kammerpräsidenten, „daß die Kammer nicht genug Acht auf die Accise hat und sich des Accisewesens nicht gehörig annimmt, um monatlich zu penetriren, ob die bei denen einkommenden Accise-Extraits angeführte Raisons vom Minus wahr oder prätextiret sein." Schon jetzt also geneigt, in dem Ungeschick oder der Gleichgültigkeit seiner Steuerbehörden die Ursache aller wirklichen oder vermeintlichen Mißerfolge zu sehen, hat er doch zur Zeit noch an die bestehenden Einrichtungen der Acciseverfassung nicht gerührt; nur daß die Tarife hier und da den wirtschaftlichen und handelspolitischen Bedürfnissen entsprechend abgeändert wurden.

Accise und Kontribution waren ihrer Bestimmung nach Wehrsteuern oder, wie man zu sagen pflegte, Kriegsgefälle; ausschließlich für die Unterhaltung des stehenden Heeres hatten sie vor Zeiten die Stände bewilligt. So beträchtlich nun dieses Heer im Laufe eines Jahrhunderts angewachsen war, reichten die Kriegsgefälle für ihren Zweck bei weitem nicht mehr aus. Deshalb hatte schon seit den Anfängen Friedrich Wilhelms I. die Domänenverwaltung, deren Erträge von Hause aus nur für den Beamtenstaat und den Hofhalt bestimmt waren, für die Heereskosten miteintreten müssen; alljährlich wurde der Generalkriegskasse aus der Generaldomänenkasse — denn die Zweiung des Kassenwesens bestand auch nach der Zusammenlegung der beiden großen Verwaltungszweige noch fort — ein Zuschuß geleistet. Zwischen 1713 und 1740 von einer halben Million auf eine ganze angewachsen, wurde dieses „Adiutum" im ersten Jahre der neuen Regierung sofort auf etwas mehr als anderthalb Millionen festgesetzt und betrug im Rechnungsjahre 1755/56 1 766 682 Thaler, obgleich sich dem Heere aus den ganz getrennt verwalteten schlesischen Einkünften inzwischen noch eine andere, sehr ergiebige Geldquelle erschlossen hatte.

In die Generaldomänenkasse flossen außer den Pachtschillingen der Staatsgüter und den Einnahmen der Forstverwaltung noch alle Einkünfte aus nutzbaren Hoheitsrechten: die Ueberschüsse der Post, der Schlagschatz der Münze, die Erträge des Salzregals, die Hebungen der Zollstätten. Etwas mehr als der vierte Teil dieser Einnahmen blieb zur Deckung der örtlichen Verwaltungskosten in den Provinzen zurück; die Generalkasse hatte dann noch über etwa vierthalb Millionen zu verfügen und war bei der peinlichen Sparsamkeit des Verwaltungsbetriebes und des Hofhaltes alljährlich in der Lage, außer jenem Zuschuß für die Heeresverpflegung noch einen ansehnlichen Sparpfennig in den Staatsschatz abzuführen.

Den Staatsschatz hatte König Friedrich Wilhelm zu sammeln begonnen

und damit erst dem Staat volle Kriegsbereitschaft verschafft. Denn ohne den Schatz hätte das starke und wohlgeübte Heer kaum an den Feind gebracht, geschweige denn längere Zeit im Felde unterhalten werden können: die laufenden Einnahmen reichten zu den Kosten der Kriegsführung nicht hin, und wieder wie im spanischen Erbfolgekrieg zu fremden Hülfsgeldern Zuflucht zu nehmen, davon mußte die Erinnerung an die politische Unterordnung unter hochfahrende Subsidienspender abschrecken, in die man damals geraten war.

Wie in der germanischen Urzeit der Königshort neben geprägtem Gold auch allerlei Kleinodien barg, so hatte Friedrich Wilhelm nicht bloß Münzen und Barren in den Kellern seines Schlosses aufgehäuft, sondern auch Geräte von gediegenem Silber, kostbare Tische und Spiegelrahmen, fertigen lassen, immer in dem Gedanken, daß in der Stunde der Bedrängnis dereinst diese Prunkstücke der gemeinen Sache zum Opfer gebracht werden könnten. Im Auslande gingen über den Schatz des großen königlichen Sparers die übertriebensten Gerüchte um; nicht über zwanzig Millionen, wie die fremden Gesandten wissen wollten, sondern 8 485 697 Thaler lagen beim Tode des alten Königs im Schatzgewölbe; dazu bildete eine weitere, gleichfalls völlig bereit gestellte Summe von 1 570 729 Thalern den Grundstock eines zweiten Schatzes. Im ersten schlesischen Krieg verminderte sich dieser Bestand um mehr als zwei Drittel, denn im Juni 1742 waren nur noch 3 000 119 Thaler im Schatze. Zwei Jahre darauf, am 12. Juni 1744, am Vorabend des zweiten Krieges, hatte er sich wieder auf 5 740 119 Thaler gehoben. Nun aber erschöpfte ihn dieser neue Krieg bis auf die letzte Neige; am 28. Oktober 1745 wurden nur 2298 Thaler gezählt. Bei nächtlicher Weile ward aus dem Königsschlosse der vielbewunderte silberne Chor des weißen Saales in die Münze geschafft — so hatte einst Kaiser Lothar, da er vor seinen Brüdern von Aachen floh, den kunstvollen Silbertisch aus dem Erbe Karls des Großen zerschlagen lassen, um seine Anhänger lohnen zu können.

Nach dem Dresdner Frieden hat der Schatz sich sehr schnell wieder gefüllt, da von jetzt außer dem „Tresorquantum" der Generaldomänenkasse die beträchtlichen Ueberschüsse der Verwaltung von Schlesien zum großen Teile dem Schatze überwiesen wurden.

Entsprechend der noch zu erörternden Sonderstellung der neu erworbenen Provinz war auch die Finanzverwaltung Schlesiens ganz unabhängig von der Berliner Zentralbehörde, sodaß das Generaldirektorium und seine beiden großen Kassen mit der Erhebung, Verausgabung und Verrechnung der schlesischen Domäneneinkünfte und Steuern nicht das Mindeste zu thun hatten. Der etatsmäßige Ueberschuß des schlesischen Haushaltes betrug 800 000 Thaler; diese Summe hatte die Breslauer Provinzialkasse wieder nicht an die Generalstaatskassen, sondern an den König unmittelbar abzuführen. Sie bildete mit jener grundsätzlich zur Speisung des Schatzes bestimmten Leistung der Generaldomänenkasse und den sonstigen, von Jahr zu Jahr wachsenden Ueberschüssen der altländischen Verwaltung einen im Verhältnis zu dem gesamten Staatseinkommen sehr beträchtlichen Dispositionsfonds, über dessen Verwendung der König keinem seiner Minister, keiner seiner Behörden, selbst nicht der Oberrechenkammer

Auskunft erteilte. Die Einheitlichkeit und Uebersichtlichkeit des Staatshaushaltes, wie sie Friedrich Wilhelm I. mit großer Mühe hergestellt hatte, ging damit freilich sofort wieder verloren. Das Generaldirektorium zu Berlin und das schlesische Ministerium zu Breslau wirtschafteten, ohne die geringste Berührung miteinander, ein jedes nach seinem besonderen Etat; dadurch aber, daß beide von ihren Einnahmen einen großen Bruchteil zur unmittelbaren Verfügung des Königs abzugeben hatten, war es thatsächlich zur Aufstellung und Führung noch eines dritten, wiederum ganz isolierten Etats gekommen, aus dem dauernd die gesamte außerordentliche Staatsausgabe bestritten wurde. Umfang und Bedeutung dieses dritten, den geordneten Organen der Finanzverwaltung entrückten Etats erhöhte sich nun fast von Jahr zu Jahr; denn die beiden andern mußten auf ziemlich jedes neue Mehr ihrer Einnahme sofort zu seinen Gunsten verzichten, während folgerichtig auch die wichtigsten neuen Ausgabentitel in die außerordentliche Rechnung eingestellt wurden. Der Stamm des von Friedrich Wilhelm gepflanzten und liebevoll gepflegten Baumes stockte und vertrocknete, der Nebenschößling aus wilder Wurzel wuchs sich in üppiger Wucherung aus.

Es war das System der Kabinettsregierung in seiner Anwendung auf das Finanzwesen. Den berufenen Fachministern wurde der Einblick in den Zusammenhang der Geldwirtschaft des Staates verschlossen. König Friedrich beklagt sich in dieser Friedenszeit einmal, daß kein einziger seiner Minister — selbst Boden wird nicht ausgenommen — sich auf das verstehe, was man die große Finanz nenne. Wollte er sich für künftig einen Sully oder Colbert erziehen, so durfte er die Männer seiner Wahl nicht auf die Stufe von Kassenvorstehern hinabdrücken.

Ihrem Wesen nach eine bedenkliche Einrichtung, zeichnete sich doch die große königliche Dispositionskasse durch eine ebenso weise wie sparsame Verwaltung aus. In erster Linie war sie die Vorhalle des Schatzes. Bis zum Sommer 1756 hatte sich der Schatz durch die unausgesetzten Ueberweisungen aus der Dispositionskasse auf 13 377 919 Thaler gehoben; außerdem aber hatte der König seit 1750 aus der gleichen Quelle eine Anzahl kleinerer Sammelbecken für die Bestreitung bestimmter, sich im Kriegsfalle ergebender Bedürfnisse gefüllt: den sogenannten kleinen Schatz im Betrage von 866 655 Thalern für die allgemeinen Zwecke der Mobilmachung; eine Remontekasse, um die Ueberzähligen von der Kavallerie beritten zu machen und den Bedarf an Pferden während zweier Feldzüge zu ergänzen; eine Montierungskasse; einen eisernen Bestand für die Generalkriegskasse, um sie in den Stand zu setzen, den Sold für das Heer jederzeit auf einen Monat vorauszubezahlen; einen entsprechenden Bestand bei der Generaldomänenkasse, aus dem sie etwaige Einnahmerückstände auslegen sollte.

Den Schatz ins Ungemessene zu vermehren, zu sammeln um des Sammelns willen wie ein Harpagon, war des Königs Absicht nicht. So hatte er in der Friedenszeit zwischen den beiden ersten Kriegen den etatsmäßigen Schatzbeitrag wesentlich gekürzt, um dringende Ausgaben decken zu können. Wiederum aber lehrten die Erfahrungen des zweiten Krieges, wie unerläßlich es sei, für

eine Reihe von Feldzügen das Geld im Kasten zu haben. „Preußen," so mahnt der König seine Nachfolger, „hat weder ein Peru, noch reiche Handelsgesellschaften, noch Banken, noch sonstige Hülfsquellen wie Frankreich, England, Spanien. Preußen hat nur seine laufenden Einkünfte, und im äußersten Notfall kann man als Anleihe im Lande höchstens zwei Millionen erhalten" — im letzten Kriege hatte man die Probe darauf gemacht. Zwanzig Millionen bezeichnet Friedrich 1752 als die für einen vierjährigen Krieg erforderliche Summe, sie zu ersparen erschien Pflicht; war aber der Schatz einmal auf diese Höhe gebracht, so war in der Finanzverwaltung freiere Bewegung möglich. Inzwischen bricht in Friedrichs Aeußerungen überall die schmerzliche Empfindung durch, daß die Mittel des Staates allzu knapp sind, daß auf so manche gemeinnützige Maßregel noch verzichtet werden muß. Seit lange, so erklärt er, liegt ihm am Herzen die Einrichtung einer Heimstätte für zweihundert Offizierswitwen, die Stiftung einer Kriegsakademie, die Gründung von Findelhäusern; aber noch immer haben sich die Mittel nicht ausfindig machen lassen. Unter den Steuern sind zwei, die ihm „das Herz bluten lassen": das Kavalleriegeld, das die Dörfer zu der sonstigen Steuer anstatt der ehemaligen Naturalverpflegung von Mann und Roß zahlen, und der Servis, die Abgabe, welche die städtischen Bürgerschaften zur Entschädigung der mit Einquartierung belegten Hauswirte leisten. Beides würde sich mit einem jährlichen Opfer von je 150000 Thalern beseitigen lassen; aber so geringfügig die Summe ist, der Staat kann sie noch zur Zeit nicht entbehren, wo nach einem kostspieligen Kriege die Regimenter neu ausgerüstet, die Festungen ausgebaut, die Magazine und der Schatz neu gefüllt werden müssen.

Friedrich durfte sich sagen, daß er für sich selbst allen ein Beispiel der Sparsamkeit und Enthaltsamkeit gebe. Wie sein Vater bezog er vom Staate jährlich 52000 Thaler an Handgeldern, 20000 an Reisegeldern, dazu noch einen Teil der Einkünfte seiner kronprinzlichen Hofhaltung und 5000 Thaler aus den Erträgen der eingezogenen Herrschaft Biegen, die als Lehen durch die Hände verschiedener moskowitischer Würdenträger, der Menschikow, Biron, Münnich, gegangen und nach dem gleichförmigen traurigen Geschick, welches diese Größen nacheinander ereilt hatte, jedesmal unter staatliches Sequester gestellt worden war. Diese seine Pension aus der Staatskasse — so bezeichnet Friedrich die persönliche Ausstattung — ging indes, wie er versichert, fast ganz auf kleine militärische Ausgaben, namentlich für die Gardetruppen, auf. Deshalb hielt er es für gerechtfertigt, sich aus jenen großen, in seiner Dispositionskasse zusammenfließenden Summen ein monatliches Taschengeld von 10000 Thalern, gewiß wieder ein sehr bescheidenes Scherflein, anzuweisen. Der „Hofstaats- und Fourage-Etat", auf dem die Gehälter der Hofbeamten und der Dienerschaft standen, war sofort nach dem Thronwechsel um mehr als die Hälfte erhöht, von 82000 auf 220000 Thaler gebracht worden, und die gleichfalls erheblich vermehrten Unterhaltungskosten der königlichen Kapelle hatte damals die Generaldomänenkasse übernommen.

„Wenig für sich selbst ausgeben," so legt Friedrich 1752 in dem politischen Testamente seine ökonomischen Grundsätze dar, „am rechten Orte und

dann hinreichend spenden, Erleichterung schaffen, ehe es zu spät ist, den Hülfsbedürftigen schon entgegenkommen, den Pfennigen des Staates ein guter Haushalter sein, sie ohne Unordnung und sparsam verwalten, das sind königliche Eigenschaften, die ebenso weit von dem Geiz wie von der Verschwendung entfernt bleiben. . . . Wer dies Land regiert, wird schnell gewahr werden, daß er keine anderen Hülfsmittel an Gelde hat, als die, welche er während des Friedens zu gewinnen weiß. Dann darf er auch taub sein gegen das Gerede der Leute und ihre schiefen Urteile verachten. Sie urteilen nach ihrer falschen Kenntnis und würden ganz wie Ihr denken, wenn Ihr ihnen Eure Gründe mitteiltet. Man muß sich an sein System, wenn es einmal wohl entworfen ist, auch halten und seines Weges gehen, ohne sich durch das Zirpen der Grillen oder das Quaken der Frösche — Friedrich denkt an den römischen Wanderer in der Erzählung des Trajano Boccalino — ablenken zu lassen."

Er selbst habe nach allen seinen Kräften gestrebt, die Macht des Staates und die Stärke des Heeres zu mehren. Aber die Nachwelt möge nicht denken, in diesem Staate sei bereits alles geleistet; sie müsse eingedenk bleiben, daß alles, was sie in den einzelnen Bereichen gethan finde, nichts sei im Vergleich zu dem, was noch zu thun bleibe. „Da das Leben kurz und da meine Gesundheit schlecht ist, so nehme ich nicht an, daß ich irgend einen meiner Entwürfe zur Vollendung bringen kann; aber ich glaube der Nachwelt darüber Auskunft geben zu müssen, denn ich habe alle diese verschiedenen Dinge prüfen lassen, und mit der Kenntnis, die ich davon habe, denke ich die Nachwelt auf den richtigen Weg zu leiten und ihr die Mittel an die Hand zu geben, aus diesem Lande einen der volkreichsten und blühendsten Staaten zu machen."

Es sind vor allem Entwürfe zur Erweiterung der Industrie und zur Hebung des Handels, von denen der König sich solchen Aufschwung verspricht. Damit eröffnet sich uns der Ausblick auf ein neues weites Feld seiner umfassenden Herrscherthätigkeit. Aber wie diese Entwürfe nicht zum mindesten an die neu erworbenen Provinzen, Schlesien und Ostfriesland, anknüpften, so wird es geboten sein, den königlichen Staatswirt vorerst an jene Stätten zu begleiten und ihn bei der Einordnung der Neulande in das bestehende Staatsgefüge Hand anlegen zu sehen.

Vierter Abschnitt.

Die neuen Provinzen.

Bei allen früheren Erwerbungen der Hohenzollern hatte der landschaftliche Sondergeist, die ablehnende oder doch zuwartende Sprödigkeit der neuen Unterthanen einen natürlichen Rückhalt an den landständischen Einrichtungen gefunden. In Preußen wie am Rhein und in Westfalen, in Pommern wie in Magdeburg stand zur Zeit des Anheimfalls an Brandenburg die Landesverfassung noch ungebrochen, um nun der Zentralisationspolitik der neuen Landesherrschaft offen oder versteckt, hier stärker und dort schwächer, Widerstand zu leisten.

Anders in Schlesien. Die ständische Verfassung war in der habsburgischen Zeit verkümmert, die Landesvertretung ganz in Abhängigkeit von der kaiserlichen Verwaltungsbehörde, dem Breslauer Oberamt, dessen Direktor ihr Vorsitzender war. Die Bürgermeister der in der dritten Kurie vertretenen Immediatstädte wurden von der Regierung eingesetzt, in der Kurie der Erbfürstentümer saßen die gleichfalls von der Regierung ernannten Landeshauptleute, neben denen die dieser Kurie angehörende Hauptstadt Breslau mit ihrer vereinzelten Stimme nicht zur Geltung kam. Von den fünf Stimmen der Fürstenkurie aber führten drei, die für Sagan, Münsterberg und Oels, Reichsfürsten, deren Interessen außerhalb der schlesischen Grenzen lagen, ein Lobkowitz, ein Auersperg und ein württembergischer Prinz, die vierte stand dem gleichfalls landfremden Bischof von Breslau zu, während die eingeborenen schlesischen Standesherren nur mit einer Gesamtstimme bedacht waren.

So konnte es geschehen, daß diese Verfassung unbeweint, ja fast unbemerkt, zu Grabe getragen wurde. Als die Kassendeputation der Stände im ersten Kriegsjahre bei dem preußischen Feldkriegskommissariat gegen die Zwangseintreibung rückständiger Steuern Verwahrung einlegte, wurde sie in einem schroffen Antwortschreiben einfach als die „gewesene“ Kassendeputation betitelt und erhielt demnächst den weiteren Bescheid, daß der König von Preußen „des bisherigen in Schlesien üblichen conventus publici und damit verknüpft ge-

wesenen Generalsteueramtes der löblichen Herren Fürsten und Stände nicht mehr bedürfe“. Reichliche Gnadenbeweise bei der Huldigung der niederschlesischen Stände im November 1741, die freigebige Verteilung von Fürsten- und Grafentiteln, Erb- und Hofämtern ließ die schlesischen Standesherren und Edelleute den stillschweigenden Untergang einer Verfassung, die ihnen geringe oder gar keine Vorrechte und Vorteile geboten hatte, leicht verschmerzen.

Viel lebendiger als die politischen Ansprüche und der landschaftliche Selbständigkeitstrieb waren in Schlesien die religiösen Gegensätze.

Wie laut ertönte der Jubel, mit welchem die schlesischen Protestanten das Einrücken des preußischen Heeres begrüßten. Aber als man in das katholische Oberschlesien kam, warnte Marschall Schwerin den König, alles Volk zwischen Neisse und Oder sei sein geschworener Feind. Wo die Bevölkerung gemischt war, verlebte die Minderzahl diese Zeiten der Auflösung und Neugestaltung in Furcht und finsterem Mißtrauen. In Schweidnitz waren die Jesuiten jeden Augenblick darauf gefaßt, ihr Ordenshaus vom Volk gestürmt zu sehen, in Nimptsch meinte der katholische Bürgermeister vor seinen eigenen Stadtkindern des Lebens nicht sicher zu sein, während in Breslau die Evangelischen sich schaudernd von den zu ihrer Niedermetzelung bestimmten Messern erzählten, die in den beim Schuster Altvater entdeckten Kisten verborgen gewesen seien. Diese Breslauer Protestanten haben am 10. April 1741, als der Ostwind den Schall der Kanonenschläge vom Mollwitzer Schlachtfelde das Wasser heruntertrug, ihre Kinder angehalten, zum Gebet für den Sieg der Preußen auf die Kniee zu fallen, und wieder am Morgen von Hohenfriedberg versammelten sich überall in der protestantischen Umgegend, so weit man die Geschütze donnern hörte, die Gemeinden mit ihren Geistlichen zu brünstigem Gebet, daß Gott sie nicht wieder in die Hände ihrer Verfolger gebe. Die Katholiken aber verhehlten ihre Gesinnung ebensowenig: als bei der Breslauer Huldigungsfeier nach der Predigt das Danklied angestimmt werden sollte, da verließ die Mehrzahl der Kirchgänger weinend das Gotteshaus, um nicht mitsingen zu müssen.

Neben dem Bekenntnishader trugen in der wirren Uebergangszeit noch andere Leidenschaften Gärung in die Gemüter. „Der Adler hat nur einen Kopf und Hals, der wird wohl nicht so viel fressen, als der vorige,“ rief ein biederer Breslauer, als er am Oberamtshause den Doppelaar seinem preußischen Nachfolger Platz machen sah. Der gemeine Mann, vor allem der hauptstädtische Kleinbürger, erwartete von dem sich vorbereitenden Wechsel der Landesherrschaft den Anbruch eines goldenen Zeitalters, die Erfüllung aller seiner Wünsche, die Heilung aller sozialen Gebrechen. „Erschienen ist der herrlich Tag“ — so verkündete mit den Eingangsworten des bekannten Chorals ein Bänkelsängerlied die Ankunft der Preußen in Schlesien, und ein anderes evangelisches Kirchenlied mußte sich eine profane Beziehung auf die allgemein erhoffte Abschaffung der verhaßten Accise gefallen lassen:

Nun ruhen all' Acciser,
Weil Preußen, der Erlöser,
Befreit uns von der Last.

Und somit konnten in Breslau die „Kräuter“ — so nannte man die vorstädtischen Gemüsegärtner — von den Fleischern ohne Mühe aufgereizt werden, das Accisehaus zu stürmen und zu verwüsten; die Brauer und Krätschmer aber sperrten den Klöstern ihren einträglichen Bierschank und nahmen bei den Prämonstratensern von St. Vincenz etliche Fässer in Beschlag, und die Zünfte insgemein verlangten, daß die frommen Väter ihre nichtzünftigen Handwerker entlassen sollten. Fliegende Buchhändler tauchten auf und verkauften Schriften zur Verherrlichung der Preußen, auf dem Buttermarkt aber ereiferten sich die Hökerinnen für und wider König Friedrich bis zu Thätlichkeiten. Vollends am Tage nach der entscheidenden Schlacht konnte man in Breslau an jeder Straßenecke irgend einen Redner in einer lauschenden Gruppe stehen sehen, und vor dem Kornschen Laden riß sich das Volk derart um den ersten Schlachtbericht mit seiner fabelhaften Kunde von 12000 österreichischen Toten, daß der Buchhändler das Gitter vor seinem Gewölbe schließen mußte und die Drucke durch die Eisenstäbe hinausreichen ließ; ingrimmig spotteten die Katholischen:

Die Handlung steiget hoch empor,
Die Lügen sind nicht teuer,
Herr Korn verkauft sie bogenweis,
Zwölftausend für sechs Dreier.

Dagegen hatte sich die Breslauer Kaufmannschaft bei der preußischen Besitzergreifung sehr zurückhaltend gezeigt; stand sie doch ganz in dem Banne der Befürchtung, ihre bisherigen Handelsbeziehungen gestört zu sehen oder gar völlig zu verlieren. Von Anhänglichkeit an die alte Landesherrschaft war dabei allemal nicht die Rede. Man wurde ungern preußisch, fühlte sich aber auch nicht österreichisch, sondern schlechthin breslauisch; so sehr hatte ihr Weichbildspatriotismus, ihre halb republikanische Abgeschlossenheit die gute Stadt jedes höheren Gemeinsinns beraubt. Aufrichtige Anhänger hatte die österreichische Sache nur in der katholischen Geistlichkeit und bei einem Teil des katholischen Adels. Als Prinz Wilhelm von Preußen im Januar 1741 während seines Besuches in Breslau Einladungen zum Balle herumschickte, ließ die Gräfin Proskau zurücksagen: „da mögen die hingehen, die preußisch gesinnt“. Von der Geteiltheit der Stimmungen gibt es eine Vorstellung, daß in den Tagen der Mollwitzer Schlacht der österreichische Befehlshaber zu Neisse eine Anzahl Edelleute wegen ihrer Hinneigung zu Preußen, König Friedrich aber zur Vergeltung andere Grundherren wegen ihrer Verbindungen mit der österreichischen Heeresleitung aufheben ließ.

Auch in dem zweiten Kriege fehlte es den Oesterreichern nicht an geheimen Einverständnissen. Ein Graf Henckel von Donnersmarck, 1741 außer Landes gegangen, nach dem Breslauer Frieden aber zurückgekehrt und von dem neuen Herren zu Aemtern und Ehren befördert, leistete den im Winter von 1744 auf 1745 die umstrittene Provinz überflutenden Ungarn nach Kräften Vorschub und hielt es drum nach Hohenfriedberg für geraten, in Wien eine Zufluchtsstätte zu suchen; von dort aus unterhielt er auch nach der Erneuerung des Friedens hochverräterische Verbindungen in der Heimat mit gleichgesinnten

Standesgenossen und mit Geistlichen und Handelsleuten. Bis in die Familien erstreckten sich die politischen Gegensätze. Indem der König 1749 einem seiner Oberamtsräte, dem Grafen Matuschka, mehrwöchentlichen Urlaub zu einer Reise nach Berlin erteilt, warnt er ihn, sich während dieser Abwesenheit von seinem Schwiegervater, dem Freiherrn von Spätgens, nicht irgend einen schlechten Streich spielen zu lassen. Die stille, aber nachhaltig wirkende Gegnerschaft des schönen Geschlechtes, die bigotte Unversöhnlichkeit so vieler katholischer Edelfrauen veranlaßte wiederholte Gebote, daß die Söhne des schlesischen Adels ohne königliche Genehmigung nicht außer Landes freien sollten. Aber wie hätten sich alle die Fäden abschneiden lassen, die zumal die oberschlesischen Geschlechter durch Gewöhnung und Vetterschaft, durch Glaubensgemeinschaft und Besitzgemenge an Oesterreich knüpften. Noch im dritten Jahrzehnt der preußischen Herrschaft besaß der schlesische Adel außerhalb der Landesgrenzen, zumeist im Oesterreichischen, 78 Güter, während von schlesischen Herrensitzen nicht weniger als 229 in der Hand von Edelleuten waren, die in Oesterreich wohnten und zum größten Teil in österreichischen Diensten standen.

Der Eroberer würde sein Werk nur halb gethan haben, wenn er das Land eingenommen und nicht auch fort und fort um die Leute, so viele ihrer noch widerstrebten, geworben hätte. Dazu diente ihm vor allem der Einsatz seiner Persönlichkeit. Ihre alte Landesherrschaft hatte die Schlesier nicht verwöhnt. Wenig über zweihundert Jahre hat das österreichische Regiment bei ihnen gewährt, und in den letzten dreizehn Jahrzehnten hatte sich keiner der Habsburger mehr in dem reichen und schönen Lande sehen lassen; seit 1611 waren die Breslauer nicht wieder in die Lage gekommen, dem Landesherrn nach der Huldigung das Ehrenmahl aufzutischen und den herkömmlichen Ungarwein und Burgunder zu kredenzen. Der Hohenzoller besuchte seine neue Provinz regelmäßig in jedem Jahre auf etwa vierzehn Tage, in den ersten Jahren sogar zu zwei Malen, um zu sehen und sich sehen zu lassen, um zu hören und Rede zu stehen. Der neu eingerichteten Breslauer Messe sucht er 1743 verstärkte Anziehungskraft dadurch zu verleihen, daß er sechs Wochen vor der Eröffnung seinen Besuch ankündigen läßt, und den Gemeinden, welche die Landstraßen mit Bäumen zu schmücken säumen, wird die Kundmachung ein Ansporn, daß der König von seinem Reisewagen aus auf diese Dinge achte und den sorgsamen Eifer gnädig erkennen werde.

So in beständiger persönlicher Berührung mit der Provinz, vermochte der König leicht, auf die Haltung auch der Mißvergnügten Einfluß auszuüben. Alle tapferen Vorsätze und Ansätze zur Widerrede entwaffnete die Huld, zersetzte ein Scherz oder verschüchterte ein finstrer Blick, ein strenges Wort; wer sich, Prälat, Standesherr, Edelmann, bei dem Herrn empfehlen wollte, der erschien zu Breslau in dem königlichen Empfangszimmer. Auf feierliche Ansprachen, Prunktafeln, Einholungen war es im übrigen bei diesen Besuchen nicht abgesehen. Die zwanglose Schlichtheit, die in den alten Provinzen nicht auffiel, weil sie schon dem Vater dieses Fürsten eigen gewesen war, sie machte die Schlesier baß erstaunt. Dem feierlichen und geschraubten Geschlecht, das sich keine Begrüßung, und am wenigsten die einer hohen Standesperson, ohne langatmige

Anreden denken konnte, mußte es schier unbegreiflich sein, daß einem Könige die Titulaturen als abgeschmackte „lange Historien" galten. „Nun Messieurs, was haben Sie anzubringen?" damit empfing König Friedrich das erste Mal in Breslau die Abordnung der Stadtherren, und als nun ihr Sprecher seiner wohlmemorierten Rede eine zierliche Einleitung voranschicken wollte, wurde er durch ein ungeduldiges „Nur kurz und ohne Zeremonien!" dermaßen aus der Fassung gebracht, daß einer der Gefährten, der zum Glück mehr Geistesgegenwart hatte, für ihn eintreten mußte. Bei der Huldigung aber wurde gar die Aufstellung eines Thrones und Baldachins als „ohnnöthig" bezeichnet und das Lösen des Geschützes untersagt, da man das Pulver nicht unnütz verschießen solle. Auch der schlichte Soldatenrock des Königs erregte immer von neuem Verwunderung: „Der König von Preußen geht auch gar zu schlecht", so kritisierte den königlichen Anzug jenes Bäuerlein, das sich schwer überzeugen lassen wollte, mit dem Könige selbst gesprochen zu haben. Nicht wie ein Theaterkönig — so hatte die erste preußische Königin ihren Gemahl genannt — sondern im Staube der Straße und im Schweiße seines Angesichts, mit allen Spuren von des Tages Last und Hitze, zeigte er sich, von Stadt zu Stadt ziehend, den Seinen. Auf diesen Friedensfahrten, wie vorher und wieder nachher auf den Pfaden des Krieges, prägte sich das Bild ihres ersten hohenzollerschen Landesherren dem Auge und dem Herzen der Schlesier unauslöschlich ein. Nirgends hat sich ein gleich dichter Sagenkreis um den König gesponnen, wie hier in dem eroberten Lande. Die seltsamsten Lagen und Vermummungen dachte sich die Einbildungskraft des Volkes aus, weil ihm für seinen Helden nichts merkwürdig und abenteuerlich genug schien. Unter der großen Eiche am Laugwitzer Bach hätte ihm beim Beginn der Mollwitzer Schlacht eine Kugel den Braten von der Schüssel geschossen; in diesem Dorfe mußte ihn ein Bauer im Bett und in jener Stadt ein altes Weib unter der Maischbütte versteckt haben; hier sollte er als Küster verkleidet sich durch die Oesterreicher hindurchgeschlichen, und dort in Kamenz, bei feindlicher Ueberrumpelung des Klosters, in der Mönchskutte Mette und Komplet mitgefeiert haben. Wieder einandermal wäre er vor den Panduren unter eine Brücke geflüchtet, und sein treues Windspiel hätte, um den Herrn nicht zu verraten, klug nicht angeschlagen.

Der durchgehende Zug in den zahllosen Anekdoten vom alten Fritz, welche spätere Sammler aus der mündlichen Ueberlieferung, aus dem Volksmunde, entnommen haben, bleibt doch die Leutseligkeit des Königs. Seine glückliche Gabe, im Gespräch den Ton des gemeinen Mannes zu treffen, seine wirkliche Vertrautheit mit den Zuständen und Vorstellungen, den Bedürfnissen und Kümmernissen dieser kleinen Leute wurde neben seinen Heldenthaten der mächtigste Hebel seiner Volkstümlichkeit. Seine Umgebung, die Adjutanten und Hofleute, die Generale und Minister und nicht zum wenigsten die eignen Geschwister klagten über seine Launen, seine Leidenschaftlichkeit, seine oft so verletzende Schärfe: dem Volk erschien er als der Gute, Gelinde, Gerechte, der es viel besser mit dem kleinen Manne meine, als alle die stolzen und harten Beamten und Offiziere. Wie beglückt war nicht die verrunzelte Bauersfrau, als der König sie „Mütterchen" anredete und ihr das Bittgesuch abnahm, nachdem ein Offizier sie

mit einem derben „Scher Sie sich zum Teufel, alte Hexe!“ hatte zurückdrängen wollen. Nun murrten die Behörden, daß die Prüfung eines Gesuches, dessen Annahme dem Herrscher nur einen Augenblick geraubt habe, ihnen oft ganze verlorene Tage koste. Aber dem Volk blieb das tröstliche Bewußtsein, daß ein jeder mit seiner Klage von dem geduldigen Könige, wenn nicht befriedigt, so doch gehört wurde; höchstens daß einmal ein besonders pfiffiger Bauer, wenn der hohe Herr ihn nach Anhörung seines Gesuches an die bereits angerufene Domänenkammer zurückweist, sich mit dem mißtrauischen Wort zu seiner Ehehälfte umwendet: „Komm, du siehst ja, daß er mit der Kammer unter einer Decke steckt.“ Selbst offenbaren Mißbrauch seiner landkundigen Bereitwilligkeit wollte der Vielbehelligte nicht geahndet wissen. Als die Justizbehörde für einen Kossäten aus der Altmark wegen „mutwilligen Supplizierens“ eine Freiheitsstrafe beantragte, entschied Friedrich: „Es ist Meiner Gesinnung zuwider, dergleichen arme Bauersleute deshalb gleich ins Gefängnis werfen zu lassen, und obschon sie öfters unrecht haben, so kann Ich ihnen doch als Landesvater das Gehör nicht versagen.“ Man erstaunt, mit welch wunderlichen Anliegen sich bisweilen die Unterthanen, und zwar nicht bloß die ungebildeten, dem Throne zu nahen wagten. Der Breslauer Kommerzienrat Kroll hätte 1750 den König gern sogar als Heiratsvermittler in Anspruch genommen, und war dann gewiß sehr enttäuscht und betreten, als er in der für ihn ausgefertigten Kabinettsordre las, daß Seine Königliche Majestät in Preußen ihm zur allergnädigsten Resolution gäben: „wie es Dero Werk nicht sei, wegen seiner Heiratsabsichten sich vor ihn zu interessieren, dahero es Ihnen auch lieb sein wird, wenn er Sie mit dergleichen Ansinnen inskünftige nicht weiter behelligt“. Und als einer der israelitischen Schutzbürger des Staates sich über die Unduldsamkeit seiner Glaubensgenossen beschwerte, die ihm die Beseitigung des unmodischen, aber durch den Nationalbrauch geheiligten Vollbartes nicht gestatten wollten, ward sein Gesuch in bündigster Kürze durch die eigenhändige Randbemerkung erledigt: „Der Jude Posener soll mich und seinen Bart ungeschoren lassen.“

Vortrefflich unterstützt wurden die unmittelbaren und stetigen Einwirkungen des Königs auf die neue Provinz durch die Persönlichkeit seines vornehmsten Vertreters im Lande, des Grafen Münchow. Der zur Zeit der Besitzergreifung erst zweiunddreißig Jahre zählende Sohn jenes Küstriner Kammerpräsidenten, in welchem Friedrich seit seiner kronprinzlichen Festungszeit einen Wohlthäter verehrte, eine der weltmännisch gebildeten, geschmeidigen, gewinnenden Gestalten aus dem persönlichen Freundeskreise des Monarchen, war ganz der Mann, gegenüber einem erst zur Hälfte gewonnenen, schwankenden Adel, einem mißtrauischen, in seinen breiten Schichten noch ganz unversöhnten Klerus Stellung zu nehmen; ein Mann, der sein Joch sanft zu machen verstand, der die Konflikte vermied, weil er auch ohne sie seines Zieles sicher war. Wenn der König den Nachfolgern Münchows empfahl, die verlorenen Schafe auf dem Wege der Milde zurückzuleiten, so hat ihnen der erste schlesische Oberpräsident dafür ein glänzendes Vorbild hinterlassen.

Anfänglich war ihm nur die Leitung des einen der beiden Kammerbezirke anvertraut, in die Schlesien nach dem altländischen Muster zerlegt wurde. Aber

der schon bejahrte Präsident der Breslauer Kammer, der um die erste Einrichtung der neuen Verwaltung wohlverdiente Geheimrat von Reinhart, genügte dem König auf die Dauer nicht, und so wurde ihm der jüngere Kollege schon im März 1742 zum Vorgesetzten gegeben, in der Stellung eines Oberpräsidenten sowohl der Breslauer wie Glogauer Kammer und mit Titel und Rang eines Staatsministers. Reinhart sah sich dadurch veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen, und erhielt keinen Nachfolger. Die Unterordnung mehrerer benachbarter Kammerbezirke unter denselben Präsidenten war in der preußischen Verwaltung nicht ohne Vorgang; aber eine einschneidende Abweichung von den bisherigen Grundsätzen war es, daß der Oberpräsident der beiden schlesischen Kammern jeder Abhängigkeit von dem Generaldirektorium in Berlin entzogen wurde, daß mithin die große neue Provinz außerhalb der Verwaltungseinheit des Staates blieb. So stellte Münchow in seiner Person gleichzeitig den Kammerpräsidenten und den Provinzialminister dar, welcher jedem andern Kammerpräsidenten in einem der vier ersten Minister des Generaldirektoriums vorgesetzt war. Zugleich aber war seine Stellung in Schlesien maßgebender als die eines jeden dieser Vier in den zugehörigen Kammerbezirken, da Münchow nicht an die Zustimmung gleichgeordneter Kollegen gebunden war. Thatsächlich lag das Verhältnis freilich so, daß der Minister für Schlesien noch mehr als die Provinzialminister des Generaldirektoriums der steten Aufsicht und Einrede des Monarchen unterworfen war. Die Kammerverwaltung der größten Provinz des Königreichs war mit Ausschaltung der Ministerialinstanz unmittelbar unter das königliche Kabinett gestellt.

Die Kabinettsregierung hatte durch diese Neuerung in das feste und symmetrische Verwaltungsgefüge Friedrich Wilhelms I. eine breite Bresche gelegt. König Friedrich hat sich über die Gründe, die ihn zu der Abweichung von dem kunstvollen Bauplan seines Vaters bestimmt haben, nie ausgesprochen. Es mag sein, daß er die Ausnahmestellung der schlesischen Verwaltung zunächst nur als einen vorbereitenden Zustand für die Zeit des Ueberganges sich gedacht hat; fügte er doch in der Justizverwaltung die neue Provinz einfach der allgemeinen Ordnung ein, indem er die Aufsicht über die schlesische Rechtspflege, über die Landesjustizkollegien zu Glogau, Breslau und Oppeln, dem Justizdepartement zuwies und das Berliner Tribunal als höchste Instanz über die schlesischen Gerichte setzte.

Ohne Frage hat die für die schlesische Kameralverwaltung gewählte Einrichtung sich zunächst trefflich bewährt. Eine Fülle von Interessen, Wünschen, Klagen ließ sich an Ort und Stelle durch mündliche Verhandlung mit dem Oberpräsidenten viel schneller erörtern und je nachdem befriedigen oder von der Hand weisen, als wenn eine umständliche schriftliche Berichterstattung an das Berliner Ministerium erforderlich gewesen wäre. Auch mußte der stark entwickelte örtliche Patriotismus der Schlesier sich geschmeichelt fühlen, wenn ihre Heimat in diesem straff zusammengefaßten Staatswesen eine Sonderstellung einnahm und einigermaßen in der Abgeschlossenheit blieb, in der man unter österreichischer Herrschaft sich gefallen hatte. Ein weitherziges Zugeständnis an dieses schlesische Selbstgefühl war es auch, daß in der Justizverwaltung die

drei eben genannten höheren Gerichtshöfe fast ausschließlich mit Einheimischen besetzt wurden. In den Kammern wurden freilich ebenso grundsätzlich auf lange Zeit hinaus nur altländische Beamte zugelassen, in dem neu einzuführenden Verwaltungssystem erprobte Kräfte. Doch wurde dabei schonende Rücksicht geübt; wie der Schriftwechsel zwischen dem Könige, Münchow und den Vorgesetzten der in die neue Provinz zu entsendenden Beamten es ersehen läßt, sah man bei der Auswahl der Persönlichkeiten für die Stellen der Kriegs- und Domänenräte und Ortskommissarien sorgfältig auf gefälliges, entgegenkommendes Benehmen. Wer dann doch zu barsch, zu „auster" auftrat, wurde in die minder empfindliche norddeutsche Heimat zurückversetzt. Der bärbeißige Typus des verabschiedeten Regimentsquartiermeisters war für die Stellungen der Steuerräte hier nicht zu verwenden. Der König empfahl dem Oberpräsidenten, diese Braven vorerst einige Jahre als Sekretäre in den Kammern zu beschäftigen, bis sie den befehlshaberischen Ton abgelegt und sich an freundlichere Umgangsformen gewöhnt haben würden.

Der Steuerrat oder Ortskommissar erschien in den schlesischen Städten mit der ganzen Machtfülle seiner altpreußischen Kollegen; denn hier in der Stadtverfassung fand allerdings die behagliche Selbstherrlichkeit der Patricier ein ebenso jähes Ende, wie vorher in den alten Provinzen durch die Reformen Friedrich Wilhelms I. Die Bestellung der „rathäuslichen Bediensteten" war fortan Sache der Staatsbehörde; ohne Vorschlagslisten der Gemeinden grundsätzlich zurückzuweisen, hat der König förmlich doch nur der einen Stadt Breslau dieses Schattenbild des ehemaligen Wahlrechtes zugestanden. Auch in Schlesien hat der Untergang der Stadtfreiheit nicht die geringste Bewegung hervorgerufen; an ihrem Grabe trauerten nur die hochmütigen Vetterschaften, in denen die städtischen Aemter Reihe umgegangen waren, und die sich jetzt die nicht unverdiente Nachrede gefallen lassen mußten, daß sie sich nicht als Verwalter, sondern als Eigentümer der Stadtgüter aufgeführt hätten, daß sie schwer zu schriftlicher Arbeit zu bringen, sondern nur gewöhnt gewesen seien, sich mit Jagd und Lustbarkeiten zu ergötzen.

Wenn die Städte an ihren Freiheiten eine Minderung erlitten, so wuchs dagegen den ländlichen Kreisen ein größeres Maß an Selbstverwaltung zu. Sie erhielten die märkische Verfassung und damit das Recht, aus der Zahl der im Kreise angesessenen Ritterbürtigen den Landrat vorzuschlagen. Doch mußten Oberschlesien und Glatz, so stark wie hier die Erinnerungen an die österreichische Herrschaft bei dem Adel nachwirkten, auf solche Begünstigung zunächst noch verzichten. Aus der vergangenen Zeit blieb der schlesischen Kreisordnung das Organ der Landes-, oder, wie man jetzt sagte, Kreisdeputierten; von der kreiseingesessenen Ritterschaft gewählt, von der Kammer bestätigt, traten sie, je zwei in jedem Kreise, dem Landrat an die Seite. Das Zweckmäßige dieser schlesischen Einrichtung bestimmte den König, sie auf die alten Provinzen zu übertragen, so daß Schlesien für das von dort entlehnte Landratsamt eine Gegengabe zu spenden Gelegenheit fand.

Den ersten Dank des preußischen Königs haben die schlesischen Landräte und Kreisdeputierten sich durch die Mithilfe bei Durchführung eines neuen Steuersystems verdient.

Wie überall legte König Friedrich auch hier persönlich Hand an. Bald nach dem Breslauer Frieden sehen wir ihn mit Münchow geschäftig, die Grundzüge des künftigen Staatshaushalts für die eroberte Provinz festzustellen. „Mein Kopf enthält augenblicklich nichts als Rechnungen und Zahlen", schreibt er am 27. September 1742 aus Breslau; „ich werde ihn bei der Rückkehr gründlich entleeren, um wieder gewähltere Gegenstände aufzunehmen". Es wurde zunächst ein Ueberschlag der unerläßlichen Ausgaben gemacht; er ergab die Summe von 3365000 Thalern. Dabei wurden die Beamtengehälter mit 225000 Thalern beziffert, für Steuernachlässe und andere unvorhergesehene Fälle kamen 200000 in Ansatz, während für den Unterhalt der starken nach Schlesien verlegten Streitmacht 2140000 Thaler erforderlich waren. 800000 behielt sich der König zu seiner persönlichen Verfügung vor, zunächst wesentlich für Festungsbauten und für Abtragung der in dem Friedensvertrag übernommenen Landesschulden.

Es galt nun, die Einnahme auf die gleiche Höhe zu bringen. Von dem Domänenbestand war nicht allzu viel erhalten, da sich die alte Landesherrschaft, heute aus Freigebigkeit und morgen in der Not, zahlreicher Güter entäußert hatte. So kamen von den in der Einnahme des Domänenetats erscheinenden 7—800000 Thalern noch nicht ein Drittel auf die Pachtschillinge und Forstgefälle, das übrige auf die Erträge der Zölle, der Post, des Salzmonopols und auf sonstige Regalien. Der gesamte Restbetrag der Ausgaben, ungefähr dritthalb Millionen, mußte durch Steuern gedeckt werden, und die Summe wäre an sich nicht allzu beträchtlich über das herausgegangen, was bisher dem Staate gesteuert wurde; nur daß die gemütliche Lässigkeit der österreichischen Verwaltung sich seitens der Steuerpflichtigen die Aufstellung aller möglichen Gegenrechnungen hatte gefallen lassen, wodurch dann ein Erkleckliches abgehandelt worden war.

Es war ein buntes Gewirr von Steuern, was sich hier vorfand. Ein Patent vom Jahre 1743 — der König hatte an dem Entwurf eigenhändig nachgeholfen — verkündete dem Lande, daß alle Abgaben für immer auf eine einzige eingeschränkt sein würden, und zwar für die Bewohner des platten Landes auf die „Steuer" und für die Städte auf die Accise.

Der Accise dienten die Einrichtungen der alten Provinzen zum Vorbild. Die ländliche Abgabe war als eine progressiv abgestufte Grund- und Einkommensteuer gedacht. An Vorarbeiten zu dem Reformwerk fehlte es nicht. Schon 1721 war in Wien beschlossen worden, die Mannigfaltigkeit der Abgaben durch eine einheitliche Vermögenssteuer zu ersetzen. Die Bekenntnisse der Einzuschätzenden, die Befundstabellen der Prüfungsbehörde waren seit 1738 in ziemlicher Vollständigkeit beisammen, der Einführung der neuen Steuersätze aber hatten sich Bedenken, eigennützige Einflüsse, schonende Rücksichten entgegengestellt. Für die preußische Verwaltung fielen diese Bedenken fort. In der Hoffnung, des wesentlichen Teils der Arbeit durch die bereits vorliegenden Aufgaben überhoben zu sein, sah sie sich indes angesichts der zahlreichen in den Tabellen verborgenen Fehler getäuscht, und Münchow war gewissenhaft genug, gegen die Meinung seines tüchtigsten Mitarbeiters, des Kriegsrats von Thile, alle einlaufenden Einreden der Steuerpflichtigen eingehender Würdigung zu unterziehen. Und so hatte man noch auf Jahre hinaus mit der Berichtigung der Listen zu thun.

Eine Ausnahmestellung ganzer Stände nach Art der ritterschaftlichen Steuerfreiheit der mittleren und westlichen Provinzen war in Schlesien unbekannt. Allerdings hatte der Steuerbeitrag des Adels und des Klerus hier stets als ein freiwilliger gegolten; doch wie hätte diese theoretische Unterscheidung jetzt sich retten lassen, wo das Steuerbewilligungsrecht der schlesischen Stände überhaupt umgestoßen wurde? Wohl beteuerten die Ritterschaften von Glogau und Sagan, von Jauer, Liegnitz und Wohlau dem neuen Lehnsherren, daß keiner seiner Vasallen es ihnen an Treue und Eifer zuvorthun werde, und baten deshalb, in der Steuerfreiheit dem Adel der alten Provinzen gleichgestellt zu werden. Aber das Herkommen sprach gegen solchen Anspruch; aus demselben Grunde hatten sich auch die ostpreußischen Rittergutsbesitzer bei der dortigen Steuerreform die Veranlagung zum Generalhubenschoß gefallen lassen müssen. Der König hat den Schlesiern dieses Beispiel nicht entgegengehalten; er wählte die allgemeinere Begründung, daß in einem Staat, der allen den gleichen Schutz gewähre, auch alle für die Aufgaben der Landesverteidigung nach Vermögen steuern müßten; steuere doch er selbst, der König, für seine Domänen. Nach seiner anfänglichen Absicht sollten alle weltlichen Besitzer mit dem Viertel, die Geistlichen mit der Hälfte des klassifizierten Reinertrages ihrer Güter besteuert werden. Bei der endgültigen Feststellung des Steuerfußes wurden dann die Kommenden der geistlichen Ritterorden etwas niedriger, mit nur vierzig Hundertteilen, und die Pfarr-Wiedemuten und Schuläcker beider Glaubensbekenntnisse sogar nur mit 28⅓ Prozent des Reineinkommens angesetzt. Dagegen mußten die Sätze für die Laiengüter etwas höher als beabsichtigt gegriffen werden: man erhob von den Rittergütern und Domänen 28⅓, und von den Bauern, da bei völliger Gleichstellung ihrer Liegenschaften mit dem Großgrundbesitz der für den Staatshaushalt erforderliche Gesamtsteuerertrag noch nicht herauskommen wollte, 34 Prozent. Dem Drängen seiner mit dem adeligen Sonderinteresse verbündeten Untergebenen, das Verhältnis noch stärker zu Ungunsten der Bauern zu verschieben, hatte sich der Oberpräsident mit Nachdruck und Ausdauer entgegengeworfen, sodaß sich der Bauer in Schlesien mit seiner staatlichen Steuerpflicht erheblich besser gestellt sah, als in den meisten anderen Provinzen.

Die gesamte Grundsteuerveranlagung oder, wie man nach altem Brauch sagte, Indiktion des platten Landes und der nicht der Accise unterworfenen kleinsten Städte betrug rund 1 700 000 Thaler. Dazu kam eine ländliche Gewerbesteuer, die sogenannte Nahrungssteuer der nicht grundbesitzenden Bewohner, von etwa 150 000 Thalern. Die Accise der Städte brachte zunächst gegen 600 000 Thaler. Mit diesen Einnahmen war das Gleichgewicht des öffentlichen Haushaltes der Provinz hergestellt.

Lästiger als diese Abgaben, an deren Höhe sie gewöhnt waren und deren Verteilung jetzt ohne Frage gerechter wurde, empfanden die Schlesier die auf die Steuererträge gegründete neue Wehrverfassung. Statt 4000 Mann lagen jetzt 40 000 innerhalb der schlesischen Grenzen, und die Hälfte der Rekruten sollte das Land selber stellen. Nachdem der König anfänglich den einzelnen Regimentern bestimmte Bezirke zu freiwilliger Werbung angewiesen, war am 16. August 1743 die allgemeine Wehrpflicht mit den örtlichen und persönlichen Ein-

schränkungen, denen sie in den Stammlanden unterlag, eingeführt worden. Wie hätten die Härten, die dem preußischen Militärsystem eigen waren, hier in Schlesien nicht besonders drücken sollen, wenn man das System, das sich in allmählicher Anspannung, in fast hundertjähriger Entwickelung, ausgebildet hatte, plötzlich auf einmal in seiner schärfsten Steigerung aufgezwungen erhielt. Als König Friedrich das erste Mal nach Schweidnitz kam, sah er mit wohlgefälligem Lächeln eine Schar Knaben in preußischen Uniformen mit klingendem Spiel vorbeiziehen; die Erwachsenen aber wollten dann den Rock des Königs nicht anlegen. Die militärischen Instinkte in der Brust des Schlesiers waren noch nicht geweckt. Vergebens tadelte mit eindringlichen Worten ein Aufruf vom 1. März 1744 an der jungen Mannschaft der Herzogtümer die „unanständige Zaghaftigkeit oder auch Bosheit und Ungehorsam gegen ihren souveränen Landesherrn, welchem sie doch nach dem Rechte der Natur, auch göttlicher Ordnung und Befehl, mit Gut und Blut zu dienen schuldig und verpflichtet". Aus dem Kreise Neiße sind von 1742 bis 1749 272 junge Burschen, um sich der Kantonpflicht zu entziehen, in das Oesterreichische geflüchtet, und den Ständen des Leobschützer Kreises ließ der König im Herbst 1747 durch ihren Landrat sagen, trotz aller ihrer „Excusen und Komplimente" wisse er mehr denn zu gut, daß sie selbst es seien, die ihre jungen und zum Kriegsdienste tüchtigen Unterthanen außer Landes schickten. Selbst an den Grenzen des vorwiegend evangelischen Niederschlesiens behaupteten die sächsischen Nachbaren 1746 frohlockend, daß seit Einführung der Kantonsverfassung 10—12000 von der ausgemusterten Mannschaft zu ihnen übergetreten seien.

Sah das platte Land in der Kantonspflicht die lästigste Seite der neuen Ordnung, so galt die vornehmste Klage der Städter der Stärke der Garnisonen und jenem Servisgeld, das zur Entschädigung der mit Einquartierung belegten Hauswirte von der Gesamtheit der Bürgerschaft aufgebracht werden mußte; damit war den Städten zu ihrer Accise thatsächlich doch noch eine zweite, eine direkte Steuer zugeschoben. In aller Munde waren die geflügelten Worte des jesuitischen Kontroverspredigers von St. Mathias zu Breslau: gegenwärtig bestünden die zehn Gebote aus den zehn Buchstaben Da pecuniam, und es wären zu den zehn alten drei neue hinzugekommen: Du sollst nicht räsonnieren, du sollst die Steuern bezahlen, du sollst die Ausreißer von der Armee anhalten. Der Pfarrer zu Turckwitz aber ward bezichtigt, daß er auf der Kanzel den König „wider allen Respekt" immer nur „den Preußen" nenne und sich öffentlich vor der Gemeinde über die Steuern beschwere, die er den heidnischen Preußen geben müsse.

Und so mochte die Königin von Ungarn in der That glauben, daß die Worte freudigen Wiederhall in Schlesien finden würden, mit denen sie während des zweiten Krieges, in dem Aufruf vom 1. Dezember 1744, die flammende Anklage gegen den König von Preußen erhob: er sei nicht nur der katholischen Religion, sondern auch den Anhängern des Augsburgischen Bekenntnisses zu nahe getreten, er habe den Ständen ihr größtes Kleinod, den Fürstentag, geraubt und damit die Verfassung des Landes über den Haufen geworfen, den Geistlichen unerschwingliche Lasten auferlegt, den Ständen ihr Eigentum genommen, und

das gesamte Land durch die errichteten Enrolierungskantons in ewige Sklaverei versetzet, sodaß kein Vater mehr mit seinen Kindern zu disponieren im Stande gewesen". Den unter einem so unerträglichen Joch Schmachtenden werde noch nicht entfallen sein „mit was vor Sanftmuth Ihr ehedessen von Unseren glorreichsten Vorfahren regieret und beherrschet worden." Nicht geringere „Sanftmut und Sorgfalt" verhieß die Tochter Karls VI. jetzt den Schlesiern für die Zukunft, die Einführung alles dessen „was zu einer beglückten Regierung gereichen und Euch in vollkommene Zufriedenheit setzen kann." Schon ließ man in Wien eine Karte des „wiedergewonnenen" Schlesiens, der Silesia recuperata, veröffentlichen.

Der ärgste Fehlgriff, den Maria Theresia damals thun konnte, war, daß sie dem unglückseligen Schlesien als Befreier die zügellosen fremdzungigen Horden zusandte, die durch ihre wilden Ausschweifungen, durch Mord, Raub und Brand den österreichischen Namen, wie der Kabinettsrat Eichel in ungeschminkter Entrüstung sich derb ausdrückte, so stinkend machten, daß fast kein Schlesier denselben ohne Indignation nennen höre. Wer aber auch jetzt noch Treue für Oesterreich im Herzen bewahrte, der sagte sich doch bei dem zweiten Friedensschlusse, daß es nunmehr gelte, mit der Vergangenheit zu brechen: gar beweglich legte es der katholische Stadtpfarrer zu Frankenstein in seiner Friedenspredigt dar, daß die Stunde gekommen sei, „zu welcher unser liebes Vaterland sich von Dir, große Kaiserin Maria Theresia, völlig beurlauben soll." Das Geschlecht starb allmählich aus, von welchem bei den Späteren die Stachelrede ging, es habe alte Schlesier gegeben, die da behauptet, unter der preußischen Regierung seien die Borsdorfer Aepfel noch kein Jahr geraten.

Nach seinem Grundsatze, wer alles bewahren wolle, bewahre nichts, hatte der König in jenen Kriegsläuften, um alle Streitkräfte zusammenzufassen, wiederholt weite Landstrecken den Verheerungen des wilden ungarischen Aufgebotes preisgeben müssen. So waren die Verluste der Einwohner an Hab und Gut ohne Frage viel schwerer als in dem ersten Kriege. Doch sind diese Wunden schnell verharscht. Schon der reiche Erntesegen des Sommers von 1747 half dem Lande kräftig auf, und das Jahr darauf gewann der König auf seiner schlesischen Rundreise die Ueberzeugung, wenn der nächste Sommer noch eine gute Ernte bringe, so werde der letzte Krieg ganz vergessen sein.

Als nach Münchows Tode und der nur zweijährigen Amtsthätigkeit Joachim Ewalds von Massow im Herbst 1755 der überaus rührige Ernst Wilhelm von Schlabrendorff als Oberpräsident nach Schlesien kam, hatte der aus der wohlhabendsten Provinz, dem Herzogtum Magdeburg, hierher Versetzte doch den Eindruck, daß der Zustand seines neuen Verwaltungsbezirkes im ganzen ein befriedigender, ja ein günstiger sei. Nur seien die meisten Schlesier der Meinung, daß es im Interesse der Selbsterhaltung notwendig sei, „immer etwas zum Klagen zu haben": es sei ihnen das „schon zur zweiten Natur geworden" und sie würden auch nicht zu klagen aufhören, wenn sie dem Staate gar nichts zu leisten hätten. Von Mitte Februar bis Anfang März 1756 bereiste Schlabrendorff, um die seiner Fürsorge anvertraute Provinz durch Augenschein kennen zu lernen, Oberschlesien, im folgenden Mai Niederschlesien und die Grafschaft Glatz. Auch über die

Grenze ins Oesterreichische drang er vor, auf den Viehmarkt nach Bielitz kam er als Stallmeister verkleidet, zu ergründen, ob sich der polnische Viehhandel nicht nach Preußisch-Schlesien ziehen lasse. Selbst das oberschlesische Stiefkind erschien besser als sein Ruf; wohl seien nach der polnischen Seite die Städte und Dörfer noch schlecht gebaut, aber der Acker sei nicht so gering, wie er von manchen beschrieben werde; die Grundstücke seien durchweg so eingeschätzt, daß die Steuerpflichtigen, Adelige wie Bauern, bei ihren Abgaben gut bestehen könnten, wenn sie sonst nur ordentlich wirtschaften wollten. Das werde von den gutgesinnten, aufrichtigen Landräten und Herrschaften auch zugegeben. Leider seien einige Gutsbesitzer von der österreichischen Zeit her noch geneigt, ihre Unterthanen ungebührlich mit Diensten zu belasten und ihnen dadurch die Abtragung ihrer Staatssteuern unmöglich zu machen. Schlabrendorff, den wir als Bauernfreund schon kennen, erteilte deshalb den Landräten gemessenen Befehl, hier Wandel zu schaffen, und rühmte es dem Könige gegenüber, daß einige Landräte von selbst um strenge Vorschriften gebeten hätten, um mit desto größerem Nachdruck auftreten zu können.

Verwahrlost schien dem neuen Präsidenten überall, nicht bloß in Oberschlesien, die städtische Polizeiverwaltung; namentlich das Löschwesen fand wenig Gnade vor seinem Auge. Der Gewinnsucht der Brauer, Bäcker und Fleischer, unter welcher der gemeine Mann und der Soldat zu leiden hatte, glaubte er durch Einführung von festen Taxen steuern zu müssen. „Es will zwar dieses", berichtete er an den König, „vornehmlich in Breslau gedachten Handwerkern nicht gefallen, und muß ich es solcherhalb sehr über mich hergehen lassen; ich werde mich aber durch kein Räsonnieren von meiner guten Intention detournieren lassen". Auf dem Lande lag die öffentliche Sicherheit noch im argen. Seit alters wucherte das schlesische Landstreichertum in vielfältigen typischen Erscheinungsformen. Da gab es unter diesen Fahrenden fechtende Handwerksburschen und abgedankte Soldaten, die Nachkommen der gartenden Landsknechte von ehedem, fromme Pilger und trauernde Abgebrannte, Bettelstudenten nach polnischem Muster und sich durchgeigende Musikanten, Schwindler, die Geld zur Lösung von Christen aus türkischer Gefangenschaft sammelten, und angeblich getaufte Juden, die durch den Uebertritt zum Christentum die Unterstützung ihrer ehemaligen Glaubensgenossen verloren zu haben klagten. Ihnen allen hatten 1747 strenge Verbote das Bettelhandwerk, das die Grenzlinie gegen Diebstahl, Erpressung und Raub natürlich nicht scharf einhielt, legen wollen; in den Gemeinden mußten Armenkassen gebildet werden, und die Obrigkeiten sollten dafür haften, daß das Betteln wirklich aufhöre. Aber wie hätte ein so tief eingewurzelter Schade sich leicht ausrotten lassen. Immer von neuem tauchten ganze Banden auf, die da stahlen und einbrachen, Häuser und Landstraßen beunruhigten. 1748 war es gelungen, eine Räuberschar von mehr als sechzig Köpfen dingfest zu machen und in Breslau einzubringen. Die Gerichte wären gern ihnen samt und sonders an das Leben gegangen, aber der König meinte, eine solche Massenhinrichtung sei ohne Beispiel und würde das Gefühl zu sehr empören; er ließ die Missethäter auf die Festungen verteilen. Im Frühjahr 1756 schien das Räuberunwesen wieder größere Ausdehnung annehmen

zu wollen; doch sprach Schlabrendorff die Hoffnung aus, das Land von diesem Gesindel bald reinigen zu können.

Eine Enttäuschung bereitete den schlesischen Behörden die in Schlabrendorffs erstem Amtsjahre vorgenommene Volkszählung, die, wie wir bereits sahen, die aus falschen Berechnungen gewonnenen Vorstellungen völlig zerstörte und statt zweier Millionen nicht allzuviel über eine ergab. Für das Zahlenverhältnis der Bekenntnisse brachten die Listen der Geborenen und Gestorbenen die Thatsache zu Tage, daß in dem Lande, welches länger als ein Jahrhundert unter einem katholischen Herrscherhause hartem Gewissenszwang ausgesetzt war, die Zahl der Evangelischen die der Katholiken gleichwohl noch überstieg. Immerhin brachte die Erwerbung von Schlesien dem Staate, dem bisher unter $2^1/_4$ Millionen Einwohnern höchstens 100 000 Katholiken angehört hatten, den Zuwachs von über einer halben Million katholischer Unterthanen, und mit ihnen den ersten katholischen Bischof. Die Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche blieb für die preußische Regierung der schwierigste Teil der in Schlesien zu lösenden Aufgabe.

König Friedrich hat sich für die kirchenpolitischen Fragen anfänglich ganz auf sein Justizministerium und insonderheit auf Cocceji verlassen. Für sein Teil begnügte er sich, den Grundsatz der Gewissensfreiheit nachdrücklich zu betonen. Die offizielle Zusicherung, die er beim Einmarsch seiner Truppen den Schlesiern erteilt hatte, wiederholte er als sein philosophisches Glaubensbekenntnis in einem Handschreiben an den Fürstbischof von Breslau: „Da ruhige Freiheit der Religionsübung in der Vorstellung der Menschen einen Teil ihres Glücks ausmacht, so werde ich niemals von dem festen Vorsatz abgehen, jede Religion in ihren Rechten und Freiheiten zu schützen. Die Streitigkeiten der Priester gehören nicht in den Gesichtskreis der Fürsten, und nichtiges Gezänk um leere Begriffe oder eines denkenden Kopfes unwürdige Wortklaubereien werden mich niemals verführen, mich für oder wider die verschiedenen, fast immer durch Fanatismus und Tollheit erhitzten Parteien zu erklären.“

Cocceji galt dem schlesischen Klerus bald als Feind, und nicht ohne Grund. In seiner doppelten Eigenschaft als Protestant und als Preuße glaubte er mit dem Haupt der römisch-katholischen Christenheit grundsätzlich nicht rechnen zu sollen. Verweigerte die Kurie der auf altes Kirchengut, auf das deutsche Ordensland gegründeten preußischen Königswürde noch immer die Anerkennung, so nannte Cocceji, um sich als Unterthan der Krone Preußen nichts zu vergeben, den Papst mit Vorliebe nur den Bischof von Rom. Formal-juristische Gesichtspunkte ließen in seinem Kopfe weder für die Schonung religiöser Empfindungen noch für politische Zweckmäßigkeitsrücksichten Raum. Weil die Waffen über das Geschick von Schlesien entschieden hatten, so durfte der König von Preußen nach Coccejis Auffassung die geistliche Gerichtsbarkeit hier nach Eroberungsrecht für sich in Anspruch nehmen, und sein Minister hatte dann ein Versuchsfeld für eine ganz abstrakte Kirchenpolitik. Coccejis Ideale, den Papst von jeder Gewalt auszuschließen, entsprach die von dem König ohne nähere

Prüfung vollzogene Verordnung vom 15. Januar 1742 über die Einrichtung der weltlichen und geistlichen Justizpflege in Schlesien: hier wurde als Berufungsinstanz über dem Konsistorium des Breslauer Bischofs statt der Wiener Nuntiatur ein ganz aus Protestanten gebildeter Staatsgerichtshof, das Tribunal zu Berlin, eingesetzt. Wohl machte Cocceji geltend, daß man dabei nur nach dem von der österreichischen Herrschaft gegebenen Beispiel handle, da bisher umgekehrt die Berufungen der evangelischen Schlesier in kirchlichen Dingen nach Wien an ein nur aus Katholiken zusammengesetztes weltliches Gericht gegangen seien. Aber wenn die verheißene Gewissensfreiheit Wahrheit werden sollte, so mußte mit den Gepflogenheiten der österreichischen Zeit eben gebrochen werden.

Vielleicht daß Cocceji diese Gesetzgebung in dem unbarmherzigen Geiste des „Auge um Auge und Zahn um Zahn“ nur als Schreckgespenst wirken lassen wollte, um für einen gelinderen Vorschlag, den er schon bereit hatte, Stimmung zu machen. Schon bei Lebzeiten Friedrich Wilhelms I. war es, in Anknüpfung an ältere Pläne, des Ministers lebhafter Wunsch gewesen, die geistliche Gerichtsbarkeit über die katholischen Unterthanen der Krone Preußen einem von dem Könige zu ernennenden Generalvikar zu übertragen; mochte dieser dann nach Maßgabe der kanonischen Vorschriften sich von der Kurie bevollmächtigen lassen, der Staat von seinem Standpunkt aus, so entwickelte es sich Cocceji, würde ein geistliches Oberrichteramt nicht kennen noch anerkennen und in dem Vikar lediglich einen königlichen Beamten sehen. Anfänglich nur für die Entschädigungslande von 1648 entworfen, wo der Landesherr kraft des westfälischen Friedens die volle bischöfliche Gewalt auch über die Katholiken besaß, dann auf die übrigen älteren Provinzen ausgedehnt, wurde der Plan jetzt in abermaliger Erweiterung auch zu Schlesien in Beziehung gesetzt. Wenige Tage nach dem Erscheinen seiner straffen Verordnung trug Cocceji in Breslau dem Fürstbischof, noch ohne königliche Ermächtigung, aber bereits im Einverständnis mit dem Grafen Podewils, das Generalvikariat über die sämtlichen preußischen Lande an, „für alle Appellationen, die sonst Nuntien, Provinciales und Visitatores im Namen des Papstes entgegengenommen“.

„Aus einer ihm sehr natürlichen Vanität,“ so urteilte nachmals Graf Münchow, habe der Bischof dem Plane anfangs Entgegenkommen gezeigt. Aus Eitelkeit, und wie wir hinzusetzen dürfen, aus Furcht, bei dem neuen Souverän anzustoßen. Der Kardinal Graf Philipp Ludwig von Sinzendorff, Bischof von Breslau und Raab, verdankte alles, was er war, dem Einfluß seines Vaters, des greisen österreichischen Hofkanzlers; es durfte ihn nicht überraschen, daß er dem Könige von Preußen anfänglich als Anhänger des Wiener Hofes verdächtig war. Kurz vor der Mollwitzer Schlacht war er verhaftet, bald aber wieder auf freien Fuß gesetzt und nur einstweilen außer Landes geschickt worden. Gerade jetzt, zu Anfang des neuen Jahres 1742, hatte er nach Breslau zurückkehren dürfen. Wie empfänglich war er für die berechneten Huldbeweise des versöhnten Gebieters. Er stand bereits unter dem Zauber; ein kleines Geschenk, und wenn es nur ein Paar Fasanen waren, vermochte ihn auf das tiefste zu rühren: „Seine Eminenz,“ berichtete Münchow dem Könige, „haben wie Petrus bitterlich geweint.“

Während Cocceji und Sinzendorff über den jetzt auch vom Könige gebilligten Plan miteinander berieten, wurde der Breslauer Friede geschlossen. Im sechsten Artikel verpflichtete sich der nunmehrige Besitzer von Schlesien, die katholische Religion in dem bestehenden Zustande zu erhalten; Maria Theresia würde ihr Seelenheil gefährdet geglaubt haben, hätte sie von dieser Bedingung gelassen. Coccejis kühnem Gedanken, die schlesische Kirchenverfassung in voraussetzungsloser Willkür zu ordnen, war der Boden entzogen.

Doch wurde die Verhandlung über das Generalvikariat noch fortgesetzt. Daß der Papst sich gegen den Plan nicht völlig ablehnend zeigte, wurde von dem preußischen Ministerium und vielleicht selbst von Sinzendorff schon als halbe Zustimmung gedeutet.

Eine ganz neue Lage fand der Bischof vor, als er im Winter auf 1743 einer Einladung des Königs nach Berlin folgte. Ein paar Wochen vor ihm war einer seiner Domherren eingetroffen, der sechsundzwanzigjährige Graf Schaffgotsch, Sprößling eines der reichsten und angesehensten Geschlechter Schlesiens, ein geistliches Weltkind von ansprechendem Aeußeren, höfischen Formen und französischer Bildung, voll Witz und Laune, schlagfertig und redegewandt, eine joviale, lebenslustige, überschäumende Natur, wie geschaffen für die prickelnde Unterhaltung, die der König an seiner engeren Tafelrunde liebte. Bereits bei seinen Besuchen in Breslau hatte Friedrich den jungen Kanonikus in augenfälliger Weise ausgezeichnet, was diesem seitens seiner geistlichen Oberen die Befreiung von den über seinen leichtfertigen Wandel verhängten Censuren eingetragen hatte; freilich Papst Benedikt XIV., der ihn seit dem Konklave von 1740 persönlich kannte, schalt in einem vertraulichen Briefe an Sinzendorff den zu Gnaden wieder angenommenen Sünder einen Jüngling, der, von der Gunst des Souveräns aufgeblasen, seinem Verderben über Hecken und Zäune entgegenspringe. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Schaffgotsch es war, der jetzt seinen königlichen Gönner auf den Gedanken gebracht hat, dem Fürstbischof einen Koadjutor in seinem jüngsten Domherrn, Schaffgotsch selbst, an die Seite zu stellen; denn schwerlich war der König mit den Einrichtungen der Episkopalverfassung hinreichend bekannt, um von selbst diese vorgreifende Regelung der künftigen Nachfolge ins Auge zu fassen.

Die Zweckmäßigkeit der Maßnahme mußte ihm einleuchten. Sinzendorff sprach von einem Liebestrank, der dem Könige beigebracht worden sei; aber es hieße Friedrichs politischen Realismus sehr unterschätzen, wollte man annehmen, daß er sich lediglich für die schönen Augen des Grafen Schaffgotsch dem Plane geneigt gezeigt hätte. Gegen den Bischof hegte er wohl nicht mehr Mißtrauen, denn Sinzendorff hatte bereits wiederholt Proben seiner Gefügigkeit abgelegt; aber dem kränklichen gebrechlichen Manne durfte ein langes Leben nicht erhofft werden. Bei Hofe erschien er während dieses Winters nur in seinem Rollstuhl, da die Gicht ihm weder zu stehen noch zu gehen erlaubte; als gerade jetzt sein Weihbischof starb, hätte er gern, schon des äußeren Vorteils wegen, die Verwaltung des Bistums allein fortgeführt, aber sein Gesundheitszustand nötigte ihn, sich einen neuen Gehülfen zu nehmen. Wenn sich Sinzendorff dazu den Grafen Almesloe erkor, einen Mann, der nach dem Zeugnis eines anderen Dom-

herrn die Karten mehr liebte als das Brevier, so sieht man, daß innerhalb des Kapitels die Auswahl nicht eben eine große war. Für den König jedenfalls konnte nur Schaffgotsch in Erwägung kommen; die anderen Domherren waren ihm genugsam bekannt als Parteigänger des Wiener Hofes, und gegen die Zulassung ausländischer Bewerber sprachen wieder andere Rücksichten.

Kaum war Sinzendorff in Berlin auf die erste Spur von dem geführt, was sich vorbereitete, so berichtete er voll Schrecken den, wie er meinte, gegen ihn selbst gerichteten Plan nach Rom und entwarf von Schaffgotsch, den er bisher dem Papst gegenüber stets verteidigt und als der apostolischen Gewogenheit für vorkommende Fälle würdig bezeichnet hatte, ein möglichst abschreckendes Bild; ja er brach die Rückzugsbrücken hinter sich ab, indem er den Papst bat, etwaiges Lob, das sich in späteren Briefen finden möchte, immer nur als eine dem Schreiber abgenötigte Aeußerung zu betrachten. Wenigstens das eine tröstete den Bekümmerten beim Scheiden aus Berlin, daß er während seines Aufenthaltes dem Könige einen neuen Beweis seiner Ergebenheit hatte ablegen können: am 9. Februar 1743 unterzeichnete Sinzendorff unter Vorbehalt der päpstlichen Genehmigung den mit Cocceji vereinbarten Entwurf der Instruktion für seine künftige Wirksamkeit als Generalvikar.

Die mühsam erzielte Vereinbarung fand die Bestätigung der Kurie nicht. Sinzendorffs biblischer Mahnruf „Siehe jetzt ist die angenehme Zeit“ — ecce nunc tempus acceptabile — verhallte ungehört. Schon längst hatte der Bischof sich in Rom durch seine angelegentliche Befürwortung des Vikariats verdächtig gemacht, er stand in dem Rufe, ein kleiner Papst werden zu wollen. Zwar war das Wort „Ernennung“ in der Berliner Vorlage mit Rücksicht auf den Standpunkt der Kurie vermieden, der Generalvikar wurde als vom Könige „ausersehen“ bezeichnet, wo dann für eine päpstliche Ernennung des vom Staat gleichsam nur Vorgeschlagenen Raum blieb. Aber welche Vorteile bot der römischen Kirche dieser Plan? Er verbesserte die Verhältnisse der kleinen Diaspora in einigen der älteren preußischen Provinzen, und verschlechterte in dem großen geschlossenen Sprengel von Breslau den vorhandenen Zustand, dem der Friedensschluß soeben unanfechtbare völkerrechtliche Sicherung verliehen hatte. Zudem wurde doch selbst in den Provinzen Magdeburg, Halberstadt und Minden, die der Buchstabe des westfälischen Friedens der Gerichtsbarkeit der römischen Kirche ganz entzog, der katholischen Bevölkerung thatsächlich nicht verwehrt, in inneren kirchlichen Angelegenheiten die benachbarten Bischöfe von Paderborn und Hildesheim und andere geistliche Richter anzurufen. Es konnte nicht anders sein, als daß die Antworten aus Rom ausweichend und immer ausweichender ausfielen.

Lebhaft erregt über die seinem Lieblingsplan erwachsenden Schwierigkeiten, setzte Cocceji einen scharfen Erlaß an Sinzendorff auf, worin die päpstliche Zustimmung zu dem Vikariat binnen zwei Monaten gefordert und entgegengesetztenfalls mit unnachsichtlicher Anwendung der Grundsätze des westfälischen Friedens gedroht wurde. Auch erzielte der Minister die königliche Unterschrift für dieses streitbare Ultimatum. Wenige Tage darauf aber, am 23. Juni 1743, verfügte der König in einem Kabinettsschreiben an den Bischof

daß die Verhandlungen wegen des Vikariats erst nach Erledigung der Koadjutorfrage weitergeführt werden sollten.

Es war eine schroffe Verleugnung Coccejis und die vorläufige Absage an die von ihm begonnene kirchenpolitische Gesetzgebungsarbeit. Der Minister hatte eine durchgreifende Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat geplant und behielt noch immer, obgleich er Schritt für Schritt hatte zurückweichen müssen, eine grundsätzliche und andauernde Regelung des gegenseitigen Verhältnisses im Auge. Die doktrinäre Politik löste jetzt eine andere ab, deren höchstes Gesetz Rücksicht auf das Nächstliegende, augenblickliche Zweckmäßigkeit war. Der König war zufrieden, wenn er sich von Fall zu Fall und von Wahl zu Wahl, wenn er sich von Bischof zu Bischof weiterhalf, er suchte für die Sicherheit der Zukunft lediglich persönliche Bürgschaften, er setzte sein ganzes Spiel auf eine Karte. Er hatte für die verwickelte Vikariatsangelegenheit weder das volle Verständnis noch auch nur lebhaftere Teilnahme gezeigt, für die Koadjutorwahl des jungen Grafen trat er mit dem stärksten persönlichen Nachdruck ein. Von nun an war er der alleinige Träger seiner schlesischen Kirchenpolitik. „Ich werde die Sache selbst zu Ende bringen" — je finirai l'affaire moi-même — dieser Randbescheid auf ein zur Vorsicht mahnendes Gutachten der Minister war das Motto der neubegonnenen Aera. Demnächst ward die Bearbeitung der geistlichen Angelegenheiten Schlesiens von Cocceji auf Arnim übertragen — es war die Zeit, wo der König überhaupt Arnim gegen jenen bevorzugte. „Cocceji ist ein Pedant," äußerte er wegwerfend gegen Schaffgotsch. Kaum besser fuhren die Kabinettsminister Podewils und Borcke mit ihren Vorschlägen für möglichst glimpfliche Behandlung der heiklen Koadjutorfrage: „Messieurs, ich werde Schaffgotsch zum Koadjutor machen ohne alle Ihre umsichtigen Ratschläge."

Die Taktik, das Vikariat bis zur Erledigung der Koadjutorfrage ruhen zu lassen, um nicht der Kurie mit allzuvielem auf einmal zu kommen, hatte kein anderer an die Hand gegeben, als Sinzendorff. Der hatte sich sehr schnell, trotz seines anfänglichen Entsetzens, dazu bequemt, von seinem Widerstand gegen die Bewerbung des Grafen Schaffgotsch zu lassen. Münchow hatte den Vermittler gemacht und einen förmlichen Pakt mit dem Kardinal geschlossen. Die Zusage königlichen Schutzes gegen alle Uebergriffe des künftigen Koadjutors, die Aussicht auf Erhöhung der bischöflichen Einkünfte, die Anwartschaft auf eine schlesische Malteserkomthurei für Sinzendorffs Mignon — so bezeichnet Münchow den jungen Kammerherrn von Falkenhayn — endlich der schwarze Adlerorden für den Kardinal selbst, das waren die Gewinnste, für die der schwache und eitle Prälat seine Seele verkaufte. Erleichtert schlägt er nun in seinen Briefen an den König den alten artig-schmiegsamen Tändelton wieder an. Die Legende des Grafen Schaffgotsch sei wenig erbaulich, aber man dürfe ihn noch nicht ganz verloren geben. „Seitdem er mir erlaubt, sein Erzieher zu sein, haben wir die Ringellocken aus seiner Frisur beseitigt, haben ihm eine Tonsur machen lassen, die ihm wundervoll steht, und er hat sich über den Gedanken an die störende Verlegenheit, in die sie ihn bei gewissen Anlässen bringen könnte, hochherzig hinweggesetzt." Für sich erbittet der Kardinal ein zur Mitteilung nach Rom geeignetes königliches Handschreiben: er schreibt an sich selbst, denn

er legt das Konzept zu diesem Briefe dem Könige fertig vor; er nimmt sich, so schmeichelt er fein, diese Freiheit gegen einen Fürsten heraus, „der in der Kunst zu schreiben der geschickteste Meister ist, den aber die Verschiedenheit der Erziehung und der Religion nicht völlig in unsere kirchlichen Stoffe hat eindringen lassen.“ Der König zollt der kleinen Kriegslist seinen Beifall, das Handschreiben an den Kardinal Sinzendorff mit den Gründen, die den Papst zur Erteilung des Altersdispenses an den noch vor der kanonischen Schwelle des dreißigsten Jahres stehenden Kandidaten und zu einer besseren Meinung von Schaffgotsch bestimmen soll, wandert nach Rom, und der Papst antwortet dem Einsender, der König spreche mit der Sachkunde eines Kardinals, der viele Jahre den Sitzungen des Konsistoriums beigewohnt habe.

Hat sich Sinzendorff bei so viel Beflissenheit, die er gegen den König zur Schau trug, darauf verlassen, daß in Rom seine Fürsprache für den übel berufenen Kandidaten doch wirkungslos bleiben müsse? Daß der Papst, jener früheren Bitte eingedenk, alle Leumundszeugnisse und Ehrenerklärungen jetzt für beeinflußt und unaufrichtig halten werde? Die Stetigkeit, mit welcher der Kardinal seine Bemühungen fortsetzte, scheint den Verdacht, daß es ihm damit nicht ernst gewesen sei, doch auszuschließen. Die neulichen Anklagen gegen Schaffgotsch nahm er als vom Zorn ihm eingegeben zurück, er habe eitle Schwätzereien nicht mit reifer Ueberlegung geprüft, Schaffgotsch sei nicht der Teufel, als den er selbst ihn, durch des Domherrn erbitterte Feinde getäuscht, dargestellt habe. Sogar auf seinen Beichtvater berief er sich, der ihm diesen Widerruf auferlege. Dann wieder drohte er mit der unberechenbaren Leidenschaftlichkeit des Königs von Preußen: „Wir haben mit einem mächtigen, jungen und hitzigen Fürsten zu thun, der an keinen Widerstand gewöhnt, der fähig ist, jeden Augenblick strenge Maßregeln zu ergreifen, der, obgleich mit großem Verstand und Scharfsinn begabt, sich doch nicht immer des Mißtrauens, das man ihm beibringt, zu erwehren weiß.“ Papst und Kardinäle, in dieser Weise bestürmt, waren nicht zweifelhaft, daß sie Sinzendorffs Vermittlungseifer als ungekünstelt zu betrachten hatten. Sie unterschrieben die Charakteristik, die der Erzbischof von Mainz damals von seinem Breslauer Mitbruder gab: „Ein sehr eitler, für seinen Herrscher allzu eingenommener Mann, unbeständigen Sinnes, voll der kühnsten und sonderbarsten Entwürfe, mit mehr Geist als Verstand und Klugheit begabt.“ Vor Gericht, so schrieb ihm der Papst in einem seiner feinen, leicht ironischen Briefe, müsse man sich zwischen widersprechenden Aussagen an die halten, welche in voller Freiheit, ohne jemandes Verlangen, nach Pflicht und Gewissen, abgegeben sei. Benedikt XIV. blieb unbeweglich, und doch bedurfte es für das Breslauer Kapitel zur Vornahme der Wahl nicht bloß jenes päpstlichen Altersnachlasses, sondern noch eines weiteren Breves mit der Erlaubnis, schon bei Lebzeiten des Bischofs zur Wahl des Nachfolgers zu schreiten.

Der König war entschlossen, das Domkapitel zur Wahl schlimmsten Falles zu zwingen. Er werde die Entscheidung des Papstes mit um so größerer Ruhe abwarten, schrieb er an Sinzendorff, als er sehr wohl wisse, daß dieselben

Grenadiere, die aus einem Kurfürsten von Brandenburg einen souveränen Herzog von Schlesien gemacht, auch im stande sein würden, einen ihm genehmen Koadjutor von Breslau aus der Wahl hervorgehen zu lassen. Gewissermaßen die Probe für die bevorstehende Koadjutorwahl wurde im Juli 1743 bei der Neuwahl des Abtes in dem reichen Augustiner-Chorherrenstift auf dem Sande zu Breslau angestellt, wo eine Mitwirkung des Papstes nicht erforderlich war. Auch hier trat Schaffgotsch als Bewerber auf, warm unterstützt von dem Fürstbischof, der im eigensten Interesse dem ihm zugedachten Koadjutor eine reichliche Ausstattung zuzuwenden wünschte. Die Augustiner sträubten sich, aber man konnte ihnen das Herkommen entgegenhalten; denn stets war unter österreichischer Herrschaft bei der Besetzung geistlicher Pfründen eine landesherrliche Empfehlung, wie sie jetzt dem Grafen Schaffgotsch zur Seite stand, von den Wahlkörpern berücksichtigt worden, das freie Wahlrecht war seit Jahrhunderten außer Uebung gekommen, und so lag in der That keine Abweichung von dem kirchlichen Status quo vor, wenn jetzt Münchow mit manch kräftigem Wörtlein schließlich eine unfreiwillige Mehrheit für den vorgeschlagenen Abt zusammenbrachte. Zwei Tage nach dieser Wahl auf dem Sande beschied der König, soeben vom Manöverfelde in Breslau eingetroffen, das Domkapitel vor sich und entfesselte die „tüdeske Beredsamkeit", die zur Verfügung zu haben er sich gerühmt hat. Er empfahl den Domherren, sich die Augustiner zum Vorbilde zu nehmen. Er zieh sie des Hochverrats; daß sie anfänglich ihm nicht hätten schwören wollen, möge auf sich beruhen bleiben, aber nachdem sie ihm den Treueid geleistet, dürften sie sich nicht in heimlichen Briefwechsel mit dem Wiener Hofe einlassen. Er warne sie, er erfahre alles, und die Festungen seien der einzusperrenden Leute wegen da. „Wenn ich euch alle auf einmal weggejagt hätte, würde kein Hahn danach gekräht haben." Dann verließ er das Zimmer mit den Gebärden heftigsten Unwillens.

Eben jetzt kamen die Zeiten, da sich Friedrich mit dem Gedanken an ein bewaffnetes Eintreten für den landflüchtigen wittelsbachischen Kaiser vertraut zu machen begann. Angesichts neuer kriegerischer Verwickelungen mußte ihm doppelt daran liegen, die Nachfolge im Bistum Breslau für alle Fälle geregelt zu haben. „Entweder Sie werden Koadjutor," schrieb er an Schaffgotsch, „oder man soll sagen, daß ich nicht Herr im Hause bin." Die Breslauer Domherren ließ er durch den Bischof warnen: „Ich hoffe, daß man mir keinen Lärm wegen der Koadjutorei machen wird, sonst werde ich nichts unversucht lassen von der Ceder bis zum Ysop, denn ich will unbedingt, daß es geschehe, und sagt nur Euren Domherren, wenn sie sich nicht bequemen, die Sache gutwillig zu thun, so würde ich sie in Löcher stecken lassen, aus denen sie ihr Lebtag nicht herauskommen sollen." In einem anderen Briefe an Sinzendorff wird die nur zu ernst gemeinte Drohung durch einen Scherz im Stile des starkgeistigen Jahrhunderts abgeschwächt: „Der Heilige Geist und ich haben miteinander beschlossen, daß der Prälat Schaffgotsch zum Koadjutor von Breslau erwählt werden soll, und diejenigen Ihrer Domherren, die sich widersetzen werden, sollen als dem Wiener Hofe und dem Teufel verschriebene Seelen betrachtet werden, die als Widersacher des Heiligen Geistes die höchste Stufe der Verdammnis verdienen." Der

weltkluge Kirchenfürst ging auf den heidnischen Ton ein; er antwortete: „Das große Einvernehmen zwischen dem Heiligen Geist und Eurer Majestät ist etwas vollständig Neues für mich, ich wußte noch nicht einmal, daß die Bekanntschaft angeknüpft sei; ich möchte, daß er dem Papst und den Domherren die unseren Wünschen entsprechenden Erleuchtungen sendete."

Der König wollte nichts dagegen haben, daß ein päpstlicher Nuntius nach Breslau komme, den Wandel des jungen Grafen zu untersuchen; aber die Wahl sollte deshalb keinen Aufschub erleiden.

Seit Anfang Dezember 1743 war der Termin festgesetzt: Mitte März, der Zeitpunkt der nächsten Anwesenheit des Königs in Breslau. Die Verlegenheit, die Angst des Fürstbischofs wuchs von Woche zu Woche. Von den Mitgliedern des Domkapitels um eine Rechtsbelehrung angegangen, konnte er nicht umhin, ihnen zu erklären, daß nach den kanonischen Bestimmungen für die Vornahme der Wahl die päpstliche Erlaubnis erforderlich sei. Aber indem er dieses Gutachten ausstellte, hatte der Vielgewandte schon vorgebaut. Er wies den König auf einen Ausweg hin: er möge sich nach dem Vorgange des Königs von Frankreich und anderer katholischer Herrscher von dem Papst ein Nominationsrecht für das Breslauer Bistum und die schlesischen Abteien zusprechen lassen; die Kurie werde kaum ein Bedenken haben, diese Gunst zu gewähren, da ihr Bestätigungsrecht in einem wie dem anderen Falle, bei der königlichen Nomination wie bei der stiftischen Wahl, das gleiche sei. Graf Münchow unterstützte den Vorschlag des Kardinals und nahm sogar das Verdienst der geistigen Urheberschaft für sich in Anspruch. Schaffgotsch aber, der am nächsten Beteiligte, erkannte sofort, daß es dem Bischof nur darauf ankomme, Zeit zu gewinnen. Er parierte den Stoß, indem er aus Sinzendorffs Vorschlag das herausgriff, was für ihn selbst vorteilhaft war, das wegließ, was ihn geschädigt haben würde: er riet dem König, allerdings zur Nomination zu schreiten, die Zustimmung aus Rom aber nicht vorher einzuholen, sondern die Kurie vor die fertige Thatsache zu stellen: „Wenn wir anfangen, mit der römischen Kurie in Unterhandlungen zu treten, so wird sie sehr froh sein und diese Angelegenheit zwei oder drei Jahre hinziehen; aber wenn wir ihnen die Zähne zeigen, wird sie sich sicherlich endlich ergeben."

Nach einigem Zögern ging der König auf den Rat seines ehrgeizigen und zuversichtlichen Schützlings ein. Am 16. März 1744, tags nach Friedrichs Ankunft in Breslau, versammelte Münchow das Domkapitel und verkündete die Ernennung des Grafen Schaffgotsch zum Koadjutor und seine Erhebung in den Fürstenstand, sowie den Entschluß des Königs, in Zukunft nicht bloß das Bistum, sondern alle geistlichen Pfründen und Benefizien durch Nomination zu besetzen. Die Verwahrung, zu der das Kapitel sich ermannte, weigerte sich der Minister zur königlichen Kenntnis zu bringen. So zog denn auch der König, als sei kein Einspruch erfolgt, die Domherren zwei Tage später, dem neuen Koadjutor zu Ehren, an seine Tafel, und sie wagten nicht fernzubleiben. Doch salvierten die Ueberzeugungstreuesten ihr Gewissen, indem sie die auf Schaffgotsch ausgebrachte Gesundheit nicht mittranken — ein Heldenmut, der einem dieser Märtyrer eine scharfe Zurechtweisung aus dem Munde des Herrschers zuzog.

In Rom wurde die Nomination als nicht geschehen betrachtet. Preußens katholische Verbündete, deren Vermittelung man anrief, der wittelsbachische Kaiser und Frankreich, begnügten sich mit einigen schwächlichen Vorstellungen, und Friedrich antwortete dem französischen Kardinal Tencin, der Papst möge sich nicht durch die Breslauer Pfaffenschaft, die thörichtste in ganz Europa, mißbrauchen lassen; sein Bischof sei jung gewesen, aber aus einem Saulus ein Paulus geworden.

Am unbehaglichsten fühlte sich der Fürstbischof, nach oben wie nach unten, von Rom her mit Vorwürfen überhäuft und der seiner Führung anvertrauten Geistlichkeit völlig entfrembet. Gern hätte er seinen Sitz mit einem andern vertauscht. Als 1744 das Erzstift Salzburg erledigt wurde, bat er, dem in seinem eigenen Sprengel körperlichen Gebrestes halber ein Koadjutor gesetzt war, um das päpstliche Breve der Wahlfähigkeit, ohne welches er sich um eine neue Würde nicht bewerben konnte. Aber der Pontifex bezeichnete schalkhaft diese Bitte als geeigneter an den heiligen Petrus, denn an dessen Nachfolger gerichtet zu werden, weil Petri Schatten die Kraft, Gliederlahme und Hinkende zu heilen, als eine persönliche Eigenschaft besessen, nicht vererbt habe.

Noch drei Jahre hat der Schmerzensmann seiner Gicht und seinen Kümmernissen standhalten müssen. Als Sinzendorff am Morgen des 28. September 1747 gestorben war, ließ König Friedrich den bisherigen Koadjutor in die weltliche Verwaltung des Bistums einführen. Zugleich aber setzte er jetzt alles in Bewegung, um die Zustimmung der Kurie nachträglich zu gewinnen. In Rom bestürmten in seinem Auftrage den Papst und die Kardinäle zwei ortskundige Italiener, der kurpfälzische Vertreter Coltrolini und, durch ein bewegliches Bittschreiben von Schaffgotsch selbst eingeführt, der verschlagene Abbé Bastiani; in Wien und Dresden wirkten die preußischen Gesandten auf die Nuntien ein, und über Versailles wurden durch den Kardinal Tencin verbindliche Artigkeiten zu den Ohren des Papstes gebracht. Entscheidend war wohl für diesen, daß ihn jetzt selbst die bittersten Gegner, die Schaffgotsch im Domkapitel hatte, beschworen, dem einmal gegebenen Zustande seine Weihe zu verleihen und damit schlimmere Gefahren abzuwenden. So wurden eine Anzahl Eideshelfer zusammengebracht, die mit ihren Entlastungszeugnissen für Schaffgotsch, ihrem salbungsvollen Preise seiner Wandelung und Läuterung, der Kurie den Rückzug decken mußten. Unbefangene Zuschauer freilich haben an diese Bekehrungsgeschichte nicht glauben wollen; noch acht Jahre später bezeugt der Gesandte einer katholischen Macht, daß der Bischof von Breslau seine Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit bis zu einem schreckenerregenden Grade treibe und nicht einmal in seinem äußerlichen Verhalten und in seinen Reden den Anstand wahre.

Die Anerkennung des so lange in Rom verworfenen Anwärters erfolgte am 5. März 1748 in der Form, daß eine päpstliche Bulle Schaffgotsch als Bischof von Breslau präkonisierte, ohne der vorangegangenen königlichen Nomination zu gedenken.

Auch die Frage der Appellationen fand jetzt endlich ihre Erledigung. Der unermüdliche Cocceji suchte seinen Vikariatsplan noch einmal hervor, aber ein

nachdrückliches Gutachten des Grafen Münchow bestimmte den König zu „temporisieren"; der Plan blieb begraben. Doch geschah dem berechtigten Wunsche, die geistlichen Prozesse nicht außer Landes gezogen zu sehen, durch das Entgegenkommen der Kurie in andrer Weise Genüge. Man kam für Schlesien im Herbst 1748 überein, daß der jedesmalige Nuntius am polnischen Hofe die Berufungen gegen Urteile des bischöflichen Konsistoriums zwar entgegennehmen, Prüfung und Entscheidung aber den vom Bischofe ein für allemal zu diesem Behuf zu bestellenden Synodalrichtern überweisen sollte.

Weitere Wünsche, die König Friedrich dem Papste vortragen ließ, bezogen sich auf die Lostrennung der Grafschaft Glatz von der Prager Kirchenprovinz und die Anerkennung des 1744 allen schlesischen Benefizien gegenüber in Anspruch genommenen königlichen Nominationsrechtes. Hier aber blieb die Kurie unerschütterlich, und wollte auch das Beispiel von Minorca, wo seit dem Utrechter Frieden ein protestantischer Landesherr, der König von England, das Nominationsrecht übe, nicht gelten lassen. In einer Audienz, in der er gegen seine Gewohnheit eine strenge, finstere Miene zeigte, legte Benedikt XIV. dem Abbé Bastiani mit lebhafter Betonung seinen grundsätzlichen Standpunkt dar: die Kirche könne denen, die nicht ihre Glieder seien, keine Gnaden gewähren, und seien nicht die katholischen Fürsten erteilten Indulte wegen des Nominationsrechts die größten Gnaden, über die der heilige Stuhl zu verfügen habe? „Was würde Deutschland, was würde ganz Europa sagen!" rief der Papst erregt aus. Der König überzeugte sich, daß die Verhandlung über diesen Gegenstand völlig aussichtslos sei. Er entschied sich für eine Politik der freien Hand. Ohne die Ankündigung von 1744 förmlich zurückzuziehen, ließ er doch in der Praxis seinen Anspruch einstweilen ruhen. Und für Glatz beschloß er, wie er dem Oberpräsidenten im Vertrauen mitteilte, „die Stelle eines Bischofs von Glatz gelegentlich selbst zu vertreten".

Dem glücklich hergestellten Einvernehmen zwischen Staat und Kirche thaten diese und die sonst unerledigt gebliebenen Fragen keinen Eintrag. Man weiß, mit welcher Peinlichkeit der preußische König, dem sechsten Artikel des Breslauer Friedens treu, der katholischen Kirche in Schlesien und jeder einzelnen katholischen Pfarre den weltlichen Besitzstand an Gebäuden, Liegenschaften und nutzbaren Rechten gewahrt hat. Es blieben den Katholiken die Gotteshäuser, die sie ehedem den Evangelischen abgenommen hatten, und thatsächlich befanden sich in vier Fünfteilen des zur größeren Hälfte protestantischen Landes die Pfarrkirchen in den Händen Roms; gab es doch schlesische Kirchspiele, in denen der Pfarrer und der Sakristan die einzigen katholischen Mitglieder waren. Es blieb in den Parochien, wo diese Besitznahme stattgefunden hatte, auf sämtlichen Gemeindegliedern ohne Unterschied des Bekenntnisses auch fernerhin die Verpflichtung haften, bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen die Stolgebühren an den katholischen Pfarrer zu entrichten; genug, daß dieser in solchem Falle die Andersgläubigen nicht hindern durfte, die kirchliche Handlung, für die er die Taxen nahm, durch einen Fremden, durch einen Geistlichen ihres Bekenntnisses vollziehen zu lassen. Den evangelischen Schlesiern war es unverständlich, daß ihr neuer Landesherr, der ihres Glaubens war, sie in diesem gedrückten, un-

würdigen, der Gleichberechtigung entbehrenden Verhältnis beließ. Auch hätte wohl in der That der Buchstabe des Friedensvertrages, welcher den katholischen Besitzstand ausdrücklich nur so weit, als der vollen Gewissensfreiheit der protestantischen Religion kein Abbruch geschehe, anerkannte, eine vollständigere Emanzipation der Protestanten gerechtfertigt. Und so konnte schließlich das Gerücht aufkommen und sich mit einer gewissen Hartnäckigkeit behaupten, der König von Preußen beabsichtige seinen Uebertritt zum katholischen Glauben zu bewerkstelligen. Als nun Friedrich gar bei dem Fürstbischof von Breslau es anregte, in Berlin die dürftige Kapelle der kleinen katholischen Gemeinde durch eine würdigere zu ersetzen, als sich zu Ehren der Schutzpatronin Schlesiens in dem schönsten Stadtteile, den profanen Prachtbauten des neuen Opernhauses und des Arsenals benachbart, das stattliche Rund der Hedwigskirche erhob, und als der König das fromme Werk durch eine reiche Geldspende förderte, da erscholl sein Lob durch die ganze katholische Welt. Im Konsistorium der Kardinäle pries Benedikt den Fürsten, der das Wohlwollen seines Hauses gegen die Katholiken als Erbschaft überkommen habe, und als 1748 der Nuntius Archinto nach Breslau kam, ließ er sich vernehmen, daß der Papst den König von Preußen als einen wahren Beschützer der katholischen Kirche betrachte. Es ging die Rede, wer in Rom etwas erreichen wolle, müsse sich an den König von Preußen wenden. Der Hofkanzler Maria Theresias sprach zu den preußischen Gesandten in übellauniger Ironie von dem außerordentlichen Phänomen, den Agenten eines protestantischen Fürsten an dem Hofe des heiligen Vaters erscheinen zu sehen, und der Papst selber scherzte, in Wien schelte man ihn einen Preußen. Nicht unbemerkt blieb, daß er im Gespräch und in Briefen an dritte keinen Anstand nahm, Friedrich den doch von der Kurie nicht anerkannten Königstitel beizulegen. Indem Algarotti seinem königlichen Gönner ein ihm zugänglich gewordenes päpstliches Schreiben über den Berliner Kirchenbau mitteilte, bemerkte er, nie um eine zierliche Schmeichelei verlegen, die dort zum Ausdruck gelangende Bewunderung teile der Papst mit Gläubigen und Ungläubigen, und in diesem Punkte habe er einen Angriff auf seine Unfehlbarkeit jedenfalls nicht zu gewärtigen. Halb und halb zählte man ja im Lager der Aufklärung den milden und weitherzigen, geistreichen und gelehrten Hohenpriester zu den Einverstandenen, ihn, der zu Paris als Kardinal die Stätten, da die Spötter sitzen, nicht ängstlich gemieden hatte, der sich von Voltaire die Widmung des Mahomet gefallen ließ und sich mit feinem Scherz in einem schmeichelhaften Brieflein bei dem Dichter bedankte, und der bei aller Reinheit des Wandels kein Arges dabei fand, in angeregtem Gespräch auf den lockeren Ton irgend eines mehr schönen als sauberen Geistes einzugehen.

Der König von Preußen blieb dem Manne, der die verbindlichsten Dinge in der anmutigsten Form zu sagen verstand, nichts schuldig. An den Kardinal Tencin, von dem er wußte, daß er dem mit der Tiara geschmückten Freunde solche Hymnen nicht vorenthielt, schreibt er einmal, es fehle dem Papste an seinem Ruhme nur das eine, in einem Jahrhundert von minder vorgeschrittener Kultur geboren zu sein, dann würde er der Hersteller der Wissenschaften wie Leo X. geworden sein. Als Bastiani einige Zeit darauf eine Audienz hatte,

nahm Benedikt Veranlassung, diesen Brief zu erwähnen, und jener bemerkte, wie befriedigt dabei sein Auge leuchtete. Wohl hat Friedrich an manchem fürstlichen Haupt, dem er Lobsprüche ins Gesicht sagte, im stillen um so unbarmherziger seinen Witz geübt. Nicht so an diesem gekrönten Priester, denn in seiner übermütigsten Dichtung, die der königliche Verfasser jedem unberufenen Auge streng geheim hielt, im „Palladion" ist ihm Benedikt

Der Kirchenfürst und große Mann, des Geist
Sich schön sowohl, wie stark und frei erweist,
Antikem Vorbild treu mit ganzer Seele,
Pfaff ohne Falsch und Herrscher ohne Fehle;
Verdienten Weihrauch erntet er bei allen,
Am Musenquell wie in den Kirchenhallen.

Minder gut als einem Benedikt ist es dem jungen Fürstbischof von Breslau gelungen, zugleich den Kindern der Welt und den Frommen zu gefallen, wie es dieser schlaue Prälat nach seiner Bekehrung noch eine Weile versucht hat. Schon im ersten Sommer, nachdem Schaffgotsch seinen Frieden mit Rom geschlossen, entnahm der König aus mehr als einem Anzeichen, daß der Bischof „ganz kaltsinnig" gegen ihn zu werden beginne, und dem Minister Massow eröffnete er 1753 beim Amtsantritte: „Ich rate Ihnen nicht, dem Bischof zu trauen, denn obgleich er große Verpflichtungen gegen mich hat, habe ich allen Grund, ihn für einen doppelzüngigen Verräter zu halten." Doch ist Friedrich in seinem Bestreben, den kirchlichen Frieden aufrecht zu halten, so weit gegangen, daß er eben diesen Massow, der es bei einer ihm übertragenen Prüfung der Wirtschaft auf den geistlichen Gütern sehr genau nahm, gegen die Klagen des Bischofs ohne Rückhalt ließ und dadurch zu einem Entlassungsgesuche trieb.

In der Instruktion für Massow und in dem das Jahr zuvor entstandenen Testamente hat der König die Summe der bisherigen Erfahrungen seiner schlesischen Kirchenpolitik gezogen. Alles in allem glaubt er auf die Katholiken nicht stark rechnen zu dürfen; doch gebe es Ausnahmen. Durchaus unterscheiden will er die Pfarrer und die Mönche: der Pfarrer sei ruhig, friedfertig und kümmere sich ganz und gar nicht um Oesterreich; alles was Mönch heiße, habe noch eine geheime Anhänglichkeit an den Wiener Hof. Besonders gelten ihm die Jesuiten als Fanatiker für das Haus Oesterreich: „unter allen Mönchen die gefährlichste Art". Sie zu bekämpfen und Altar gegen Altar zu stellen, habe er zur Erziehung der adeligen Jugend Schlesiens gelehrte Jesuiten aus Frankreich kommen lassen. „Ich bin neutral zwischen Rom und Genf. Will Rom gegen Genf sich Uebergriffe erlauben, so bekommt es ihm schlecht; will Genf Rom vergewaltigen, so wird Genf in die Kosten verurteilt. So vermag ich, allen Parteien Mäßigung predigend, den Religionshaß zu mindern; ich versuche sie zu einigen, indem ich ihnen vorstelle, daß sie alle Mitbürger sind, und daß man einen Menschen, der ein rotes Kleid trägt, ganz ebenso lieben kann, wie den, der sich grau kleidet. Ich versuche gute Freundschaft zu halten mit dem Papst, um dadurch die Katholiken zu gewinnen und es ihnen begreiflich zu machen, daß die Politik der Fürsten dieselbe bleibt, wenn die Religion, deren

Namen sie tragen, eine verschiedene ist. Indessen rate ich meinen Nachkommen, dem katholischen Klerus nicht zu trauen, bevor er nicht authentische Beweise seiner Treue gegeben hat."

Anderer Art waren die Schwierigkeiten, welche die preußische Verwaltung in der zweiten der neuen Provinzen zu überwinden hatte. Konfessionelle Gegensätze kannte man in Ostfriesland nicht. Lutheraner und Reformierte, vor Zeiten auch hier die erbittertsten Gegner, lebten jetzt friedlich bei einander; die Zahl der Katholiken aber war eine verschwindend kleine in diesem Lande, das sich rühmte, allen andern deutschen Gebieten mit der Annahme der neuen Lehre vorangeeilt zu sein. Als nach der preußischen Besitzergreifung das Häuflein Katholiken zu Weener sich freie Religionsübung erbat, beschied König Friedrich ihr Gesuch ohne weiteres zustimmend; die einheimischen Behörden aber beriefen sich auf die Landesgesetze, nach denen nur den Anhängern des Augsburgischen Bekenntnisses der öffentliche Gottesdienst gestattet sei: auch müsse es die protestantische Bevölkerung schmerzlich verletzen, die Katholiken so gar begünstigt zu sehen, während in dem benachbarten Münsterlande über die Evangelischen harte Verfolgung ergehe. Darauf erklärte der König, den „Landesverfassungen und Konkordaten" nicht zuwider handeln zu wollen, und zog seine Genehmigung zurück.

Man mag überrascht sein, denselben Herrscher, der in Schlesien die Verfassung bis auf die letzte Erinnerung vertilgte, hier einem verfassungsmäßigen Bedenken den ersten, aus innerster Ueberzeugung geschöpften Grundsatz seiner Kirchenpolitik, die Duldung in Glaubenssachen, opfern zu sehen. Aber während das souveräne Herzogtum Schlesien in Berlin staatsrechtlich als eine durch die Entscheidung der Waffen und somit bedingungslos gewonnene Provinz betrachtet wurde, hatte man in dem durch kaiserliche Uebertragung erworbenen Reichslehen Ostfriesland auch die Erbschaft der bestehenden staatsrechtlichen Einschränkungen in den Kauf nehmen müssen. Und die ostfriesische Landesverfassung war nicht verdorrt und in der Erinnerung des lebenden Geschlechtes halb verschollen, wie die schlesische, sondern galt den Ständen des kleinen Landes als ihr köstlichster Schatz, für dessen Erhaltung kein Kampf zu teuer schien.

In der That, kaum ein andres deutsches Territorium hat einen gleich langwierigen, verwickelten und erbitterten Verfassungskampf bestanden, wie dieses abgelegene Küstenland unter seinen letzten einheimischen Herren. Wie so viele Fürsten im Reiche hatte auch Georg Albrecht von Ostfriesland seine landesherrliche Gewalt auf Kosten der ständischen Libertät auszudehnen und bestimmenden Einfluß auf die Landesverwaltung zu gewinnen gestrebt. Dekrete aus Wien, Machtsprüche Kaiser Karls VI., unterstützten seinen Anspruch. Ein Teil der Stände erklärte, die kaiserlichen Entscheidungen nur so weit annehmen zu können, als sie mit der Landesverfassung übereinstimmten. Das Schlagwort ward ausgegeben, man wolle eine akkordenmäßige, nicht eine reichskonstitutionsmäßige Regierung. Die Führung des Widerstandes übernahm Emden, „der Ort, wo alle böse Ratschläge geschmiedet werden", wie des Fürsten Kanzler

Brenneisen, der leidenschaftliche, verbissene Träger der absolutistischen Tendenzen, sagte. Die Ritterschaft schloß sich den Emdenern an; der Fürst hatte seinen Anhang unter dem dritten Stande, den Vertretern der Landgemeinden, und in seiner Residenzstadt Aurich. Die Parteinamen gehorsame und renitente Stände kamen auf; doch bezeichneten sich die Aufständischen selbst lieber als die rechtmäßigen oder alten Stände, „die Kinder des alten Bundes", was wiederum die Gegner eine Blasphemie schalten. Es waren Zustände wie in Polen während eines Konföderationskrieges: Landtag und Gegenlandtag, ein doppeltes landschaftliches Administrationskollegium, Truppenansammlungen hüben und drüben. Der ostfriesische Verfassungsstreit wurde eine europäische Frage und beschäftigte den Kongreß von Soissons. Aber die erbitterten Parteien verschmähten die Vermittelung der Großmächte und ließen das Schwert entscheiden. Ein volles Jahr wurde mit wechselndem Erfolg gekämpft, bis endlich, im Frühling von 1727, die fürstlichen Truppen das ganze Land bis auf die Stadt Emden bewältigt hatten. Nun verdroß es den Fürsten sehr, daß der Kaiser allgemeine Amnestie verkündete und Ausgleichsversuche anstellte. Die landesverderbliche Spaltung blieb bestehen. Ueber diesen Wirren starb 1734 Georg Albrecht; dem jugendlichen Nachfolger, dem letzten Cirksena, ist im Lande seiner Väter nicht gehuldigt worden, denn nur die Minderzahl der Stände wäre einer Ladung gefolgt. Gern hätte Karl Edzard, als jetzt auch der starre Brenneisen starb, sich mit seinem Volke versöhnt; schon aber weigerten ihm seine eigenen Anhänger, die sich doch die gehorsamen Stände nannten, die Heerfolge; sie glaubten ihrem Vorteile mehr gedient, wenn ihre Gegner, die Renitenten, die man seit der kaiserlichen Amnestie glimpflicher die gravaminierenden Stände hieß, vom Landtage und der Landesverwaltung ausgeschlossen blieben. Zuschauer aber dieses wüsten, zähen, heillosen Haders waren die fremden Truppen, die nicht weniger als vier europäische Mächte in dem kleinen Fürstentum eingelagert hatten: zu Leer stand eine kaiserliche Salvaguardia, längs der Ostgrenze im Reiderland eine Compagnie Dänen, die Fürst Georg Albrecht während des Krieges aus dem benachbarten Oldenburg zu Hülfe gerufen hatte, in Emden und Leerort hatten die Generalstaaten als Bürgen der ostfriesischen Verfassung und zugleich als Gläubiger des Landes wie des Fürstenhauses zwei holländische Regimenter einquartiert, und gleichfalls in Emden und auf Gretsyl lag ein Bataillon Preußen, das schon zu den Zeiten des großen Kurfürsten anläßlich innerer Unruhen Aufnahme gefunden hatte.

So wirr sah es in dem Lande aus, in welchem am 26. Mai 1744, tags nach dem Ableben des letzten Mannes aus dem Hause Gretsyl, der Befehlshaber dieser preußischen Truppen auf Grund der dem brandenburgischen Hause vor fünfzig Jahren von Reichswegen erteilten Anwartschaft für seinen König Besitz ergriff. Die Kinder des Landes staunten, als sie die gedruckten Patente und die schwarzen Adler plötzlich allerorten sich anheften sahen, aber Major von Kalkreuth hatte für diesen entscheidenden Morgen seine Vorkehrungen seit Jahren fertig. Militärische Verstärkung aus Wesel war schnell zur Stelle, die dänischen Truppen gingen schleunigst über die Grenze zurück, die kaiserliche Salvaguardia wurde von Karl VII. auf preußisches Ersuchen bereitwillig ab-

gedankt, und auch die Holländer zogen nach einiger Zeit ab, als ihnen für ihre Vorschüsse Sicherheit gegeben war. Der Kurfürst von Hannover, die Gräfin von Kaunitz-Rittberg, der Graf von Wied-Runkel, die sämtlich Gegenansprüche auf das erledigte Reichslehen oder einzelne Teile der Erbschaft erhoben, klagten beim Reichshofrat oder veröffentlichten wenigstens dickleibige Streitschriften. Von Bedeutung aber war für den glücklichen Besitzer nur die eine Frage, wie es ihm gelingen werde, der Schwierigkeiten im Innern Herr zu werden, den mehr als zwanzigjährigen Verfassungsstreit zu schlichten und die verfeindeten Friesen miteinander zu versöhnen.

An geheimen Einverständnissen hatte es dem preußischen Hofe in den vorangegangenen bewegten Zeiten nicht gefehlt. Seine Partei im Lande waren, wie sich versteht, die renitenten Stände; ihr Rechtskonsulent Homfeld war als Direktorialrat im niederrheinisch-westfälischen Kreise zugleich preußischer Beamter. Ihm verdankte der König den geheimen Vertrag, durch den die Stadt Emden im März 1744 die preußische Erbfolge anerkannte und die Besitzergreifung zu fördern sich verpflichtete. Auch einzelne Edelleute hatten sich dem Könige noch bei Lebzeiten Karl Edzards verschrieben, selbst der einzige ritterschaftliche Beisitzer des neuständischen Verwaltungskollegiums, Karl Philipp zu Inn- und Knyphausen, der sich von seinen Standesgenossen getrennt hatte und zwischen den Alten und Neuen eine mittlere Linie einzuhalten suchte.

Am 6. Juni traf als landesherrlicher Bevollmächtigter Samuel von Cocceji zu Aurich ein. Unterwegs hatte er im Pyrmonter Bade von dem Könige mündliche Weisungen entgegengenommen. Durch Homfeld unterstützt, vermochte der Minister binnen wenigen Tagen die Stände zur Beschickung eines allgemeinen Landtages, wie er seit 1722 nicht beisammen gewesen war, zu bestimmen. Am 20. Juni wurde die Tagfahrt eröffnet; zu Beginn überbot man sich gegenseitig in Sanftmut und Selbstverleugnung und war zur Huldigung bereit, obwohl nach Gewohnheitsrecht die Ueberreichung der Beschwerden und Wünsche voranzugehen hatte. Ritterschaft, Städte und dritter Stand huldigten nach der gleichen Formel, der erste Stand allerdings nicht ohne einen Vorbehalt seiner Gerechtsame wegen der eingerückten Gehorsamsklausel zu übergeben, denn vordem hatte der Adel stets nur Treue geschworen. Auch darin war alles einverstanden, daß jene wider die Landesverfassung streitenden Dekrete Karls VI. der Vergessenheit anheimzugeben seien; in dieser Nichtachtung eines kaiserlichen Machtspruches begegnete sich das reichsfürstliche Selbstgefühl der neuen Herrschaft mit dem friesischen Stammesstolze, denn auch die Gegner der Renitenten waren stets nur aus Gehorsam gegen den Landesherren, nicht aus Grundsatz, für die Dekrete eingetreten.

Meinungsverschiedenheiten ergaben sich erst, als Cocceji für den König einen höheren Jahresbeitrag aus der landschaftlichen Kasse, als die den einheimischen Fürsten bewilligten 12 000 Thaler, forderte, und außerdem die alljährliche Stellung von 400 Rekruten. Es wurde entgegnet, daß das Land ohnehin verliere, da die Domäneneinkünfte in Zukunft, statt in Aurich für die Hofhaltung aufgewendet zu werden und also innerhalb der Landesgrenzen umzulaufen, nach Berlin fließen würden; die Rekrutenlieferung aber sei durch die alten Ver-

träge verpönt. Cocceji kam hart mit der Versammlung aneinander und drohte endlich schnurstracks abzureisen; sein König werde dann schon ein Paar Regimenter ins Land schicken, um die Ostfriesen zur Rekrutenlieferung und Subsidienbewilligung facil zu machen. Da legten sich die Abgeordneten von Emden in das Mittel, und der Landtag bewilligte 24 000 Thaler als jährliche Subsidien und einen weiteren Jahresbeitrag von 16 000 Thalern für die Befreiung von aller Werbung und Aushebung. Dann ward am 7. Juni eine neue Verfassungsurkunde unterzeichnet, ein Vertrag, der unter Erwähnung dieser Bewilligungen die alten Akkorde und Landesverträge als die „Grundvesten der ostfriesischen Regierung" anerkannte; auch verpflichtete die Urkunde den König zur unweigerlichen Bestätigung aller durch die Mehrheit des Landtages gefaßten Beschlüsse, sofern darin nichts wider die Verfassung und die verfassungsmäßige Stellung des Landesfürsten enthalten sein werde, und wies die Bewilligung, Erhebung und Verwaltung aller Landeseinkünfte ausschließlich den Ständen und ihrem Verwaltungsausschusse zu. Nicht einmal eine Kenntnisnahme, so wurde es ausdrücklich festgesetzt, sollte der Landesherr sich anmaßen, so wenig in Kriegs- als in Friedenszeiten; nur die Domänenverwaltung blieb ihm vorbehalten.

Dem absoluten König von Preußen widerstrebte die Annahme eines Vergleiches, der ihm in der neuerworbenen Provinz jegliche Beteiligung an der Gesetzgebung und Steuerverwaltung verbot. Erst auf die vereinten Vorstellungen Coccejis und der Kabinettsminister gewann er es über sich, der Urkunde seine Ratifikation zu erteilen.

Ihre besonderen Wünsche und Ansprüche hatte die Stadt Emden. Sie forderte, daß die in den Stürmen des Bürgerkrieges untergegangene ständische Streitmacht wiederhergestellt und in Emden eingelagert werde, in mindestens gleicher Stärke wie die preußische Besatzung. Zwischen der königlichen und ständischen Miliz wird, so hatten es die preislichen Stadtherren sich ausgedacht, kein Unterschied des Ranges bestehen, „um Jalousie und Unfug zu vermeiden"; vielmehr werden beide dem Landesherrn, den Ständen und der Stadt schwören, beide werden gemeinsam die Wache beziehen, heute unter einem königlichen und morgen unter einem ständischen Kapitän, der vorsitzende Bürgermeister wird die Parole ausgeben, jedem Ratsherrn stehen dieselben militärischen Ehrenbezeugungen zu, wie dem königlichen Kommandanten, und wenn der Magistrat vom Rathaus herunterkommt „muß die ganze Hauptwacht mit dem Kapitän unter den Waffen so lange paradieren, bis sämtliche Magistratspersonen vorübergegangen sind". Der schöne Plan ward in Berlin keiner Antwort gewürdigt.

Als im Herbst 1744 der Landtag die im Juli unterbrochenen Sitzungen wieder aufnahm, liehen die Stände ihrem Vorsatz, den Gerechtsamen des Landes nicht das kleinste Stück zu vergeben, gleich beim ersten Anlaß unzweideutigen Ausdruck. An Stelle Coccejis erschien neben Homfeld als königlicher Bevollmächtigter diesmal der Kriegsrat Bügel, der als Kammerdirektor mit der Verwaltung der ostfriesischen Domänengefälle betraut worden war. Gegen seine Person legten die Stände Verwahrung ein, da nach der Verfassung nur Eingeborene zu den Landtagsverhandlungen zugelassen werden dürften. Nach an-

fänglicher Weigerung gab der König nach und ersetzte den Beanstandeten durch einen Friesen.

Das große Wort auf dem Landtage führten jetzt die Renitenten von ehedem, welche die preußische Besitzergreifung begünstigt hatten, um sich wieder in die Höhe zu ringen, aber nach wie vor die eifrige und eifersüchtige Freiheitspartei geblieben waren.

Vor allem schickte die siegreiche Partei sich an, den gestürzten Gegnern die so lange Zeit hindurch erlittene Unbill heimzuzahlen. Es zeigte sich, daß in diesem Ständestaate nur die unduldsamste Parteiregierung möglich war. Die Häupter der bisherigen Landesverwaltung wurden wegen ihrer Amtsführung zur Rechenschaft gezogen, die Untersuchungsrichter aber waren die grimmsten politischen und persönlichen Feinde der Angeklagten und beeilten sich, die ihrer Rache auserkorenen Opfer dadurch mundtot zu machen, daß man sie für die Dauer der Untersuchung von der Teilnahme an den Landtagsverhandlungen ausschloß.

Diese schlecht verhehlte Verfolgungswut gab der neuen Landesherrschaft die erste Veranlassung, sich in die Angelegenheiten der ostfriesischen Stände einzumischen. Zunächst wurden die verfemten Administratoren durch eine Verfügung aus Berlin in den Landtag wiedereingeführt, dann ward im Juni 1748 das Verfahren niedergeschlagen.

Damit hatte sich der König von der Sache seiner ersten Anhänger entschieden getrennt. Die ganze Partei, die Stadt Emden obenan, kehrte in die altgewohnte Rolle der Opposition zurück. Schnell sollte sich zeigen, wie wenig sie dem erneuten Kampfe gewachsen war; schon ging der Nachfolger der Cirksena aus der zuwartenden Haltung zum Angriff über.

König Friedrich war längst ungeduldig. Der Augenblick zum Handeln schien ihm gekommen, als im Sommer 1748 der Vorstand der einzigen rein staatlichen Behörde im Lande, jener Kammerdirektor Bügel, starb. Jetzt ward einer dieser alten Regimentsquartiermeister nach Aurich geschickt, deren Typus, wie wir sahen, für Schlesien im Allgemeinen als zu scharf und kantig galt, in der zweiten neuen Provinz aber, unter einem aus gröberem Stoffe geformten Menschenschlag, ganz am Platze sein mochte. Doch war es keineswegs darauf abgesehen, mit Keulen dreinzuschlagen. Daniel Lenz, der neue Kammerdirektor, war ein feiner anschlägiger Kopf, ein Menschenkenner, der einen jeden nach seiner Art zu nehmen wußte, ein Stück von einem Diplomaten, gleich geschickt im Wühlen und im Ausgleichen, im Einschüchtern und im Versöhnen. Dazu ein echter Vertreter des modernen, von landschaftlicher Engherzigkeit losgelösten, ganz in den Staatsgedanken aufgegangenen Beamtentums. Aus der Altmark gebürtig, hatte er in der Uckermark seine Laufbahn begonnen, war dann beim Uebertritt zur Kameralverwaltung nach Gumbinnen verschlagen worden, um jetzt aus dem äußersten Osten in den äußersten Westen gesandt zu werden, in die Nachbarschaft der „pumpernickelschen Gegend", deren hartköpfige Bewohner er in einer kleinen, später im Druck erschienenen Jugendschrift „Beweis, daß diejenigen, so Christum gekreuzigt, Westphälinger gewesen", mit Behaglichkeit zur Zielscheibe seiner Satire genommen hat.

Der König eröffnete dem neuen Kammerdirektor alsbald (27. September 1748) seinen Entschluß, mit der verrotteten Selbstverwaltung der ostfriesischen Landschaft, „der grundüblen Haushaltung der dortigen Stände", aufzuräumen. Zugleich belehrte er ihn, daß erfahrungsmäßig der Herd aller Unordnung und Unruhe die Stadt Emden sei. Lenz befürwortete die Einsetzung einer Kommission, die unter staatlicher Leitung an die Neuordnung der Verwaltung und Steuerverfassung heranzugehen haben würde. Der König war einverstanden, wünschte aber durch das „Savoir-faire" des Kammerdirektors, um der Sache „einen desto besseren Anstrich" zu geben, es so angeleitet zu sehen, daß die Anregung von den Ständen oder wenigstens einem Teil der Stände ausgehe. Die Ausführung im einzelnen überließ er ganz seinem Vertrauensmann: „Ich muß Euch aber hierbei deklarieren," heißt es in dem charakteristischen Kabinettsbefehl vom 10. Dezember 1748, „daß, wann Ich Euch dergleichen Idées von hier aus gebe, solches nicht anders als Speculationes sind, welche Ich Euch an die Hand lege, um zu beurtheilen, ob solche sich auf die dortige Umstände schicken oder nicht, und ob daselbst ein convenabler Gebrauch gemacht werden kann, als welches Ich allhier in der Entfernung, und da Ich das dasige Land niemalen gesehen noch der dortigen Umstände kundig bin, nicht zu beurtheilen vermag." Er erklärte sich damit einverstanden, daß Lenz den dritten Stand, die Bauernschaften, „in eine gewisse Fermentation" gesetzt hatte, um dadurch auf Adel und Städte zu drücken; er unterwies, wieder nach den Ratschlägen von Lenz, das Generaldirektorium für die Fassung der einem neuen Landtage mitzuteilenden landesherrlichen Botschaft, ohne übrigens diese Behörde in den Plan des Kammerdirektors einzuweihen. Gegen das Herkommen sollte dem Landtag keine bestimmte Tagesordnung bezeichnet werden, denn die Enthüllung der letzten Ziele würde Adel und Städte von vornherein aufgebracht haben; vielmehr befahl der König den Ständen nur ganz im allgemeinen kundzugeben, „daß nachdem Ich wahrgenommen, wie Alles, was Ich heilsames auf den Landtägen vortragen lassen, zu keinem Effect gekommen, sondern lauter Widerspruch und Aufschub gefunden, die Unordnungen indessen mehr und mehr einrissen und der publique Fonds seinen Credit verlöre, mithin das Land zu seinem Ruin eile; als wollte Ich nunmehro denen Ständen selbst überlassen, ihren Zustand zu erwägen und die dienliche Mittel zu Abwendung fernerer böser Suiten zu ergreifen."

Am 16. Januar 1749 wurde der Landtag zu Aurich eröffnet. Lenz hatte seine Batterien auf das Trefflichste gerichtet, er war seiner Sache völlig sicher. Nicht bloß der dritte Stand, auch die Mehrzahl der Ritterschaft war gegen Emden gewonnen, und die kleineren Städte waren dem hochmütigen Vorort ohnehin feind. Aus dem Schoße des Adels wurden die Anträge, wie Lenz sie wünschte, gestellt, für das gesamte landschaftliche Kassenwesen die königliche „Manutenenz, Oberaufsicht und Direktion" zu erbitten und die Verlegung des Landeskastens von Emden nach Aurich zu verlangen. Fast ohne Debatte erfolgte die Annahme. Eine Verfassungsänderung auf verfassungsmäßigem Wege war gelungen, ein Staatsstreich glücklich vermieden.

Um die bevorzugte Stellung von Emden völlig zu beseitigen, beschlossen die Stände weiter, den König zu einer Umgestaltung der Emdener Stadt-

verfassung aufzufordern. Sofort zog Lenz die Vertreter von Emden auf die Seite und schlug ihnen einen Vergleich vor, wonach sie dem Könige die Bestätigung der Ratswahlen und die „Direktion des Stadtwesens“ überlassen, der königlichen Garnison den Hafen, die Hauptwache und zwei Thore einräumen und auf die Stellung eines „status in statu“ verzichten sollten. In fassungsloser Bestürzung verließen die Emdener den Landtag und eilten nach ihrer guten Stadt zurück.

Daheim fanden sie alles in voller Gärung. Eine regelrechte plebejische Revolution gegen das oligarchische Stadtregiment bereitete sich vor, und der Kammerdirektor war ihr geheimer Gönner. Der Ausschuß der Vierziger, der den Magistrat wählte, der Magistrat, der die Vierziger bestellte, und die Hövetlingen, die wieder eng mit den beiden anderen Behörden verquickten gestrengen Polizeiherren, teilten sich gleichmäßig in den allgemeinen Haß. Wenn auf der Hövetlingen-Kammer die herkömmlichen Schmausereien, acht im Jahre, abgehalten wurden, darunter die beiden Kerzenkauf-Mahlzeiten, das Herings-, das Lachs- und das Erdbeeren-Essen, so mußte gemeine Bürgerschaft, und das verdroß am meisten, draußen zuschauen. Jetzt schlug die Stunde der Rache. Als am 8. Februar Magistrat und Vierziger auf der Ratsstube versammelt waren, um sich über die preußischen Zumutungen schlüssig zu machen, stürmte das Volk den Rummel des Stadthauses und forderte wild die volle und unverzügliche Annahme jener Vorschläge. Der Stadtprokurator ward die Stiege hinabgeworfen, dem Syndikus sollte die Strafe der Defenstration pragerischen Andenkens bereitet werden, doch wollte der schmale Kreuzrahm des Fensters den breiten Rücken des Schlachtopfers nicht durchlassen, und die Verständigsten aus dem Haufen gewannen Zeit, den übel zugerichteten Mann der blinden Wut zu entreißen. Dann ergoß sich der tobende Pöbel durch die Straßen, die Stadtsoldaten weigerten sich, gegen die Ruhestörer einzuschreiten oder nahmen gar an dem Unfug teil, und der Kommandant der königlichen Besatzung hielt sich regungslos abseits. Zwei Tage nach diesen Schreckensvorgängen traf Lenz in der erregten Stadt ein und bestimmte jetzt den Magistrat mit leichter Mühe zur Annahme seiner Forderungen und zu noch anderen Aenderungen in der städtischen Verfassung. Ein Staatsbeamter, der Commissarius loci nach dem altpreußischen Muster, übernahm die Leitung der Finanzwirtschaft. Auch das stolze Emden war von der allgemeinen Bewegung, die seit einem Menschenalter in Preußen Verfassung und Verwaltung der städtischen Gemeinwesen umgestaltet hatte, erreicht worden, und nirgends hatte sich die Gemeinsamkeit der monarchischen und der volkstümlichen Interessen im Gegensatze zu der patrizialen Geschlechterherrschaft kräftigeren Ausdruck gegeben als hier.

Zum Schluß des Jahres hat Lenz auf dem Landtage endlich noch den alten Hader zwischen der Stadt Emden und den anderen Ständen durch einen Vergleich geschlichtet, von dem im Lande geurteilt wurde, daß die ostfriesische Geschichte kein Beispiel gleich schleuniger Verhandlung aufzuweisen habe. Die Besserung des landschaftlichen Steuerwesens ward einem neuen Landtage als Aufgabe gestellt, der vierzehn Jahre hindurch, ein langes Parlament, fortgesetzt worden ist, ohne durch Kämpfe in der alten wilden Art erschüttert zu werden.

Nur einige wenige Edelleute frondierten noch Jahr und Tag. Vor allen jener Knyphausen, der sich früher zwischen den Parteien gehalten hatte; er blieb bei seiner Weigerung, den Unterwerfungsvertrag von 1749 zu unterzeichnen, und erklärte, die Gerichtsordnung des Codex Fridericianus in seinem Patrimonialbezirk nur insoweit anerkennen zu können, als sie seinen Freiheiten und Vorrechten nicht Eintrag thue; so weigerte er sich, Todesurteile zur königlichen Bestätigung einzusenden. Als Lenz ihn im Herbst 1751 auf seinem Edelhof aufsuchte, ihm gütlich zuzureden, nahm er den verhaßten Gast höflich auf, erbat sich Bedenkzeit, verharrte dann aber auf seinem Standpunkt. Doch hielt damals nur noch ein einziger seiner Standesgenossen, ein Fridag von Wallbrunn, zu dem Unversöhnlichen.

Lenz war jetzt der hochmögende Herr im Lande und lenkte die noch vor kurzem so störrigen Geister nach seinem und seines königlichen Gebieters Wohlgefallen; die Kriegs- und Domänenkammer zu Aurich, gegen welche die Stände in den ersten Jahren der preußischen Herrschaft einen sehr überlegenen, ja wegwerfenden Ton angeschlagen hatten, unterschied sich in nichts mehr von den mit bureaukratischer Machtfülle ausgestatteten, vornehmen Verwaltungsbehörden der alten Provinzen. Die Verleihung des Präsidententitels an den bisherigen Direktor der Kammer war nicht bloß eine wohlverdiente persönliche Auszeichnung für Lenz; sie entsprach auch dem veränderten Charakter der Behörde.

Dem großen Geschick, mit dem Lenz, ohne sich oder den König bloßzustellen, seinen Feldzug durchgeführt hatte, war es zu danken, daß bei dem weitaus größten Teile der ostfriesischen Bevölkerung keine Verstimmung ob der Verfassungsänderung von 1749 zurückblieb. Als König Friedrich zwei Jahre später seine Nordseeprovinz zum erstenmal besuchte, ward ihm ein Empfang bereitet, mit dem er zufrieden sein durfte. Zwar hatte der an alles denkende Kammerpräsident auch dieses Mal der Freiwilligkeit ein wenig nachgeholfen und den Städtern und Dorfbewohnern angegeben, wie sie sich zu verhalten hätten: männiglich sollte sein bestes Kleid anlegen, jeder Hausvater die Seinen vor der Thür aufstellen, Bettler, Barfüßer und Hunde durften nicht gesehen werden, und was der wohlweisen Vorschriften mehr waren. Aber das treuherzige Volk that viel mehr, als ihm vom grünen Tisch her empfohlen war. Jedes Dorf, durch das der König fuhr, hatte eine Ehrenpforte aufgebaut, und in Emden hatten es sogar die Fischweiber sich nicht nehmen lassen, zu achtunddreißig anderen Bogen ihren eigenen zu errichten und mit getrockneten Fischen und einer poetischen Inschrift zu schmücken; an dem großen Triumphthor aber, das die Stadt auf ihre Kosten zugerüstet hatte, las man die herzlichen Worte:

O Koning! groot van Macht,
Van Goedheit, van Verstand,
Meer Vater in ons Hart,
Als Koning van ons Land.

Auf einer festlich geschmückten Jacht fuhr der König mit seinen drei Brüdern die Ems abwärts bis auf die Höhe der Knock, der in den gewaltigen, schon

meeresgleichen Strom weit vorgeschobenen Landspitze, und ließ sich dann, zur Ueberraschung seiner Begleiter und der Schiffsleute, in einem kleinen, nur um Handbreite aus dem Wasser hervorragenden Bot zurückrudern; ein Matrose meinte, der König habe das Zeug zu einem guten Seemann. Vor der Wiederabreise erschien Friedrich noch in einer Sitzung der vor kurzem unter seinen Auspizien zusammengetretenen Asiatischen Handelsgesellschaft, und als er vier Jahre später Ostfriesland zum zweitenmal besuchte, wohnte er während seines Aufenthaltes in Emden dem Stapellauf eines der großen Kauffahrteischiffe bei, die jetzt wieder von hier aus, wie einst die emdischen Afrikafahrer des großen Kurfürsten, nach fremden Kontinenten in See stachen.

Fünfter Abschnitt.

Handels- und Gewerbepolitik.

Als Kurfürst Friedrich Wilhelm 1677 Stettin erobert hatte und für seinen Staat nun endlich selbstthätige Teilnahme am Welthandel zu erringen gedachte, warnten die Berater den noch immer jugendlich ungeduldigen Herrscher vor allzu stürmischem Eifer; sie wollten an auswärtigen Handel und überseeische Schiffahrt erst denken, wenn die verödeten und verarmten Lande sich erholt und dichter bevölkert haben und durch Entwickelung der Industrie erstarkt sein würden.

In der That hat dann die brandenburgisch-preußische Wirtschaftspolitik diese und nicht die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Unter dem Gebote der Notwendigkeit. Die Odermündungen mußten den Fremden zurückgegeben werden, der Plan, von den hinterpommerschen Häfen aus dem Stettiner Handel der Schweden Abbruch zu thun, mißlang, die Anfänge der brandenburgischen Marine verkümmerten. Der Industrie dagegen ging ein neuer Tag an mit dem Einzuge der Glaubensflüchtlinge aus dem Westen. Diese Neubürger wußten es durchzusetzen, wie sie es aus der französischen Heimat gewohnt waren, daß der Staat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt den von ihnen gefertigten Waren mit immer umfassenderen Schutzzöllen und Sperrmaßregeln gegen den Wettbewerb der ausländischen Manufakturen zu Hülfe kam. Der Schutz der jungen heimischen Industrie wurde für die Nachfolger des großen Kurfürsten der oberste wirtschaftliche Gesichtspunkt. Auf der Entstehung und Vergrößerung der Fabriken beruhte das Aufblühen des Staates und in Sonderheit seiner Hauptstadt. Berlin, sagte Friedrich Wilhelm I., sei zu einer Hofhaltung angelegt und müsse sich nun, da die Hofhaltung Anno 1713 abgeschafft worden sei, durch seine Manufakturen auf der Höhe halten. Das Herzogtum Magdeburg, vor 1680 ein reines Ackerbauland, machte unter der preußischen Verwaltung den großen wirtschaftlichen Umschwung mit; auch Pommern begann zu folgen. Eine Umgestaltung des Zunftwesens schuf dem Gewerbe bereits freiere Formen und für bisher unbekannte Betriebe freien Raum. Fabriken auf der einen Seite,

Hausindustrie auf der andern, traten neben das geschlossene Handwerk alten Schlages.

Als nun dem Enkel geriet, was dem Großvater mißlungen war, als wirklich Stettin mit der unteren Oder preußisches Eigen wurde, ist man doch zu den stolzen Entwürfen des großen Kurfüsten nicht zurückgekehrt. So stark und ausschließlich walteten die Grundsätze einseitigen Industrieschutzes vor. Doch fehlte es innerhalb des preußischen Beamtentums nicht an Männern, die sich über die herrschenden Anschauungen selbständig emporhoben und es nunmehr an der Zeit hielten, eine Handelspolitik nach großen, einheitlichen Gesichtspunkten einzuleiten. Eine fünf Jahre nach dem Stockholmer Frieden entstandene, überaus sachkundige Denkschrift stellt den Satz voran, daß die Industrie nicht für sich allein, sondern nur in Verbindung mit Außenhandel den Reichtum eines Landes zu mehren vermöge. Wohl hätten die Manufakturen sich seit dem letzten Thronwechsel sehr gebessert, auch fehle es nicht an Absatz nach außerhalb, aber leider seien es nicht die Landeskinder, sondern fremde Zwischenhändler, die den besten Nutzen davon zögen. Der Kaufmannstand sei in den preußischen Landen allzu gering geachtet. Ein Krämer nenne sich Kaufmann so gut wie der bedeutendste Großhändler, und „der elendeste Gelehrte und Beamte" sehe tief auf den Kaufmann herab und habe bei dem ganzen Zuschnitt des Staatswesens ein gewisses Recht dazu. Wer als Kaufmann etwas gelten und sich von der Verachtung befreien wolle, glaube dazu verschwenderischen Aufwand treiben zu müssen; wer es zu Reichtum gebracht, gebe den Handel mit Vorliebe auf, bewerbe sich um Staatsämter und kaufe Landgüter, oder lasse doch jedenfalls seine Söhne nicht das Geschäft fortsetzen, sondern auf Universitäten studieren. Allmähliche Besserung in der Lage des brandenburgisch-preußischen Handels erwartet die Denkschrift von der sozialen Hebung des Handelsstandes, von zunehmender kaufmännischer Erfahrung und geeigneter Zusammenfassung des kaufmännischen Kapitals, von Handelsgesellschaften, zu denen die Kaufleute des Landes zusammentreten müßten und wo „des einen und des andern Reichtum" sich gegenseitig ergänzen und stützen würden.

Verfasser dieser Denkschrift von 1725, der Vorkämpfer einer neuen Aera preußischer Wirtschaftspolitik, war der Mann, bei dem wenige Jahre später der Kronprinz Friedrich seine nationalökonomische Schule durchmachte, der Küstriner Kammerdirektor Hille.

Der Kronprinz geht auf die Anschauungen und Lehren seines Mentors mit so viel Eifer und Empfänglichkeit ein, daß er in der schriftlichen Arbeit über den Handel nach Schlesien, die er dem Vater als Frucht und Probe seiner nationalökonomischen Studien vorlegt, sich den Gedankengang Hilles völlig aneignet. Allzu nachhaltig aber sind diese Eindrücke nicht. Da wo Friedrich im Antimacchiavell die Aufgabe der Wirtschaftspolitik darlegt, dient zur Empfehlung des Handels, außer der beiläufigen Bemerkung, daß Korn- und Weinländer sich Absatzgebiete sichern müssen, nur der wohlfeile, abgebrauchte Hinweis auf den Vorteil, welchen den Engländern und Holländern ihr Handel vor Frankreich und Spanien verschaffe, während der Nutzen der Industrie schulgerecht nach Anleitung der merkantilistischen Lehre entwickelt wird: „Was die Manufakturen aller Art an-

betrifft, so ist das vielleicht das Allernützlichste und Einträglichste für einen Staat, da man durch sie den Bedürfnissen und dem Aufwande der Einwohner genügt und selbst den Nachbarn zwingt, unserer Industrie seinen Tribut zu zahlen; sie verhindern, daß das Geld außer Landes geht und lassen es vielmehr einströmen."

Allemal hat Friedrich seinem Küstriner Lehrmeister eine dankbare Erinnerung bewahrt. Als er bei der Thronbesteigung dem Generaldirektorium das selbständige fünfte Departement für Fabriken, Kommerzien und Manufakturen angliederte, wünschte er den inzwischen in die Stettiner Kammer versetzten alten Praktiker als vortragenden Rat in die neue Abteilung zu ziehen und sah lediglich auf Hilles eigenen Wunsch von der Berufung ab.

Mit der Errichtung eines Fachministeriums für Handel und Gewerbe war einer alten Forderung Genüge geschehen. Schon in den Tagen der Gründung des Generaldirektoriums hatte einer der angesehensten Berliner Kaufherren den Plan zu einem Kommerzkollegium vorgelegt, und der Gedanke war seitdem in der Kaufmannschaft und in den Kreisen der Beamten vielfach nach dem Für und Wider erörtert worden. Der Widerstreit der Meinungen, wohl auch persönliche Gegensätze und Eifersüchteleien, hatten es bei Lebzeiten König Friedrich Wilhelms zu keiner Entscheidung kommen lassen. Als ein Vorbild der jetzt, gleich im ersten Monde der neuen Regierung, entstehenden Behörde konnte das Kommerzkollegium des großen Kurfürsten aus der Zeit des zweiten schwedischen Krieges gelten. Damals aber wurde durchaus der Handel und zwar der Seehandel in den Vordergrund gestellt, jetzt, noch ganz in den Ueberlieferungen des letzten halben Jahrhunderts, doch wieder die Industrie. Als die Punkte, worauf der an die Spitze der neuen Behörde gestellte Etatsminister Samuel von Marschall seine vornehmste Aufmerksamkeit richten soll, erscheinen in seiner Dienstvorschrift diese drei: Verbesserung der schon bestehenden Manufakturen, Einrichtung fehlender, Heranziehung von Einwanderern: „Fremden von allerhand Kondition, Charakter und Gattung". Nur in zweiter Linie soll er darauf bedacht sein, „wie die in denen Königlichen Landen gemachte Fabriques und Marchandises auswärtig debitiret werden können" und soll zu dem Zwecke „guter auswärtiger Korrespondenz pflegen".

Feste, durchgreifende Grundsätze für eine Handelspolitik waren offenbar noch nicht gefunden. Und wenn nun durch den Breslauer Frieden die Oder in ihrem ganzen Lauf ein preußischer Strom wurde, so wurde doch die naheliegende Nutzanwendung aus dem so vorteilhaft veränderten Zustande zunächst nicht gezogen, eine einheitliche Regelung des Zollwesens in den drei Provinzen dieses einen Stromgebietes unterblieb noch. Schlesien galt Jahre hindurch handelspolitisch noch als Ausland. Auch im Magdeburgischen wurde während der ersten acht Jahre der neuen Regierung an der bestehenden Handelsverfassung nichts Wesentliches geändert.

Noch ein anderer Umstand läßt deutlich ersehen, wie wenig sich König Friedrich in diesen ersten Zeiten mit großen handelspolitischen Entwürfen trug. Im Augenblicke der Besitzergreifung in Ostfriesland erschien es ja zweifelhaft, ob die Holländer jene Besatzung, die sie in den wichtigen Seeplatz Emden ge-

worfen hatten, gutwillig herausziehen würden. Der neue Landesherr sah Schwierigkeiten voraus und wollte doch, am Vorabend eines neuen Krieges gegen Oesterreich, Verwickelungen mit der niederländischen Republik vermeiden. Er erteilte deshalb im Pyrmonter Bade seinem gerade zur Stelle befindlichen Vertreter bei den Generalstaaten den mündlichen Auftrag, im Haag zu erkunden, ob Neigung vorhanden sei, gegen eine gute Summe Geldes, eine, zwei oder drei Millionen, die Stadt Emden für die Republik anzukaufen. Zu solch traurigem Geschäft ist es glücklich nicht gekommen, die Holländer riefen ihre Truppen ab, und dem preußischen Staat blieb die Stadt, deren Bedeutung für maritime Unternehmungen nun sehr bald gewürdigt wurde.

Es würde schwer sein, einen bestimmten persönlichen Einfluß nachzuweisen, dem Friedrich die allmähliche Erweiterung seines Gesichtskreises zu verdanken gehabt hätte. Manche Anregung mag ihm der Feldmarschall Keith gegeben haben, der aus russischen Kriegsdiensten in die preußischen getretene schottische Emigrant, der seit dem Herbst 1747 zu der regelmäßigen Umgebung des Königs zählte und nicht bloß in militärischen, sondern auch in Handelsfragen gehört wurde. Auch von dem Manne, dem er das fünfte Departement des Generaldirektoriums anvertraut hatte und der in seinen Berichten an den jungen Herrscher mitunter einen fast väterlichen Ton anschlägt, auch von Samuel von Marschall hat Friedrich ohne Frage gelernt, aber wohl mehr in Einzelheiten der Gewerbepolitik, als daß ihm hier der sichere Ueberblick über das Ganze verschafft und neue Gesichtspunkte erschlossen worden wären. Es ist bezeichnend, daß in den ersten acht Jahren der Amtsthätigkeit Marschalls an die bestehende Handelsverfassung kaum gerührt wird, daß die neuen Antriebe erst zu der Zeit einsetzen, wo der alternde Minister in den Hintergrund tritt und sich von den Geschäften mehr und mehr entlasten läßt. Unter den Zusätzen der neuen Dienstordnung für das Generaldirektorium ist 1748 einer der wichtigsten der, welcher sich über den Handel verbreitet. Der König gibt die schulmäßige Abstufung der vorteilhaften Handelsformen nach dem Grade der Nützlichkeit: Absatz der eigenen Erzeugnisse gegen bares Geld, Durchgangshandel mit den Waren des Auslandes, Eintausch unentbehrlicher fremder Gegenstände gegen einheimische. Der lehrhafte Ton seiner Darlegung läßt ersehen, daß er die Grundbegriffe der Handelstheorie bei seinen Ministern nicht unbedingt als bekannt voraussetzt. Nimmt er doch in den ein Jahr vor dem Erlaß der neuen Instruktion niedergeschriebenen brandenburgischen Denkwürdigkeiten keinen Anstand, die Handelspolitik seines Vaters als eine ganz verfehlte zu bezeichnen: die Regierung habe Grundsätze verfolgt, die der Entwickelung des Handels geradezu hinderlich gewesen seien.

Es scheint, als ob eben die historische Beschäftigung mit der inneren Politik seiner Vorfahren dazu beigetragen hat, sein Verständnis für die Aufgaben der Gegenwart zu schärfen. Durch jene Studien angeregt, verfügte er, daß die Kammern sogenannte Handelsbilanzen zusammenstellen und ihm einreichen sollten, nach Waren geordnete Uebersichten über den Wert der Aus- und Einfuhr der einzelnen Provinzen. Aber nicht bloß aus diesen Tabellen, auch aus Büchern suchte er, mit nichten wie sein Vater ein Verächter der Theorie, Belehrung zu

gewinnen. Im Sommer 1749 verschrieb er sich aus Paris das vor fünfzehn Jahren erschienene, von den Zeitgenossen sehr geschätzte Werk von Menon „Essai politique sur le commerce“. Eine der letzten in der Reihe der theoretischen Darlegungen des Merkantilsystems, hält sich Menons Schrift von den starren Einseitigkeiten der herrschenden Lehre ziemlich frei. „Die gemeine Sage, Commercia müssen frei sein, ist universellement nicht wahr“ — so hatte es einst Hille dem Kronprinzen Friedrich gelehrt. Hier nun verkündete Menon, daß die Freiheit das Wesentlichste bei dem Handel sei: vor die Wahl zwischen Freiheit und Protektion gestellt, wolle er lieber den Schutz als die Freiheit missen, da im Besitz der Freiheit sich der Handel allein durch die ihm innewohnende Kraft für den Schutz Ersatz zu schaffen vermöge. Nur dürfe der Begriff Freiheit nicht falsch ausgelegt werden; sei er doch auf dem Gebiete des Handels kaum minder umstritten, als auf dem der Religion. Die Freiheit im Handel dürfe nicht in einer unklugen Willkür gesucht werden; nur auf solche Waren sei sie auszudehnen, deren Ausfuhr oder Einfuhr einem jeden Bürger die Fähigkeit verschaffe, seinen Ueberfluß gegen das ihm mangelnde Notwendige einzutauschen.

In demselben Jahre, da wir ihn zu dieser volkswirtschaftlichen Lektüre greifen sehen, hat Friedrich es für zweckmäßig erachtet, sich zu seiner Schöpfung, der Handels- und Industrieabteilung des Generaldirektoriums, in ein engeres persönliches Verhältnis zu setzen. Den Anlaß gab der Tod des Ministers Marschall am 11. Dezember 1749. Der Verstorbene erhielt nicht eigentlich einen Nachfolger; nicht als Minister, sondern in der Stellung eines wirklichen geheimen Finanzrats trat der neue Leiter des fünften Departements in das Generaldirektorium ein, zu den vortragenden Räten des Departements im Verhältnis des Vorgesetzten, zu den mit dem Ministerrange ausgestatteten Leitern der andern Abteilungen im Verhältnis zwar nicht der Unterordnung, aber auch nicht der Gleichstellung. Unmittelbar vorgesetzt sollte ihm nur der König sein, der nominelle Präsident des Generaldirektoriums, der also für dieses fünfte Departement auf Vertretung durch einen Vicepräsidenten von nun an verzichtete und damit thatsächlich sein eigener Handelsminister wurde. Der Schwerpunkt der fünften Abteilung war in das Kabinet verlegt.

Und nicht den Reihen des alten Beamtentums wurde der Mann entnommen, den sich der König bei dieser selbständigen Uebernahme des von ihm ins Leben gerufenen, aber bisher noch nicht zur rechten Entfaltung gelangten Handelsamtes zum Gehülfen setzte — wieder ein Beweis für seine Zweifel an dem handelspolitischen Verständnis der Männer aus der Schule Friedrich Wilhelms I. Vielmehr war der Auserkorene ein Kaufmann, der französische Schweizer Fäsch, der bisher in der völkerrechtlich nicht scharf umschriebenen Stellung eines Agenten die preußischen Interessen an einem Welthandelsplatze, in Amsterdam, vertreten hatte.

Fäsch war noch bei Marschalls Lebzeiten zum Ersatze bestimmt worden; denn schon vom 1. Oktober 1749 datiert die eigenhändige Denkschrift, durch die ihn der König in die Aufgaben des neuen Wirkungskreises einweihte, die „Idée générale du commerce de ce pays-ci“ — Friedrichs Programm beim Antritt der Selbstregierung im Bereiche von Handel und Gewerbe.

„Unser Handel beruht in der Hauptsache auf Holz, Korn, Wollenstoffen, Hanf, Flachs, Leinwand und Wachs. Pommern und das Kurfürstentum verkaufen den Fremden hochstämmiges Holz und Masten für den Schiffsbau, die Mark versendet ihre Tücher, ihre Serge- und Etaminestoffe nach Braunschweig, Leipzig, Frankfurt und Breslau auf die Messen, auch nach Spanien, wo einige Arten unserer Etaminestoffe Käufer finden; die schlesische Leinwand geht zum Teil nach England, von wo englische Händler sie nach Amerika führen. Schlesien kauft von den Polen Wachs und verkauft die Lichter zurück, ebenso wie nach Sachsen. Preußen verkauft sein Korn nach Schweden und seinen Flachs nach Holland.

„Ich glaube, man könnte den Holzhandel erweitern, wenn Großhändler in Stettin und Königsberg Schiffe bauen ließen und sie den Fremden verkauften. Wir können das Tuch billiger als bisher herstellen, wenn wir die Farben für die Färber direkt einkaufen und sie nicht aus zweiter Hand entnehmen. Wir können Leinöl hier machen, statt es von den Holländern zu kaufen, und wir können unsere Linnen nach Spanien ausführen, wo unsere Kaufleute den Vorteil, den die Engländer zur Zeit haben, zum Teil selbst gewinnen werden.

„Darin also, glaube ich, kann man den Handel mit denjenigen Waren ausdehnen, für die wir den Stoff im eigenen Lande gewinnen.

„Unsere Seidenwebereien sind noch in der Wiege, aber wenn sie herangewachsen sein werden, so wird das vielleicht einen beträchtlichen Handelszweig abgeben, der sich nach Polen, nach Schweden, nach Dänemark und über ganz Norddeutschland erstrecken kann.

„Die Waren, die wir unbedingt nötig haben und an denen strebsame Kaufleute einen großen Vorteil, sowohl beim Vertrieb im Lande wie beim Durchgangshandel, machen könnten, sind Gewürze, französische Zuckerwaren, Schnupftabak, Pelzwaren und Droguen. Statt sie aus zweiter Hand zu kaufen, müßte man sie aus erster kommen lassen; aber das zu unternehmen bedarf es reicher Leute, die außerdem hinreichend aufmerksam sein müssen, den Preis und den Vorteil, den sie erzielen können, zu berechnen. Es gibt andere Waren, die nur für den Durchgangshandel in Betracht kommen, und bei denen unsere Kaufleute gleichfalls gewinnen können, aber um sie ausfindig zu machen, muß man Polen, Sachsen und das Reich kennen lernen, eine dankbare Aufgabe für einen unternehmenden Kaufmann.

„Es gibt zwei Arten Manufakturen, die, welche den zu verarbeitenden Stoff daheim vorfinden, und die, welche ihn aus dem Auslande beziehen müssen. Sicher ist die erste Art die beste, aber auch die zweite hat ihr Verdienst, weil man dabei immerhin die Hand des Arbeiters gewinnt, was ein großer Gegenstand ist. Die Fabriken der ersten Art sind im ganzen hierzuland ziemlich gut im Stande; dagegen würde man der zweiten Art durch vielen Fleiß sicher auch unendlichen Aufschwung geben können.

„Es ist nicht auffallend, daß es in einem Lande, wo man den Handel nie gekannt hat, noch viel zu thun gibt; aber ich bin versichert, daß wir durch die Bemühungen und die Hingebung des Herrn Fäsch in wenigen Jahren dahin gelangen werden, alle Zweige des Handels zur Entfaltung zu bringen und dies

Land blühender zu machen, als es je gewesen ist. Wir haben Häfen, Flüsse und Fahrzeuge; was uns fehlt, ist nur ein wenig mehr Betriebsamkeit und einige Großhändler, die hinlänglich reich sind, um die neuen Unternehmungen zu betreiben; die Zeit und unablässige Hingebung werden das übrige thun."

Die nächsten sieben Jahre zeigen das Handelsamt und den König an seiner Spitze in fruchtbarem, freudigem Schaffen. Für die unablässige Hingebung, die er seinem neuen Gehülfen zur Pflicht machte, gab er selbst das Beispiel. Die Akten des Kabinets, der Schriftwechsel des Königs mit Fäsch, mit dem Berliner Accisedirektor Klinggräffen und mit Kircheisen, dem Polizeipräsidenten und ersten Bürgermeister der Hauptstadt, mit Ministern, Kammerpräsidenten, Steuerräten und den hervorragendsten Geschäftsleuten, endlich das politische Testament von 1752 — Alles bezeugt, welch breiten Raum in dieser allumfassenden Regierungsthätigkeit jetzt die volkswirtschaftlichen Aufgaben einnahmen.

Es verlohnt sich, in dem Bilde, das Friedrich selbst uns soeben in großen Umrissen gezeichnet hat, einige Linien etwas schärfer nachzuziehen.

Wenn die Denkschrift für Fäsch sich über die Leistungen der die Landeserzeugnisse verarbeitenden Manufakturen befriedigt äußert, so galt diese Anerkennung vor allem den beiden wichtigsten nationalen Industrieen, dem Woll- und dem Leinengewerbe. Die Tuchweberei, das uralte Hauptgewerbe der brandenburgischen Kurlande und des benachbarten magdeburgischen Gebietes, hatte durch die französische Einwanderung neue Antriebe erhalten. Eine verbesserte Technik und lohnendere Unternehmungsformen bürgerten sich ein; in entschiedener Bevorzugung der Industrie vor der Landwirtschaft erging 1719 das Verbot der Ausfuhr von Wolle, das nach einem Vierteljahrhundert im Generaldirektorium als „das große pragmatische Edikt", als die Grundlage aller industriellen Erfolge gepriesen wurde, und gegen die Ueberteuerung durch Aufkäufer schützten den Fabrikanten die vom Staat angelegten Wollmagazine. Es wurde als staatlicher Groß- und Musterbetrieb das Berliner Lagerhaus errichtet, es wurde eine russische Compagnie gegründet, der die Heeresverwaltung des Zarenreiches für eine Reihe von Jahren Tuchlieferungen für die Truppen übertrug; doch auch als 1737 der Lieferungsvertrag nicht erneuert wurde, behauptete sich die preußische Tuchindustrie auf ihrer Höhe, da es an anderen Abfuhrgebieten nicht fehlte und die Schäfereien immer feinere Schuren erzielten. „Die Kenner," so berichtete das Generaldirektorium 1747 dem Könige, „schätzen unsere feinen Tuche aus spanischer Wolle den französischen und holländischen Fabrikaten gleich"; gewisse Sorten würden in ganz Europa nicht so vollkommen und haltbar hergestellt. War beim Erlaß des Wollausfuhrverbotes die Befürchtung laut geworden, daß die einheimischen Manufakturen die vorhandene Wolle nicht würden aufarbeiten können, so mußte jetzt fort und fort Rohstoff aus dem Auslande, aus Mecklenburg und Polen, zugekauft werden. Auch fremde Wollspinner blieben begehrt und wurden immer von neuem zur Einwanderung eingeladen. Die noch fehlende Zahl schlug der König 1752 auf 60 000 an; könne man jedes Jahr 1000 Familien zu fünf Köpfen neu an-

siedeln, so werde in zwölf Jahren der Bedarf gedeckt sein. Von den neu angelegten Dörfern wurden einige ausschließlich mit solchen Spinnern besetzt.

Eine bedeutendere Leinenindustrie gewann der Staat erst mit der Erwerbung Schlesiens. „Die Leinwand," sagt Friedrich, „bringt Schlesien im Verhältnis ebensoviel ein, als dem König von Spanien sein Peru". Nur kam der reiche Gewinn weniger den armen Leinewebern, Spinnern und Bleichern zu gute, die für den kärglichsten Lohn arbeiteten, als den mehr als hundert größeren Ausfuhrgeschäften. Im Vergleich zu den letzten Zeiten der österreichischen Herrschaft war wohl schon ein kleiner Rückgang des Leinengewerbes eingetreten; die Weber beklagten es, daß ihre tief in das Gebirge vorgeschobenen Bleichen jetzt fast sämtlich außerhalb der Staatsgrenzen lagen, und viele Arbeiter hatten in ihrer uns bekannten Furcht vor der Aushebung zum Waffendienst ihre Webstühle stehen lassen und der Heimat den Rücken gewandt. Andererseits trug sich der König, wie wir eben hörten und noch näher erfahren werden, mit der Hoffnung, dem Absatz neue Gebiete zu erschließen und vorteilhaftere Bedingungen zu schaffen. Auch bemühte er sich, durch Handwerker aus Kursachsen die ganz verkümmerte Damastweberei wieder in Schwung zu bringen. Der bisher noch wenig entwickelten Leinenindustrie der mittleren Provinzen gab das glänzende Vorbild Schlesiens einen kräftigen Anstoß. Auf den Antrag des Berliner Accisedirektors entschloß sich der König 1750, für die Kur- und Neumark die Einfuhr ausländischer Garnsorten freizugeben, denn Klinggräffen bewies ihm, daß darin nur eine scheinbare Abweichung von dem Schutzzollsystem liege, daß jene Halbfabrikate nach den für den Rohstoff maßgebenden Grundsätzen zu behandeln seien, und daß die brandenburgische Leinenweberei, nicht mehr ausschließlich auf das auf den eigenen Aeckern gezogene Material angewiesen, sich merklich heben werde. Aber nicht bloß mit fremdem Garn, auch durch fremde Arbeiter suchte man nachzuhelfen. Da das Volk in der Mark faul sei und zur Arbeit keine Lust habe, befahl der König Spinner und Weber aus der Lausitz heranzuziehen; ihr Beispiel und ihr Verdienst werde dann „auch die hiesigen Leute animieren". Kammer und Landräte der Kurmark sollten darauf sehen, „daß die Unterthanen und ihre Kinder die langen Abende im Herbst und Winter nicht mit Faulenzen zubringen, sondern, wie in andern Provinzen geschieht, zum Spinnen und Weben anwenden und dadurch sich etwas schaffen". Nach des Königs Meinung sollte wie in Schlesien dieses Gewerbe wesentlich ein ländliches sein. Zu Ende des Jahrhunderts war in Pommern und in den Marken ländliche und städtische Leinenweberei etwa gleich stark vertreten; im Magdeburgischen, wo diese Thätigkeit am spätesten sich einbürgerte, hatten sich die Weber zu drei Vierteilen auf den Dörfern angesetzt; in den alten Spinnerlanden Minden und Ravensberg überstieg die Zahl der ländlichen Weber die der städtischen sogar um das Sechsfache.

Neben den alten Gewerben der Tuch- und Leinenweberei gewann, von der französischen Einwanderung angeregt, die Fertigung gemischter Gewebe immer mehr an Umfang und Bedeutung. Die Altvordern hatten zu jeder Jahreszeit dieselben schweren Stoffe getragen, und noch dem Kronprinzen Friedrich schlug sein königlicher Vater die Bitte um ein leichtes Sommerkleid mit

der Belehrung ab, das sei keine brandenburgische oder preußische Mode, sondern eine französische. Die Frauen, zumal aus den niederen Schichten, erfreuten sich an buntgedruckten Kattunen, bis Friedrich Wilhelm 1721 sein drakonisches Edikt gegen diese im Inlande noch nicht herstellbaren Stoffe erließ, das den Besitz aller und jeder Bekleidungs- und Hausratsgegenstände von Zitz und Kattun mit schweren Geldstrafen, ja dem Halseisen bedrohte. Seitdem warfen die preußischen Fabriken alle die Sommerzeuge und sonstigen Modestoffe auf den Markt, die Kamelottes, Sergen, Droguets, deren Namen bereits den französischen Ursprung bekundeten. In der Altstadt Magdeburg wurden 1748 neben 49 Tuchermeistern 98 im Zeug- und Raschmachergewerbe gezählt, Hugenotten und bereits auch zahlreiche Eingeborene. So hatte das deutsche Geschäft von Diesing, das später der Kaufmann und Kriegsrat Goßler fortführte, alle Mitbewerber, auch die Berliner, überflügelt. Es beschäftigte 1746 100 Stühle und 600 Arbeiter und vertrieb seine halbwollenen und halbseidenen Erzeugnisse ins Hildesheimische und Hannöverische, nach den Hansestädten, nach Polen und Rußland; der König zeigte dieser Fabrik sein besonderes Wohlwollen. Für die Marken weist eine 1747 aufgestellte Statistik 1273 Meister der Zeugindustrie neben 3313 selbständigen Tuchmachern auf. Minder befriedigend gestaltete sich die Lage der Zeug- und Mezzolanfabriken Schlesiens. Sie hatten ihre billigeren, aus Leinen- und Wollgarn gemischten Stoffe, die der gemeine Mann dankbar abnahm, bisher nach Oesterreich und bis nach Italien vertrieben, sahen aber seit 1750 die böhmisch-mährische Grenze sich mehr und mehr durch Zollschranken gesperrt und behielten nur noch die weniger bedeutende Ausfuhr nach Polen.

Als erweiterungsbedürftig bezeichnete König Friedrich die Baumwollweberei. Sie war erst seit 1744 in Berlin vertreten, und sofort wandte sich die Gunst der Mode den seit jenem Einfuhrverbot schmerzlich vermißten Kattunen wieder zu. Die zu Brandenburg errichtete Barchentfabrik — andere arbeiteten in Schlesien und im Magdeburgischen — hatte mit der Mißgunst der Krämer zu kämpfen, so daß der König endlich drohte, ihnen die Führung von Barchenten gänzlich zu untersagen und nach österreichischem Muster einen Verkauf auf Staatsrechnung einzurichten. Völlig fehlten 1752 noch Wattefabriken; mindestens 200 Stühle wünschte der König in Betrieb zu setzen.

Am blühendsten hatte sich von allen den Industrien, die zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Glaubensflüchtlinge nach Brandenburg-Preußen trugen, die Strumpfwirkerei entwickelt. Französische, pfälzische und elsässische Protestanten brachten den Strumpfstuhl über den Rhein und hatten ihr Gewerbe in Berlin, Magdeburg und Halle schon schwunghaft emporgetrieben, ehe noch an den heutigen Vororten der Strumpfindustrie, in Obersachsen und Thüringen, ein Anfang gemacht wurde. Unter den zuwandernden französischen Handwerkern waren die Strumpfarbeiter am zahlreichsten vertreten. Auch hier lernten die Deutschen den Gästen ihre Kunstfertigkeit schnell ab. Doch hatte dieses Gewerbe bei dem Thronwechsel von 1740 seinen Höhepunkt schon überschritten, die Zahl der Stühle war während des letzten Jahrzehnts in Magdeburg von 940 auf 900 zurückgegangen. Mit Mißfallen vernahm der König im Herbst 1742 dort an Ort und Stelle die Klagen der Fabrikanten, daß der Absatz nachlasse, und ver-

langte von dem Minister Marschall eine Darlegung der Ursachen. Verschiedenes hatte zusammengewirkt: das Steigen der Wollpreise, in den benachbarten Staaten das Aufkommen einer Konkurrenzindustrie, im Verkehr mit den Abnehmern Mangel an einheitlichem Vorgehen. Einen nochmaligen Aufschwung half die Erschließung Schlesiens für den preußischen Absatz, sowie der Uebergang zur Weberei von Seidenstrümpfen herbeiführen.

Die Seidenindustrie war in Preußen bisher vornehmlich durch ein paar größere Bandfabriken zu Krefeld und wieder zu Magdeburg und Halle vertreten; doch deckten diese Unternehmungen den inländischen Bedarf an seidenen und anderen Bändern zunächst noch nicht. Wiederholt gab der König Marschall seinen Wunsch zu erkennen, daß die starke Einfuhr von Bändern aus der Schweiz und den Niederlanden durch eine heimische Industrie entbehrlich werde. Wie so oft waren es zünftlerische Vorurteile, welche die größere Entfaltung hemmten. Noch immer erklärten nach altem Handwerksbrauch oder Mißbrauch die Posamentiergesellen einen jeden für zunftunfähig, der auf der Bandmühle statt auf dem alten kunstlosen Stuhle arbeitete. Allerdings, das Reich hatte dem Kleingewerbe zuliebe den Bandkunststuhl verboten, aber das preußische Gesetz erkannte seit 1728 den verfehmten an, und Marschall empfahl deshalb, alle Regungen jenes reaktionären Verfolgungsgeistes der Zünfte streng zu bestrafen. Dieser Streit um die Bandmühle hat seine Wellenkreise bis in Friedrichs politisches Testament hineingestreckt, das sich ausdrücklich für die Zulassung der neuen Technik erklärt. Ebendort erscheinen dem Verfasser in diesem Zusammenhang selbst die Schuhsenkel nicht zu unbedeutend, um dem heimischen Fleiß ihre ausschließliche Herstellung zu empfehlen.

Ueber das Einzelne und Kleine, vielleicht Kleinliche, wurde das Große und Ganze nie aus dem Auge verloren. Kühn genug griff der Plan ins Weite, den Staat zur Heimat einer aus dem Nichts hervorzuzaubernden Seidenindustrie zu machen, die in Zukunft nicht allein dem Bedarf der Unterthanen an Seidenstoffen jeder Art genügen, sondern auch für den Ausfuhrhandel arbeiten sollte. Man nahm damit die Bestrebungen des großen Kurfürsten und der von nationalem Schwunge getragenen Epoche von Fehrbellin wieder auf, da der Reichstag die französischen Luxuswaren in ganz Deutschland verboten hatte und ein Leibniz es lebhaft befürwortete, den Seidenbau auf deutscher Erde heimisch zu machen. Das diesen Anregungen gedankte Aufblühen der Seidenindustrie in Hamburg, Kursachsen und süddeutschen Gebieten bewies die Durchführbarkeit, und bei der großen Bedeutung, die innerhalb des Textilgewerbes, damals weit mehr als heute, den Luxuserzeugnissen und in Sonderheit den Seidenfabrikaten beikam, mußte eine zielbewußte merkantilistische Wirtschaftspolitik alles daransetzen, gerade in diesem Bereiche Unabhängigkeit von der fremden Produktion zu erzielen. Und zwar wollte man auch das Rohmaterial wenigstens zum Teil im Inlande gewinnen. Doch konnte vorerst auf ein irgendwie umfassendes einheimisches Angebot nicht gerechnet werden. Eine 1740 kurz nach dem Thronwechsel angeordnete Aufnahme der noch vorhandenen Maulbeerbestände ergab, daß fast sämtliche Bäume in dem letzten strengen Winter erfroren waren. Allmählich wuchsen nun die neuen Stämme, im allge-

meinen erst nach sechs Jahren nutzbar, heran. Als 1748 die Nutzung der von der Berliner Akademie angelegten Pflanzungen ihr von dem Gouvernement der Hauptstadt streitig gemacht wurde, meinte der König scherzend, es sei ihm sehr erfreulich, daß ein von ihm so sehr geschätzter und früher so vernachlässigter Baum jetzt den Gegenstand eines Prozesses bilde. Den Beginn umfangreicherer Ernten nahm er erst für 1758 in Aussicht. Bis dahin sollten alle erforderlichen Vorbereitungen getroffen sein: Beschaffung eines ausreichenden Vorrats an Raupen, Herstellung faßlicher Anweisungen für ihre Zucht und für die Behandlung der Gespinste, Einrichtung von Unterrichtsanstalten für die Mägde und Landleute insgemein. Mit Genugthuung sah er, daß der Prediger Hecker zu Berlin in der von ihm begründeten Realschule den künftigen Landschullehrern praktische Anleitung zum Seidenbau gab; die so Ausgebildeten sollten dann ihre Kenntnisse zunächst den Rittergutsbesitzern und Schulzen mitteilen. Die große Kunst, so prägte es eine ausführliche Kabinetsordre den Behörden ein, sei, die Eier nicht zu früh, nicht vor Mitte Mai, und nicht alle auf einmal ausbrüten zu lassen und den empfindlichen Raupen keine betauten Blätter anzubieten. Für die Pfarrer, Küster und Schullehrer, die sich als Seidenzüchter hervorthun würden, waren seit 1750 Preise ausgesetzt.

Inzwischen eröffneten die ersten Seidenfabriken ihre Thätigkeit. Von den seit 1686 gegründeten älteren Unternehmungen war unter Friedrich Wilhelm I. in Berlin nur noch eine im Betrieb. Sie verkümmerte immer mehr, und eine neue Fabrik, 1732 mit 32 Stühlen eröffnet, beschäftigte 1740 nur noch sechs. Größere Bedeutung hatten die verwandten Gewerbe der Gold- und Silberspinnerei und der Weberei von Wandteppichen, letztere Kunst vor allem durch Charles Vigne in Berlin, einen Meister von europäischem Rufe, vertreten. In Potsdam bestand seit 1730 die Sammetfabrik von David, die einzige ihrer Art, bis nach dem Dresdener Frieden der Kaufmann Blume, Schwiegervater des den König nach wie vor in allen gewerblichen Fragen beratenden Gotzkowsky, in Berlin eine zweite einrichtete. Zu Weihnachten 1746 glaubte Friedrich es wagen zu dürfen, einer strengen Richterin in Sachen des Geschmacks und des weiblichen Putzes, seiner Baireuther Schwester, einen Sammetstoff aus dieser Fabrik als Geschenk anzubieten, und die Markgräfin beglückwünschte ihn, daß die junge Berliner Manufaktur in so kurzer Zeit solche Erfolge aufzuweisen habe. Drei Jahre später gründete Gotzkowsky die erste größere Seidenfabrik, indem er die Stühle eines 1746 aus Lyon zugewanderten, aber nicht auf seine Kosten gekommenen Meisters übernahm und beträchtlich vermehrte. Wieder war es die Schwester, welcher der König zu Weihnachten 1749 „die Erstlinge unser neuen Manufaktur" als Opfer spendete; Wilhelmine rüstete sich eben zu einer Reise nach Stuttgart, zu einem Besuch am Wochenbett der einzigen Tochter, und Friedrichs Begleitbrief knüpfte deshalb an die Farben des Geschenks den niedlichen Einfall, in irgend einer alten mythologischen Schwarte sei zu lesen, daß Lucina sich in Grau und Weiß zu hüllen pflege: so werde die, welche die Gaben dieser Göttin zu eigen habe, ihr auch in der Mode folgen wollen.

Nach Gotzkowskys Vorgang entstanden bis zum Ausgang der Friedenszeit noch drei andere Seidenfabriken, sämtlich in Berlin. Neben ihnen oder auch

für sie arbeiteten eine Anzahl kleinerer Unternehmer, in dem Verhältnis, daß 1754 von 417 im ganzen befindlichen Stühlen 368 in unmittelbarem Besitz der großen Sammet- und Seidenfabriken waren. Während hier in der Hauptstadt der Staat den Wettbewerb mehrerer Unternehmungen begünstigte, wurde an der anderen Stätte der preußischen Seidenindustrie, in Krefeld, die Familie von der Leyen in ihrem Alleinbetrieb geschützt. Die größte der ihr gehörigen Fabriken hat von 1740 bis 1756 ihr Geschäft verdoppelt und übertraf die Berliner Produktion nicht bloß an Umfang, sondern auch an Güte der Leistungen.

Im Seidenhandel erfahrene Kaufleute, keine gelernten Fabrikanten, befanden sich die Begründer der neuen Berliner Industrie, wie später zur Erklärung mancher Mißstände geltend gemacht wurde, in einer gewissen Abhängigkeit von ihren in Lyon, Genf und anderwärts angeworbenen Werkmeistern und Arbeitern. Wohlweislich verpflichtete man diese ziemlich anspruchsvollen und dabei unsicheren, nach der Heimat zurückdrängenden Fremdlinge, deutsche Arbeiter in ihre Kunst einzuweihen. Auf diese Art dachte der König allmählich 2000 Lehrlinge heranzuziehen; der Unterhalt während der Lehrzeit wurde teilweise aus Staatsmitteln gewährt. Aus einer bei der kurmärkischen Städtekasse 1746 aufgenommenen Anleihe von 60 000 Thalern wurden den Unternehmern Vorschüsse gespendet; ja, bald glaubte der König jährliche Aufwendungen bis zur Höhe von 100 000 Thalern für diese Zwecke verantworten zu können. Tüchtige Leistungen wurden durch Niederschlagung solcher Vorschüsse belohnt. 1751 erfolgte auch die seit lange geplante Errichtung eines Seidenmagazins, um in Zeiten der Teuerung den Fabriken den Rohstoff zu billigeren Preisen ablassen zu können. Die Ausfuhr der Fabrikate nach dem aufnahmebereiten osteuropäischen Markte wurde anfänglich durch ein System von Bonifikationen begünstigt, das freilich zu allerhand Unterschleifen verleitete und deshalb bald durch die Auswerfung von Stuhlgeldern, Prämien für jeden wirklich im Gang befindlichen Stuhl, ersetzt wurde. Fabriken auf Staatskosten zu errichten und zu betreiben, lehnte der König dagegen grundsätzlich ab.

Auf das Drängen der Fabrikherren, vor allem Gotzkowskys, erging im April 1756, nachdem der Einfuhrzoll auf fremde Seidenwaren in den letzten Jahren fort und fort erhöht war, versuchsweise ein allgemeines Einfuhrverbot für alle Provinzen östlich der Weser.

Hutmachereien, Leder- und Saffianfabriken, Loh- und Weißgerbereien blühten, zumeist wieder von Franzosen begründet, sowohl in Berlin wie in Magdeburg und Halle; dänische Handschuhe wurden in vortrefflicher Ware hergestellt und fanden weithin Abnehmer.

Um die Papierfabrikation zu heben, hatte schon Friedrich Wilhelm I. die Lumpenausfuhr verboten; aber es fehlte die Technik. Als König Friedrich im Juni 1754 nach Halle kam, veranlaßte er deshalb den Vorsteher der dem Franckeschen Waisenhause gehörigen Kröllwitzer Papiermühle zu einer Studienreise nach Holland und erteilte ihm ein Monopol für den Lumpenaufkauf in Ostfriesland, dessen im Sortieren wohlgeübte Sammler bisher ganz im Dienste der holländischen Fabriken gestanden hatten.

Einwanderer aus Ruhla und Schmalkalden legten 1743 zu Neustadt-

Eberswalde, wo schon ein Kupferhammer in Betrieb war, die erste Messer- und Scherenschmiede in preußischen Landen an; andere Eisen- und Stahlarbeiter verstärkten die Kolonie. Nadler suchte man aus Frankreich heranzuziehen, da in Aachen, dem Hauptsitze der deutschen Nadelfabrikation, sich keine Ueberläufer fanden. Ende 1752 übertrug der König die Leitung der Neustädter, bisher vom Staate betriebenen Anstalten den Berliner Kaufleuten und Bankiers Splitgerber und Daum, welche später auch die große Spiegelfabrik in dem andern märkischen Neustadt, an der Dosse, übernahmen.

David Splitgerber, der vom unvermögenden Buchhalter in die Höhe und zu Reichtum gekommene, viel geltende, aber auch viel gehaßte Mann, erhielt 1751 zu Gunsten seiner zwei Jahre zuvor in der Hauptstadt angelegten Zuckersiederei das Monopol für einen Teil der preußischen Provinzen. Die Begünstigung dieser neuen Industrie war gegen Hamburg gerichtet, von dessen Zuckerraffinerien bis dahin ganz Norddeutschland abhängig war. Doch sollte der Unternehmer seine Zuckerpreise nicht über die Hamburger und holländischen hinaustreiben, damit der Bevölkerung nicht „eine Art von neuem Impost“ aufgebürdet werde. Auffallen mag, daß die große Entdeckung des Zuckergehaltes der Runkelrübe, wie sie der Chemiker Marggraf 1747 der Berliner Akademie mitteilte, den König nicht zu praktischen Versuchen veranlaßte. So blieb einstweilen, noch auf ein halbes Jahrhundert, der fette Boden des magdeburgischen Landes für den Rübenbau noch ungenutzt. Inzwischen beuteten seinen reichen Weizenertrag die zahlreichen hallischen Stärkemacher aus, während Magdeburg der Vorort einer zunächst durch den Tabaksbau der zugewanderten Pfälzer angeregten, schnell aufblühenden Tabaksindustrie wurde. Auch die Anlage von Pfeifenfabriken lohnte sich, da sich geeigneter Thonstoff genug im Lande fand; die Anwerbung gelernter Arbeiter in der niederländischen Heimat dieser Manufaktur betrieb der König, den Geschäftsneid der Holländer fürchtend, durch den Gesandten im Haag so geheim, daß er den Fachminister Marschall ausdrücklich zur Verschwiegenheit gegen die andern Minister des Generaldirektoriums verpflichtete, damit nicht etwa auf irgend einem Wege die holländische Gesandtschaft zu Berlin „vor der Zeit etwas davon erfahre“. Die 1753 in dem oberschlesischen Dorf Zborowsky bei Lublinitz angelegte Pfeifenfabrik dehnte ihren Betrieb in einem Nachbardorfe auf Fayence nach Delfter Art aus, und in Berlin wurden seit 1751 durch den Kaufmann Wegely die ersten Versuche mit der Nachahmung des Meißener Porzellans gemacht.

Die Industrieen, welche die Naturschätze des Bodens zu heben und zu verwerten beschäftigt waren, traten neben den Textilgewerben damals noch sehr zurück. Zu Rothenburg im preußischen Anteile der Grafschaft Mansfeld, wo im sechzehnten Jahrhundert der Kupferbergbau reichen Gewinn gewährt, hatten sich im dreißigjährigen Kriege die unbeschäftigten Bergleute und Hüttenmeister als eine gefürchtete Räuberbande aufgethan, und das Bergwerk war „zu Sumpfe gegangen“. Allmählich aber stieg eine neue Blütezeit herauf. Unter dem Betrieb einer 1691 für die Erz- und Steinkohlennutzung in der Altmark und im Magdeburgischen und Mansfeldischen privilegierten Gewerkschaft wurden zu Ausgang der Regierung Friedrich Wilhelms I. und in den ersten Jahren

Friedrichs II., bis die Bändigung des Wassers auf immer größere Schwierigkeiten stieß, jährlich bis zu 5—6000 Centner Kupfer aus dem Rothenburger Werk gewonnen. Dieselbe Landschaft versah einen großen Teil des Staates mit Mühlsteinen, die man ehedem aus dem obersächsischen Gebirge kommen lassen mußte. König Friedrich war anfangs mit der Ausnutzung der Sandsteinbrüche am Südostrande des Harzes noch wenig zufrieden; erst 1752 gelang es ihm, einen thatkräftigen und unternehmenden Steinmetzmeister zu gewinnen, unter dessen Leitung die Brüche bei Siebkenrode und in der Nachbarschaft für alle Mühlen der mittleren Provinzen und für die großen Bauten in den Residenzen Berlin und Potsdam die Steine zu liefern vermochten; schon zwei Jahre darauf ward zu Gunsten der einheimischen Förderung die Einfuhr aller fremden Fliesen, Quadern und Mühlsteine verboten. Die Steinkohlenwerke dieser Gegenden, zu Wettin und Löbejün, schachteten jährlich an 10000 Wispel aus, die Werke der Grafschaft Mark, die der Bergmeister Decker erst vor wenigen Jahren, 1737, wieder in Gang gebracht hatte, bereits mehr als das Doppelte, während die Kohlenschätze Schlesiens noch ziemlich unberührt dalagen. Ueberhaupt wurde in Schlesien auf regere Wiederaufnahme des alten Bergbaues, der nur noch in den Kupfergruben von größerer Bedeutung war, zunächst verzichtet; der König erklärte, vor der Hand kein Geld zu haben, das in die verödeten Werke hineingesteckt werden könnte. Doch wurde im Fürstentum Jauer ein Bergamt eingerichtet, und in der Grafschaft Glatz untersuchte man den Boden auf das Vorhandensein von Salzlagern.

Die Salinen hatten für den Staat um so größere Wichtigkeit, als der Vertrieb des Salzes im ganzen Inland ein einträgliches Regal war, welches jedem Unterthan die Abnahme einer bestimmten Anzahl Metzen zu einem den Marktwert um ein Drittel oder auch die Hälfte übersteigenden Zwangspreise auferlegte. Den bestehenden genossenschaftlichen Salzwerken, den Pfännerschaften zu Halle, Großsalze und Staßfurt, war bei der Einführung des Regals die Abnahme eben so vieler Lasten Salzes, als sie bisher im Inland abgesetzt hatten, gewährleistet worden. Die bedeutendsten Siedereien aber hatte der Staat im eigenen Besitz, zu Halle und Schönebeck im Magdeburgischen, zu Neusalzwerk bei Minden und zu Königsborn in der Grafschaft Mark. Durch stetig zunehmende Erweiterung und Vervollkommnung des Betriebs war es möglich geworden, den ganzen einheimischen Bedarf zu decken, das Lüneburger Salz und das überseeische Boisalz, die früher das ganze norddeutsche Tiefland von Westfalen bis Schlesien gespeist hatten, gänzlich aus den preußischen Provinzen zu verdrängen; außerdem fand preußisches Salz in Kursachsen und Thüringen, in Franken und Böhmen, in Mecklenburg und in der Nachbarschaft der westfälischen Salinen willige Abnehmer. Für die magdeburgischen Staatswerke wurde es von entscheidender Bedeutung, daß König Friedrich im zweiten Jahrzehnt seiner Regierung ihnen eine ganz persönliche Fürsorge zuzuwenden begann und in ihren etwas zurückgebliebenen Betrieb nachdrücklich eingriff; die westfälischen Siedepächter Rappard und Freiherr von Torck, die er nach Schönebeck schickte, mußten ihm Verbesserungspläne ausarbeiten, und als die zuständigen Behörden, die magdeburgische Kammer und das Generaldirektorium, zur Begutachtung

aufgefordert, sich nicht einigen konnten, berief Friedrich 1755 den hessischen Kammerdirektor Waitz, genehmigte seine Vorschläge für Umbauten und technische Verbesserungen und wies ihm 100 000 Thaler für die Ausführung an. Damit war der ausgezeichnete Mann für den preußischen Staatsdienst gewonnen, dem später bei fortgesetzter Bewährung das Bergwerks-, Hütten- und Salinenwesen als gesondertes Ministerium anvertraut werden durfte, während einstweilen dieser Bereich der Industrie, da sich das fünfte Departement des Generaldirektoriums hierauf nicht erstreckte, der einheitlichen Leitung entbehrte.

Eine jedesmal mit Spannung erwartete Uebersicht über Fortschritte und Stand der gesamten Industrie und die Leistungsfähigkeit der einzelnen Zweige, und damit feste Anhaltspunkte für ein vorhandenes Erweiterungs- und Verbesserungsbedürfnis gaben dem Könige jene seit 1747 alljährlich von den Kammern zusammengestellten, alle Ein- und Ausfuhrgegenstände berücksichtigenden Handelsbilanzen, ob immer ihre Zahlen nur annähernden Wert hatten. Indem er Fäsch nach dessen Amtsantritt zum erstenmal eine dieser Zusammenstellungen mitteilt, empfiehlt er sie dem neuen Mitarbeiter zu fleißiger Durchsicht, da Fäsch dafür zu sorgen haben werde, daß die Einfuhr fremder Waren „durch mehrere Aufnahme unserer Landesfabriken“ von selbst zurückgehe. Erscheinen dem Könige an der Hand dieser Statistik die Summen für eingeführte Waren, die sich im eigenen Lande unmöglich gewinnen lassen, wie etwa für Austern, übermäßig hoch, so verlangt er wenigstens Erhöhung der Eingangszölle, um den Verbrauch und damit den Geldabfluß ins Ausland nach Möglichkeit einzuschränken. Scharfen Tadel zieht sich Fäsch zu, als er 1752 nach Prüfung der sämtlichen Balancen nur einige wenige Fabriken als noch erforderlich auf die Vorschlagsliste zu setzen weiß: er könne die Extrakte nur „sehr superficiellement“ durchgesehen haben, er dürfe sich nicht auf die den Kammerpräsidenten erteilten Befehle, ihrerseits auf Fehlendes aufmerksam zu sein, berufen: „Wann Ihr erwäget, mit wieviel differenten Sachen ermeldete Präsidenten chargiret sein, das fünfte Departement aber nur dieses allein zum Object hat, so werdet Ihr selbsten finden, daß solchem obliege, mit aller Attention darauf zu arbeiten.“

Immerhin waren im ganzen die Ergebnisse dieser Statistik sehr befriedigend. Der Wert der Ausfuhr wurde für das Jahr 1752 auf 22 625 992 Thaler, der der Einfuhr auf 16 954 955 Thaler beziffert, so daß man eine Bereicherung des Landes um sechsthalb Millionen folgerte. Um den Unternehmungsgeist der Kaufleute zu größerer Selbständigkeit anzuleiten, traf der König die Veranstaltung, daß die Listen über die Einfuhr zur allgemeinen Einsicht offen lagen; so mochte jeder selbst zuschauen, wo seine Betriebsamkeit zum Wettkampf mit der ausländischen Produktion am ersten Aussicht hatte.

Bei der Anlage neuer Fabriken war auch der Gesichtspunkt maßgebend, daß in der Wahl der Orte armen, der Gewerbthätigkeit bisher noch entbehrenden Gegenden zu Hülfe zu kommen war. Da erscheint dann in Oberschlesien Gleiwitz für eine Fabrik halbbaumwollener und halbleinener Stoffe geeignet, und Tarnowitz für die Herstellung feiner Holzwaren und Kinderspielzeuges nach Nürnberger Muster, weil Holz in der Nähe nicht fehlt und Krakau und Teschen einen guten

Markt darbieten würden. In Hinterpommern bemerkt der König im Sommer 1750 auf der Durchfahrt, daß es an einer guten nahrhaften Stadt fehle, wohin der Landmann seine Früchte, ohne allzuweit fahren zu müssen, absetzen und dafür Fabrikate eintauschen könne; nun scheint das Städtchen Naugard zu solchem „mutuellen Verkehr" am günstigsten gelegen, und der pommersche Kammerpräsident muß deshalb vorschlagen, „was vor Arten von Fabriken und Manufakturen" dort am zweckmäßigsten anzulegen sein würden.

Wenn König Friedrich in dem politischen Testament den Gesamtbestand der vorhandenen Manufakturen mustert, bemerkt er, daß die geographisch zusammenhängenden Provinzen Brandenburg, Pommern, Magdeburg, Halberstadt auch wirtschaftlich bereits ein einheitliches Ganzes bilden, daß sie ungefähr dieselben Industrien haben, dieselben Waren erzeugen. Und schon durfte auch Schlesien in gewissem Grade zu diesem einheitlichen Wirtschaftsgebiet gezählt werden; im Frühjahr 1747 waren die Zollschranken gefallen, welche die alten Lande von dem neuen bisher geschieden hatten. In gemeinsamen Beratungen, zu denen seit 1748 alljährlich um die Weihnachtszeit die Präsidenten der märkischen und pommerschen, der magdeburgischen, halberstädter und schlesischen Kammern mit dem Könige und den Ministern des Generaldirektoriums in Berlin zusammentraten, um die besonderen Bedürfnisse der aufeinander angewiesenen Mittelprovinzen zu erörtern, fand die Interessengemeinschaft und wirtschaftliche Gleichartigkeit dieses weiten Gebietes Anerkennung und Ausdruck.

Der historischen Bedeutung des Merkantilismus endlich gerecht geworden, erkennt heute die Staatswissenschaft als den positiven Kern dieses Systems die Organisierung der Kollektivinteressen, das Ringen nach Ersetzung des Widerstreits örtlicher, stadtwirtschaftlicher Sonderbestrebungen durch eine staatliche und nationale Gemeinpolitik, durch eine Volkswirtschaft. Der jungen preußischen Großmacht ist die Durchführung dieses wirtschaftlichen Einigungsprozesses mehr als irgend einem anderen Staat erschwert worden. Nicht bloß dadurch, daß ihr Gebiet in mehrere, weit auseinander liegende Stücke zerrissen war; auch da, wo die rasch sich folgenden Neuerwerbungen benachbartes Land an den mittleren Hauptstock anfügten, blieb dem neuen Gliede niemals eine mehr oder minder schmerzhafte Uebergangszeit erspart, bis sich der wirtschaftliche Blutumlauf aus den zerschnittenen, unterbundenen Kanälen in neue ergossen hatte.

So hatte das Herzogtum Magdeburg seine Verkehrsbeziehungen seit alters in der Richtung unterhalten, die ihm schon der Lauf seiner Ströme wies, nach Norden und Süden, nach Hamburg und nach Leipzig, nicht nach Osten oder Westen. Die brandenburgisch-preußische Landesherrschaft hatte die erste Zeit nach 1680 diesen geschichtlich gegebenen Zustand anerkannt, dann aber, im zweiten Jahrzehnt der Regierung Friedrich Wilhelms I., mit Rücksicht auf das Gesamtinteresse der Industrie und die Hauptstadt Berlin, die neue Provinz in ein sich beständig schärfendes Schutzzollsystem hereingezogen, obgleich die ins Land gesandten preußischen Beamten sich der Wünsche der einheimischen Bevölkerung sehr warm annahmen und den protektionistischen Anschauungen der Berliner

Centralbehörden einen ebenso lebhaften wie zähen Widerstand entgegensetzten. Auch hat diese bureaukratische Unterströmung 1728 in einen Handelsvertrag mit Sachsen eine Reihe von Bestimmungen zu Gunsten des alten freien Verkehrs hineinzubringen verstanden. Mit minderem Erfolg, aber unermüdlich, betrieb der magdeburgische Steuerrat Pleßmann Jahrzehnte hindurch die Herabsetzung der Elbzölle. Jetzt wieder, 1748, beantragte der Kammerpräsident Platen bei dem Könige im Interesse Magdeburgs, dieser „zur Handlung besonders avantageuse gelegenen" Stadt den Freihandel wiederzugeben, ihn ihr wenigstens auf sechs Jahre zur Probe zu gestatten.

So war Vorpommern schon in den letzten Zeiten der Greifenherrschaft und vollends als schwedische Provinz gegen das brandenburgische Hinterland ganz gesperrt worden und hatte das Antlitz ausschließlich nach der Fremde gewandt. Es war kaum anders möglich, als daß bei dem Aufhören der Fremdherrschaft die ersten Maßregeln der preußischen Zollpolitik den verkommenen Stettiner Handel noch tiefer herabdrückten. Die bisherigen Vergünstigungen bei der Einfuhr schwedischer Waren fielen ganz oder teilweise fort; dem blühendsten Handelszweige, dem Vertrieb des überseeischen Boisalzes, das, aus den Häfen des Biskayischen Meerbusens geholt und in den pommerschen Städten versotten, nach Polen weiterging, wurde durch das preußische Salzregal der Garaus gemacht, nicht minder dem Wollabsatz durch das Ausfuhrverbot von 1719, und dem Durchgangshandel mit polnischem Getreide durch eine Einfuhrsperre. Schon fürchtete man, daß auch der einträgliche Holzversand nach Frankreich, den die Salzschiffe bisher vermittelt hatten, beim Fehlen geeigneter Rückfracht aufhören werde.

Auch den Schlesiern sind die empfindlichen Nachteile eines Uebergangszustandes nicht ganz erspart geblieben. Zwar hütete sich die preußische Verwaltung, in die anderwärts gemachten Fehler hier noch einmal zu verfallen. Friedrichs erste handelspolitische Weisung an die Leiter der neuen Provinz war, die Wünsche der Breslauer Kaufmannschaft eingehend zu erkunden, und das zweischneidige Verbot der Wollausfuhr wurde auf Schlesien nicht ausgedehnt. Aber die reich entwickelte schlesische Industrie hatte doch einmal ihr dankbarstes Absatzgebiet in Oesterreich gefunden und mußte demnach die Kosten des erbitterten Zollkrieges tragen, der nur zu schnell zwischen dem ehemaligen und dem neuen Besitzer des Landes entbrannte. Der Handel mit Polen und Rußland war seit lange zurückgegangen, und der Versuch, zur Wiederheranziehung der Kaufleute aus dem slawischen Osten in Breslau eine Messe einzurichten, bereitete dem König eine schwere Enttäuschung.

Vollends in den Landschaften, die ohne Rückendeckung durch eine andere preußische Provinz ganz auf den Verkehr mit ausländischer Nachbarschaft angewiesen waren, fand das Schutzzollsystem wenig Anklang. Daher in den westfälischen und rheinischen Städten die Abneigung gegen die Accise; daher bei den Königsberger Kaufleuten, welche Seidenstoffe, sowie Gold- und Silberwaren für den Kleinhandel nur aus den Berliner Fabriken beziehen durften, die Klage, diese Einkäufe kämen ihnen teurer, als die im Auslande gemachten, für welche

sie nur, da die Polen diese Sachen eben lediglich im Kleingeschäft abnähmen, keine Verwendung hätten.

König Friedrich hat sich gegen die freihändlerischen Anregungen, die ihm von mehr als einer Stelle aus gegeben wurden, fast überall ablehnend verhalten. Jenen Antrag des magdeburgischen Kammerpräsidenten hat er ernstlich in Erwägung gezogen; dann aber entschied er sich für eine Politik, die nach Lage der Dinge durchaus folgerichtig war, deren Zweckmäßigkeit sich freilich erst erproben mußte. Er zog für die Elbprovinz das Schutzzollsystem nur noch straffer an und bemühte sich, statt sie dem Hamburger Handel aufzuschließen, diesen vielmehr nach Möglichkeit über die Ostsee auf den Strom abzuziehen, der seit den Erwerbungen von 1720 und 1742 in seinem ganzen Lauf preußisch war, auf die Oder. Ueber Stettin sollten in Zukunft, so plante er es, nicht bloß Pommern und die Marken, sondern auch seine brandenburgischen Provinzen Magdeburg und Halberstadt, ja die sächsischen Kurlande und der Osten ihre Kolonialwaren und die sonstigen Gegenstände überseeischer Einfuhr erhalten.

Der Oderhandel zwischen der Mark Brandenburg und Pommern, Frankfurt und Stettin, hatte bis ins sechzehnte Jahrhundert den Elbhandel an Ausdehnung und Bedeutung übertroffen. Dann aber begann zwischen den aufeinander angewiesenen Nachbarn ein erbitterter, verderblicher Zollkrieg. Frankfurt wie Stettin steiften sich jetzt auf ihre Stapelprivilegien: der Baum von Stettin schloß sich den märkischen Schiffen, und auch die Frankfurter duldeten den Handel zwischen Fremden, „von Gast zu Gast", nicht mehr und ließen keine Ware an ihrer Stadt vorbeiführen, die nicht drei Sonnenscheine bei ihnen zum Verkauf ausgelegen hatte, und auch dann durfte sie nur auf Frankfurter Schiffsgefäßen stromaufwärts geführt werden. Damit richtete man sich gegenseitig zu Grunde. Der schlesische Handel suchte sich den Weg über Leipzig nach Hamburg und Antwerpen. Um von dem aufblühenden Schiffsverkehr auf der oberen Oder an ihrem Teil Nutzen zu ziehen und in Berlin wieder zu gewinnen, was in Frankfurt verloren war, hoben die Märker von der Oder zur Spree den neuen Graben oder Friedrich-Wilhelms-Kanal aus; mit der Herstellung dieser durchgehenden Wasserverbindung zwischen Hamburg und Breslau fiel die Erbschaft des alten Frankfurtisch-Stettiner Handels der Elbe zu; den Hauptvorteil aber hatten nicht die Brandenburger, sondern die Hamburger und Schlesier, ob immer Berlin als das geographische Mittelglied des neuen schlesisch-nordwestdeutschen Schiffahrtsystems gut zu seiner Rechnung kam. Die wesentlichen Voraussetzungen dieses Systems, die Ursachen des Niedergangs der Oderschiffahrt, schwanden nun, als in einem Zeitraum von zwei Jahrzehnten Stettin und Breslau nacheinander demselben Staate zufielen, dem schon seit je Frankfurt unterthan war. Es kam jetzt nur noch darauf an, daß ein Machtwort des gemeinsamen Landesherrn den Hader der eifersüchtigen Städte verstummen hieß und mit den veralteten, aber noch immer hochgehaltenen Stapelgerechtsamen aufräumte. Sehr richtig sagte König Friedrich Wilhelm nach der Erwerbung von Stettin, die Maschine der brandenburgischen Welt habe sich gänzlich geändert und die Ansprüche der Stadt Frankfurt reimten sich auf den gegenwärtigen Zustand wie die Faust aufs Auge. Indes hatte sich der Sondergeist

der beiden feindlichen Oderstädte zunächst nur ganz geringfügige Zugeständnisse abhandeln lassen; nur versuchsweise hat unter Friedrich Wilhelm zwei Jahre hindurch völlig freier Handel zwischen Stettin und Frankfurt bestanden.

Friedrich II. hatte gleich bei seiner Thronbesteigung Vorschläge verlangt, wie sich dem Stettiner Handel zu der alten Blüte aufhelfen lasse. In den ersten zwanzig Jahren ihrer Zugehörigkeit zu dem preußischen Staate hatte sich die Stadt von ihrem traurigen Fall zwar schon etwas erholt, bedeutete aber als Seehandelsplatz neben Hamburg und Danzig nicht das Geringste. Ihre fünfundachtzig Kaufleute trieben mehr Krämerei als Großhandel; ein einziger Kran, eine einzige Wage genügten dem gesamten Umsatz der Ein- und Ausfuhr.

Schritt für Schritt wurden nun die Bedingungen erfüllt, von denen die Wiedereinsetzung der Ostsee und Oder in ihre historischen und geographischen Rechte abhing.

Mit der Anlage des Plauenschen Kanals zwischen Elbe und Havel wollte der alte Minister Görne, der Besitzer von Schloß Plaue, welcher den Plan bei Friedrich Wilhelm I. befürwortete, zunächst nur den nach der Kurmark bestimmten magdeburgischen Salzschiffen den weiten Umweg über Havelberg ersparen. Schnell aber wurde die viel allgemeinere Bedeutung des Entwurfes erkannt. Indem der neue König am 15. März 1742 dem Generaldirektorium die ernsthafte Förderung des vielfach erörterten Werkes zur Pflicht macht, stellt er die Frage: „ob durch Anlegung dieses Kanals nicht eine interessante Handlung und Kommunikation zwischen Stettin und denen kurmärkischen und magdeburgischen Städten zu etabliren?“ Eine Anregung, die in ihr volles Licht trat durch den gleich darauf ergehenden Befehl zur Wiederherstellung des seit dem dreißigjährigen Kriege verfallenen Finowkanals zwischen Havel und Oder. Die beiden neuen, ein Ganzes darstellenden Anlagen setzten sich gerade den entgegengesetzten Zweck, wie einst der Bau des Friedrich-Wilhelms-Grabens. Hatte dieser die Verbindung zwischen der Nordsee und Breslau, zwischen der Elbmündung und der mittleren Oder geschaffen, so verkürzten der Plauensche und der Finowkanal die Wasserstraße zwischen der Ostsee und Magdeburg, zwischen der Odermündung und der mittleren Elbe.

An demselben Tage, dem 2. Januar 1746, an welchem Friedrich der pommerschen Kammer streng befahl, daß der Finowkanal im kommenden Jahre „ganz ohnfehlbar und sonder einiges Einwenden noch Raisonniren ganz und gar fertig und in vollkommen brauchbarem Stande sein müsse“, sprach er ihr auch die Erwartung aus, beim Hafenbau an der Swinemündung die lange Arbeit endlich von Erfolg gekrönt zu sehen. Noch war die Swine, der mittlere Haffausfluß, gleich dem östlichen, der Divenow, für Seeschiffe unfahrbar; aller Verkehr mit dem Meere erfolgte durch die westliche, schwedisch gebliebene Mündung, die Peene, so jedoch, daß auch hier die Fahrzeuge mit größerem Tiefgang ihre Fracht auf Leichterschiffe umladen mußten. Die noch vor 1740 entworfenen Anschläge beabsichtigten, dem Swinehafen durch Baggerung eine Wassertiefe bis zu zwölf Fuß zu geben. Das hat sich nicht erreichen lassen, die Vermittelung der Leichter war auch hier nicht zu umgehen; genug, wenn im Frühjahr 1747 nach Vollendung der Wasserbauten die Swine so weit schiff-

bar wurde, daß sie den Seeverkehr Stettins von der Peene abzulenken vermochte. Zollermäßigungen halfen nach. An dem neuen Hafen entstand eine neue Stadt, Swinemünde. Die Wolgaster und Stralsunder schrieen über den unerhörten Eingriff in den Besitzstand des schwedisch-pommerschen Handels.

Wie an der Seeküste mit der Oeffnung der Swine die letzten Reste der handelspolitischen Abhängigkeit von Schweden getilgt wurden, so beseitigte der Dresdener Friede den letzten fremdherrlichen Binnenzoll an den Gestaden der Oder, den Fürstenberger Zoll, den der sächsische Hof bisher an der kurzen lausitzischen Uferstrecke erhoben hatte. Nun waren auch die Tage der städtischen Stapelgerechtigkeiten gezählt. Die Freilassung des Stroms, die dem unbequemen Nachbarn nach einer siegreichen Schlacht und der Einnahme seiner Hauptstadt abgezwungen worden war, sie durfte von den Städten des eigenen Landes füglich nicht länger geweigert werden. Frankfurts Umladeanspruch erhielt einen neuen schweren Stoß, als der Finowkanal den Stettiner Oderkähnen, die bisher nur über Frankfurt und durch den Friedrich-Wilhelms-Graben nach Berlin gelangen konnten, den um neunzehn Meilen kürzeren Weg über Eberswalde, Oranienburg und Spandau eröffnete. Eine königliche Verordnung von 1751 führte im folgenden Jahre zu einem Ausgleich zwischen Stettin, Frankfurt, Breslau, Berlin und Magdeburg, der den zweihundertjährigen Stapelkrieg friedlich beendete; nur für den Leinsamen behielt sich Frankfurt sein Niederlagsrecht noch vor. Auch im Warthehandel wurden die durch eine eifersüchtige Kirchtumspolitik ehedem geschaffenen Hindernisse jetzt beseitigt.

Den Wettbewerb mit der Elbschiffahrt und den Verkehr auf der Oder erschwerte noch die unverhältnismäßige Höhe der Zölle. Gegen die Herabsetzung sträubte sich die Accisenverwaltung, aus Furcht vor einer Minderung ihrer Einnahmen. Der stettinische Steuerrat Vanselow hat sich das Verdienst erworben, diese Bedenken aus dem Wege zu räumen. Eindringlich legte er dem Könige Ende 1752 dar, daß kein anderes Mittel vorhanden sei, einen richtigen Großhandel auf der Oder emporzubringen, als die Gleichstellung der Oder- und der Elbzölle; den fiskalischen Engherzigkeiten der pommerschen Steuerverwaltung hielt er die Mahnung entgegen, „daß man in Handelssachen nicht auf einen Ort und eine Kasse Reflexion machen dürfe, sondern ins Große rechnen müsse“. Noch vor Jahresschluß verfügte der König, durch den einsichtigen Beamten überzeugt, daß das Generaldirektorium im Verein mit dem schlesischen Minister und den Präsidenten der kurmärkischen und der pommerschen Kammer „die völlige Parifikation zwischen den Elb- und Oderkursen“ herbeiführen sollte. Zu Beginn des Jahres 1754 konnte die pommersche Kammer bereits berichten, daß das Wachstum des Stettiner Handels an der fortgesetzten Vermehrung der Durchgangswaren deutlich zu spüren sei. Die Schiffsbewegung, über die seit 1751 genau Buch geführt wurde, vergrößerte sich, solange der Friede dauerte, von Jahr zu Jahr. Im Hafen von Swinemünde gingen im Rechnungsjahre von 1752 auf 1753 1095 einheimische Schiffe ein und aus, zumeist allerdings von geringer Größe; in den beiden nächsten Jahren 1644 und 1739; von 1755 auf 1756 — schon hatte der englisch-französische Seekrieg begonnen — 1615; dazu in den letzteren drei Jahren je 400, 367 und 421 fremde Fahrzeuge. Unter

der Leitung auswärtiger Schiffsbaumeister begann man, wie Friedrich es dem Geheimrat Fäsch als wünschenswert bezeichnet hatte, größere Seeschiffe, Dreimaster von 80 bis 120 Fuß Kiellänge, anzufertigen. In der Binnenschiffahrt oberhalb Stettins stellte sich anfangs dem Warenverkehr nach Magdeburg ein fühlbarer Mangel an Kähnen entgegen, bis der König die Oderfahrer von der lästigen Verpflichtung entband, jährlich zehn Klafter neumärkischen Holzes unentgeltlich nach Berlin zu schleppen. So lösten denn auf den märkischen Wasserläufen die pommerschen Schiffer die Hamburger ab, die in den Anfängen des Jahrhunderts sich die Frachten zwischen Hamburg und Berlin mit den Brandenburgern in geregelter Bört- und Reihenfahrt geteilt hatten, 1748 aber von diesem Anrecht nach langen Verhandlungen endgültig ausgeschlossen wurden.

Die Stapelrechte der alten Handelsplätze an der Oder waren gefallen, das Stapelrecht der Magdeburger dagegen wurde aus langer Vergessenheit wieder hervorgesucht. Dort mußte dem zweihundertjährigen Streite der drei jetzt unter demselben Scepter vereinigten Städte ein wohltätiges Halt zugerufen werden; hier bot der staatlichen Handelspolitik das schon verschollene Stapelrecht eine bequeme und wirksame Waffe für den Wettkampf mit den zur Zeit noch wirtschaftlich stärkeren ausländischen Mitbewerbern, den Hamburger und Leipziger Kaufleuten.

In den Zusatzbestimmungen zu dem preußisch-sächsischen Handelsvertrage, dessen wir gedachten, war 1730 verabredet worden, die Durchgangszölle hüben und drüben wegfallen zu lassen; doch blieb die Transito-Accise der Stadt Leipzig ausdrücklich ausgenommen. Bald darauf begannen unerwarteterweise die Leipziger einen alten, auf einen kaiserlichen Gnadenbrief von 1507 gestützten Straßenzwang wieder geltend zu machen, wonach im Umkreise von fünfzehn Meilen um die Stadt jeder Frachtfuhrmann gebunden sein sollte, auf Leipzig zuzufahren; dort kam die Durchgangsaccise, der Regel nach mit einem Drittel vom Hundert, zur Erhebung. Damit sperrten sich für den Handel aus Norddeutschland und insbesondere aus dem Magdeburgischen die kürzesten, sämtlich an Leipzig vorbeibiegenden Straßen nach Frankfurt am Main, Nürnberg, Regensburg, Görlitz. Die auf den jetzt verbotenen „Beiwegen" betroffenen Wagen wurden Geldstrafen unterworfen. Diplomatische Schritte des preußischen Hofes erzielten keine Abhülfe. König Friedrich Wilhelm starb, und der Nachfolger, minder geduldig, verhängte trotz der Bedenken seines behutsamen Ministers Podewils alsbald einen Retorsionszoll: jeder sächsische Kahn, der bei Magdeburg vorbeifuhr, mußte die Durchgangsaccise in der Höhe, wie man sie in Leipzig erhob, entrichten. Es folgte nach zwei Jahren die Einführung einer Durchgangsabgabe auch für den Wagenverkehr, und nach weiteren vier Jahren, während seiner Anwesenheit zu Magdeburg im Juni 1747, verfügte der König, einer Bitte der dortigen Kaufmannschaft entsprechend, daß die alte Stapelgerechtigkeit der Stadt wieder in Kraft trete, wonach alle Dresdner und sonstigen oberländischen Schiffer ihre Fracht hier anlanden, ausladen, an Ort und Stelle verkaufen oder den Magdeburgern zur Weiterführung stromabwärts übergeben sollten.

Die einschneidende Verordnung, zunächst nur als vorübergehende Maß-

regel gedacht, wurde der Grundstein eines Sperrsystems, das nunmehr nach Süd und nach Nord, gegen Sachsen wie gegen Hamburg, immer schärfer und streitbarer ausgebildet wurde. Der Vertrag von 1728 war auf sechs Jahre geschlossen, stillschweigend aber hatte man ihn nachher weiter gelten lassen. Bis nun König Friedrich im Sommer 1748, ein Jahr nach der Wiederherstellung des Stapelrechts, durch die Zahlen der Handelsbilanz, der ersten, welche die Magdeburger Kammer ihm vorlegte, stutzig wurde. Er verlangte genauen Bericht, ob der Handelsvertrag dem Staate Vorteil oder Nachteil bringe; er sagte sich dann von dem Vertrage nicht gerade los, verfügte aber zu Nutz und Frommen der heimischen Linnen- und Damastindustrie: „Die Sachsen sollen chicaniret, ihre Waren bei der Entrée difficiliret werden". Die Einfuhr sächsischer Sammet- und Velpestoffe wurde gänzlich verboten. So lange der von Friedrich ungemein hochgeschätzte Präsident von Platen an der Spitze der Provinzialverwaltung stand, bildeten dessen freihändlerische Anwandlungen gegen die neu aufkommende Richtung noch ein Gegengewicht. Dann aber machte sich der überall mit eigenen Gedanken hervortretende Schlabrendorff, der auf dem Uebergange von der noch unselbständigen Stellung eines Direktors der Stettiner Kammer zu dem schlesischen Oberpräsidium anderthalb Jahr als Präsident in Magdeburg wirkte, zum Wortführer einer gerade auf das Ziel zustürmenden Kampfespolitik und verstärkte somit die bei dem Könige bereits vorhandenen Antriebe um ein Erhebliches. Schlabrendorff gewann ihn für ein alle Straßen der Provinzen Magdeburg und Halberstadt und zum Teil auch die Altmark umfassendes System hoher Durchgangszölle, von dem er verhieß, „daß es den hamburgischen, lüneburgischen, sächsischen und österreichischen Kaufleuten in ihrem Handel großen Abbruch thun würde." Die Sachsen antworteten am 13. Mai 1755 mit einem Verbot fast sämtlicher preußischer Waren und bemühten sich, den Durchfuhrhandel von den preußischen Elblanden ganz abzuleiten; alle sächsischen Wagen erhielten den Befehl, für die Fahrt nach und von Hamburg den Weg über den Harz oder westlich um das Gebirge herum zu nehmen. Aber trotz der neuen preußischen Zölle kam auf den Umwegen der Zentner Ware immer noch fast um einen Thaler höher zu stehen, als auf der Fahrt durch das Preußische; von Norden her war die erste große Steigung bei Harzburg für Wagen kaum zu überwinden, und vollends als der Winter kam, wurde die sogenannte neue Harzstraße der Schrecken aller Kärrner: sie werde, berichtete der preußische Posthalter zu Hohegeiß an den Generalpostmeister, „sowohl von Unterthanen wie von Fuhrleuten täglich, ja stündlich verflucht"; ein Fuhrmann habe von Braunlage bis Hohegeiß siebzehn Stunden gebraucht und sein bestes Pferd unterwegs verloren.

Inzwischen war von sächsischer Seite längst, schon wenige Wochen nach dem Erlaß des Einfuhrverbotes, eine gütliche Verständigung, der Abschluß eines neuen Handelsvertrages, angeregt worden. Nachdem er geflissentlich eine Zeit lang Gleichgültigkeit zur Schau getragen hatte, erklärte sich König Friedrich zum Verhandeln bereit. Im Dezember 1755 versammelten sich zu Halle die Bevollmächtigten beider Teile. Die Sachsen zeigten sich anfangs, wie der Obmann der preußischen Abordnung, Oberst von der Goltz, ihnen nachrühmte, „sehr

accommodant und willfährig"; bald aber klagte Goltz, daß seine Sache „schief zu gehen" beginne und daß der Dresdner Hof „ganz rappelköpfig" geworden sei. Der vornehmste Stein des Anstoßes war die Weigerung des Königs von Preußen, den Handelsvertrag auch auf Schlesien auszudehnen. Hier war im Zusammenhange der Kampfmaßregeln gegen Sachsen, nicht minder als in den Elbprovinzen, ein hoher Zoll eingeführt worden, der den polnisch-sächsischen Durchgangshandel mit dreißig Hundertteilen des Warenwertes belastete. Goltz meinte, daß lediglich dieser schlesische Durchgangszoll die Verhandlung scheitern lasse. In Briefen an den Kabinettsrat Eichel erging er sich in den bittersten Anklagen gegen den gerade jetzt nach Breslau versetzten Schlabrendorff, der mit seinen „completten, sehr moralischen und gelehrten Gutachten" geflissentlich alles hintertreibe; es sei zu bedauern, daß das Breslauer Kammerkollegium blind sich der Meinung seines neuen Vorgesetzten angeschlossen habe: „die Leute sehen den daraus entstehenden Schaden nicht ein, oder dürfen ihn nicht einsehen." Nach fünfmonatlicher fruchtloser Arbeit, Ende Mai 1756, eröffnete Goltz den sächsischen Vertretern, daß er und seine Gefährten auf Befehl ihres Königs die Verhandlung abbrechen müßten.

Wenn Schlabrendorff durch seine Gutachten, im Gegensatz zu den freihändlerisch gehaltenen Vorschlägen der hallischen Kommission, seine Schöpfung, das Magdeburger Transitzollsystem, gerettet und der Taktik der Kampfzölle und Sperren einen neuen Erfolg errungen hat, so lagen für ihn die entscheidenden Beweggründe in den Verhältnissen der inzwischen ihm anvertrauten Provinz Schlesien. Eine doppelte Beweisführung war es, durch die er den König überzeugt und gegen Goltz auf seine Seite gezogen hat. Die Aufhebung der schlesischen Durchgangszölle, so erklärt er einerseits, werde den ganzen polnischen Handel von der Oder, von Breslau und Frankfurt, nach Leipzig ziehen. Sodann aber würden die in den Handelsstreitigkeiten mit Oesterreich getroffenen und noch in Aussicht zu nehmenden Retorsionsmaßregeln „zernichtet und annullieret" werden, wenn Oesterreich für alles, was es aus Schlesien beziehen oder nach Schlesien absetzen wolle, durch Sachsen einen freien Zugang erhalte.

Der Zollkrieg mit Oesterreich, mit dem der schlesische Provinzialminister seinen Ratschlag begründete, war im Jahre 1753 ausgebrochen.

Der Friede von 1742 bestimmte, daß zur Regelung des Handels zwischen den beiderseitigen Unterthanen Kommissare ernannt werden sollten: „mittlerweile aber bleiben die Sachen auf dem Fuße, wo sie vor dem gegenwärtigen Kriege gewesen, bis man sich eines andern mit einander verglichen; allermaßen man die alten Accorde wegen der Commercien von ein und der andern Seite heilig beobachten und vollstrecken soll." Der Dresdner Friede bestätigte zwar den Inhalt des ersten Vertrages insgemein, gab aber dem auf den Handel bezüglichen Artikel eine abgeblaßte, unbestimmtere Fassung: die Kaiserin-Königin und der König „verbinden sich, dem Commercio ihrer beiderseitigen Unterthanen allen möglichen Vorschub zu thun und nicht zuzugeben, daß selbiges gehindert oder beeinträchtiget werde, vielmehr aber den gemeinsamen Handel und Wandel zum Besten ihrer Lande und Unterthanen zu befördern und demselben emporzuhelfen."

Die bei dem ersten Friedensschluß vorgesehenen Verhandlungen wurden auf wiederholten Antrag Preußens endlich 1751 zu Wien eröffnet. Hier traten nun die Oesterreicher mit der Behauptung hervor, der Anspruch auf einstweilige Wahrung des Zustandes von 1740 sei, weil im zweiten Frieden nicht ausdrücklich erwähnt, für Preußen erloschen. König Friedrich nannte diese Auslegung chikanös.

Wohl mag die österreichische Kampfesweise in dem schleppenden Verlauf dieser ganzen Verhandlung kleinlich, gewunden hinterhaltig erscheinen: der Kampf selbst ergab sich dem Wiener Hofe aus politischer Notwendigkeit. Die wirtschaftlichen Gesichtspunkte der beiden Staaten waren unvereinbar. Oesterreich ermaß die Bedeutung des schmerzlichen Verzichtes auf Schlesien erst ganz, als es gewahrte, wie völlig die Monarchie industriell und kommerziell von der abgetretenen Provinz abhängig gewesen war. Wollte man den Verlust Schlesiens einigermaßen wett machen, so mußte man damit beginnen, erst wieder neue Grundlagen für eine einheimische Industrie und eignen Großhandel zu legen, die bisherige Rolle Schlesiens den wirtschaftlich noch ganz unentwickelten andern Kronländern zuzuweisen und sie durch Schutzzölle und Einfuhrverbote der Abhängigkeit von einem jetzt dem Auslande zugehörigen Gebiete zu entziehen. Preußen dagegen mußte wünschen, daß Schlesien der offene und in vieler Beziehung ausschließliche Markt für die österreichischen Lande blieb, der es bisher gewesen war, und ihnen einen jährlichen Handelsgewinn von vier bis fünf Millionen auch in Zukunft abnahm. Der Handelsvertrag, den Preußen vorschlug, suchte von dem Status quo möglichst viel zu retten und war ebendeshalb für den andern Teil unannehmbar. Der preußische Unterhändler fand es ganz begreiflich, daß Oesterreich ein Schutz- und Sperrsystem auszubilden strebte, das ja auch Preußen für seine alten Provinzen, wo die besonderen freihändlerischen Antriebe seiner schlesischen Handelspolitik fortfielen, als etwas Selbstverständliches betrachtete. Auch machten die Oesterreicher geltend, daß Preußen zwar für seine Ausfuhr Freihandel fordere, die Einfuhr böhmischen Glases aber erschwere und somit selbst den Status quo durchlöchere; schon die Neuordnung der schlesischen Accise sei eine erste Abweichung gewesen. So wurden trotz der Abneigung des preußischen Kabinettsministeriums, sich in ein „ekelhaftes Federgefecht“ einzulassen, jahrelang, obschon in gemessenen Pausen, unzählige Promemorien, Hauptantworten und Spezialanmerkungen, Präliminarprojekte und Finaldeklarationen, die aber immer noch nicht die allerletzten waren, zwischen Wien und Berlin gewechselt — „ohngefähr alle Vierteljahre eine Schrift de part et d'autre“ — wie der König ungeduldig klagte. Von der Fruchtlosigkeit seiner Versuche bald überzeugt, ließ er doch seine Bevollmächtigten noch weiter „bavardiren und das Terrain amüsiren“, um nicht durch jähen Abbruch der Verhandlung die Spannung der allgemeinen politischen Lage noch zu verschärfen. Doch übertrumpfte man sich jetzt nicht mehr bloß mit Noten, sondern gleichzeitig bereits mit Kampfzöllen. Nachdem der Wiener Hof ein Jahrzehnt hindurch mit vereinzelten Zollerhöhungen geplänkelt hatte, ging er am 1. April 1753 zum Gesamtangriff über. Autonome Tarife für Böhmen, Mähren und Oesterreichisch-Schlesien belegten die Einfuhr von Woll- und Flachsfabrikaten

und andern Erzeugnissen der Textilindustrie, von Kolonialwaren und Seefischen mit Zöllen von durchschnittlich 30, in einzelnen Fällen aber sogar 130 Prozent des Warenpreises. Das Jahr darauf folgten ähnliche Tarife für das Erzherzogtum Oesterreich und, trotz der ausgesprochenen Abneigung der Magyaren gegen alle Zölle, auch für Ungarn. Von preußischer Seite begann die Abwehr im Februar 1754 mit Maßregeln gegen die ungarischen und österreichischen Weine, die in demselben Verhältnis belastet wurden, wie drüben die schlesischen Tücher und sonstigen Fabrikate. Das schlesische Beamtentum war über die Zweckmäßigkeit dieser Vergeltungspolitik geteilter Meinung; da aber auch aus den Kreisen der Kaufmannschaft Repressalien beantragt wurden, so schloß sich der König den Kampfeslustigen an und nicht den Bedenklichen und Friedfertigen. Die Retorsionszölle wurden auf alle aus den österreichischen Staaten nach Schlesien eingehenden Waren ausgedehnt; immerhin setzte die Breslauer Kaufmannschaft eine Reihe von Ausnahmen durch. Wiederholt erklärte der König, daß er ungern zu diesen Zwangsmaßregeln geschritten sei; er wisse gar wohl, daß sie dem Lande nicht vorteilhaft seien, daß nichts dabei herauskomme, als Druck und Schaden der beiderseitigen Unterthanen. Noch getröstete er sich — allzu sanguinisch — mit der Hoffnung, daß er nur vorübergehend zu dieser Politik gezwungen sein, daß es ihm gelingen werde, den Wiener Hof „zur Raison zu bringen".

Zum Glück wurde von den schlesischen Fabrikaten gerade das wichtigste, die Leinwand, durch die österreichischen Kampfzölle verhältnismäßig wenig betroffen; denn nach den habsburgischen Erblanden wurde sie schon vor 1740 nur in kleinen Posten vertrieben. Ihre Hauptabsatzgebiete waren Holland, England, Spanien und die spanischen und englischen Kolonien in Amerika, daneben Frankreich.

Wenn demnach Preußen mit der Eroberung Schlesiens auf einmal einen Weltmarktartikel gewonnen hatte, so wurde es natürlich bei diesem Handelszweige mehr als bei irgend einem andern bedauert, daß den Hauptvorteil von dem Vertrieb der heimischen Industrieerzeugnisse fremde Zwischenhändler hatten. Fast der ganze Handel mit schlesischer Leinwand ging über Leipzig nach Hamburg, und Hamburger Kaufherren verfrachteten die Ware weiter übers Meer. Eine überaus geschickte Politik hatte im siebzehnten Jahrhundert den Hansestädten durch günstige Handelsverträge mit den Seemächten des westlichen Europas einen unermeßlichen Vorsprung vor allen andern deutschen Häfen gesichert, und dabei hatte Hamburg wiederum die Schwesterstädte Bremen und Lübeck weit überflügelt.

Es galt den Versuch, auf dem nämlichen Wege völkerrechtlicher Abmachungen der preußischen Reederei, vor allen der Stettiner, die Möglichkeit des Wettbewerbes mit den Hanseaten zu erschließen. Anders blieb die Neugestaltung des Zollwesens auf der Oder, blieben die gegen Hamburg und Leipzig gerichteten Sperrmaßregeln doch nur ein halbes Werk.

Die Aussichten schienen nicht ganz ungünstig. Als in dem Kriege um die österreichische Erbschaft sich endlich auch die Generalstaaten zur unmittelbaren Teilnahme am Kampfe bequemen mußten und nun die holländischen Schiffe

ihre Fahrten nach den französischen Häfen einstellten, ergab sich den Franzosen das Bedürfnis nach andern Zwischenhändlern für ihre bisher von den Niederländern abgeholten Weine, Seidenstoffe, Zuckerwaren und sonstige Ausfuhrgegenstände. Die französische Gesandtschaft in Berlin hatte deshalb im Herbst 1747 für die preußischen Kauffahrer, namentlich für Schiffe aus Emden, gewisse Begünstigungen angeboten. König Friedrich gab darauf den Wunsch nach einem förmlichen Handelsvertrage in der Art des den Holländern früher gewährten zu erkennen; denn er glaubte seinen Unterthanen eine Bürgschaft stellen zu müssen, daß sie kostspielige Anlagen nicht etwa nur auf eine kurze Zwischenzeit machten. Da ließ dann Frankreich allerdings sofort erklären, daß der Tarif des holländisch-französischen Vertrages von 1739 niemals zugestanden werden könne, weil seine Sätze sich als sehr ungünstig für den französischen Handel herausgestellt hätten und weil ohnehin jeder den preußischen Schiffen bewilligte Vorteil ohne weiteres auch den Hanseaten zu gute kommen würde, die laut ihrer Verträge gegen keinen nordwärts von Holland gelegenen Staat benachteiligt werden dürften. Und wenn nun, schneller als erwartet, der Friede kam und die Holländer die französischen Küsten wieder anfuhren, so fiel damit für Frankreich die Veranlassung zu Zugeständnissen an eine andre Macht fort. Unter stillschweigender Einstellung der in jüngster Zeit thatsächlich bereits gewährten Erleichterungen kehrte man in der Behandlung der preußischen Schiffe zu der alten harten Uebung zurück; ja die Kauffahrer aus Stettin und Kolberg, den ehemaligen Hansastädten, sie, die in französischen Häfen bisher den Hanseaten gleich geachtet worden waren, sahen sich seit Ende 1748 dieser Vergünstigung beraubt. König Friedrich schaute dem eine Weile zu, da die politische Lage seiner Fürsprache keinen Erfolg verheißen hätte. Als aber seine Beziehungen zu Frankreich sich im Laufe des Jahres 1749, wie wir noch sehen werden, wieder inniger gestalteten, unterließ er nicht, immer von neuem an die früheren handelspolitischen Anerbietungen zu erinnern, sodaß man es füglich nicht ablehnen konnte, einen preußischen Bevollmächtigten zu empfangen und in förmliche Verhandlungen einzutreten.

Was in Berlin an dem bestehenden Zustande ausgesetzt, was für die Zukunft gewünscht wurde, lassen die unter Mitwirkung von Fäsch entworfenen, umfangreichen Weisungen ersehen, die der preußische Unterhändler von Ammon, ein erprobter und mit den Handelsfragen vertrauter Diplomat, am 22. November 1750 mit auf den Weg erhielt. Den vornehmsten Anlaß zur Klage gab das 1659 nach dem Vorbilde der englischen Navigationsakte eingeführte Tonnengeld (droit de fret). Es wurde den preußischen Kauffahrern in der Höhe von 50 Sous für die Tonne abgefordert und nahm schon allein ihnen die Möglichkeit, mit den vertragsmäßig davon befreiten Holländern und Hanseaten gleichen Schritt zu halten. Ueberdies aber zahlten die Preußen von ihren Waren an Einfuhrzöllen das Doppelte, ja das Dreifache, wie jene. Die Gegenstände, für die Preußen jetzt vor allem erleichterte Einfuhr beantragte, waren Holz, Wachs und schlesische Leinwand. War doch das pommersche Eichenholz den Franzosen für ihren Schiffsbau geradezu unentbehrlich; es erfreute sich solchen Rufs, daß bis zur Vereinigung des waldreichen Korsika mit Frankreich

zu jedem französischen Kriegsschiff vorschriftsmäßig gewisse Hölzer aus Stettin Verwendung finden mußten. Zu Gunsten der schlesischen Leinwand sollte Ammon geltend machen, daß die für die Kolonien Frankreichs erforderlichen Ballen zur Zeit durch die Holländer und Hamburger nach Bordeaux und La Rochelle geführt würden, und daß man sie dort mithin teuerer bezahlen müsse, als bei unmittelbarem Bezug über Stettin. Die Handelsbilanz werde stets für Frankreich eine günstige sein; denn was Schlesien und überhaupt Preußen einführen könne, an Leinwand und Leinengarn, Wachs, Rohkupfer und Arsenik, Schiffsbauholz und Stabholz, das habe nicht den halben Wert der entsprechenden französischen Ausfuhr an Naturerzeugnissen und Fabrikaten, an Wein, Branntwein und Oel, Südfrüchten und Kolonialwaren, Baumwolle, Seidenstoffen und Taften, Uhren und Tabaksdosen und aller Art Galanteriewaren. Preußen könne bei seiner geographischen Lage sich anheischig machen, zwei Drittel von Deutschland und das polnische Hinterland mit diesen französischen Ausfuhrartikeln zu versehen, wenn anders der preußische Handel dieselben Vorrechte wie der hanseatische erhalte. Insonderheit wurde dabei Begünstigung der Franzweine gegen die ungarischen in lockende Aussicht gestellt.

Vielleicht war das letztere Anerbieten der einzige greifbare Vorteil, den man den Franzosen zu gewähren vermochte; denn im übrigen konnte es diesen gleichviel gelten, ob die Hamburger oder die Preußen Deutschland mit den ihm unentbehrlichen französischen Waren speisten. Zudem hatte man keinen Anlaß, die um Frankreich verdienten, im französischen Handelsamt wohlgelittenen, altherkömmlich begünstigten und gehätschelten Hamburger jetzt plötzlich gegen eine Macht zu vernachlässigen, deren schnelles Emporkommen und Aufblühen man in Versailles bei aller anscheinenden Freundschaft doch mit scheelen Blicken betrachtete. Und was die schlesische Ware betraf, für die Preußen den französischen Abnehmern billigeren Markt zu vermitteln sich anbot, so war damit dem schutzzöllnerischen Industriesysteme Frankreichs am wenigsten gedient. Die französische Leinwandindustrie hatte seit Colberts Tagen den Wettkampf mit der älteren Schwester mutig aufgenommen. Wenn es wirklich zutreffe, daß das außereuropäische Frankreich der schlesischen Leinwand nicht entraten könne, so müsse man doch durch hohe Besteuerung der fremden Ware die Kolonien nach Möglichkeit dazu anhalten, der französischen den Vorzug zu geben — mit dieser Erklärung schnitt der Staatsrat Trudaine, an den Ammon für seine Verhandlung gewiesen war, ihm jede Hoffnung ab. Ueberhaupt bezeichnete Trudaine die Erschließung der überseeischen Besitzungen Frankreichs für den preußischen Handel als eine Unmöglichkeit.

Das Entscheidende war wohl, daß die Stimmung der französischen Behörden dem Abschluß von Handelsverträgen damals entschieden entgegen war, daß man zu einer völlig autonomen Zollpolitik zurückstrebte. So hatten sich die Holländer bei den Friedensverhandlungen in Aachen vergebens um die Erneuerung ihres Schiffahrtsvertrages von 1739 bemüht; sie mußten sich mit der einfachen Befreiung vom Tonnengelde begnügen.

Ein übles Vorzeichen für Ammons Verhandlung, daß für die preußischen Schiffe gerade bei seiner Ankunft dieses Tonnengeld um die volle Hälfte erhöht

wurde. Je länger je mehr gewann er die Ueberzeugung, daß man ihn hinhalte. Monat auf Monat verrann. Als einmal gar eine Erkrankung des Dauphins als Vorwand für neue Verschleppung dienen mußte, spottete König Friedrich unwirsch: „Man sollte glauben, daß Trudaine der Doktor oder Apotheker des Dauphins wäre." Ein Wechsel im Ministerium verstärkte noch den Einfluß dieses in Schwierigkeiten ganz unerschöpflichen Trudaine. Dazu hatte der preußische Unterhändler das Unglück, daß ihm der wohl nicht ganz unverschuldete Ruf eines anmaßenden und unzuverlässigen Störenfriedes vorausgeeilt war. Ein volles Jahr hatte Ammon in Paris verweilt, und die ganzen letzten drei Monate war er unter dem Vorwande, daß man von der Berliner Gesandtschaft nähere Erkundigungen einziehen müsse, ohne jede Mitteilung gelassen; da erklärte ihm Trudaine plötzlich eines Tages, Ende März 1752, es bestehe hier die äußerste Abneigung, sich gegen Preußen durch einen Handelsvertrag zu binden, bei dem Frankreich nicht den geringsten Vorteil finden werde: ob Preußen sich nicht mit einer einfachen Konvention begnügen wolle? Bald wurden Ammons Hoffnungen sogar noch weiter heruntergestimmt, indem man ihm nur noch von einer Verfügung sprach, die man den Zollbehörden zu Gunsten der preußischen Schiffe zugehen lassen könne; es wäre ein völlig unverbindlicher Schritt gewesen. Etwas mehr hat Ammon nachher doch erreicht. Nach Ablauf eines neuen Jahres wurde endlich am 14. Februar 1753 die auf zehn Jahre befristete Konvention unterzeichnet. Ohne einen Tarif mit Zollermäßigung für bestimmte Gegenstände, wie Preußen es anfänglich gewünscht hatte, aufzustellen, verpflichteten sich doch beide Staaten gegeneinander, die Angehörigen des anderen mit keinen höheren Auflagen als die eigenen Unterthanen zu belasten. Damit waren die preußischen Schiffe von dem erdrückenden Tonnengeld befreit; nur im Küstenhandel zwischen zwei französischen Häfen mußten sie es nach wie vor erlegen, und Frankreichs Kolonien blieben ihnen ganz versperrt. Dagegen war noch im letzten Augenblicke, auf immer erneutes Drängen, eine Zusage der Meistbegünstigung in dem Umfange erzielt worden, daß die Preußen sich aller Vorteile erfreuen sollten, welche die Hanseaten, Holländer und andere „nordische Nationen" sich durch künftige Handelsverträge zusprechen lassen könnten.

Ergebnislos blieb eine Unterhandlung mit Spanien. Vor allem wäre es dem Könige auch hier um Herabsetzung der Eingangszölle für Leinwand zu thun gewesen. Eine ständige Vertretung unterhielt er am spanischen Hofe noch nicht, ein ihm dringend angebotenes politisches und militärisches Bündnis hatte er 1741 abgelehnt, und so wurde der preußische Diplomat, der im Herbst 1749 in Madrid erschien, der Italiener Cagnony, ziemlich kühl aufgenommen; daß er zugleich an die Subsidienrückstände mahnen mußte, welche die Krone Spanien seit den Tagen des großen Kurfürsten schuldete, verstimmte diesen stolzen Hof vollends. Cagnony ging wie er gekommen, und ein mit den spanischen Verhältnissen vertrauter Kaufmann, Dahrl, bemühte sich in Madrid einige Jahre darauf ebenso vergeblich.

Vielleicht daß Portugal sich zugänglicher zeigte. Es war Don José da Sylva Pesenha, der portugiesische Gesandte im Haag, der im Gespräch mit dem dortigen Vertreter Preußens die Anknüpfung unmittelbarer Handelsbeziehungen

als wünschenswert bezeichnete. König Friedrich ließ auf diese Anregung hin die Preise berechnen, zu denen man den Portugiesen pommersches und polnisches Schiffsbauholz und ostpreußischen Hanf würde liefern können; auch Tuchproben schickte er für Don José nach dem Haag. Gerade jetzt aber wurde dieser Diplomat nach Neapel versetzt, und der Faden der Verhandlung riß ab; offenbar hatte der Gedanke mehr dem Gesandten als seinem Hofe angehört.

Auch nach dem Osten wurden Fühler ausgestreckt. Zwar das russische Absatzgebiet, das die Diplomatie Friedrich Wilhelms I. dem preußischen Tuchgeschäft für einige Zeit eröffnet hatte, blieb seit 1738 gesperrt. Als die Beziehungen zu dem Zarenreiche noch freundlich waren, wollte König Friedrich politische Verhandlungen nicht durch Hineinziehung wirtschaftlicher Fragen erschwert wissen, und als dann immer ärgerlichere Mißverständnisse sich zwischen die Höfe schoben, waren Vergünstigungen im Handel von selbst ausgeschlossen. Dagegen begann jetzt die Levante in den Gesichtskreis der preußischen Handelspolitik zu treten. Ein geheimer Agent, der 1755 an die hohe Pforte abgefertigt wurde, nahm den Entwurf zu einem Handelsvertrage mit. Man forderte die Rechte der am meisten begünstigten Nationen, Schutz gegen die Korsaren der nordafrikanischen Raubstaaten und die Zulassung preußischer Konsuln in den türkischen Hafenstädten. Schon vorher, im Sommer 1750, hatte man einen Sendling des Tatarenchans von der Krim bei der Rückkehr in die Heimat unversehens als Geschäftsreisenden in den Dienst der Berliner Tuchindustrie gestellt, indem ihm und seinem Dolmetsch auf ausdrücklichen Befehl des Königs neben anderen Geschenken auch Tuchstoffe verehrt wurden, deren Vorzüge man dem Morgenlande bekannt zu machen wünschte.

Der Wahlspruch dieser Regierung, das Toujours en vedette, galt auch hier. Man stand auf der Warte und hielt weithin Umschau. Die Geringfügigkeit der ersten Ergebnisse entmutigte nicht. War man vom Ziele auch noch weit entfernt, man hatte das Gefühl, auf dem rechten Wege zu sein, man hatte Zuversicht.

„Wir sind hier hinreichend bewandert in dem, was unsern Handel angeht," schreibt Friedrich am 24. Januar 1750 an seinen Vertreter in Paris; der Gesandte soll also einem französischen Kapitalisten, der sich mit seinen Erfahrungen wichtig macht, bedeuten, daß man vom Auslande nicht gute Ratschläge brauche, sondern Menschen und Geld: „Was uns hauptsächlich noch fehlt, sind Leute, die geneigt wären, sich zu einer Handelsgesellschaft zusammenzuthun." Wie wir ihn Handwerksmeister und bäuerliche Ansiedler ins Land ziehen sahen, so mußten seine Gesandten, vornehmlich in Holland und Frankreich, an alle Thüren klopfen, um begüterte Geschäftsleute zur Uebersiedelung nach Preußen zu bestimmen.

Als ihm im Sommer 1742 zu Cleve auf dem Wege nach Aachen der Vertreter im Haag, Graf Otto Podewils, mündlichen Bericht erstattete, kam die Rede auch auf die Aussichten dieses handelspolitischen Werbegeschäftes. Podewils konnte einen sehr vermögenden Juden bezeichnen, der zur Einwanderung nach

Preußen geneigt sein würde, aber nur gegen Verleihung des Adels. Der König belustigte sich über diese Zumutung; als er aber hörte, daß Kaiser Karl VI. in gleichem Falle den Freiherrntitel erteilt habe, meinte er lachend, was der Kaiser thue, das könne auch er. Doch hätte er sich hier schwerlich beim Worte nehmen lassen. Seine Ankündigung, daß alle, daß Türken und Heiden ihm willkommen sein sollten, wenn sie das Land bevölkern wollten, erlitt in Bezug auf die Juden eine durchgehende Einschränkung. Es war sein Grundsatz, sie von dem Wettbewerb in der Industrie und im Großhandel nach Möglichkeit zurückzudrängen. Mit den namhaftesten Vertretern der älteren Aufklärung, den Bolingbroke und Voltaire, teilte Friedrich die ausgeprägte Abneigung gegen die Anhänger einer Religionsgemeinschaft, die dem Deismus als der Inbegriff unduldsamer, im Dogmenkram befangener Orthodoxie galt. Doch ward schon durch die Freisinnigkeit, in der Friedrich, seinem Grundsatze der Duldung getreu, dem mosaischen Kultus volle Ungestörtheit und volle Oeffentlichkeit gestattete, hinlänglich bewiesen, daß der Beweggrund seines sonstigen Verhaltens gegen die Juden nicht religiöser, sondern sozialpolitischer Natur war, daß lediglich wirtschaftliche Erwägungen ihn bestimmten, seinen jüdischen Unterthanen nur ein kümmerliches und kündbares Fremdenrecht zuzubilligen. Zudem hat er diese Erwägungen noch ausdrücklich dargelegt. Man müsse die Juden überwachen, sie verhindern, sich in den Großhandel einzudrängen, ihnen bei jeder Betrügerei ihr Asylrecht nehmen, weil dem kaufmännischen Verkehr nichts gefährlicher sei, als der von den Juden betriebene unerlaubte Schacher. Als die Behörden das sogenannte General-Juden-Privileg von 1730 einer Durchsicht und Umarbeitung unterzogen, da war es der König, der sich mit Entschiedenheit gegen reichlichere Austeilung von Schutzbriefen aussprach und die härtesten, den Gemeindeältesten besonders anstößigen Bestimmungen festzuhalten befahl, wie die gemeinsame Haftpflicht der ganzen Judenschaft bei Hehlereien der Glaubensgenossen und die Verwirkung des Asylrechts bei einem Bankbruche. Andererseits ließ er den Schutzjuden gut und gern eine Art selbständiger Rechtssprechung in Civilsachen und wies die Bedenken des Großkanzlers Cocceji mit der einleuchtenden Beweisführung zurück, „daß dieses Volk sich etwas Besonderes daraus machet, niemandem aber dadurch etwas präjudiciret wird, weil es eigentlich doch nur Arbitrages sind, wovon einem jeden freistehet, an die Justizcollegia zu recurriren.“

Unter gesonderter Gesetzgebung standen die Israeliten Schlesiens. Auf das Drängen der Breslauer Kaufmannschaft wurden 1744, gemäß den in österreichischer Zeit erlassenen Bestimmungen, alle Juden bis auf zwölf privilegierte Familien und einige Religionsdiener und Beamte aus der Stadt verwiesen; in Zukunft sollte, wer außer der Meß- und Jahrmarktszeit Waren einbringen wollte, nur durch zwei bestimmte Thore ziehen und nicht länger als drei Tage verweilen; auch blieb ihm nur zwischen vier Herbergen die Wahl. Bei alledem wuchs die jüdische Gemeinde Breslaus stetig und schnell; ja, zehn Jahre nach dem Absperrungsversuch erhielt sie ihre eigene Verfassung. In Oberschlesien lag bei der geringen Regsamkeit des einheimischen, vorwiegend slawischen Bürgertums Handel und Wandel fast ausschließlich in den Händen der jüdischen Schutzgenossen; vor allem die Pacht der Brauereien und Branntweinschenken. Doch

wurde ihnen auch hier 1751 das Hausieren in den Städten außerhalb der Jahrmarktszeit unter Hinweis auf das erfreuliche Erstarken der wirtschaftlichen Verhältnisse Oberschlesiens verboten. Inhaber guter polnischer Handlungshäuser, die ihr Geschäft von Zeit zu Zeit nach Breslau und anderen schlesischen Städten führte, erfreuten sich einer gesetzlich anerkannten Ausnahmestellung; um so schärfer wurde auf die über die Grenze schleichenden Pack- und Betteljuden, wie sie in den oft wiederholten Polizeiverordnungen hießen, gefahndet.

Sonst also war man bei der Aufnahme betriebsamer und unternehmender Ausländer nicht wählerisch und fragte nicht lange nach Geburt und Vorleben. Kaufmännischer Standesdünkel sträubte sich gegen die Gemeinschaft mit schnell emporgekommenen Parias vergeblich. Der Kammerpräsident Lenz hielt, ganz im Sinne des Königs, den hochmütigen Patriziern von Emden ein Beispiel aus dem benachbarten Holland vor; dort sei einer der Räte von Indien eines armseligen ostfriesischen Bauern Sohn und habe als Schiffsjunge angefangen: wenn der Mann jetzt, wie man nur wünschen könne, in seine deutsche Heimat zurückkehre, so werde ihm aus seiner Vergangenheit hoffentlich kein Makel entstehen. Begreiflich, daß neben zuverlässigen und leistungsfähigen Geschäftsmännern zweifelhafte Gestalten, Abenteurer und Schwindler sich herandrängten, Leute, die nichts mehr zu verlieren hatten und alles gewinnen wollten. Die Akten wimmeln von Entwürfen und Vorschlägen, die von dem Unternehmungsgeist des jungen preußischen Königs ihre Verwirklichung erwarteten. „Es gibt eine Art müßiger Thunichtgute,“ sagt Friedrich, „die man unter dem Namen Projektenmacher kennt. Ein Fürst hat allen Grund, gegen alle ihre schlechten Anpreisungen auf der Hut zu sein; unaufhörlich schieben sie das Interesse des Herrschers vor, und bei reiflicher Prüfung kommt alles auf Verlust und Schaden hinaus.“ Ein französischer Ludwigsritter, Latouche, hatte den preußischen Gesandten in Paris Jahr und Tag mit seinen Projekten bestürmt, bis der König ihn endlich nach Berlin einlud und dort im Herbst 1750 mit einem Freibrief zur Gründung einer Aktiengesellschaft für Seehandel und Hochfischerei ausstattete. Nun aber folgten dem Fremdling auf dem Fuße Gerüchte über ungünstige Vermögensumstände und Mangel an Kredit; der König gab ihm sein Mißtrauen sehr deutlich zu erkennen, setzte ihm unter Androhung der Konzessionsentziehung eine kurz bemessene Frist zur Durchführung seines Unternehmens und bedeutete den von Latouche in Berlin schon gewonnenen vornehmen und reichen Direktoren, daß er ihre Beteiligung nicht wünsche; wonach der Ritter auf seinen Freibrief verzichtete und wieder abzog.

Größeres Vertrauen erweckte und rechtfertigte der Schotte Heinrich Thomas Stuart, der ziemlich gleichzeitig mit Latouche einen Freibrief erhielt: die Ermächtigung, in Emden eine Handelsgesellschaft für den Verkehr mit Kanton zu gründen und alljährlich ein oder zwei Schiffe unter preußischer Flagge dorthin zu entsenden. Die Vorbereitungen kamen schnell in Gang. Als der König im Juni 1751 nach Emden kam, fand er das Unternehmen gesichert, die Gesellschaft eingerichtet, die Geschäftsleitung bestellt; in einer ihrer Versammlungen sahen wir ihn persönlich erscheinen. Große Verdienste um die junge Pflanzung erwarb sich wieder der Kammerpräsident Lenz, indem er mit praktischem Blick

und überlegener Ruhe zwischen den nur zu oft hadernden Direktoren vermittelte, die nationalen Gegensätze zwischen den englischen, holländischen und deutschen Teilnehmern ausglich und die Embdener Vorstandsmitglieder von ihrem ungerechtfertigten Anspruch auf maßgebende Leitung der Gesellschaft zurückbrachte. Freilich zog ihm sein Grundsatz, nur auf Vermögen und Reichtum zu sehen, aus den Kreisen der Aktionäre den Vorwurf zu, der Kammerpräsident und sein Commissarius loci machten sich wenig daraus, „ob wir in unserer Gesellschaft Schindersgesellen oder Balbierer haben, wann es nur bemittelte Leute seien"; das komme davon, wenn man Gelehrte — die juristisch gebildeten Verwaltungsbeamten — unter die Kaufleute mische; zuletzt werde die Emdener Compagnie noch die Firma „Von der Balbierer Societät" annehmen können; einem guten Frankfurter oder Berliner Kaufmann aber sei es nicht zuzumuten, „unter dergleichen Gesellen zu sitzen". Bei alledem vertrat gerade Lenz dem Könige gegenüber den Standpunkt, daß der Gesellschaft volle Selbstverwaltung bleiben müsse, schon um den staatlichen Aufsichtsbeamten unliebsame Berührungen mit den auswärtigen Direktoren zu ersparen. Anderer Meinung war der Leiter der Handelsabteilung im Generaldirektorium: Fäsch, der ehemalige Kaufmann, war es, der den König bei der Rückkehr nach Berlin bestimmte, der zu Emden der Gesellschaft bewilligten Verfassung eine einschränkende Erklärung anzuhängen, die das staatliche Einmischungsrecht wesentlich erhöhte.

Trotz aller inneren Streitigkeiten und trotz aller gehässigen Umtriebe auswärtiger Mächte, der Holländer und zumal der Briten, hatte das Unternehmen vielverheißende Erfolge zu verzeichnen. Bis zum Sommer 1752 waren von den ausgelegten 2000 Aktien zu 500 Thalern 1722 untergebracht, davon etwa ein Drittel in Preußen selbst, in Emden, Berlin und Magdeburg, fast die Hälfte in Deutschland, dank der Beteiligung eines Frankfurter und eines Hamburger Hauses. Nach Rotterdam entfielen 125 Aktien, die größte Ziffer aber, 705, nach Antwerpen. Auf wiederholtes Drängen des Königs war im Februar 1752 das erste Compagnieschiff, der „König von Preußen", ein Fahrzeug von 150 Fuß Länge, mit 120 Matrosen, 12 Schiffssoldaten und 36 Kanonen aus dem Hafen am Logumer Hoek ausgesegelt. Im Oktober folgte das zweite, die „Burg von Emden". Beide waren in England erworben; zu Beginn des nächsten Jahres wurde ein drittes Schiff, der „Prinz von Preußen", zu Amsterdam angekauft, zwei Jahre darauf ebendort als viertes der „Prinz Ferdinand". Sechzehn Monate nach dem Auslauf, im Juli 1753, kehrte das erste Schiff aus Kanton zurück, mit Thee, Porzellan, Rohseide und Seidenstoffen befrachtet. Zu der Versteigerung der Ladung strömten die Kaufleute aus Hamburg, Bremen und Frankfurt am Main, aus den freien und den österreichischen Niederlanden herbei; der Erlös betrug 440000 Thaler, fast die Hälfte des eingeschossenen Aktienkapitals und mehr als das Doppelte der Einkaufskosten. Im Sommer 1754, nach der Heimkehr des zweiten Schiffes, wurden die Aktien mit 100 Thalern über den Nennwert von 500 gehandelt. Der König war in hohem Grade befriedigt und gewährte den Unternehmern neue Vergünstigungen; es sollten Thee und Porzellanwaren für den inländischen Absatz in den preußischen Provinzen nur von der Embdener Gesellschaft bezogen werden dürfen.

In seiner Provinz, berichtete schon nach der Rückkehr des ersten Schiffes der Kammerpräsident hocherfreut dem Könige, sei jetzt alles wohlauf, da die Stadt Emden durch den asiatischen Handel gleichsam ein neues Leben erhalte. Und der Magistrat von Emden selber sprach es 1756 aus, die Compagnie habe der Stadt, welche schon in den letzten Zügen gelegen, sehr genützt, das „innere und äußere Wesen der Stadt" sei von neuem belebt worden, die Fortdauer dieses Werkes sei für Emden von „unermeßlicher Importanz". Abgesehen von dem unmittelbaren Gewinn der an dem Unternehmen beteiligten Häuser verschafften die öffentlichen Versteigerungen der Stadt die Bedeutung eines Meßplatzes. Eine Flugschrift, deren Verfasser sich Philopatrius nannte, meinte, was Dänemark, was Schweden könne, das müsse auch Preußen gelingen, und mahnte an Vineta, an Lübecks Größe, an die Hansa; Emden könne dem baltischen Kaufmann werden, was einst Sluys, Brügge, Antwerpen den Hansen gewesen. Keine Frage, daß dieser Anlauf zum Wettbewerb mit den Fremden, den bisherigen Alleinbeherrschern des Weltmarktes, dem preußischen und deutschen Stolze schmeichelte und sich nationaler Sympathieen erfreute. Es wurde beachtet, daß einer der Kurfürsten des Reichs, Erzbischof Clemens August von Köln, bei der ersten Versteigerung zu Emden sich einfand und fleißig mitbot, und es war wohl mehr als eine wohldienerische Redensart, wenn die Frankfurter dem preußischen Residenten erklärten, daß sie ihre Aktien nicht aus bloßem Interesse, sondern aus Ergebenheit für den König von Preußen und zu Ehren Deutschlands genommen hätten. Die Chinesen, die vorher schon vieles von den Preußen gehört, hätten sich gefreut, diese Nation jetzt kennen zu lernen — so rühmten es die Seeleute, die als die ersten den preußischen Adler den asiatischen Gestaden gezeigt hatten. Auch patriotische Dichter ließen sich zum Preise dieser neuen überseeischen Politik vernehmen. Der Regierungspräsident von Derschau, ein soeben nach Aurich versetzter Ostpreuße, besang den Tag, „da sich der preußische Staat mit Thetis vermählt", und einer der Führer des deutschen Parnasses, der Braunschweiger Friedrich Wilhelm Zachariä, ließ in seinen „Tageszeiten" den eindringlichen Weckruf an das nationale Gefühl ertönen:

An der Börse drängt sich die Welt zusammen. Der Kaufmann
Aus dem weitesten Indien, von den bengalischen Ufern,
Aus dem pelzreichen Norden, der kaffeereichen Levante,
Jeder bringt seinen Reichtum hieher; und stolz sieht der Brite,
Wie der Bataver, alles in seinen Ozean fließen . . .
Und wird immer der Deutsche, von Vorurteilen geblendet,
An bequemen Küsten des Weltmeers sorgenlos schlummern?
Für zu klein es halten, dem Meere Gesetze zu geben,
Und aus eigenen Magazinen die Waren zu nehmen,
Die wir vom Holländer borgen, den unser Silber bereichert?
Aber sieh! durch ferne Meere ziehn preußische Flaggen,
Kehren beladen zurück mit allen Schätzen der Handlung,
Und wehn zu der Ehre der Deutschen in jauchzenden Häfen.

Das Beispiel der asiatischen Compagnie weckte schnell Nachahmung. Aber in dem Schotten Harris, der von seinem Landsmann, dem Feldmarschall Keith,

warm empfohlen, 1753 zu Emden an die Spitze einer „Bengalischen Compagnie“ trat, hatte sich doch wieder einer der unruhigen und planlosen Abenteurer herangedrängt, die König Friedrich von sich fern halten wollte. Die neue Gesellschaft gewann keine feste Grundlage, und als sie nach mancherlei verunglückten Anläufen Ende 1754 ihr erstes Schiff nach Bengalen auslaufen ließ, wurde, um das Mißgeschick voll zu machen, die Führung ungetreuen Händen anvertraut.

Niemand war weiter davon entfernt, diese ersten Gehversuche preußischer Welthandelspolitik zu überschätzen, als König Friedrich selbst. Er bezeichnet die Emdener Gründung, die er in möglichst engen Zusammenhang mit dem Stettiner Handel zu bringen wünschte, als ein Projekt, das, wenn es sich verwirkliche, sehr bedeutend werden könne: „ich werde es niemals vollendet sehen, aber die Nachwelt kann es erleben, wenn sie den Plan weiter verfolgt und sich der geeigneten Mittel für die Ausführung bedient.“ Nichts sollte überstürzt werden. Lenz empfahl, die Gründung einer preußischen Versicherungsgesellschaft für Seeschiffe zu veranlassen, auf daß nicht alljährlich ausländischen Anstalten ein starker Tribut gezahlt werden müsse; der König antwortete, daß es dazu noch zu zeitig sei. Die Emdener forderten ihn auf, sich zur See „formidabel zu machen“, und der große französische Seeheld Labourdonnais, in seinem Vaterlande mit Undank gelohnt, legte 1751 den Plan zur Ausrüstung einer preußischen Kriegsflotte vor, als deren Admiral er sich anbot. Friedrich erklärte, das würde ihn zu weit führen; er wolle nicht zu viel auf einmal beginnen, denn nichts sei wahrer als das Sprüchwort: qui trop embrasse, mal étreint. Die nähere Begründung gibt im folgenden Jahre das politische Testament: Bis jetzt seien die Hülfsquellen des Staates kaum ausreichend, das Heer zu unterhalten und das Notwendigste für den Krieg im Schatz niederzulegen; es würde zur Zeit ein großer politischer Fehler sein, wenn man daran denken wollte, die militärischen Kräfte zu zersplittern. Preußens eigentlicher Feind, Oesterreich, habe nur Landtruppen; Rußland verfüge allerdings über eine Flotte, aber da die preußischen Küsten zu Landungen für sie ungeeignet seien, so könne sie nichts weiter ausrichten, als in dem neutralen Danziger Hafen Truppen ans Land setzen, um die Verbindung zwischen Preußen und Pommern zu stören.

Die Oesterreicher und die Russen — über der eifrigen Arbeit inmitten seiner jungen Anlagen verlor der achtsame Pflanzer nie die haßerfüllten Feinde hinter seinem Zaun aus dem Auge, angriffsgewärtig und kampfbereit. Noch schoben sich die Wolkenschatten nur in flüchtigen Streifen zwischen die lichten Fruchtgefilde des Friedens; schon aber ballte sich das Unwetter finsterer zusammen, zu grauenvollen, schier unaufhörlichen Entladungen.

Fünftes Buch.

Ausgang der Friedenszeit.

Erster Abschnitt.

Friede von Aachen und Kriegsrüstung von 1749.

Glücklich die, schreibt König Friedrich 1754 an einen seiner Gesandten, dem er den Austritt aus dem diplomatischen Dienste gestattet, „glücklich die, welche in einem gewissen Alter sich von den Geschäften zurückziehen können, und mir persönlich erscheint dieses Glück um so höher, je mehr ich fürchte, es niemals zu genießen. Entwürfe, Sorgen und Hemmnisse, das ist das Ganze, was menschliche Größe bietet. Wenn man ein paarmal in diese Zauberlaterne geschaut hat, so hat man genug zum Ueberdruß, aber wehe dem Savoyarden, der sie zu tragen hat! Alle unsre Mühen bezwecken oft nur, Menschen glücklich zu machen, die es nicht sein wollen, und das ungewisse Los der Zukunft zu regeln, die alle unsre Entwürfe umstößt."

Eine schwermütige Klage am Vorabend eines Sturmes, der die alte Wahrheit von der Unzulänglichkeit aller Vorsicht und alles Vorbauens in grausamer Weise neu erhärten sollte. Das Ergebnis der Friedenspolitik eines Jahrzehnts war ein Krieg von fast gleicher Dauer. Die diplomatische Arbeit der zehn Friedensjahre, für die das nulla dies sine linea im eigentlichen Sinne galt, war vergebens gethan. Alle die Mühen und Sorgen, deren der tapfer ausharrende Mann für den Frieden und die Sicherheit seines Staates sich nicht hatte dauern lassen, der schwergeprüfte Greis gedachte ihrer nachmals nur mit eisiger Verächtlichkeit und bezeichnete seine Politik vor dem großen Kriege in ihrer schließlichen Erfolglosigkeit als einen der Geschichtsschreibung unwürdigen Gegenstand, da politische Intriguen, wenn sie zu nichts führten, keinen höheren Anspruch auf Beachtung hätten, als die kleinen Reibereien in der Gesellschaft. Er ließ in der Geschichte seiner Zeit, die er für die Nachwelt aufzeichnete, ein leeres Blatt. Und so ist die preußische Politik jener Jahre lange unbeachtet, unbekannt geblieben. Sind doch überhaupt die Zeitgenossen geneigt gewesen, Friedrichs Bedeutung und Bethätigung als Diplomat zu unterschätzen und ihre Meinung dahin abzugeben, daß er sich „zu einem Staats- und Kabinetsminister nicht geschickt habe". Das Gewerbe des Diplomaten mag in dieser Beziehung

undankbar erscheinen. Er arbeitet unsichtbar, sein Platz auf der Weltbühne ist meist hinter den Koulissen. Die großen Staatsaktionen der Kongresse und Friedensschlüsse, die seinen Namen vorzugsweise bekannt machen, folgen sich vereinzelt in weiten Zwischenräumen, und in den entscheidendsten Augenblicken des Völkerlebens wird sein Anteil an den Ereignissen leicht von dem blendenden Siegesglanze des Feldherrn verdunkelt. Will es aber das Glück, daß auch ihm ein Haupttreffer an Preis und Ehren zum Lose fällt, so wird der gewonnene Ruhm gar leicht veralten. Nur zu leicht wird vergessen, daß nach den Friedensschlüssen, nach den äußerlich sichtbaren Erfolgen für den Diplomaten eine neue, vielleicht mühevollere Arbeit beginnt, daß es oft schwerer ist, Erfolge zu behaupten, als zu gewinnen, daß der Friede nicht bloß gemacht, sondern auch erhalten werden will, und daß, wenn der Krieger von der Walstatt in die Friedensquartiere heimkehrt, die Diplomatie ohne Ablösung alle Zeit im Feldbienst und auf Beiwacht bleiben muß.

Feinde ringsum — der Eroberer von Schlesien war den einen, den Besiegten und ihrem Anhang, auf das Aeußerste verhaßt, den anderen wenigstens mißliebig. Insgemein galt er in der politischen Welt als unbeständig, ruhelos, unzuverlässig, unberechenbar. Die immer von Neuem auftauchenden Gerüchte von kriegerischen Anschlägen Preußens, die Lärmartikel der auswärtigen Zeitungen, welche die preußischen Truppen bald nach Böhmen, bald an die Maas und bald wieder nach Polen marschieren ließen, gingen zwar nachweisbar zumeist auf die Ausstreuungen der Parteien, der für und wider interessierten Höfe zurück; daß aber diese Fabeln immer von Neuem gläubige Leser fanden, war doch das Symptom weitverbreiteten, tiefgewurzelten Mißtrauens. Die Beweise der Mäßigung und Friedfertigkeit, die der Sieger zu Ausgang des letzten Krieges abgelegt, hatten noch nicht jedermann zu überzeugen vermocht.

„Ich sehe in der Politik alle Tage," schreibt Friedrich zu Beginn des zweiten Friedensjahres (7. Februar 1747), „daß man sich in der Aneignung gewisser Lieblingsvorurteile gefällt, und daß es große Mühe kostet, sie auszurotten. Man verirrt sich methodisch von Voraussetzung zu Voraussetzung; die Schlußfolgerungen sind richtig, aber man täuscht sich oft in den Vordersätzen. In Wien hält man mich für den unversöhnlichen Feind des Hauses Oesterreich, in London für unruhiger, ehrgeiziger und reicher als ich bin, Bestushew setzt voraus, daß ich rachsüchtig sei, in Versailles denkt man, daß ich meine wahren Interessen verschlafe: sie täuschen sich alle, aber ärgerlich bleibt, daß diese irrigen Annahmen zu üblen Folgen führen können, und hier müssen wir mit unsern Bemühungen einsetzen, um diese Folgen abzuwehren und dem voreingenommenen Europa eine richtigere Meinung beizubringen."

So lange zwischen den alten großen Mächten der Krieg, aus dem er selbst sich nach der Einnahme von Dresden zurückgezogen hatte, noch andauerte, gelang es ihm, trotz der Schwierigkeiten seiner Lage, seine Zuschauerrolle streng durchzuführen. Die beruhigte Stimmung, in die ihn beim Ausgang des Feldzugs von 1746 Englands Bürgschaft für Schlesien und zugleich der Sieg der Franzosen bei Rocoux versetzt hatten, hielt vorerst bei ihm an. „Ich preise unaufhörlich meine gegenwärtige Lage," so bekennt er im Sommer 1747, „in

der ich die Wetter toben höre und den Blitz die festesten Eichen zersplittern sehe, ohne daß mich das rührte. Glücklich, wer verständig genug ist, sich stille zu halten, und wem die Erfahrung Mäßigung lehrt. Auf die Dauer ist der Ehrgeiz eine Tugend für Narren, ein Führer, der in die Irre leitet und uns in einen von Blumen verhüllten Abgrund stürzt."

Seine Politik zwischen den beiden großen, mit einander ringenden Vormächten wird einfach und scharf bezeichnet durch die Erklärungen, die er fast gleichzeitig, im Februar 1747, nach Versailles und nach London richtete. Er ließ den Franzosen sagen, die ihn immer von Neuem zum Wiedereintritt in den Krieg drängten, daß er nicht so leichtsinnig sein werde, sich ein gewisses und gegenwärtiges Uebel auf den Hals zu ziehen, um ein anderes, das noch in ungewisser Zukunft liege, zu vermeiden; er müsse, so lange dieser Krieg noch währe, Rücksichten auf die gegen Frankreich verbündeten Mächte nehmen, um beim allgemeinen Frieden von allen abschließenden Teilen die Bürgschaft für Schlesien zu erhalten, ohne die sein Besitz nicht gesichert sein werde. Ganz ebenso offen aber bedeutete er die Engländer, er habe keine Veranlassung, sich mit Frankreich zu überwerfen; vielmehr müsse er Rücksichten gegen diese Macht üben, auf daß sie nicht versteckt ein Abkommen auf seine Kosten mit der Königin von Ungarn schließe — kurz, damit sie ihm beim allgemeinen Frieden für den Besitz von Schlesien Gewähr leiste.

Was ihm diesmal wesentlich erleichterte, in der Neutralität zu verharren, war das Gleichgewicht der militärischen Kräfte, das sich in den letzten Jahren des österreichischen Erbfolgekrieges erhielt. Die Partei, auf deren Seite Preußen gefochten hatte, hielt sich im Kampfe jetzt ungleich wackerer, als in den Zeiten von Linz und Dettingen. Ein deutscher Heerführer stellte das Ansehen der französischen Waffen wieder her; selbst die nur störende Anwesenheit Ludwigs XV. im Lager konnte den Marschall von Sachsen, nach einer beißenden Bemerkung des Königs von Preußen, nicht verhindern, seine Uebermacht im Felde zu behaupten. Den Ausgang der Schlacht von Lafeld begrüßte Friedrich im Juli 1747 nicht minder freudig als im vorangegangenen Herbst den Tag von Rocoux. Er nahm den Sieger gegen die Splitterrichterei der Neider überzeugt in Schutz und stellte der Kriegskunst der Besiegten ein wenig schmeichelhaftes Zeugnis aus. Nun fiel zwar nicht die Festung Mastricht, auf die Moritz es zunächst abgesehen hatte, wohl aber das für uneinnehmbar gehaltene Bergen op Zoom, der Schlüssel der Schelde, das stärkste Bollwerk der Republik Holland. Dagegen scheiterten die Franzosen, von den Spaniern unzureichend unterstützt, mit dem Versuche, ihre Waffen durch die Alpenpässe wieder in die Po-Ebene zu tragen. Und zur See erhärtete der Sieg von Finisterre aufs Neue die Ueberlegenheit Englands; man sprach in Versailles von dem letzten Todesseufzer der unglücklichen französischen Marine und gab den gesamten Kolonialbesitz verloren; selbst die Eroberung von Madras durch Labourdonnais bot für die Einbußen in Nordamerika nur geringen Ersatz.

Nach den gewaltigen neuen Rüstungen hüben und drüben schien es, als wollten die Großmächte im Jahre 1748 ihren Kampf hitziger denn je fortsetzen. Die Franzosen hatten jetzt die Hoffnung, Preußen zu sich herüber zu

ziehen, wohl bereits aufgegeben. Marquis Valory, der noch den Berliner Gesandtschaftsposten inne hatte, wurde im Herbst 1747 aus Versailles zum Zeugen dafür angerufen, daß der preußische König, wenn er nur wolle, in diesem Augenblick ohne große Unkosten eine glänzende Rolle spielen könne. Nichts sei einleuchtender, antwortete Valory. Aber ihm wolle scheinen, daß dieser Fürst seinen Bedarf an Ruhm hinreichend gedeckt zu haben glaube, um nun im einfachsten Gleis sich ganz dem Nützlichen zu widmen und seine Eroberungen dauerhaft zu befestigen. Der Gesandte erklärte, daß er seinerseits daran zu verzweifeln beginne, den König anders als auf diplomatischem Wege vorgehen zu sehen. Aus Paris freilich berichtete der preußische Vertreter noch im Februar 1748 über die Anschauungen der leitenden Kreise, daß die Leute hier sich noch immer einbildeten, der König von Preußen werde ihnen schließlich aus der Verlegenheit helfen.

Da beunruhigte es sie denn nicht wenig, daß eben jetzt England vor ihren sichtbaren Augen einen neuen herzhaften Anlauf nahm, Preußen für sich zu gewinnen. Seit dem Herbst 1744, seit der Versetzung Lord Hyndfords nach Rußland, hatte Georg II. keinen Gesandten in Berlin unterhalten; nur vorübergehend war gelegentlich Sir Thomas Villiers, der Vermittler bei den Friedensverhandlungen von 1745, aus Dresden in Berlin erschienen. Jetzt, nach den Mißerfolgen des letzten Feldzugs, schien es der Mühe wert, wieder einen Vertreter bei dem Könige von Preußen zu beglaubigen. Sir Henry Legge, auf den die Wahl fiel, sollte vor allem erkunden, ob sich der König bereit finden möchte, mit England und dessen Verbündeten gemeinsame Sache im Kampfe gegen Frankreich zu machen, sollte ihn an das Beispiel des Urgroßvaters mahnen, der 1672 der Republik Holland in ähnlicher Bedrängnis beigesprungen war, und ihn als Retter des protestantischen Glaubens und der europäischen Freiheit, als Vorkämpfer gegen die Gefahr der bourbonischen Universalmonarchie aufrufen. Der Unterhändler, ein junger, ungeschulter, aber von hohem Selbstvertrauen getragener Diplomat, kam mit dem brennenden Verlangen, seine Sendung durch einen Erfolg, ein Ergebnis irgend welcher Art, zu bezeichnen. Wenig bekümmert um das ihm Aufgetragene, sprach er von Preußens Beteiligung am Kriege, die er betreiben sollte, nur ganz beiläufig, und erweckte vielmehr in dem preußischen Herrscher die irrige Vorstellung, als böte England ein Verteidigungsbündnis für die Zeit, da der Friede geschlossen sein werde. König Friedrich knüpfte an das Erscheinen des Briten lebhafte Hoffnungen. Schon als dieser ihm nur angemeldet war, schrieb er seinem Gesandten in Wien, das beste Hülfsmittel gegen den bösen Willen der Oesterreicher sehe er, nächst seiner starken und stetigen Kriegsbereitschaft, in einem guten Einvernehmen mit den Seemächten. Und als dann Legge seine ersten, anscheinend so verheißungsvollen Eröffnungen machte, äußerte Friedrich auch in bezug auf seinen zweiten Feind, so lange er mit England auf gutem Fuße stehe, habe er von Rußland nichts zu fürchten. Wußte er doch, daß Rußland englische Hülfsgelder bezog und somit in seinen militärischen Bewegungen von England abhängig war.

Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben. Am 30. April 1748 wurden zu Aachen durch einen Sondervertrag zwischen Frankreich und den Seemächten

die Grundlagen des künftigen Friedens festgestellt. England verhieß, seine Eroberungen im amerikanischen Siedellande herauszugeben; Frankreich, der Kaiserin Maria Theresia das ihr entrissene Belgien zurückzuerstatten, falls sie dem Frieden beitreten und in Italien Parma und Piacenza dem Infanten Don Philipp, Ludwigs XV. Schwiegersohn, einräumen, sowie auf die 1743 dem Könige von Sardinien vorläufig überlassenen Gebiete endgültig verzichten würde. Auch die Anerkennung des preußischen Besitzes von Schlesien war in diesem Vorfrieden ausgesprochen. Denn weder Frankreich noch England hätten geglaubt, dem von rechts und links umworbenen Preußenkönige diese Gunst ohne eigene Gefahr versagen zu dürfen.

Ein weiteres aber ihm zu gewähren, schien jetzt nicht mehr erforderlich.

England hatte das preußische Bündnis für den Krieg gesucht. Im Frieden war Preußen ihm entbehrlich. Wohl gab es dort zu Lande einige Politiker, die, vor die Wahl zwischen Oesterreich und Preußen gestellt, der jüngeren Macht als der offenbar kriegstüchtigeren den Vorzug gegeben haben würden; und selbst der erste Lord des Schatzes, Pelham, neigte dieser Anschauung zu. Sein Bruder dagegen, der Herzog von Newcastle, wies den Gedanken, das österreichische Bündnis mit dem preußischen zu vertauschen, weit von sich, und vollends König Georg, nach wie vor durch den welfischen, grenznachbarlichen Gegensatz gegen die brandenburgische Macht bestimmt, zeigte sich überhaupt gegen jede Verbindung mit ihr mißtrauisch. So ward Legge im Juli 1748 nach Hannover beschieden, wo der König und Newcastle soeben zu längerem Besuch eingetroffen waren, und wegen seines „hübschen Planes“ derb gescholten. Georg nannte ihn einen Narren und sprach sein Mißvergnügen aus, daß dieser Mensch mit einem diplomatischen Auftrag betraut worden sei, nur weil er eine Rede im Unterhause zu halten verstehe; und Newcastle erklärte, jeder Sondervertrag mit Preußen werde das ganze politische System von Europa umstürzen, und den Briten werde der Trost bleiben, sich im Bündnis mit Preußen zu sehen, die Kaiserin aber und die Zarin beleidigt zu haben. Doch stellte er dem König von Preußen großmütig anheim, sich dem zwischen England und Oesterreich bestehenden Bündnis anzugliedern. Da erklärte wieder Friedrich ohne weiteres, so wenig Feuer und Wasser mit einander bestehen könnten, so wenig sei für Preußen und Oesterreich in dem nämlichen Bunde Platz; die einzige Verpflichtung, die er in Ansehung des Wiener Hofs gegen England eingehen könne, sei das Versprechen, die Oesterreicher, so lange sie selbst Frieden halten wollten, nicht anzugreifen.

Der völlige Mißerfolg dieses Annäherungsversuches zwischen Preußen und England ließ endlich, wie es zu geschehen pflegt, auf beiden Seiten nur um so schärfere Gereiztheit zurück.

Wären nur damit die guten Beziehungen zu Frankreich gerettet gewesen. Nach dem Abschluß des Vorfriedens war Valory in Berlin untröstlich, daß der König von Preußen die erste Nachricht durch die Engländer und nicht durch ihn erhalten habe. Aber der Minister Puysieulx beruhigte den Gesandten durch die kühle Betrachtung: „Wir bekümmern uns nicht darüber, daß die Engländer sich bei dem Könige von Preußen ein Verdienst daraus machen, zur Erfüllung seiner

Wünsche beigetragen zu haben, und da die von ihnen wahrgenommene Neigung dieses Fürsten zur Begründung eines engen Einvernehmens mit dem Könige von England für uns nichts Beunruhigendes haben kann, so werden wir es mit Vergnügen sehen, wenn sie sich für die Behandlung ihrer gemeinsamen Interessen über gleiche Gesichtspunkte verständigen können.“ So lange freilich in Aachen das Friedensgebäude noch nicht unter Dach und Fach gebracht war — und die Verhandlungen der im Namen Europas versammelten Diplomaten schleppten sich durch den ganzen Sommer und einen guten Teil des Herbstes hin — mußte der französische Hof die Mißstimmung gegen Preußen, wie schon während der ganzen letzten Jahre, noch zurückhalten. Es war die letzte Nachwirkung dieses eigentümlichen Wetteifers gezwungener Rücksichtnahme auf Preußen, wenn Frankreich und England allen Anstrengungen der österreichischen Diplomatie zum Trotz die europäische Bürgschaft für Schlesien aus dem Vorfrieden in die Urkunde des endgültigen Vergleichs hinübernahmen.

Am 18. Oktober 1748 wurde von den Vertretern Frankreichs und der Seemächte diese Friedensurkunde vollzogen, in den nächsten Tagen gaben die Bevollmächtigten aller übrigen bis zuletzt am Kriege beteiligten Staaten ihre Unterschriften. Und nun offenbarte sich sofort, daß von Preußen die politische Stärke wich, die es seit den Anfängen Friedrichs II. darin gefunden hatte, Frankreich gegen England und England gegen Frankreich unentbehrlich zu sein. Der Friede sei das unvorteilhafteste Ereignis, das Preußen hätte treffen können, urteilte sehr richtig des Königs Schwester, die Kronprinzessin von Schweden. Französische Staatsmänner äußerten bitter, daß die Teilnehmer am Krieg samt und sonders nur gekämpft hätten, um den König von Preußen groß zu machen. Auch d'Argenson, der in Ungnaden entlassene Staatssekretär des Auswärtigen, gab diese Thatsache zu: Ein einzelner Reichsfürst habe sich gegen die stolze Macht des neuen Hauses Oesterreich zu erheben gewagt und habe großartigeres erreicht, als seit Maximilian I. je gegen Habsburg geleistet sei. Nur daß d'Argensons Nutzanwendung, Frankreich dürfe deshalb niemals schwanken, diesen nützlichen Bundesgenossen zu halten, von den nunmehrigen Leitern der französischen Politik keineswegs geteilt wurde. Schon zu Aachen während des Kongresses hatte Frankreichs erster Bevollmächtigter, Graf St. Severin, in den wegwerfendsten Ausdrücken von dem preußischen Könige gesprochen. In Frankreich betrachte man diesen Filigrankönig gar nicht als eine Macht. Fünf Schlachten habe er gewonnen: hätte er eine verloren, so würde nicht mehr die Rede von ihm sein; seine Politik sei falsch, er sei mit einem Worte ein Fripon. Als er Frankreichs Sache verlassen habe, da seien viele Leute beunruhigt gewesen, aber die Klügsten und Umsichtigsten hätten geurteilt, das sei bei Licht betrachtet durchaus nicht das Schlimmste; denn die Rolle, die er gespielt habe, werde ihn um das Vertrauen der Gegenpartei bringen, und dieser Mißkredit werde ihn das Schwergewicht verlieren lassen, das er sonst in der Wagschale darzustellen vermöchte. Jetzt, nach Hause zurückgekehrt und als Staatsminister in den vertrauten Rat des Königs von Frankreich berufen, gefiel sich St. Severin gegenüber dem preußischen Gesandten in berechneter, sehr deutlicher Zurückhaltung. Als ihn der alte Baron Chambrier, mit dem er seit zwanzig Jahren bekannt war, beim

Wiedersehen begrüßte, bat St. Severin, es ihm nicht übel zu nehmen, wenn sie sich beide, unbeschadet ihren alten Beziehungen und freundschaftlichen Gesinnungen, in Zukunft nicht mehr besuchen würden; denn bei den großen Rücksichten, die er zu nehmen habe, müsse er es vermeiden, daß seine Gegner, um ihm einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen, diese einseitigen Beziehungen falsch auslegten, da es doch nicht thunlich sei, mit sämtlichen Mitgliedern der diplomatischen Vertretungen ähnlichen Verkehr anzuknüpfen. Diese kleine Anekdote, so berichtete Chambrier seinem Gebieter, sei geeignet, über das gegenwärtige politische System Frankreichs Licht zu verbreiten. Offenbar wünsche St. Severin das durch ihn zu Aachen begründete Einvernehmen mit England durch nichts getrübt zu sehen. Das französische und das englische Ministerium seien beide der Meinung, daß, wenn sie sich aufrichtig verständigten, niemand den Frieden in Europa zu stören vermöge.

König Friedrich verhehlte sich die Gefahren seiner isolierten Stellung keinen Augenblick. Er übersandte den aus Paris eingelaufenen Bericht sofort — es war am letzten Tage des Friedensjahres 1748 — seinem Gesandten in London, auf daß dieser sich danach „wie nach einem Kompaß" richten möge. Nach seinem alten Grundsatze, daß man bei widrigem Winde die Segel einziehen müsse, gewann er es über sich, die Maßregeln gegen das englische Kabinet aufzuschieben, zu denen er sich im Interesse seiner seit 1744 durch englische Kaper geschädigten seefahrenden Unterthanen entschlossen hatte. So hielt er es denn auch für geboten, jede Herausforderung der Russen und ihrer österreichischen Bundesgenossen sorgfältig zu vermeiden.

Um so mehr mußte es ihn beunruhigen, daß gerade jetzt die beiden Kaiserhöfe sich wie zu einer großen Angriffsbewegung zu rühren begannen. Mit England von neuem gespannt, von Frankreich geflissentlich vernachlässigt — wo durfte er, wenn er jetzt angegriffen wurde, auf Hülfe rechnen? Einige Zeit nach dem Dresdener Vertrage hatte er einmal die Vermutung ausgesprochen, daß der allgemeine Friede seinen Feinden das Lärmzeichen für den Ausbruch ihrer Wut geben werde. Es schien, als ob seine Voraussagung sich erfüllen wollte.

Noch vor wenigen Jahren hatten alle Berechnungen der nordischen Politik Preußens ganz persönlich an die Kaiserin Elisabeth angeknüpft. In ihr sah der König damals die Fortdauer des preußisch-russischen Einvernehmens verkörpert und verbürgt; von einem Anschlage gegen Elisabeths Thron und Leben hätte er die Interessen seines eigenen Staats unmittelbar mitbetroffen geglaubt. Oft genug hatte er ihr drum nach der Entdeckung jener Palastumtriebe von 1743 den hartherzigen Rat erteilt, den jungen Iwan, ihren gestürzten Vorgänger, an einem unbekannten Orte Sibiriens für jedermann zu verbergen.

Friedrich hat nachher als den Hauptfehler seines Gesandten Mardefeld die falsche Annahme bezeichnet, daß alles gut gehen werde, wenn die Kaiserin und ihre Günstlinge gewonnen seien. Die Vertreter anderer Mächte hätten diese persönliche Umgebung Elisabeths vernachlässigt und sich vielmehr an den Minister, an Bestushew angeschlossen. Dadurch hätten sie ihr Spiel gegen Mardefeld

gewonnen. In den entgegengesetzten Fehler verfiel die preußische Politik, wenn der König jetzt je länger je mehr annahm, das ihm feindliche System des russischen Hofes stehe und falle mit Bestushew. Denn bereits hatte der Kanzler die Zarin völlig umgestimmt.

„Die Kaiserin," schrieb im Herbst 1748 Mardefelds Nachfolger, Graf Finckenstein, „hatte die größten Verpflichtungen gegen Frankreich, und der Kanzler hat das Mittel gefunden, sie ihrer vergessen zu lassen. Sie empfand Achtung und Freundschaft für den König von Preußen, und der Kanzler hat es verstanden, ihr Kälte und Mißtrauen einzuflößen. Sie wollte den Schweden wohl und liebte den schwedischen Kronprinzen, und der Kanzler hat es fertig gebracht, daß sich diese Gesinnungen in Haß und Entrüstung gewandelt haben. Sie verabscheute den Hof zu Wien, und der Kanzler ist zu seinem Ziel gelangt, sie völlig österreichisch zu machen. Sie schauderte bei dem Worte Mietlingsstaat, und es ist jenem nichtsdestoweniger gelungen, sie soweit zu bringen, daß sie Soldspenden von England und Holland angenommen hat. Sie wollte dem Haus Holstein wohl und haßte den dänischen Hof, und der Kanzler hat die Kunst besessen, alle diese Empfindungen in ihr Gegenteil zu verwandeln und nach seinem Sinne zu kehren."

Die Tochter Peters des Großen war von der Natur freigebig ausgestattet. Eine majestätische Erscheinung, die alle Damen des Hofes verdunkelte, eine graziöse Erscheinung bei aller Körperfülle, in der Unterhaltung warm und lebhaft, galt Elisabeth selbst einem wenig wohlwollenden Beobachter wie Finckenstein als die Persönlichkeit im ganzen Reiche, die am meisten Artigkeit und Weltgewandtheit besitze. Auch durfte niemand sie einsichtlos und geistig unbedeutend nennen. Sie habe, urteilte man, eine eigene, bei Frauen ziemlich häufige Art von Esprit: eindringenden Verstand, lebhafte Einbildungskraft, aber wenig Tiefe. Was aber vor allem ihr fehlte, war nicht bloß jede Initiative des Entschlusses, sondern, wie es schien, überhaupt die Fähigkeit zur Entschließung. Eine der Naturen, die geleitet und geschoben werden wollen, um sich dann in der Richtung des einmal erhaltenen Antriebes gleichsam maschinenmäßig fortzubewegen, haßte die seit lange in ein sybaritisches Leben Versunkene alles, was sie irgendwie stören konnte, was auch nur die kleinste Anspannung des Willens von ihr forderte, ihrer beschaulichen Bequemlichkeit die kleinste Bemühung zumutete. „Es ist ein sehr schweres Unternehmen," meinte ein englischer Diplomat, „die Kaiserin zu einem Beschlusse zu bringen, und ein sehr leichtes, die Beschlußfassung zu verhindern; jenes kann kaum das ganze Ministerium, dieses aber das unbedeutendste Mitglied zu stande bringen".

So hatte Bestushew in den Anfängen dieser Regierung zwar vieles zu verhindern vermocht, seine kriegerischen Anträge aber immer abgelehnt gesehen. Nun beobachtete man es als eine charakteristische Eigenschaft der Zarin, daß nichts ihre Aufmerksamkeit dauernd in Anspruch nehme, was nicht irgend eine Beziehung auf ihre Persönlichkeit habe; dem Könige von Preußen wurde seiner Zeit nachgesagt, daß er diese Schwäche trefflich auszunützen verstehe. Bestushew wählte dieselbe Taktik. Er hielt nach Bundesgenossen in der unmittelbaren Nähe Elisabeths Umschau, und wer hätte ihm wirksamere Dienste leisten können, als

Graf Alexei Rasumowski, der schöne Bauernsohn, den die Zarentochter als junge Prinzessin in seiner ukrainischen Verborgenheit entdeckt, an ihren Hof gezogen, mit Auszeichnungen überschüttet, zu ihrem Günstling erkoren und endlich, nicht lange nach ihrer Erhebung auf den Thron, in einem heimlichen Ehebunde zu ihrem Gatten gemacht hatte? „Die Natur, die alle körperlichen Vorzüge auf ihn gehäuft, welche einem Herkules von Cythera not sind, versagte ihm die Gaben des Geistes," so spottete, nicht ohne Grund, der böse Mardefeld über Rasumowski; aber alles bei Hof huldigte dem „Kaiser der Nacht". Als der Kanzler 1747 für seinen Sohn Andrei Bestushew die Hand der Gräfin Awdotja erhielt, die als des Grafen Rasumowski Nichte galt und in Wahrheit seine und der Zarin Tochter war, da durfte sich die Familie Bestushew gegen alle Umtriebe ihrer Feinde als gefeit betrachten. „Jetzt ist unser Freund im Sattel," triumphierte Lord Hyndford, „die Zarin behandelt ihn schon mehr als ihren Schwager, denn als ihren Kanzler." Graf Woronzow, der Vizekanzler, der Bestushews Glück gemacht hatte, dann aber eine zeitlang geneigt gewesen war, um den entscheidenden politischen Einfluß mit seinem früheren Schützling in Wettstreit zu treten, gab jetzt das gefährliche Spiel klüglich auf; wer sonst den Kanzler zu stürzen versucht hatte, fiel seiner unbarmherzigen Rache zum Opfer. Vor allen jener Lestock, an dem seine Freunde beklagten, daß er sich in der einen berühmten Revolutionsnacht von 1741 an Mut und Thatkraft völlig erschöpft zu haben scheine. Er hatte die Gunst der Zarin längst verloren, während ihr doch ein Rest von Dankbarkeit oder Scham eine Weile noch verbot, ihren Wohlthäter seinen Todfeinden preiszugeben. Aber Ende 1748 gab sie dem Drängen des von Bestushew vorgeschobenen Rasumowski nach. Lestock wurde verhaftet, gefoltert, nach Sibirien geschickt. „Ich weiß im voraus, daß er nun und nimmermehr Euch etwas gestehen wird," sagte Elisabeth zu Apraxin und Alexei Schuwalow, als sie ihr berichteten, daß der Unglückliche den ersten Grad der Tortur unerschrocken ausgehalten habe. Erläuternd setzte sie mit empörender Offenherzigkeit hinzu: als sie in ihrer Unternehmung gegen den Thron ihres Vorgängers wankend geworden sei, habe sie Lestock gefragt, ob er im Falle einer Entdeckung sie unter der Knute nicht als Anstifterin nennen werde; da habe er ihr zugeschworen, eher wolle er sich alle Adern aus dem Leibe reißen lassen.

Graf Lestock war der letzte gewesen, der bei seiner Gebieterin den einst von ihr bewunderten Preußenkönig noch zu verteidigen gewagt. Jetzt hatten Bestushew und seine Helfershelfer für ihre Anklagen und Verdächtigungen völlig freie Bahn. Im Verbreiten herabsetzender Aeußerungen über die Zarin, die aus Potsdam stammen sollten, wetteiferten mit ein Paar aus der Dienerschaft Friedrichs II. in den russischen Hofdienst übernommenen Heiducken die österreichischen und englischen Diplomaten, die ihr Weg just über den Berliner Posten nach Rußland geführt hatte, vor allen Hyndford, von dem sein dänischer Kollege sagte, sein vornehmstes Ziel sei, den russischen Hof so viel als möglich gegen den preußischen aufzureizen. Obendrein hat Bestushew die Vertreter Rußlands im Ausland geradenwegs aufgefordert, ihre Berichte zu färben, möglichst viel des Nachteiligen über den König von Preußen zu verzeichnen, sein Thun und Lassen

im gefährlichsten Lichte darzustellen. Eine Zumutung, die Graf Keyserlingk als russischer Gesandter in Berlin mit dem nachdrücklichen Worte zurückgewiesen hat, er gedenke als Ehrenmann und treuer Diener seiner Kaiserin zu handeln, und niemand solle ihn dahin bringen, seine Berichte mit Lügen aufzuputzen und seinen Hof durch Erfindungen zu alarmieren. Ein andermal wählte deshalb der Kanzler für das gleiche Trugspiel einen Umweg. Es mußte auf seine Veranlassung der österreichische Gesandte Bernes in Moskau an seinen Berliner Kollegen Puebla das Ansinnen richten, dem dortigen russischen Vertreter durch die dritte Hand den Verdacht beizubringen, daß in Schweden Anschläge gegen die Person der Zarin vorbereitet würden, an denen der preußische Hof seinen Anteil habe. Puebla war vorsichtig genug, erst Weisungen von seiner Regierung einzuholen; dieser aber schien die Sache nicht geheuer, sie vermutete, und nicht mit Unrecht, den König von Preußen im Besitz des Schlüssels zu dieser verfänglichen Korrespondenz und befahl ihrem Gesandten eilends, sich auf nichts einzulassen.

In seinem finstren Bestreben, Mißtrauen und Haß zu säen, verstand nun Bestushew auch mit großer Findigkeit, allerhand Streitfragen auszugraben, untergeordnete Kleinigkeiten zu großen Staatsaktionen aufzubauschen und zum Ausgangspunkte ärgerlicher diplomatischer Auseinandersetzungen zu machen. Bald war er so weit vorgeschritten, daß er sich den Anschein geben durfte, als sei er es, der die Zwistigkeiten mit Preußen im innersten Herzen beklage, als weiche er nur der Gereiztheit der Kaiserin. „Aber wer nur ein wenig in die Karten geschaut hat,“ bemerkt ein unbeteiligter Berichterstatter, „der kann nicht zweifeln, daß der Kanzler nicht ungern sieht, wie die Gereiztheit mehr und mehr wächst.“ Er hatte sich in der Zarin allmählich die gelehrige Schülerin erzogen, die, von allen ehemaligen Zweifeln und Vorbehalten bekehrt, auf die Worte seiner großen, hochtrabenden Denkschriften über die wahren und bleibenden Aufgaben der russischen Politik gegen Preußen jetzt gläubig schwor.

Zwei Lehrsätze bewies ihr großer Staatsmann mit großem Aufwand von Dialektik ihr immer von neuem: daß Rußland durch das Anschwellen der preußischen Macht in seinen eigenen Grenzen bedroht werde, und daß ihm schon jetzt sein berechtigter Einfluß auf die benachbarten europäischen Staaten an Preußen verloren gehe. Freilich konnten sich selbst die Verbündeten Rußlands dem Argwohn nicht verschließen, daß Bestushews Furcht vor einem preußischen Angriff erheuchelt sei, daß die Hülfsgelder des Auslandes in Rußland nicht sowohl auf kriegerische Rüstungen verwendet würden, als für die üppige Hofhaltung und zu des Kanzlers persönlicher Bereicherung. Je mehr dieser in Rußlands geographischer Lage eine hinreichende Schutzwehr gegen feindlichen Anfall sah, um so bereiter war er allezeit zu Bündnissen und zu Koalitionskriegen gegen Preußen, die an Subsidien und Geschenken ausländisches Gold in die Staatskassen und die Privattaschen strömen ließen. Nicht einen preußischen Angriff, höchstens für sich persönlich die Rache des Königs von Preußen fürchtete Bestushew; er mußte sich sagen, daß einer Wiederannäherung zwischen den beiden Höfen der Stifter des eingetretenen Zwistes gar leicht zum Opfer fallen konnte; er wußte nur zu gut, wie Friedrich früher auf seinen Sturz hingearbeitet hatte.

Bestushews zweite Anklage aber ging von der Voraussetzung aus, daß Rußland den Anspruch erheben dürfe und es als eine politische Notwendigkeit zu betrachten habe, seinen Einfluß, wie bereits über Polen, so über den ganzen europäischen Norden zu erstrecken. Da mochte denn der Kanzler allerdings darüber klagen, daß Preußen in der durch die schlesischen Kriege gewonnenen Ausdehnung und Stärke Rußland aus dem ihm im Abendlande gebührenden Machtbereich zurückdränge. Im Frühjahr 1747 hatte nach einigen Schwankungen Schweden sein Subsidienverhältnis zu Frankreich erneuert und zugleich ein Verteidigungsbündnis mit Preußen geschlossen. Ursprünglich als Dreibund zwischen Schweden, Preußen und Rußland geplant, sollte jetzt, nach der feindlichen Umwandlung der preußisch-russischen Beziehungen, der Vertrag mit Preußen vielmehr dazu dienen, den Stockholmer Hof der Abhängigkeit von Rußland zu entziehen, in der er bis zum Ausgang der dreißiger Jahre gestanden hatte und unter die er mit dem Frieden von Abo zurückgekehrt war.

Der Vertrag war das Werk der alten Parteigänger Frankreichs, der Hüte, die im Laufe des letzten Reichstags, anfänglich von den russisch gesinnten Mützen geschlagen, die Mehrheit zurückgewonnen hatten. Begünstigte der alte König Friedrich die Mützen, so hielt zu den Hüten der „junge Hof", der unbedeutende Erbprinz Adolf Friedrich und seine ihn ganz beherrschende preußische Gemahlin Luise Ulrike, die ihrem königlichen Bruder nicht bloß von Gesicht, sondern auch an Geist und Energie glich. Es war das Ziel ihres glühenden Ehrgeizes, der schwedischen Krone, die ihr Gatte und ihr junger Sohn einst tragen sollten, den alten Glanz wieder zu geben und der nach Karls XII. Tode begründeten Adelsherrschaft ein Ende zu machen. Die Führer der Hüte waren nicht abgeneigt, Ulrikens Politik zu unterstützen, vor allen der glänzende Graf Tessin, 1744 der Obmann der zur Einholung der Prinzessin-Braut nach Berlin abgeordneten Botschaft. Vorbereitungen wurden getroffen, um beim Tode des jüngst durch einen Schlagfluß gelähmten Königs die Verfassungsänderung im monarchischen Sinne durchzuführen. „Der Mineur ist bei der Arbeit," schrieb die Kronprinzessin im Sommer 1748 dem König von Preußen, „mit aller Aussicht auf Erfolg."

Bestushew war von diesen Planen im allgemeinen unterrichtet. Er beschloß ihnen zuvorzukommen und an dem jungen Hof ein furchtbares Strafgericht zu vollstrecken. Die Wahl zum Thronfolger wie die Hand der Gattin verdankte Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp der russischen Empfehlung: verdiente nicht dieser Undankbare in das Nichts, aus dem die Zarin ihn hervorgezogen hatte, zurückgestoßen zu werden? Der Erbprinz von Hessen-Kassel, Neffe des regierenden Königs von Schweden und Schwiegersohn des Königs von England, wurde von Bestushew ausersehen, an die Stelle des Gottorpers zu treten. Den Rechtsgrund für diese gewaltsame Umwälzung sollte eine Klausel des Nystader Friedens liefern, die nach russischer Auffassung Rußland zum Wächter über den Bestand der schwedischen Verfassung machte.

Ende Juni 1748 entwickelte Bestushew seinen Plan den Vertretern von Oesterreich, England und Dänemark. Noch bei Lebzeiten des alten Königs, „ohne vieles Warnen", „in der Geschwindigkeit", wollte Rußland die Schweden mit Krieg überziehen; Oesterreich, England-Hannover, Dänemark, auch Sachsen

und Hessen-Kassel sollten sich beteiligen; Dänemark würde den Reigen zu eröffnen, „das Eis zu brechen" haben. Auf Englands Mitwirkung rechnete der russische Kanzler um so mehr, als das Jahr zuvor Lord Chesterfield, der inzwischen zurückgetretene Staatssekretär, wiederholt dringend empfohlen hatte, durch den Einmarsch russischer Truppen in Finnland einen Druck auf die Stockholmer Reichstagsverhandlungen auszuüben. Den Wiener Hof aber hoffte Bestuschew mit dem Hinweis auf die günstige Gelegenheit zur Wiedererwerbung von Schlesien zu gewinnen. Konnte als sicher angenommen werden, daß der König von Preußen dem russischen Angriff gegen das ihm verbündete Schweden nicht ruhig zusehen werde, so trat damit der Fall ein, den das Bündnis der beiden Kaiserhöfe von 1746 vorsah: Oesterreich erhielt einen vertragsmäßigen Anlaß, zum Schutze Rußlands die Feindseligkeiten gegen Preußen zu eröffnen. Die Haltung der österreichischen Diplomaten Pretlack und Bernes, die, noch ohne Verhaltungsmaßregeln aus Wien, den russischen Plan bei dem Vertreter Dänemarks in Petersburg warm befürworteten, bestärkte den Kanzler in seinen Hoffnungen.

So wenig den Russen das, was in Stockholm geplant wurde, ein Geheimnis blieb, so wenig entgingen dem König von Preußen die Gegenzüge Rußlands. Die erste Warnung ward ihm schon im August 1748 durch seinen Gesandten in Petersburg, und ziemlich gleichzeitig kam die Nachricht, daß die dem Wiener Hofe überlassenen 30000 Mann russischer Hülfsvölker auf ihrem Marsche nach dem Rhein Kehrt gemacht hatten. „Es ist sicher, daß die Russen, Oesterreicher und Dänen Böses gegen Schweden im Sinne haben," schrieb Friedrich nach Stockholm; unausgesetzt mahnte er jetzt zur Vorsicht, zum Verzicht auf jede Neuerung, oder doch zum Aufschub. Zu seinem Schrecken aber ward er gewahr, mit welcher Hartnäckigkeit seine Schwester an ihrem Vorsatz festhielt. Er verdoppelte seine Warnungen, als im November aus Hannover gemeldet wurde, wie dort während der Anwesenheit des Königs von England die Vertreter von Sachsen, Oesterreich und Rußland Tag für Tag unter einander und mit dem Herzog von Newcastle verhandelten. Den Ausbruch eines Krieges im Norden glaubte Friedrich damals noch nicht befürchten zu müssen. Bald aber, im Januar 1749, begannen die Schweden selbst unruhig zu werden; der schwedische Gesandte in Wien, Graf Barck, wußte von einem förmlichen diplomatischen Feldzugsplan zu berichten, der, zu Hannover zwischen England und den Kaiserhöfen festgestellt, die Ausschließung der gottorpischen Prinzen Adolf Friedrich und Peter von der Thronfolge in Schweden und Rußland bezwecke. Der König von Preußen ließ es dahingestellt, wie weit Barck seine Entdeckung nur seinen Mutmaßungen verdanke, verkannte indes nicht, daß, „wenn viele Personen einerlei Conjecturen hätten, solches einen gewissen, sehr wahrscheinlichen Grad von Probabilité erhalte". Bisher hatte man in Berlin und Stockholm den Herzog von Cumberland, des englischen Königs zweiten Sohn, als schwedischen Thronprätendenten betrachtet, und in der That war an ihn anfänglich gedacht worden; jetzt kam der preußische Gesandte in London auf die richtige Fährte, wenn er in seinem Bericht vom 28. Januar den Prinzen Friedrich von Hessen nannte. Wieder einige Wochen später las König Friedrich in einer angehaltenen österreichischen Depesche aus Rußland schwarz auf weiß, daß die Zarin persönlich ihren festen

Vorsatz ausgesprochen habe, den hessischen Prinzen auf den schwedischen Thron zu setzen.

Alle Hoffnung auf Erhaltung des Friedens schien zu schwinden, als Anfang März aus Norwegen und Finnland ebenso wie aus Böhmen und Mähren Nachrichten von Truppenansammlungen kamen; dazu aus London die Meldung, daß ein russischer Kurier die bevorstehende Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Schweden angekündigt habe und daß darauf von englischer Seite die Entsendung einer Flotte in die Ostsee versprochen sei. „Meine schwedische Schwester erwartet für dieses Frühjahr einen Besuch, der ihr nicht sehr angenehm sein wird," scherzt Friedrich am 11. März mit verzweifeltem Humor; der Prinzessin Ulrike selbst aber schreibt er tags zuvor: „Nach allem, was ich an politischen Nachrichten erhalte, muß man sich auf den Krieg gefaßt machen und ihn dieses Jahr für unvermeidlich betrachten. Allem Anschein nach werde ich zu gleicher Zeit wie Schweden angegriffen werden; das ist nach den Vorbereitungen der Russen und Oesterreicher klar. Der Himmel stehe uns bei; nicht wir sind es, die zu dieser Schilderhebung Anlaß gegeben haben. Wir müssen uns wehren, so gut es uns möglich ist, und uns auf die schlimmsten Ereignisse vorbereiten."

Er schickte sich an, seine Feinde zu empfangen. Die Regimenter erhielten den Befehl, ihre Beurlaubten einzuziehen und sich marschbereit zu halten. Die Feldmarschälle Schwerin und Leopold Maximilian von Anhalt wurden zu einer Beratung nach Potsdam beschieden. Der Minister Münchow wurde beauftragt, Vorräte zum Unterhalt eines in Schlesien aufzustellenden Heeres anzuhäufen; der König schrieb ihm, er fürchte im Mai zu den schlesischen Revuen „mit einer weit stärkeren Suite" kommen zu müssen, als ihm lieb sei. Drei Heere gedachte er zusammenzuziehen. Die Hauptmacht in Schlesien, 61 Bataillone und 141 Schwadronen; unter seinem eigenen Befehl sollten sie nach Böhmen einrücken und sich dort mit den 63 Bataillonen und 85 Schwadronen vereinigen, die Feldmarschall Keith aus Sachsen herbeiführen würde. Das dritte Heer sollte sich in der Stärke von 27 Bataillonen und 50 Schwadronen in Pommern versammeln und unter den Befehl des Prinzen von Preußen treten, dem Marschall Schwerin als Berater zugedacht wurde. Preußen und Littauen gegen einen russischen Angriff zu halten, schien aussichtslos; General Lehwaldt in Königsberg erhielt deshalb vorweg die geheime Weisung, alle Anstalten zu treffen, um auf den ersten Befehl die ganze im Lande stehende Truppenmacht, dazu alle waffenfähige junge Mannschaft, den Pferdebestand der Gestüte und den Barvorrat der Kassen über die Weichsel nach Pommern führen zu können; nur in den festen Plätzen sollten Besatzungen zurückbleiben. Den Schweden durch eine Diversion, durch einen Einfall in Kurland, Luft zu machen, hielt Friedrich für strategisch unmöglich. Er war entschlossen, sich politisch in den Grenzen der Defensive zu halten und selbst nach einem russischen Angriffe auf Schweden die Eröffnung unmittelbarer Feindseligkeiten gegen seinen eigenen Staat abzuwarten.

Die Befehle an die Regimenter riefen unter den fremden Gesandten in Berlin große Aufregung hervor und versetzten die hauptstädtische Bevölkerung und selbst den Hof in eine wahre Panik. Zur Beruhigung der Gemüter betonte am 15. März ein in die Berliner Zeitungen eingerückter Artikel den rein

defensiven Zweck der Rüstungen; dabei aber war diese Kundgebung so ernst und nachdrücklich gehalten, daß ihr in ganz Europa die größte Beachtung sicher war: „Da anjetzo in einigen benachbarten Landen verschiedene ungewöhnliche Bewegungen verspürt und ganz außerordentliche Veranstaltungen getroffen werden, daß man nicht unbillig besorget sein muß, daß leicht in bevorstehendem Frühjahre der Ruhestand im Norden gestöret werden könne, so haben Se. Königl. Majestät der Notdurft zu sein erachtet, sich ebenmäßig in solche Verfassung zu setzen, damit Dero Armee gleichfalls im stande sein möge, aller Gefahr, so bei gegenwärtigen Umständen Ihren Landen und Unterthanen unvermutet zugezogen werden könnte, vorzubauen und abzukehren."

Zunächst als militärische Schutzmaßregel angeordnet, war die Kriegsrüstung doch zugleich als diplomatisches Einschüchterungsmittel gedacht. Indem der König, Feldherr und Kriegsminister in einer Person, schon den Aufmarsch der Heere vorbereitet, bewahrt er sich den hellen Blick und die sichere Hand des Staatsmanns, der noch in der zwölften Stunde den Frieden zu retten strebt. Im Gegensatz zu der zuwartenden Haltung, die er während der letzten Jahre eingenommen hatte, sehen wir ihn mit raschem Entschluß einen seiner glänzendsten diplomatischen Feldzüge eröffnen. Mit vollendeter Meisterschaft verstand er, die nordische Frage als Hebel zur Wiederherstellung seiner darniederliegenden Beziehungen zu Frankreich zu benutzen. Frankreich, es mochte wollen oder nicht, wurde zum erneuten Zusammengehen mit Preußen gleichsam gezwungen und dieses selbst damit aus der gefährlichen Vereinzelung, in die man geraten war, glücklich herausgezogen. Seit dem Januar verging kein Posttag, daß Friedrich nicht seinen Gesandten in Paris mit Weisungen versah, um das französische Ministerium zu warnen, an seine Pflicht gegen Schweden und an das eigene Interesse zu mahnen, aus der Sorglosigkeit aufzurütteln und zu nachdrücklichen Kundgebungen zu Gunsten des kaum hergestellten europäischen Friedens zu treiben. Den alten Chambrier unterstützte bei dieser Aufgabe der soeben aus Petersburg abberufene Graf Finckenstein. Seine Reise nach Paris, unter dem Vorwand einer Erbschaftsangelegenheit angetreten und amtlichen Anstriches bar, wurde in diesen erregten Märztagen von 1749 doch allerorten als bedeutsames politisches Phänomen aufgefaßt und erörtert.

Eine andere Taktik wurde dem Londoner Hof gegenüber gewählt. Da man den König von England als den geheimen Förderer der russischen Kriegsplane betrachtete, so empfahl der Minister Podewils, ihn in einem Handschreiben, für dessen Verbreitung durch die auswärtige Presse in geeigneter Weise zu sorgen sein werde, gleichsam öffentlich aufzufordern, seine Bemühungen mit denen Preußens zur Erhaltung des Friedens zu vereinigen. Dadurch werde man den englischen König, wie Podewils sich ausdrückte, an die Wand drücken und die Lage bald geklärt sehen. König Friedrich hieß den Vorschlag gut, das Schreiben nach London, vom 18. März datiert, ging ab.

Indem nun auch Bestushew, des langen Verhandelns müde, eben jetzt an den befreundeten Höfen auf bindende Erklärungen drängte, mußte die Entscheidung über Krieg und Frieden binnen Kürze eintreten. Eine Note, welche die Zarin am 25. März den Vertretern Oesterreichs, Englands und Sachsens

zustellen ließ, forderte bestimmten Bescheid, ob Rußland im Falle eines Krieges mit Schweden auf bundesmäßige Hülfe rechnen dürfe.

König Friedrich war geneigt, wie er es noch Ende März ausspricht, in den Oesterreichern den schiebenden Teil, in den Russen die Geschobenen zu sehen. Aber in Wien hatte gleich anfänglich, im vergangenen Sommer, die große Staatkonferenz sich einhellig für völlige Fernhaltung von den russischen Planen ausgesprochen, und der Botschafter in Petersburg, der durch Bestushews Ueberredungskünste halb bereits gewonnene Graf Bernes, war am 5. August 1748 in diesem Sinne beschieden worden. Doch betrachtete der russische Kanzler diese Absage eben noch nicht als das letzte Wort der verbündeten Macht, und in Wien wiederum war man nicht ohne Besorgnis, durch die ablehnende Haltung die Freundschaft mit Rußland zu erschüttern. Mit um so größerer Spannung wartete man darauf, wie England, dessen Mitwirkung nach Bestushews Behauptung so gut wie sicher sein sollte, sich entschließen und welche Haltung Frankreich einnehmen werde.

Das Verhältnis zu England hatte sich seit der unliebsamen Ueberraschung, welche die Aachener Präliminarien dem Wiener Hofe bereitet hatten, abgekühlt. Als der englische Gesandte die Kaiserin-Königin zum Abschluß des Endfriedens feierlich beglückwünschen wollte, ersuchte ihn der Hofkanzler Ulfeld höflich, ihr dies zu erlassen, denn sie habe geäußert, daß Beileidsbezeugungen mehr am Platze sein würden als Glückwünsche. Dann ließ man sich gern gefallen, daß der Herzog von Newcastle bei den Besprechungen zu Hannover verheißungsvolle Andeutungen über die Nützlichkeit eines großen bewaffneten Friedensbündnisses machte, und war um so enttäuschter, als Newcastle sich in London nachher nicht beim Worte nehmen ließ und sich über häßliche Entstellung seiner Vorschläge beklagte. Und verweigerte England nicht noch immer, sich dem österreichisch-russischen Vertrage von 1746, als einem ausgesprochenermaßen gegen Preußen gerichteten Bündnisse, anzuschließen? Die erneuten dringenden Einladungen zum Beitritte erweckten gerade in der augenblicklichen Lage bei den englischen Ministern den Glauben, daß die Oesterreicher Krieg haben wollten. Je ernster das Spiel sich anließ, um so nachdenklicher wurde die englische Regierung, bis sie endlich im März 1749, noch ehe Rußland seine ungeduldige Schlußfrage gestellt hatte, sowohl in Moskau — denn dorthin hatte die Zarin inzwischen ihren Hof verlegt — wie in Wien erklären ließ, daß die Kaiserhöfe nur als angegriffener Teil auf Englands Hülfe rechnen könnten. Einer der Minister Maria Theresias zog daraus den Schluß, daß England den Krieg im Norden zwar wünsche und die Russen dazu antreibe, aber doch kein genügendes eigenes Interesse habe, um sich deswegen der Gefahr eines neuen Krieges auszusetzen.

Der vorsichtige Rückzug war nicht zum wenigsten durch die Haltung Frankreichs bestimmt worden. Zuerst im Februar, dann noch öfter, ließ Ludwig XV. in London, Wien und Kopenhagen die Erklärung abgeben, daß er einem Angriffe auf Schweden nicht ruhig werde zusehen können, und an allen drei Orten

war der Eindruck gleich nachhaltig. Während des Friedenskongresses hatten sich Graf Kaunitz, der österreichische Vertreter in Aachen, und sein Hof bereits alles Beste von Frankreich versprochen; denn durch einen geschäftigen sächsischen Legationssekretär war Kaunitz die geheimnisvolle Kunde zugetragen worden, Frankreich würde laut der Versicherung des Grafen St. Severin gegen die Rückkehr Schlesiens unter österreichische Herrschaft nichts einzuwenden haben, vorausgesetzt, daß die Kaiserin-Königin zu einer Vorschiebung der französischen Grenzen nach der belgischen Seite die Hand bieten wolle. Zwar hatte St. Severin den Sachsen nachher verleugnet, aber Kaunitz nahm doch den Eindruck nach Hause mit, daß Frankreich seine schützende Hand von Preußen abgezogen habe. Nun erfuhr man in Wien mit wahrem Schrecken, daß die verhaßte deutsche Nachbarmacht in Versailles von neuem etwas zu gelten beginne. Der Minister Puysieulx in Versailles hatte wieder einem sächsischen Diplomaten, dem Grafen Loß, es eingestanden, kein anderer als der König von Preußen habe dem französischen Hofe das Mißtrauen gegen die Friedfertigkeit der Kaiserhöfe und Englands eingeflößt und ihn zu dem nachdrücklichen Eintreten für Schweden bestimmt.

Damit war für den Wiener Hof den russischen Lockungen gegenüber der letzte Zweifel gehoben. In einer Denkschrift von ausgezeichneter Klarheit und Weite des Blicks legte Kaunitz seiner Gebieterin dar: man habe sich vorgesetzt. Frankreich zu gewinnen und von Preußen zu trennen, diesem Plane aber schade nichts mehr, als die kriegerischen Absichten Rußlands gegen Schweden. Frankreich könne Ehren und Nutzens halber Schweden nicht fallen lassen, werde mithin gleichsam gezwungen, sich mit Preußen wieder enger zu verbinden. Ganz anders würde die Sache schon liegen, wenn Rußland, statt Schweden anzugreifen, seine Hauptmacht gegen Preußen wenden wollte; denn sei Preußen einmal gedemütigt, so könne Schweden ohnehin nichts machen. Nur unter zwei Voraussetzungen glaubte der junge, noch nicht zu maßgebendem Einfluß aufgerückte Staatsmann den russischen Vorschlag, den Krieg gegen Preußen zur Eroberung von Schlesien, befürworten zu dürfen: wenn Rußland den Anfang macht und den König von Preußen in seinem eigenen Lande mit wenigstens 60—70 000 Mann angreift, und wenn Frankreich und Spanien dabei nicht bloß stille sitzen, sondern allen Vorschub leisten.

Wenn nun zur Zeit weder das eine noch das andere zu erhoffen war, so ergab sich das weitere von selbst: endgültige Zurückweisung der russischen Zumutungen und, wenn einmal Frankreich nicht oder noch nicht zu haben war, Wiederannäherung an England, oder, wie man es nannte, „Wiederherstellung des alten Systems". Maria Theresia gewann es über sich, den englischen Gesandten Keith, als sie ihn am 15. April zu Schönbrunn empfing, die huldvollsten Versicherungen zu geben: sie erblicke in dem Könige von England ihren ältesten und besten Freund und erwarte auch von ihm so angesehen zu werden; als Frau könne sie übrigens verlangen, daß man ihr Avancen mache.

Oesterreich und England, ob sie sich immer gegenseitig im Verdacht heimlichen Kriegsschürens hielten, vereinigten jetzt ihre Bemühungen, um Rußland zur Umkehr zu bestimmen. Bestushew grollte. Er weigerte sich, die österreichischen Schriftstücke, die ihm die letzte Hoffnung abschnitten, entgegenzunehmen

und drohte in seiner polternden Art dem Grafen Bernes mit Kündigung des Bundesverhältnisses. Aber er lenkte ein. Während er gegen die Vertreter Oesterreichs und Englands seiner üblen Laune freien Lauf ließ, benachrichtigte er in aller Stille die Gesandtschaft in Stockholm, daß der Plan, die schwedische Thronfolge zu ändern, aufgegeben sei. Statt Truppen und Galeeren gegen Schweden auszusenden, begnügte er sich, hochfahrende Drohnoten überreichen zu lassen, deren lärmendes Geräusch die Welt über den mißmutigen Rückzug der russischen Angriffspolitik hinwegtäuschen sollte.

Der König von Preußen durchschaute den wahren Zusammenhang wenigstens so weit, um zu gewahren, daß Rußland von den eigenen Freunden verleugnet wurde. Ernsthafte Besorgnisse hegte er über den März hinaus nicht; am 4. April schrieb er der Kronprinzessin von Schweden, daß ohne einen unvorhergesehenen Zwischenfall alles ruhig bleiben werde. Er freute sich, durch „seine kleinen Ostentations", wie er die preußischen Rüstungen bezeichnete, zu diesem Ergebnis beigetragen zu haben. Entscheidende Bedeutung für die Vorgänge im gegnerischen Lager maß er der vorsichtigen Schwenkung Englands bei, und diese wiederum glaubte er dem rechtzeitigen Auftreten Frankreichs danken zu müssen.

Nicht minder befriedigt aber sprach man sich umgekehrt jetzt in Versailles über die umsichtige und feste Haltung Preußens aus. Beide Mächte waren mehr als jemals entschlossen, zusammenzustehen. Der Minister Puysieulx erklärte dem englischen Geschäftsträger, daß Frankreich für Preußen ebenso in die Schranken treten müsse, als für Schweden, und die ungewöhnlichen Auszeichnungen, mit denen Ludwig XV. den Grafen Finckenstein empfing, sollten, wie Puysieulx in einem Erlaß an Valory es ausdrücklich hervorhob, öffentlich bekunden, welch hohen Wert der König von Frankreich auf ein vertrautes Verhältnis zu Finckensteins Gebieter lege.

Gewiß, das „große Dessein" des Grafen Kaunitz, Preußen und Frankreich zu trennen, hatte geringere Aussichten denn zuvor. Immer empfindlicher machte sich für die Gegner das geschlossene Auftreten der beiden Höfe geltend. Ihren durchschlagendsten Erfolg erzielte die französische und preußische Diplomatie zu Kopenhagen. Der Staat, den der russische Kanzler als „Eisbrecher" gegen Schweden hatte gebrauchen wollen, schloß am 14. August 1749 einen Subsidienvertrag mit Frankreich. Ein Ereignis, das man im Gegenlager jammernd zu den „Schlägen der Vorsehung" zählte, gegen welche menschliche Klugheit nichts vermöge. Indem nun auch die alten Streitigkeiten zwischen dem dänischen Königshause und dem schwedischen Kronprinzen wegen des herzoglichen Anteils an Schleswig und Holstein geschlichtet wurden, bildeten Frankreich, Preußen, Schweden und Dänemark, mit einem Teil der kleineren deutschen Höfe im Hintertreffen, jetzt einen festgefügten europäischen Friedensbund. Die spanischen Bourbonen, obwohl seit dem Frieden von Aachen mit der französischen Hauptlinie gespannt, brauchten doch nicht der Gegenpartei zugezählt zu werden. In Konstantinopel aber überwog entschieden der französische Einfluß; er zeigte sich in den Erklärungen, mit denen die Pforte zu Gunsten Schwedens, ihres alten Bundesgenossen, bei Rußland eintrat, und schon unterhandelte Graf Desalleurs, der

französische Botschafter, wegen eines Verteidigungsbündnisses zwischen dem Großherrn und dem Könige von Preußen; hatte dieser früher das wiederholte Anerbieten Frankreichs, eine solche Anknüpfung zu vermitteln, stets zurückgewiesen, so bezeichnete er es jetzt, im Mai 1749, als politische Notwendigkeit, dem erneuten Wunsche zu willfahren.

Mit Genugthuung konnte König Friedrich, als der Herbst kam, auf die großen Erfolge zurückblicken, die seine Politik seit dem Frühjahr gehabt hatte. Am 1. September 1749 schreibt er an den Gesandten in Wien: „Es ist sicher, daß das Spiel des Wiener Hofes nicht mehr so schön ist, wie vor sechs Monaten, und wenn es damals für ihn vorteilhaft gewesen wäre, seine Plane auszuführen, so ist der Augenblick jetzt vorbei. Unsere Partei ist während dieser Zeit die stärkere geworden, und wenn der Wiener Hof zu Gewaltthätigkeiten übergehen wollte, so würde er uns fertig finden und unsere Batterien völlig bereit, ihn zu empfangen wie es sich gebührt.“ In einem Gespräch mit Valory verglich er bald darauf die diplomatische Aufstellung, die Preußen, Frankreich und die ihnen befreundeten Mächte genommen hätten, mit einer gut stehenden Schachpartie.

So endete ein Jahr, das bedrohlich genug für Preußen begonnen hatte. Im Juli hatte der König noch einmal, nur einen Augenblick, die Eröffnung der Feindseligkeiten durch Rußland als unmittelbar bevorstehend angesehen; im Februar des neuen Jahres 1750 erschien ihm die Möglichkeit eines Krieges im Norden ohne das Eingreifen „des absoluten Willens der göttlichen Vorsehung“ ausgeschlossen.

In den Tagen der schwülen Spannung hatte er seine Baireuther Schwester um ihr kleines Markgrafentum beneidet, das wie die halkyonischen Nester von keinem Sturm erreicht werde. Jetzt durfte er wieder aufatmen. Seine Muse ruft dem Mars ein „Fahrwohl auf immerdar“ zu und lädt die Genien der Lust und die Grazien zu heitren Spielen ein. Berlin schaute 1750 sein prächtigstes Fest, und Potsdam begrüßte seinen glänzendsten Gast, der für die Tafelrunde von Sanssouci die goldnen Tage, ihr klassisches Triennium heraufführte.

Zweiter Abschnitt.

Sanssouci.

Es war am 24. August 1743, daß König Friedrich sich aus dem Potsdamer Schlosse vor das Brandenburger Thor begab, um auf der kahlen Erhebung der Bornstädter Feldmark unter freiem Himmel sein Mittagsmahl einzunehmen. Die Aussicht von dem Berge, berichtete er tags darauf der Königin-Mutter, sei entzückend. Weit, unbehindert erstreckte sie sich im Vordergrunde über den breiten, buchtenreichen Fluß bis zu dem Fischerdorf Kaputh, linker Hand über die Stadt nach dem Babelsberge und den Höhen von Gliencke, zur Rechten auf den allmählich ansteigenden Wald. Anmutiger ließ sich am hügelreichen Havelstrand der Bauplatz für einen sommerlichen Königsitz nicht leicht finden.

Friedrich hatte sich statt des geliebten, aber allzu entlegenen Rheinsberg anfangs Charlottenburg zur Residenz ausersehen. Dort störte indes die unmittelbare Nachbarschaft der Hauptstadt. Unbequeme Besucher, Bittsteller, Gaffer, vor allem auch betriebsame Diplomaten, die sich unter der vorigen Regierung an einen sehr zwanglosen persönlichen Verkehr mit dem Monarchen gewöhnt hatten, waren schwer fernzuhalten. Potsdam lag nicht zu nahe und nicht zu weit, aber ein luftiges Lustschloß hatte der ernsthaften Soldatenstadt bisher gefehlt.

Nun wurden Viehtriften und dürftiges Haferland als Grund und Boden für Garten, Haus und Weinberg erworben, und Freund Jordan mußte aus Frankreich Hunderte von Feigenbäumen und Rebstöcken verschreiben. Beim Auszug zu seinem zweiten Kriege, gleichsam schon mit einem Fuß im Bügel, hinterließ der König noch eine Anordnung für die Zurüstung dieser stillen Stätte des Friedens, indem er die sechs breiten Erdstufen aufzuschütten befahl, welche er in ebensoviel hängende Gärten zu verwandeln gedachte. Und im nächsten Frühjahr, während er in Schlesien zum entscheidenden Schlage gegen Oesterreicher und Sachsen ausholte, legte sein Baumeister, der bewährte Knobelsdorf, den

Grundstein zum Schlosse. Zwei Jahre darauf, am 1. Mai 1747, wurde das „Lusthaus auf dem Weinberge" durch ein festliches Mahl mit zweihundert Gästen eingeweiht.

Schon Rheinsberg hatte Friedrich sein Sanssouci genannt. Jetzt ward der Name mit goldenen Lettern über die Pforte des neuen Hauses geschrieben. Aber wie ließe die Sorge, die stets gefundene, nie gesuchte, sich aus einem Königsschlosse bannen? Genug, wenn hin und wieder ein freier, guter Augenblick ihr abgehascht wurde. Eine Art Weihelied, wohl das erste Gedicht, das hier in Sanssouci entstanden ist, schließt wie im Vorgefühl der kommenden Stürme:

> Wer wäre Meister über sein Geschick?
> Ein Thor, wer die geleg'ne Stunde meidet!
> Genießen wir den einen Augenblick,
> Den morgen uns vielleicht der Himmel neidet!

Mit geringem Aufwand, so rühmt es Friedrich, erkaufe er sich hier tausend ländliche Freuden; Lauben zu ziehen sei jetzt seine Lust, und Buchenhecken zu stutzen; zum Lehrer habe er La Quintinie sich erkoren, den gelehrten Gartenkünstler von Versailles, um durch dieses Weisen göttliche Kunst dürren Sand in fruchtbaren Nährboden zu verwandeln und die Blumen des Südens sprießen, grünen, blühen zu sehen. Kommt nach Sanssouci, ruft er den Freunden zu:

> Dort auf des Hügels luft'ger Spitze,
> Wo frei das Auge schwelgt in fernen Sichten,
> Ließ sich der Bauherr zum erhabnen Sitze
> Mit Fleiß und Kunst das Haus errichten.
> Der Stein, vom Meißel zubereitet,
> In Gruppen zierlich ausgebreitet,
> Schmückt den Palast und drückt ihn doch mitnichten.
> Der Morgensonne erster Strahl
> Bricht golden sich im Spiegelsaal.
> Sechsfach seht Ihr der Erde Grund sich schichten,
> Doch sanfte Stufen lassen Euch entfliehn
> Ins Laubrevier, ins hundertfält'ge Grün,
> Wo Stamm und Strauch zum Labyrinth sich dichten.
> Der Nymphen Schar, das neckisch junge Blut,
> Sprüht aus dem Dunkel silberreine Flut
> Auf Marmorbilder von nicht schlecht'rem Werte,
> Als sie dereinst uns Phidias bescherte.

Da begrüßten gleich am Eingang des Gartens den aus der Stadt kommenden Besucher von ihren steinernen Fußgestellen herab Götter, Imperatoren und Matronen, elf antike Büsten und eine moderne Diana, Bestandteile der berühmten Sammlung des Kardinals Polignac, deren größten Teil, an dreihundert Marmorwerke, Friedrich 1742 nach dem Tode des kunstsinnigen Prälaten für 36000 Thaler in Paris erworben hatte. Drüben in dem an die Anlagen

angrenzenden naturwüchsigen Rehgarten erhob sich später der Kuppeltempel, die Nachbildung der Rotonda in Rom, um zu mehr als einem halben Hundert anderer Antiken den Achill und die Töchter des Lykomedes aufzunehmen, die viel bewunderte, bei Frascati unter den Trümmern des Mariushauses gefundene, durch den Nanziger Adam geschickt ergänzte Gruppe. Auch die große, durch Stosch in Italien angelegte Sammlung geschnittener Steine fand hier Aufnahme. Die herrlichste Zierde dieses Königsgartens aber war der die Handflächen zum Gebet emporstreckende schöne Knabe, den man damals Antinous nannte, ein Kleinod griechischer Kunst, vielleicht das schönste aus dem Altertum gerettete Bronzebild, dessen sich sein von den Musen verlassener Besitzer, Fürst Liechtenstein in Wien, 1747 für 5000 Thaler entäußert hatte. Fast gleichzeitig mit dem Schloßherren in Sanssouci eingezogen, hatte der Adorant seinen Platz auf der obersten Terrasse gefunden, sodaß durch das Fenster der Bibliothek ihn der Blick unmittelbar erreichte. Unter den modernen Kunstwerken, die zwischen den Antiken auf den Erdstufen und in den Grotten, längs der Wandelgänge und um die großen für Wasserkünste bestimmten Becken Aufstellung fanden, glänzten die von Ewald Kleist als des Meißels Meisterstück besungene Venus Alexanders von Papenhoven, ein Erbstück aus dem oranischen Familiengute, und die Geschenke des Königs von Frankreich, die Venus von Pigalle und des geistreichen Meisters zierlicher Merkur, der sich die Schwinge an den Fuß legt. Maupertuis, der diese Statuen 1749 zu Paris noch in der Werkstatt bewunderte, fällte alsbald über den Merkur das von den Zeitgenossen so oft nachgesprochene Urteil, daß dieses Werk seinesgleichen auf der Welt nicht habe, während vor dem intuitiven Verständnis, dem unbestechlichen Schönheitssinn eines Winckelmann, der 1752 aus Dresden zu zweimalen nach Potsdam kam, diese französischen Niedlichkeiten freilich nicht bestehen konnten.

Wie nun zu dem in den ersten Regierungsjahren erworbenen stattlichen Grundstock später das Baireuther Antikenkabinett der Markgräfin Wilhelmine hinzutrat, und wie einheimische und französische Bildhauer, die Bouchardon und Coustou, Benkert, Ebenhecht, Adam der Jüngere fort und fort mit Aufträgen beschäftigt waren, so häufte sich allmählich zu Sanssouci und in den andern Schlössern ein künstlerischer Reichtum auf, der sich gegen den Ausgang der Regierung auf fünftausend antike und moderne Skulpturen belaufen mochte. Seinen sehnlichen Wunsch, die Werke der klassischen Kunst, die Ueberreste des Altertums einmal unter ihrem heimischen Himmel zu bewundern, hat Friedrich nie verwirklichen können. Aber es war ihm unverständlich, daß ein Algarotti als Italiener sich die Reise nach Herculaneum, „dem Phänomen des Jahrhunderts“, versagte: „wenn nicht so starke Fesseln mich hier zurückhielten, so würde ich fünfhundert Meilen fahren, um eine aus der Asche des Vesuvs auferstandene antike Stadt zu schauen.“

Auch Bilder wurden in Sanssouci gesammelt. Vordem, in Rheinsberg, hatte Friedrich entschieden die anmutig-wohlige Art der neueren Franzosen, Watteaus und seiner Schüler, bevorzugt; er hatte Antoine Pesne spöttisch gewarnt, Stoffe aus dem Bereich der ernsteren Kunst darzustellen:

Die Heiligen gib auf, die trüb ihr Schein umkränzt,
Und übe deinen Stift an dem, was lacht und glänzt.
Er mag den heitern Tanz der Amaryllis zeigen,
Die Grazien hochgeschürzt, der Waldesnymphen Reigen;
Und immer sei gedenk: dem Liebesgott allein
Dankt deine holde Kunst ihr Wesen und ihr Sein.

Inzwischen aber hatte sein Geschmack eine andere Richtung genommen. Nicht umsonst hatte er in den Weihnachtstagen von 1745 die Eindrücke der Dresdener Galerie auf sich wirken lassen. Als ihm 1754 aus Paris zehn Bilder von Lancret zum Kauf angeboten wurden, erklärte er, seine frühere Vorliebe verloren zu haben, oder richtiger, bereits genug Bilder dieses Kunstkreises zu besitzen; er kaufe jetzt gern die Rubens und van Dyck, überhaupt die Meister der großen Schulen Flanderns und Frankreichs. Noch entschiedener bezeugte er es später den Italienern, daß sie die modernen Franzosen aus seiner Gunst verdrängt hätten. Doch konnte er nie ganz verleugnen, daß er von diesen zu jenen ausgegangen war. Der bewegte, packende Correggio wurde sein Liebling, während die schlichte Schönheit Rafaels ihm nach dem Urteil eines Kenners unverständlich blieb. Sein Sammeleifer war von gutem Glück begünstigt. Es sei erstaunlich, schreibt er 1755 der Markgräfin von Baireuth, mit wie leichter Mühe er einen ziemlich umfangreichen Vorrat bekannter und geschätzter Bilder für Sanssouci zusammengebracht habe, ohne der Berliner Galerie Abgaben zuzumuten; er zählt der Schwester die Perlen auf: Correggio, Guido Reni, Paul Veronese haben je zwei Bilder beigesteuert, Tintoretto eines, Rubens zwölf, van Dyck elf. Das erste gedruckte Verzeichnis der Sammlung, von Mathias Oesterreich, unter dessen Obhut sie gestellt wurde, 1764 herausgegeben, weist 146 Nummern auf; schon waren auch Rafael, Lionardo und Tizian, Ribera und Rembrandt vertreten. Damals war auch die würdige Heimstätte fertig hergerichtet, die Friedrich 1755 den alten Meistern zur Linken seines Lustschlosses zu bauen begann, ein Wanderziel für alle Berliner von Kunstsinn und Geschmack, „wie Loretto und San Jago di Compostella für die Andächtigen“. Friedrich selbst nannte die Galerie bescheiden eine kleine Verschönerung für Sanssouci und freute sich, hier an Regentagen für den Spaziergang im Freien angenehmen Ersatz zu haben.

Da das Lusthaus auf dem Weinberge das erste, Rheinsberger Sanssouci ersetzen sollte, so lehnte sich Gestaltung und Ausstattung des Inneren in der Herrschaft der sanften hellen Farben, in der Bevorzugung des Silbers für Rahmen, Wandleisten und sonstigen Zierat, eng an das freundliche Vorbild an. Ja die früher besonders liebgewonnenen Räume wurden einfach wiederholt: das Arbeitszimmer und im Turmgemach die Bibliothek, in die 1747 die Bücherbestände aus Rheinsberg übergeführt wurden, wie denn das dortige Arbeitszimmer in dem kleinen, nach der Spree ausschauenden Rundgemach des Berliner Schlosses eine nochmalige getreue Wiederholung fand.

In Einem aber glich die Potsdamer Kopie dem Rheinsberger Urbilde nicht. Wilhelmine nannte Sanssouci das Kloster und ihren Bruder den Abt, und die Genossen die Tafelrunde von Sanssouci sprachen von ihrem Refektorium. Dem neuen Hause fehlte die Hausfrau.

Kronprinz Friedrich, als der Vater gebieterisch über seine Hand verfügte, hatte erklärt, die ihm aufgezwungene Frau im Augenblick der Thronbesteigung verstoßen zu wollen. Nach dem Regierungswechsel erzählten im Auslande erfindungsreiche Zeitungsschreiber, daß der neue König von Preußen in feierlicher Ansprache seinem Hofe die Herrin vorgestellt habe: sie sei gegen seinen Willen Kronprinzessin geworden, aus freiem Entschluß erkenne er sie als Königin an. Solch theatralischer Kundgebung, deren weder Elisabeth Christine in ihren zahlreichen Briefen noch irgend einer unserer damals an Ort und Stelle befindlichen Gewährsmänner gedenkt, bedurfte es nicht. Das Verhältnis zwischen den beiden Gatten hatte sich in den letzten Jahren, seit der Uebersiedelung der Prinzessin nach Rheinsberg, durchaus zwanglos und freundlich gestaltet. Der gemeinsame Haushalt der kronprinzlichen Zeit wurde von dem Königspaar zunächst weitergeführt; die hoffnungsfreudigen fünf Wochen vor dem Beginn des ersten Krieges bildeten den schönen, rauschenden Schlußaccord der Rheinsberger Herrlichkeit. Im Felde ließ es dann der König an kleinen Aufmerksamkeiten gegen die Gattin daheim nicht fehlen, wenn auch in den Briefen die Versicherungen der Zärtlichkeit schnell formelhafteren Wendungen Platz machten. Den Sieg von Chotusitz zeigte er ihr mit ein paar eigenhändigen Zeilen an, und die Mitteilung vom Abschluß der Friedenspräliminarien begleitete er mit der Artigkeit, das werde ihm binnen vier Wochen die Freude des Wiedersehens verschaffen. Nun aber kehrte er ganz augenfällig als ein anderer heim. Der nie geliebten, aber bisher mit Rücksicht und Güte behandelten Frau hatte er sich während der langen Trennung völlig entfremdet, und wenn Gleichgültigkeit sich schwerer verbergen läßt, als Liebe oder Haß, so unterzog er sich solcher Mühe jetzt nicht mehr. Schon sprach man von der „beklagenswerten" Stellung der Königin. Während des zweiten Krieges sah der Gemahl von einem regelmäßigen Briefwechsel ab. Als bei Soor Elisabeths Bruder, Prinz Albrecht von Braunschweig, gefallen war, hielt sie in einem Briefe an den Bruder Ferdinand ihren Unmut über die Grausamkeit des Königs, der ihr auch nicht eine Silbe bei diesem traurigen Anlaß geschrieben habe, nicht länger zurück; sie sei gewöhnt an seine Art und Weise, aber trotzdem bleibe es ihr empfindlich. Doch wolle sie sich in Geduld fassen, sie habe sich nichts vorzuwerfen und thue ihre Pflicht; der liebe Gott werde ihr helfen, auch dies zu tragen, wie so vieles andere. Zwei schnell nacheinander einlaufende Beileidsbriefe, so kurz und steif sie waren, versöhnten die Bekümmerte wieder.

In der dann folgenden Friedenszeit änderte sich nichts mehr an dem nun einmal bestehenden Zustande. Die Königin blieb in allen ihren Ehrenrechten und Schaustellungspflichten, ihre Gemächer waren neben denen der Königin-Mutter der Brennpunkt der winterlichen Hofgeselligkeit, und ihre Briefe lassen ersehen, mit welcher Genugthuung sie sich den aus ihrer Stellung erwachsenden Aufgaben widmete. Bei den Frühjahrsparaden auf dem Tempelhofer Felde erschien sie, sofern sie sich beteiligte, im vollsten Prunk, wohl als Amazone angethan, und der erste Vorbeimarsch der Regimenter erfolgte dann vor ihrem achtspännigen Phaeton, den eine Wolke glänzender Kavaliere umgab. Alle Fremden von Rang ließen sich in Berlin oder in Schönhausen der Königin vorstellen. Marquis Valory berichtete noch 1756 seinem Hofe, daß der König bei aller

offenbaren Gleichgültigkeit gegen seine Gemahlin sich durch die ihr bewiesenen Aufmerksamkeiten geschmeichelt fühle und jeden Mangel an Rücksicht gegen sie äußerst übel nehme. Ihr Geburtstag war regelmäßig eines der glänzendsten Feste des Hofes, nur daß der König fast nie an diesem 8. November in Berlin gesehen wurde. Und aus dem intimen Kreise ihres Gatten blieb die unglückliche Fürstin jetzt endgültig ausgeschlossen. Er hielt sich eben an das, was er in Bezug auf einen seiner Mitfürsten einmal gesagt hat, es sei von einem fürstlichen Ehemanne nicht mehr zu verlangen, als daß er die äußeren Rücksichten nicht verletze. Wie schmerzte es die regierende Königin, daß sie fernbleiben mußte, als die Söhne im Sommer 1746 der Königin-Mutter zu Rheinsberg und Oranienburg wetteifernd ländliche Feste veranstalteten; doch freute sie sich, daß wenigstens ihre Schwester, die Prinzessin von Preußen, hinzugezogen wurde, und wies die Anfrage des Prinzen, ob etwa seine Gemahlin ihr zur Gesellschaft gleichfalls daheim bleiben solle, mit den spitzen Worten zurück: sie ziehe es vor, daß ihre Schwester mitgehe, da das sich so gehöre, und da es auf alle Welt einen guten Eindruck machen werde, wenn das, was in der Ordnung sei, auch geschehe; sie selbst sei an ihr Los gewöhnt, aber es würde das Uebermaß ihres Kummers sein, ihre Schwester auf gleichem Fuß behandelt zu sehen. „So werde ich denn das Haus hüten," seufzte sie, „und die Wärterin meines Neffen sein." Das einzige, was sie von dieser Ueberlandfahrt der Familie hatte, waren die Erzählungen der anderen von all den genossenen Herrlichkeiten, die, als sie die Königin-Mutter demnächst in Monbijou aufsuchte, den ausschließlichen Gesprächsstoff hergaben. Während jener beunruhigenden Erkrankung des Königs, im Februar 1747, schrieb Elisabeth sehr bezeichnend ihrem Bruder Ferdinand, wenn sie es gewagt hätte, würde sie nach Potsdam gekommen sein, den Kranken zu sehen. Im nächsten Sommer, als der König seine Mutter zu einem Fest nach Charlottenburg eingeladen hatte, faßte sie sich das Herz, dem Gatten vorzustellen, wie kränkend es für sie sei, sich immer von ihm getrennt zu sehen; die Einladung wurde nun auch auf sie ausgedehnt. Aber ihr sehnsüchtiger Wunsch, Potsdam und Sanssouci zu sehen, ging ihr nicht in Erfüllung. „Glücklich, wer einmal dort sein könnte," klagt sie im Sommer 1748; „aber nicht all dieser Prunk sollte mich anziehen, sondern der teure Gebieter, der den Ort bewohnt. Warum mußte sich alles so wandeln, und ich die alte Güte und Gnade einbüßen? Noch denke ich voll Freude der Rheinsberger Zeit, wo ich volle Befriedigung empfand, wo ein Gebieter sich freundlich meiner annahm, den ich zärtlich liebe und für den ich mein Leben hingeben würde. Welchen Kummer muß ich nicht jetzt empfinden, wo alles sich gewandelt hat. Aber mein Herz wird sich nicht wandeln, und ich hoffe noch immer, daß alles sich wieder ändern wird. Diese einzige Hoffnung hält mich noch aufrecht." Tag und Nacht, schreibt sie ein andermal, sinne sie, was sie thun solle, um dem König nicht zu mißfallen. Nie hätte sie eine der Gelegenheiten, wo sie ihn sehen durfte, versäumt; als sein Besuch in Berlin angemeldet ist und sie über ihre Gesundheit zu klagen hat, erklärt sie, lebend oder tot diesen Tag sich zeigen zu wollen. Sie beargwöhnte ihren Hofstaat, daß man sie dem Gesichtskreis des Gatten ganz zu entrücken suche: wenn sie in allem dem Rat ihrer Oberhofmeisterin folgen

wollte, so würde sie bei seinen Berliner Aufenthalten sich immer in Schönhausen zurückzuhalten haben. Sie beargwöhnte die Geschwister des Königs, die „Familie", daß sie ihr die kleinsten Gunstbeweise neideten; sie haßte zumal ihre unverheiratete Schwägerin Amalie; in ihr, nicht in der teilnahmsvollen Königin-Mutter, sah sie die Ursache so mancher Zurücksetzung. Und so wurde die arme Fürstin immer mißtrauischer, empfindlicher, abstoßender, unliebenswürdiger. Sie war im stande, ihren Tischgästen einen Auftritt zu machen und laut zu schelten, daß die, welchen sie die meisten Aufmerksamkeiten erweise, sich am meisten über sie aufhielten und lustig machten. Ihre Umgebung sprach von ihrem schwierigen Charakter, ihrer Uebellaunigkeit, von der unerfreulichen Art, mit der sie das Gespräch an sich reiße und nichtssagende Dinge in ermüdender Breite ausspinne; immer wolle sie, daß alle Welt ihr schmeichle und in allen Dingen zustimmen solle, und das mache jedes Gespräch mit ihr peinlich und unangenehm.

Eben dieses unglückliche Temperament war es doch auch, allem Anschein nach, was den König abstieß. In einem Briefe an den Prinzen Wilhelm, nahezu dem einzigen, in welchem er sich über die Gattin äußert, weist er die Anregung, bei jenem sommerlichen Familienfeste auch der Königin ihr Recht zu gönnen, mit dem lieblosen Worte ab: er fürchte, wenn sein zimperlicher Griesgram (grognarde pimbêche) dabei sei, so werde das ganze Fest gestört. Es folgt der Ausdruck des Entsetzens über den Schwarm der in diesem Fall unvermeidlichen Hofdamen und Edelfräulein, „dieser anspruchsvollen, stets unzufriedenen Spezies des weiblichen Geschlechtes". „Wir wollen unsere Mutter unterhalten durch einen Ausflug ins Freie und ländliche Vergnügungen: halten wir uns an unsern Vorsatz und mengen wir nicht Nesseln und Gestrüpp zwischen Jasmin und Rosen."

Wenige Wochen nach der Einweihung des Lustschlosses, im August 1747, kam die Markgräfin von Baireuth nach Sanssouci. Seit sieben Jahren war sie am preußischen Hofe nicht mehr gesehen worden. Die Mißhelligkeiten zwischen Bruder und Schwester, deren wir früher gedachten, waren zu vollem Zerwürfnis ausgeartet, als in den Tagen der Schlacht von Soor Wilhelmine es für passend hielt, der Königin von Ungarn auf der Fahrt zu den Frankfurter Krönungsfeierlichkeiten ihre Aufwartung zu machen. Die ganze Familie war einig in der Verurteilung dieses Mangels an Takt. „Ich glaube, sie ist mit Blindheit geschlagen," schrieb entrüstet die Kronprinzessin von Schweden, die sich rühmte, in der Fremde allzeit ein „brandenburgisches Herz" zu bewahren. Den Abschluß des Dresdener Friedens zeigte Friedrich der Markgräfin mit den schneidenden Worten an, es werde ihr dies Ereignis hoffentlich um so angenehmer sein, als ihre Vorliebe für die Königin von Ungarn in Zukunft mit dem Rest alter Freundschaft, den sie vielleicht dem Bruder noch bewahre, nicht mehr in Widerstreit kommen werde. Im folgenden Sommer fand dann zwar eine Aussprache statt, ein regelmäßiger Briefwechsel spann sich wieder an; aber noch immer klagte Wilhelmine gegen andere, daß sie des Glückes, einen ihrer Verwandten sehen zu dürfen, beraubt bleibe, daß sie wie eine Verbannte lebe. Da war es denn „Demoiselle Finette" Rheinsberger Angedenkens, die in der

Familie wie ein guter Genius waltende kleine Tettau, die sich der Sache annahm und das Herz des Königs erweichte, indem sie ihm nach einem Besuch bei der Markgräfin den Kummer der Schwester beweglich vorstellte. Das Wiedersehen in Sanssouci war herzlich, als wäre nie etwas zwischen die Geschwister getreten. Und wenigstens von Friedrichs Seite war in der That für die Zukunft alles vergessen. Daß er der Schwester, die das schwere Leid der Jugend mit ihm geteilt hatte, sich wieder versöhnt und im Herzen nahe wußte, ward ihm nachmals in neuer Anfechtung kräftigster Trost.

Zu der Versöhnung mit der Markgräfin hatte an seinem Teile auch Prinz Wilhelm beigetragen, der 1744 zum Prinzen von Preußen ernannte und damit als Thronfolger bezeichnete Bruder. Sein Verhältnis zu Friedrich gestaltet sich eine Zeitlang sehr herzlich; die schwedische Schwester beglückwünschte diesen Lieblingsbruder 1745, ein Jahr nach ihrer Verheiratung, zu der völligen Eintracht, in der er jetzt mit dem Könige lebe; das heiße den Himmel auf Erden haben. Sie erinnerte ihn an erregte Auftritte, zu denen es vor drei Jahren in der Familie gekommen war. Leider sollten sich bald neue Mißhelligkeiten einstellen. Der Prinz klagt gegen Ulrike über des Königs Kargheit, während Friedrich sich allmählig mit Ergebung darein findet, daß es in der ganzen Verwandtschaft heiße: „Der alte Onkel ist ein Geizhals.“ Als 1751 bei einer Feldmarschallspromotion Markgraf Karl von Schwedt mit der Erklärung übergangen wurde, daß nach brandenburgischem Brauch die Prinzen des Hauses auf die höchste militärische Staffel zu verzichten hätten, schalt der Prinz von Preußen in einem heftigen Briefe an den Markgrafen diesen Grundsatz als ganz ungerechtfertigt; seine Ausdrücke lassen ersehen, bis zu welchem Grade er bereits verstimmt war. Noch ein anderes hat hier stark hineingespielt. Im Jahr 1746 faßte der Prinz eine tiefe Neigung zu der siebzehnjährigen Sophie Marie von Pannewitz. Bald machte er dem Hoffräulein ein leidenschaftliches Geständnis; er gewahrte, daß seine Liebe erwidert wurde, aber ehrenhaft kämpfte das tapfere Mädchen gegen ihre Herzenswünsche an. Die Glut des Prinzen steigerte sich nur; er setzte seinen Stolz darein, seine Liebe vor aller Welt zu bekennen; er verlangte, von seiner Gattin geschieden zu werden. Der König mißbilligte die haltlose Leidenschaft; endlich veranlaßte er die Vermählung Sophiens mit einem Vetter, dem Legationsrat von Voß, und entfernte das junge Paar unverzüglich vom Hofe. Damit war der Roman zu Ende; aber noch nach Jahr und Tag hielt es Friedrich nicht für überflüssig, dem Bruder eine lange Vorlesung über die Gefährlichkeit zarter Bande zu halten, immer mit der Beteuerung, daß seine Bemerkungen keine persönliche Beziehung haben sollten: „Wir haben so viel Beispiele von Dummheiten, zu welchen die Weiber Männer und Fürsten, und zwar bedeutendere Fürsten als einen Erbprinzen von Hessen, herumgebracht haben, daß ich meine, ein jeder, der sich einer Schwäche bewußt ist, muß klug auf sich acht haben und sich seiner Leidenschaft nicht soweit preis geben, daß er ihr alles opfert und all sein Thun dem Wink des Liebchens anpaßt.“ Nichts sei weibischer und schwächlicher als diese Widerstandslosigkeit gegen Thorheiten, die man bei beruhigtem Blut alsbald bereue. Nicht anders als dem König erscheint der Prinz unsern ausländischen Berichterstattern, den Tyrconnell, Tilly,

Latouche: Eine weibliche Natur, liebenswürdig, empfänglich, sinnlich, schwach gegen die Reize der Schönen, nachgiebig und bestimmbar auch sonst, ohne Selbstvertrauen, persönlich tapfer, aber im Innern furchtsam, ohne Entschluß, abhängig von den Schwestern, abhängig auch von dem geistig weit bedeutenderen jüngeren Bruder.

Prinz Heinrich war vier Jahre jünger als der Prinz von Preußen, vierzehn Jahre jünger als der König. Friedrich hatte nach dem Tode des Vaters die Erziehung der beiden jüngsten Brüder, des vierzehnjährigen Heinrich und des zehnjährigen Ferdinand, seinem Freunde, dem Obersten Stille, anvertraut. Er wollte die Zöglinge streng gehalten wissen und verlangte wöchentliche Berichte über ihren Fleiß oder Unfleiß; er tadelt an Heinrich, daß er nachzulassen beginnt und die Vergnügungen den Studien vorzieht; die Musik, deren Uebung ihm selbst von dem Vater so verargt worden war, verbietet er nicht, aber verweist sie „als ein bloßes Nebenwerk“ aus den Lehrstunden in die Frei- und Spielzeit. In den Feldzug von 1744 durfte Heinrich den König schon begleiten, ebenso auf sein Drängen in den folgenden; den Brief, den der siegreiche Feldherr vom hohenfriedberger Schlachtfelde der Mutter sandte, mußten die Brüder, zum Beweise, daß sie unversehrt seien, mitunterzeichnen. Und zu Ausgang des Krieges bemerkte der König mit Genugthuung, daß man im Heere die militärischen Anlagen des Prinzen Heinrich, auf die er schon oft hingewiesen habe, zu würdigen beginne. Dann aber änderte sich die Stimmung. Des Prinzen Nachlässigkeit im Friedensdienste wird gerügt, die Bitte, als Freiwilliger den Schauplatz des österreichisch-französischen Krieges aufsuchen zu dürfen, ihm abgeschlagen. Wie einst der Vater ihm, so rechnet Friedrich dem Bruder vor, daß er durch keine Liebe, kein Entgegenkommen seine Freundschaft, sein Herz zu gewinnen vermöge; daß Heinrich ihn nicht ansieht, nicht anredet, ihm nicht das geringste Zeichen der Zuneigung gibt, wie ein Fremder mit ihm lebt. „Wir haben uns nichts vorzuwerfen,“ so schilt er endlich, „wir sind beide gleich kalt gegeneinander, und da Ihr es nicht anders haben wollt, so soll es mir recht sein.“ Am trotzigsten gebärdete sich der Prinz, als im Sommer 1749 der Kommandeur des Potsdamer Füsilierregiments, dessen Chef er war, vom Könige für die Herstellung besserer Ordnung verantwortlich gemacht wurde; Heinrich beschwerte sich und verlangte ein anderes Regiment, eines der alten Musketierregimenter, wie eben in Berlin eines frei wurde; der König antwortete nachdrücklich, daß gerade Berlin die am wenigsten geeignete Garnison für ihn sein würde, daß er ihn unter seinen Augen zu behalten beabsichtige, bis des Prinzen Charakter größere Stetigkeit und Zuverlässigkeit gewonnen haben werde. Die Geschwister, ohne ihrerseits lauten Widerspruch zu wagen, nahmen durchaus gegen das Haupt der Familie Partei und meinten, daß dem jungen Trotzkopf himmelschreiendes Unrecht geschehe. Der Prinz von Preußen ging soweit, daß er den französischen Gesandten in den häuslichen Zwist einweihte und um Rat bat; was konnte der gute Valory dem vermeinten Märtyrer anders empfehlen, als sich zu überwinden und zu unterwerfen? Zwei Jahre nach diesem Zwischenfall wurde dem Prinzen die anmutige, liebenswürdige Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel als Braut auserwählt, die schöne Fee, wie sie nachmals bei Hofe hieß; der König versprach

sich für den schwer zu behandelnden Bruder von der Ehe erziehlichen Einfluß, Beruhigung nach den Stürmen; er drückte seine Freude darüber aus, daß der Bräutigam sich entschieden zu seinem Vorteil verändere. Zum Zusammenstoße kam es jetzt nicht wieder, aber die Erkaltung zwischen den Brüdern blieb bestehen. Friedrich durchschaute die Stimmung der Prinzen sehr wohl. Er legte sich eine Art Theorie zurecht; die Prinzen von Geblüt erscheinen ihm in den Monarchien als unbefriedigte, unglückliche Zwitterwesen, als eine Art Amphibien zwischen dem Thron und der Masse der Unterthanen; ihrem gefährlichen Widerspruchsgeist gegenüber läßt er sich die dynastische Geschichte Frankreichs eine Warnung sein. Doch begegnete er wenigstens dem Prinzen von Preußen mit unbefangener Herzlichkeit.

Nicht bloß an den Verwandten, auch an den Freunden erfuhr es Friedrich, daß der Thron einen Abstand schuf, und daß es dem Könige schwerer werden sollte als einst dem Kronprinzen, uneigennützige und aufrichtige Hingebung sich zu gewinnen und sich zu erhalten.

Unter den alten Freunden hielt der Tod vorzeitige Ernte. Die wertesten Jugendgefährten haben Sanssouci nicht mehr geschaut. Jordan und Keyserlingk vor allen, die 1745, während Friedrich im Felde weilte, schnell nacheinander Dahingeschiedenen, blieben ihm unersetzlich. Bei der Rückkehr aus dem Kriege traf er seinen alten Lehrer Duhan auf dem Sterbebett; es war ein ergreifender Anblick für die Begleiter, wie er, die Umfahrt durch die festlich erleuchtete Hauptstadt unterbrechend, zu dem Totkranken eintrat, während von der engen Gasse der Schein der Freudenfeuer und die Jubelrufe der Menge in das Gemach drangen. Im zweiten Friedensjahre starb, zweiundvierzigjährig, der Befehlshaber der Gensdarmen-Garde, Georg Konrad von der Goltz, der Held von Soor, der Unterhändler von Kleinschnellendorf. Noch am letzten Abend hatte Friedrich ihn besucht; der Sterbende, so meldet er den Tod an Leopold Maximilian von Dessau, „hatte den Kopf ganz ebenso frei, wie Sie ihn immer gekannt haben; ein Freund weniger für Sie und mich, und ein großer Verlust für den Staat.“ Friedrich hat Goltz unsern Ulysses und ein andermal den Proteus der Fabel genannt, als den, welcher in demselben Feldzuge die Rollen des Adjutanten, des Generals, des Intendanten und selbst des Diplomaten übernehmen konnte, wie Cäsar vier Schreiben auf einmal diktierte und wenn er seine Reiterbrigade an den Feind gebracht, vom Roß stieg, um hundert verschiedene Befehle für das Verpflegungswesen zu erteilen. „Man war gewohnt, von ihm das Doppelte zu fordern wie von jedem andern; er hat lange gelebt, weil sein ganzes Leben im Denken und im Handeln aufging.“ Noch ein anderer der tapferen Reiterführer ging bald dahin: Stille, der Genosse der Rheinsberger Studien, „gleich geschaffen für die Wissenschaften wie für den Krieg, für den Hof wie für die gelehrte Zurückgezogenheit“. Am beklagenswertesten war doch der Ausgang des Generals Borcke. Zwanzig Jahre, seit König Friedrich Wilhelm den jungen Lieutenant dem fünfzehnjährigen Kronprinzen als Aufpasser beigegeben, hatte Borcke mit Friedrich in vertrautem Verkehr gestanden, bis sich 1747 die ersten Spuren einer Gemütskrankheit zeigten; der unausgesetzte, angestrengte, den ganzen Tag ausfüllende Dienst — beim Thronwechsel war Borcke General-

adjutant geworden — hatte seine Kräfte vorzeitig verbraucht, nach vierjährigem traurigem Siechtum war ihm der Tod 1751 eine Erlösung.

Auch sein Namensvetter Kaspar Wilhelm von Borcke, Preußens Vertreter in Wien beim Ausbruch des ersten Krieges und nachher des Grafen Podewils Kollege im Auswärtigen Amt, der feinsinnige Uebersetzer von Shakespeares Cäsar, wurde bei seinem frühzeitigen Tode im März 1747 von der ganzen königlichen Familie aufrichtig betrauert; „es war ein allerliebster Mensch," meinte in Stockholm die alle Vorgänge der Heimat mit reger Teilnahme begleitende Ulrike, „viel mehr geschaffen für die Gesellschaft der Lebenden als die der Toten; der gute Vater Abraham wird für seine Bonmots kein Verständnis haben."

Zwei Vertreter der vergangenen Zeiten schieden in den beiden Feldmarschällen aus fürstlichem Geschlecht dahin, Leopold von Anhalt und Friedrich Wilhelm von Holstein-Beck. Zwar war der alte Schnurrbart — la vieille Barbe — seit 1740 nur selten noch aus Dessau an den neuen preußischen Hof gekommen, weil er sich über Undankbarkeit beklagen zu müssen glaubte; doch seit dem großen Tage von Kesselsdorf war sein Herz versöhnt. Er verwand es sogar, als im folgenden Jahre seine herkömmlichen Einwendungen gegen eine Anordnung des Königs noch einmal in sehr entschiedener Weise zurückgewiesen wurden: „Ich verstehe darunter keinen Scherz, und mögen Euer Liebden Mich nicht vor einen Fürsten von Zerbst oder Köthen nehmen, sondern Meinen Ordres Genüge thun, sonsten es nichts andres wie Verdruß machen kann." Den Vorsatz, den er zu Neujahr 1747 in seinem Glückwunschschreiben aussprach, dem Könige noch einmal mündlich seine treueste Ergebenheit zu versichern, hat er nicht mehr ausführen können. Vom 14. März dieses Jahrs datiert sein letztes Schreiben an Friedrich, dem er auf Verlangen Nachrichten über die Geschichte des Heeres sendet: „ich aber wünsche," so schließt der Brief, „daß Gott Ew. Königl. Majestät brave und formidable Armee zum Trost und Erhebung Dero Königreichs und Lande, wie auch zum Schrecken Dero Feinde in dem größesten Flor erhalten möge und wolle. Dieser treu wohlmeinende Wunsch gehet aus alten treuen Kriegesmannes-Herzen und ich werde bis an mein Ende mit selbigen verharren." Wenige Wochen darauf traf den greisen Helden ein Schlaganfall, am 9. April ist er zu Dessau verschieden. Das Gewitter, das selbigen Tages niederging, veranlaßte den König zu der Aeußerung, er habe sich wohl gedacht, daß der Himmel den Alten mit Donner und Blitz aufnehmen würde. Sein Verhältnis zu dem rauhen Freunde seines Vaters, dem Manne „von großen aber nicht von guten Eigenschaften", war in der That allzeit kalt und voll Mißtrauen geblieben; Sulla beliebte er schon als Kronprinz ihn zu nennen, und jetzt ins Grab sagte er ihm nach, sein Ehrgeiz würde zu jeglichem Unterfangen eines Marius und eines Sulla fähig gewesen sein, wenn die Gelegenheit sich geboten hätte.

Das fürstliche Seitenstück im Heer zu dem Dessauer, der „alte Holsteiner", von den Witzbolden duc de Holstein-Vaisselle genannt, weil er der Sage nach für den Erlös seines westfälischen Stammgutes Beck ein silbernes Tafelgeschirr — vaisselle — erstanden haben sollte, stand als Heerführer tief unter dem alten Dessauer; als Mensch und Gesellschafter war er ungleich liebenswürdiger. Wo es am lustigsten herging, fehlte der joviale alte Herr nicht gern, und die

mancherlei Scherze, die man sich bei Hofe mit ihm erlaubte, wenn er aus seiner Garnison Königsberg als stets gerngesehener Besuch eintraf, nahm er mit gutem Humor hin. Ein Blutsturz raffte sein Leben am 11. November 1749 beim Mahle binnen drei Minuten hinweg. „Unser guter alter Herzog," so meldete Friedrich der Markgräfin von Baireuth den Todesfall, „wird allgemein betrauert; er hat nie einem andern als sich selbst etwas Böses angethan, die Galanterie hat ihn erst mit dem letzten Seufzer verlassen."

Den alten Dessauer, seinen Vater, überlebte Fürst Leopold II. von Anhalt-Dessau nur um kurze Frist. An ihn, den um zwölf Jahre Aelteren, hatte Friedrich sich als junger Prinz eng angeschlossen; man wechselte sehr kameradschaftliche Briefe, und es war für den Kronprinzen ein Fest, wenn er sich in Dessau zum Besuch anmelden konnte, um „dem lieben Polten den Champagner auszusaufen". Als König hat er dem Erstürmer von Glogau, dem Mitstreiter von Chotusitz die Freundschaft bewahrt und ihn oft als seinen Gast begrüßt. Leopold Maximilian starb nach nur fünfjähriger Regierung am 16. Dezember 1751.

Noch vor Ablauf dieses Jahres traf den König ein neuer Verlust. Am 29. Dezember war er Zeuge des Todes von Rothenburg, der sich nach seiner schweren Verwundung nie ganz erholt hatte. Wieder, wie einst bei der Trennung von Keyserlingk, ergab sich Friedrich seinem Schmerz mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Er sei unfähig, ihren Brief zu beantworten, schreibt er zwei Tage nach dem Verluste der Markgräfin von Baireuth; „ich sehe nichts als meinen Schmerz, alle meine Gedanken haften an dem Verlust eines Freundes, mit dem ich zwölf Jahre in einer vollendeten Freundschaft gelebt habe." Und einige Zeit darauf: „Was heißt leben, wenn man sich aller derer beraubt sieht, mit denen man des Längsten gelebt hat, wenn der Tod uns die, welche wir lieb hatten, für immer entreißt!" Mit Bitterkeit fügt er hinzu: „Ich glaube, nur die sind glücklich auf der Welt, die niemand lieben." Dann aber schilt er wieder auf die Fühllosen und Abgestumpften, welche Freundschaft und Trauer belächeln und derenthalben man sich eine Selbstbeherrschung auferlegt, um die man sich doch wieder innerlich Vorwürfe macht. „Ich studiere viel, und das tröstet mich wirklich; aber wenn meine Gedanken zu den vergangenen Zeiten abschweifen, öffnet sich des Herzens Wunde von neuem." Einen Freund wie Rothenburg hat Friedrich nicht wieder gefunden, den so vieles auf einmal ihm wert gemacht hätte: Zuverlässigkeit des Charakters, Geist und Laune, Uebereinstimmung des Alters, der Gesinnung, des Geschmacks, des deutschen Blutes und der französischen Bildung, Gemeinsamkeit nicht bloß der litterarischen und ästhetischen Liebhabereien, sondern auch des politischen und militärischen Gesichtskreises; durfte er doch diesem Freunde mit der gleichen Zuversicht die schwierigste diplomatische Verhandlung und am Morgen einer Schlacht den Befehl über seine Reitergeschwader anvertrauen.

Im ganzen ist die Zahl der Offiziere und Staatsdiener, die der König nicht bloß als Kämpen und zu den Geschäften, sondern auch an seiner Tafelrunde brauchen konnte, allzeit klein gewesen. Männer wie Winterfeldt und Buddenbrock, die Generaladjutanten, so lieb sie ihm waren, standen doch seinen außerhalb des Dienstes liegenden Interessen allzufern; dagegen wurde der General

Asmus von Bredow, den manche als den Nachfolger von Goltz in der Gunst des Königs betrachteten und der im Winter 1751 sein Hausgenosse im Potsdamer Stadtschlosse war, der Widmung eines französischen Gedichtes für wert gehalten. Zur Sommerzeit hat Friedrich einmal seinen bewährten Podewils auf vierzehn Tage sich als Gast nach Sanssouci geladen, und Podewils' Kollege im Auswärtigen Amt, Graf Finckenstein, im Sommer 1749 nach seiner Rückkehr aus Paris zum zweiten Kabinettsminister ernannt, hatte als der Gespiele von ehedem ältere Ansprüche als irgend ein andrer des engeren Kreises. Seinen alten Ruf als anregender Gesellschafter behauptete der Genosse der glücklichen Rheinsberger Tage, General Fouqué; er hatte sich im Krieg als Gouverneur der Grafschaft und Festung Glatz reichen Dank erworben und kam jetzt im Frieden dann und wann aus seinen Bergen zu längerem Besuch an den Hof. Auch Fouqués normannischer Landsmann Chasot ward aus seiner kleinen pommerschen Garnison noch wiederholt herbeigerufen; doch war sein Stern schon im Erbleichen. Als er bei Hohenfriedberg den Baireuther Dragonern auf ihrem Trophäenritt vorangesprengt war, da befand sich sein Name in aller Munde, aber in den Friedensdienst wußte sich der geniale Chevalier nicht ganz zu finden. Daß er einen in das Regiment eingeschobenen Kameraden im Duell erschlug, wurde ihm sehr verargt, aber noch verziehen; neuen Tadel zogen ihm dann Eigenmächtigkeiten, wohl auch Nachlässigkeiten, im Dienste zu, anderseits machte er an des Königs Freigebigkeit stärkere Ansprüche, als dieser auf die Dauer gelten ließ. So ward Chasot mit seinem Lose bald unzufrieden, schützte seine Gesundheit vor und ruhte nicht eher, als bis er 1751 den Abschied erhielt.

Auch in Pöllnitz, dem verschuldeten Baron, den die Sorge um das tägliche Brot auf die Entdeckung seiner glücklichen litterarischen Ader geführt hatte, wollte sich noch einmal der alte Vagantentrieb regen. Als eine reiche Nürnbergerin die Hand des verlebten Fünfzigers ausschlug, glaubte er für die Zukunft an seinem Beruf als Spaßmacher schier verzweifeln zu sollen; er gedachte dem Hofleben Valet zu geben. Der König erteilte seinem Kammerherrn und Zeremonienmeister die Entlassung in einem mit grausamer Satire abgefaßten Schriftstück. Das war Anfang April 1744; vier Monate später war der „hinkende Satyr" als reuiger Sünder wieder da und wurde zu Gnaden wieder angenommen, nicht ohne daß ihm Friedrich die böse Bemerkung, er wolle lieber den Schweinen dienen als den großen Herren, mit herbem Scheltwort vorgehalten hätte. Seitdem gab der einst so Ungebundene alle Selbständigkeitsgelüste auf.

Algarotti blieb der „unbeständige, flatternde Schmetterling". Friedrich hat ihn später eigennützig und wohldienerisch genannt, und der hart an die Grenze des Erträglichen streifenden Lobsprüche des Schmeichlers erwehrt er sich einmal mit der Bemerkung: „Sie haben für meine Werke die Gefälligkeit, welche die Kardinäle für die Verfügungen unsres guten Papstes haben." Aber er bekannte, daß kein Mensch, außer Voltaire, auf alle wissenschaftlichen Fragen ihm so mit barer Münze zu dienen vermöge. Er meinte, durch Algarottis Unterhaltung gleichsam in eine Gallerie versetzt zu werden, wo das bezaubernde Schauspiel der wertvollsten Gemälde fortwährend wechsle und wo die letzten die schönsten seien. Algarotti hatte 1741 bei seiner Sendung an den Turiner

Hof keinen Erfolg erzielt, aber der Gegenstand seines Ehrgeizes blieb nun ein Gesandtschaftsposten. Den schlug ihm Friedrich nach dem Breslauer Frieden rund ab; er bot ihm „eine gute Pension und viel Freiheit“. Algarotti antwortete ausweichend; er dankte, daß der König zwei widersprechende Dinge für ihn mit einander versöhnen wolle; sein Wunsch sei, von Zeit zu Zeit ein Jahr in Berlin zuzubringen, das dann für ihn ein Jahr der Freude sein solle, wie die Wiederkehr der olympischen Spiele für die Griechen oder das Säkularfest für Rom. Erst 1747 ließ er sich bestimmen, als Kammerherr förmlich in den preußischen Hofdienst einzutreten; der Verfasser des „Newtonismus für die Damen“ hatte inzwischen seinen schriftstellerischen Ruhm durch den „Kongreß von Cythera“ aufgefrischt, die artige Allegorie, welche die Frauen Italiens, Frankreichs und Englands im Wettstreit der Liebe einführt: Voltaire pries sie als von den Grazien diktiert und mit einer aus Amors Fittichen geraubten Feder aufgezeichnet. Friedrich versprach sich von seiner neuen Erwerbung „alle Arten von Annehmlichkeit“, aber nach kaum einem Jahre verschwand Algarotti von neuem, diesmal wie es scheint aus Verdruß, in der Gunst der schönen Barbarina sich, den Landsmann und den Adonis, von einem Deutschen, dem Sohne des Großkanzlers Cocceji, überholt zu sehen. Sechs Monate, spottete Friedrich, brauchte er für das Leichenbegängnis seiner Liebe; dann, im November 1748, kehrte er zurück, um nun fast fünf Jahre bei Hofe auszuharren. Auf die Dauer aber wollte er sein schönes Vaterland und seine Unabhängigkeit nicht missen.

Auch dem Hamburger Bielfeld hat es in der diplomatischen Laufbahn nicht glücken wollen; er ist über die Staffel eines Legationssekretärs, die ihm zu bescheiden dünkte, nie hinausgekommen, denn als das Ministerium ihn 1741 für die Besetzung eines selbständigen Gesandtschaftspostens auf die Liste brachte, mit dem Bemerken, daß der König ihn selber am besten kennen werde, ließ dieser den Vorschlag unberücksichtigt. Bielfeld fand dann als Hofmeister des jüngsten der königlichen Brüder Verwendung, und als sein Prinz 1746 nach Potsdam übersiedelte, sah er sich nach sechsjähriger vergeblicher Bemühung, die er nicht in Abrede stellte, zu der Gesellschaft des Königs wieder zugelassen. Dagegen wollte der glänzende Graf Gotter, der Juppiter tonans, lange gebeten sein, ehe er sich von seinem thüringischen Tuskulum Molsdorf, wohin er sich 1745 zurückgezogen hatte, wieder losriß. Sein Verlust bedeute für Berlin einen Bankerott, hatte ihm der König beim Scheiden geschrieben; doch hoffe er auf ein Wiedersehen: „Die Berliner Gesellschaft trägt, seit Sie tot für dieselbe sind, tiefe Trauer, um Ihrer Eigenliebe zu schmeicheln; meinen Horaz habe ich schwarz einbinden lassen, und Joyard — der Leibkoch — macht nur noch dunkelfarbige Ragouts.“ 1749 ward Gotter zunächst als Gast wieder bei Hofe gesehen, das Jahr darauf kehrte er zu dauerndem Aufenthalte zurück. „Wer wie Sie,“ rief ihm Friedrich entgegen, „das Vergnügen, den Geist und diesen liebenswürdigen Frohsinn überall mit sich bringt, der den Zauber der guten Gesellschaft ausmacht, darf der ihm gebührenden Aufnahme sicher sein.“

Gotter war Oberhofmarschall, aber die großen Ehrenämter waren an diesem Hofe ohne Bedeutung. „Er hat,“ witzelte ein Franzose, „einen Kanzler, der

niemals spricht, einen Oberjägermeister, der keine Wachtel zu töten wagen würde, einen Oberhofmeister, der nichts anordnet, einen Oberschenk, der nicht weiß, ob Wein im Keller ist, einen Oberstallmeister, der nicht befugt ist, ein Pferd satteln zu lassen, einen Oberkammerherrn, der ihm noch nie das Hemd gereicht hat, einen Großmeister der Garderobe, der nicht den Hofschneider kennt: die Verrichtungen aller dieser großen Aemter werden von einem einzigen Manne Namens Fredersdorf versehen, der außerdem noch Kammerdiener, Kammerherr und Kabinettssekretär ist." Der Hoboist Fredersdorf hatte, so wird erzählt, in den Küstriner Tagen dem Kronprinzen Friedrich mit seinem Flötenspiel die Stunden kürzen helfen; er war dann nach Ruppin und Rheinsberg mitgegangen und bald unentbehrlich geworden; nach Bielfelds Schilderung ein großer, schöner Mann, nicht ohne Geist und Feinheit, höflich und zuvorkommend, geschickt und geschmeidig, auf seinen Mammon bedacht und dabei prunkhaft. Während ein Gesandtschaftsbericht es ihm lassen muß, daß jedermann seine Treue und Uneigennützigkeit rühme, verschrieeen andre ihn samt seinen beiden reichen Freunden, den Kaufleuten Splitgerber und Daum, als wahre Blutsauger. Der König lohnte die auch auf politische Aufgaben geheimster und kitzligster Art sich erstreckenden Dienste seines geheimen Kämmerers — diesen Titel erhielt Fredersdorf beim Thronwechsel — auf das freigebigste. Seine nicht gerade zahlreich erhaltenen eigenhändigen Zettel an diesen nur halbgebildeten Mann, mit ihrem ungefügen Deutsch und dem stehenden Schluß „Gott bewahre dihr", heben sich von dem zierlichen Briefwechsel mit all den Franzosen und Halbfranzosen eigenartig ab. Zwischen die auf allerhand kleine Alltäglichkeiten der Haushaltung bezüglichen Aufträge finden sich immer von neuem Warnungen vor zweierlei Leuten eingestreut: vor den „verzweifelten Goldmachers", an deren alchymistische Künste Fredersdorf trotz aller schlechten Erfahrungen nicht den Glauben verlor, und vor „idioten Dokters und alten Weibern", deren „närrischer Quacksalberei" der an mannigfachen Gebresten Leidende kaum mindres Zutrauen entgegentrug. „Du must dich durchaus nicht mehr schinden lassen . . . glaube mihr ich verstehe mehr von Anathomie und Medicin wie du . . . meine beiersche Köchin berümt Sich daß sie dihr in der Cuhr hat, Lachmann brauchstu dermank und wer weis wie Viehl andere Dokters, ich mus dihr die reine Wahrheit Sagen du führst dihr wie ein ungezogen Fant auf." Er droht dem Unbelehrbaren: „Du wirst mihr zwingen deine Leute in Eid und Flicht zu nehmen auf daß sie mihr gleich angeben müssen wen ein neuer Dokter kömmt oder dihr Medicin geschicket wirdt." Gar zu böse waren diese Strafpredigten nicht gemeint. Als Fredersdorf nach langer Krankheit sich in der Genesung befindet, schreibt ihm sein Herr: „Wohr heute gegen Mittag die Sonne Scheint, So werde ich ausreiten, kom doch am Fenster ich wolte dihr gern sehen", und setzt fürsorglich hinzu: „aber das Fenster mus feste zu bleiben und in der Camer mus Stark Feuer Seindt." Auch das damals in einer eignen Litteratur gepflegte Kauderwelsch der sogenannten Deutsch-Franzosen, als deren berühmtester Vertreter Riccaut de la Marlinière der Zeiten Flucht überdauert hat, wird von Friedrich in diesen Briefen verwandt: „Gott bewahre ihre Hokwolgebor und gebe Kesundheit und Kreften, auf Schlaf und fiel andere Kute sak."

In untergeordneter Stellung, wie Fredersdorf, hat auch Claude Etienne Darget ein vertrautes Verhältnis zu dem Gebieter zu gewinnen verstanden. Darget versah seit dem Beginn des Jahres 1746 das, was am französischen Hofe dem secrétaire des commandements oblag: er war der Gehülfe des Königs bei Erledigung der Privatkorrespondenz und zumal des litterarischen Briefwechsels, für den das steife, mühsam angelernte Französisch der ohnehin genug beschäftigten Kabinettssekretäre nicht zugereicht haben würde. Bis zum Ausgang des letzten Krieges Sekretär des französischen Gesandten Valory, zog er die Aufmerksamkeit des Königs von Preußen durch die Geistesgegenwart und mutige Hingebung auf sich, womit er, als die Panduren im Herbst 1745 zu Jaromircz bei nächtlicher Weile Valorys Quartier überrumpelten, sich für den Gesandten ausgab und in das österreichische Lager entführen ließ. Darget erwarb sich seines neuen Gebieters Zufriedenheit und Wohlwollen in hohem Grade. Ein „bon enfant“, „wenig unterrichtet, aber rechtschaffen“, so hat Friedrich ihn charakterisiert; er behandelte den „emsigen Kopisten seiner Produktionen“ auf sehr vertraulichem Fuße, wobei es dann ohne Neckereien nicht abging. In einem seiner Gedichte beklagt er den Sekretär ob des schreibseligen, unbequemen Herren, der ihn keinen Augenblick zu Atem kommen lasse, und entschuldigt sein träumerisches, unberechenbares, zerstreutes Wesen, seine nachdenklichen und trüben Stimmungen mit dem schweren Beruf der Könige. Darget galt so entschieden als wohlgelittener Gesell, daß später, als er in die Heimat zurückgekehrt war, das französische Ministerium auf den Gedanken kommen konnte, den König von Preußen durch ihn aushorchen zu wollen.

Darget eröffnet die Reihe der neuen, erst in der Potsdamer Periode angeknüpften Bekanntschaften. Im Winter auf 1748 kamen die beiden Brüder Keith an den preußischen Hof. George Keith, aus dem Geschlecht der Erbmarschälle von Schottland, hatte 1715 in seiner Heimat unter der Fahne des stuartischen Prätendenten gegen die welfische Herrschaft gekämpft und war dann landflüchtig in spanische Kriegsdienste getreten. Seiner politischen Vergangenheit wegen wurde ihm, als er nach langen Jahren seinen Bruder James, den General der Zarin, besuchen wollte, das Betreten des russischen Bodens untersagt. Das und andere Erfahrungen verleideten diesem Bruder den dortigen Dienst; nach einigen Schwierigkeiten, die ihm Bestushews Mißgunst bereitete, erhielt er seinen Abschied und stellte dem König von Preußen seinen Degen zur Verfügung. Friedrich nahm den bewährten Heerführer, den Helden von Wilmanstrand, mit Freuden auf und überraschte ihn zum Empfang mit dem Marschallstab. „Ich habe jetzt die Ehre, und was noch mehr ist, das Vergnügen, bei dem Könige in Potsdam zu sein,“ berichtete James unter dem ersten frischen Eindruck am 28. Oktober 1747 dem Bruder. „Ich genieße hier die Auszeichnung, fast täglich mit ihm zu Mittag und zu Abend zu speisen. Er hat mehr Geist und Witz, als daß ich mit dem meinen es schildern könnte, und spricht über die verschiedensten Dinge gründlich und sachkundig. Er hat eine Anzahl Leute, mit denen er ganz ungezwungen, fast wie ein Freund verkehrt, aber keinen Günstling; dazu eine natürliche Höflichkeit gegen seine ganze Umgebung. Dafür, daß ich erst vier Tage um ihn bin, mag es Euch scheinen, als ob ich von seinem Charakter schon recht

viel zu wissen beanspruche; darauf aber könnt Ihr Euch verlassen, wenn ich Euch sage: nach längerer Zeit werde ich genau so viel von ihm wissen, als er mich wissen lassen will, und sein ganzes Ministerium weiß nicht mehr." Auch der König war von seinem neuen Feldmarschall andauernd sehr befriedigt; er beglückwünschte sich, hier die heldenhafte Tapferkeit in Verbindung mit angenehmen Umgangsformen und wirklicher Herzensbildung gefunden zu haben. Sofort ließ er nun auch den andern Bruder Keith, der inzwischen in Venedig seinen Ruhesitz aufgeschlagen hatte, einladen, und Lord George meinte, wie der Bruder ihm zuliebe seine Eisregionen verlassen habe, so wolle er sich jetzt gern von seiner südlichen Sonne trennen. Im Februar 1748 zog er, bereits ein Sechziger, in der neuen Heimat ein, wo er dreißig Jahre später sein vielbewegtes Leben beschließen sollte. Der Lord Marschall von Schottland sprach schon seine Muttersprache langsam, im Französischen rang er mit dem Ausdruck und bildete sich seine eigenen, oft überraschenden und naiven Wendungen, aber diese stockende Ursprünglichkeit verlieh seiner Unterhaltung einen besondern Reiz. An der Tafelrunde von Sanssouci bildeten die vornehmen, welterfahrenen Schotten gegen die sprudelnden, unbedachten französischen Schöngeister ein vortreffliches Gegengewicht. Lord Marschall erklärte, in seinem Tarif den Esprit hinter dem Bonsens und dem Zartgefühl ansetzen zu müssen, und führte gern das Wort des französischen Akademikers Fontenelle an, der in seinem hundertsten Jahre sich gerühmt, nie die kleinste Tugend in das Lächerliche gezogen zu haben. Doch brauste der sonst so milde Mann auf, wenn in seiner Gegenwart eine herabsetzende Bemerkung über König Friedrich fiel. „Ich will nicht der Freund eines Mannnes sein, der täglich an der Tafel des Königs speist, um nachher seine Galle auszuspritzen" — so hat er einst einen der Potsdamer Tischgenossen angefahren. Wenn nun dieser getreue Aufrechte obenein im stande war, seinem königlichen Freunde als Diplomat, wie zeitweilig auf dem schwierigen Pariser Gesandtschaftsposten, die wertvollsten Dienste zu leisten, so hatte Friedrich ihm gegenüber vollen Anlaß zu dem dankbaren Geständnis: daß die Spezies der liebenswürdigen Menschen, die zugleich Verdienst haben, aller Orten selten ist, und daß man sie hochhalten muß, wenn man sie besitzt.

Im Gefolge der überspannten Herzogin-Witwe von Württemberg war während des Winters auf 1742 ein Provençale, Marquis d'Argens, in Berlin eingetroffen, der witzige Verfasser der „Jüdischen Briefe", Bruder Isaak, wie Voltaire ihn nannte. „Die Flucht des Philosophen", den das ihm auferlegte süße Joch zu drücken begann, die Racheplane der verschmähten Armida, die nicht mehr von silbernen Tellern (assiettes d'argent) speisen wollte, um nicht an den Namen des undankbaren Spröden erinnert zu werden, und die endliche Versöhnung zwischen beiden hatten damals den Spöttern reichlichen Stoff geboten. Nur aus politischen Gründen, um die Herzogin bei guter Laune zu erhalten, entschloß sich Friedrich, dem Marquis, den er für verrückt zu halten geneigt war, ein Jahrgeld anzuweisen und den Schlüssel der Kammerherren zu verleihen. Erst nach dem Dresdner Frieden trat d'Argens ihm näher. Die poetische Beschreibung von Sanssouci wurde 1747 dem neuen Freunde gewidmet, und ein weiterer schmeichelhafter Vertrauensbeweis war die Sendung in das

französische Hauptquartier, wo d'Argens dem König Ludwig, seinem ehemaligen Kriegsherrn, ein Geschenk des preußischen Monarchen, Rosse aus dem littauischen Gestüte, zu überbringen hatte. Der Sendling erzählt selbst, daß Ludwig XV. bei seinem Anblicke lachte; und in der That hatte er manches an sich, was dem Humor eine Zielscheibe bot: die lässige Bequemlichkeit, die Langschläfernatur, die bis zur Unreinlichkeit gehende Gleichgültigkeit gegen seinen äußeren Menschen und im Gegensatz dazu die peinliche Sorge für die teure Gesundheit — alles Eigenschaften, die man an dem fünf Fuß sieben Zoll langen Infanteriekapitän außer Diensten zunächst nicht erwartet haben würde. Als d'Argens seiner Gesundheit halber 1750 abermals die Heimat aufzusuchen wünschte, argwöhnte Friedrich die geheime Absicht, Preußen ganz zu verlassen, und ließ dem Urlaubsgesuch die unwirsche Antwort zu teil werden, d'Argens möge fortbleiben, solange es ihm beliebe. Schon glaubte sich der Marquis in Ungnade gefallen; dem Gebieter aufrichtig ergeben, ehrlich und zuverlässig, freute er sich drum von Herzen, als ihn Friedrich nach Jahresfrist durch den Gesandten in Paris auffordern ließ, wieder Briefe zu senden, und schnell kehrte er nun nach Potsdam zurück.

Während seines ersten Pariser Aufenthaltes, im Sommer 1747, hatte d'Argens aus Sanssouci den Auftrag erhalten, einen Gelehrten zu gewinnen, der bei persönlicher Liebenswürdigkeit, Zuverlässigkeit des Charakters und Vertrautheit mit der Litteratur kein Pedant sein dürfe. Er konnte den Mann, der diese Eigenschaften vereinigte, nicht schaffen; er hebt in einer Charakteristik der litterarischen Kreise der französischen Hauptstadt hervor, daß den jungen Leuten von Kenntnissen und schriftstellerischem Talent der Ton der guten Gesellschaft vollständig fehle; wer irgendwie eine Geltung habe, sei durch allerhand Vorteile und Annehmlichkeiten allzu fest an Paris gekettet. Bald nachher wurde dem König von andrer Seite ein Adept der neuesten Schule, allerdings ein Ausgestoßener des französischen Parnasses, empfohlen. Jules Offray de La Mettrie war daheim durch seine blutigen Angriffe auf die Häupter der medizinischen Fakultät unmöglich geworden, und mußte aus Holland nach der Veröffentlichung seines „L'homme machine“ vor den Verfolgungen der Theologen flüchten. Sein bretonischer Landsmann Maupertuis — beide waren aus St. Malo — eröffnete ihm eine Freistätte in Preußen; er meinte, daß der König bei diesem Mann mit der Gabe angenehm zu erzählen und gut vorzulesen seine Rechnung finden werde; nur gelte es, einer allzu stürmischen Imagination, die sich bisher über die Schranken der Schicklichkeit und wohlanständiger Freiheit hinweggesetzt habe, den Hemmschuh anzulegen. Später, als die Materialisten in Frankreich unbehelligt das große Wort führten, ist Friedrich im Federstreit gegen sie aufgetreten; jetzt, da man sie noch verfolgte und vertrieb, nahm er einen La Mettrie bei sich auf und machte ihn zu seinem Vorleser: „Ich habe eine eigene Teilnahme für die verfolgten Philosophen“, schrieb er an Maupertuis (19. November 1747); „auch ich würde verfolgt werden, wäre ich nicht als Fürst geboren. Allerdings, La Mettrie ist kein Philosoph, aber er hat Geist, und dies ist mir ebensoviel wert wie Philosophie.“ Nicht der verunglückte Philosoph fand in Sanssouci eine Gemeinde, sondern der geistreiche Plauderer, der Spaßmacher La Mettrie, der Bouffon, als den ihn Diderot kurz und bündig gekennzeichnet hat. Sorg=

fältig erzogen und vielseitig gebildet, war er deshalb doch nicht minder unbesonnen, ungeberdig, haltlos, ein erster Vorläufer des litterarischen Sansculottentums; dabei doch wieder so kindlich harmlos, daß die, welche ihn näher kannten, ihm im Ernst nicht böse sein konnten. Nur so erklärt es sich, daß ihn Maupertuis wegen eines fast unglaublichen Gassenjungenstreiches gegen den Göttinger Haller in Schutz zu nehmen wagte. Als La Mettrie, der erste Gourmand der Welt, wie ihn Voltaire genannt hat, 1751 an den Folgen der Trüffelpastete, mit der er sich an der Tafel des französischen Gesandten überladen hatte, gestorben war, schrieb Friedrich: „Er wird von allen, die ihn gekannt haben, betrauert; er war lustig, ein guter Teufel, ein guter Arzt und ein sehr schlechter Schriftsteller; aber wenn man seine Bücher ungelesen ließ, konnte man mit ihm zufrieden sein.“ Daß er demnächst auf diesen wunderlichen Irrwisch eine akademische Gedächtnisrede verfaßte, wurde ihm ziemlich allgemein verdacht.

Maupertuis, La Mettries allzu nachsichtiger Gönner, hatte der Aufgabe, um derentwillen er nach Preußen berufen war, über alle Erwartung genügt. Am 23. Januar 1744 war die wiederhergestellte Akademie der Wissenschaften in feierlicher Sitzung eröffnet worden, aber sie blühte doch erst auf, als zwei Jahre später Maupertuis als immerwährender Präsident mit geradezu diktatorischer Gewalt an ihre Spitze trat. Der anfängliche Einfluß vornehmer Kuratoren, wie des Marschalls Schmettau, wurde abgeschnitten; Maupertuis, so gab der König seinen Willen kund, soll „der Papst der Akademie“ sein; es soll alles durch den Präsidenten geschehen, wie in einem Heere der General Herzoge und Prinzen kommandiert, ohne daß jemand daran Anstoß nimmt. Selbst die Vorschläge zu den erledigten Stellen hatten in Zukunft allein von ihm auszugehen. Gewiß eine glänzende, einzige Stellung. Und nicht bloß als Mann der Wissenschaft, als Gelehrter und Entdecker von Weltruf hielt er die anderen in Unterordnung; auch als den Schöngeist, den anregenden Gesellschafter, den Freund des Königs, den oft und stets gern gesehenen Gast an der vertrauten Tafelrunde staunten sie ihn an. Es kam hinzu, daß der einheimische Adel ihn seit seiner Verbindung mit einer der Töchter des Landes als zugehörig anerkannte. Da er die Gabe leichter Konversation und zündende Schlagfertigkeit hatte und nicht „dogmatisierte“, nicht durch langweilige Vorträge lästig fiel, so nahm Friedrich sein rechthaberisches Wesen, seine „brutale Offenheit“, sein mitunter sauertöpfisches Gesicht mit in den Kauf. Weihrauch freilich verlangte der Präsident; er schwelgte in seinem Ruhm, er hatte, wie man sich zuraunte, die Schwäche, sich, weil er die Pole abgeplattet habe, Gottvater gleich zu dünken; er hielt es wohl nicht für möglich, daß demnächst jemand sich herausnehmen werde, seinen Primat nicht anzuerkennen.

Wir haben keine Aufzeichnungen aus diesen Jahren über die Gespräche der Tafelrunde von Sanssouci. Aber Friedrich vergleicht einmal seine Gedichte mit Tischgesprächen, als Eingebungen und Ausdrücke einer Stimmung, „in der man laut denkt, ungeniert spricht und keinen Widerspruch übel nimmt“.

Die Œuvres du Philosophe de Sanssouci sind ein Denkmal für die Freunde. An sie alle wendet sich die Zueignung des ganzen Werkes, den ein-

zelnen sind die Stücke gewidmet. Sie kenne die Persönlichkeiten, an welche die Episteln gerichtet seien, schreibt der Verfasser bei Uebersendung dieser seiner „Sottisen“ der Markgräfin von Baireuth; also werde sie die Beziehungen und Spitzen verstehen.

Die „Werke des Philosophen von Sanssouci“ wurden Anfang 1750 in Sanssouci selbst, unter den Augen des Verfassers, im Turmbau („au donjon du château“) gedruckt. Nur einige wenige Abzüge verließen die Presse, „mit dem Privileg Apolls“ ausgestattet und mit den geistreichen Vignetten des berühmten Rembrandt-Radierers Georg Friedrich Schmidt geziert. Die drei Quartbände der Sammlung enthalten Oden, Episteln und vermischte Gedichte, dazu eine Anzahl Prosabriefe mit eingelegten Versen, einige Epigramme, einen gereimten Schwank, eine moralische Tierfabel und ein paar in der Akademie verlesene Stücke, wie die Gedächtnisreden auf Jordan und Goltz und die uns schon bekannte Dissertation über die Gesetze; endlich eine größere Dichtung, die komische Epopöe, „Le Palladion“. In einer 1752 gedruckten neuen Auflage des zweiten Bandes ist neben ein paar neuen Oden und Episteln ein militärisches Lehrgedicht, „L'art de la guerre“, hinzugekommen.

Von den Oden wenden sich zunächst einige, zu preisen oder anzuklagen, an die allegorischen Gestalten der Festigkeit und des Ruhms, der Schmeichelei und der Verleumdung. Gewissermaßen Gegenstücke, der Doppelnatur des Fridericianischen Staates entsprechend, sind die Oden „an die Preußen“ und „auf die Wiederherstellung der Akademie“ — zwei hohe Lieder zum Preise der heroischen wie der civilisatorischen Bestimmung dieses Staates, wo dann den „Lieblingskindern des Mars“ die stets erneute Uebung hingebender, thatkräftiger Tugend zur Pflicht gemacht wird, mit dem Hinweis auf Athen und Karthago als abschreckende Beispiele schnellen, selbstverschuldeten Verfalls. Das Gebiet der Tagespolitik betreten, von scharfen persönlichen Ausfällen nicht frei, die Strophen auf die letzten Wechselfälle des österreichischen Erbfolgekrieges und, aus dem Jahre 1749, über die Unruhen im Norden. Die Ode an den Grafen Brühl, den „unseligen Sklaven seiner hohen Stellung“ und dabei „unumschränkten Beherrscher eines schlaffen Königs“, läßt die polemisch-persönliche Beziehung schnell fallen, um in ausgesprochener Nachahmung eines horazischen Vorbildes, der herrlichen neunundzwanzigsten Ode aus dem dritten Buche der Lieder, die Ergebung in das Geschick, Standhaftigkeit und Entsagungsfähigkeit zu preisen. Noch bei einigen anderen Gedichten gibt die Widmung, an Maupertuis, an Voltaire, nur den Ausgangspunkt für allgemeine Betrachtungen: das Leben ist ein Traum, das Nahen des Alters und des Todes darf uns nicht schrecken u. s. w. Den rein persönlichen Charakter dagegen wahrt die Ode an den heiteren Dichter des Vert-Vert, an Gresset,

> Des holde Muse uns die Trägheit predigt
> Und doch die Lehre durch ihr Beispiel schädigt —

ebenso die Elegie an die Manen Keyserlingks, und die launigen Verse an das Freifräulein von Schwerin anläßlich ihrer Vermählung mit des Königs Flügeladjutanten, dem Schweizer Lentulus: ein poetischer Begleitbrief zu einem

höchst prosaischen Geschenk, dem riesigen Schweizerkäse, welchen der erlauchte Dichter der Braut zum Vorschmack ihrer künftigen Heimat überreichen ließ.

Es reihen sich aus der Zahl der Episteln diejenigen an, deren vertrauten, zwanglosen Charakter der Gesamttitel Epîtres familières kennzeichnet. Hier treffen wir die Beschreibung der Schönheiten und Freuden von Sanssouci für d'Argens; hier, noch aus der älteren Zeit, eine Epistel an Jordan, die den Bücherwurm mit den schönen gesellschaftlichen Talenten und der Gabe zu gefallen inmitten seiner verstaubten Einsamkeit, über Wälzern und Pergamenten, zwischen Kirchenvätern und Heiden, bekannten und gänzlich unbekannten Schriftstellern aufsucht; die „Palinodie an Darget", eine Abbitte für die der Feder entschlüpften Sarkasmen, an denen das Herz keinen Anteil habe; ein Trostschreiben an den im rauhen Dezember unter dem nördlichen Himmel Berlins erkrankten Maupertuis, und eine zweite Epistel an denselben, mit dem Klageruf der verwaisten, untröstlichen Akademie an ihren zum Besuch der gallischen Heimat von dannen gezogenen Präsidenten, wobei die Vorzüge des schönen Frankreichs, die Versammlung der vierzig Unsterblichen, die französische Hauptstadt und ihre Anziehungskraft, und selbst die Tugenden des französischen Königs gepriesen werden.

Ein paar weitere Stücke sind Satiren auf die Berliner Gesellschaft. Die Lobsprüche, die der Gräfin Camas, der würdigen alten Dame voll Geist und Geschmack und mit dem Herzen auf dem rechten Fleck, gespendet werden, bilden die Folie zu einer wenig galanten Strafpredigt an die faden Schönheiten, die trotz Jugend, Tand und Putz, trotz Ziererei und Koketterie, trotz allem Plappern und Lachen ihre innere Hohlheit verraten, und denen man wünschen müßte, entweder stumm geboren zu sein, oder taube Liebhaber zu finden, auf daß ihre Unfähigkeit zu denken nicht sofort zu Tage trete. Die an den Lebemann und Schmarotzer Pöllnitz gerichteten Verse entwerfen ein stark aufgetragenes Sittengemälde des verderbten Jahrhunderts, wo das Gold herrscht, Küche und Keller Leute machen und jede Frau ihren Preis hat, während umgekehrt die Epistel an Fouqué, den untadeligen und strengen Bayardritter, die Gegenwart gegen die Lobredner der guten alten Zeit in Schutz nimmt und die Frage aufwirft, ob wir mit unserer höheren Bildung, unseren gesteigerten Lebensbedürfnissen und reicheren Genußmitteln nicht doch vor unseren unwissenden, ungeschlachten, gotischen Voreltern den Vorzug verdienen. Dem nach Berlin und seinen Vergnügungen verlangenden Bruder Heinrich wird die öde Geselligkeit der vornehmen hauptstädtischen Kreise abgemalt, wo man unter sich zu sein behauptet, sobald nicht mehr als achtzig Gäste geladen sind, wo man vor dem Mahle nur für die Karten Sinn und Auge hat, an der überladenen Tafel sich durch nichtssagende Gespräche gegenseitig langweilt, die matten und bekannten Witze des Gastgebers mit gezwungener Miene belächelt und endlich gähnend aufsteht, um sich beim Tanze weiter auszuschweigen.

Eine andere herkömmliche Narrheit der Gesellschaft, die Reisewut, geißelt der köstliche Brief an Rothenburg, den Weitgereisten, den mit Verstand und mit Nutzen Gereisten. Ihm darf es geklagt werden: der Sohn aus gutem Hause muß heutzutage reisen, weil es die Mode so will, auch wenn er alles Witzes bar ist, als ob die Luft von Paris und London aus einem Dummen einen

Klugen machen könnte. Im günstigsten Fall wird aus dem Klotz ein Geck, der von den Fremden nur ihre Thorheiten annimmt: von den Engländern den Hochmut, die Absonderlichkeit, die Völlerei und, zu desto größerer Vervollkommnung im Anglicismus, vielleicht sogar den Spleen; von den Franzosen Prahlerei, Gefallsucht, Lüsternheit, sinnlose Verschwendung. Andere werden von einem Mentor, einem strengen Theologen durch Europa geschleppt, der seinen Telemach zwar im Stande der Unschuld nach Ithaka zurückbringen wird, im Grunde aber bei völligem Mangel an Schliff und Ton, Bildung und Weltkenntnis, selbst vielmehr des Erziehers bedürfte und seinem Mündel überall die Dinge nur von außen zu zeigen vermag. Ist die einzige Ausbeute der Rundreise die Kunst, sich tadellos zu kleiden und zu frisieren und Manschetten zu tragen, welche die Finger um Faustesbreite überragen, so erscheint es zweckmäßiger, Schuster und Schneider und Haarkünstler nach Berlin kommen zu lassen, als ihnen in die Ferne nachzureisen. Für den praktischen Beruf bringen diese Modereisenden selten etwas aus der Fremde mit: die zukünftigen Richter haben ihre Universitätsstudien hinter den Coulissen der Pariser Bühne gemacht, und Damenhelden, deren ganzer militärischer Kursus Ovids Kunst zu lieben ist, wollen ihre verzärtelten und entnervten Glieder in Stahl und Eisen hüllen. Eine Anzahl dieser jungen Leute gewinnt gar solche Leidenschaft für das Landstreichen, daß sie, dem ewigen Juden gleich, nicht mehr stille sitzen können, ein Abenteurerleben führen und als Betrüger enden.

Das Sendschreiben an Rothenburg hat der Verfasser nicht unter die Epitres familières, sondern unter die Episteln höheren Stils eingereiht. Sie bilden, zwanzig an der Zahl und sämtlich in Alexandriner eingekleidet, die bedeutendste Gruppe der Œuvres du Philosophe de Sanssouci, das Kompendium seiner praktischen Lebensweisheit und seiner philosophischen Weltanschauung, so wie sich beide ihm damals gestalteten.

Wir kennen bereits aus den Briefen jenes Zeitraums seine Absage an die Lockungen des Ehrgeizes, sein Lob eines geruhigen und stillen Lebens. In diesen Dichtungen die gleiche Stimmung. Ist man denn überhaupt darüber einig, was Ehre sei? — fragt die Epistel an General Stille. Die unbelehrbare Jugend führt die Ehre im Munde und mißbraucht sie als Deckmantel der Rachsucht; wenn die Empfindlichkeit im Ehrenpunkte Streit, Mord und Totschlag im Gefolge hat, so hört sie auf, rühmlich zu sein und wird ein Verbrechen. Und wer ist Richter über Ruhm und Ruf? Der unvernünftige Pöbel! Die Epistel an Bredow „Ueber die Reputation" sucht das an einer Fülle von Beispielen zu beweisen. Jedes Stadtviertel von Berlin hat seine großen Sachkenner, die über alle neuen Erscheinungen des Büchermarktes räsonnieren und dogmatisieren, Haller über Horaz stellen und Gottsched das Zepter des Parnasses übertragen, den Hofprediger Sack unterhaltend und Montesquieu weitschweifig finden. Und sobald die Schwerter aus der Scheide fahren, nimmt die Menge im Streit der Könige Partei, rechnet den Helden ihre Verstöße gegen die Kriegskunst vor, urteilt über ein Lager, ohne je eines betreten zu haben, und disponiert eine Schlacht, ohne je im Kampf gewesen zu sein. Alle, die Frauen nicht ausgenommen, halten sich in diesen schwierigen Dingen für zuständig. Ist es ver-

nünftig, so viel Sorge, Mühe und Arbeit aufzuwenden, um die Augen und die Stimmen des unwissenden, unüberlegten, unbeständigen Haufens auf sich zu lenken? Und vor allem — das die These einer dritten Epistel („Sur la gloire et l'intérêt") — die Ruhmsucht beglückt nicht, sie wird uns und anderen verderblich. Der Geizige ist nur sich selbst ein Feind, der Ehrgeizige ist Feind des ganzen Menschengeschlechtes, und selbst die Tugenden werden an ihm Laster. Die Welt ist für uns nur ein Gasthaus, die Zeit rafft alle dahin, den Herrn und den Knecht: weshalb für den kurzen Augenblick die langen Plane? wozu ohne wirklichen Genuß des uns beschiedenen Gutes den Widerstreit in unserem Busen entfachen? Die blinde Jugend reizt alles ohne Unterschied, mit der Zeit aber erstickt die Weisheit das Feuer unserer Begierden, und wir erkennen:

Gesundheit, täglich Brot, Freundschaft und etwas Liebe
Ist unser einzig Gut im irdischen Getriebe.

Doch nicht Ehrgeiz allein betrügt uns um unser Glück, sondern jede Maßlosigkeit der Ansprüche. Den Veränderlichen, die sich stets aus ihrer Lage heraussehnen, hält die Epistel an den jungen Prinzen Ferdinand („Sur les vœux des humains") den Spiegel vor. Ihr Leben ist das Bild der Unruhe, in der Hast des Verlangens und im Ueberdruß des Besitzes vermögen sie Begierde und Genuß nie in Einklang zu bringen. Ihr Wünschen ist kurzsichtig und eitel, denn die Erfüllung wird oft zu ihrem Schaden ausschlagen. Ein grübelnder Politiker möchte den verhaßten Bestushew ein tragisches Ende nehmen sehen: statt des einen Bestushew werden zwei Minister kommen, noch hochfahrender, noch verworfener und dabei unternehmender. Weiter, ihr Wünschen ist auch ungerechtfertigt und vermessen, denn die Erfahrung jedes einzelnen und die ganze Geschichte lehren, daß keinem Menschen dauerndes Glück beschieden ist: Krösus und Cyrus, Cäsar und Belisar, Kaiser Friedrich II. und noch jüngst der Schwedenkönig, der neun Jahre glücklich und neun Jahre ein irrender Ritter war, sind Beispiele für den Wechsel der Geschicke. So behält Cineas Recht, der den Pyrrhus mahnte: lernt genießen, und ihr habt leben gelernt.

Und wie wird die Kunst des Genießens geübt? Die Antwort erteilen in drei Variationen die Episteln an drei Epikuräer, die da Kenner zu sein meinten. Dem Grafen Gotter, dem in der Wiege des Wohllebens aufgezogenen geliebten Sohne des Bacchus und der Voluptas, wird vorgerechnet, wie viele fleißige Hände sich regen müssen, um dem Epikuräer beim Mahl, im Prunkgemach, für die Toilette und am Spieltisch seine Bedürfnisse zu schaffen; nun möge er hingehen und dem thätigen und geschickten Arbeiter, dem die Woche nicht so lang wird wie dem Müßigen der Tag, sein Glück beneiden: die wahren Vergnügungen sind die, welche mit Anstrengungen erkauft werden, die Trägheit gewährt dem Menschen eine falsche Süßigkeit, die Arbeit ist die Quelle seines Glückes. Vor dem Baron Sweerts, seinem Schauspieldirektor, bekennt sich Friedrich zunächst rückhaltslos und von ganzem Herzen zu den Vergnügungen, die ein finsterer Wahn verurteilen will:

Hätt' unsre Seele doch, wie Theben, hundert Pforten,
Die Freuden ließ' ich ein in wogenden Kohorten!

Aber bedarf es der künstlichen, gesuchten Vergnügungen? Wer Schauspiel und Feuerwerk entbehren muß, darf sich deshalb noch nicht über Ungerechtigkeit beklagen. Zum Glück hat die Natur den Geschmack am Vergnügen verschieden ausgeteilt, und linder Schlummer und der kühlende Schatten, ein erfrischender Trunk, Liebeslust, Freude an der Natur, am Sonnenaufgang, am Gesang der Nachtigall, das sind Genüsse, die allen gemeinsam sind. Ueberdies:

Lohn und Genüge wirst du echt erst finden,
Wenn Frieden du im Innern dir kannst gründen.
Der eitlen Lust darfst du nur dann dich freuen,
Wenn du dich nach der Arbeit willst zerstreuen.

Auch in der Epistel an Chasot verwahrt sich der Dichter dagegen, daß er den Gottheiten des Vergnügens die Ehrerbietung versage, daß er in den Spuren des stürmischen Diomedes die Göttin Venus verletzen, durch seine Verse beleidigen wolle. Die Liebe ist gestattet, nur der Mißbrauch sei verpönt. Herkules' Frauendienst bei Omphale darf nicht ohne weiteres als Beispiel herangezogen werden, das Recht, eine Schwäche zu haben, will erst verdient werden, nur dem großen Mann wird der Fehl verziehen. Will Chasot seine Venus anbeten, so soll er doch Minerven nicht vernachlässigen, denn nicht umsonst hat im Pantheon der tugendhafte Senat alle Götter zur Verehrung aufgestellt.

Dem Lob Minervas, dem Lob der Geistesarbeit ist dann noch ein eignes Lied gewidmet. Zu dem linden Schlummer und der Hoffnung, die den Menschen die Götter insgemein zum Trost gegeben haben, hat Pallas Athene den Weisen noch eine besondere Trösterin beigesellt: die immer rege Lernbegierde, die ewig junge Schönheit; je näher man sie betrachtet, um so strahlender erscheint sie. Aller Vergnügungen vornehmste ist, sich zu unterrichten, vielleicht die einzige Vergnügung, die ein Uebermaß zuläßt und der nie Reue folgt. Die Wissenschaft wird für ihre Jünger ein neues Werkzeug des reinsten Glückes. Selbst der, welchen im geheimen der Ruhm anlockt, findet hier sein Recht, denn die Ruhmesgöttin zeigt dieselbe Gunst den Söhnen des Apoll wie den Söhnen des Mars, allzeit haben die Helden den Weisen und ihrem Verdienst, ihrem Geist, ihrer Tugend gehuldigt, Alexander und Scipio, der Medizäer, Richelieu und Ludwig.

Und doch darf die Geisteskultur nicht überschätzt werden. Unser Jahrhundert ist der Insassen des Tollhauses würdig, so schilt die dem Jugendgespielen Finckenstein gewidmete Epistel; der vornehmste Fehler der Gegenwart ist, daß jeder bis zu dem Hirnverbranntesten im Innersten seine Ehre dreinsetzt, ein Schöngeist zu heißen:

Die Welt liebt den Esprit, die Dummheit wird verlacht,
Esprit, heißt es, Esprit, und alles ist gemacht.

Aber dieser gepriesene Esprit, ob immer seinem Wesen nach göttlich, soll niemals bei mir den ungerechten Vorzug haben vor einem schlichten und reinen, seiner Pflicht getreuen Herzen. Habt Gedächtnis, großes Wissen, Geist, Witz, Tiefe und Höhe, es reicht nicht zu, man muß euch achten können. Dem großen Haufen, der blind das Ungewöhnliche, Auffallende bewundert, mache ich mich

anheischig, in bestimmter Frist auf Einen Ehrenmann tausend Schöngeister zur Stelle zu schaffen. Solch ein Wackerer hat nicht den blendenden Schimmer, aber er ist zuverlässig im Verkehr, rücksichtsvoll und klug als Freund, sich immer gleich, taktvoll in jeder Lage, schlicht im Getriebe des Hofes und bescheiden selbst als Soldat — kein miles gloriosus — als Schriftsteller ohne Ueberhebung und als Richter ohne Fehl.

Freilich, auch unser Können ist gering, nicht minder als unser Wissen. Den Minister Podewils,

> Den arbeitsamen Freund, des friedesel'ger Geist
> Der Barke unsres Staats die Bahn und Richtung weist,

ruft Friedrich zum Zeugen auf, daß vom Mönch bis zum Pontifex und vom Schreiber bis zum Könige niemand so viel leiste als er leisten könne; jeder Mensch zahlt der menschlichen Schwäche seinen Tribut. Die Nutzanwendung machen die Verse an den leicht allzu anspruchsvollen Algarotti: „Man muß hier unten die Welt nehmen, wie sie ist.“ Der kaustisch angelegte Mensch strengt seinen Scharfsinn an, die Fehler der Mitmenschen herauszufinden, mischt in den Nektar seines Lobes Gift und erstreckt seine Kritik bis auf die eigenen Freunde. Aber sind nicht unsere absprechenden Urteile häufig durch unsere Voreingenommenheit, durch unsere Einseitigkeit diktiert? Der eine sieht die Dinge von vorn, der andere von der Kehrseite. Es ist gleichermaßen eine Schande, wenn der in Unwissenheit aufgewachsene Krieger Fleiß und Wissenschaft des Gelehrten verachtet, als wenn der Kenner der Rechte beweisen möchte, daß der Soldat ein Menschenfresser ist. Wollte jeder sich unter die Fahnen von Cujacius und Bartolo einreihen, so würde das Feld keine Pflüger und Schnitter und das Königreich keine Verteidiger haben — oder wollten etwa die Advokaten den Grenzschutz übernehmen? Ihr in eure schwachen Heldenthaten vernarrten sonderbaren Schwärmer, ihr überzeugten Don-Quixotes eines einseitigen Berufes, gewahrt ihr denn nicht, daß die unendliche Natur ihre Geschöpfe zu mehr als einem Zwecke bestimmt hat?

Die Gesellschaft ist ein großes, kunstvolles Gebäude, so führt die Epistel an die Markgräfin Wilhelmine diesen Gedanken näher aus; alle Mitbürger sollen zusammenwirken, es zu stützen und zu verschönen. Unser Stand ist verschieden, unsere Pflichten sind gemeinsam. Wer der Pflicht gegen die Gesamtheit sich entzieht, ist am Körper des Staates ein gelähmtes Glied. Ein edler Charakter findet sein Gefallen daran, mit seinem Nächsten die Gaben zu teilen, welche die Freigebigkeit des Himmels ihm spendete; in der Fülle des Wohlstandes offenbart sich die Seele ganz und zeigt, ob sie eng, ob sie frei ist.

Die höchste Erhebung aber der Seele, wenn die Liebe zum Guten und die Ehre sie entflammen, ist der Opfertod fürs Vaterland. Hier entfaltet sich rein, schlicht und wahrhaft, fruchtbar an großen Thaten und der Pflicht unterthan das echte Ehrgefühl, wie es die Epistel an Stille jener falschverstandenen Ehre der Raufbolde entgegenhält.

Das Pflichtgefühl, die Vaterlandsliebe, die Menschenliebe sollen der stärkste Antrieb unseres Handelns sein — ja für den Weisen wird es eines anderen Antriebes nicht mehr bedürfen:

Uns, die kein Hirngespinst von Höllenstrafen quält,
Die, reinen Sinnes, nie auf schnöden Lohn gezählt,
Uns treibt der Menschheit Wohl, die Tugend läßt uns glühen,
Die Liebe nur zur Pflicht heißt uns das Schlechte fliehen.
Ja, scheiden wir dereinst klaglos und ungeschreckt
Und lassen diese Welt mit Wohlthaten bedeckt!

— das der Schluß der Epistel an den Feldmarschall Keith „Ueber die leeren Schrecken des Todes und die Furchterscheinungen eines anderen Lebens", womit uns der Verfasser auf das Gebiet seiner theoretischen Philosophie hinüberleitet.

Einst war Wolffs Lehre von den einfachen Wesen und ihrer Fortdauer dem schon erschütterten Unsterblichkeitsglauben des Kronprinzen Friedrich eine neue Stütze geworden. Bald aber, noch in Rheinsberg, hatten ihm Lockes Einwände gegen die Immaterialität der Seele das Geständnis abgenötigt, der Geist sei leider nur ein Anhängsel des Körpers, das Denkende in uns nur eine Wirkung, ein Ergebnis der Mechanik unserer Lebensmaschine. Und auf diesem Standpunkt war er seitdem geblieben. Daß die Seele, ein unsterbliches, göttliches Wesen, die himmlischen Gefilde verlassen sollte, um sich unserem gebrechlichen Körper, der undankbaren, verächtlichen, vergänglichen Materie zuzugesellen — diese Vorstellungen sind ihm „Visionen, mit denen unsere Eitelkeit sich schmeichelt". Diese Seele, die man nicht definieren kann, dieses Ich, das kein Ich ist, dieses chimärische Wesen, verschwindet ihm unter der Beleuchtung der Physik, mag immer die stumpfe Menge diesen Roman noch in Ehren halten. „Wie mein Geist, bevor ich war, nicht gedacht hat, so wird er auch nicht denken, wenn meine Bestandteile sich aufgelöst haben ... Nichts gewisser, sobald wir sterben, ist unsere Seele entschwunden." Sie gleicht der züngelnden Flamme, die am glühenden Scheite haftet und sich nährt, und die sich legt und erlischt, wenn das Holz in Asche zerfällt. „Du lebst auf einige Augenblicke", ruft die Natur uns zu, „und auf Bedingungen. Als ich dich aus den Elementen zusammensetzte, versprach ich ihnen, daß der Tod eines Tages ihr mildes Darlehen billigerweise zurückerstatten werde; genieße meine Wohlthaten, aber gedenke unseres Pakts: ich gab dir das Leben, du schuldest mir den Tod."

Nach einer Richtung hin hat Friedrich die Konsequenz dieses psychologischen Materialismus, für den er sich hatte gewinnen lassen, nicht gezogen. Den Glauben an Gott haben ihm seine Zweifel nicht zu zerstören vermocht. Es gilt ihm in der Epistel an Finckenstein als der Inbegriff der Verirrung unechter Starkgeister, Gott leugnen zu wollen, wo das ganze Weltall uns seinen Ruhm künde. Den teleogischen Schulbeweis für das Dasein Gottes hatte er sich tief ins Herz geschrieben; immer wieder beruft er sich auf die wunderbare Zweckmäßigkeit der Natur als auf das vollgültigste, unanfechtbarste Zeugnis. Seinen Gottesbegriff entwickelnd zu begründen, hat er erst in späteren Jahren versucht, als die Angriffe der Atheisten ihn dazu herausforderten; einstweilen beschied er sich mit dem Geständnis, daß es nach seinem Dafürhalten den Menschen nicht möglich sei, über die Eigenschaften und Handlungen des Schöpfers etwas anderes als Armseligkeiten vorzubringen, daß das Bestreben, alles zusammenzufassen, was es Edles, Erhabenes und Majestätisches gebe, doch nur eine sehr unvollkommene

Vorstellung von dem erwecke, was dieses schöpferische, ewige, allmächtige Wesen sei.

Wie aber gestaltet sich das weitere Verhältnis dieses Schöpfers zu seiner Schöpfung, zu dem Weltganzen und zu allem Einzelnen? Die Antwort erteilt, von früheren Annahmen Friedrichs abweichend, seine Epistel an Maupertuis. Der unbekannte Urheber, die treibende erste Kraft, die der alten Materie eine Form und zugleich ewige, unverrückbare Gesetze gab, durfte das fertige Werk diesen Gesetzen, sich selbst, überlassen. Wie die Uhr die Absichten des Meisters auch in dessen Abwesenheit erfüllt, so läßt Gott, nachdem er gewisse Grundsätze aufgestellt, des Ausganges sicher dem Ineinandergreifen von Ursache und Wirkung freies Spiel. Was uns gut, was uns übel dünkt, alles wirkt gleichmäßig für den großen Plan zusammen. Der Mensch, blöden, schielenden Blickes, sieht und empfindet das Uebel, das ihn persönlich trifft, aber gewahrt nicht das Gute, das aus seinem Leid dem großen Ganzen erwächst. Das allmächtige Wesen kümmert sich um die Rolle, die ich spiele, und das Los, das mich erwartet, nicht. Genug, daß die Gattung erhalten bleibt, bis zu dem Individuum läßt Gott sich nicht herab und lacht des eitlen Menschen, der, nur mit sich selbst beschäftigt und mit dem eigenen Lose unzufrieden, das höchste Wesen tadelt. Ja in dieser allgemeinen Ordnung wird, wie der einzelne Mensch, so auch der einzelne Staat kaum gerechnet — solcher Auffassung ist die fromme Stimmung gewichen, in welcher der König inmitten der Fährnisse des letzten Krieges sich der Vorsehung empfohlen hatte, die über das Geschick der großen Staaten wache. Gleich das Jahr darauf, in seiner Geschichte dieses Krieges, hatte er kühl bekannt: „Wenn ich nichts von der Vorsehung sage, so geschieht es, weil meine Rechte, meine Streitigkeiten, meine Person und der ganze Staat mir als zu geringfügige Gegenstände erscheinen, die Vorsehung zu interessieren; der nichtige und kindische Hader der Menschen ist nicht würdig, sie zu beschäftigen, und ich denke, daß sie keine Wunder thun würde, damit sich Schlesien lieber in der Hand der Preußen als in der Oesterreichs, der Araber oder Sarmaten befinde; also mißbrauche ich nicht einen so heiligen Namen bei einem so profanen Gegenstande.“ Ein Reich, so wiederholt es jetzt die Epistel an Maupertuis,

Ein Reich, es ist ein Nichts, verliert sich in dem All,
Verschwimmt im Schattenmeer der Welten ohne Zahl,
Die, unsrem Erdball gleich, doch in erhabnen Weiten,
Durch ungemessnen Raum um ihre Sonnen gleiten.

Maupertuis hielt mit seinem Widerspruch keinen Augenblick zurück. Er zweifelt nicht an einer Vorsehung, die über ihn, den elenden Sterblichen, ebenso wache, wie über die größten Reiche. „Denn, möge es Eurer Majestät nicht mißfallen, ich bewundere die Kunst des Gedichtes, das Sie an mich zu richten geruhten, aber ich lasse mich nicht durch die Gründe blenden, die Sie mir anführen, um das allmächtige Wesen einer aufs einzelne gerichteten Vorsehung zu berauben und ihm nur die allgemeine Oberaufsicht zu lassen. Haben Sie wohl acht, Sire, zu dem von Ihnen verabscheuten System des Atheismus ist von hier aus nur ein Schritt. Wie schwach mein Geist sein mag, so oft er sich bis zu

dem Schöpfer zu erheben wagt, fühle ich, daß es mir leichter wird, ein Wesen, das alles unmittelbar und ohne Unterlaß lenkt, zu begreifen, als einen Gott, der die Maschine den ihr verliehenen Gesetzen der Bewegung preisgibt, als einen Gott, der fähig wäre alles zu schaffen, und unfähig alles zu leiten, oder wenn man will, stark genug, die schwierigsten Wunder zu wirken, und gleichgültig genug, sie dann zu vernachlässigen. Das ist der Gott Epikurs, aber nicht der meinige, und, ich wage es zu sagen, auch nicht der Gott Eurer Majestät."

„Ich bringe meine Gedanken in Reime," antwortete Friedrich, „ohne Proselyten machen zu wollen. Ein Poet ist kein Apostel. Also, angenommen ich täusche mich hinsichtlich der Vorsehung, so könnte mein Irrtum doch nicht gefährlich werden, weder für mich, der ich freimütig gesagt habe, was ich für die Wahrheit hielt, noch für die anderen, die sich niemals einfallen lassen werden, einen König als ihren Lehrer in der Theologie zu betrachten. Einen falschen Ueberschlag über die Finanzen machen, einen schlechten General auserwählen, einem ungeschickten Unterhändler Vollmachten erteilen und einem ungetreuen Minister Vertrauen schenken: ja, das sind Fehler, die einem Herrscher Unehre und einem Reiche Verderben bringen können. Versehen aber in metaphysischen Gegenständen können niemand Schaden thun. Der Glaube an eine auch auf das Einzelne gerichtete Vorsehung macht die Menschen nicht besser. Vorausgesetzt, daß man die Grundpfeiler der natürlichen Religion nicht erschüttert, kann man sich ohne Unzuträglichkeiten in allen Fragen der Spekulation irren."

Zu der Zeit, da Friedrich eine über den Geschicken des Einzelnen waltende Vorsehung und Vorherstimmung, eine auch den geringsten Kleinigkeiten zugewandte Weltregierung angenommen hatte, war ihm neben diesem göttlichen Ratschluß und feststehenden Erziehungsplan kein Raum geblieben für menschliche Willensfreiheit. Indem er jetzt an die Stelle der göttlichen Weltregierung den Naturzusammenhang, die mehr mechanische Verkettung von Wirkung und Ursache treten ließ, war er darum noch nicht ohne weiteres geneigt, dem Menschen ein größeres Maß von Selbstbestimmung zuzubilligen. „Die Wirkungen," sagt die Epistel an Maupertuis, „sind immer die Sklaven der Ursachen; so erhält der Mensch bei der Geburt die Leidenschaften als Tyrannen seines Herzens und seiner Handlungen. Wir sind allzumal gekennzeichnet durch bestimmte Charaktere, die notwendige Wirkungen haben; Gott schuf diese Leidenschaften, und eine verborgene Hand teilte sie in unerklärter Ordnung überall hin aus." Etwas weniger bestimmt lautet es in einem ungefähr gleichzeitigen Briefe, mit einer scherzhaften Schlußwendung: „Beunruhigen wir uns nicht darüber, ob es höhere Antriebe sind, die uns handeln lassen, oder unsere Freiheit. Soll ich indes mir herausnehmen, eine Meinung über diesen Gegenstand zu wagen, so scheint mir, das uns Bestimmende sind unsere Leidenschaften und die Umstände, in denen wir uns befinden. Will man bis auf die letzten Gründe, ad priora, zurückgehen, so weiß ich nicht, was man wird folgern können. Ich merke sehr wohl, daß es mein Wille ist, der mich Verse, gut und schlecht, machen läßt, aber ich weiß nicht, ob es eine fremde Triebkraft ist, die mich dazu zwingt; unter allen Umständen müßte ich ihr schlechten Dank wissen, daß sie mich nicht besser inspirierte." Friedrich vergaß dabei, daß in der Zusammenkunft der Umstände,

in dem Widerstreit der Kräfte der Mensch selbst eine lebendige, wirkende Kraft ist, die gar oft nicht sich den Umständen, sondern die Umstände sich unterwerfen wird und jedenfalls das Endergebnis an ihrem Teil beeinflußt; daß ein in den Dienst der Pflicht gestelltes Leben, wie es doch gerade das seine war, täglich die Lehre von der Tyrannei der Neigungen und Schwächen, Leidenschaften und Lüste praktisch zu widerlegen vermag; daß er selber in den entscheidendsten Zeiten und Stunden sich seiner persönlichen Verantwortlichkeit voll bewußt gewesen war und nur in der äußersten Hingabe, Anspannung und Pflichttreue, nicht aber in der schlaffen Berufung auf ein Unvermeidliches, Entlastung von der Verantwortlichkeit gesucht hatte. Und so konnte es nicht fehlen, daß er bei immer wiederholter Beschäftigung mit dieser seiner philosophischen Lieblingsfrage (le bel objet par excellence de la divine metaphysique) sich das Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit noch anders zurechtlegte. Sein letztes Wort über die großen Fragen, welche sein philosophisches Nachdenken vornehmlich auf sich zogen, enthalten die „Werke des Philosophen von Sanssouci“ überhaupt noch nicht. Nur so viel hatte sich endgültig ihm ergeben, daß er darauf verzichten müsse, ein vollständiges System zu gewinnen und den Urgrund der Dinge zu schauen:

Verehren wir in Schweigen
Die Ordnung, die der Welt von droben ward zu eigen.
Zu eng ist unser Geist, das Irren ist sein Los,
Und unergründlich bleibt der dunklen Tiefe Schoß.
Nur des sind wir gewiß, trotz unsrer Katastrophen,
Der Himmel weiß viel mehr als alle Philosophen.

In der Epistel an d'Argens „Ueber die Schwäche des menschlichen Geistes“ erteilt er, wie dem unduldsamen Dogmatismus der positiven Religionen, der „schmählichen Verblendung des Aberglaubens“, so auch dem Dogmatismus der systematischen Philosophie eine völlige Absage:

Anmaßlich stolz in meinen jungen Tagen,
Lernt' ich im reifren Alter bald entsagen.
Statt noch, wie einst, schnell fertig abzusprechen,
Erkenn' ich meine und der Weisen Schwächen.
Mein Traum trug mich dahin in ew'ge Weiten:
Wach seh' ich flügellos hinab mich gleiten.

Wie vom Christentum, so will er sich auch von der Philosophie nur die Sittenlehre nehmen. Wäre der Mensch für die Metaphysik geschaffen, es würden ihm Organe von anderem Stoffe verliehen sein. Der Mensch ist geschaffen zu handeln, nicht zu philosophieren. Das heißt viel gelernt, zu sehen, daß man nichts weiß. Descartes und Leibniz, so erklärt Wolffs und Leibnizens ehemaliger Jünger, werden ihn nicht blenden; sein Vorbild in der Philosophie soll Karneades sein, der Stifter der dritten Akademie, der nur Wahrscheinlichkeiten zulassen wollte, „der Weise, der die Ueberhebung unseres schwachen Geistes und die gefährlichen Klippen eines regelrechten Systems kannte, der, den Zauberarm des Irrtums fürchtend, sich mit der Aegis der Skepsis dagegen wappnete“.

Einen heiteren Epilog zu den philosophischen Episteln bildet das komische Heldengedicht Le Palladion, nach den Klängen der ernsten Muse gleichsam das Satyrspiel. Der Held ist der französische Gesandte Valory, das Schlußbild aber dient in unerwarteter Wendung der Apotheose Lockes. Friedrich hat das Palladion als die Ausgeburt einer Karnevalslaune bezeichnet. Das Gedicht wurde im Januar 1749 sehr schnell niedergeschrieben, Valory hat es trotz brennender Neugier lange Zeit nicht zu sehen bekommen. Auch dem dringenden Wunsche Ludwigs XV., diese Merkwürdigkeit kennen zu lernen, glaubte der Verfasser sich nicht fügen zu dürfen; er läßt durch Valory selber seine Weigerung entschuldigen: als König ein Gedicht von sechs Gesängen machen, als Deutscher französische Verse wagen, den Himmel abkonterfeien und die Erde kritisieren, das sei zu viel auf einmal, das heiße Theologen, Politiker und Sprachrichter alle zugleich herausfordern.

Die Handlung spielt in Böhmen, im Herbst 1745. Der heilige Nepomuk offenbart dem Prinzen Karl von Lothringen in der Nacht nach einem gewaltigen Gelage das Geheimnis der preußischen Waffenerfolge. St. Hedwig und St. Genoveva haben den Preußen ein siegbringendes Palladium verliehen in der Person eines gewissen Marquis: an dem dicken Valory haftet ihr Glück. „Entführt ihnen dieses Palladium, und ihre Unüberwindlichkeit ist dahin.“ Das gute Karlchen (le bon Charlot) versammelt seine Kämpen und erzählt seine Vision; sie halten ihn zunächst für noch berauscht, lassen sich aber bald überzeugen. Im Himmel sitzen die Heiligen zu Rat; die einen erklären sich für Oesterreich, die anderen, darunter alle französischen Heiligen, für Preußen; endlich erhalten St. Hedwig und St. Genoveva vom Herrgott Auftrag und Vollmacht, den Preußen zum Siege zu helfen. Im offenen Kampf können die Panduren und kinderfressenden Ulanen den Gegnern ihr Palladium nicht entreißen; man versucht es mit der List. Bei nächtlicher Weile überfällt der rauhe Franquini in Jaromircz, dem „für den Reim verdorbenen“ Orte, Valorys Quartier, Darget der Sekretär wird gepackt und fortgeschleppt, während über den hitzigen, polternden Marquis just in dem Augenblick, da er sich im Bettgewande den Störern seines nächtlichen Friedens entgegenstürzen will, St. Hedwig den rettenden Schlummer ausgießt.

In der Höhle Franquinis wird Darget Zeuge empörender Orgien, widersteht tugendhaft allen Versuchungen, erkauft einer von den Panduren erbeuteten Unschuld die Freiheit und hebt darauf an, seinem Entführer eine, wie sich versteht, frei erfundene Lebensgeschichte zu erzählen. Er schildert seine Erziehung und seine Erfahrungen bei den Jesuiten, seine Berührungen mit den wunderthätigen Jansenisten, seine Erfolge auf dem Pariser Parnaß, wobei er sich in vollendet komischer Wirkung als Verfasser der gesamten neuesten erotischen Litteratur, von den Bijoux indiscrets Diderots bis zu den heute vergessenen Leistungen der Mouhi und Moncrif bekennt; endlich seine europäischen Kreuz- und Querzüge: nach Holland, wo die Leute Fischblut in den Adern haben und für zwei Worte eine volle Stunde brauchen, und wo dem Fremden an des Hauses gastlicher Schwelle zu Ehren der Reinlichkeit ein Eimer Wasser über das Haupt geschüttet wird; nach England, wo ihm als größte Sehenswürdigkeit die militärische

Garderobe Georgs II. gezeigt wird, die Stiefeln von Malplaquet, die Sporen von Oudenarde und der Degen von Dettingen, wo er im Parlament die großen Redner hört, die nichtsdestoweniger sämtlich vom Hofe bestochen sind, wo selbst die Bettler von Reichtum strotzen, und wo die Tollheit, je seltsamer sie auftritt, um so mehr bewundert wird; nach Portugal, wo der König so geistlich gerichtet ist, daß er selbst in den Augenblicken der Sinnenlust nur mit Nonnen zu schaffen haben will; nach Spanien, wo ein Klosterabenteuer ihn in unliebsame Berührung mit der Inquisition bringt, dem Tribunal, das niemals freispricht, stets verdammt; nach Italien, wo die Nachkommen der Aemilier und Catonen sich dem Gott des Wohlklanges weihen und sich den Lebensbronnen verschütten lassen, um desto höhere Fisteltöne zu erzielen, wo aber ein Mann wenigstens mit Ehren besteht, der Papst zu Rom — wir vernahmen schon den einem Benedikt im Palladion gespendeten Lobspruch. Hat Darget den Westen durchwandert, so weiß aus dem Morgenlande Franquini zu berichten. Er stellt sich als der jüngere Bruder des ewigen Juden vor, hat zuerst die Russen aufgesucht, die in der Schule Peters des Großen auf zwei Beinen zu gehen gelernt haben, wurde, nachdem er die Liebe der Zarin Katharina verschmäht, nach Sibirien geschickt, wo über kurz oder lang alle Russen beisammen sein werden, flüchtete zu den Tataren, deren patriarchalische, selbstentsagende Gastfreundschaft er als Pandur übel gelohnt hat, war Feueranbeter bei den Persern, deren großem Thamas-Kuli-Chan er an einem Tage eine halbe Million Mongolen erschlagen half, war bei den Türken Muselmann, und ist endlich Katholik und, das Schlimmste von allem, Oesterreicher geworden.

Inzwischen haben die Geister der Hölle unter Lucifers Vorsitz eine Ratsversammlung abgehalten und die Zwietracht auf die Erde gesandt, auf daß sie den dicken Marquis anstifte, im preußischen Hauptquartier zur Sühne für Dargets Entführung österreichisches Blut zu fordern. Drei wortgewaltige Botschafter, Camas an ihrer Spitze, gehen ins feindliche Lager, um den Gefangenen zu lösen, doch auch hier ist Discordia bereits geschäftig gewesen, und es wird ihnen, den ketzerischen Hunden, schnöde heimgeleuchtet. So beginnt die Racheschlacht, nicht ohne daß sich zuvor die österreichischen Führer, Karlchen, Aremberg, Lobkowitz, der männermordende Rosières, der lästerliche Waldeck, der trunkfällige St. Ignon heftig gestritten und sich ihre früheren militärischen Sünden gegenseitig vorgeworfen hätten. Die Heiligen und die protestantischen Kirchenväter mischen sich unter die Reihen der Streiter, St. Carlo Borromeo besteigt eines der apokalyptischen Rosse und schmückt sich mit grimmem Schnauzbarte, Nepomuk legt die Gestalt des frommen Kolowrat mit den wackelnden Eselsohren an, Calvin verwandelt sich in den alten Dessauer und Luther in den dicken General Kalkstein, St. Hedwig und St. Genoveva spenden aus den Zweigen einer hohen Eiche den Preußen ihren Segen. Vorweg werden — wie am Morgen von Hohenfriedberg — die parfümierten, zuckersüßen, selbst beim Fluchen höflichen Sachsen aus dem Felde geschlagen; mit gewohnter Artigkeit, unter dem Rufe: „Wir sind nicht brutal", machen sie Platz; „knetet euer Porzellan", schreien die Sieger hinterdrein. Es folgt eine prachtvolle Schilderung des Reiterkampfes; die Helden messen sich im Einzelgefecht, wie ihre homerischen Vorbilder vor Troja,

und so bietet sich Gelegenheit, den Ruhm der Chasot, Rothenburg und anderer Braven, zumal auch der gefallenen Paladine, zu künden. Dann beginnt der Infanterieangriff, das preußische Feuer ist unwiderstehlich, der Aetna in seiner grauenvollen Esse, ja die ganze Hölle gebietet nicht über solche Gluten. Die Oesterreicher fliehen, Darget wird ausgewechselt, und Karlchen erklärt, von Stund an jedem Anschlag auf das Palladium der Preußen zu entsagen. Zum Schluß hält der himmlische Vater Gericht über die Opfer der Schlacht und die Toten alle, Hohe und Niedrige, Soldaten, Minister, Laien und Priester, Frömmler, Philosophen, Könige; die tapferen Krieger werden aufgenommen, die ehrgeizigen Könige verstoßen, auch für neue Mönche ist kein Raum mehr; ja endlich werden alle Heiligen und alle Sophisten aus dem Himmel ausgestoßen, und die ehrenhaften Deisten, Locke an ihrer Spitze, dürfen zur Rechten Gottes Platz nehmen.

Begreiflich, daß der Dichter seine „Valoriade“, diese tolle Posse im Stile der Voltairesche Pucelle, zur Mitteilung an den Hof von Versailles oder zum Umlauf in den Kaffeehäusern und Salons der Pariser Feinschmecker nicht für geeignet hielt. Ich hab's gewagt, sagt er vom Palladion in einem etwas späteren Gedicht:

Ich hab's gewagt, mit meinem kecken Pinsel
Ihr Paradies den Frommen abzumalen
Und ihrer Hölle Heulen und Gewinsel,
Und mich als Ketzer wacker zu erfreuen
An diesen nicht mehr wirkungsvollen Strahlen,
Damit Rom die Verdammten will bedräuen.

Zu Paris würde er als Verfasser unfehlbar in die Bastille wandern, und — so setzt er mit einer Anspielung auf seine Küstriner Festungszeit hinzu:

Genug, wenn man in jungen Jahren
Das Kerkerlos an sich erfahren.
Dem weis'ren Alter will's nicht frommen,
Vorwitzig drauf zurückzukommen.

Die Kriegsereignisse, die uns das Palladion in einem grotesk verzerrenden Hohlspiegel, mit phantastischem Mummenschanz umkleidet, schauen läßt, schildert uns Friedrich mit historischem Griffel in seinen Memoiren. Doch hat er seiner satirischen Laune auch hier die Zügel schießen lassen, wie er denn diese seine Histoire de mon temps nicht minder geheim hielt, als das burleske Epos. Einer der Bevorzugten, die Kenntnis erhielten, war Podewils, wie vorher beim Geschichte-Machen so jetzt beim Geschichte-Schreiben Friedrichs getreuer Mitarbeiter, denn das auswärtige Amt lieferte aus den Akten umfangreiche Auszüge als Grundlage für die Darstellung. Zum Dank erbot sich der Verfasser, noch während der Arbeit, diesem Mitarbeiter aus dem Manuskript „nach der Gepflogenheit der schlechten Schriftsteller“ vorzulesen: „um Sie zu amüsieren oder vielmehr zu ennuyieren.“ Voltaire erhielt im Mai 1743 nur die Einleitung, da das übrige nicht ostensibel sei; doch erfuhr er später, daß er selbst an einer Stelle der Memoiren nicht eben gut fortkomme. Friedrich hat seine Arbeit nach dem

zweiten Kriege fortgesetzt und umgeändert und ihr als einleitenden ersten Teil eine Geschichte des brandenburgischen Hauses vorangeschickt, die in der Akademie vorgelesen und in den Akademieschriften veröffentlicht wurde. Seine Darstellung der selbsterlebten Zeiten genügte ihm noch nicht; er hat sie nach seinem dritten Kriege, als er die weitere Fortsetzung schrieb, wegwerfend die Arbeit eines jungen Mannes, die Frucht der in Europa epidemisch gewordenen Schreibseligkeit genannt und sie demgemäß schließlich durch eine Neubearbeitung ersetzt, die uns auf seine Thätigkeit als Geschichtschreiber noch zurückführen wird.

Auch wäre einiger dramatischer Versuche zu gedenken, obgleich sie der Verfasser der Aufnahme in die Œuvres du Philosophe de Sanssouci nicht gewürdigt hat. Zur Hochzeit seines Freundes Keyserlingk dichtete Friedrich 1742 den einaktigen Schwank „Le singe à la mode“, wo zwei Gecken einander in den neuesten Modenarrheiten unterweisen, bestärken und überbieten. Ein zweites Stück, „L'école du monde“, das der Verfasser in den Jahren 1748 bis 1750 wiederholt aufführen ließ, nennt er als ganz aus dem heimischen Leben gegriffen in einem Briefe an Maupertuis eine „preußische“ Komödie; der Held ist einer jener eben damals durch Zachariäs Gedicht an den Pranger gebrachten studentischen Renommisten, denen Friedrich in Halle das Handwerk zu legen suchte und von deren Eldorado Jena er dem bejahrten Kandidaten Linsenbarth aus Thüringen das alte Verslein zu zitieren wußte: „Wer von Jena kommt ungeschlagen, der kann fürwahr von Glück noch sagen.“ Ein Berliner Kind aus guter Familie hat seine zwei Studienjahre zu Halle mit Trinken und Raufen, Spielen und Karessieren ausgefüllt, zeigt sich bei der Heimkehr zu seines pedantischen Vaters Entsetzen völlig unvertraut mit den Monaden, dem philosophischen System des Doktor Diffucius und der neuesten Geschichte der gelehrten Streitereien, macht sich in der Gesellschaft und bei der ihm ausersehenen Braut schnell unmöglich und verfällt endlich als händelsüchtiger Friedbrecher dem Arme der strafenden Gerechtigkeit.

Die Meinung, daß die Bühne eine moralische Erziehungsanstalt sein solle, daß das Lustspiel, indem es die Lächerlichkeiten geißele, das Leben zu bessern vermöge, teilte Friedrich nicht. „Dies heitre, bisweilen possenhafte Spiel streift unsre Fehler nur leise, ohne der Sache auf den Grund zu gehen; und der Zuschauer will keine Predigt hören, er will lachen und ein Witzwort, eine Satire aufhaschen.“ Der Lasterhafte, den die Komödie zur Tugend bekehrt habe, sei erst noch nachzuweisen; dieses hohen Amtes habe sie nicht zu walten. Besserung werde nicht spielend erzielt, sondern nur durch ernste Selbstprüfung und inneren Kampf. An der Tragödie gefiel ihm das Leidenschaftliche; ich empfinde, gesteht er, „eine geheime Genugthuung, wenn es dem Verfasser durch die Kraft seiner Worte gelingt, meine Seele zu erschüttern und fortzureißen“. Racines Verse konnten ihn schon beim Lesen zu Thränen rühren. Aber er wollte nicht, daß die heroischen Leidenschaften das Maß des Wahrscheinlichen überschritten. Mehr Natur! ruft er mit richtigem Gefühl der französischen Tragödie zu. Ein Zuviel des Erhabenen schlage in das Ueberspannte um. Karl XII. allein in dem ganzen Jahrhundert sei ein theatralischer Charakter in diesem extravaganten Sinne gewesen. Wiederum glaubte er in Voltaires Semiramis die Grenzlinien

zwischen Trauerspiel und Komödie verrückt. Der Geist des Ninus, wie er richtig bemerkt der verbindende Mittelpunkt, der Knoten des ganzen Stückes, erschien ihm einfach lächerlich; es entging ihm, wie allen Kritikern Voltaires vor Lessing, daß nicht das Gespenst an sich, sondern das Gespenst am hellen Tage die komische Wirkung hervorruft.

Die französischen Dramen wurden auf der kleinen Bühne im königlichen Schlosse, zur Sommerszeit auch im Potsdamer Stadtschlosse aufgeführt, teils von der durch d'Argens in Frankreich angeworbenen Truppe, teils von der Hofgesellschaft. Oper und Ballett beherbergte seit 1743 der prächtige, durch Knobelsdorf in edlen Umrissen aufgeführte, „Apoll und den Musen" — die Inschrift hatte Algarotti vorgeschlagen — geweihte Tempel auf der Dorotheenstadt nahe den Linden:

Das wunderreiche, magische Gebäude,
Wo sich Musik und Tanz nnd Schaugepränge,
Der Freuden hundertfält'ge Menge
Vermählt im Strahle einer einz'gen Freude.

Als die hellsten Sterne seiner Oper preist Friedrich in dem Gedicht von 1749, in welchem diese Verse sich finden, den Mailänder Salimbene und Giovanna Astrua aus Neapel, die gefeierte Primadonna, welche Maria Theresia und die Höfe von Dresden und Turin sich für Gastvorstellungen aus Berlin erbaten. Die Jahre vorher hatte jene schöne venetianische Tänzerin alles verdunkelt, um deren Gunst Algarotti sich vergeblich bewarb, die aber auch der König selbst auffällig ausgezeichnet hatte; der Herzog von Holstein freilich erklärte, es nicht zu verstehen, wie man die Barbarina neben Fräulein von Tettau schön nennen könne. Alljährlich übte man eine neue große Oper ein, fast ausschließlich Schöpfungen von Hasse und Graun; doch kam auch, zumal auf der Potsdamer Bühne, die Opera buffa, welche die Italiener jetzt eben verjüngten, zu ihrem Rechte. Für das Libretto schrieb nicht selten Friedrich selbst die Grundzüge auf und übergab dann seinen „Canevas" den Hofpoeten, einem Tagliazucchi, oder dem von Voltaire nach Gebühr verspotteten, von Lessing in der Tarantula derb parodierten Villati zum Uebersetzen ins Italienische, wohl mit der Erlaubnis, verwendbare schöne Stellen nach Belieben anderwärts zu entlehnen. Hier lege sich ihr ein noch nicht völlig gesäuberter Mexikaner zu Füßen, schreibt er 1755 der Baireuther Schwester bei Uebersendung seines Textes zum „Montezuma"; „ich habe ihn Französisch sprechen gelehrt, aber er muß jetzt noch Italienisch lernen." Im Pomp der Schaustellung konnte man es mit dem benachbarten Dresdener Hofe nicht aufnehmen. Als dort 1753 im Soliman Pferde und Dromedare auf die Bretter gebracht wurden, spottete Friedrich, auch bei ihm habe sich ein Elefanten- und Kamelführer gemeldet, aber er habe geantwortet, daß man hier Carestini und die Astrua den Zirkusbestien vorziehe; „ich habe keine Lust, den König von Sachsen nachzuahmen, selbst nicht in seinen Theaterstücken". Er wollte wissen, daß der Soliman dem sächsischen Heere zehn Reiter bei jeder Kompagnie gekostet habe: „Was mich anbetrifft, so würde ich Dido und Sulla obendrein hinausgeworfen haben, ehe ich aus Gefälligkeit für sie einen

einzigen Feldwebel abgedankt hätte; es gibt Dinge, die als Vergnügungen unschuldig sind, aber sträflich werden, wenn man sie zur Hauptsache macht."

Mit musikalischen Beiträgen hat Friedrich seine Opernbühne nur ausnahmsweise unterstützt. Erhalten sind uns von ihm ein paar Arien zu Grauns Demofoonte und das Vorspiel zu einer in Charlottenburg aufgeführten Serenate von Villati. Weitaus den größten Teil seiner Tondichtungen machen die Sonaten für Flöte aus, denn es sind ihrer nicht weniger als 121, dazu vier Flötenkonzerte, in völlig eigenhändiger Ausführung auf uns gekommen. Friedrich folgte als Liebhaber und Jünger der Tonkunst nicht wie sonst in seinem ästhetischen Geschmack der Fahne der Franzosen, sondern der italienischen: „Die französische Musik taugt nichts," erklärte er kurz und bündig. Er hielt sich, wie sein Lehrer Quantz, an die von den Vivaldi und Tartini fest ausgeprägten Kompositionsformen und trat allen Neuerern entschieden ablehnend entgegen; er spricht in einem Brief an Algarotti von den musikalischen Hunnen und Gepiden, die nach Vinci und Hasse die Lombardei verheert hätten, und wendet das Wort auf sie an, das Grimm soeben in seinem satirischen „Propheten von Böhmischbroda" den Führern einer Pariser Zukunftsmusik zugerufen hatte: Ihr macht Noten, aber nicht Musik! Wollte doch auch Voltaire die italienische Musik so hoch über die französische stellen, wie das Schach über das Damenspiel. So konservativ war dieses Geschlecht, daß später Mozarts Musik den Ohren des Prinzen Heinrich wie ein „Höllenlärm" klang, in dem nur noch Kanonenschläge zu vermissen seien. Es ist hervorgehoben worden, wie Friedrich gerade durch die Einseitigkeit seiner Musikpflege, durch die unverbrüchliche Treue gegen seine musikalischen Jugendbekanntschaften, bewiesen hat, daß das, was er sich von der Tonkunst angeeignet, ihm ein lebendiger innerer Besitz geworden war, den er nicht entbehren konnte, daß ihm die Musik nicht bloß ein Mittel zur Zerstreuung oder angenehmen Unterhaltung war. Nicht leicht ließ er einmal das abendliche Konzert ausfallen, und binnen den zwei der Musik gewidmeten Stunden konnte sich kein Mitglied der Kapelle eifriger bethätigen als er. Meister Quantz hat versichert, er wolle aus Friedrichs Vortrage der letzten Allegrosätze eines Flötenkonzertes jedesmal genau abnehmen, ob die Stimmung des Tages heiter oder erregt sei. Friedrichs Adagio aber hat jedem, der ihm gelauscht, als vollendet, als tief ergreifend gegolten. Auch auf die erste Frühstunde hatte die Flöte Anspruch; ehe die Sekretäre erschienen, pflegte der König, im Zimmer auf und ab gehend, kürzere oder längere Zeit träumerisch zu improvisieren. Er bekannte, daß ihm dabei oft die glücklichsten Gedanken für seine Geschäfte, für die Aufgaben des Tages gekommen seien. Die Freiheit des Blickes, die Ruhe des Pulsschlages fand er am ehesten wieder, wenn er das, was ihn bewegte und quälte, in den Tönen seines Instrumentes zum Gleichklange zurückführte. Diese Stunden einsamen Phantasierens waren wohl die einzigen am Tage, die ein rastlos und gewaltig arbeitender Intellekt dem Gemüt zur stillen Sammlung gönnte.

Denn vor dem Schreibpulte, beim Komponieren und beim Versemachen, lag der Reiz für ihn zum guten Teil doch in dem rein verstandesmäßigen Ueberwinden formaler Schwierigkeiten. Er sei Dilettant in allem, sagt er einmal. Vergebens mühe er sich ab, die Dichtkunst zu erlernen; wer mit zwanzig Jahren

kein Dichter sei, werde es sicher sein Lebtag nicht. Er schwimme auf dem Ozean der Poesie mit Binsenbündeln und Luftblasen unter den Armen. Aber die Poesie ist ihm eine Erholung, eine Gewohnheitslieberei, auf die er ungern verzichten würde; er ist ein „Sklave der Poesie", der den Schlaf vergessen kann, um einen Reim zu erhaschen. Zudem, so verteidigt er sich weiter, schadet diese Manie niemand, da ihre Produkte nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt sind. Sein Zeitvertreib möge unwürdig erscheinen; aber schließlich befinde er sich glücklicher, wenn er sich mit diesen Spielereien abgeben könne, als wenn er an wichtige Dinge denken müsse. Daß indessen diese litterarische Beschäftigung der Mußestunden nicht so völlig anspruchslos war, beweist doch das eifrige Bemühen, das „Gekritzel" auszufeilen und zu vervollkommnen.

Voltaire urteilte, als er die Œuvres du Philosophe de Sanssouci vor sich sah, von den Versen seien einige bewundernswert und die Prosa sei mindestens ebenso viel wert wie die Verse; aber der Verfasser sei zu schnell gegangen. Er habe wackere Höflinge gehabt, die ihm gesagt, daß alles vortrefflich sei; aber wenigstens das sei vortrefflich, daß er jetzt der Kritik mehr glaube als der Schmeichelei, daß er die Wahrheit liebe, die Wahrheit verstehe. Wenn Voltaire dem König einmal schreibt, er selbst habe in den letzten acht Tagen fünfzig alte Verse ausgeflickt, während Friedrich vielleicht vier- oder fünfhundert neue gemacht habe, so war das eine Schmeichelei und zugleich ein versteckter Nadelstich: hinter Friedrichs Rücken, in Briefen an gute Freunde, lautete die Lesart viel drastischer. Ohne Frage, weniger wäre mehr gewesen. Von dem „dürren Ueberfluß" (stérile abondance), den er den Gedichten des Abbé und nachmaligen Staatsministers und Kardinals Bernis überlassen zu wollen erklärte, hat er seine eigenen doch nicht frei gehalten. Sie muten an, wenn man sie durchblättert, sie ermüden, wenn man sie ganz lesen muß. Eines aber läßt sich ihnen nicht absprechen, daß hier nach Aussonderung aller Spreu immer wieder lebendige Empfindung, unmittelbare Stimmung zum Ausdruck gelangt, daß uns überall der Mensch, die ausgeprägte, bedeutende Persönlichkeit entgegentritt. Und darin war der König von Preußen den sich schwerfällig auf den Parnaß hinauftastenden deutschen Landsleuten entschieden voraus. Denn wer von ihnen vor Klopstock hätte sein eignes Empfinden, sein Sinnen und Trachten, den innern Menschen zum Gegenstand der Poesie zu machen gewagt?

Friedrich nannte in der heitern Zueignung der Œuvres du Philosophe de Sanssouci seine Muse tüdesk und ihr Französisch einen barbarischen Jargon. Er hatte anfänglich neben französischen Versen auch deutsche gereimt; bald aber waren ihm diese Versuche aussichtslos erschienen. Noch war das Deutsche nicht „die gebildete Sprache, die für uns redet und denkt" und die den Vers von selbst geraten läßt; vor allem aber, Friedrich persönlich war in der Handhabung dieser ungelenken Sprache, die übrigens in seinen Kanzleien nach alter guter Ueberlieferung mit anerkennenswerter Reinheit gepflegt wurde, wie manch anderes deutsches Fürstenkind von damals unter der Durchschnittsbildung geblieben. Nicht daß das Deutsche an sich nach Karls V. berüchtigtem Worte, welches Friedrich einmal zitiert, nur zur Verständigung mit den Pferden gut gewesen wäre: der springende Punkt war, daß der König laut seiner nachträglichen Selbstanklage seine Mutter-

sprache „wie ein Kutscher" sprach. Genug aber, es galt ihm die längste Zeit seines Lebens als ausgemacht, daß diese Sprache für den Vers überhaupt nicht geeignet sei — so hat er es in Ansehung Hallers, den er für seine Akademie als Gelehrten, nicht als Dichter zu gewinnen wünschte, mit dürren Worten ausgesprochen. Aber auch die deutsche Prosa wollte er nicht anerkennen; er meinte, daß ein Deutscher heutzutage mit demselben Recht Französisch schreiben dürfe, mit dem ein Römer zu Ciceros Zeit Griechisch schrieb, und stellte jedenfalls für die Akademie den Grundsatz auf, daß mit Rücksicht auf die möglichste Verbreitung ihrer Denkschriften Weltsprache nur durch Weltsprache abgelöst werden dürfe, daß das bisher in Ehren gehaltene Latein, das internationale Verständigungsmittel der Gelehrten, nur durch das Französische, das allen Gebildeten geläufige Idiom, ersetzt werden könne. Ueber das Geschrei so der lateinischen Pedanten wie der deutschen Patrioten erklärte er sich hinwegsetzen zu wollen.

Im Jahre 1748, als Friedrich der deutschen Sprache solches Armutszeugnis ausstellte und die deutsche Litteratur in Bausch und Bogen verdammte, war doch sein Urteil kaum zu hart. Gerade jetzt erst ging den Besten die Erkenntnis auf, daß man bisher in der Irre gegangen war und im günstigsten Falle die Fesseln „nicht geflohen, nur vertauscht" hatte. „Ich dichte zu meinem Vergnügen und Sie für Ihren Ruhm und für die Ehre Ihrer Nation", schrieb Friedrich an Voltaire — für die deutschen Dichter und Schriftsteller, die nicht zur Zerstreuung nach saurer Tagesarbeit, sondern in voller Sammlung, von Berufs wegen, den Musen dienten, eine Mahnung, sich von den Fremden an Patriotismus nicht übertreffen zu lassen und den deutschen Namen mit der Feder ebenso zu Ehren zu bringen, wie es ein deutscher Fürst an seinem Teile mit Zepter und Schwert that. Vorerst waren sie alle bestrebt, von diesem Fürsten beachtet zu werden. Schon dem Kronprinzen widmete Gottsched seine „Ausführliche Redekunst". Klopstock ließ, um Friedrich für seine Dichtung zu gewinnen, den Messias ins Französische übertragen, und Lessing schrieb den Entwurf zu einem französischen Lustspiel. Und selbst Winckelmann, der mit verbittertem Herzen aus der preußischen Heimat Ausgewanderte, fühlte sich nach dem Besuche in Potsdam „mit einer anbetungswürdigen Bewunderung gegen den göttlichen Mann erfüllt". Freilich, als Klopstock in Kopenhagen eine neue Heimat fand und öffentlich bekannte, daß der König der Dänen ihm, der ein Deutscher sei, die Muße gebe, deren er zur Vollendung seines Gedichts bedürfe, da konnte Lessing als Rezensent angesichts dieser „nördlichen Verpflanzung der witzigen Köpfe" die bittre Bemerkung nicht unterdrücken: „Ein belohnter Dichter ist zu unsern Tagen keine geringe Seltenheit, diese Seltenheit aber wird noch weit größer, wenn der Dichter ein Deutscher ist und wenn seine Gesänge nichts als Religion und Tugend atmen"; und für sich in seinem Kämmerlein machte er seinem Herzen Luft mit zorniger Anklage gegen das Land, „dessen Einwohner noch immer die alten Barbaren sind", und gegen den Regenten, „der eine Menge schöner Geister ernährt und sie des Abends, wenn er sich von den Sorgen des Staats durch Schwänke erholen will, zu seinen lustigen Räten braucht". Klopstock selbst aber wandte sich tief enttäuscht von dem Fürsten ab, der würdig gewesen wäre, „uns mehr als Octavian, mehr als Ludwig zu sein" und stellte den Sieger von Soor neben Julianus

Apostata; er widerrief in feierlichem Tone die dichterische Huldigung, die er dem „gepanzerten Denker“ gebracht, tilgte den Namen Friedrichs aus seinem Schlachtliede und spottete mit den Fremden, selbst nach der Säuberung durch Voltaire bleibe das Lied des Königs tüdesk.

Voltaire war binnen vier Jahren, den ersten der neuen Regierung, viermal Friedrichs Gast gewesen. Seit 1743 hatte er, trotz aller Einladungen, seinen Besuch nicht wiederholt.

Es war vor allem die Marquise du Chatelet, die ihn zurückhielt. Friedrich hatte als Kronprinz mit der „Minerva von Cirey“ wohl oder übel einen gelehrten Briefwechsel angeknüpft; aber bei der ersten Begegnung mit Voltaire hatte er die weibliche Begleitung glücklich, obgleich nicht völlig höflich, mit dem Einwand hintertrieben, daß der vereinigte Glanz der beiden Gottheiten ihn zu sehr blenden würde. Ganz im Vertrauen charakterisierte er diese Minerva damals: „Sie ist mit einem Worte eine Frau, die schreibt, und zwar schon im Augenblicke, wo sie ihre Studien beginnt, schreiben muß. Aber da sie am Schreiben Gefallen findet, so schreibe sie, obgleich ihre Freunde ihr raten sollten, ihren Sohn zu unterrichten und nicht die Welt.“

Voltaires Verhältnis zu seiner göttlichen Emilie blieb nicht ungetrübt. Ihn, dessen satirischer Witterung keine Lächerlichkeit an einem andern entging, hatte die gütige Natur gegen Lagen, in denen er selbst zu einer komischen Rolle verurteilt war, blind gemacht. Als nach fünfzehnjähriger Freundschaft die Vierzigerin ihm um eines jungen Offiziers willen untreu wurde, machte der Betrogene gute Miene zum bösen Spiele und verzieh weitherzig und weich dem Verführer und der Verführten. Als die Marquise am 10. September 1749 im Wochenfieber starb, trauerten an ihrer Bahre in seltsamer Vereinigung neben dem tiefgebeugten Voltaire sein bevorzugter Nebenbuhler und der Gatte, dem sie beide vorgezogen worden.

Nun war Voltaire frei, und Friedrich lud dringender ein.

Freilich die Illusionen, mit denen man einst sich gegenübergestanden, waren längst zerronnen und hatten hüben und drüben starken Vorbehalten Platz gemacht. Man mißtraute einander. Voltaire war zum Verräter an der Freundschaft geworden, wenn er gleich nach der Thronbesteigung seines Prinzen in Fleurys Auftrage sein Talent oder wenigstens seine Lust zu spionieren erprobte. Und Friedrich wiederum hatte der Versuchung nicht widerstanden, die kleinen Praktiken der großen Politik auch einmal in die Sphäre des persönlichen, privaten Verkehrs zu übertragen, indem er, um Voltaire die Heimat zu verleiden und ihn zur Uebersiedelung nach Preußen gelinde zu nötigen, dem bei Hofe und in der Akademie vielgeltenden Bischof von Mirepoix abfällige Aeußerungen des Poeten in die Hände spielen ließ.

Doch war es nicht bloß das Bedürfnis, sich Verse und Prosa ausfeilen zu lassen, nicht bloß das Verlangen, diesen Lippen die Feinheiten der französischen Aussprache abzulauschen, was in Friedrich den Wunsch, Voltaire zu besitzen, lebendig erhielt. Auch die „Ostentation“, der Kitzel, mit diesem kostbaren

Besitze vor aller Welt zu prunken, war nicht das Entscheidende. Vor dem Genie, vor jeder echten Größe, sobald nur sein Verständnis an sie hinanreichte, beugte er sich aufrichtig, demütig. Voltaire galt ihm als der letzte und fast als der glänzendste Vertreter des neuen Klassicismus, als der geistige Universalerbe des großen Zeitalters, dessen Geschichte derselbe Voltaire unter der Feder hatte. Allen kommenden Geschlechtern, prophezeit er, werden dieses Mannes unsterbliche Werke ein Gemeingut sein. Lesen wird Voltaire jeder; für sich selbst verlangt er noch etwas mehr: er will Voltaire lesen, aber auch sehen und hören. Der eigentümlich prickelnde Reiz der Konversation Voltaires war ihm unersetzlich, unwiderstehlich. Dem geschriebenen Worte ging die feinste, flüchtigste Blume dieses Geistes bereits verloren.

Noch geraume Zeit schwankte der sehnlich Begehrte zwischen Wollen und Nichtwollen. „An Entschuldigungen wird es Ihnen niemals fehlen, eine so lebhafte Einbildungskraft wie die Ihre ist unerschöpflich", schalt Friedrich ungeduldig. Endlich, drei Vierteljahr nach dem Tode der Marquise, Anfang Mai 1750, kam die Zusage für einen Besuch von einigen Monaten. Eine letzte Schwierigkeit war leicht zu heben. Voltaire berechnete die Unkosten der Reise auf 4000 Thaler und bat, ihm bei einem Bankhause entsprechenden Vorschuß zu vermitteln. Der Wink wurde verstanden, und Friedrich beeilte sich, in artigen Reimen seiner „Danae" einen goldenen Regen anzukündigen. Die sehr alte Danae liebt ihren Jupiter und nicht sein Gold, antwortete Voltaire und nahm den Wechselbrief dankend an. Für das weitere sorgten die Verse, in denen Friedrich den soeben bei ihm eingetroffenen jungen Dichterling d'Arnaud, Voltaires Schützling, zum Wetteifer mit Frankreichs Apollo, dessen Tag sich schon neige, aufforderte und als aufgehende Sonne begrüßte. Voltaire erhielt diese Herausforderung Ende Juni, er verwahrte sich bei dem Verfasser alsbald lebhaft dagegen, mit der einen Hand gestreichelt und mit der andern gekratzt zu werden, in seinem Entschlusse aber ward er nur bestärkt: „Ich will ihn lehren," hörte man ihn sagen, „sich auf die Leute zu verstehen." Am 10. Juli war er in Potsdam.

Wollten wir uns an seine Versicherungen halten, so hätte er mit seiner Uebersiedelung dem König von Preußen das größte Opfer gebracht, hätte alles, was ihm teuer, sein Vaterland und seinen König, den ersten Hof und die erste Stadt der Welt verlassen, um Friedrichs willen, ganz im Sinne des Schriftworts, auf das er sich einmal bezieht: „Verkaufe alles, was du hast, und folge mir nach." Aber man weiß, daß es dem eitlen, nach Fürstengunst haschenden Manne nicht gelungen war, am Hofe zu Versailles festen Fuß zu fassen, trotz aller seiner Huldigungen für Ludwig XV., seiner Schmeicheleien für die Marquise von Pompadour und seiner gleißnerischen Annäherung an die Jesuiten. Leichten Herzens ließ man den Titularkammerherrn und Historiographen, „den Akademiker, den einige seiner Schriften berühmt gemacht haben", von dannen ziehen.

Sodann aber bot der Aufenthalt in der Fremde ganz unleugbare Vorteile, auch abgesehen von 5000 Thalern jährlichen Ehrensoldes, völlig kostenlosem Haushalt und dem Verdienstorden, nach dem Voltaire früher vergebens getrachtet hatte. In Paris, erklärte Voltaire einmal den Freunden in der

Heimat, würde er von einem Polizeileutenant abhängen, und in Versailles beim Bureauchef des Hausministers antichambrieren müssen; und wie werde dem französischen Schriftsteller durch Buchhändler und Censoren, durch das Gekläff der Kritikaster und das Gezeter der Frömmler sein Beruf erschwert! Es liegt etwas Wahres darin, wenn er sagt, in Paris würde er das „Zeitalter Ludwigs XIV.", das nun zuerst in Berlin gedruckt wurde, nie vollendet haben; die Werksteine, die er zu einem Ehrendenkmal für Frankreich bestimmt, hätten, so sieht er es im Geiste, herhalten müssen, ihn zu steinigen, die unschuldigsten Dinge würden ihm „mit dieser Nächstenliebe, die alles vergiftet", mißdeutet, das kleinste freie Wort ihm als maßlose Frechheit ausgelegt sein; alles würde ihn bestürmt, ihm das Haus eingelaufen haben, dem einen würde er zu wenig gelobt, dem andern zu wenig getadelt haben. Es ward ihm klar: französische Geschichte kann schlechterdings nur außerhalb Frankreichs geschrieben werden.

Endlich noch: auch er stand unter einem Zauber. Er gedachte in der That, nur einige Monate zu bleiben, und wurde bestimmt, hier Hütten zu bauen. Der Herzog von Richelieu verlangte zu wissen, wie er sich denn in Preußen fesseln lassen könne, und Voltaire gab die Auskunft: „Ich komme in Potsdam an, die großen blauen Augen des Königs, sein holdseliges Lächeln, seine Sirenenstimme, seine fünf Schlachten, sein ausgesprochenes Gefallen an der Zurückgezogenheit und an der Arbeit, an Versen und an Prosa, endlich Freundlichkeiten, um den Kopf schwindeln zu lassen, eine entzückende Unterhaltungsgabe, Freiheit, im Verkehr volles Vergessen der Majestät, tausend Aufmerksamkeiten, die schon von seiten eines Privatmannes bestricken würden — alles das hat mir den Verstand verrückt: ich ergebe mich ihm aus Leidenschaft, aus Verblendung, und ohne zu vernünfteln . . . So lebe ich seit einem Jahr." Und einer seiner mißtrauischen Nichten schreibt er im frischen Optimismus des eben fertigen Entschlusses: „Ich bin so anmaßend zu denken, daß die Natur mich für ihn geschaffen hat. Ich habe eine so eigentümliche Uebereinstimmung zwischen seinem Geschmack und dem meinen wahrgenommen, daß ich vergaß, daß er der Beherrscher des halben Deutschlands ist und daß die andere Hälfte bei seinem Namen zittert, daß er fünf Schlachten gewonnen hat, daß er der größte Feldherr Europas ist, daß Teufelskerle von sechs Fuß hohen Helden seine Umgebung bilden — alles das hätte mich tausend Meilen weit fliehen lassen; aber der Philosoph hat mich mit dem Monarchen angefreundet, und ich sehe in ihm nur noch den guten und geselligen großen Mann."

Wer wollte verkennen, daß hier in der That Wahlverwandtschaft genug vorhanden war? Dasselbe Temperament, dieselbe Heiterkeit und Beweglichkeit, dieselbe Leichtigkeit der Aufnahme und Mitteilung, dieselbe Fähigkeit, den Dingen und Menschen ihre lächerliche Seite abzusehen, derselbe epigrammatische Witz, derselbe Mutwille und unbezähmbare Hang zum Spott. An der Tafelrunde von Sanssouci konnte es wenigstens Einer, der Wirt, im Schnellfeuer des Witzes mit dem geistreichsten Kinde der geistreichen Nation aufnehmen. In diesen Symposien einer kleinen, ausgewählten Tischgesellschaft hielt sich Friedrichs Epikuräismus, der verfeinertem Lebensgenuß zugewandte, zurückgedrängte Grundzug seiner Anlage, für so viel Zugeständnisse an die starre Pflicht

schadlos. Nach dem Einerlei des Dienstes, dem Drange der Geschäfte, den Ansprüchen des Schreibtisches gehörte der Abend der Freude; das Souper war „die Erholung und Belohnung nach nützlichem und rühmlichem Tageswerke“:

Il est grand roi tout le matin,
Après dîner grand écrivain,
Tout le jour philosophe humain
Et le soir convive divin

sang Voltaire und pries in immer neuen Tonarten diese „göttlichen“ Soupers. Nie habe er, so bekannte er es nachmals, und das in der giftigsten Schmähschrift, sich beim Mahle freier gefühlt, als in Sanssouci; er räumt ein, daß hier viel Esprit aufgewendet wurde, daß der König Geist hatte und Geist bei anderen zu wecken wußte.

So war denn auch das ewige Geklingel mit den fünf siegreichen Schlachten keine leere Schmeichelei, ja schließlich nicht einmal eine höfische Verleugnung des eigenen grundsätzlichen Standpunktes. Wohl war Voltaire ein eifriger Herold des allgemeinen Völkerfriedens, der den Krieg als Massenmord verabscheute und der Kunst des Krieges fluchte. Obendrein hatte dem Vizegott Apollos, wie Friedrich den Dichter der Henriade nannte, Gott Mars von seinem Geist und Gaben nichts verliehen: Friedrich hat ihn gelegentlich als einen Autor zitiert, der seinen militärischen Kursus im Homer und im Virgil durchgemacht habe, und erzählte gern, sein Freund habe einmal die schöne Schilderung entworfen: die Kugel fliegt hinweg, dann blitzt das Pulver auf. Ein andermal fragte dieser Harmlose den König, ob die Schlacht ihn nicht mit Wut erfülle, und mußte belehrt werden, daß der Geist in keiner Lage größerer Ruhe und Fassung bedürfe. Aber bei aller menschenfreundlichen Friedensschwärmerei und aller militärischen Unwissenheit war Voltaire doch zu sehr Franzose, um nicht von dem Nimbus kriegerischer Erfolge, ritterlicher Trefflichkeit gefangen genommen zu werden, und zu sehr Genie, um nicht für den Genius in jeder Erscheinungsform Empfindung und Ehrfurcht zu haben. Vielleicht daß gerade diese ihm verschlossene Sphäre des Genius je geheimnisvoller, desto mächtiger ihn anzog. Friedrich war Virtuose in der von den Franzosen allzeit als Nationalerbteil in Anspruch genommenen Doppelkunst, zierlich zu reden und brav mit dem Schwerte dreinzuschlagen — à combattre et finement parler. Daß dieser Tischgenosse, der im ganzen Bereich menschlichen Wissens und Könnens, über alle allgemeinen Interessen so leicht und anmutig, so scharfsinnig und schlagfertig zu plaudern und zu disputieren verstand, jeden Augenblick von der Tafel hätte aufstehen können, um eine Schlacht zu kommandieren, das war für einen Voltaire nach allem das Merkwürdigste an dem merkwürdigen Menschen. Hier war seine Bewunderung fürwahr keine gekünstelte, sondern eine ganz unmittelbare und unfreiwillige, wo nicht widerwillige.

Und wie hätte es ihn nicht entzücken sollen, in demselben Zimmer zu wohnen, welches das Jahr zuvor Frankreichs größter Kriegsheld, der Marschall von Sachsen, innegehabt hatte, und mit Prinzen und Prinzessinnen, die das Französische „ohne den geringsten Accent sprachen“, Theater zu spielen, ja seine

eignen Stücke aufzuführen? Der preußische Hof zeigte sich, als der Dichter ankam, anläßlich eines Besuchs der Markgräfin Wilhelmine von der glänzendsten Seite. Ein Fest folgte dem andern; „man sollte glauben," berichtete Voltaire nach Paris, „daß man hier nur dem Vergnügen lebt." Er durfte sich schmeicheln, daß seine Gegenwart zur Erhöhung all dieses Festglanzes ein Erkleckliches beitrug. Als bei dem großen Ringelstechen, für das sich der geräumige Platz vor dem Berliner Schlosse in einen Turnierhof verwandelt hatte, unter einer Gruppe vornehmer Herren der berühmte Gast des Königs bescheiden, aber mit strahlenden Augen einer der prächtig geschmückten Hoflogen zuschritt, da ging ein Murmeln der Bewunderung durch die Tausende der Schaulustigen, und der Name Voltaire pflanzte sich von Mund zu Munde. So begnügte er sich denn nicht, dieses vielbewunderte Karussell pflichtmäßig durch ein graziöses Epigramm auf die Spenderin der Preise, die Prinzessin Amalie, und den ersten der Sieger, den Prinzen von Preußen, „den Sohn des Mars mit dem Antlitz des Paris", zu verherrlichen, sondern versah auch die französische Heimat mit geradezu enthusiastischen Beschreibungen von der Pracht und Ordnung des Schauspiels, der Lichtwirkung der 46000 Lampen, der ritterlichen Erscheinung der Kämpen. Und noch war seine Anerkennung ganz aufrichtig, seine innere Befriedigung ganz vollständig. Er weist die hochmütige Ungereimtheit, die sich Berlin wie das Paris Hugo Capets vorstellt, ehrlich zurück und verteidigt sogar das deutsche Klima. Er meint, im Hafen zu sein, nach dreißig Jahren des Sturmes.

Aber noch ehe das Jahr zu Ende ging, war die Ernüchterung eingetreten. In einem jammernden Briefe vom zweiten Weihnachtstag spricht er von Gewissensbissen und seinem vergifteten Glück, bekennt, daß er mehr als einer Tröstung bedarf, und daß nur die Wissenschaften, nicht die Könige Trost zu spenden vermögen.

Wieder war er in eine der Lagen geraten, deren Unwürdigkeit, deren Lächerlichkeit nur er selbst nicht einsehen wollte. Seine Verbindung mit Abraham Hirschel zum Zwecke eines verbotenen Wuchergeschäftes mit kursächsischen Steuerkassenscheinen veranlaßte den französischen Gesandten zu der Bemerkung, Voltaire sei ein Mensch, der, um einen Thaler zu gewinnen, bei gebotener Gelegenheit stets den König von Preußen kompromittieren werde. Und sein Prozeß mit jenem würdigen Vertrauensmann, den er des Betruges und der ihn der Urkundenfälschung bezichtigte, lieferte der Hauptstadt auf Wochen ergiebigsten Gesprächsstoff und gab dem zweiundzwanzigjährigen Lessing, der Voltaires Eingaben an den Gerichtshof ins Deutsche übersetzt hatte, das annähernd erschöpfende Epigramm ein:

Und kurz und gut, den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr V*** war ein größ'rer Schelm als er.

Sogar eine dramatische Bearbeitung, den „Tantalus im Prozeß", mußte sich der dankbare Stoff gefallen lassen. Der Rechtsstreit endete mit einem

Vergleich, aber daß der andere zwischendurch zu einer Ordnungsstrafe von zehn Thalern verurteilt war, genügte, um Voltaire immer von seinem „gewonnenen“ Prozeß sprechen zu lassen.

Nicht der König war, wie vermutet worden ist, der Verfasser des „Tantale en procès“; aber er hat dem Gaste sein Mißfallen in anderer Weise zu erkennen gegeben. „Voltaire beschwindelt die Juden,“ schrieb er während des Prozesses nach Baireuth und gab der Vermutung Ausdruck, daß der Bedrängte sich mit irgend einem Purzelbaum (gambache) herausziehen werde. Nun durfte sein Mann zwar nach Potsdam zurückkehren, erhielt aber — Friedrich nannte das ihm „den Kopf waschen“ — die Vermahnung (28. Februar 1751): „Ich hoffe, daß Sie keine Händel mehr haben werden, weder mit dem alten, noch mit dem neuen Testament; Verwickelungen dieser Art sind entehrend, und mit den Talenten des ersten Schöngeistes von Frankreich würden Sie die Flecken nicht austilgen, die diese Aufführung auf die Dauer Ihrem Rufe anheften würde. . . . Ich schreibe diesen Brief mit dem groben gesunden Menschenverstande eines Deutschen, der da sagt, was er denkt, ohne doppeldeutige Ausdrücke und matte Ueberzuckerungen, welche die Wahrheit nur entstellen — Ihre Sache ist es, daraus Gewinn zu ziehen.“

Wie mußte dem also Ausgescholtenen das Herz schwellen! Schon vorher hatte er in einem Brief an Madame Denis, die böswillige, allem, was preußisch hieß, gründlich abholde Nichte, allerhand häßliche Anspielungen auf seinen königlichen Gastfreund gemacht. Dann aber sagte er sich doch wieder, daß in diesem ganzen Lande der König der einzige war, der zu ihm stand und ihn hielt. Er hatte unter den Deutschen keine Freunde und vollends keine unter den Franzosen, weder in der alten Gemeinde der Glaubensflüchtlinge noch in der neuen Kolonie der Belletristen und Freidenker; die beißenden Anekdoten über seinen Geiz und seine Scheelsucht, die man sich in Berlin erzählte, sind gerade von den Berliner Franzosen in Umlauf gesetzt und auf die Nachwelt gebracht worden. Er seufzte über die Etikette der Höfe, die darin bestehe, den Königen Schlechtes über den Nächsten zu sagen, sei es auch nur, um sie zu unterhalten.

Je mehr er trotz aller Selbsttäuschungsversuche es durchfühlte, wie arg ihm sein Prozeß moralischen Abbruch gethan, je mehr er sich vereinsamt und gemieden fand, offen gehaßt und insgeheim bespöttelt wußte, desto geflissentlicher pries er in den nach der Heimat bestimmten Briefen seine Zufriedenheit, sein Glück und seinen Glanz, die Reize und Vorzüge seiner „retraite charmante“: alle Bequemlichkeiten, die man im Palast eines großen Königs haben kann, ohne eine der Unannehmlichkeiten oder auch nur Verpflichtungen des höfischen Treibens; ein Hofleben, das in Wahrheit der ungezwungenste Landaufenthalt ist; das Zusammensein mit einem Könige, der, stets bei gleicher Laune, alle unsere Augenblicke gleich schön macht. Gefiele es nur der Gesundheit, ihn ebenso gut zu behandeln wie der König von Preußen, er würde sich im Paradies glauben. Aber wenigstens ist diese Potsdamer Lebensweise gerade die, welche einem Kranken frommt: volle Freiheit, nicht der mindeste Zwang, ein leichtes und heiteres Nachtmahl. Alles zusammen mehr als genug, um daheim ihn bei

der guten Gesellschaft zu entschuldigen, daß er sie verlassen habe; mehr als genug, um die Gegner zu beschämen, daß sie Frankreichs größtes Genie nicht gebührend geehrt, und um allen zu zeigen, „wie unsere schöne Litteratur in einem ihrer Vertreter von einem großen Monarchen aufgenommen wird" . . . „Sklaven seid Ihr in Sceaux und in Anet," ruft er einer seiner vornehmen Gönnerinnen, der Madame du Deffand, zu, „Sklaven im Vergleich zu der wahren Freiheit, die man in Potsdam schmeckt, bei einem Könige, der fünf Schlachten gewonnen hat."

Aber die Pariser Gemeinde, die den Abtrünnigen sehnlichst zurückwünschte, ließ sich nichts vorreden. Graf d'Argental, Voltaires „Schutzengel", hielt ihm unerbittlich den Spiegel vor: „der König, so wenig er Ihnen gerecht wird, ist noch das Einzige, was Sie in jenem Lande trösten könnte. Sie sind umgeben von Feinden, Neidern, Gebärdenspähern. Man streitet und reißt sich um eine Gunst und eine Vertrauensstellung, die in Wahrheit niemand gewinnt. Der König ist eine Kokette, die, um mehrere Liebhaber festzuhalten, keinen glücklich macht. Dieser sturmbewegte Hof ist gleichwohl die einzige Stätte, wo Sie leben können; außerhalb des Hofes gibt es kein Wesen, das da verdient, von Ihnen angeredet zu werden. Kurz, Sie sind Feinden entflohen, welche Sie wenigstens nicht vor Augen hatten, um neue Feinde zu finden, mit denen Sie tagtäglich leben müssen. Sie suchten die Freiheit und begaben sich in den größten Zwang." Und Baron Scheffer, der schwedische Diplomat, der in diesem ästhetischen Zirkel Bürgerrecht erworben hatte, berichtete Ende 1752 nach einem kurzen Besuch am preußischen Hofe den gemeinsamen Freunden: „Ich habe Voltaire in der Nähe gesehen und ich kann versichern, sein Los ist nicht beneidenswert. Er sitzt den ganzen Tag allein auf seinem Zimmer, nicht aus eigenem Trieb, sondern aus Not, und nachher speist er mit dem Könige, auch mehr aus Not, als aus eigenem Trieb: er merkt recht wohl, daß er da ungefähr dieselbe Rolle spielt, wie die Mitglieder der Pariser Oper, zur Zeit als die gute Gesellschaft sie nur zuließ, um Tafelmusik zu haben."

Gewiß, Voltaire betrachtete bereits seine Stellung als schief, seine Zukunft in Preußen als unsicher. Seiner schwarzmalenden Phantasie wurde ein qualvoller, endloser Stoff geliefert durch eine schadenfrohe Zuträgerei plumpster Art. „Ich werde ihn höchstens noch ein Jahr brauchen," sollte der König von Voltaire gesagt haben; „man preßt die Orange aus und wirft die Schale weg." So beteuerte es La Mettrie. Offenbar, daß der Schalk sich an Voltaires erschrecktem Gesicht belustigen wollte; der mutwillige, weltkundigermaßen indiskrete, moralisch geradezu unzurechnungsfähige La Mettrie war wohl der letzte, den Friedrich zum Mitwisser solchen Vorhabens gemacht hätte. Voltaire sagte sich das auch; aber um seine Ruhe war es geschehen. Die Briefe an seine Nichte seit dem September 1751 zeigen, wie unglücklich, beinahe verzweifelt er war. Er brütet fortwährend über der Orangenschale, er kommt sich wie der vom Kirchturm fallende Dachdecker vor, der da im Fliegen sagt: bon, pourvu que cela dure; und als einige Wochen nach der grauenvollen Enthüllung sein bedenklicher Gewährsmann stirbt, beklagt er in einer komischen Mischung von Selbstironie und ernsthafter Zweifelsqual, daß er La Mettrie angesichts des

Todes nicht noch einmal nach der Orangenschale fragen konnte; denn gewiß würde da die Wahrheit an den Tag gekommen sein.

Hätten ihn nur seine Zweifel und Aengste etwas ruhiger und zurückhaltender, etwas weniger empfindlich, anmaßend, streitsüchtig gemacht! Der unermüdliche Vorkämpfer für Toleranz und Humanität ward zum unduldsamen, rachgierigen, brutalen Verfolger, sobald seine Eigenliebe, seine schriftstellerische Empfindlichkeit, sein persönliches Interesse ins Spiel kam. Hätte Voltaire ein Heer zur Verfügung, er würde es sicher gegen die Desfontaines, van Duren und Jean Baptiste Rousseau marschieren lassen — so hatte Friedrich schon vor zehn Jahren einmal diese unphilosophische Rachbegierde gekennzeichnet, und der Philosoph selbst seufzte, zwischen den Männern von der Feder bestehe ein fortwährender, bald offener, bald versteckter Krieg, nicht anders als zwischen den Fürsten. Er, der zu Paris es nicht verschmäht hat, Censur, Polizei und Bastille gegen seine litterarischen Widersacher in Bewegung zu setzen, bewies auch in Potsdam, daß er das Bündnis mit der Macht zu schätzen, das Recht des Stärkeren auszunutzen wußte. Friedrich wollte Freron zu seinem litterarischen Agenten machen; aber Freron hatte die Majestät der Voltaireschen Muse beleidigt, Voltaire erhob Einspruch, und Friedrich hatte, wie er dem zelotischen Freunde nachmals vorhielt, „die Gefügigkeit oder die Schwäche", dem herrischen Ansinnen nachzugeben. Auch d'Arnaud ward als Opfer begehrt, die ihm aus königlichem Munde gespendeten Lobsprüche wurden nicht verziehen, und Friedrich entschloß sich um des lieben Friedens willen, „die aufgehende Sonne" nach Hause zu schicken. Kein Wunder, wenn demnächst der junge La Beaumelle es der Veranstaltung Voltaires, den er durch ein Paar unbedachte Zeilen in seinen „Pensées" verletzt hatte, danken zu müssen glaubte, daß ihm in Preußen kein Glück blühte; er verließ Berlin nach kurzem Aufenthalt im Mai 1752, mit dem fürchterlichen Gelübde, jenen bis in die Hölle verfolgen zu wollen. Voltaire freilich beteuerte, an dem Mißerfolg dieses Abenteurers unbeteiligt zu sein, und wollte in dem neuen litterarischen Gegner nur das mit berechneter Arglist aufgehetzte, betrogene, mißbrauchte Werkzeug des unerträglichen Mannes sehen, gegen den er jetzt, seit lange schon von Neid und Haß gefoltert, zu leidenschaftlichem Angriff sich erhob. Alle vorangegangenen Händel waren leichte Plänkeleien im Vergleich zu dem Vernichtungskriege gegen Maupertuis.

Sie waren Freunde gewesen und hatten unter demselben Dache gewohnt, und Maupertuis war durch Voltaire dem Könige vordem empfohlen worden. So begrüßte er denn auch die Uebersiedelung des Dichters nach Preußen mit aufrichtiger Freude. Aber kaum angelangt, begann Voltaire sich einzureden, daß er es mit einem unleidlichen Gesellen zu thun habe. Nicht er, nein leider Maupertuis war hier der erste; jener der mit diktatorischer Gewalt ausgestattete Akademiepräsident, er selber der einfache Akademiker; jener in der Berliner vornehmen Gesellschaft ein als gleichberechtigt aufgenommenes Glied, er selber für diese Gesellschaft doch nur das glänzende, aber nicht über alle Zweifel erhabene Wundertier. Und wenn er zu bemerken glaubte, daß Maupertuis dem Könige nicht eigentlich sympathisch war, daß nicht Liebe, wohl aber Achtung und Vertrauen diesem Manne seine Stellung sicherte, so erhöhte das noch den Aerger

und den Neid. „Herr von Maupertuis behauptet den breiten Stein," schrieb Pöllnitz nach dem zweifelhaften Ausgang des Prozesses Voltaire contra Hirschel; und in der That, jede Beschämung Voltaires war eine neue Folie für Maupertuis. Wehe dem Verhaßten, wenn er sich einmal eine Blöße geben wird!

Maupertuis thut sich viel zu Gute auf die Entdeckung eines physikalischen Gesetzes, wonach sich die haushälterische Natur für alle Bewegung stets mit dem geringsten Kraftaufwand begnügen sollte. Samuel König im Haag will dieses Gesetz der Sparsamkeit oder der kleinsten Aktion nicht anerkennen und fördert einen bisher unbekannten Brief von Leibniz zu Tage, der ersehen läßt, daß die große Wahrnehmung bereits früher gemacht ist, daß aber Leibniz, scharfsichtiger als Maupertuis, sich gehütet hat, übereilte Schlußfolgerungen zu ziehen. Die Berliner Akademie richtet an ihr auswärtiges Mitglied König zu zwei Malen die gebieterische Aufforderung, den Leibnizbrief im Original herbeizuschaffen, und erklärt endlich in feierlicher Sitzung das Zitat für gefälscht. König legt seine Mitgliedschaft nieder und verkündet in einem „Appell an das Publikum" mit schneidendem Spott und göttlicher Grobheit, wenn auch das Richtige an der ganzen Hypothese Leibniz gehöre, so dürfe doch Maupertuis in seiner Eigenschaft als großer Entdecker sich damit trösten, daß der weitaus größte Teil, nämlich alles was falsch, sein geistiges Eigentum bleibe.

Wer war entzückter als Voltaire? Er hatte von früher her persönlichen Grund, sich über König zu beklagen; das aber trat zurück gegen das brennende Verlangen, Maupertuis zu zermalmen. Seine Entrüstung nebenbei über das litterarische Ketzergericht darf als ganz aufrichtig betrachtet werden; aber er that dem Präsidenten schreiendes Unrecht, wenn er ihn in seinem anonymen Brief eines Berliner Akademikers an einen Pariser angesichts der gelehrten Welt als Plagiator brandmarkte, der Leibnizens Entdeckung für seine eigene ausgegeben habe. Und er verhöhnte nicht bloß den Präsidenten, sondern zog die ganze Akademie und ihren königlichen Schutzherrn mit hinein, wenn er sein Sendschreiben damit schloß, daß mehrere Mitglieder aus einer Akademie, die der Herr Maupertuis tyrannisiere und verunehre, ausscheiden würden, wenn sie nicht fürchteten, dem Könige zu mißfallen.

Friedrich mußte sich herausgefordert fühlen. Aber es war ein Fehlgriff, daß er, statt sich das Gezänk in seiner Akademie und in seinem Hause einfach zu verbitten, als Schriftsteller, in einem verkappten Flugblatt, wie Voltaire selbst, in den leidigen Handel eingriff und sich damit, seinem eigenen Eingeständnis nach, denselben Unannehmlichkeiten aussetzte, wie der Vorübergehende, der zwei Raufende zu trennen versucht. Immerhin, während der Anonymus dem Anonymus unter strikter Aufrechterhaltung des Inkognitos derb den Text las, machte doch zugleich der Hausherr dem Hausgenossen, der Gastfreund dem Gaste noch einmal einen Vorschlag zur Güte. Auf die Mitteilung eines neuen Abschnittes aus dem Manuskript des von Voltaire in Potsdam begonnenen Dictionnaire philosophique antwortete Friedrich sehr fein mit nicht mißverständlicher Anspielung: „Sie zitieren Epikur, Protagoras u. s. w.; ich bin gewiß, daß Epikur und Protagoras disputiert haben würden, wenn sie am selben Ort gewohnt

hätten, aber ich glaube auch, daß Cicero, Lucrez und Horaz in guter Eintracht miteinander soupiert haben würden."

Aber bei Voltaire war, wie einer seiner eifrigsten Verteidiger zugibt, der Haß gegen Maupertuis zur Monomanie geworden. Er hörte und sah nicht mehr. Es genügte ihm nicht, in seinen Briefen das Gerücht auszusprengen, daß Maupertuis, das Opfer eines bretonischen Nationallasters, in Folge übermäßigen Branntweingenusses verrückt geworden sei, sondern er überbot jetzt seinen ersten öffentlichen Angriff durch einen zweiten, ungleich grausameren, indem er seinen Doktor Akakia, der seinem Namen zum Trotz die verkörperte Boshaftigkeit ist, gegen den unglücklichen Maupertuis losließ, um seine menschlichen Schwächen und seine starke Selbstvergötterung, seine gelehrten Tiefsinnigkeiten und schon nicht mehr gelehrten Schrullen der Lächerlichkeit preiszugeben. Durch einen dreisten Betrug, die Vorweisung einer Druckgenehmigung, die ihm für eine ganz andere Schrift erteilt war, gewann sich der Pamphletist in Berlin selbst einen Verleger. Der Akakia erschien und Voltaire versuchte, alles in Abrede zu stellen, um schnell so der Lüge wie des Betrugs überführt zu werden. Die ganze Auflage wurde vernichtet, und Voltaire, auf das Härteste von Friedrich angelassen, mußte mit Brief und Unterschrift Besserung und Stillschweigen geloben. Schon aber tauchte der Akakia in einer zweiten, zu Dresden bestellten Auflage von neuem auf, und ward nun am Weihnachtsabend 1752, ein unter dieser Regierung noch nicht erlebtes Schauspiel, von Henkershand öffentlich verbrannt.

Mit dem Entschluß, Preußen zu verlassen, war Voltaire vordem ins reine gekommen. Der „Desertion", die er plante, stand nichts mehr im Wege, als er im Herbst seine reichen Ersparnisse außer Landes hypothekarisch untergebracht hatte. Der Ausgleich, der zu Beginn des neuen Jahres noch einmal getroffen wurde, die öffentliche Verleugnung der gegen Maupertuis geschleuderten Pasquille, die erneute Anlegung der nach dem Feuertode des Akakia mit elegischen Versen zurückgereichten „Brimborien", d. h. des Verdienstordens und des Kammerherrnschlüssels — alles das sollte nur den Rückzug decken; denn um seiner selbst und vor allem um seiner Feinde willen wollte der Scheidende in vollen Ehren, nicht als ein Ausgestoßener, sondern als ein Beurlaubter, seine Straße ziehen. Nach drei Monaten erreichte die Uebergangszeit der „Damokles-Soupers" ihre Endschaft. Am 25. März 1753 verabschiedete sich Voltaire in Potsdam, angeblich um die Bäder von Plombieres aufzusuchen; er versprach im Herbst wiederzukommen und gelobte nochmals den Streit mit Maupertuis ruhen zu lassen.

Aber kaum in Leipzig angelangt, stürzte er sich von neuem in den Kampf gegen Maupertuis, gegen Friedrich, gegen die Akademie, deren ständigen Sekretär er in einem von Bosheiten strotzenden Briefe ersuchte, ihn aus der Liste der Mitglieder zu streichen. Jetzt hielt es Friedrich doch für geraten, dem rückfälligen Verbrecher die noch in seinen Händen befindlichen Beweise der Gunst und des Vertrauens zu entziehen. Voltaire übergab Orden und Schlüssel dem preußischen Residenten Freytag auf der Durchreise zu Frankfurt am Main ohne Widerrede; ein Band der „Œuvres du philosophe de Sanssouci", der ihm gleichfalls

abgefordert wurde, war nicht zur Stelle, wurde aber im Laufe von drei Wochen, während derer der berühmte Fremde in seiner Herberge Hausarrest auf sich nahm, herbeigeschafft. Neue Bedenklichkeiten des schwerfälligen, ratlosen Residenten brachten Voltaire um die bis dahin notdürftig bewahrte Fassung und trieben ihn zu einem Fluchtversuche; darin wollte wiederum Freytag einen Bruch des Ehrenworts sehen und schritt nun, durch die bewaffnete Macht der freien Reichsstadt unterstützt, zu offenen Zwangsmaßregeln, förmlicher Verhaftung und scharfer Ueberwachung des sich wie rasend gebärdenden Poeten, der doch in der That alles gethan hatte, was von ihm verlangt werden konnte. Freytag trieb seinen pedantischen Amtseifer auf die äußerste Spitze, indem er den aus Potsdam einlaufenden Befehl zur sofortigen Freilassung mit Rücksicht auf den Zwischenfall des Fluchtversuchs nicht auszuführen wagte, bis er neue Verhaltungsmaßregeln haben würde. Und so verlängerte sich der unfreiwillige Aufenthalt, der in Voltaire die alten Erinnerungen an die Bastille wecken mochte, um weitere siebzehn Tage, bis zum 7. Juli 1753.

Der König hätte die gewaltsame Schlußwendung einer Episode, die ohne das Zusammentreffen mit seiner Reise nach dem fernen Königsberg sich nicht so in die Länge gezogen haben würde, gern vermieden gesehen. Er mißbilligte die „brutale Exaktheit" seines Vertreters; aber die Uebertreibungen und Erfindungen, mit denen Voltaire seine Frankfurter Leidensgeschichte vor das Forum der Oeffentlichkeit brachte, konnten nicht dazu beitragen, Friedrichs Bedauern zu verstärken. Hart erklärte er, an die ganze Komödie der Konvulsionen, Krankheiten, Verzweiflungsausbrüche längst nicht mehr zu glauben; er beklagte schließlich mehr seinen Residenten als die beiden Opfer, Voltaire und die Nichte Denis, und wollte Freytags Hauptfehler in dem Mangel an Bonsens erkennen, der den Pflichteifrigen nicht habe begreifen lassen, daß er es mit einem Narren und einer Närrin zu thun gehabt habe. Sein eigener Fehler war gewesen, daß er diesen wenig geeigneten Mann zum Vollstrecker eines den größten Takt erheischenden Auftrages gewählt hatte.

Das zweite Nachspiel, nicht das letzte, folgte diesem ersten schnell. Schon Anfang Mai verbreitete sich in Paris, zunächst handschriftlich, eine Schilderung des preußischen Hofes und der Lebensweise des Königs, eine boshafte und gemeine Karikatur. Ende August erschien sie in einem Druck, über den die Pariser Censur schnell Beschlag verhängte, und bald tauchte sie auch in andern europäischen Hauptstädten auf.

Friedrich schrieb an George Keith, seinen Pariser Gesandten: „Ich habe das Glück, mein lieber Lord, sehr gleichgültig zu sein gegen alle Reden und Schriften, die man auf meine Kosten in Umlauf setzt; ja ich bin ganz stolz darauf, einem armen Autor, der ohne alle seine Injurien gegen mich vielleicht Hungers sterben würde, Honorar einzutragen. Ich habe stets die Urteile des Publikums verachtet und für mein Verhalten nur die Zustimmung meines Gewissens in Betracht gezogen. Ich diene dem Staat mit aller Fähigkeit und Integrität, welche die Natur mir verliehen hat; obgleich meine Talente schwach sind, bin ich drum doch nicht weniger gegen den Staat quitt, denn niemand kann mehr geben, als er hat, und im Uebrigen haftet es dem Begriff der öffentlichen

Stellung als ein Merkmal an, daß man der Kritik, der Satire und oft sogar der Verleumdung als Stichblatt zu dienen hat. Alle, welche Staaten gelenkt haben, als Minister, Generale, Könige, haben Schmähungen über sich ergehen lassen müssen; es würde mir sehr leid thun, der einzige zu sein, der ein anderes Schicksal hätte. Ich verlange weder Widerlegung des Buches noch Bestrafung des Verfassers, ich habe dies Libell mit sehr ruhigem Blut gelesen und es sogar ein paar Freunden mitgeteilt. Man muß eitler sein als ich bin, um sich über derartiges Gekläff zu ärgern, dem jeder Vorübergehende auf seinem Wege ausgesetzt ist, und ich müßte weniger Philosoph sein, als ich bin, um mich vollkommen und über die Kritik erhaben zu dünken. Ich versichere Sie, mein lieber Lord, daß die Injurien des anonymen Verfassers nicht die geringste Wolke über die Heiterkeit meines Lebens verbreitet haben und daß man noch zehn polemische Broschüren dieses Schlages schreiben könnte, ohne meine Gedenkart und Handlungsweise irgendwie zu stören."

Aehnlich hat Friedrich am 15. September 1753 an Maupertuis geschrieben; nur hören wir hier, daß er doch keineswegs irgend einen hungrigen Winkelskribenten für den Verfasser hielt. Mit aller Bestimmtheit nennt er Voltaire; der habe, um seinen Stil zu verhüllen, seine Arbeit erst ins Deutsche und dann zurück ins Französische übertragen lassen. Denselben Verfasser vermutete Marquis d'Argenson, ehedem Voltaires Freund. Voltaire hat das Jahr darauf in einer Erklärung diese „miserable, impertinente" Schrift, die bis in den Kleinbetrieb der königlichen Küche eindringe, von sich abgeschüttelt, er hat den Verdacht auf Graf Tyrconnell abzulenken gesucht, obgleich das Pasquill Umstände erwähnt, die erst nach Tyrconnells Tode sich zugetragen haben. Soviel erhellt: die aus Voltaires Nachlaß zum Vorschein gekommenen autobiographischen Aufzeichnungen verschmähen doch auch nicht den Ausblick auf den Kleinbetrieb der königlichen Küche, zeigen noch sonst wörtliche Uebereinstimmungen mit dem verleugneten Druck von 1753 und haben zumal, wie schon eine Reihe Voltairescher Briefe, gerade die garstigsten Verdächtigungen mit diesem würdigen Vorläufer gemein.

Friedrich meinte jetzt mit Voltaire für immer fertig zu sein. Wir dürfen den Ausdruck seiner Freude über den Fortgang eines Gastes, mit dem er „um seiner Sünden willen" heimgesucht worden sei, als ganz aufrichtig betrachten. Er rechnet den von dannen Gezogenen zu der Art von Menschen, die man wie niedliche Papageien behandle und bei denen man mehr auf das Geplapper als auf den Charakter achte, und fügt hinzu, wer mit Affen spiele, werde bisweilen gebissen. Er versichert der Markgräfin von Baireuth, die den Angeklagten in Schutz zu nehmen geneigt war, von Voltaires Thorheiten ließe sich ein Lexikon schreiben so dick wie ein Band des Bayle, und als Voltaire im Winter 1754 tot gesagt worden war, verwertete Friedrich das glücklich widerrufene Gerücht im Epigramm: Charon der Totenschiffer schnellt den im Tode noch kargen, um das Fährgeld feilschenden Poeten mit kräftigem Fußtritt auf die Oberwelt zurück.

Montesquieu hatte im „Geist der Gesetze" von dem gros bon sens der Deutschen gesprochen, und Friedrich spielt auf ein heitres Zwiegespräch an, in

welchem er einmal den inzwischen in die Heimat zurückgekehrten Darget auf das Glatteis gelockt hatte, wenn er diesem 1754 schreibt: „Es ist wahr, nach Ihrem eigenen Geständnis, daß wir schleppende, schwerfällige Leute sind und das Unglück haben, Bonsens zu besitzen; aber wenn Sie nun einen Freund wählen sollen, woran würden Sie sich halten?" Darget antwortete: „Ich bin so weit davon entfernt, den Deutschen ihre Zuverlässigkeit im Verkehr abzusprechen, daß ich täglich laut verkünde, wie ich durch sie bei Eurer Majestät niemals den geringsten Verdruß gehabt habe, sondern nur durch die Franzosen von der Nation der schönen Geister, die mir nicht verzeihen konnten, daß ich mich weniger toll betrug als sie." Es sei ein eigenes Verhängnis, äußerte Friedrich später, daß nie zwei Franzosen im Auslande miteinander Freund sein könnten.

In Sanssouci wurde es jetzt sehr still. Er lebe einsiedlerischer, als ihm lieb sei, bekennt Friedrich 1754 dem guten Darget: „Unsere Gesellschaft ist zum Teufel gegangen, der Narr ist in der Schweiz, der Italiener — Algarotti — macht sich unsichtbar, Maupertuis liegt auf der Krankenpritsche, und d'Argens hat sich den kleinen Finger verletzt und trägt deshalb den Arm in der Binde, als wenn er vor Philippsburg von einer Kanonenkugel verwundet wäre. Das ist die größte Neuigkeit aus Potsdam, verlangt nicht mehr von mir. Ich lebe mit meinen Büchern und verkehre mit den Menschen aus dem Zeitalter des Augustus, und werde bald die Menschen unsres Jahrhunderts ebenso schlecht kennen, als weiland Jordan die Straßen von Berlin." Aehnlich schreibt er das Jahr darauf der Markgräfin, daß er auf den einzigen d'Argens reduziert sei, der die meiste Zeit im Bette liege. Ein von der Sorbonne geächteter Abbé, der junge de Prades, kam als Vorleser und kurzweiliger Gesellschafter, als Ersatz für La Mettrie, aber nicht als Freund in Betracht und sollte sich bald als sehr unzuverlässig offenbaren. Ein Chevalier de Masson, in welchem Graf Gotter ein hervorragendes gesellschaftliches Talent entdeckt haben wollte, wurde schnell in seiner geistigen Dürftigkeit erkannt. Mit einem andern Anwärter, den ihm die Markgräfin empfohlen, versuchte Friedrich es lieber nicht erst. „Diese jungen Franzosen," meinte er, „sind zu wenig Philosophen, um sich mit dem einsamen Leben, das ich führe, zu befreunden." Immer mehr wurde er der Seßhafte, als den schon Voltaire ihn kennen gelernt hatte. Wie beglückwünschte er sich, wenn die Dienstreisen beendigt waren, die ihn im Frühjahr und im Herbst regelmäßig für einige Zeit in die Provinzen führten, und wenn er nun in seine stille Studierstube zurückkehren konnte. Den Winteraufenthalt in Berlin anläßlich der dem wohlhabenden Landadel als Stelldichein bezeichneten Karnevalslustbarkeiten kürzte er seit 1753 erheblich ab. Auch bei den Familienfesten ward er seltener gesehen. Schon als dem Prinzen Heinrich die Hochzeit ausgerüstet wurde, im Sommer 1752, wohnte er nur den Hauptfeierlichkeiten bei und ließ sich den weiteren Verlauf der „fêtes henricoises" durch den sachkundigen Pöllnitz schildern: „Ich komme mir so verbauert bei diesen schönen Beschreibungen vor," scherzt er, „daß ich mir, bevor ich das nächste Mal nach Berlin komme, einen Tanzmeister anzunehmen gedenke, dazu einen jungen französischen Marquis, um mir die Erziehung der großen Welt

zu verschaffen.“ Das Jahr darauf, im Herbst 1753, vermählte sich zu Schwedt die Prinzessin Sophie, seine Nichte, dem Bruder des Herzogs von Württemberg; diesmal entband sich der König von der Teilnahme am Feste ganz: „Ich werde hier ziemlich allein bleiben,“ schreibt er aus Potsdam, „bin aber im Grunde sehr zufrieden, mich in dieser Lage zu finden; meine Neigung weist mich genug auf die Einsamkeit hin, und zudem ist die Muße, die ich jetzt genieße, höchst notwendig, um mich auf die Rolle vorzubereiten, die ich das nächste Jahr zu spielen haben werde.“

Er meint die militärischen Maßnahmen, die er eben in diesen Tagen traf; er war bereits wieder auf Krieg gefaßt.

Dritter Abschnitt.

Der König-Connetable.

Wäre es wahr, was hin und wieder behauptet worden ist, daß Friedrich der Große am Soldatenhandwerk keine innere Freude gehabt und sich den militärischen Aufgaben nur aus Pflichtgefühl unterzogen hätte? „Er ist von Natur träge," versichert 1751 Tyrconnell dem französischen Hofe, „und verabscheut alles, was Kriegswesen heißt; indes er überwindet sich, und es bedarf schon einer ernsten Unpäßlichkeit, ehe er sich der Parade, die er alle Tage mit seinen Truppen abhält, und der Fürsorge für die Einzelnheiten der laufenden Heeresverwaltung entzieht. Denn er ist der Ueberzeugung, daß er gerade dadurch Europa blendet und nur dadurch die große Disziplin seines Heeres und bei den Offizieren jeden Grades, bis zu seinen prinzlichen Brüdern, die peinliche Genauigkeit lebendig erhält. Ohne so starke Beweggründe würde er sich vielleicht seiner natürlichen Neigung für die Einsamkeit überlassen und sich ganz und gar der Poesie und den schönen Wissenschaften hingeben."

Wohl lassen sich zur Stütze solcher Ansicht gelegentliche Aeußerungen Friedrichs beibringen. Aber sie werden ein für allemal entkräftet durch das aufrichtige Bekenntnis, das er 1742 im mährischen Hauptquartier bei der Rückkehr auf den Kriegsschauplatz gegen Algarotti abgelegt hat: „Ich gebe dies Metier zu allen Teufeln, und doch treibe ich es gern — ein Beweis für das Widerspruchsvolle des menschlichen Geistes."

Friedrich war Soldat mit Leib und Seele, und vor allem andern Soldat, und er war es schon in Ruppin und Rheinsberg geworden. Schon im Antimacchiavell hatte er dem Fürsten die Pflicht, das Land zu verteidigen und die Streitmacht zu führen und zu üben, mit warmer Beredsamkeit ans Herz gelegt; als König steigert er noch den Ton. Er rühmt sich, daß er von Kindesbeinen an im Heere erzogen ist, daß seine Wiege Waffen umklirrt haben. Für die Erziehung des künftigen Thronerben, des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, ordnet er an, man soll dem Kinde Geschmack am Soldatischen einflößen, ihm

bei jeder Gelegenheit sagen, daß jeder Mensch von vornehmer Geburt Soldat sein muß; man soll ihn Truppen sehen lassen, so oft der Kleine es will. Er betrachtet es als unumgänglich notwendig, daß ein König von Preußen Soldat sei und zwar das Oberhaupt des Heeres, der Fürst-Connetable. Der König von Preußen muß das Amt an sich nehmen, das, in den Republiken umstritten und in den Monarchien ehrgeizig begehrt, doch von der Mehrzahl der Könige Europas so mißachtet wird, daß sie sich zu erniedrigen glauben würden, wenn sie ihre Heere befehligen sollten. Eine Schmach für den Thron, so ruft er, diese schlaffen und unthätigen Fürsten, die, indem sie den Oberbefehl ihrer Truppen den Generalen überlassen, ein stillschweigendes Geständnis ihrer Schwachherzigkeit oder ihrer Unfähigkeit ablegen. „In unserm Staat ist es sicherlich eine Ehre, mit der Blüte des Adels und der Auslese der Nation an der Festigung dieser Disziplin zu arbeiten, die den Ruhm des Vaterlandes aufrecht erhält und es im Frieden achtunggebietend und im Kriege siegreich macht. Man müßte als ein ganz Elender geboren oder in Trägheit verkommen und durch Wollust entnervt sein, wenn man sich die Mühen und Sorgen, welche die Aufrechterhaltung dieser militärischen Zucht erheischt, dauern lassen wollte."

Als den letzten Nachklang der losen Reden des frondierenden Kronprinzen über die einseitig militärische Richtung Friedrich Wilhelms I. mag man die Bemerkung in den „Brandenburgischen Denkwürdigkeiten" betrachten, daß dieses ganz militärische Regiment die Sitten und selbst die Mode beeinflußt, daß damals kein Mensch im ganzen preußischen Staat mehr als drei Ellen Tuch zu seinem Kleide gebraucht habe; war doch die knappe Uniform des preußischen Soldaten daheim und bei den Nachbarn eine beliebte Zielscheibe des Witzes. Auch hat Friedrich es für sich und seine Nachfolger als Regierungsgrundsatz hingestellt, daß der Souverän das Gleichgewicht zwischen dem Wehrstand und der bürgerlichen Bevölkerung aufrechterhalten müsse und die letztere nicht unterdrücken lassen dürfe. Zugleich aber spricht er es mit großer Ueberzeugung aus, daß in diesem von mächtigen Nachbarn umringten und voraussichtlich häufigen Kriegen ausgesetzten Staate der Kriegerstand der erste sein und bleiben müsse, wie er es bei den Römern gewesen sei, als diese Eroberer der Welt in der Periode ihrer Vergrößerung standen. Die Verachtung gegen das Beamtentum, der er als Kronprinz in Küstrin, damals selber Verwaltungsbeamter, offen Ausdruck gegeben hatte, er hat sie nie ganz überwunden. Und wie er für die Präsidentenstellen ausgediente Stabsoffiziere bevorzugte, so übertrug er auch bei Hofe Dienstleistungen von irgendwelcher Bedeutung, etwa wenn ein fremder Gesandter zur Audienz abgeholt werden sollte, lieber einem Offizier als einem Kammerherrn. Nur ausnahmsweise und immer seltener vertauschte er den Waffenrock mit dem Hofgewande. Offiziere bildeten seine stehende Umgebung den Tag über, nur am Abend durch die ästhetische Tischgesellschaft abgelöst. Von allen seinen Gedichten, erklärte er, liege keines ihm so am Herzen, als die Epistel an Stille, die den in den beiden Kriegen gefallenen Offizieren ein Ehrendenkmal setzte. Wenn der König seine Kriegsleute, die lebenden und die toten, so ehrte, wie hätte es dem Stande an der allgemeinen Schätzung fehlen können? Marquis Valory fand es sehr bezeichnend, daß ein Prinz von Hessen

nach seiner Beförderung zum preußischen Generallieutenant lieber Excellenz als Hoheit angeredet werden wollte.

Friedrich Wilhelm I. hatte in Ostpreußen junge Adelige zwangsweise, durch Unteroffiziere und Polizeiausreiter, für das Kadettenhaus ausheben lassen; jetzt übte das Heer so starke Anziehungskraft, daß die Regimenter, abgesehen von den oberschlesischen, an Nachwuchs für die Offizierstellen Ueberfluß hatten. „Gott behüte, wie viele Junkers!" rief König Friedrich, als er 1753 bei den ostpreußischen Musterungen die Fähnriche der Regimenter Dohna und Below in Reih und Glied aufgestellt sah. Ein Herr von Bonin meldete ihm 1752 mit Stolz den siebenten Sohn für das Heer an und versprach, den achten und letzten bald nachzuschicken. Es galt schon als selbstverständlich, daß die Söhne des Adels sich dem Soldatenstand widmeten, der König behauptete ein Anrecht auf sie. Und beide Teile standen sich gleich gut dabei. Die Unterkunft in dem großen, aufnahmefähigen Heere rettete den unvermögenden kleinen Adel, der in dem protestantischen Staate keine stiftische Versorgung erhoffen konnte, vor dem Aufgehen in polnische Zustände, vor Verarmung und Verbauerung; Friedrich bezeichnet es einmal als ein gutes Werk, einen verwahrlosten hinterpommerschen Edelknaben noch im rechten Augenblick „aus der Konversation der Bauerjungen" herausgezogen zu haben. König und Staat aber erhielten in dem Waffendienst des Adels ein Unterpfand für die Treue des ganzen Standes. In rückläufiger Bewegung wurde die Vasallenpflicht jetzt wieder nach ihrer ursprünglichen, wesentlichsten Bedeutung als Pflicht zur Heeresfolge aufgefaßt. Wenn die Ritterschaft damals, wie wir gesehen haben, aufhörte, eine politische Partei, die Widerstandspartei zu sein, so geschah es nicht zum wenigsten, weil sie sich schrittweise, mit jeder neuen Generation mehr, zu einem Militäradel umwandelte. Der Sohn des auf dem Blutgerüst als Hochverräter verendeten Christian Ludwig von Kalckstein berief sich gegen Friedrich Wilhelm I. darauf, daß von seinen Söhnen die ältesten in dem königlichen Heere bereits dienten und daß die jüngeren dem Beispiel folgen würden. Schon galt in den Kreisen des Adels das Wort: „Königsbrot ist immer das beste". Für die oppositionellen Anwandelungen, die politischen Bestrebungen, den Libertätseifer der alten Zeiten fand der Adel in dem Waffendienst Ersatz und Ablenkung, eine neue Beschäftigung, ein neues Bethätigungsfeld des Ehrgeizes; die Feldschärpe und das silberne Wehrgehenk des Offiziers wurden neue Abzeichen der adeligen Standesehre.

Denn das allerdings war die Kehrseite der thatsächlich bestehenden allgemeinen Wehrpflicht des Adels, daß neben der Pflicht ein Recht, der Anspruch auf den Alleinbesitz der Offizierstellen, immer stärker zur Geltung kam. Die Reinigung des Offiziercorps durch Friedrich Wilhelm I., deren der Nachfolger in seinen Memoiren rühmend gedenkt, erstreckte sich wesentlich auf die nichtadeligen Bestandteile, d. h. auf die in langem Dienst aus den Reihen der Gemeinen zu Offiziersstellen emporgestiegenen Kameraden. Wer möchte den bedeutsamen Fortschritt, der an sich in der Maßregel lag, verkennen? Erst jetzt ergab sich ein spezifischer, innerlicher Unterschied zwischen der Truppe und dem Offiziercorps; ein kameradschaftliches Verhältnis auf der Grundlage gesellschaftlicher Gleichartigkeit konnte erst jetzt sich entwickeln. Und das wurde ein großer Vorzug

des preußischen Offizierstandes. Als König Friedrich 1743 bei Wemding das bairische Heer besichtigte, machte ihm der gemeine Mann keinen üblen Eindruck; aber er gewahrte sofort den „erbärmlichen" Zustand des zum größten Teil aus völlig unerzogenen Leuten, alten Troupiers zusammengesetzten Offiziercorps. Und im österreichischen Heere, wo adelige Herkunft für den Offizier gleichfalls nicht als erforderlich betrachtet wurde, war die Wirkung doch nur eine Spaltung des Standes in zwei innerlich zusammenhangslose Hälften: in den untern Schichten bis an ihr hohes Alter die aus der Truppe hervorgegangenen, mißachteten bürgerlichen Offiziere, die höheren Stellen fast ausnahmslos dem schnell aufrückenden Adel vorbehalten. Nun war es auch bei den Preußen nicht die Meinung, daß der Zugang zu den Offiziersstellen den Bürgerlichen ganz verschlossen sein sollte. Aber wenn König Friedrich 1744 einen Grenadier Krauel für ausgezeichnete Tapferkeit in den Laufgräben vor Prag zum Lieutenant machte und unter dem hochtönenden Namen von Ziskaberg adelte, und wenn nun im Frieden die Aufführung dieses Braven „immer schlechter und liederlicher" wurde, so ermutigte solche Erfahrung nicht gerade, den Versuch zu wiederholen. Für Friedenszeiten hatte Friedrich Wilhelm I. die Regel aufgestellt, daß ein unadeliger Unteroffizier nur nach mindestens zwölfjähriger Dienstzeit zum Offizier befördert werden sollte — eine Bestimmung, die da deutlich zeigt, daß an den Bürgerlichen von Erziehung und Bildung als Offizieranwärter damals überhaupt nicht gedacht wurde. Dabei blieb es zunächst: so lange einerseits aus den besseren Schichten der bürgerlichen Gesellschaft, aus den Familien der Beamten und Gelehrten, aus den Pfarrhäusern und den gewerblichen Kreisen kein Andrang erfolgte, und solange anderseits der Vorrat adeliger Bewerber völlig ausreichte, wurde der bestehende Zustand kaum kritisch erörtert. Bis dann allmählich die Thatsache bekannter wurde und das gebildete Bürgertum, welches eben jetzt sich mit berechtigtem Selbstbewußtsein erfüllte, tief verletzte, daß der König die Adeligen grundsätzlich bevorzugte und die Bürgerlichen am liebsten ganz aus seinem Offiziercorps ausgeschlossen hätte. Wohl hören wir ihn sagen, daß mehr als ein Feldherr oder Staatsmann aus dem Bürgerstande hervorgegangen ist und daß Europa sich dazu beglückwünschen darf; daß die Natur die Gaben ohne Rücksicht auf den Stammbaum verteilt; daß alle Menschen gleich alten Geschlechtes sind; daß jeder durch Tugend und Talente Ausgezeichnete ein Mann von Adel ist, dem Melchisedek vergleichbar, der ohne Vater und ohne Mutter war. Aber alle diese philosophischen Betrachtungen haben doch nie ein altes, tiefgewurzeltes Vorurteil zu Gunsten des Geburtsadels bei ihm auszurotten vermocht. Dazu trat dann ein lebhaftes Gefühl der Dankbarkeit gegen den vor dem Feind als hingebend und heldenmütig erkannten Stand, „davon die Race so gut ist, daß sie auf alle Art meritiret, conserviret zu werden".

Man versteht es, wenn er nicht wünschte, daß Unerprobte den so Bewährten ihren Platz im Heere fortnahmen. Aber Friedrich hat später, als der einheimische Adel das Bedürfnis nicht mehr deckte, stets lieber Edelleute aus der Fremde zu Offizieren haben wollen, als bürgerliche Landeskinder, indem er der Familientradition und der Solidarität der Geschlechtsgenossenschaft, worin allerdings eine unleugbare ideale Kraft ruht, einen ganz ungemessenen Wert beilegte: diese still-

schweigende Bürgschaft, die innerhalb des Adels die ganze Sippe für das ehrenhafte Verhalten des einzelnen übernimmt, sah er in starrer Einseitigkeit für unentbehrlich, für so unersetzlich an, daß er bei dem nicht unter gleichem moralischen Zwange stehenden Bürgerlichen bis auf den Beweis des Gegenteils ein geringeres Ehrgefühl voraussetzte. Nicht einmal Familienverbindungen mit der verachteten „Roture“ sollten den adeligen Offizieren gestattet sein; als ein Lieutenant eine „Doktorswitwe“ freien wollte, wies der König das Fürwort des Regimentschefs mit dem Bedeuten zurück: „Ihr habet die Eurigen vielmehr auf alle Weise davon abzuhalten, als Euch für sie wegen solcher Mariagen zu interessieren, denn Ihr sonst bald lauter Bürger zu Offiziers kriegen werdet.“ Eine Ausnahme von der allgemeinen Regel mit Zulassung bürgerlicher Offiziere machten die Husarenregimenter, diese neu errichtete leichte Reiterei, die ihrem Ursprung nach als irreguläre Truppe gedacht wurde, sowie die Garnisonsbataillone, die Artillerie und das Ingenieurcorps.

Die Schwierigkeiten, welche sich im preußischen Heer der Gewinnung eines Stammes brauchbarer Genieoffiziere hartnäckig entgegenstellten, hingen zusammen mit dem allgemeinen Bildungsstande des Offiziercorps. König Friedrich sagt von den Zeiten seines Vorgängers, daß man im Heere damals das Studium mißachtet, daß den Kenntnissen eine Art Schmach angehaftet habe, so daß die jungen Leute es geradezu als ein Verbrechen betrachtet hätten, ihr Wissen zu weitern und sich geistig fortzubilden. Und Ewald von Kleist klagte noch 1746, unter Kameraden sei es eine Art von Schande, Dichter zu sein. Wohl gab es unter den preußischen Fahnen eine ganze Anzahl gebildeter, höheren Interessen zugänglicher Offiziere, sicherlich verhältnismäßig mehr als in anderer deutscher Herren Ländern, einschließlich des österreichischen Heeres. Rothenburg und Keyserlingk, Stille und Kyau, Georg Konrad von der Goltz und sein nachmals bei Großjägerndorf gefallener Vetter, die Marschälle Schwerin, Buddenbrock und Borcke und manch andere hatten vor ihrem Eintritt in die militärische Laufbahn die Universität besucht; einer der namhaftesten Reiterführer des fridericianischen Heeres, Georg Wilhelm von Driesen, wollte sich eben in Königsberg als Theolog einschreiben lassen, als König Friedrich Wilhelm seinen Entschluß wankend machte, und auch der nachmalige Husarengeneral Puttkamer ließ sich auf der Reise zur Hochschule als Standartenjunker anwerben. In den Winterquartieren des siebenjährigen Krieges haben die in und um Leipzig eingelagerten Offiziere Gellert ersucht, ihnen Kollegien zu halten; er mußte „vor der halben Armee lesen“, und ein junger Graf Dohna versicherte ihm, daß er seine Werke auswendig wisse; ja einige Zeit vor dem Kriege hatte ein preußischer Offizier als dankbarer Leser dieser Werke dem Verfasser zum Zeichen persönlicher Verehrung zwanzig Louisdor geschenkt.

Im Durchschnitt aber blieb es mit der Bildung der Offiziere schwach bestellt. Die Typen wie Peter Blanckensee — von dem der Kronprinz Friedrich spottete, es werde nicht zu merken sein, wenn er seinen Geist aufgebe — starben nicht aus; die fehlende geistige Dressur mußten Mut und Tapferkeit, Kraft und Wuchs ersetzen, obschon König Friedrich einmal einem kursächsischen Herren, der für seinen Sohn um Aufnahme in den preußischen Dienst bat und die Leibes-

länge des Sprößlings als empfehlende Eigenschaft hervorhob, spitz antwortete, daß er bei einem jungen Edelmann mehr auf soliden Verstand und wohlanständige Conduite, als auf die Größe sehe. Der bei Kesselsdorf gefallene Hertzberg war wohl nicht der einzige General, von dessen Erziehung es galt: „der Dorfschulmeister wurde gebraucht, ihm die ganze Fülle seiner Gelehrsamkeit beizubringen". Es kam vor, daß aus Pommern junge Leute an das Kadettencorps nach Berlin geschickt wurden, die weder lesen noch schreiben konnten, was den König später (1769) bestimmte, in Stolp eine Voranstalt einzurichten. Die Kadetten erhielten Unterricht in der Logik und Mathematik, der Geschichte und Geographie, im Französischen und in den Anfangsgründen der Ingenieurkunst; an ihren Prüfungen hat sich König Friedrich gern mit Zwischenfragen beteiligt. Ueberhaupt ließ er es an Einwirkungen nicht fehlen. Für die Winterquartiere des ersten Krieges wurde jedem Regiment ein paar Exemplare der militärischen Memoiren von Feuquières, die damals als das beste kriegswissenschaftliche Lehrbuch galten, zum Studium zugeschickt, und im Herbst 1743 wurde in der Hauptstadt ein Lehrgang militärischer Vorträge für die Offiziere der Garnison eingerichtet. Der König ist mit dem, was allmählich erreicht wurde, doch unzufrieden geblieben; er äußert einmal, es werde erst einer völligen Umwandlung der nationalen Art bedürfen, um die Hemmnisse, Oberflächlichkeit, Trägheit und Hang zu Ausschweifungen, zu überwinden.

Immerhin wurden die ersten Regungen wissenschaftlichen Geistes im Offiziercorps wahrnehmbar. Stille und ein Stabsoffizier seines Regiments, Krosigk, bearbeiteten die Geschichte der beiden schlesischen Kriege, und letzterer übersetzte Voltaires Universalgeschichte und einzelne Abschnitte aus der Kriegskunst des Grafen Turpin. Der Major Humbert vom Ingenieurcorps trat 1747 mit einem Werk über die Belagerungskunst auch öffentlich als Schriftsteller auf; ebenso 1756 ein Fähnrich von der Garde, Friedrich Moritz von Rohr, mit „Zufälligen Gedanken über die Kriegsgeschichte", in denen der Einfluß der historischen Anschauungen des Königs unverkennbar ist. Freilich mußte es wieder entmutigend wirken, wenn Friedrich für Humbert nur die Bemerkung hatte, daß er in diesem Fache eine gute, durch die Erfahrung beratene Praxis der tiefsten Theorie vorziehe, oder wenn General Stille bei einer Revue von seinem königlichen Freunde angeblich das Wort zu hören bekam: Studieren allein thue es nicht, man müsse sich auch um das Regiment bekümmern.

Zu den Sorgen für das Regiment, die der König dem Inhaber oder dessen Stellvertreter zur Pflicht machte, gehörte nicht zuletzt die Ueberwachung der Offiziere in ihrer persönlichen Aufführung außerhalb des Dienstes. Wer „wilde Lebensart", „übermäßigen Trunk", „wüste und nachteilige Haushaltung" in seinem Offiziercorps aufkommen ließ, wurde scharf dafür angesehen. Lieutenants und Fähnriche, die schlecht wirtschafteten, sollten grundsätzlich nicht zur Compagnie vorgeschlagen werden. „Um alle unanständige und üble Lebensart abzuwenden", sollten, so verfügt es das Reglement von 1743, die höheren Offiziere ihre jüngeren Kameraden „bei sich bitten, auf eine gute Art mit ihnen umgehen und mit selbigen öfter sprechen". Ein Vorbild für diese Pflege geselligen Verkehrs gab der König beim ersten Bataillon Garde mit den dort von

ihm eingeführten Abendgesellschaften, und zu seiner Tafel zog er auch außerhalb Potsdams nicht bloß Stabsoffiziere sondern auch Kapitäne. Freilich wenn ein Oberst die richtige Mitte nicht einzuhalten verstand, mußte er bedeutet werden, die „familiären Gesellschaften mit den Subaltern-Offiziers“ lieber zu unterlassen. Wir haben von beteiligter Seite ein Paar anschauliche Schilderungen des kameradschaftlichen Lebens in dem alten preußischen Heere. Ein Karl von Hülsen führt uns aus seinem Offiziercorps Gerechte und Ungerechte vor: den rüden, prahlerischen, händelsüchtigen Typus, und die rechtschaffenen, warmherzigen, opferbereiten und begeisterungsfähigen Gesellen, die barschen und die gelinden Vorgesetzten, den wohlwollenden Kommandeur und den von Anwandelungen des Nepotismus nicht ganz freien Chef, einen „verdrießlichen alten Pommer“. Ein Fritz Fouqué, der Dichter, der ganz in der fridericianischen Lebensluft großgewordene, obgleich erst kurz nach des Königs Tode in das Heer eingetretene Enkel des Bayard-Großmeisters, preist das „edel-zierliche, fröhliche Rund“ der Offiziere von den Weimar-Kürassieren und nennt die Kameraden vom Infanterieregiment Romberg eine ebenso mutig rasche, als fein und edel gebildete Rittergenossenschaft, beklagt aber zugleich „die Wüstheiten der Ordonnanzgesellschaften im Hauptquartier, wo täglich die jüngsten Offiziere aller Regimenter einander ablösten“. Unendlich viel kam doch von jeher auf die Person des Obersten an. Es war nicht immer leicht, die Strenge richtig abzumessen. Einem hochangesehenen Chef, dem Feldmarschall Kleist, verweist es König Friedrich 1747, daß er noch immer Unruhe, Streit und Verdrießlichkeit errege, und oft aus geringer Ursache: „Ich liebe Frieden, Harmonie und Gefälligkeit bei denen Regimentern, welches ganz wohl zu erhalten ist, wenn man nicht in allen Dingen so störrisch ist und alles mit Verdacht ansiehet und zu Bolzen drehet, was entweder nicht so schlimm ist, oder doch mit guter Art abgemachet werden kann.“ Bei einem andern Regimente ist statt des Zuviel ein Zuwenig zu rügen: „Es ist einmal eine ausgemachte Sache, daß wenn einmal bei einem Regiment nicht auf die strenge Subordination und Disziplin gesehen und die Offiziers nicht kurz gehalten werden, das ganze Regiment sich davon bald ressentieret und die Excesse auch unter denen Gemeinen so einreißen, daß das ganze Regiment dadurch schlecht und unbrauchbar wird.“ In eigenhändiger Nachschrift beauftragt der König den Chef: „Lesen Sie meinen Brief Ihren Subalternes vor, daß sie selber hören, daß Ich keine ungezogene Offiziers und Leute von schlechter Conduite unter meinem Corps Offiziers haben will, die Ehre und Ambition und eine vernünftige Conduite haben.“

Jede Verletzung des Ehrgefühls sollte dem Offizier gegenüber vermieden werden. Man erzählte sich, daß der König einst im aufwallenden Zorn das Pferd eines Husarenoffiziers mit dem Stock über das Maul geschlagen habe; der Offizier habe sein Tier niedergeschossen und dem Könige dreist erklärt, daß er eine geschlagene Mähre nicht mehr reiten möge; da habe ihm dieser ein anderes Pferd geschenkt. Friedrich Wilhelm I. hatte in der Dienstvorschrift von 1726 dem an seiner Ehre angegriffenen Offizier erlaubt, sich auf der Stelle auch gegen den Vorgesetzten zu „verantworten“. Das hat Friedrich II. nicht länger zugestehen wollen; seine „Ordre zu Erhaltung der Subordination bei

der Armee" vom 12. Dezember 1748 verfügte: „Wenn ein Offizier von seinem Chef oder Stabsoffizier geschimpfet, oder gar mit dem Stock von selbigem gedrohet würde, als wollte er ihn stoßen oder schlagen, so muß der beleidigte Offizier, so lange er im Dienst ist, stille dabei sein." Erst nachher durfte Genugthuung gefordert werden; doch nicht, falls nur scharfe Worte gefallen waren. Wir hören die Klage, daß bei der „Grobheit" der Vorgesetzten der Point d'honneur des Offiziers bisweilen zu kurz komme. Arreststrafen galten noch nicht als ehrenrührig. Es kam vor, daß man den Offizier vom Exerzierplatz durch seine Untergebenen zur Verbüßung der Strafe abführen ließ. Der „weiße Saal" in Berlin, der kahle, getünchte Raum in dem Wachtgebäude am neuen Markt, beherbergte oft eine zahlreiche Gesellschaft, die sich dann über das gemeinsame Mißgeschick durch allerlei Kurzweil hinwegzuhelfen geneigt war.

Friedrich verlangte von seinen Offizieren, daß sie ihm „mit Leib und Seele" dienten: ein jeder sollte mehr leisten, als von seinem Grade erwartet werden konnte, sollte sich selbst übertreffen. Jedem Stabsoffizier wünschte der Kriegsherr, daß man von ihm sagen könnte: „Der Mann hat die Gaben eines guten Generals, es ist schade, daß er es noch nicht ist." Die gerade nur so viel thaten, als nötig war, um nicht verantwortlich zu werden, hießen „indolente Leute". Eine ganze Stufenleiter ungnädiger Behandlung wartete dieser Lässigen: Verweigerung des Urlaubs, der ohnehin nur spärlich gewährt wurde; Einschub eines Vordermannes; Versetzung des Reiteroffiziers zum Fußvolk und des Infanteristen zu einer Garnisontruppe; Enthebung vom Kommando der Compagnie; endlich die schlichte Dienstentlassung, wobei der Verabschiedete, wenn er um Nachsicht fleht, wohl bedeutet wird, wie er „selbst leicht begreifen werde, daß Se. Königl. Majestät keine Leute ernähren könnten, die ihren Dienst nicht mit der gehörigen Exactitude verrichten". Eine fridericianische Revue galt als der für das ganze Land wichtige Augenblick, „wo die Wünsche von Frauen, Müttern, Kindern, Freunden mit Inbrunst zum Himmel stiegen, daß die Ihren in diesen fürchterlichen drei Tagen nicht unglücklich werden möchten". Da war kein Ansehen der Person, auch keines des Regiments. Es machte gewaltiges Aufsehen, als 1754 nach der Stargarder Revue die berühmten Baireuther Dragoner, die seit Hohenfriedberg den Grenadiermarsch schlagen durften und ihre Trophäenzahl 66 im Siegel führten, wegen unzureichender Leistungen dreimonatliches Nacherexerzieren zudiktiert erhielten. Daß einem Regiment, um ihm nachzuhelfen, ein fremder Stabsoffizier zugesandt wurde, war nichts Ungewöhnliches. Wer aber am Revuetage bestand und sich auszeichnete, sah sich bisweilen über alles Erwarten freigebig belohnt. Dem wackeren Degen, der ihm drei Jahre später seinen glänzendsten Sieg erstreiten half, dem Generalmajor Driesen, spendete Friedrich 1754 nach der Berliner Revue 2000 Thaler als Ehrengeschenk, und als Driesen seinen Dank darbrachte, erklärte ihm der Herr in guter Gebelaune, es sei noch nicht genug, und ließ alsbald eine Jahreszulage von 1000 Thalern und die Anweisung auf die Einkünfte einer jener Sinekuren folgen, zu denen die alten Amtshauptmannschaften zusammengeschrumpft waren. In dem politischen Testament klagt er, daß die Mittel, das Verdienst klingend zu lohnen, ihm allzu knapp zugemessen seien: 40 Amtshauptmannschaften zu 500 Thalern, ein

Posten von 25 000 Talern im Etat der Generaldomänenkasse, die Präbenden der Domkapitel und gewisse Einkünfte aus den schlesischen Abteien. Der Orden pour le mérite war jedem Offizier zugänglich, der schwarze Adler blieb grundsätzlich den Generallieutenants und Generalen vorbehalten.

Dem Offiziercorps dieser Friedenszeit hat der König — „mit seinen vier Campagnen der beste Offizier der preußischen Armee", wie Marschall Keith ihn nannte — später das Zeugnis ausgestellt: „Alle Bataillone, alle Kavallerieregimenter hatten alte Kommandeure an ihrer Spitze, erprobte Offiziere, voll Tapferkeit und Verdienst. Die Kapitäne waren gereifte, zuverlässige, wackere Leute, die Subalternoffiziere mit Auswahl aufgenommen, darunter viele, die das Zeug und den Anspruch hatten, zu höheren Graden aufzusteigen: in einem Worte, Hingabe und Wetteifer in diesem Heer waren bewundernswert." Er machte eine Einschränkung in Bezug auf die Generalität: unter ihr zwar einige von großem Verdienst, die überwiegende Mehrzahl aber bei großer Tapferkeit sehr lässig und unselbständig. Ein Mangel, der sich erst offenbarte, als mit einem neuen Kriege notwendig wurde, gleichzeitig mehrere Heere aufzustellen. Den Grund wollte der König in dem herkömmlichen Aufsteigen nach dem Dienstalter sehen; für die unteren Grade bis zum Major einschließlich, für welche dem Regimentschef ein Vorschlagsrecht zustand, grundsätzlich anerkannt, bildete diese Beförderung in der gegebenen Reihe doch auch für die höheren Offiziere die Regel.

Auf die materielle Lage des Offizierstandes bezieht sich Friedrichs Warnung, er rate allen, die nicht Ansehen und Ehre dem Interesse vorzögen, niemals den Waffenberuf zu ergreifen. Der Fähnrich und der Lieutenant, mit einem monatlichen Gehalt von 11 bis 14 Thalern, konnten ohne Zuschuß nicht leben, und bis zur Compagnie diente man durchschnittlich an die zwanzig Jahre. Wie mancher mußte sich da gar kümmerlich durchschlagen:

Der Knüttelvers wird dir getreulich erzehlen,
Wie grausam die Sorgen der Nahrung mich quälen,
Wie sauer gebohren, wie dürftig ich sey,
Wie viel der Herr Lieutenant noch schuldig dabey.
Er hatte nichts, mußte vom Anfang gleich borgen,
Sich was er benöthigt a Conto versorgen.
Krieg war es, drum wurde gar wenig bezahlt,
Nur Wechsel geschrieben und Nahmen gemahlt

— so führt sich ein preußischer Kavallerielieutenant, auf seinem Schlachtrosse vermutlich sattelfester als auf dem Pegasus, mit glücklicher Selbstironie bei uns ein. Wir verstehen, warum der König jüngeren Offizieren die kriegsherrliche Erlaubnis zur Heirat nur unter besonderen Voraussetzungen erteilte; die Gefahr lag zu nahe, daß in solcher Offiziersehe, wie Friedrich einmal warnt, „Hunger und Durst zusammenkam". Doch gab es Regimenter, wo der Reichtum zu Hause war, wo die Uniformen von Gold und Silber strotzten und je nach dem Tagesgeschmack bald zu kurz, bald zu lang waren, wo man auf elegante Haartracht sah, auch ganz unvorschriftsmäßige „Kapuziner-Frisuren" sich erlaubte,

und wo sonstige Modeauswüchse wucherten, gegen die selbst der König vergeblich ankämpfte.

Wer es zum Kapitän gebracht, galt als gemachter Mann. Und die Compagnie war nicht käuflich, wie in Frankreich, jeder, auch der Aermste, konnte sich zu ihr aufdienen. Der Inhaber einer preußischen Compagnie, hieß es, würde mit manchem Reichsfürsten nicht tauschen. Seine Einkünfte waren so reichlich bemessen, daß er ohne unerlaubte Knausereien und auch wenn er den jüngeren Offizieren den Mittagstisch oder eine Geldzulage gewährte, binnen einem Jahrzehnt ein kleines Vermögen ersparen konnte.

Die Möglichkeit, den Kapitän so günstig zu stellen, den preußischen Offizier für die Entbehrungen und Opfer einer langen Wartezeit zu entschädigen, boten die sogenannte Compagniewirtschaft und die eng mit ihr zusammenhängende Kantonverfassung.

Der Kapitän war verpflichtet, seine Compagnie oder Schwadron vollzählig zu erhalten. Er empfing, außer seinem nur knappen Gehalt, aus der Generalkriegskasse eine feste Summe, um die etatsmäßige Zahl von Unteroffizieren und Gemeinen zu löhnen, aber kein Werbegeld, um den Abgang zu ersetzen. Der Kapitän hätte dabei nicht bestehen können, wären ihm nicht zwei Dinge zu gute gekommen: die Einstellung einheimischer Rekruten, die kein Handgeld erhielten, und eine umfassende Beurlaubung dieser Landeskinder.

Der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht war nie ganz in Vergessenheit geraten. König Friedrich I. hatte mit Berufung auf diesen Grundsatz die junge Mannschaft zur Verwendung in der „Nationalmiliz" enrolieren, d. h. für den Fall eines Landwehraufgebotes vormerken lassen. Der Nachfolger, der die Milizen seines Vaters als eine Karikatur des Soldatenstandes verabscheute, begründete nun die Ergänzung des stehenden Heeres auf jene allgemeine Pflichtigkeit zur Landesverteidigung, obgleich gerade er zeitweilig alle Werbung im Lande gänzlich verboten hatte und nur freiwillige Meldungen hatte zulassen wollen. Er gestattete zunächst stillschweigend, daß die Kapitäne auf eigene Faust und im Wettbewerb miteinander junge Burschen, die nicht wie die Wollarbeiter und die angesessenen Bauern und Bürger durch ausdrückliche königliche Befreiung geschützt wurden, in ihre Stammlisten eintrugen, enrolierten, und er brachte dann seit 1733 Ordnung und Zusammenhang in den thatsächlich gewordenen, einigermaßen wirren Zustand, indem er den einzelnen Regimentern, zunächst in den östlichen und mittleren Provinzen, einen festen „Kanton" mit einer Anzahl einzeln verzeichneter Ortschaften und Feuerstellen zuwies, innerhalb dessen sie mit gewissen Einschränkungen die heranwachsende Jugend zu enrolieren hatten, um dann aus der Gesamtheit dieser zur Wehrpflicht Vorgemerkten die geeignetsten Leute für den Dienst einzustellen.

Da aber diese Aushebung der Landeskinder den Bedarf an Rekruten nicht deckte, da zur Aushülfe nach wie vor im Auslande geworben werden mußte, so gestattete Friedrich Wilhelm I. weiter, wieder in nachträglicher Anerkennung eines von den Kapitänen eigenmächtig aufgebrachten Brauches, daß die ausgebildeten Kantonisten für den größten Teil des Jahres in die Heimat beurlaubt wurden, und zwar ausdrücklich zu dem Zweck, daß die Kapitäne die einbehaltene Löhnung

dieser Königsurlauber auf ausländische Werbung anwenden könnten. Ein Auskunftsmittel, bei dem alle Teile ihre Rechnung fanden: die Compagniechefs, die nicht bloß diese Werbung in der Fremde jetzt ohne Unkosten bestritten, sondern noch ein Erkleckliches von dem ersparten Kantonistensold für sich zurücklegten; die Wehrpflichtigen, die bei zwanzigjähriger Dienstzeit doch nur drei, später gar nur zwei Monate jährlich bei der Fahne zu weilen hatten; das Land, dem die Arbeitskräfte des Kantonisten nur vorübergehend entzogen wurden; der König, der nach manchen tastenden Versuchen durch die finanziellen Wechselbeziehungen zwischen dem Kanton- und Urlaubssystem und der ausländischen Werbung den Ersatz eines unverhältnismäßig großen Heeres ohne erhöhten Kostenaufwand sicher gestellt sah. Als Notbehelf in der Verlegenheit des Augenblicks erfunden, erwies sich das Kantonsystem als überaus leistungsfähig für die Gegenwart, als ungeahnt entwickelungsfähig für die Zukunft.

Einem französischen Offizier fiel der Gegensatz auf: in Frankreich die Offiziere auf ganze Monate beurlaubt, die Gemeinen stets in Reih und Glied; in Preußen das umgekehrte Verhältnis, das Offiziercorps straff auf sich selbst konzentriert, zu strenger Abgeschlossenheit ausgeformt, für die Truppe die Grenzen zwischen dem Soldaten und dem Bürger verwischt. Und vielleicht hat Voltaire die preußischen Einrichtungen im Sinne gehabt, wenn er in seinem philosophischen Wörterbuch verlangt, daß der Soldat in Friedenszeiten Gelegenheit finden muß, zu arbeiten und sich nützlich zu machen.

Für die ausländische Werbung erhielten die Regimenter vom Könige die erforderlichen Werbe- und Eskortepässe, mit denen sich dann die Werbeoffiziere und ihre Begleiter — das Kommando ins Ausland war sehr begehrt — an die Stätten ihrer heiklen Mühewaltung begaben. In den Reichsstädten, wo den Kurfürsten das Werberecht durch das Herkommen gesichert war, befanden sich ständige preußische Musterplätze; ja wir hörten schon, daß ein preußischer General am liebsten das heilige römische Reich in preußische Kantons nach dem häuslichen Muster eingeteilt hätte. Glich doch noch immer Deutschland, wie man vor hundert Jahren gesagt hatte, dem trojanischen Pferd, dessen Bauche Bewaffnete entstiegen. Daneben waren die polnischen Lande besonders ergiebige Werbestriche; in den ostpreußischen Regimentern dienten zahlreiche Kurländer. Die Sucht nach langen Kerls hatte mit dem Tode Friedrich Wilhelms I. ihren Höhepunkt bereits überschritten. Immerhin hielt es Friedrich II. bei dem Wert, dem er dem Bajonettangriff und somit der physischen Kraft beimaß, für erforderlich, für die Infanterie im ersten Glied nicht unter fünf Fuß acht Zoll, im zweiten nicht unter sechs Zoll herunterzugehen; bei den neuen Regimentern seiner eigenen Schöpfung ließ er je einen Zoll nach.

Aehnlich wie Friedrich 1740, hat wieder sein Nachfolger beim Regierungsantritt den Werbern „die hinterlistigen Täuschungen und Gewaltthätigkeiten" streng untersagt: es war doch inzwischen jahraus jahrein alles ungefähr beim Alten geblieben. Vor allem, weil die Werbeoffiziere ihren Rückhalt an den Vorgesetzten hatten, denen sich beim Anblick eines langen Rekruten das Gewissen weitete, die den Beschwerden ihrer Opfer mit erfindungsreicher Sophistik begegneten und nach Kräften Sorge trugen, daß diese Klagen nicht an das Ohr

des Monarchen gelangten, um sich nicht um den gnädigen Blick zu bringen, welcher am Revuetage jedes „Embellissement“ der Front lohnte. Traurige Erfahrungen, die in dem Kandidaten der Gottesgelahrtheit Neubauer den Wunsch aufsteigen ließen, seiner Leibeslänge eine Elle nicht nach dem Worte der Schrift zusetzen, sondern abnehmen zu können. Doch stellte der vergewaltigte oder übertölpelte Rekrut, wie Neubauer und sein Leidensgenosse Bräcker, der gleich ihm mit einer Beschreibung seiner unfreiwilligen Dienstzeit hervorgetretene „arme Mann im Tockenburg“, im Heere nur einen kleinen Bruchteil dar; die Durchschnittsgestalt unter diesen Geworbenen ist der Mann, der mit Vorbedacht seine Haut „zu Markte trägt“, der den Kriegerstand wählt aus Neigung oder weil er sonst in der Welt zu nichts taugt, der schöne und tapfere Soldat des Volksliedes,

Der Vater und lieb Mutter
Böslich verlassen hat.

Der „stolze Melcher“, einer der Grimmelshausischen Soldatentypen aus dem Jahrhundert des großen Krieges, starb eben nicht aus: der Bauernbursch, dem es zu Hause zu wohl ist, der mit der Pike Geld und Ruhm zu gewinnen hofft und als verlorener Sohn in die Heimat zurückkehrt. Es waren meist handfeste, rauflustige Brüder, die so der Werbetrommel nachliefen, für die Hantierung mit den Waffen wie geschaffen, zugleich aber unstäte, flüchtige Gäste, diese Durchgänger von Hause aus, nur allzu geneigt, die Fahne zu wechseln, wie der reisende Handwerksbursch die Werkstatt, und das teils aus Unbeständigkeit und Verdruß, teils aber auch aus schnöder Berechnung: die Desertion wurde geradezu gewerbsmäßig betrieben, um anderwärts neues Handgeld zu gewinnen. So schoben sich diese Fahrenden zwischen den einzelnen Heeren hin und her, die Desertion, die einem jeden Staate Verluste bereitete, glich sich durch sich selbst einigermaßen aus. Bei der Revue pflegte König Friedrichs erste Frage an den ihm neu vorgestellten Rekruten zu sein, ob er bereits in anderen Kriegsdiensten gestanden. Es war wohl eine starke Uebertreibung, wenn 1767 behauptet worden ist, daß sich im preußischen Heere nicht weniger als 30000 französische Deserteure befänden; aber einer Liste aus dem Jahre 1744 entnehmen wir, daß von den beiden Grenadiercompagnien des Garnisonregiments Rettberg die eine unter 111 Ausländern 65, die andere unter 119 Ausländern 92 Leute hatte, „so bereits fremden Potentaten gedient“. Wohl war der preußische Dienst etwas genauer, als der in anderen Heeren; aber man irre, sagt ein Franzose, wenn man annehme, daß der preußische Soldat beständig unter dem Stock lebe: die Streiche würden stets nur auf Befehl, nicht willkürlich oder im Affekt, verabreicht. Zudem herrschte der Stock anderwärts auch; selbst im französischen Heer, das sich lange seiner erwehrt hatte, ward er mit dem Hinweis auf seine Verdienste um die bewunderte preußische Disziplin zeitweise eingeführt. Dann ließ der Dienst bei den Preußen dem Soldaten so viel freie Zeit, daß viele als Gesellen der zünftigen Meister oder auch als deren Konkurrenten ein Handwerk trieben. Den neuen preußischen Unterthanen in dem Lande der Leinenindustrie wurde der Anblick vertraut, „junge Herkulesse mit Schnurrbärten bei der Spindel zu sehen“. Mancher verdiente so viel, daß er sich beim Kapitän vom Wachtdienst, als Frei-

wächter, loskaufen konnte. Noch eines kam hinzu. Archenholtz hat aus eigener Anschauung richtig bemerkt, daß diese rohen Krieger mitten in der Sklaverei einen minderen Zwang für ein beneidenswertes Los ansahen; so mußte der österreichische Soldat den größten Teil seines geringen Soldes dem Korporal zur Feldhaushaltung überlassen, und dieser fütterte dann seine Mannschaft nach Gutdünken, während der preußische Brauch war, daß die Leute unter sich, in kleinen Trupps, gemeinsame Küche machten. Aus Friedrichs Kabinettsordres und dem politischen Testament ersieht man, wie richtig er die Zweckmäßigkeit dieser Selbstverköstigung, Menage oder Kameraderie genannt, würdigte. Das Regiment wachte darüber, daß der Bürger dem Soldaten ein gesundes Quartier anwies: ein reinliches Zimmer, nicht im Keller, nicht unter dem Dach, nicht mit mehr als vier Mann belegt, für jeden Mann ein gutes Bett; wenigstens für die zehn Monate, welche die Beurlaubten abwesend waren, ließen diese Vorschriften sich aufrecht erhalten. Ging es ins Feld, so war dem preußischen Soldaten seine außerordentliche Fleischration sicher; das wöchentliche Pfund Rindfleisch zog nach Archenholtz' Zeugnis eine Menge Ueberläufer zu Friedrichs Fahnen.

Wenn man so in Krieg und Frieden gewöhnt war, Deserteure aufzunehmen und anzuwerben, so war es nur ein Schritt weiter auf derselben Bahn, daß die kämpfenden Heere ihren Kriegsgefangenen es nahe legten, den Dienst zu tauschen und Handgeld zu nehmen. Die Stammtruppen zu einem der in Schlesien errichteten Garnisonregimenter, sowie zu den Markgraf-Heinrich-Füsilieren gab 1741 die zu Brieg entwaffnete Freicompagnie her, und die gelben Husaren wurden bei ihrer Stiftung 1744 durch einen Teil der österreichischen Besatzung von Prag vollzählig gemacht.

Während des Friedens that die Desertion dem preußischen Heere jetzt nicht mehr in dem Maße wie früher Abbruch. Der spöttischen Bemerkung eines Franzosen, daß dort zu Lande die eine Hälfte der Garnison gebraucht werde, um die zweite zu bewachen, steht die andere französische Angabe entgegen, daß man sich in Preußen keine große Mühe gebe, das Entweichen des Soldaten aus der Garnison zu verhindern, weil infolge der getroffenen Anstalten das ganze Land sein Gefängnis sei; beide Gewährsmänner stimmen darin überein, daß von 100 Deserteuren 98 oder 99 wieder eingebracht würden. Der Bauer habe ein Interesse daran, die Ausreißer anzuhalten, weil jeder Fremde mehr im Heere eine Entlastung für die bäuerliche junge Mannschaft des Kantons bedeute. Uebrigens gab es auch unter den Ausländern sichere Leute, die man unbedenklich Jahr für Jahr mit Urlaubspässen in die Heimat ziehen ließ, wie wir es wenigstens von den Leuten aus dem benachbarten Mecklenburg wissen. Ja die evangelischen Elsässer bewährten sich in dem Grade, daß Friedrich sie schließlich als „so gut wie unsere Landeskinder" bezeichnete.

Der Vorzüge dieser seiner eingeborenen Wehrmänner vor den landfremden Mietlingen war er sich wohl bewußt. Nur auf die letzteren bezieht er die eingehenden Vorschriften zur Verhütung der Desertion im Felde, die er den Generalen in seiner großen militärischen Lehrschrift von 1748 erteilt. Wohl gab es auch unter den Landeskindern „unsichere Kantonisten", wie sie offiziell hießen, Leute, die sich vor oder nach der Einstellung zu entfernen gesucht hatten

oder sich bei den Kantonsbesichtigungen versteckt hielten; aber ihre Zahl war zum Glück klein. Im ganzen gelang es trefflich, nach Friedrichs Ausdruck, „durch die stolze Disziplin und den hohen Mut der Truppe den plumpen Bauer in einen braven Soldaten zu verwandeln". In der praktischen Schule des preußischen Soldatenstandes, so rühmt es gegen das Ende dieser Regierung ein schlesischer Schriftsteller, werde der gemeine Mann zur Ordnung und zur Reinlichkeit gewöhnt; in den oberschlesischen Dörfern seien die Urlauber gewöhnlich die einzigen, die ein gesittetes Aussehen hätten und etwas deutsch sprächen; so sei in einem großen Teile der Provinz der Dienst ein Mittel zur Verfeinerung der Sitten und der Lebensart. Und für Ostpreußen wurde 1748 behauptet, daß die meisten Soldaten nicht für den dreifachen Lohn in ihre alten Stellungen als Knechte zurückkehren würden. Die erst in die Listen eingetragenen, noch nicht ausgehobenen jungen Burschen, die „Enrolierten", trugen schon mit Stolz den Püschel am Hute und die rote Halsbinde, die Abzeichen ihrer Zugehörigkeit zum Heere; bisher nur Unterthanen der Gutsobrigkeit, begannen sie sich als des Königs Leute zu fühlen. Den 900 Rekruten aus der Priegnitz und der Grafschaft Ruppin, die 1758, eben eingeübt, auf dem Marsch zu ihrem Regiment sich von feindlicher Uebermacht fast bis auf den letzten Mann hinstrecken ließen, hat der preußische General, der den siebenjährigen Krieg als Mitstreiter beschrieb, bewundernd das Zeugnis ausgestellt, daß niemals Spartaner und römische Veteranen mit mehr Unerschrockenheit für ihr Vaterland fochten, als diese Jünglinge von siebzehn bis zwanzig Jahren. Und als zwischen den Weinbergsmauern des Lobosch „unsere geborenen Brandenburger und Pommern wie Furien die Panduren packten", da erfüllte sich selbst das Hasenherz des auf Fahnenflucht sinnenden Tockenburgers mit unwillkürlicher Bewunderung. Der Kantonist vereinigte mit der Heimatsliebe, der persönlichen Hingebung des Vaterlandsverteidigers etwas von dem Zunftgeiste des Berufssoldaten, von dem Stolze des alten Landsknechtes. Auch rühmt König Friedrich an der Kantonverfassung, daß die landschaftliche Zusammengehörigkeit der einheimischen Stammtruppe im Regiment einen Wetteifer der Tapferkeit wecke, wie denn Landsleute, Freunde, Verwandte im gemeinsamen Kampf sich nicht leicht im Stich lassen würden.

Friedrich hat die Kantonverfassung von einem Teil der Unvollkommenheiten und Mißbräuche befreit, die den Anteil des Zufalls und der Willkür an ihrer Entstehung verrieten, aber er hat sie trotz des Lobes, das er ihr spendet, trotz richtiger Erkenntnis von dem Vorzug einheimischer Truppen vor geworbenen, nicht folgerichtig im Sinne der allgemeinen Wehrpflicht weitergebildet. Er hat im Gegenteil die Zahl der Befreiungen, die schon sein Vater gewährt hatte, noch beträchtlich erhöht, den Besitzenden und Gebildeten, dem Kaufhandel und dem Gewerbfleiß zu Gunsten. Er hat ganzen Städten und Kreisen die Kantonfreiheit zugestanden, und zumal auch allen jenen Zuwanderern, die wir herbeiströmen sahen. Es ist nicht das einzige Mal gewesen, daß er den militärischen Gesichtspunkt einem wirtschaftlichen unterordnete. Auf das großartige Werk der inneren Kolonisation und auf die Ausbildung eines industriellen Arbeitertums würde er von vornherein verzichtet haben, hätte er die Wehrpflicht doktrinär verallgemeinern und damit den Anschauungen der Zeit, die das preußische Kanton-

system ohnehin erst ganz allmählich begreifen lernte, allzu schroff entgegentreten wollen. Zu den sehr triftigen wirtschaftlichen Erwägungen trat aber noch eine rein militärische. Seinen Kanton sollte ein Regiment nicht sowohl als beliebige Bezugsquelle betrachten, sondern als eine sparsam zu schonende Reserve, „aus welcher es sich im Notfall, wenn es einmal in Kampagne oder sonsten einen großen Abgang gehabt, geschwinde wiederum komplettieren könne“. Die Reglements von 1743 bestimmten für das Fußvolk wie für die Kürassiere und Dragoner, daß sie doppelt soviel Ausländer als Landeskinder haben sollten; doch ward die vorgeschriebene Zahl der Fremden nicht erreicht. Und je näher die Gefahr außergewöhnlicher Verluste herantrat, desto haushälterischer wurde der König; beim Ausrücken in das Feld verbot er 1744 den Regimentern, während des Krieges auch nur einen einzigen Rekruten „aus des Königs Landen“ zu nehmen. Eine Anordnung, die sich freilich nicht aufrecht erhalten ließ: schon in diesem Kriege bewährten sich die Menschenvorräte der Kantons als ein militärischer Sparschatz, der unerschöpflicher war als jener andere Kriegsschatz an Münzen und Barren in den Gewölben des Schlosses.

Obgleich in der Minderzahl und in Friedenszeiten nur einen kleinen Teil des Jahres bei der Fahne, waren doch die Kantonisten der Sauerteig, der den ganzen Teig durchsäuerte. Sie prägten dem Regiment einen ausgesprochen landschaftlichen Charakter auf und bestimmten den Grad seiner Kriegstüchtigkeit und Zuverlässigkeit. „Gott ehre uns unsere alten Preußen, Märker und Pommern!“ rief Winterfeldt, indem er eingestand, daß den schlesischen Regimentern am Schlachttage im ersten Treffen noch nicht zu trauen sei.

Neben der mehr oder minder günstigen Mischung von Landeskindern und Fremden gaben Tüchtigkeit und Geschick der Offiziere dem Truppenteil seine Färbung und seinen spezifischen Wert. Die längere Dienstzeit und der patriarchalische Charakter jener Zeiten erleichterten ein persönliches Verhältnis. Marschall Schwerin wünschte jedem Offizier zwei Dinge: Furcht und Liebe; habe er die bei seinen Untergebenen erlangt, so werde er alles mit ihnen ausrichten können; solle eines von beiden gemißt werden, so werde es freilich die Liebe sein müssen, denn ohne Furcht werde er gar nichts erlangen. Die kleine rhetorische Uebertreibung Schwerins vermeidend, urteilte ein Karl von Hülsen: nicht alles, aber viel vermöge der Compagnieführer, der sich einmal Vertrauen, Liebe und Furcht verschafft, und der wackere Barsewisch hat sich gerühmt, daß ihm in den sieben Feldzügen des dritten Krieges nie ein Mann, weder Inländer noch Ausländer, desertiert sei. Er nannte das viel Glück, betonte aber zugleich, wieviel darauf ankomme, daß der Offizier bei seinen Leuten sich Liebe erwerbe und ihnen seine stete Fürsorge zuwende; könne doch der gemeine Soldat oft zu niemand sonst als zu seinem Offizier mit seinen kleinen Bedürfnissen und Anliegen Zuflucht nehmen.

Wenn die Mannschaft vom Regiment Meyerinck nach rühmlich ausgeführtem Angriff sich mit dem Rufe „Patronen her, Patronen her! Wir müßten Hundsfötter sein!“ weigerte, ins Hintertreffen zurückzutreten; wenn dieselben trefflichen Burschen im nächtlichen Kampf lieber ihr Leben ließen, als von ihrer Fahne wichen, so verstehen wir, daß Moritz von Dessau dieser Truppe das Zeugnis

gab: „Ew. Majestät können dem Regiment Scepter und Krone anvertrauen, wenn die vor dem Feinde laufen, so mag ich auch nicht bleiben.“ Moritz war Augenzeuge, wie preußische Grenadiere und Musketiere an die feindliche Schlachtfront heranliefen, die Oesterreicher bei den Füßen und Röcken packten und von dem Abhang, auf dem sie sich sicher geglaubt, herabzerrten. „Kann man,“ ruft er bewundernd aus, „wohl mehr von braven Leuten prätendieren, die so bis in den Tod arbeiten!“

Das Los dieser Tapferen ist wahrlich kümmerlich und hart gewesen. Gönnen wir ihnen das Stück echten persönlichen Verdienstes, das ihnen zukommt, und geben wir es zu, daß auch in der Truppe noch andre Antriebe als der Stock lebendig waren, daß auch hier Ehrgefühl und Hingebung sich wecken und verwerten ließen. Wenn König Friedrich, gealtert, verhärtet und verbittert, das verkannt hat, so hat er doch unter dem Eindruck seiner ersten großen Siege gerechter geurteilt. Er hat sich nicht damit begnügt, den Mannschaften der Regimenter, die mit besonderer Auszeichnung gekämpft hatten, an den Erinnerungstagen ihrer Ehren sich durch Geldgeschenke dankbar zu erweisen; er hat damals vor allem auch jene ihm und ihnen gleichmäßig zur Ehre gereichende Schilderung von seinen Truppen entworfen, die auch dem gemeinen Mann sein Lorbeerblatt treu aufbewahrt und deren wir uns schon freuten: die wahrhaft enthusiastische Schilderung dieser „so behenden, so beherzten, so wohl disciplinierten“ Truppen, mit denen alles zu unternehmen und zu wagen ist, was Menschen nur leisten können, so daß ein General, der anderwärts tollkühn heißen würde, bei den Preußen nur das Selbstverständliche thut.

Nicht das Volk in Waffen war dieses preußische Heer von damals; denn nicht ein jeder aus dem Volke wurde zum Waffendienst herangezogen, und wiederum andre als Volksgenossen waren an der Landesverteidigung beteiligt. Aber auch so war dieses Heer ein mächtiger Hebel des Vaterlandsgefühls und der Staatseinheit. Wie in dem selbstherrlichen Edelmann, so weckte auch in dem gutspflichtigen Bauern der Waffendienst das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu dem Staate; im Heere mußten nach des Königs Geheiß alle an den gemeinsamen Namen Preußen sich gewöhnen, hier lernten sie als Preußen stolz sich fühlen. Aus den Bedürfnissen der Heeresverwaltung heraus war der Ausbau der monarchischen, centralisierenden Verwaltung begonnen, die in den einzelnen Provinzen die landschaftlichen Organe durch staatliche ersetzt hatte; wesentlich militärischen Zwecken diente das Steuersystem, während wieder durch das Heer, durch die pünktliche Bezahlung seiner Verpflegung, Bekleidung, Ausrüstung der größere Teil des gesteuerten Geldes in schnellen und regelmäßigen Umlauf zurückgelenkt wurde.

Die Gesamtziffer des Heeres hielt sich nach dem Dresdener Frieden ungefähr auf der beim Ausbruch des Krieges von 1744 erreichten Höhe. Zählte man damals ohne die etwa 5000 Mann starken Landtruppen 140 000 Streiter, so werden für 1751 132 000, für 1752 136 500 angegeben. Auch die Zahl der Truppenteile blieb nach 1745 unverändert. Zu den neun Fußregimentern seiner ersten Heeresvermehrung hatte der König während und nach dem ersten Kriege 7 weitere aufgestellt, dazu 3 selbständige Grenadierbataillone. Die Zahl der Feldbataillone war damit seit dem Thronwechsel von 66 auf 100

gestiegen. Die Garnisonbataillone, aus felddienstfähigen Leuten geringeren Maßes zusammengesetzt, waren von 6 auf 21 gebracht. Indem die Grenadier-Compagnien, deren seit 1735 immer eine jedem Bataillon auf 5 Musketier- oder Füsilier-Compagnien zugeteilt war, bei der Mobilmachung abgezweigt und zu besonderen Bataillonen zusammengelegt wurden, ließen sich die 121 Bataillone für den Krieg um weitere 30 vermehren. Die sogenannten „Neuen Garnisonen" oder Landtruppen, eine Schöpfung Friedrich Wilhelms I., 5 ungleich starke Regimenter, wurden im Frieden alljährlich nur auf kurze Frist um einen Stamm von Offizieren und Unteroffizieren versammelt. Die Dragoner zählten statt 45 Schwadronen jetzt 70 in 12, die Husaren statt 9 Schwadronen 80 in 8 Regimentern, während die „Regimenter zu Pferde", wie die Kürassiere in der Dienstsprache hießen, sich nur um die eine Schwadron der Gardes du Corps vermehrt hatten. Die Artillerie war verdoppelt, d. h. zu dem einen Feldbataillon, das er vorfand, hatte Friedrich ein zweites, zu 4 Compagnien Festungsartillerie neue 4 gefügt. Ein 1740 errichtetes Corps reitender Feldjäger war vornehmlich für den Kurierdienst bestimmt, 2 Feldjäger-Compagnien zu Fuß, aus gelernten Schützen zusammengesetzt, wurden auf Vorposten verwendet. 12 keinem Bataillonsverband angehörende Garnison-Compagnien, auf eine Anzahl untergeordneter Festen wie Peitz, Regenstein, Mörs verteilt, nahmen die etwa noch zum Schildwachtdienst tauglichen Halbinvaliden auf. Diejenigen Invaliden, welche lesen, schreiben, rechnen konnten, wurden in kleinen Civilstellungen untergebracht, die Mehrzahl dieser Braven, an 4—5000, mit dem Gnadenthaler in die Heimat entlassen. Ein Bataillon Veteranen aus den schlesischen Feldzügen nahm im November 1748 das vor den Thoren der Hauptstadt neuerbaute Invalidenhaus auf, und der König begrüßte seine alten Kriegskameraden bei dem Einzug in ihr letztes Heim mit dem von Herzen kommenden Worte, es werde dieses Bataillon „wohl das einzige von der ganzen Armee" sein, „über welches ich mich freuen werde, wenn es niemalen wird komplett werden können". Noch heute liest man über der Pforte dieser ehrwürdigen Stätte des großen Königs lapidare Widmung: „Dem wunden und unüberwundenen Krieger" (laeso et invicto militi) — das ebenso schlichte wie verdiente Lob, den rechten Ausdruck der hohen Stimmung, die das Heer in jenen noch durch keinen Unglücksschatten getrübten Tagen seines jungen Ruhmes beseelte.

Das Heer hatte sich vor dem Feinde mit Selbstvertrauen und Gemeingeist erfüllt, die Disziplin aber hatte sich im Felde gelockert und die Genauigkeit des kleinen Dienstes gemindert. König Friedrich bezeichnet den Uebergang vom Krieg zum Frieden als eine besonders schwierige und arbeitsvolle Zeit für das Heer und die Heeresverwaltung, und in dem Tagesbefehl zu Neujahr 1746, der den Offizieren den Dank des Königs ausdrückt, daß sie durch ihre Pflichttreue „den preußischen Waffen einen fast unsterblichen Ruhm erworben", wird ihnen zugleich die Erwartung ausgesprochen, daß sie nichts verabsäumen werden, „um die gute Ordnung und Disziplin, durch welche Meine Armee bis dato unüberwindlich gewesen, auf alle Art und Weise wieder völlig einzuführen".

Mitten in dem peinlichen und einförmigen, aber unerläßlichen Drill des Friedensdienstes ward nun doch die Erinnerung an die vielgestaltige Praxis des Kriegslebens wach erhalten. Der König erweiterte den Exerzier- und Paradeplatz zum Manöverfelde. Die herkömmlichen Frühjahrsübungen der Regimenter hatten, sagt er, nur das Eine erreicht, den Soldaten abzurichten und beweglich zu machen. Um die Offiziere zu bilden und sie in der Gewohnheit des großen Dienstes zu erhalten, führte er den Brauch ein, die Truppen provinzweise in Feldlagern zu vereinigen und den Krieg im Frieden nachzuahmen. Er begann damit schon im Sommer nach seinem ersten Kriege. Zu dem größten dieser Friedenslager waren 1753 zwischen Spandau und Potsdam ungefähr 36000 Mann, 49 Bataillone und 61 Schwadronen, zusammengezogen. Die gedruckte „Erklärung" dieser Spandauer Manöver, vom Oberstlieutenant Balbi verfaßt, war freilich nichts andres als eine versteckte Parodie auf die Beschreibung des sächsischen Lustlagers von 1730, in der man sogar den 22 Ellen langen Festkuchen, prächtig in Kupfer gestochen, veranschaulicht hatte; als Graf Podewils auf Befehl dem sächsischen Gesandten Bülow ganz ernsthaft ein Exemplar überreichte, gab dieser zu verstehen, daß er die Absicht wohl merke, aber gern der Sündenbock sein und die Last derartiger Späße tragen wolle. Mehr ein Theaterstück, als ein Bild des Krieges hat Friedrich jenes Lager des Nachbars genannt; seine eigenen Manöver waren bestimmt, die Teilnehmer in der That mitten in die Schlacht zu versetzen. Man sagte, der König selbst könne dabei bis zu dem Grade begeistert werden, daß er sich ganz so zeige, wie er im wahren Gefecht erschien. Es war die stete Sorge seiner Umgebung, daß er bei diesen Anlässen seine Kräfte überanstrengen, seine Gesundheit gefährden würde, und selbst der bereits recht mißgünstige Voltaire konnte im Frühjahr 1752 seine Bewunderung nicht unterdrücken, als er den Philosophen von Sanssouci den gichtgeschwollenen Fuß in den Stiefel zwängen sah: er könnte den Philoktet spielen, aber statt herzzerreißende Klagelaute auszustoßen, beliebt er sich zu Pferde zu setzen und Neoptolems Truppen zu kommandieren!

Ein Zeitgenosse, Graf Guibert, hat diese preußischen Friedensmanöver eine Schule genannt, die in gewisser Beziehung vor der des Krieges noch ihre Vorzüge habe, da im Krieg der Drang des Augenblicks über die Schärfe und Genauigkeit der Bewegungen leicht hinwegsehen lasse, und da es einer gewissen Ruhe bedürfe, um Grundsätze abzuleiten und aufzustellen. Die reifen Ergebnisse, zu denen sich die Erfahrungen der Feldzüge mit den Nachprüfungen und Neubeobachtungen, den Exempeln und Proben der Manövertage vereinigten, wurden dann verwertet und niedergelegt in den Dienstordnungen für die verschiedenen Waffen, in dem Lehrgedicht über die Kriegskunst, vor allem aber in dem großen Feldherrn-Brevier, den 1748 abgeschlossenen „Generalprinzipien vom Krieg", die fünf Jahre später in deutscher Uebersetzung als heiligstes Geheimnis unter die Generale ausgeteilt wurden. Einen Nachtrag zu dieser umfassenden Lehrschrift, die 1755 niedergeschriebenen „Gedanken und allgemeine Regeln für den Krieg" nannte Winterfeldt, dem sie zuerst zur Kenntnis und Begutachtung mitgeteilt wurden, enthusiastisch „eine unschätzbare Feldapotheke", „eine Universal-Medicin, um alle Verlegenheiten zu kurieren".

Der Sohn des Marschalls Belle-Isle, der junge Graf Gisors, reiste Tag und Nacht, um zu den berühmten preußischen Manövern rechtzeitig einzutreffen. Staunend schaute er dann im Frühjahr und Herbst 1754 auf dem Tempelhofer Felde und in den Lagern von Stargard, Körbelitz und Golau die alten und die neuen Künste dieses einzigen Heeres. Er sah die Reiter den vielgepriesenen Angriff wiederholen, durch den sie bei Hohenfriedberg, zwischen den Kameraden von der Infanterie herausbrechend, die feindlichen Bataillone zermalmt hatten; er überzeugte sich von der Trefflichkeit des bei Mollwitz erprobten Auskunftsmittels, den leeren Raum zwischen den Fußtreffen durch Grenadiercompagnien gegen eine Flankenbedrohung abzusperren; er lernte eine neu erfundene Form des Aufmarsches kennen und bewunderte das Phänomen der schiefen Schlachtordnung.

Das Wesen dieser Aufstellung — seiner schiefen Schlachtordnung, wie er sie nennt — umschreibt Friedrich in den „Generalprinzipien vom Kriege" also: „Man verweigert dem Feinde den einen Flügel und verstärkt den, der angreifen soll. Eben mit dem macht Ihr alle Eure Anstrengungen gegen einen Flügel des Feindes, den Ihr in der Flanke faßt. Ein Heer von 100000 Mann, in der Flanke gefaßt, kann von 30000 Mann geschlagen werden." Als ein wesentlicher Vorteil dieser Angriffsweise erscheint ihm überdies, daß beim Mißlingen des Angriffs der unversehrte Rest des Heeres allemal im stande bleibt, den Rückzug zu decken.

Zurückgehalten, „refüsiert", wurde der eine Flügel, wenigstens der eine Infanterieflügel, wie wir gesehen haben, thatsächlich schon bei Mollwitz, so daß nach der Schlacht der Prinz von Oranien dem Sieger wegen der schiefen Aufstellung, in der er, gegen das Herkommen, sich geschlagen habe, Lobsprüche spendete. In der Schlachtdisposition, die Friedrich das Jahr darauf am 25. März in Mähren für sämtliche Fußregimenter ausgab, wird es ohne weiteres vorausgesetzt, daß nur der eine Flügel den Angriff ausführen wird, und bei Chotusitz hat dementsprechend der rechte Flügel seine ganze Kraft bis zur letzten Entscheidung geschont. Am Morgen von Hohenfriedberg hatte der rechte preußische Flügel mit den Sachsen schon aufgeräumt, ehe noch der linke aufgestellt war, was in der Disposition zum Aufmarsch nicht ausdrücklich angeordnet war, sich aber von selbst aus ihr ergab. Wenn somit diese Schlachten wenigstens die Ansätze zu dem enthalten, was Friedrich 1748 unter schiefer Schlachtordnung versteht, so weist das Kampfesbild von Soor zu dem negativen Merkmal des Begriffs, der Zurückhaltung des einen Flügels, bereits auch das positive auf: die Verstärkung des andern Flügels auf Kosten des refüsierten und die Umfassung des Feindes durch den Entscheidungsflügel. Man hatte zwingende Gründe bei Soor, wie General Stille ausdrücklich darlegt, die Linke zu verweigern und Hoffnung und Heil lediglich in die Anstrengungen der Rechten zu setzen. Der 30. September 1745 lieferte den Beweis für jenen Satz, daß man in schiefer Ordnung eine erdrückende Uebermacht überflügeln und schlagen könne. Allerdings hielt Friedrich dabei vorerst noch einen besonders gearteten Kampfplatz für unentbehrlich, bergiges, durchschnittenes Gelände, das den Gegner an der ganzen Entfaltung seiner Ueberzahl hindere: bei solchen Gelegenheiten, sagt er, auf das Beispiel eben von

Soor hinweisend, könne seine schiefe Schlachtordnung mit Nutzen angewandt werden.

Immer war sie zunächst nur eine Angriffsform unter mehreren. Von den Schlachten auf ebenem Plan, en rase campagne, erwarten die „Generalprinzipien", daß sie allgemein sein werden. Und daß die schiefe Schlachtordnung dem Heere noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen war, beweisen die Vorgänge zweier späteren Schlachten, in denen der refüsierte Flügel die Disposition durchbrach und sich ungestüm auf den Feind stürzte. Erfahrungen, die dann den Feldherrn bestimmten, die Formen des sogenannten Echelonangriffs, den er zunächst nur für bestimmte Ausnahmefälle angewendet wissen wollte, schärfer auszubilden und damit den Passivflügel so weit zurückzudrücken, daß ihm ein eigenmächtiges Eingreifen in den Kampf sich von selbst verbot. Auch wurde seitdem der Angriff mit nur einem Flügel als allgemeine, unumstößliche Regel hingestellt.

Auf zwei Dinge, sagt Friedrich 1748, sei sein taktisches System gegründet: auf Schnelligkeit und auf das Prinzip des Angriffs; dahin ziele er mit allen von ihm eingeführten Evolutionen. Zeitersparnis im Interesse erhöhter Angriffsfähigkeit war zumal auch für den Aufmarsch zur Schlacht Gebot.

Die herkömmliche Form der Frontherstellung vor der Schlacht war die, daß die den Flügeln der zu bildenden Schlachtordnung entsprechenden Kolonnen, nachdem ihre Spitzen die für den Aufmarsch bestimmte Linie erreicht hatten, mit langwierigen Schwenkungen aus der Marschordnung in die dreigliedrige Gefechtsreihe übergingen. Bei Mollwitz, Chotusitz, Kesselsdorf hatte dieser Aufmarsch ganze Stunden in Anspruch genommen.

Der Zeitaufwand ließ sich ganz erheblich einschränken, wenn die Kolonnen nicht flügelweise, sondern treffenweise geordnet, in einer der feindlichen Stellung parallelen Richtung anrückten, wie bei Hohenfriedberg und bei Soor, wo sich der preußische Anmarsch gleichsam spielend, durch eine einfache Linksschwenkung, in eine Schlachtreihe verwandelte. Gestützt auf die günstigen Erfahrungen dieser beiden Tage erklärte der König, er werde, wenn er die Wahl habe, sich stets dieses Parallelanmarsches bedienen; man müsse sich dabei nur vorsehen, dem Feinde nicht die Flanke zu bieten.

Um der offensiven Beweglichkeit der Truppen noch eine weitere Steigerung zu geben und den unverzüglichen Angriff aus jeder beliebigen Marschrichtung heraus zu ermöglichen, wurde auf den Revuefeldern der nachfolgenden Friedenszeit eifrig der Aufmarsch „mit ganzen Kolonnen vorwärts", die Frontbildung in der Richtung des Marsches geübt, wobei sich die schmale Front der tiefen und gedrängten Marschkolonne wie auf einen Zauberschlag zu einer langgezogenen dünnen Linie ausreckte. Graf Gisors war auf der Ebene von Stargard Augenzeuge, wie sich eine Kolonne von 30 Bataillonen in neun bis zehn Minuten, eine Kolonne von 35 Schwadronen binnen vier Minuten zur Schlachtlinie entwickelte. Die preußischen Generale, der Prinz von Preußen, Ferdinand von Braunschweig und Marschall Keith erläuterten ihm die Vorteile, die diese neue Form des Aufmarsches noch außer der Zeitersparniß habe: dicht aufgeschlossen nähmen diese Kolonnen wenig Raum ein, 10 Bataillone erschienen auf eine gewisse Entfernung wie ein starkes Peloton, eine Schätzung der Zahl sei für

den Feind schwer möglich. Noch schwerer aber müsse es ihm werden, vorweg abzusehen, in welchem Winkel gegen seine eigne Stellung das so anrückende Heer sich formieren werde. Als das Kunststück des Uebergangs aus der Marschkolonne in die schiefe Schlachtordnung zur Vorführung kam, ritt Graf Gisors zu dem Standorte des markierten Feindes und überzeugte sich, daß es von hier aus unmöglich war, in dem Marschtempo der einzelnen sich entfaltenden Abteilungen die Ungleichheiten zu unterscheiden, welche die schräge Linie zu ergeben bestimmt waren. Eine große Schwierigkeit blieb bestehen: es erforderte das sicherste Augenmaß, bei dem Deployieren aus der Kolonne den Raum so abzuschätzen, daß die aufzureihenden Truppenteile ihn genau ausfüllten; und eben deshalb hielt der König den Anmarsch in Linie für den an sich besten und hat thatsächlich vor dem Feind jene zu Hause eifrig geübte neue Angriffsform fast nie angewendet.

Ausgebildet wurde die neue Form des Aufmarsches mit Deployieren zuerst, wie es scheint, bei derjenigen Truppe des preußischen Heeres, die seit dem Feldzug von 1741 eine völlige Umwandlung durchgemacht hatte, bei der Reiterei. Aus den schwerfälligen unbeholfenen Klötzen, die sich nach Friedrichs Zeugnis vor ihren eigenen Pferden gefürchtet hatten, aus den „Kolossen auf Elefanten", waren in wenigen Jahren die sattelfestesten und verwegensten Reiter der Welt geworden. Man könne sich keine Vorstellung davon machen, sagte der König zu Gisors, welche Mühe es ihn gekostet habe, sie soweit zu bringen; noch bei Chotusitz hätten sie im dichtesten Gedränge nicht daran gedacht, daß sie ihre Klingen zum Einhauen hätten; darauf habe er sie an Strohpuppen selbst die Probe machen lassen, daß sie mit ihren Kugeln nie, mit ihren Hieben immer träfen. Um ihnen keinen Zweifel zu lassen, daß die neuen Sachen, mit denen man sie jetzt quälte, von ihm selbst ausgingen, exerzierte er seine Schwadronen persönlich und ritt bei den Revuen die wilden Attacken mit, die er verlangte. „Es verbietet der König hierdurch allen Officiers von der Kavallerie bei infamer Kassation, sich ihr Tag in keiner Action vom Feinde attaquiren zu lassen, sondern die Preußen sollen allemal den Feind attaquiren" — dies das Vademecum, mit dem der unnachsichtliche Zuchtmeister seine Zöglinge beim Ausbruch des zweiten Krieges aus der Schule entließ. Bei Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf erfüllten sich die preußischen Centauren mit dem Glauben an ihre Unüberwindlichkeit. Kaum minder bewundernswert zeigte sich ihre Daurbarkeit: nach der Kesselsdorfer Schlacht rühmte Oberst Ruesch seinen schwarzen Husaren nach, daß sie seit mehr als drei Wochen nicht abgesattelt hätten. Unermüdlich ward dann im Frieden weiter geübt und geprobt. Geflissentlich wählte der König für die Manövertage schwieriges Gelände aus und verkündete, im Lager könne er die Pferde nicht schonen, sondern werde sie brauchen ganz wie vor dem Feinde. Die Schwadronen sollten sich darauf einrichten, „am Tage der Action eine Attaque von 1200 bis 1500 Schritt machen und die Carriere auf 400—500 Schritt geben zu können", ohne daß ein Roß puste oder umfalle oder krank werde. Er gab zu, daß diese Methode der Kavallerieausbildung nur dadurch ermöglicht wurde, daß nicht das Regiment, sondern er selber, der König, den Ersatz an Pferden bestritt; denn Abnutzung und Verbrauch war sehr beträchtlich; selten kehre ein Regiment von

der Uebung heim, bezeugt der Franzose Valory, ohne mehrere Pferde verloren zu haben, die gebrochenen Arme, Beine und Rippen der Reiter ungerechnet. Eine unnötige Erschwerung des Ersatzgeschäftes wollte Valory in dem Grundsatz sehen, daß wenigstens bei den Kürassierregimentern nur Rappen geduldet wurden.

Auch der Vorposten- und Detachementsdienst, das Rekognoszieren und Fouragieren wurde jetzt eifrig bei der Reiterei geübt, zumal bei den Husaren, diesen „Ohren und Augen des Feldherrn", wie der König sie nannte. Wurden für die Schlacht ausdrücklich dieselben Leistungen von ihnen verlangt, wie von den Kürassieren und Dragonern, so sollte der Husar diese noch übertreffen an Beweglichkeit, an Findigkeit und an Waghalsigkeit. Der Husar, so verlangt es die Dienstvorschrift, muß sich auf einem Platz wie ein Thaler groß mit seinem Pferd tummeln und wenden können, wie er will, und ein Husarenoberst muß sein wie die „Spinne in der Spinnwebe", die jede Berührung ihres Netzes fühlt: „ebenso darf auf ihn nichts Feindliches kommen, ohne daß er nicht lange vorher davon avertiret ist". Die schlesischen Husarenregimenter eröffneten, sobald von den Feldern die Ernte eingebracht war, mit Streifereien, Hinterhalten und Ueberfällen einen förmlichen Krieg gegeneinander.

Verbot der König seinen Reitern für die Schlacht das Schießen unbedingt, so wies er das Fußvolk auf die blanke Waffe, den Bajonettangriff, wenigstens vorzugsweise an. Wohl nannte er die preußischen Bataillone mit ihrem Geschwindfeuer wandelnde Batterien, und es war ihm ganz recht, daß allgemein in diesem Feuer das Geheimnis der preußischen Schlachterfolge gesucht wurde. Er erlaubte deshalb auch dem Grafen Gisors, als sein Gast sich von der magdeburgischen Revue zu den österreichischen Manövern nach Böhmen begab, dort von den Feuerkünsten der Preußen so viel zu erzählen, als er nur wolle; aber er setzte hinzu: dieses gepriesene preußische Feuer sei gerade das, wovon er im Grunde seines Herzens am wenigsten halte; in der Schlacht sei von den schönen Pelotons, deren Präzision auf dem Schießplatz so viel Vergnügen bereite, für die Dauer nicht die Rede, und er habe seine Schlachten immer erst gewonnen, wenn er seine Leute dahin gebracht, das Gewehr zu fällen. Daß Friedrich hier dem Franzosen in der That seine Herzensmeinung offenbarte, beweisen seine Dienstordnungen, Lehrschriften und Schlachtdispositionen. In den ersten Zeiten, bis in den zweiten Krieg hinein, gestattet er das Schießen noch, verlangt aber „in währendem Chargieren" stetiges Vorrücken, zuletzt sollen die Angreifer noch auf zwanzig oder auch auf zehn Schritt dem Feind „eine starke Salve in die Nase geben" und ihm dann sofort „mit den Bajonetten in die Rippen sitzen". Oder, wie es im Infanteriereglement von 1743 heißt, „weilen die Stärke der Leute und die gute Ordnung die preußische Infanterie unüberwindlich macht, so muß den Leuten wohl imprimiret werden, daß, wenn der Feind wider Vermuten stehen bleiben sollte, ihr sicherster und gewissester Vorteil wäre, mit gefälltem Bajonett in selbigen hereinzudrängen; alsdann der König davor reponbiret, daß keiner wider stechen wird." Die Disposition für Hohenfriedberg hat dann das Schießen schlechterdings untersagt, und die Generalprinzipien von 1748 wiederholen es als allgemeine Regel: das Fußvolk soll mit großen Schritten auf den Feind anrücken; wenn die Leute zu schießen an-

fangen, läßt man sie das Gewehr schultern und immer weiter vorstürmen; zum Schießen wird erst kommandiert, wenn der Feind den Rücken kehrt. Wohl wußte der König, daß der Soldat sich schwer davon abhalten ließ, angesichts der feindlichen Linie zu feuern; er erkannte auch an, daß das Vertrauen des Mannes zu seinem Gewehr ein Stück seiner Tapferkeit ausmache und daß die Wirkung seines Feuers in zahlreichen Fällen durchschlage; immer aber betrachtete er die Wirkung des stummen, stürmenden Anlaufs einer Front von Riesengestalten als noch durchschlagender, erschütternder; das Schießen war ihm im Vergleich damit nur ein Notbehelf. Dabei teilte er keineswegs die Meinung derer, die mit dem Marquis Valory das preußische Feuer als schlecht gezielt verachteten; und als aus Wien eine ähnliche Aeußerung verlautete, erklärte er, sich damit trösten zu wollen, daß bisher die Oesterreicher noch immer vor diesem angeblich wenig mörderischen Feuer Reißaus genommen hätten.

Noch geringere Bedeutung als der Muskete maß man dem groben Geschütz bei. Ein Schwerin meinte wegwerfend, daß er sich in allen seinen Schlachten von der geringen Wirkung des Artilleriefeuers überzeugt habe; diese Waffe verursache mehr Lärm als Schaden und beängstige nur den Neuling und den Poltron. König Friedrich hat sich nachmals angeklagt, die Artillerie allzulang verabsäumt zu haben; er bezeichnete schon 1752 für das Feld wie für die Festungen je vier Bataillone als die erforderliche Zahl, ohne doch noch im Frieden die entsprechende Vermehrung vorzunehmen. Das Ingenieurkorps zählte 1740 45 Offiziere; Friedrich äußerte die Absicht, allmählich auf 200 zu kommen. Dem 1742 zu Neiße errichteten Pionierregiment, einem der sieben Fußregimenter der zweiten Augmentation, teilte er zwei Mineurcompagnieen zu, aus Harzer und magdeburgischen Bergleuten zusammengesetzt. Die Stellung dieser Nebenwaffen blieb gedrückt. Die „Schüler des Euklid", wie der König seine Genieoffiziere nannte, rangierten nicht mit den Kameraden von den andern Truppenteilen und standen noch auf lange hinaus bei diesen „in Nichtachtung"; für rechte Soldaten galten sie kaum, ja selbst halbe Invaliden ließ man sich hier gefallen, wie es denn nach Friedrichs bekanntem Worte „einem Pionier nicht viel schadet, wenn er gleich einen steifen Arm hat".

Je mehr im allgemeinen der Zeugpark als hemmender Ballast verwünscht wurde, um so größeren Wert legte der König auf die leichten Geschütze, die zu zweien jedes Bataillon in die Schlacht begleiteten. In seinem durchgehenden Bestreben, der Marschfähigkeit des Heeres zuliebe dem Rohr einen leichteren Kaliber zu geben, hatte er sich schon 1741 entschlossen, die Sechspfünder bei den Bataillonen durch Dreipfünder zu ersetzen, bis sich dann im dritten Kriege die Nötigung ergab, wenigstens dem ersten Treffen die schwereren Stücke wiederzugeben. An den Feldübungen der Friedenszeit beteiligten sich fast nur diese schiebbaren Bataillonsgeschütze, da die gesamte Artillerie daheim der Bespannung entbehrte; indes ward zu dem großen Spandauer Manöver 1753 das Berliner Feldartilleriebataillon mobil gemacht. Als die Oesterreicher eben damals sich anschickten, die preußische Einrichtung der Bataillonskanonen nachzuahmen, beschwor König Friedrich durch Gisors den Marschall Belle-Isle, dafür zu sorgen, daß die Franzosen desgleichen thäten; er erbot sich, einen französischen Offizier,

den man ihm schicken würde, in der Technik dieses Kalibers unterweisen zu lassen. Im übrigen kümmerten ihn die gewaltigen artilleristischen Rüstungen der Oesterreicher wenig; er rühmte sich, ihnen in der ersten Schlacht mindestens das Drittel ihrer Kanonen abnehmen zu wollen, ehe sie noch gerichtet und abgeprotzt sein würden. Noch trennte ihn ein langer und dornenvoller Weg von der Erfahrung, daß der Krieg ein Geschützkrieg geworden sei, daß in der Schlacht die Kanonen „alles machten", daß die Artillerie für ihn noch „ein Abgrund von Kosten" werden sollte. Eine Erfahrung, die dann nicht nur für seine Taktik, sondern auch für seine strategische Praxis von wesentlichem Einfluß geworden ist. Inzwischen äußerte in Wien bereits Marschall Browne, daß man in einem künftigen Kriege nur eine Methode gegen den König von Preußen zu befolgen haben werde: man müsse die Schlachten vermeiden, immer die stärksten Stellungen wählen und also sein Heer durch Märsche und Gegenmärsche zu Grunde richten.

„Eine Bataille ist die wichtigste und gefährlichste Kriegsoperation. In einem offenen Lande ohne Festung kann der Verlust derselben so decisiv sein, daß sie selten zu wagen und niemals zu raten ist. Die größten Generals stehen billig an, sie ohne dringende Ursachen zu geben. Alle nur ersinnliche gute Anstalten können den Gewinst nicht versichern. Ein kleiner Fehler, ein unvermeidlicher Zufall, kann sie verlieren machen. Es ist demnach aus dem Gewinst und Verlust einer Bataille von den Verdiensten des Generals kein sicheres Urteil zu fällen . . . Es ist bewiesen, daß mehr Kräfte des Verstandes, mehr Standhaftigkeit, Erfahrung und Geschicklichkeit erfordert werden, eine decisive Action ohne Verlust zu vermeiden, als zu suchen. Das Meisterstück eines großen Generals ist, den Endzweck einer Campagne durch scharfsinnige und sichere Manoeuvres ohne Gefahr zu erhalten. In dem Augenblicke, da die Armeen sich choquieren, kann er nichts mehr als ein ihm untergebener General thun."

In diesen Worten des kursächsischen Dienstreglements von 1752 hat das aus dem siebzehnten Jahrhundert überlieferte, zwischen Schlacht und Manöver sich hin und her bewegende System der Kriegsführung die stärkste Zuspitzung nach seiner negativen, der Schlacht abgewandten Seite erhalten.

Auch Friedrichs Strategie wurzelt in dem alten System. Auch ihm gelten Schlacht und Manöver als die beiden zur Auswahl gestellten, an sich gleichgeordneten, je nach den Umständen anzuwendenden Entscheidungsmittel. Auch er betrachtet unter diesen beiden die Schlacht als das, bei dessen Wahl der Feldherr eine große Verantwortung auf sich nimmt, und ruft in seinem Lehrgedicht den Heerführern zu:

> Nie sucht, wenn nicht ein Grund schwer in die Wage fällt,
> Die Kämpfe, wo der Tod die grause Ernte hält.

Ganz methodisch, nach Anleitung der Schule, zählt er die Ursachen, aus denen man eine Schlacht liefern soll, einzeln auf: „Um den Feind zu zwingen, die

Belagerung eines euch zuständigen Orts aufzuheben, oder aber, um ihn aus einer Provinz zu jagen, deren er sich bemächtigt hat; ferner um in seine eigene Lande zu penetriren, oder auch, um eine Belagerung zu thun, und endlich, um seine Hartnäckigkeit zu brechen, wenn er keinen Frieden machen will, oder aber auch, um ihn wegen eines Fehlers zu strafen, welchen er begangen hat. Man bataillirt sich sonsten noch, um zu verhindern, daß die feindlichen Corps nicht zu einander stoßen können; diese Raison ist valable." Solcher Grundanschauung entspricht es, wenn Friedrich tags nach seiner ersten Schlacht für seinen Entschluß zum Schlagen dem erfahrensten Kriegsmann seines Heeres, dem alten Dessauer, gleichsam der Verkörperung kriegerischer Methode, den besonderen zwingenden Grund anführt: „Da ich nun befürchten mußte, daß der Feind gewiß Ohlau attaquiren und emportiren würde, worin meine ganze Artillerie, Ammunition und Magazin war, so war kein ander Mittel vor mich übrig, als den Feind anzugreifen."

Bei aller Achtung, ja Ehrfurcht für die überlieferte Methode, für die Kunst der großen Meister, hat sich nun aber Friedrichs Strategie ferngehalten von jener einseitigen, negativen Zuspitzung, von der Verbildung, der blutlosen Atrophie, der das herrschende System der Kriegsführung, man darf sagen mit innerer Notwendigkeit, ausgesetzt war — das System, in welchem die Schlacht nicht, wie in der modernen Kriegslehre, das ein für allemal Gegebene, von vornherein Gebotene war, sondern in welchem der Feldherr sich zur Schlacht jedesmal besonders entschließen sollte und deshalb nicht so leicht entschloß, so oft nicht entschloß. Und nicht bloß dank seinem Temperament, durch einen Ueberschuß an Kühnheit, gelangte der preußische König, von demselben theoretischen Ausgangspunkte aus, zu einer andern Nutzanwendung, als die Verfasser des kursächsischen Dienstreglements und so viele andre Theoretiker und Praktiker; nicht bloß, weil das sächsische Reglement unter dem Druck einer großen Niederlage stand, weil die Gefahr am Tage von Kesselsdorf für die Sachsen die Mutter des Verderbens gewesen war, während sie Friedrich und seinen Preußen sich noch auf jedem Schlachtfelde als „sieglockende Sonne" bewährt hatte. Durch die Eigenart seines Staates und seines Heeres, durch die Schwächen des einen und die Vorzüge des andern, mußte Friedrich darauf geführt werden, innerhalb des überkommenen strategischen Systems das scharfe Mittel vor dem gelinden, die Schlacht vor dem Manöver im Innersten zu bevorzugen und wenigstens zeitweise auch für die Praxis die Bevorzugung dieses Mittels zu empfehlen.

„Ein langer Krieg kann mir nicht zusagen," hörten wir ihn 1741 zu dem französischen Gesandten sagen. Der Grund lag vornehmlich in der geringen Finanzkraft dieses Staates, der nur mit seinen lange angesammelten Ersparnissen Krieg zu führen vermochte. Die beiden Feldzüge des ersten Krieges hatten den Staatsschatz zur Hälfte geleert, die beiden des zweiten den inzwischen ergänzten bis auf die letzte Neige erschöpft. Wenn Friedrich jetzt für vier Feldzüge das Geld zusammensparte, so glaubte er ein übriges zu thun und für alle Fälle gedeckt zu sein. Mochten die Franzosen und die Oesterreicher sieben Feldzüge hintereinander beginnen, wie im letzten Kriege, oder gar ein Dutzend, wie zu Anfang des Jahrhunderts, für Preußen glaubte er Mittel und Wege

zu schnellerer Entscheidung suchen zu müssen und finden zu können. Nachdem er in den Generalprinzipien vom Kriege jene besonderen Schlachtgründe, welche die Methode anerkannte, die „valablen Raisons", aufgezählt, führt er für Preußen noch einen allgemeinen Grund an: „Allen diesen Maximen füge ich noch hinzu, daß unsre Kriege kurz und vif sein müssen, müßen es uns nicht conveniret, die Sachen in die Länge zu ziehen, weil ein langwieriger Krieg ohnvermerkt unsre admirable Disciplin fallen machen, das Land depeupliren, unsre Ressources aber erschöpfen würde. Diejenigen also, welche preußische Armeen commandiren, müssen, obwohl klüglich und vorsichtig, die Sachen zu decidiren suchen." Die Wegnahme aber eines Wagenzuges, sagt er an andrer Stelle, oder der Verlust eines Magazins enden nicht den Krieg, es bedarf der Schlachten, um zu entscheiden. Man solle also das eine thun und das andre nicht lassen. Deshalb hatte er 1741 seinen Verbündeten den Marsch geraden Weges auf Wien empfohlen, um dem Krieg noch vor Winters mit einem Schlage ein Ende zu machen. Deshalb legte er wieder 1744 den Kriegsplan auf die Bedrohung von Wien und die Niederwerfung der feindlichen Macht an, was er dem Gegner „den Fuß auf die Gurgel setzen" nannte. Deshalb ballte er im Frühjahr 1745, Schlesiens gedehnte Grenzen von Verteidigern entblößend, alles was Waffen trug, auf einen Fleck zur Schlachtentscheidung zusammen und bezeichnete als das eigentliche Objekt der Kriegsführung das feindliche Heer. In eben diesem Schlachtinstinkt hatte Maria Theresia im letzten Kriege gegen Preußen ihre Generale immer von neuem zum Schlagen gedrängt, hatte Kardinal Fleury seine Broglie und Belle-Isle endlich bedeutet, daß mit kleinen Teilgewinnen ohne einen durchschlagenden Schlachterfolg nichts gethan sei. So hielt Friedrich denn auch gegen den Marschall von Sachsen nicht mit dem Ausdruck seines Befremdens zurück, als es trotz der Ueberlegenheit der Franzosen in Belgien im Sommer 1746 zu keiner Schlacht zu kommen schien; erst nach einer langen Entschuldigung des Marschalls über seine wenig glänzende, aber durch die Umstände gebotene Methode verstand er sich zu dem etwas gezwungenen Lobspruch, daß man stets aus einem Fabius einen Hannibal, aber schwerlich aus einem Hannibal einen Fabius machen werde, und wenn Graf Moritz auf die Minderwertigkeit der französischen Truppen im Vergleich mit den preußischen hingewiesen hatte, so entgegnete Friedrich mit artiger Bescheidenheit: „Je tüchtiger, besser zusammengesetzt und besser diszipliniert die Truppen sind, um so geringer die Kunst, sie zu führen."

Moritz vermißte an seinen Franzosen bei aller persönlichen Tapferkeit die Sicherheit des Manövrierens im offenen Felde, gerade das, was die Preußen auszeichnete. „Unsere Infanterie," sagt Friedrich, „ist geschaffen und dressiert für die Schlachten," und ein andermal: „Die ganze Kraft unsrer Truppen liegt im Angriff." Wie hätte er ihren größten Vorzug nicht ausnutzen sollen? Die ungemeine Schnelligkeit und Genauigkeit ihrer Bewegungen belebte und löste die starren Formen der ursprünglich nur auf die Ebene und die Parallelschlacht berechneten Lineartaktik und schien den preußischen Angriff vom Terrain unabhängig zu machen. Die Not von Soor lehrte den König sich an Stellungen wagen, wie er sie noch das Jahr zuvor bei Marschowitz für unnahbar gehalten

hatte. Ihren Posten bei Kesselsdorf hatten die Sachsen vor der Schlacht selber als unangreifbar bezeichnet. Schon meinte Friedrich: „Ein Vorteil wie der des ebenen Feldes würde zu groß sein für uns . . . Greift Wälder an, ihr werdet den Feind hinauszwingen, erklimmt Berge, ihr werdet die Verteidiger hinabwerfen.“ Auch die Uebermacht vermag ihn nicht zu schrecken: 75 000 Preußen werden gegen 100 000 Feinde allemal ausreichen. Seine Truppen gelten ihm schier als unüberwindlich: „Ich sende Gebete zum Himmel, daß die Preußen niemals geschlagen werden mögen, und ich wage zu sagen: solange sie gut geführt und in guter Zucht gehalten werden, wird dieses Unglück nie zu fürchten sein.“

Noch blieb der den Zeitgenossen sehr geläufige Sparsamkeitseinwand gegen die Schlacht bestehen. Friedrich begegnet ihm mit der Erwägung: „Man verliert mehr Leute, wenn das Heer in einem fort vom Feinde geneckt wird, als wenn eine Schlacht das Glück nötigt, sich zu entscheiden, und den Feind mit allen Truppen, die er auf die Chikane und den kleinen Krieg verwenden konnte, in die Flucht treibt . . . Die Scharmützel, Rencontres und kleinen Gefechte sind für den einzelnen verderblich und entscheiden nichts für das Wohl des Staates.“ In diesem Sinne führen die „Generalprinzipien vom Kriege“ zu Gunsten der Schlacht das Wort des Sanhedrin an: „Es ist besser, daß Ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk verderbe.“

Endlich rechnete der Staatsmann in dem König-Connetable auch mit dem Einfluß, den ein großer Schlag, eine gewonnene Schlacht stets und in viel höherem Maße als jedes andere kriegerische Ereignis auf die Stimmung der europäischen Kabinette, auf die ganze Konjunktur der allgemeinen Politik ausüben wird.

Obschon Friedrich seine Empfehlung der Schlacht keineswegs als schlechthin maßgebend aussprach, seine Meinung mit den besonderen heimischen Verhältnissen begründete und gleichsam entschuldigte, so geschah es gleichwohl, daß er von manchen, und sogar von seinen Nächsten, als Verächter der Methode beargwohnt, als General, der nichts als bataillieren könne, verschrieen wurde. Und das zu einer Zeit, wo bei ihm in Theorie und in Praxis bereits ein Rückschlag eingetreten war.

Denn indem der preußische König, durch glückliche Versuche ermutigt und auf naheliegende Erwägungen gestützt, einer kühneren, auf schnelle und große Entscheidungen hindrängenden Kriegsführung das Wort zu reden begann, überzeugte er sich doch gleich bei den ersten Schritten, daß die Möglichkeit zu solcher Strategie für ihn begrenzt war.

Daß er den Feind nicht nach Belieben zur Schlacht stellen konnte, das hatte er im September 1741 an der Neiße, vor allem aber im böhmischen Feldzug von 1744 erfahren. Und daß sich trotz der zunehmenden Gewandtheit und Kühnheit der preußischen Angriffstaktik noch immer unangreifbare Stellungen finden ließen, darüber sollte ihn die Folgezeit belehren.

Noch lähmender war die Fessel, die das herrschende Verpflegungssystem seiner Kriegsführung anlegte. Man pries sich glücklich, aus der Barbarei der früheren Zeiten, aus der Organisation der Plünderung und des Raubes, die der

dreißigjährige Krieg geschaffen hatte, zu geordneten Zuständen, kunstvoll erwogenen Formen gelangt zu sein. Der Grundsatz galt als unantastbar, daß die Verpflegung der Truppen im Felde lediglich durch Nachfuhr sichergestellt werden könne. Nur ganz ausnahmsweise behalf man sich mit dem Requirieren, das obendrein die Disziplin zu lockern und die Desertion zu mehren geeignet war. Die Generale und Intendanten Ludwigs XIV. rechneten als Regel heraus, daß höchstens um fünf Märsche das Heer von seinem Magazin sich trennen dürfte. König Friedrich dehnte diese Abstandslinie etwas aus; er wußte bis zu 22 Tagen Rat zu schaffen. Für eine Unternehmung in die Ferne teilt man dem Soldaten Brot auf sechs Tage zu; die Compagniekarren führen Brot für weitere sechs Tage mit, die großen Wagen des Feldkommissariats Mehl für zehn Tage, das auf eisernen Oefen gebacken wird. Die Zahl dieser Oefen hatte 1744 nicht genügt; 48, die in der Friedenszeit angeschafft wurden, galten für ein Heer von 100000 Mann als ausreichend. Um im Feindesland schnell Zwischenmagazine anlegen zu können, wurden Handmühlen auf dem Marsch mitgeführt: wo man auf Kornfelder stieß, ward der Soldat in einer Person Schnitter, Drescher, Bäcker. Die Reiter wurden für ihre Pferde durchweg auf den Ertrag der Fluren angewiesen.

Gebunden aber blieb auch Friedrich in seinen Bewegungen immer. Nicht er sei es eigentlich, der da kommandiere, hat er 1745 einmal gesagt, sondern Mehl und Fourage.

Marschall Neipperg hatte geäußert, der König von Preußen habe nie verfolgen lassen, weil er fürchte, dabei die feste Ordnung seiner Truppen sich auflösen zu sehen. Friedrich, als ihn Graf Gisors 1754 daraufhin anredete, meinte, Neipperg thue ihm zu viel Ehre an; der Hauptgrund, daß er nicht verfolgt habe, sei immer der Mangel an genügendem Mundvorrat gewesen. Gerade hier überzeugte er sich, wie weit die Praxis oft hinter der Theorie zurückbleiben müsse. Er warnt, dem geschlagenen Feinde goldne Brücken zu bauen; er sagt: nicht verfolgen, heißt gewissermaßen eine Sache, die eben entschieden ist, von neuem in Frage stellen; er nennt die Verfolgung „nötiger und nützlicher als die Schlacht selbst", er gibt lange Anweisungen bis ins Einzelnste für das Nachsetzen, aber er gesteht zum Schluß, daß eine kräftige Verfolgung nicht leicht ist, wie er es aus eigenster Erfahrung weiß. Noch nach langen Jahren erzählte er zum schlagendsten Beweis, wie nach dem Siege von Soor seine ruhmbedeckte Reiterei ihn mit unaufhörlichen Vivat- und Viktoriarufen begrüßt habe, aber nicht zum Nachsetzen zu bewegen gewesen sei, trotz allen Ermahnens, Scheltens, ja Schlagens — „und ich denke," setzte er hinzu, „ich verstehe zu schelten, wenn ich ärgerlich bin."

Wenn die Verpflegungsrücksichten schon am einzelnen Tage die freie Bewegung hemmten, die Krönung des Sieges, die volle Ausnutzung des Aktionsmittels der Schlacht beeinträchtigten, so wirkten sie in erhöhtem Maße auf den Feldzug als Ganzes, auf die großen strategischen Entwürfe ein. In seinen Anfängen als General, bekannte Friedrich dem Marschall von Sachsen, sei er für die Pointen gewesen. Er nennt Pointen die Vorstöße, durch die ein Heer sich von seinen Magazinen entfernt und weit ins feindliche Land vorwagt, ohne

seinen Rücken und seine Rückzugslinie zu sichern. Pointen nach dieser Begriffsbestimmung waren 1741 der Zug an die äußersten Enden von Schlesien, den Festungen Glogau, Brieg, Neiße vorbei, der Vorstoß durch Mähren bis nach Niederösterreich das Jahr darauf, vor allem die böhmische Unternehmung von 1744. Mit diesem Feldzug erreichte Friedrich den Höhepunkt seiner strategischen Offensive. Durch das völlige Scheitern seiner weitausgreifenden Entwürfe gewitzigt, vermied und verdammte er von nun an die Pointen. Nicht bis zu dem Grade, wie die strengsten und einförmigsten der Methodiker; als der alte Dessauer auf dem Vormarsch nach Dresden, neun Tage für neun Meilen brauchend, seine Basis durch Torgau und Eilenburg ernstlich gefährdet glaubte, da schalt Friedrich unwirsch: er selbst habe zehn dergleichen Schlösser liegen lassen und sich nicht daran gekehrt. Aber den Lehrsatz, daß die langen strategischen Linien unbrauchbar seien, daß die Operationsbasis nie verloren werden dürfe, unterschrieb er jetzt unbedingt. Die fehlerhaftesten aller Feldzugspläne sind ihm die, welche zu Pointen veranlassen, und Karl XII., unter allen Feldherren der älteren Schule der am meisten moderne, gilt ihm als der General, der in der Manie der Pointen am gröbsten gesündigt habe.

In demselben konservativen Sinne, in dem er von der gewagten Neuerung der Pointen sich wieder abwendete, hat Friedrich auch eine andre Abweichung von der alten Regel vielmehr entschuldigt, als daß er sich ihrer gerühmt hätte. Er schreibt 1748: „Ich habe, glaube ich, mehr Winterfeldzüge gemacht, als irgend ein General dieses Jahrhunderts" — er rechnet ihrer vier —, aber er fügt hinzu, daß jedesmal zwingende Gründe ihn in eine Notlage versetzt hätten; unter ähnlichen Umständen werde er stets wieder so handeln, aber wo die Wahl freistehe, werde jeder zu tadeln sein, der den Truppen nicht die Winterquartiere gönne.

Den theoretischen Darlegungen entsprechen die Normalentwürfe für künftige Feldzüge, die Friedrich in den „Generalprinzipien vom Kriege" gibt. Er verwirft die Pointen auf der einen Seite, die absolute Defensive auf der andern. Er empfiehlt für den Verteidigungskrieg in Schlesien im wesentlichen sein Verfahren von 1745 und erklärt für die Verteidigung der Mark Brandenburg, daß sie überhaupt nur in der Offensive, durch den Vorstoß nach Sachsen, möglich ist. Auf dem böhmischen Kriegsschauplatz will er sich nach seinen üblen Erfahrungen — es sei denn, daß man, wie im Winter auf 1742, an der Seite von Bundesgenossen kämpft — auf eine mit allen Attributen der Offensive bekleidete und verhüllte Defensive beschränken. Der Feldzug wird auf einen sommerlichen Besuch unter Verzicht auf Winterquartiere hinauskommen. Wer Böhmen gewinnen will, muß das Erzherzogtum von der Donau oder von Mähren her angreifen; dann wird das große Königreich selbst fallen. Für ein preußisches Heer im Kampfe gegen Oesterreich erscheint somit Mähren als der einzige zur wirklichen Offensive geeignete Schauplatz.

Die schwierigste Aufgabe wird dem Feldherrn mit einem Feldzugsplan zur Abwehr einer Mehrzahl mächtiger Gegner gestellt sein. Da gilt es, diesem Feind eine Provinz preisgeben und inzwischen mit der gesamten Streitmacht gegen jenen marschieren, ihn zur Schlacht nötigen, alle Anstrengungen machen,

um ihn zu vernichten, dann gegen die Andern entsenden. Aber diese Art der Kriegsführung richte die Heere zu Grunde durch Strapazen und durch Märsche, und wenn solche Kriege andauern, nehmen sie doch ein unglückliches Ende.

Ein Trost, solch trüber Perspektive gegenüber, daß es dem königlichen Feldherrn schon einmal gelungen war, eine Koalition durch Kühnheit und Schnelligkeit noch im Werden zu ersticken. Er schien entschlossen, des glänzenden Beispiels, das er mit dem kurzen Winterfeldzug von 1745 sich selbst gegeben hatte, eingedenk zu bleiben. „Wenn die Ehre des Staates euch zwingt, den Degen zu ziehen," so erteilt er in dem politischen Testament sich und denen, die nach ihm kommen werden, die Losung, „dann falle auf eure Feinde der Blitz und der Donner zugleich."

Vierter Abschnitt.

Auswärtige Politik 1750—1755.

Wenn König Friedrich nach den Wirren und Wandlungen des Jahres 1749 die unmittelbare Kriegsgefahr, die ihm von Norden her gedroht hatte, endlich als beseitigt betrachtete, so berechnete er doch zugleich kaltblütig und gefaßt die Gnadenfrist, die ihm nur noch bleiben werde. Von fünf Jahren, die der Friede sich halten werde, spricht er im Herbst 1749, von vier oder fünf Jahren im folgenden Sommer; nach Ablauf dieser Zeit werde er sich zweifellos angegriffen sehen, es sei denn, daß irgend ein Zwischenfall den Oesterreichern die Hände binde.

In einem Briefe aus dem Februar 1753 drückt er dem Thronfolger seine Genugthuung darüber aus, daß auch der einen Angriff der mißgünstigen Nachbarn auf Preußen nicht für ausgeschlossen hält: „Meine Meinung ist das stets gewesen. Ich sage nicht, daß dies Ereignis nahe ist, aber ich kann ganz bestimmt versichern, daß es eintreten wird, und dann wird alles von den Umständen abhängen. Wenn wir ebensoviel Verbündete als Feinde haben, werden wir uns mit Ehren herausziehen, dank der Vortrefflichkeit unserer Disziplin und dank dem Vorteil, den die Schnelligkeit vor der Langsamkeit voraus hat.“

Eben damals gewann er einen neuen Beweis für die feindseligen Anschläge seiner Hauptgegner, der Oesterreicher und Russen. Wie er wußte, daß man ihn mit Spionen umstellte und daß seine und seiner Gesandten Depeschen in Wien, Petersburg, Hannover durchmustert und, wenn es ging, entziffert wurden, so hatte auch er allmählich wertvolle Verbindungen angeknüpft. Seit dem Sommer 1747 bediente ihn in Berlin ein Sekretär der österreichischen Gesandtschaft, seit dem Frühjahr 1752 von Dresden aus ein Kanzlist des sächsischen Kabinettsministeriums. Aus Dresden erhielt er jetzt, Anfang Februar 1753, die geheimen Artikel der Petersburger Allianz von 1746, von der ihm die Kaiserhöfe nach dem Abschluß nur die Haupturkunde mitgeteilt hatten, und somit auch den uns bereits bekannten, unmittelbar auf Preußen bezüglichen vierten dieser

Artikel. Gleichsam die Quittung dafür erteilte er seinen Feinden durch einen Faschingsscherz, die drei übermütigen, im März schnell hintereinander veröffentlichten „Briefe an das Publikum" — „eine Satire, ohne daß man eigentlich weiß, auf was", wie Lessing, der sie ins Deutsche übertrug, meinte. Genauere Kenntnis der Zeitumstände gestattet doch, die mannigfachen politischen und persönlichen Beziehungen zu deuten; die Spitze liegt in den komischen Eröffnungen über ein zwischen dem König von Preußen und der Republik San Marino im tiefsten Geheimnis abgeschlossenes Verteidigungsbündnis: der Hauptvertrag sei noch nicht bekannt, werde aber auch kaum das Lesen lohnen, da er bestimmt sei, aller Welt mitgeteilt zu werden; die ganze Quintessenz des Giftes verberge der allergeheimste Artikel, den der Gesandte von San Marino an der Tafel des Vertreters der dreizehn Kantone aus Versehen mit dem Taschentuch zu Boden fallen ließ, so daß der Botschafter von Fez die welterschütternde Urkunde verstohlen aufheben und der Oeffentlichkeit zugänglich machen konnte!

Was Friedrich an Urkunden und Thatsachen, an Beweisen und Vermutungen aus seinen verborgenen Quellen schöpfte, pflegte er alsbald seinen in den Stürmen von 1749 wiedergewonnenen Verbündeten, den Franzosen, mitzuteilen, um sie zu unterrichten, zu warnen und für ihren eigenen Nachrichtenbetrieb auf neue Spuren zu führen. Vor allem auch, um ihnen die gefährdete Lage, in der er sich andauernd befand, immer von neuem zum Bewußtsein zu bringen. Und sie verstanden wenigstens einstweilen noch, Wert und Beweiskraft seiner vertraulichen Mitteilungen zu schätzen und anzuerkennen. Der Staatssekretär Puyzieulx urteilte Anfang 1751, daß es dem Könige von Preußen nicht zu verdenken sein werde, wenn er sich eines Tages auf den ersten besten seiner Gegner stürze, um ihn außer Kampf zu setzen.

Wie eng die Beziehungen zwischen Frankreich und Preußen sich wieder geknüpft hatten, davon mußte der österreichische Staatsmann, der sich vor kurzem dem ersehnten Ziel, beide Staaten zu trennen und Frankreich auf Oesterreichs Seite herüberzuziehen, sich an Ort und Stelle zu seinem Herzeleid bald überzeugen. Auf Grund seiner persönlichen Wahrnehmungen hat Graf Kaunitz als österreichischer Botschafter in Paris seinen alten Plan 1751 in einer verzagten Stunde geradezu in sein Gegenteil verwandelt, indem er der Kaiserin-Königin raten zu müssen glaubte, Schlesien zu vergessen und sich mit Preußen zu verbünden zum dereinstigen Widerstande gegen Frankreich.

Aber es war, wie Friedrich II. in dem eroberten Dresden zu dem Grafen Harrach gesagt hatte: nach so heftiger Entzweiung zwischen den beiden deutschen Mächten konnte nur die Zeit die tiefe Wunde verharschen lassen. Noch hatte sich, wie Harrach einmal, an jenes Wort erinnernd, klagte, die Wunde nicht geschlossen. Zeitweilige Versuche des Königs von Preußen, ein freundlicheres Verhältnis zu dem Wiener Hofe zu gewinnen, hatten sich schnell als aussichtslos erwiesen; so wenn er eine Zeitlang die Uebung erprobte, sich wenigstens in Kleinigkeiten entgegenkommend zu zeigen, ob immer für die großen Fragen ein Einvernehmen nicht zu erzielen war. Dem Kaiser Franz, der aufrichtig eine Versöhnung zu wünschen schien, fehlte es an Einfluß. Noch immer stritt man, jahraus jahrein, über einzelne Bestimmungen des Dresdener Friedens — ein

„Krieg der Hochmütigkeiten, der Chikanen und der Federn“, nach Friedrichs Ausdruck, anstatt des Kampfes mit den Waffen. Unwirsch titulierte er solch eine dicke österreichische Streitschrift als „großen und pompösen Gallimathias“, erklärte auf immer neue Einwände, er könne sich nicht von Pilatus zu Herodes schicken lassen, und drohte in verzweiflungsvollem Humor, sich aus Notwehr nach einem rüden Gelehrten umschauen zu wollen, dessen Feder auf Grobheiten zugeschnitten sei. Der Antrag auf Erteilung der Reichsgarantie für den Dresdener Frieden ward nach vielen Weiterungen endlich 1751, den Friedensbedingungen gemäß, vom Kaiser an den Reichstag gebracht und dort angenommen. Um so heftiger wurde von nun ab über die schlesischen Landesschulden und, wie wir schon hörten, über die Handelsfragen gestritten. Als Graf Otto Podewils, des Kabinettsministers Neffe, nach fünfjähriger gesandtschaftlicher Thätigkeit 1751 einen Nachfolger erhielt, sagte ihm die Kaiserin-Königin zum Abschiede mit einem berechneten Stiche: sie bedaure, daß sein Aufenthalt für ihn keine Annehmlichkeiten gehabt habe; er möge das auf die politische Lage und die wenig angenehmen Verhandlungen, die er zu führen gehabt, schieben.

Noch weniger befriedigend war das Verhältnis zu dem andern Kaiserhofe. Seit der König sich überzeugt, daß er es nur mit dem feindseligen Kanzler und nicht mit der Zarin zu thun habe, stellte er die persönlichen Aufmerksamkeiten, durch die er der Eitelkeit Elisabeths geschmeichelt hatte, ganz ein: „alle Politessen,“ sagt er gelegentlich, „so wir dem petersburgischen Hofe gethan haben, sind von keinem besonderen Effekt gewesen und haben uns nichts geholfen.“ Er ließ Ende 1749 durch seinen Gesandten dem Vizekanzler Woronzow, der sich noch immer gern als Preußens Freund hinstellte und zu entgegenkommenden Schritten riet, offen sagen, man habe alle schonenden Rücksichten und Aufmerksamkeiten gehabt, die Rußland sich je wünschen gekonnt; seit aber Rußland fast die gewöhnlichsten Schicklichkeitsregeln außer Auge lasse, sei die Zeit für entgegenkommende Schritte vorbei. Daß Preußen bald darauf zu Gunsten Schwedens eine nachdrücklich gehaltene Note in Petersburg übergeben ließ, hatte Woronzows Beifall vollends nicht. Und als im Sommer 1750 ein Sendling des Tatarenchans am preußischen Hofe mit auffälligen Auszeichnungen aufgenommen wurde — dem König war es erwünscht, „gewissen Leuten Inquiétudes zu geben“ —, klagte der Vizekanzler, daß dadurch bei der Zarin alles verdorben sei. In der That ließ jetzt die völlige Lösung der noch bestehenden äußerlichen Beziehungen nicht mehr lange auf sich warten. Bis vor kurzem war Rußland in Berlin durch den gelehrten Grafen Keyserlingk vertreten gewesen, den wohlmeinenden, von Grund aus ehrenhaften Mann, der beim Scheiden sein Bedauern über die zwischen den Höfen eingetretene Spannung ausgesprochen hat: er erwähnte dabei eine letztwillige Aufzeichnung Peters des Großen mit der Vermahnung an die Nachfolger, die Freundschaft mit Preußen zu pflegen. Keyserlingks Nachfolger Groß, ein unruhiger, schon aus Paris im Streit geschiedener Diplomat, wurde das Werkzeug des offenen Bruches. Eine aufgebauschte Etikettenfrage gab den Vorwand; Ende November 1750 erhielt Groß den Befehl, unverzüglich und ohne Abschied der preußischen Hauptstadt den Rücken zu kehren. Nun konnte auch Preußen seinen Vertreter füglich nicht länger am russischen Hofe belassen.

Auch zwischen London und Berlin stockte der diplomatische Verkehr, ohne gerade gewaltsam abzureißen, und in diesem Falle lag die Ursache bei Preußen. Denn König Friedrich zog 1750 nicht bloß seinen eigenen Gesandten Klinggräffen, dessen er für Wien bedurfte, vom Hoflager Georgs II. zurück, ohne einen Nachfolger zu beglaubigen, sondern forderte ungefähr gleichzeitig auch die Abberufung des erst vor kurzem bei ihm eingetroffenen britischen Vertreters, Hanbury Williams, indem er nicht ohne Grund sich über die Lästerzunge dieses in den schroffsten Vorurteilen befangenen Diplomaten beschwerte. Wie geringen Wert er nach der Wiederanknüpfung mit Frankreich auf die Beziehungen zu England legte, das trat vollends zu Tage, als er nach dem Tode seines alten bewährten Chambrier im Sommer 1751 nach Paris einen schottischen Emigranten, Rebellen und Aechter, einen Jakobitenhäuptling als Vertreter abordnete. „Was wird der Oheim sagen!" rief der erschreckte Podewils, als der König ihm gleichmütig den Lord Marschall von Schottland als künftigen Gesandten nannte. Merkwürdige Erscheinung, die in der politischen Welt lebhaft erörtert wurde, daß nun Preußen in Paris durch einen Schotten, Frankreich in Berlin durch einen Iren, Valorys Nachfolger Tyrconnell, vertreten wurde. König Georg ist in seinem Verdruß über die Mission des Lord Marschall so weit gegangen, in Versailles wirkungslose Einwände gegen dessen Zulassung zu erheben. Die persönliche Spannung zwischen dem Oheim und dem Neffen war stärker denn je; wurde doch Georg in einem offiziellen preußischen Schriftstück, einer Note an den Wiener Hof aus Friedrichs eigener Feder, mit dem verächtlichen Titel des „Jüngsten im Kurfürstenrat" ausgezeichnet.

Gewiß war die preußische Politik dieser Jahre nach 1749 andauernd, was sie mit dem Ausgang des zweiten schlesischen Krieges geworden, die Politik eines gesättigten Staates, nur auf die Erhaltung des Erworbenen, auf die Vermeidung kriegerischer Verwickelungen bedacht. Eine Politik der gleichmütigen Ergebung, der Selbstverleugnung oder gar Selbsterniedrigung, eine Politik der Versöhnlichkeit, war sie, wie wir sehen, nicht. Gerade im Bewußtsein seiner aufrichtigen Friedensliebe tritt Friedrich seinen Gegnern im gegebenen Falle mit um so streitbarerer Miene entgegen, Nichtachtung mit Nichtachtung, Unglimpf mit Unglimpf heimgebend. Und stünden 200 000 Russen in Livland, ruft er einmal aus, so wolle er doch kein Titelchen nachlassen. Wenn es sein ausgesprochener Grundsatz war, sich angesichts der Gegner an seiner Würde nichts zu vergeben und keine Geringschätzung hinzunehmen, so haben in der Anwendung dieses Grundsatzes Politik und Temperament zusammengewirkt. Und vielleicht ist das Temperament bisweilen weiter gegangen, als es die Politik hätte erlauben sollen. In Wien glaubte man sich Glück dazu wünschen zu dürfen, daß der König von Preußen wie den russischen Großkanzler, so den sächsischen Premierminister persönlich gereizt und sich beide dadurch zu unversöhnlichen Feinden gemacht habe. Friedrich war mehr Staatsmann als eigentlicher Diplomat, insofern ihm von den Eigenschaften des berufsmäßigen, geschulten Diplomaten manche fehlte. Zur Unterhandlung gebrach es ihm beim mündlichen Meinungsaustausch an Ruhe; seine Lebhaftigkeit riß ihn im Gespräche allzuleicht hin. Er wußte das und vermied deshalb, wo es möglich war, sich mit den Vertretern der fremden

Mächte in politische Erörterungen einzulassen. Galt es aber die Feder zu führen, diplomatische Noten oder ein Manifest aufzusetzen, so vermochte wieder seine Litteratennatur die scharf ausgeprägte Eigenart des Stils und Ausdrucks nicht zu verleugnen, die von der konventionellen Glätte der Diplomatensprache stark abstach, obgleich er gelegentlich erklärt, in seine Antithesen nicht so verliebt zu sein, um sie nicht der Politik zum Opfer zu bringen. An jener für den König von England verletzenden Note hatten der sorgsame Podewils und der französische Gesandte Tyrconnell stundenlang nachgebessert, um allzu kräftige Spuren des königlichen Griffels zu löschen; gleichwohl verriet sie noch in ihrer abgeblaßten Endgestalt den ersten Urheber und stieß schließlich bei Freund und Feind gleichmäßig an, so daß Friedrich dem französischen Gesandten mißmutig gestand: „Wenn je wieder der Fall an mich herantritt, ein Schriftstück derart zu verfassen, wird es heißen, erst die Nase in die Akten stecken und über alle Punkte Aufklärung suchen, bevor man die Feder in die Hand nimmt."

Fast schien es bei seiner immer schrofferen Haltung gegen England, als ob der König von Preußen endgültig darauf verzichte, die mittlere Linie zwischen den beiden großen Westmächten, die er in den letzten Zeiten des österreichischen Erbfolgekriegs sicher inne gehalten hatte, noch einmal wieder zu gewinnen. Das neue Verständnis zwischen Preußen und Frankreich, obschon durch keinen geschriebenen Vertrag zum Ausdruck gebracht, beherrschte die europäische Lage und bewährte sich nicht bloß in jener schwedischen Frage, welche die beiden Staaten 1749 zu einander zurückgeführt hatte.

Seit die schwedischen Dinge eine Gefahr für Europa nicht mehr in sich schlossen, galt dem preußischen Könige als die wichtigste aller ihn angehenden Fragen das Vorhaben der Höfe von Wien und St. James, den jungen Erzherzog Joseph zum römischen Könige wählen zu lassen. Erdacht war der Plan in London, da man dort nach den Erfahrungen von 1742 diese Wahl, die thatsächliche Erblichkeit des Kaisertums der Erzherzoge, als eine Notwendigkeit für die Erhaltung des österreichischen Einflusses in Deutschland und für die Festigung des europäischen Widerstandes gegen Frankreich betrachtete.

Gerade ein französischer Diplomat, Graf St. Severin, war es gewesen, der schon früher einmal diese Königswahl empfohlen hatte: 1748 zu Aachen, wo er den österreichischen Bevollmächtigten auf jede Art zu überzeugen wünschte, daß man in Versailles jetzt aufrichtig die Interessen Oesterreichs begünstige, dem Könige von Preußen aber entgegen sei. In Wien hatte man damals auf diese Anregung kein großes Gewicht gelegt und sich nur so viel daraus entnommen, daß Frankreich dem Hause Brandenburg die Kaiserkrone noch weniger gönne, als dem Erzhause. Doch war man jetzt peinlich überrascht, Frankreich unter den Gegnern der Wahl zu finden, und auch König Friedrich war erstaunt, seinen Verbündeten nach anfänglicher Lauheit mit Feuereifer gegen die Erhöhung des jungen Erzherzogs deklamieren zu hören.

Zunächst war er der Ansicht, daß es bereits zu spät sei, das Versäumte nachzuholen, und daß Frankreich sich den Schaden selbst zuzuschreiben habe.

Wenigstens aber wünschte er den Wiener Hof nicht in der Meinung zu bestärken, „daß alle Welt sich ohne weiteres dessen Launen anschmiegen müsse".

Einfache Zustimmung zu der Wahl schien entwürdigend; Anfachung eines allgemeinen Brandes an allen vier Ecken Europas gefährlich und nicht der Mühe wert: so galt es den Versuch, dem römischen Könige und künftigen Kaiser eine möglichst lästige Wahlkapitulation aufzuerlegen. Die große Kunst in der Politik, erklärte Friedrich dem französischen Gesandten, ist nicht, gegen den Strom zu schwimmen, sondern alle Ereignisse zum eigenen Vorteil zu wenden. Unter Verwertung des alten, obgleich recht zweifelhaften Anspruchs der Reichsfürsten, bei einer vor Erledigung des kaiserlichen Thrones vorzunehmenden Königswahl von dem Kurkollegium über die Vorfrage der Notwendigkeit gehört zu werden, ließ er zunächst ein lebhaftes diplomatisches und publizistisches Federgefecht eröffnen.

Beides, die bloße Thatsache, daß Preußen Bedingungen stellen wollte, und die Erkenntnis, daß Preußen und Frankreich wie bisher in der nordischen Frage, so jetzt auch in dieser deutschen einverstanden waren, genügte dem Wiener Hofe, um auf die Wahl ganz zu verzichten. Die römische Königskrone, die das freigebige England dem Erzhause verschaffen wollte, schien über den Preis bezahlt, wenn sie durch Demütigungen erkauft werden sollte, und für erniedrigend hielt man es in Wien, sich vom König von Preußen irgend welche Vorschriften machen zu lassen; sie schien ein gefährliches Geschenk, diese Krone, wenn ihr Besitz zu neuen Zerwürfnissen mit Frankreich führen oder auch nur eine noch engere Verbindung zwischen Frankreich und Preußen verursachen konnte. Nun mochte der britische König vor versammeltem Parlament sich für die Durchsetzung des Planes förmlich verbürgen: die Sprödigkeit der Hauptbeteiligten bildete ein unübersteigbares Hindernis. In London wie in Hannover schrie man über die „Undankbarkeit des Hauses Habsburg", das sich die englischen Wohlthaten nicht aufzwingen lassen wollte, und versuchte es in unermüdlicher Geduld jedes Jahr mit einem frischen Anlauf. König Friedrich freute sich, daß sein Oheim von England in diesem ewig erneuten Wahlfeldzuge einen harmlosen Zeitvertreib gefunden habe; denn ohne denselben würde sein schweifender Geist auf andere störende Dinge verfallen.

Noch eine zweite lothringische Thronkandidatur beschäftigte in diesen Jahren die Kabinette. Wie England die deutsche, so stellte Rußland die polnische Wahlkrone dem Wiener Hofe zur Verfügung. Schon seit dem Sommer 1748 war der Vorschlag des unruhigen Bestuschew, Maria Theresias Schwager, den Prinzen Karl von Lothringen, beim Tode König Augusts auf den polnischen Königsthron zu setzen, Gegenstand der Verhandlungen zwischen den beiden Kaiserhöfen. Wie letzthin ein Polenkönig für das ihm aberkannte Reich mit Lothringen entschädigt worden war, so sollte jetzt umgekehrt das lothringische Haus die verlorene Heimstätte in Polen wiederfinden. Und war doch schon einmal einem lothringischen Prinzen und Kriegshelden, Herzog Karl V., von dem Wiener Hofe die Krone der Piasten und Jagellonen zugedacht worden.

Die preußische Diplomatie hatte auf den wüsten Reichstagen zu Warschau oder Grodno noch immer mit gutem Erfolg allen Plänen entgegengearbeitet, welche die zerrütteten Kräfte der Republik Polen zusammenzufassen und in den Dienst der russisch-österreichischen Koalition zu stellen bezweckten. Die Vermehrung

des Kronheeres, die Erneuerung der „heiligen“ Allianz mit den Kaiserhöfen, die Abschaffung des Liberum Veto, lauter Gegenstände der Sehnsucht für den sächsischen Hof und die „Familie“, d. h. die ihm ergebene Partei der verschwägerten Geschlechter Czartoryski und Poniatowski, das war alles regelmäßig an dem Einspruch der Landboten aus dem Lager der Potocki gescheitert, die, mit französischem und zum Teil auch mit preußischem Gelde ausgestattet, ihre Gegenminen springen ließen. Der Erregung und dem Lärm der Reichstage, die in jedem zweiten Jahr zu ihrer stets gleich unfruchtbaren Arbeit zusammentraten, folgten dann in den ungeraden Jahren die Pausen der Erschlaffung und der Stille, während derer die Händel der Sarmaten für die Nachbarn vom politischen Horizont zu verschwinden pflegten.

Das reichstagslose Jahr 1751 sollte aber ausnahmsweise nicht zu Ende gehen, ohne daß die Aufmerksamkeit des Königs von Preußen durch die polnischen Dinge ernstlicher in Anspruch genommen wäre. Anfang November erhielt er die erste, noch unsichere Kunde von den jetzt bereits drei Jahre alten Entwürfen für die lothringische Thronfolge, und noch vor Ablauf des Jahres war ihm sein Argwohn zur Gewißheit geworden. Nun war schon das polnische Königtum der Wettiner, bei der Rivalität der Nachbarstaaten Brandenburg und Sachsen, in Berlin stets als eine Schädigung der preußischen Interessen betrachtet worden; um wie viel mehr mußte man sich bedroht fühlen, wenn bei dem nächsten polnischen Thronwechsel die Wahlkrone in die Abhängigkeit von einer feindlich gesinnten, frisch aufstrebenden Großmacht, in den Besitz derjenigen Dynastie kam, die jetzt eine ungleich gefährlichere Gegnerin für Preußen war als das albertinische Haus, als der verschuldete, zurückgekommene Mittelstaat Sachsen.

König Friedrich säumte nicht, vorzubauen. Er wandte sich an die Franzosen, um durch sie auf die Türken einzuwirken. Es war sein alter politischer Glaubenssatz, daß nur die Pforte Rußland zu verhindern vermöge, willkürlich über die polnische Königskrone zu verfügen; hatte doch der Thronstreit von 1734 gezeigt, wie wenig Frankreich aus eigener Kraft in Polen auszurichten vermochte. Mit der Werbung des Prinzen von Lothringen schien sich die Aussicht auf einen neuen polnischen Thronfolgekrieg zu eröffnen. Friedrich schlug, um ihn abzuwenden, ein radikales Mittel vor, eine Diversion des Sultans. Sie herbeizuführen und zwar sofort herbeizuführen, das sollte nach seinem Rat die Aufgabe der französischen Diplomatie am goldenen Horn werden. Es gelte die eben jetzt sich bietende Gelegenheit auszunutzen, den Ministerwechsel im Serail, der einen kriegerisch gesinnten Großvezier an das Ruder gebracht hatte. Uebereinstimmung der Gesichtspunkte ist in dieser polnischen Frage zwischen Preußen und Frankreich nicht erzielt worden; verfolgte doch König Ludwig im tiefsten Geheim seine besonderen Pläne, indem er bei der nächsten Wahl einen Bourbonen, den Prinzen von Conti, als Thronbewerber aufzustellen gedachte; immerhin arbeiteten auf dem Grodnoer Reichstage von 1752 die Vertreter der beiden Mächte einander in die Hände und brachten mit ihrem Anhang der russischen Partei eine empfindliche Schlappe bei. Auch hier konnten die Kaiserhöfe über den französisch-preußischen Widerstand nicht hinweg und mußten den Rückzug antreten; die lothringische Kandidatur verschwand für Polen ebenso wie für Deutschland.

In beiden Fällen, wie schon vorher in der schwedischen Frage, war Frankreichs Vorteil und Ehre zu unmittelbar beteiligt gewesen, als daß es die Mitwirkung bei der diplomatischen Defensive hätte versagen können. Größer war die Gefahr, vereinzelt zu bleiben, für Preußen im Jahre 1753, das unerwartet eine neue Verwicklung heraufführte; denn diesmal handelte es sich um eine ausschließlich preußische Angelegenheit.

Es war ein Konflikt mit England, der sich bald so scharf zuspitzte, daß er zeitweilig den Gegensatz gegen Oesterreich und Rußland in die zweite Linie treten ließ und daß es schien, als werde das Signal zum allgemeinen Losbruch gegen Preußen von London her gegeben werden.

Wir gedachten schon im Vorübergehen der Schädigung, die während des letzten Krieges zwischen England und Frankreich dem jungen preußischen Seehandel durch die englischen Kaper widerfahren war. König Friedrich durfte seine Kauffahrer nicht im Stiche lassen. Er verfocht den Grundsatz, den das moderne Völkerrecht nach hundertjährigem Streite anerkannt hat, daß die Flagge die Ladung decke, daß nur Kriegskontrebande den Schutz der neutralen Flagge verwirken könne. Nach britischer Uebung des Seerechts dagegen, mit Berufung auf die Entscheidungen des Consolato del mare, der Sammlung seerechtlicher Gewohnheiten des 14. Jahrhunderts, wurde alles Gut der Unterthanen eines Gegners, auch wenn es auf neutrale Schiffe verfrachtet war, als gute Prise betrachtet, sofern nicht ausdrückliche Verträge einer neutralen Flagge ausnahmsweise ein anderes zugestanden; auch dehnte man den Begriff Kriegskontrebande höchst willkürlich auf alles Holz und Schiffsbaumaterial und vor allem auch auf Korn aus. So waren denn neben dänischen, schwedischen, holländischen und andern neutralen Schiffen auch eine Anzahl preußischer Kauffahrer aufgebracht und vor die englischen Admiralitätshöfe geschleppt worden, die dann entweder die Beschlagnahme aufrecht erhalten, oder, wenn auf Freigebung erkannt wurde, doch keinen Schadenersatz zugebilligt hatten. Eine der preußischen Auffassung entgegenkommende mündliche Erklärung, die Lord Carteret als Staatssekretär zu Beginn des Seekrieges abgegeben hatte, wurde von seinen Amtsnachfolgern nicht anerkannt.

Hatte es zu Ausgang des Jahres 1748 einen Augenblick gegeben, wo König Friedrich den Bogen weniger straff anziehen zu müssen glaubte, so trat er, als seine Stellung infolge der Wiederannäherung an Frankreich sich neu befestigt hatte, immer nachdrücklicher für seine vergewaltigten Unterthanen ein und verwirklichte endlich, im November 1752, eine wiederholt ausgesprochene Drohung, indem er die Abzahlung der auf Schlesien eingeschriebenen, im Breslauer Frieden von Preußen anerkannten Forderungen einer englischen Gläubigergenossenschaft einstellte und die für die Tilgung des Restbetrages noch erforderliche Summe von 45 000 Pfund Sterling — 360 000 Pfund waren an Kapital und Interessen von 1743 bis 1751 bereits abgetragen worden — beim Kammergericht zu Berlin niederlegte, bis daß seinen preußischen Kauffahrern Schadenersatz geleistet sein würde.

Der britische Stolz bäumte sich hoch auf. Hatte schon Preußens Widerstand gegen die von London her empfohlene Thronkandidatur des Erzherzogs

Joseph vielen Briten als Anmaßung gegolten, so erschien diese neue Vermessenheit, diese Selbsthülfe um so freventlicher, als sie sich gegen England unmittelbar richtete, an den Geldbeutel englischer Bürger tastete. Der Streit mit Preußen bildete in London den Gegenstand aller Gespräche, „vom Lord bis zum Lastträger"; von der Tribüne des Unterhauses erscholl der Ruf nach Repressalien. Aber wenn ein Horace Walpole entrüstet äußerte, die preußische „Baby-Flotte" komme ja neben den gewaltigen maritimen Hülfsmitteln Albions gar nicht in Betracht, so verschwieg man sich doch nicht, daß der König von England an einer anderen Stelle leicht verwundbar war, in seinen deutschen Besitzungen. Schon ging das Gerücht von einem bevorstehenden preußischen Angriff auf Hannover durch die Tagesblätter und erhielt neue Nahrung, als bei Spandau jenes Uebungslager für 30—40000 Mann abgesteckt wurde. Auch der Prozeß wegen Ostfrieslands, der hannöverscherseits beim Reichshofrat angestrengt wurde, und im Zusammenhange damit ärgerliche Auftritte in Regensburg zwischen dem brandenburgischen und hannöverschen Komitialgesandten, erhöhten die Erregung der Gemüter. Eine offizielle Erklärung des preußischen Geschäftsträgers in Hannover im März 1753, welche das kriegerische Gerücht zerstreuen sollte, wurde vielmehr als Drohung ausgelegt. Die Regierung des Kurfürstentums setzte das Land in Verteidigungszustand; der welfische Kronschatz wurde von Hannover nach Stade geflüchtet.

König Friedrich war von Angriffsgedanken thatsächlich ganz frei, aber nicht so von der Befürchtung, selbst angegriffen zu werden. Zumal im April 1753 beunruhigten ihn auf das Lebhafteste Nachrichten von Truppenansammlungen in Böhmen und Mähren. Seine Besorgnis war, daß der König von England die hochgehende Stimmung der Nation benutzen möchte, um an der Seite der Oesterreicher und Russen einen Krieg herbeizuführen, der anscheinend der Ehre Englands, im Grunde aber dem dynastischen Interesse Hannovers gelten würde. „Sollte der König von England ein neues Kriegsfeuer anzünden wollen," schreibt Friedrich am 15. Juni dem Gesandten in Wien, „so würde der Grund Ostfriesland sein, und die Beschlagnahme des Schuldenrestes der Vorwand." Aus dem Sommer 1753 stammt ein auf seine Veranlassung von dem Prinzen Heinrich ausgearbeiteter Feldzugsplan, der freilich wohl mehr als theoretische Uebungsarbeit aufgegeben war; unter der Voraussetzung eines Krieges gegen die Koalition von England, Oesterreich und Rußland wird hier ein preußischer Einmarsch in Hannover in Aussicht genommen. So hatte schon früher einmal, Anfang 1751, Graf Podewils gegen den französischen Gesandten geäußert, im Falle eines Krieges werde seinem Gebieter keine andere Wahl bleiben, als Ostpreußen den Russen preiszugeben — wie es ja in jenem Kriegsplan von 1749 beabsichtigt gewesen ist — und sich bei den Nachbaren schadlos zu halten: sie zu zwingen, wie vordem in Dresden, so jetzt in Hannover Frieden zu schließen.

Lord Marschall in Paris, als Kenner der englischen Zustände um seine Meinung gefragt, hielt es doch für unwahrscheinlich, daß England zu Vergeltungsmaßregeln im Kriegswege schreiten werde. Er war sogar überzeugt, daß, wenn schon die Nation Repressalien anzuwenden geneigt wäre, König Georg alles thun würde, sie daran zu verhindern, um seine Erblande nicht einer Gefahr

auszusetzen. Aber selbst im Fall eines Krieges, meinte Lord Marschall, werde der König von Preußen mehr als ein Mittel zur Verfügung haben, nicht bloß seine Staaten zu schützen, sondern sogar wirksame Diversionen zu machen. Die Zahl der preußischen Handelsschiffe, die England wegnehmen könne, sei nicht groß, Preußen aber könne ganz beträchtliche Prisen machen, wenn man an französische und sonstige Freibeuter Kaperbriefe verteile und sie auf allen Meeren unter preußischer Flagge kreuzen lasse. Noch erbot sich der Lord, einen der Jakobitenführer zu einer Reise nach Berlin zu veranlassen, und sandte Berechnungen über die Stärke der stuartischen Partei. König Friedrich antwortete, daß er den Besuch sehr gern sehen werde, worauf dann Ende Mai der Schotte Dawkins in Berlin erschien; der Vorsicht halber hatte ihn Lord Marschall nicht wissen lassen, daß er erwartet werde. Der König sprach Dawkins, lehnte es dann aber gegen Lord Marschall ab, sich zur Zeit auf eine Verabredung mit der jakobitischen Partei einzulassen.

Inzwischen verfolgte er mit Spannung den Gang der Subsidienverhandlung, die England, um sich russische Truppenhülfe zu sichern, am Hofe der Zarin eingeleitet hatte. Durch seine geheimen Kanäle erfuhr er alle Anträge des englischen Gesandten, alle Antworten des russischen Kanzlers. Anfang September vernahm er zu seiner Beruhigung, daß das Geschäft infolge der maßlosen Ansprüche Rußlands vorläufig nicht zu stande kommen werde; der Wiener Hof, meinte er, müsse sich in Geduld fassen, da so bald der ersehnte englisch-russische Vertrag nicht Gestalt annehmen werde.

Abgebrochen aber war die Verhandlung noch nicht. Eben nur für das laufende Jahr schien der Friede gesichert. Für 1754 machte Friedrich sich auf alles gefaßt. Nach Frankreich schrieb er, alle Schritte, die er irgend mit Ehren thun könne, um den Frieden zu erhalten, sollten geschehen, aber keine Rücksicht der Welt, weder der furchtbare Bund seiner Feinde, noch ihre Ueberlegenheit an Truppen, noch die Fülle ihrer Hülfsmittel solle ihn dahin bringen, vor dem Könige von England zurückzuweichen. Frankreich, das die Spannung zwischen Preußen und England begreiflicherweise nicht ungern sah, hatte in dem Streit auf das Ansuchen beider Teile eine von vorn herein aussichtslose Vermittlerrolle übernommen, ohne sich zu so nachdrücklichen Erklärungen an das britische Kabinett zu verstehen, wie sie Friedrich gewünscht hätte. Läßt Frankreich noch länger mit Gleichgültigkeit die Dinge ihren Gang gehen, schreibt er Anfang November 1753 nach Fontainebleau, so wird die Folge sein, daß England mit den Kaiserhöfen ins reine kommt und alle drei dann ihm, dem Könige von Preußen, ganz nahe auf den Leib rücken, bis er, aufs äußerste getrieben, die Geduld verlieren und ehrenhalber mit ihnen zu brechen genötigt sein wird.

Da brachte das neue Jahr ein Ereignis, in welchem er eine Art Bürgschaft für die Fortdauer des Friedens zu sehen geneigt war. Am 17. März 1754 starb der englische Staatsmann, der elf Jahre als erster Lord des Schatzes der anerkannte Führer der herrschenden Whigpartei gewesen war, Sir Henry Pelham. Ein günstiger Ausfall der bevorstehenden Parlamentswahlen schien nun keineswegs für das Ministerium gesichert. Daß des Verstorbenen Bruder, der Herzog von Newcastle, jetzt anstatt der auswärtigen Politik die Finanzen übernahm,

war nach dem Urteil des preußischen Vertreters ein weiterer Gewinn, weil anzunehmen war, daß der eifrigste Förderer der Subsidienverhandlung mit Rußland jetzt die mißliche Kehrseite der Sache eingehender würdigen werde. Und so stellte denn König Friedrich nach manchem Zweifel endlich im Mai 1754 das Prognostikon, daß trotz aller russischen Truppenanhäufungen, trotz aller österreichischen Uebungslager dieses Jahr noch ruhig dahingehen werde, „da die große Glocke, nämlich das Geld Englands, nicht erklingen wird". Schrittweise verfolgte er, wie die russisch-englische Unterhandlung erlahmte, stockte, stillstand; um die Mitte des Jahres betrachtete er sie als abgebrochen; die im Vorjahr gegen ihn entworfenen Pläne, triumphierte er, seien jetzt zurückgelegt.

Auf die Dauer aber schien ihm nur der Tod des Königs Georg den Krieg beschwören zu können. Wer hätte ihm damals prophezeien wollen, daß eben dieser König dereinst noch sein einziger Helfer sein werde gegen seine jetzigen Gegner und gegen seine jetzigen Verbündeten?

Ein spanischer Staatsmann hat zur Zeit der Hugenottenkriege die Wahrnehmung ausgesprochen, der Humor der Franzosen sei, argwöhnisch zu sein gegen alles, was nicht von ihnen selbst komme; was er von ihnen gethan wünschte, pflegte deshalb der kluge Kastilier nie als seine eigene Meinung vorzutragen, er zog es vor, davon als von einer Auskunft zu reden, die er habe erwähnen hören.

Ganz denselben Kunstgriff wandte König Friedrich an. Im diplomatischen Verkehr mit den Franzosen, so äußert er sich darüber, bedürfe es großer Rücksichten auf die Eigenliebe der französischen Nation und auf die überlegene politische Einsicht, die sie als ihr Teil betrachte. Die französischen Staatsmänner seien sehr heikel, und ihre Besorgnis, beinflußt zu werden, mache oft die besten Ratschläge wirkungslos. Er gönne ihnen deshalb die Ehre aller seiner Entwürfe, als wären es ihre eigenen Ideen, denen er nur folge. „Diese Leute müssen glauben," sagt er einmal geradezu, „daß sie uns leiten."

Seine Taktik hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Aus der Instruktion, mit welcher 1749 Marquis Valory auf seinen Berliner Gesandtschaftsposten zurückkehrte, spricht, ein Nachklang der Stimmung des Vorjahres, noch ein gewisses Mißtrauen gegen die Ratschläge, Eröffnungen, Warnungen des Königs von Preußen, noch eine gewisse Gereiztheit gegen seine Person. Die Instruktion, die ein Jahr später Tyrconnell erhielt, ist durchaus frei von Zweifeln an der Thatsächlichkeit der vertraulichen Mitteilungen aus Berlin, sie erkennt den Gegensatz an, in welchem man sich zu den drei Höfen von Wien, London und Petersburg befinde, und betont rückhaltslos die Interessengemeinschaft zwischen Frankreich und Preußen. König Friedrich durfte über die Politik des Ministers Puyzieulx seine Befriedigung äußern, und wenn das Auftreten einzelner französischer Diplomaten dem nicht ganz entsprach, so pflegte er wohl zu sagen, daß das Ministerium in Versailles vernünftiger sei, als seine Vertreter an den fremden Höfen.

Wie seine Vorgänger Amelot und d'Argenson blieb Puyzieulx nur einige Jahre an der Spitze des auswärtigen Ministeriums. Im September 1751 legte

er aus Gesundheitsrücksichten, aber wohl auch, weil eine Partei am Hofe ihm entgegenarbeitete, sein Amt nieder und erhielt den Marquis von St. Contest als Nachfolger.

Schon an sich betrachtete König Friedrich den häufigen Ministerwechsel in Frankreich als ein bedenkliches Symptom. „Ich habe immer wahrgenommen," bemerkte er seinem Gesandten in Paris, „daß, wenn man an einem Hofe erst einmal anfängt, Minister zu stürzen oder wechseln zu lassen, man nicht damit einhält, sondern daß das weiter geht, wie ein Spiel Karten." Es zeigte sich sehr bald, daß der neue Minister seiner Aufgabe wenig gewachsen war. St. Contest war persönlich dem Könige von Preußen und dem preußischen Bündnis wohl aufrichtiger zugethan, als sein anfänglich in Vorurteilen befangener Vorgänger, er galt dem Wiener Hofe schlechthin als Gegner; aber er war nicht der Mann, die Politik eines großen Staates folgerichtig zu leiten und sich an einem von Ränken durchwühlten Hofe zur Geltung zu bringen. Entgegen dem früher von ihm gemachten Unterschied fand Friedrich jetzt, das Ministerium und seine schlaffen Agenten im Auslande seien einander wert. St. Contests frühzeitiger Tod im Juli 1754 wurde von niemand als Verlust betrachtet: „es war nicht möglich, mit ihm vom Fleck zu kommen," meinte Friedrich. Aber dem, der nach ihm kam, dem bisherigen Marineminister Rouillé, ging der Ruf „eines sehr schwachen, in auswärtigen Geschäften ganz unerfahrenen, zu einer so wichtigen Stelle untüchtigen Mannes" voraus, und die Mitglieder des diplomatischen Corps überzeugten sich in der That sehr schnell von seiner Unwissenheit und Urteilslosigkeit.

So hörten denn seit dem Rücktritt des Marquis Puyzieulx die Klagen Friedrichs II. über die Schlaffheit, Inkonsequenz, Oberflächlichkeit, Sorglosigkeit des französischen Ministeriums nicht mehr auf. Vergebens hielt er immer wieder den Franzosen das große Muster Ludwigs XIV. vor. Mit Unruhe gewahrte er, daß Frankreich eine Position nach der andern räumte, seine Bundesgenossen entweder preis gab, wie Genua, oder in das andre Lager übergehen ließ, wie Modena, halb und halb auch Dänemark und vor allem Spanien. Mit der diplomatischen Ueberlegenheit des eigenen föderativen Systems, in der Friedrich sich seit 1749 sicher gefühlt hatte, war es vorbei; man wurde sichtlich von den Gegnern überholt. Wenn man die schriftlichen Beweise dafür in den Händen habe, so klagte der sorgenvolle Eichel dem Grafen Podewils im Sommer 1754, daß die Diplomatie der gegen Preußen und Frankreich verbündeten Mächte in vollster Uebereinstimmung vorgehe und sich gegenseitig Vorschub leiste, so sei es ein trauriges Schauspiel, wie der König seinerseits von seinen Verbündeten nicht die geringste Hülfe habe, die ganze Last allein tragen müsse, und wo nicht gar Undank, so doch Neid davon ernte: „Es ist fast nichts übrig, als daß der Höchste einmal durch ein ohnverhofftes glückliches Evenement diesen Sachen eine andre Face gebe, widrigenfalls es fast mehr als menschliche Vernunft und Application erfordern wird, das Schiff glücklich aus dem wogenden Meer zu bringen."

„Die Geschäfte," so heißt es 1752 in dem Politischen Testament über Frankreich, „werden in diesem Lande, dessen Gottheit das Vergnügen ist, oberflächlich behandelt. Ein schwacher Fürst redet sich ein, daß er diese Monarchie regiert, während seine Minister sich in seine Autorität teilen und ihm nichts

als einen unfruchtbaren Namen lassen. Eine Mätresse, die nur auf ihre Bereicherung hinarbeitet, Verwaltungsbeamte, welche die Truhen des Königs plündern, viel Unordnung und viel Räuberei stürzen diesen Staat in einen Abgrund von Schulden."

Fast jeder neue Bericht aus Paris bereicherte das traurige Bild um neue Züge. Nach Lord Marschalls scharfsichtiger Beobachtung sind die Minister uneins, die Finanzen zerrüttet, alle Stände unzufrieden, das Volk gegen die Regierung erbittert wegen der Kornteuerung, die nicht durch einen wirklichen Notstand, sondern durch die Umtriebe einiger von oben her begünstigter Aufkäufer hervorgebracht ist; Klerus und Parlament bemüht, die Schwäche der Regierung auszunützen, der Klerus, um eine Art Inquisition zu schaffen, das Parlament, um seinen Machtbereich zu erweitern; die Mätresse interessiert, den Frieden bewahrt zu sehen, was mehr als alles andre dazu beiträgt, den Zustand der Betäubung zu verlängern. Den König in seinem süßen Taumel zu erhalten, stellt man ihm vor, daß er genug für seinen Ruhm gethan, in Krieg und Frieden gleiche Erfolge erzielt hat, daß niemand wagen wird, ihn zuerst anzugreifen, und daß er somit jetzt nichts anderes zu thun hat, als den wohlerworbenen Ruhm zu genießen. So ist denn seine einzige Beschäftigung, von einem Landschloß zum andern zu fahren, zu jagen, zu bauen, in fortwährender Zerstreuung, in einem durch stetig wechselnde Vergnügungen ausgefüllten Müßiggange dahinzuleben.

Nicht zum wenigsten hatte es den König von Preußen gegen Frankreich verstimmt, daß man dort für jenen Vorschlag, die Türken gegen die Kaiserhöfe aufzubieten, kein Entgegenkommen zeigte. Ludwig XV. hatte Friedrichs wiederholte Darlegungen Anfang 1753 in einer Denkschrift beantworten lassen, welche jener das schwächste Schriftstück nannte, das von dem gegenwärtigen französischen Ministerium noch ausgegangen sei. Die französische Antwort suchte den Beweis zu führen, daß unter der Voraussetzung engen Einvernehmens zwischen Frankreich, Preußen und Schweden die Lage der beiden Kaiserinnen so glänzend nicht sei, daß im Gegenteil die eigene Sache dann günstigere Aussichten habe. In einem Kriege, den die Türken auf eigene Hand eröffnen würden, hätten sie alle Aussicht auf Niederlagen, deren nächste Folge ein schneller Friede unter einseitiger Vermittelung Englands und deren Nachwirkung erhöhte Anmaßung der Kaiserhöfe sein werde. Die französische Denkschrift wollte deshalb mit den Türken nur für den Fall bereits vorhandener Thronwirren in Polen rechnen; dann aber würde der Sultan zu unterstützen sein durch Diversionen, die zwischen Frankreich, Preußen und Schweden beizeiten zu vereinbaren seien. Preußen wurde für diesen Fall mit seinen militärischen Unternehmungen auf Hannover hingewiesen.

Es war in der französischen Denkschrift vielleicht mehr Methode, als der König von Preußen anzunehmen geneigt war. Der preußische und der französische Standpunkt befanden sich in grundsätzlichem Gegensatze.

Preußen wünschte einen zwischen dem Großherren und den beiden Kaiserinnen lokalisierten Krieg, diesen aber sofort, weil er den drohenden allgemeinen Krieg von Europa abwenden sollte: „Europa muß in Frieden bleiben, während der Krieg sich auf die Mächte, die ihre Kraft gegen Polen mißbrauchen können, ent-

lädt. Die Kaiserhöfe müssen sich mit den Muselmanen erschöpfen, auf daß sie in Polen ihr Ziel fehlen." Frankreich dagegen wünschte und brauchte gerade den allgemeinen Krieg, nur noch nicht von heute auf morgen. Für Preußen hatte das Freundschaftsverhältnis zu Frankreich seinen Wert als eine Bürgschaft des Friedens; für Frankreich bedeutete sein Alliansystem vor allem die Deckung in einem künftigen Kriege, Preußen aber wurde als der Eckstein der großen kontinentalen Symmachie gedacht, auf die sich Frankreich zur Zeit und Stunde im Kampfe für seine amerikanischen Interessen gegen England stützen wollte. Noch war die Zeit zu diesem Kampfe nicht gekommen; daher Frankreichs Zurückhaltung gegen den Wunsch Preußens, einen Krieg im Orient angefacht zu sehen. Aber Frankreich hätte die Besorgnisse, in denen es seinen preußischen Verbündeten sah, gern benutzt, um seine kontinentale Koalition durch Feststellung eines Kriegsplanes militärisch zu organisieren; daher der Vorschlag, im voraus Diversionen zu vereinbaren.

Schneller, als man in Versailles es gedacht, trieben die Dinge jenseits des Weltmeeres ihrer Entscheidung zu. Der Friede von Aachen, diese Pandorabüchse neuer Zwistigkeiten, wie man ihn in richtiger Voraussicht genannt, hatte es unterlassen, zwischen den französischen und englischen Ansiedelungen am Ohio und Missiquash feste Grenzen abzustecken. Schon 1753 sandte das britische Ministerium den Befehl nach Neuengland, den französischen Nebenbuhlern bei jedem Vordringen im Ohiobecken Waffengewalt entgegenzusetzen. Am 28. Mai 1754 wechselten der junge George Washington und seine amerikanischen Rekruten im Walde des Westens die ersten Schüsse mit den Gegnern, sechs Wochen darauf mußten sie ihre Pfahlwerke auf den großen Wiesen vor einer französischen Uebermacht räumen. Daheim begannen die Kabinette Noten auszutauschen, und in den Häfen wurden die Schiffe ausgerüstet.

In König Friedrichs Erlassen an die Gesandten zu Paris und London spiegelt sich das Auf und Nieder der Ausgleichsverhandlungen zwischen den beiden Höfen getreu wieder. Anfang Februar 1755 scheint ihm noch alles sich „ganz sacht" begleichen zu wollen: am 14. Februar glaubt er zehn gegen eins wetten zu sollen, daß beide Teile von Rüstung zu Rüstung schließlich in den Krieg hineingelangen würden, ohne es zu wollen und ohne zu wissen wie. Wieder Anfang März begrüßt er eine neue glimpfliche Wendung „von ganzem Herzen als ein Anzeichen für die Fortdauer des europäischen Friedens"; gleich die nächste Post läßt ihm den Bruch als „unvermeidlich" erscheinen. Und dieser letzte Eindruck hielt an. Am 6. April schrieb der bekümmerte Eichel dem Grafen Podewils: „Aus denen mit den heutigen Posten eingelaufenen Berichten judiziren des Königs Majestät überall, daß der Krieg zwischen Frankreich und England gewiß und so gut als deklarirt, auch ganz nahe sei. Die göttliche Providence wolle nur verhüten, daß des Königs Majestät, auch wider Dero Willen und Vorsatz, darin nicht mit eingeflochten werde."

Eben in diesen Tagen sprach König Friedrich unter vier Augen den Chevalier de Latouche, den Nachfolger Valorys und Tyrconnells auf dem Berliner Gesandtschaftsposten. Der Ritter war nicht eben daran gewöhnt, herangezogen zu werden; er galt dem König von Preußen als beschränkt; vertrauliche Mitteilungen, wie

sie seinen Vorgängern so oft gemacht worden waren, gingen jetzt stets durch den preußischen Gesandten in Paris an das französische Ministerium. Diesmal aber machte der König eine Ausnahme.

„Ich habe durch einen ganz sicheren Kanal erfahren," so begann er, „daß alle Verständigungsversuche zwischen Ihrem Hofe und dem Londoner nicht bloß Schwierigkeiten begegnen, sondern geradezu aussichtslos erscheinen." Latouche erwiderte, alle Bündnisse, mit denen sich der König von England in Deutschland zu verstärken suche, würden niemals den Bündnissen des Königs von Frankreich gleichwertig sein, da Frankreichs Vertrag mit Preußen auf Grundsätzen beruhe, die ihn verewigen müßten. Friedrich unterbrach ihn: „Wissen Sie, mein Herr, welchen Entschluß ich in der gegenwärtigen Lage fassen würde, wenn ich der König von Frankreich wäre? Ich würde, sobald der Krieg erklärt wäre oder sobald die Engländer eine Feindseligkeit gegen Frankreich begangen hätten, wie sie dem Gerücht nach es im Mittelmeer gethan haben sollen, ein beträchtliches Truppencorps nach Westfalen marschieren lassen, um es unverzüglich in das Kurfürstentum Hannover zu werfen. Das ist das sicherste Mittel diesem — — die Flötentöne beizubringen." Sprach's, wandte stracks den Rücken, verschwand in seinem Kabinett und ließ den Gesandten im Empfangszimmer staunend stehen. Das „kavaliermäßige Epitheton", mit dem der König seinen Oheim von England beehrte, betrachtete Latouche für seinen Bericht nach Versailles als entbehrlich.

Offenbar, daß Friedrich durch die ausgesuchte Formlosigkeit seine Eröffnung des offiziellen Charakters entkleiden wollte. So beauftragte er denn auch seinen Gesandten Knyphausen, am 5. April, den Gegenstand nur wie von sich aus zu berühren, dem Minister Rouillé den Marsch nach Hannover nur als einen von ihm ausgehenden Gedanken zu empfehlen.

Als Knyphausen mit Rouillé demgemäß sprach, erklärte ihm dieser zuerst, was er ihm schon früher gesagt: man habe noch keinen Operationsplan und wolle abwarten, was sich als Englands wirkliche Absicht offenbaren werde. Seien Englands Gedanken in der That offensiv, so unterliege es keinem Zweifel, daß man sich zu einer Diversion in den Gebieten des Kurfürsten von Hannover und seiner Verbündeten anschicken müsse. Und da schmeichle man sich für den Feldzug gegen Hannover mit der Hoffnung, daß der König von Preußen dabei nicht bloß mitwirken, sondern diesen Teil der Operationen ganz und allein auf sich nehmen werde. Die Lage seiner Staaten setze ihn in den Stand, eine solche Unternehmung mit Schnelligkeit und Erfolg auszuführen, und in dem Kurfürstentum Hannover werde er reichen Ersatz für die Kosten finden, die der Krieg ihm verursachen könne. Auch Marschall Löwendahl, der bewährte Heerführer aus dem letzten Kriege, nahm kurz darauf Veranlassung, dem preußischen Gesandten die seinem Gebieter zugedachte militärische Rolle als besonders dankbar zu preisen, und ließ durchblicken, daß ihm vielleicht der ehrenvolle Auftrag zufallen werde, in Berlin mit dem Könige einen Operationsplan zu vereinbaren.

Auf solches Ansinnen war König Friedrich nicht gefaßt gewesen. Sein eigener Vorschlag hatte bezweckt, das Kriegsfeuer beim ersten Auflodern zu ersticken. Was Frankreich riet, war danach angethan, den Brand über ganz Europa

zu verbreiten, denn das erste Erscheinen der Preußen in Hannover hätte die Oesterreicher und die Russen in die Schranken gerufen. Friedrichs alter Argwohn fand neue Nahrung, daß es nämlich der „Grundsatz“ der Franzosen sei, „ihren Verbündeten alle Last des Krieges aufzubürden und sich selbst die Arme frei zu halten, um ganz nach Gefallen handeln zu können.“

Er wies Knyphausen an, falls der französische Minister auf den Gegenstand zurückkommen sollte, ihm in der höflichsten und schonendsten Weise zu erwidern, sein Herr werde stets jeden denkbaren Anteil an allem, was Frankreich betreffe, nehmen, aber die Diversion, die er machen solle, würde für ihn schwer durchführbar sein. Rouillé möge bedenken, daß der König von Preußen jeden Sommer 60000 Russen in Kurland auf dem Halse habe, gewiß keine Kleinigkeit; daß er außerdem die Sachsen in Rechnung stellen müsse; daß von einer dritten Seite her sich im Umsehen 80000 Oesterreicher an seinen Grenzen versammeln könnten; daß er weder auf Dänemark noch auf die Pforte mit Sicherheit rechnen dürfe; kurz, daß er, ohne eine kräftige Stütze wenigstens an irgend einer Stelle, nicht die ganze Last des Krieges auf sich nehmen könne. Ohne die geringste Gereiztheit durchblicken zu lassen oder in den Ton des Vorwurfs zu verfallen, sollte Knyphausen bei dieser Gelegenheit doch zu verstehen geben, daß Frankreich während des zweiten schlesischen Krieges die Bestimmungen des Pariser Vertrags von 1744 unausgeführt gelassen habe. Wolle Frankreich den König jetzt von neuem in eine Unternehmung von größter Tragweite verwickeln, so müsse man Sicherheiten haben für eine wirksame Unterstützung.

Es hieß in der That die Staatskunst, ja den gesunden Menschenverstand des Königs von Preußen gewaltig unterschätzen, wenn ein Rouillé sich der Mann dünkte, ihn zu überrumpeln und mit fortzureißen, ihn in einer Sache, die Preußen nicht das geringste anging, so festzulegen und bloßzustellen, daß ihm jeder Rückzug, ja jede selbständige Bewegung unmöglich geworden wäre. Der Breslauer Vertrag vom 5. Juni 1741, das einzige zwischen Preußen und Frankreich bestehende Bündnis, verpflichtete beide Teile, wie Friedrich nachdrücklich hervorhob, nur zu gegenseitiger Verteidigung ihrer Besitzungen in Europa.

Obendrein, dieser Vertrag war binnen kurzem, am 5. Juni 1756, abgelaufen. Es war also sehr geboten, wenn der französische Verbündete seinem ersten, unmittelbar auf das Ziel zustürmenden Anlauf einige vorsichtig tastende Erkundigungen über die Vorfrage, ob der andere Teil das Bündnis überhaupt zu erneuern gedenke, zur Seite gehen ließ. Aber alle Mühe, die sich Latouche den preußischen Ministern gegenüber gab, das Gespräch auf diesen Gegenstand zu lenken, war vergebens; mit Geflissenheit, so berichtete er nach Hause, weiche man ihm aus und spreche von andern Dingen. Er gewann den Eindruck, daß der König von Preußen nicht daran denke, sich mit seinen Gegnern zu versöhnen, aber daß er seine Politik nach den Ereignissen regeln wolle. Eine ganz richtige Mutmaßung. Als Podewils seinerseits Anfang Juni dem Könige von diesen fruchtlosen Anwürfen des Franzosen berichtete, lobte Friedrich seinen alten, klugen Minister: „Er hat sehr gut gethan, nicht darauf zu pressiren; wir wollen sie lieber kommen sehen.“

Wir dürfen sagen, daß er bereits entschlossen war, sich nicht von neuem

zu binden, und am wenigsten im gegenwärtigen Augenblick. Er hielt sich an die Warnung des sterbenden Vaters, vor Allianzen auf seiner Hut zu sein: „Keine Politik auf weit hinaus, keine vorgreifenden Verträge“ lautet die Regel, die wieder er seinen Nachfolgern einprägte. Er habe sich sehr gut dabei gestanden, 1740 keinen bindenden Vertrag vorgefunden zu haben; so halte er auch jetzt — wir erinnern uns, daß das politische Testament 1752 geschrieben ist — mit Frankreich wohl zusammen, lasse sich aber nicht auf Verträge mit ihm ein, um in Zukunft sich frei entscheiden zu können.

Sehr begreiflich, daß umgekehrt die Franzosen den dringenden Wunsch hatten, am Vorabend eines Krieges ihren wertvollsten Verbündeten, noch dazu den einzigen, der ihnen keine Hülfsgelder kostete, fester an sich zu ketten. Doch kamen sie nur zögernd, Schritt für Schritt, und auf Umwegen. Als König Friedrich auf der Rundreise durch seine westlichen Provinzen im Juni auch an den Rhein kam und sein alter Sekretär Darget Erlaubnis erhielt, ihm in Wesel die Aufwartung zu machen, erkor sich das französische Ministerium diesen wohlgelittenen, aber untergeordneten Biedermann zum Vertrauten und Helfer. Darget, der eben damals sich in Paris bei der Finanzverwaltung um eine der landesüblichen Sinekuren bewarb, wurde für seine Reise mit einer ausführlichen schriftlichen Instruktion, wie ein Gesandter, ausgestattet. Wenn der König von Preußen ihn fragt, wohin nach seiner Meinung Frankreich beim Bruch mit England den Schlag führen wird, soll er antworten: er denke, nach den Niederlanden und nach Holland. Wird ihm erwidert: Warum nicht nach Hannover? so kann Darget sagen, er glaube recht wohl, daß Frankreich gar keine Abneigung gegen die Ausführung dieses Planes habe, er sage sich indessen, daß man sich denselben ohne ein Einvernehmen mit dem Berliner Hofe nicht aneignen könne, und er wisse nicht, wie es damit stehe; das werde der König selbst am besten beantworten können. Auf die Weise werde man diesen vielleicht dahin bringen, einige Lichtstrahlen auf seine Absichten fallen zu lassen. Wir wissen nicht, ob das auserlesene Werkzeug Frankreichs zu Wesel Gelegenheit gefunden hat, sich die diplomatischen Sporen zu verdienen.

Vom Rhein aus unternahm Friedrich, nur von dem Obersten Balbi und einem Pagen begleitet, den vielbesprochenen Ausflug nach Holland, wo er auf der Treckschuyte zwischen Amsterdam und Utrecht, im zimtfarbenen Kleid und mit schwarzer Perücke, sich dem jungen Schweizer Henri de Catt, seinem späteren Vorleser, als Kapellmeister des Königs von Polen vorstellte. Es war ein Gegenstück zu dem Straßburger Abenteuer von 1740, ein überraschender Seitensprung, der, um mit Darget zu reden, denen, welche die Vielseitigkeit dieses Königs nicht kannten, als unvereinbar mit der Majestät erscheinen wollte. Nach Potsdam und in den gewohnten Paßgang zurückgekehrt, wurde er noch Ende Juni von neuem durch eine ziemlich weit ausholende Frage des immer besorgteren Verbündeten ausgehorcht. Latouche begehrte Rat, wie sein Hof im Fall eines Krieges mit England die 20000 Mann Mietstruppen, die er im Deutschen Reiche zur Verfügung hatte, Braunschweiger, Hessen, Württemberger und Baireuther, am wirksamsten verwenden werde. Friedrich befahl, in höflicher Form zu antworten, das müsse ganz Frankreich selbst überlassen bleiben, welches ja

über seine Interessen besser unterrichtet sei, als er, der König von Preußen, es sein könne.

Inzwischen mehrten sich die Sturmzeichen. Durch den Prinzen Ferdinand von Braunschweig erfuhr Friedrich Anfang Juli, daß England dem Braunschweiger Hofe reiche Subsidien und die Hand einer englischen Prinzessin bot, um ihn von Frankreich abzuziehen, und bald darauf, daß England mit dem Kasseler Hofe bereits handelseins sei. König Georg, meinte er, beschäftige sich in Hannover, wo er diesen Sommer zubrachte, mit nichts anderem als den deutschen Fürsten Geld anzubieten. Er schloß daraus, daß England den Krieg vielmehr in Europa, als auf dem Ozean führen wolle. Aus Amerika kam die Nachricht, daß der englische Admiral am 7. Juni auf der Höhe von Louisburg zwei französische Fregatten angegriffen und nach harter Gegenwehr überwältigt hatte. Latouche machte am 25. Juli in Berlin amtlich die Anzeige, daß Frankreich daraufhin seine Vertreter aus London und Hannover ohne weiteres abberufen habe, daß man schleunigst einen Operationsplan feststellen und daß man nicht versäumen werde, sich darüber vor allen Dingen mit Preußen zu verständigen.

König Friedrich entschloß sich, aus dem abwartenden Stillschweigen der letzten Wochen herauszutreten. In der Audienz, die er am 27. Juli zu Sanssouci dem französischen Gesandten auf den ausdrücklichen Wunsch des Versailler Hofes gewährte, gewann er den Eindruck, daß Frankreich jetzt nicht abgeneigt war, den König von England an der empfindlichsten Stelle zu treffen, d. h. sich für die Diversion nach Hannover zu entscheiden. Er bedeutete Latouche, übereinstimmend mit seiner früheren Erklärung, daß er dabei nicht mitwirken könne, aber er beauftragte am 29. Juli Knyphausen, die französischen Minister auf Dänemark hinzuweisen, dessen Beihülfe vielleicht zu gewinnen sein werde. Für die ihm selbst vorgezeichnete Verhaltungslinie verwies er in seinem nächsten Erlasse Knyphausen nochmals auf seine Bedrängnisse im letzten Kriege, in denen ihn Frankreich kalt im Stiche gelassen habe, und auf die Schwierigkeiten seiner Lage zwischen den feindlichen Nachbarn; Knyphausen sollte zu verstehen geben, daß Preußen ohne den offenen Anschluß der Türken an die französische Sache überhaupt nicht handelnd auftreten und ohne ein Bündnis mit Dänemark und die werkthätige Beteiligung dieses Staates nicht gegen Hannover vorgehen könne. Die Heerfolge der kleinen deutschen Höfe bei einem Feldzuge gegen Hannover bezeichnete er als schlechterdings ausgeschlossen. Dagegen erhöhte sich die Aussicht auf dänische Hülfe, indem eben jetzt das Gerücht sich verbreitete, daß die Zarin die von England begehrten Soldtruppen in Lübeck ausladen werde, wo dann für Dänemark die Gefahr erwuchs, diese nordischen Fremdlinge in dem herzoglichen Holstein, dem Erblande des Großfürstenthronfolgers, eingelagert und den Racheplänen des gottorpischen Hauses, welches das verlorene Schleswig noch nicht vergessen hatte, zur Verfügung gestellt zu sehen.

Für wahrscheinlich hielt es der König von Preußen auch jetzt von vornherein nicht, daß sich Frankreich, sei es gegen Hannover, sei es gegen Belgien, das ihm im letzten Kriege als Faustpfand für die Verluste in Amerika gedient hatte, zu schneller, nachdrücklicher That aufraffen werde. Für den Fall, daß

Frankreich den österreichischen Niederlanden die Neutralität gewähren würde, hat er einen Augenblick daran gedacht, die beiden deutschen Mächte, Preußen und Oesterreich, trotz allem, was an Haß und Streit zwischen ihnen aufgehäuft lag, gemeinsam eine friedliche Mittlerthätigkeit zwischen den hadernden Westmächten übernehmen zu lassen.

Nun kamen von Knyphausen Berichte auf Berichte, die alle ergaben, wie schnell in Versailles die kriegerische Erregung der Julitage verflogen war und daß jetzt wieder die Meinung vorwog, den Kampf, wenn irgend möglich, auf die See und die Kolonien zu beschränken. Die schwächliche Nachgiebigkeit der französischen Minister in den nach allem, was vorgefallen war, noch immer fortgesetzten Verhandlungen mit dem hochfahrenden Albion schien dem König von Preußen ohne Beispiel in der Geschichte, ganz geeignet, den Staat des vierzehnten Ludwigs vollständig um sein Ansehen in Europa zu bringen; er verglich die Staatsmänner Frankreichs mit den Kindern, die mit der Hand vor dem Gesicht sich unsichtbar dünken. Schon bezeichnete er die Gunst des ersten Augenblicks als für immer verloren.

Wohl war ihm schon damals, im Juli, ein Pair von Frankreich, der Herzog von Nivernais, als Bevollmächtigter angemeldet worden, eine außerordentliche Sendung behufs Vereinbarung der durch die Lage gebotenen Schritte. Aber der Aufbruch des vornehmen Sendboten verzögerte sich von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Als man dann Ende September dem Freiherrn von Knyphausen rühmte, das Vertrauen des Königs von Frankreich zu Nivernais sei so groß, daß man ihn ermächtigt habe, seine Instruktion sich selbst zu schreiben, meinte Friedrich ärgerlich: möge Nivernais sie selbst entwerfen oder nicht, er werde nicht auf diese Instruktion sehen, sondern auf die Haltung, die Frankreich einnehmen werde. Ehe der Gesandte sich wirklich auf den Weg machte, verging dann noch ein volles Vierteljahr. Und doch hatte Friedrich schon am 13. September an Knyphausen zur Mitteilung an das französische Ministerium geschrieben, daß ihm wichtige und merkwürdige Eröffnungen gemacht worden seien, über die er das nähere dem Herzoge bei seiner Ankunft darzulegen gedenke. Ein Wink, der kaum mißverstanden werden konnte.

Schon seit geraumer Zeit ging in mancherlei Gestalt ein Gerücht um, das die Versöhnung zwischen Preußen und England als nahe herbeigekommen ankündete.

Als Ende 1754 der lange geheim gehaltene Uebertritt des Erbprinzen von Hessen-Kassel zur katholischen Kirche ruchbar wurde, und der alte Landgraf Wilhelm, um den reformierten Glauben seiner Enkel und die Zukunft des protestantischen Landes besorgt, seine für Staat und Haus erlassenen vorbeugenden Satzungen unter Aufsicht und Schutz der protestantischen Mächte, Preußens und Englands, Hollands und Dänemarks stellte, da wurde inmitten der Irrungen des Augenblicks die Erinnerung an die historische Kampfesgemeinschaft wach, zu der sich einst England und Brandenburg im gemeinsamen protestantischen Interesse,

zur Erhaltung der anglikanischen Thronfolge, zusammengefunden hatten. Indes, wenn bei diesem Anlasse der Herzog von Newcastle dem preußischen Legationssekretär Michell die Genugthuung seines Königs und des ganzen Ministeriums über das Beispiel aussprach, welches Preußen den andern protestantischen Mächten gegeben habe, so hatte es durchaus Friedrichs Zustimmung, daß Michell das mit einer kahlen Höflichkeitsphrase entgegennahm. „Ich weiß nur zu gut," meinte der König — es war am 11. März 1755 — „daß der Augenblick noch nicht gekommen ist, wo man von der Rückkehr enger Freundschaft sprechen könnte." Und wenn er vier Tage darauf einem Vockerodt, dem Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, zweimonatlichen Urlaub zu einer Badereise nach Spaa und Aachen erteilte, geschah es unter der ausdrücklichen Vorschrift, daß Vockerodt „aus besonderen Ursachen" weder auf der Hinfahrt noch bei der Heimkehr die Stadt Hannover berühren dürfe.

Als sich einige Wochen später Friedrich selber zu der Reise nach dem Westen, auf der wir ihn begleiteten, anschickte, ließ sich das hannöverische Gebiet ohne großen Umweg nicht vermeiden. Es schien erforderlich, unter der Hand, durch die Braunschweiger Verwandten, vorher zu erkunden, wie die Durchreise aufgenommen werden würde. Diese Anfrage nun gab am Hofe zu Herrenhausen, wo König Georg jüngst angelangt war, zu sanguinischen Mutmaßungen Anlaß; die Antwort lautete, daß man dem hohen Reisenden den verbindlichsten, glänzendsten Empfang bereiten werde. Friedrich befahl darauf seinem Ministerium, dem kurbraunschweigischen Geheimratskollegium „mit aller Politesse" die offizielle Mitteilung vor seiner bevorstehenden Reise zu machen, verbat sich aber zugleich, da er ein völliges Inkognito zu wahren wünsche, „alle Distinctiones und Ehrenbezeugungen". Von einer Begegnung mit dem Oheim von England war nicht die Rede. Aber es war erklärlich, daß nun das Gerücht von der Versöhnung, wie es soeben im Haag und in Dänemark mit großer Bestimmtheit aufgetreten war, neuen Glauben fand. Noch ehe Friedrich seine Residenz verlassen, schrieb der österreichische Gesandte dem Grafen Kaunitz, ein guter Freund habe ihm anvertraut, daß der preußische Hof sich mit dem englischen aussöhnen werde.

Nach der Rückkehr aus Wesel, während des Juli, wird Friedrichs Verhalten gegen England durch die Ratschläge bezeichnet, die er dem Braunschweiger Hofe erteilt. Die Brautwerbung des Prinzen von Wales um eine Tochter des Herzogs erscheint ihm als das vorteilhafteste, was dem Vater sich bieten könne; aber er beklagt es als übereilt und unpassend, daß man seine „gute liebe Schwester", die Herzogin Charlotte, mit den beiden ältesten Prinzessinnen nun sofort zum Besuch nach Hannover schickt. Vorteilhaft nennt er auch das Angebot reichlicher Soldspenden, das anzunehmen Braunschweig mit dem Dezember, beim Ablauf seines Subsidienvertrages mit Frankreich, freie Hand bekam; aber er gibt zu bedenken, daß das Abkommen den Herzog, wenn der Krieg ausbricht, in peinliche Verlegenheit setzen kann. Ueberdies bittet er seinen Schwager, ihn selbst bei dieser ganzen Verhandlung nicht zu nennen, ja den Schein zu wahren, als ob man sich in Potsdam nicht einmal Rats geholt habe.

Gerade das war nun aber die Absicht im Schlosse zu Herrenhausen, den

König von Preußen unter allen Umständen in die Verhandlung mit Braunschweig hineinzuziehen.

Im Gefolge des Königs von England befand sich, wie immer bei den Reisen nach Deutschland, der Staatssekretär für die deutschen und nordischen Angelegenheiten, jetzt, nach Newcastles Uebertritt zur Schatzverwaltung, Graf Holdernesse. Am 9. August fährt der Lord schnell entschlossen nach Braunschweig, nachdem ihm ein Schreiben des Freiherrn von Münchhausen, des hannöverischen Geheimratspräsidenten, vorangeeilt ist, welches ziemlich deutlich zu erkennen gibt, daß man die Familienverbindung davon abhängig machen wird, ob der Herzog oder die Herzogin den König von Preußen zu der Zusage bestimmen können, im Falle eines französischen Angriffs auf Hannover sich neutral verhalten zu wollen. Der Lord fordert in einer Audienz, die er am Sonntag vormittag, den 11., beim Herzoge nimmt, noch mehr: Preußen soll nicht bloß versprechen, die Abwehr eines französischen Angriffs auf Hannover nicht zu stören, es soll auch Frankreich warnen und verhindern, den Angriff zu unternehmen. Nach Hannover zurückgekehrt, äußert sich Graf Holdernesse sehr befriedigt, die Gesichter der sorgenvollen deutschen Geheimräte klären sich auf, und demnächst liest man in den Zeitungen, daß König Georg tags vor seiner Wiederabreise aus Herrenhausen, den 6. September, an offener Tafel einen Trinkspruch auf den König von Preußen, seinen künftigen Verbündeten, ausgebracht hat.

Noch zur Zeit entbehrte solche Zuversichtlichkeit der Berechtigung. König Friedrich antwortete seinen Verwandten in Braunschweig auf die erste, durch Münchhausen übermittelte Botschaft der Engländer, es stehe jedermann frei, Vorkehrungen für seine Sicherheit zu treffen; eine förmliche Erklärung abzugeben, dazu liege weder eine Veranlassung vor, noch sei dazu die Zeit. Das zweite, zudringlichere Anbringen des Lords behandelte er als nicht geschehen, indem er in seiner zur Mitteilung nach Hannover bestimmten Antwort vom 12. August den beiden Westmächten seine Vermittelung in ihren amerikanischen Streitigkeiten anbot, ohne des von Holdernesse in Betracht gezogenen kontinentalen Krieges dabei zu gedenken. In einem vertraulichen Schreiben an Herzog Karl vom gleichen Tage bemerkte er, in anderer Lage würde er den englischen Antrag überhaupt keiner Antwort gewürdigt haben; die, welche er gebe, erfolge nur aus Rücksicht auf die Interessen des Schwagers und der Nichte; ihm aber, dem Herzoge, fühle er sich verpflichtet unter dem Siegel des unverletzlichsten Geheimnisses mitzuteilen, daß die Engländer die verlangte Erklärung ihm nie abnötigen würden; nur liege es in des Herzogs Interesse und auch in dem Preußens, ihnen nicht alle Hoffnung zu nehmen und sie hinzuhalten. Noch am 25. August, nachdem Holdernesse, auf den Gedanken der preußischen Vermittelung eingehend, Aufklärungen über die amerikanische Rechtsfrage in Aussicht gestellt hatte, wiederholte Friedrich dem Herzog, daß es wesentlich darauf ankomme, Zeit zu gewinnen.

Dann aber ein auffälliger Umschwung. Am 1. September, ohne daß in den dazwischenliegenden sechs Tagen irgend eine neue Aeußerung aus Hannover erfolgt wäre, sandte Friedrich dem Brief vom 25. einen andern hinterher. Nach weiterer Ueberlegung sage er sich, daß sein Verteidigungsbündnis mit Frankreich im Frühling des kommenden Jahres ablaufe, und daß sich dann vielleicht mit

England ein Abkommen über die Neutralität von Hannover treffen lasse. Der Herzog möge ihn, den König von Preußen, einstweilen noch aus dem Spiel lassen, aber bewirken, daß die Engländer ihrerseits Anträge stellten. Und tags darauf verlangte er von dem Vertreter in London ein Gutachten, ob das britische Ministerium Wert darauf legen würde, die Besitzungen seines Königs in Deutschland durch einen Neutralitätsvertrag gesichert zu sehen, oder ob es sich dieser Frage gegenüber gleichgültig verhalte.

Der Schlüssel liegt in einer Nachricht, die Friedrich soeben aus dem Haag erhalten hatte. In Petersburg sollte ein Subsidienvertrag unterzeichnet worden sein, der 70000 Russen zur Verfügung Englands stellte.

Friedrich hatte an ein Ergebnis dieser Verhandlung, die ihn in ihren Anfängen vor zwei Jahren so beunruhigt, nicht mehr glauben wollen und sich darauf verlassen, daß der neue englische Botschafter Williams, der Anfang 1755 nach Rußland ging, nur den Auftrag habe, das glimmende Feuer nicht ganz erlöschen zu lassen. Von nun an aber dienten ihm die Wechselfälle dieser Verhandlung geradezu als Kompaß für seine Politik.

Als die Nachricht aus dem Haag sich nicht bestätigte, als er am 7. Oktober erfuhr, daß die englische Regierung dem von ihrem Bevollmächtigten unterzeichneten Vertrage aus formalen und sachlichen Bedenken die Ratifikation verweigerte, und als gleichzeitig Holdernesse in Braunschweig aufs neue preußische Bürgschaften zum Schutze Hannovers auch gegen Frankreich heischte, da lehnte Friedrich diese Zumutung als seiner unwürdig in lebhaftem Tone ab: für Preußen wolle er gut sagen, den Franzosen könne er unmöglich Vorschriften machen. Er schalt auf die Selbstüberhebung, die da glaube, daß alle Welt zur Verteidigung jenes armseligen Ländchens verpflichtet sei, und gab seinem Mißtrauen gegen die britische Aufrichtigkeit kräftigen Ausdruck. Er befahl seinem Michell, in London zu sagen, daß das Erscheinen russischer Truppen in Deutschland ihn veranlassen werde, sich wohl oder übel in den Krieg zu stürzen; ja er hoffte, durch diese Drohung neue Bedenken gegen den Abschluß des Subsidenvertrages mit Rußland zu wecken. Eine Zuschrift des hannöverischen Ministeriums, das die vor Jahren von Friedrich Wilhelm I. übernommene Garantie für Hannover in Erinnerung brachte, befahl er „nach dem Wienerischen Reichsstil“ zu beantworten: eine Parenthese in die andere verwickelt und die Periode lang, „so daß niemand verstehe, was es sagen wolle“.

Alsdann aber hatten zu Petersburg Williams und die russischen Minister am 30. September eine neue Urkunde unterzeichnet, und als diesmal in Westminster das Abkommen genehm gehalten wurde, so fragte der König von Preußen, am 24. November, besorgt und ungeduldig den braunschweigischen Vermittler, ob die von Lord Holdernesse verheißenen weiteren Eröffnungen noch nicht eingetroffen seien.

Nicht mehr über Braunschweig erhielt er die neuen Anträge, sondern geradeswegs aus London. Am 26. November, nachdem Charles Fox, der jüngst ernannte zweite Staatssekretär, bei Michell gesprächsweise mit Versicherungen seiner Ergebenheit gegen den König von Preußen und mit Betonung des rein defensiven Zweckes der englisch-russischen Abmachungen vorgearbeitet hatte, lud

Holdernesse den preußischen Vertreter amtlich zu einer Besprechung ein und übergab ihm auf Befehl des Königs von England eine Abschrift des Vertrages mit Rußland. Er setzte hinzu, daß sein Gebieter bereit sei, nicht bloß die für den preußischen Besitzstand bisher erteilten Bürgschaften in bündigster Form zu erneuern, sondern sich noch enger mit Preußen zu verbünden, dazu auch unter dieser Voraussetzung den preußischen Kauffahrern für jene Einbußen im letzten Kriege eine billige Entschädigung zu schaffen. Von Preußen werde es abhängen, ob es, wie Spanien dem Süden, so dem Norden Europas den Frieden erhalten wolle; der König von Preußen stehe da, in glänzender, gebietender Stellung, den Oelzweig in der einen Hand und das Schwert in der andern.

König Friedrich entschloß sich zu dem entscheidenden Schritte. Er befahl Michell am 7. Dezember, den englischen Ministern für ihre Eröffnungen zu danken und Wort für Wort, ohne einen Ausdruck zu ändern, hinzuzufügen: „Ich glaubte, die Sache könnte sich machen, indem der König von England und ich für die Zeit der augenblicklich in Europa bestehenden Wirren einen Neutralitätsvertrag für Deutschland abschlössen, ohne weder die Franzosen noch die Russen zu nennen, um niemand zu verstimmen und um mich durch diese Rücksichtnahme in stand zu setzen, desto wirksamer auf die Aussöhnung der beiden kriegführenden oder überworfenen oder veruneinigten Nationen hinzuarbeiten.“

Damit hatte sich Friedrich zu dem, was er bisher entschieden verweigert hatte, bereit erklärt. Ob die vorgeschlagene Abkunft die Franzosen nannte oder nicht, sie versperrte ihnen den Weg nach Hannover. Was den König bestimmte, sich über alle Rücksichten hinwegzusetzen, war der schwerwiegende Gewinn, von dessen Gewährung er sein Zugeständnis abhängig machte. Auch den Russen sollten sich die Wege sperren, auch ihnen sollte das Betreten deutschen Bodens untersagt sein. Die letzten Erklärungen des Lords eröffneten begründete Aussicht, daß England diese Bedingung annahm. Der englisch-russische Vertrag bedeutete eine tägliche Gefahr für Preußen, solange England sich unter König Friedrichs Feinden befand; er schien sich zu Preußens unmittelbarem Vorteil zu wenden, in dem Augenblick, wo Preußen England für sich gewann und damit hoffen durfte, den russischen Bären — um einen dem Könige geläufigen Ausdruck zu gebrauchen — von seinem britischen Führer an die Kette gelegt zu sehen. Die preußisch-englische Verhandlung war die unmittelbare Wirkung der russisch-englischen: ohne den Petersburger Vertrag keine Westminsterkonvention, wie sie jetzt sich vorbereitete.

Traf es also doch zu, wenn Lord Hyndford vor Jahren gesagt hatte, der König von Preußen fürchte sich mehr vor Rußland als vor Gott, oder wenn Valory die Russenfurcht in Berlin als erblich betrachtete?

Friedrich hat den Franzosen gegenüber das dräuende Rußland stets als den Pfahl in seinem Fleische hingestellt, wenn er sich ihrem unbequemen Liebeswerben entziehen wollte; er hat geflissentlich bei ihnen diese Vorstellung genährt, daß er sich vor den Russen fürchte, „wie das Kind vor dem schwarzen Mann“. Umgekehrt hat er einmal gesagt, Rußland sei nicht ganz so fürchterlich, wie man es sich vielleicht vorstelle: „Die Russen fressen keine kleinen Kinder.“ Er kannte sehr wohl die zerrüttete Verwaltung Rußlands und empörte sich über diese ver-

schwenderische Hofhaltung, welche die Einkünfte des Reiches und die Hülfsgelder des Auslandes verschlang, während doch bisweilen, so spottete er, die Zarin ihrem Bäcker und ihrem Metzger schuldig blieb. Er kannte auch die mangelhafte Organisation und die noch mangelhaftere Führung des russischen Heeres, das er einen robusten Körper ohne Kopf nannte; er hat bis zu dem Tage, da er zum erstenmal sich mit den Russen im Felde maß, ja noch über diesen Tag hinaus ihr Heer ohne Frage unterschätzt. Aber wir sahen, wie er die eigne Schwäche bei einem Kriege mit Rußland darin erblickte, daß ihm die Möglichkeit zur Offensive fehle; an der Newa gebe es keine Lorbeeren zu pflücken, schreibt er ablehnend an Voltaire, als dieser ihn schon in den Spuren des Siegers von Narwa einherschreiten sieht. Ja, wir sahen, wie er 1749, wäre es zum offenen Bruch gekommen, Ostpreußen ohne Schwertstreich geräumt haben würde; war doch für ihn ein Krieg mit Rußland nicht ohne den gleichzeitigen Krieg mit Oesterreich denkbar, während anderseits der Krieg mit Oesterreich nicht zu gewärtigen war, wenn Rußland stille saß.

Und hier lag der springende Punkt der ganzen Lage. Indem Friedrich der Große Ende 1755, um einem Zusammenstoß mit Rußland aus dem Wege zu gehen, sich in Englands Interesse zu dem Schritt zu Ungunsten Frankreichs herbeiließ, den er vorher weit von sich gewiesen hatte, handelte es sich für ihn wahrlich um viel mehr als um sein Verhältnis bloß zu Rußland. So wenig hervorragend, an sich betrachtet, die russische Macht war, so lag die Entscheidung über den Frieden des Kontinents damals doch thatsächlich bei Rußland, ohne dessen Mitwirkung Oesterreich nie daran denken konnte, gegen Preußen in die Schranken zu treten. Den Krieg mit Rußland vermeiden, hieß nach Friedrichs Auffassung den Krieg überhaupt vermeiden.

Er stand mit dieser Auffassung nicht allein. Wie oft hatte Graf Podewils im entscheidenden Augenblick eine abweichende Meinung vertreten und seine Warnerstimme erhoben. Diesmals beglückwünschte der alte Schwarzseher seinen Gebieter, der ihn alsbald ins Geheimnis zog, zu den guten Aussichten der in London eingeleiteten Verhandlung und wollte es als einen Meisterzug betrachten, wenn es gelänge, eine kritische Verwickelung zum Guten zu kehren, in der es sonst nur Wunden und Beulen gesetzt haben würde. Auch er war der Meinung, daß man ein Mittel finden werde, Frankreich von der Notwendigkeit und Harmlosigkeit der eingeschlagenen Wendung zu überzeugen.

Doch wollte Podewils noch daran festhalten, daß die Verabredungen der beiden Kaiserhöfe gegen Preußen lediglich defensiver Art seien. Ihn von diesem Glauben zurückzubringen, ließ ihm der König durch Eichel zwei Urkunden aus seinem geheimen Schrein mitteilen. Die eine: das ihm bereits vor zwei Jahren zugegangene, von achtzehn Würdenträgern unterzeichnete Protokoll der Moskauer Staatsratsitzung vom 25. und 26. Mai 1753, das die Zarin mit Genugthuung als ihr politisches Testament bezeichnet hatte: hier wurde für die Politik Rußlands der Grundsatz aufgestellt, daß mit allen Kräften danach zu streben sei, die Macht des Königs von Preußen in die engen Grenzen von ehedem zurückzuführen; durch umfassende Rüstungen sei die Möglichkeit zu schaffen, nicht bloß im Falle eines preußischen Angriffs auf Hannover dem König Georg eine Diversion

zu machen, sondern auch aus eigenem Antrieb den Krieg an Preußen zu erklären, falls man dies zur Bändigung des unruhigen Nachbarn für nötig halten werde. Das andere Beweisstück: ein neuer Beschluß dieses russischen Staatsrates, im heurigen Oktober, gleich nach Unterzeichnung des Vertrages mit England, zu stande gekommen, die Anordnung der Kriegsbereitschaft, um unverzüglich ins Feld ziehen zu können, sei es, daß Preußen einen Verbündeten Rußlands, sei es, daß einer dieser Verbündeten Preußen angreifen wolle.

Im Hinblick auf diesen Beschluß, der kurz nach dem Abgang der entscheidenden Weisungen nach London auf dem gewohnten Wege über Dresden zu seiner Kenntnis gelangt war und ihm die Unerläßlichkeit und Richtigkeit seiner neuen Politik zu erhärten schien, schrieb Friedrich am 20. Dezember seinem Gesandten Klinggräffen in Wien, er kenne nur zu gut die innigen Verbindungen zwischen den beiden Kaiserhöfen und die Pläne, die sie geschmiedet; aber die Vorsehung habe diese Anschläge ihr Ziel verfehlen lassen. „Ich kann Sie in Kenntnis setzen," eröffnete er acht Tage später demselben Gesandten, „daß ich gegenwärtig dem, was meine Feinde anzetteln, mit der größten Ruhe zuschauen kann, und daß ich, vorausgesetzt, daß das englische System auf seinem jetzigen Fuße bleibt, wegen alles sonstigen keine Besorgnis haben werde." Als das Gerücht für den kommenden Februar den Marsch eines russischen Corps nach Deutschland ankündigte, schrieb Friedrich am 30. Dezember an Klinggräffen, die Erfinder hätten nichts Ungereimteres ausdenken können; dem Gesandten sei bekannt, daß kraft des Petersburger Vertrages die stipulierten russischen Truppen zur alleinigen Verfügung des Königs von England stünden: man sehe nach allen bisherigen militärischen Maßnahmen des Wiener Hofes nur zu sehr, daß es dieser Hof auf Preußen abgesehen habe und im Trüben zu fischen gedenke: „indes er kann sich sehr täuschen und die Dinge werden noch eine ganz andere Wendung nehmen können, als er sie sich erhofft."

Mit dieser Zuversicht, voll neuer Hoffnung für die Erhaltung des Friedens, trat König Friedrich in das neue Jahr ein.

Gleich die ersten Tage brachten die Verhandlung zum Abschluß. Am 16. Januar 1756 wurde zu Westminster die Neutralitätskonvention für Deutschland unterzeichnet, ganz auf der von Preußen gewiesenen Grundlage, auch mit der Zusatzbestimmung zu Gunsten der preußischen Kauffahrer. Die beiden Könige gelobten sich, inmitten der in Amerika entstandenen und vielleicht nach Europa übergreifenden Wirren, Frieden und Freundschaft, versprachen ein jeder, die Gebiete des andern weder mittelbar noch unmittelbar feindlich zu überziehen, und verpflichteten sich vielmehr, ihre beiderseitigen Verbündeten vor jedem Unternehmen gegen diese Gebiete zurückzuhalten: „Sollte gegen alle Erwartung und in Verletzung des Ruhestandes, den die hohen abschließenden Teile durch diesen Vertrag in Deutschland aufrecht zu erhalten gedenken, eine fremde Macht unter irgend welchem Vorwand ihre Truppen in dieses Deutschland einrücken lassen, so werden die beiden hohen abschließenden Teile ihre Streitkräfte vereinigen, um sich dem Einmarsch oder Durchzug solch fremder Truppen und diesem Friedensbruch zu widersetzen und um die Ruhe in Deutschland aufrecht zu erhalten, dem Gegenstand dieses Vertrages gemäß." Es war auf Podewils' Erinnerung

geschehen, daß die Bezeichnung Römisches Reich, die in dem britischen Entwurfe stand, durch Deutschland ersetzt worden war; denn König Friedrich wollte unter keinen Umständen gehalten sein, die österreichischen Niederlande, den burgundischen Kreis des römischen Reiches, zu verteidigen, und ein geheimer Artikel nahm noch ausdrücklich diese Lande von den Bestimmungen dieses Vertrages aus.

Die nächste und freilich heikle Obliegenheit der beiden Mächte war nun die Mitteilung des Vertrages an die beiderseitigen Verbündeten, hier an die Franzosen und dort an die Russen. Es mußte sich zeigen, ob die beiden Voraussetzungen, von denen der König von Preußen ausgegangen war, zutrafen: ob Rußland sich von England und ob Frankreich sich von Preußen festhalten ließ; ob die Zarin und ihre Berater geneigt waren, ihren Haß gegen den preußischen König der Freundschaft und dem Golde Englands zum Opfer zu bringen, und ob man in Versailles die Beweggründe des bisherigen Bundesgenossen so weit würdigte, um ihm sein Abkommen mit dem Feinde nicht entgelten zu lassen.

Vier Tage vor dem Abschluß der Westminsterkonvention, am 12. Januar 1756, traf der Herzog von Nivernais, der seit mehr als einem halben Jahre angekündigte, in Berlin ein.

Fünfter Abschnitt.

Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

Als König Friedrich 1742 den Breslauer Frieden schloß, hat er an Podewils geschrieben: „Das Schlimmste, was uns in Zukunft geschehen könnte, wäre ein Bund zwischen Frankreich und der Königin von Ungarn: aber in diesem Falle würden wir England, Holland, Rußland und viele andre Fürsten auf unsrer Seite haben."

Zwanzig Jahre hindurch, seit 1735, ist dieses Bündnis mit Frankreich, trotz aller dazwischen liegenden schmerzlichen Enttäuschungen, nie ganz aus dem Gesichtskreis der österreichischen Politik getreten. Wir sahen, wie man in Wien unmittelbar vor und kurz nach dem Dresdner Frieden und wieder nach dem Aachener Kongresse ein Abkommen ins Auge faßte, nach welchem Frankreich den König von Preußen zwar nicht feindlich überziehen, aber seinem Schicksal und der Uebermacht seiner Feinde überlassen sollte.

Zaudernd, widerstrebend, nur weil Frankreich nicht zu haben war, hatte sich dann der Wiener Hof 1749 noch einmal für das „alte System", den Bund mit den Seemächten, entschieden. Jetzt, beim Zusammenstoß zwischen Frankreich und England, traten alsbald die Gegensätze der Auffassung innerhalb dieses alten Systems schroff hervor. Der eine Bundesgenosse wollte, in den Ueberlieferungen der großen Koalitionen von ehedem, die vereinten Kräfte in den Kampf gegen Frankreich werfen, der andre vielmehr in den Kampf gegen Preußen, die neue Macht, die erst unterdrückt werden müsse, wenn das alte System wirklich hergestellt werden solle. Kein Krieg, so hieß es, der nicht unmittelbar gegen Preußen gerichtet sei, könne Oesterreich zu wesentlichem Vorteil gereichen. Man durchschaute es in London ganz klar: es war auf keine österreichische Hülfe gegen Frankreich zu zählen, wenn England sich nicht zugleich gegen Preußen erklärte und dem Bundesgenossen zum Gewinn von Schlesien half. Solche Politik aber, meinte Lord Holdernesse, „wäre Raserei in unseren Umständen".

An der Spitze der österreichischen Staatskanzlei stand seit dem Frühjahr 1753, seit seiner Rückkehr von dem Pariser Gesandtschaftsposten, der hervor=

ragende Diplomat, dessen Plan, französische Unterstützung zur Wiedereroberung von Schlesien zu gewinnen, 1749 der Mehrzahl der Berater Maria Theresias noch „abenteuerlich“ erschienen war, Graf Kaunitz. Erst jetzt wagte er auf diesen seinen Lieblingsplan zurückzukommen. Mit der Beweisführung, daß der Kampf gegen Frankreich an Englands Seite, den feindlichen preußischen Nachbar im Rücken, im höchsten Grade gefährlich sei, daß aber auch die Nichtbeteiligung am Kriege, auf die man schon sich zurückzuziehen geneigt war, schweren Bedenken unterliege, erzielte Kaunitz die Zustimmung seiner Gebieterin zu der großen Frage an Frankreich. In den Sitzungen des 19. und 21. August 1755 faßte die Staatskonferenz die entscheidenden Entschlüsse. Trennung von dem noch immer wiedergefundenen historischen Verbündeten und Kampfgenossen, Versöhnung mit dem ältesten und gewaltigsten der Widersacher, völlige Austilgung der Erbfeindschaft zwischen Frankreich und dem Hause Oesterreich — fürwahr eine Politik großen Wurfes, eine Aufgabe, welche, wie der Staatskanzler nachmals in einer Mischung von frommer Demut und hohem Selbstgefühl sagte, allein die Vorsehung einzugeben, zu lenken und gelingen zu lassen vermochte.

Wie Frankreich anzufassen, zu locken, zu gewinnen sei, dafür boten die vor zwanzig Jahren geführten Verhandlungen ein Muster. Hat man damals im Austausch gegen Toskana Lothringen dem Schwiegervater des Königs von Frankreich ausgeliefert, so bietet man jetzt dem Schwiegersohne, dem Infanten Philipp, einen Teil der Niederlande im Austausch gegen Parma und Piacenza; dazu die Aussicht auf die polnische Wahlkrone dem als geheimen Bewerber bereits bekannten Prinzen von Conti, dem Vertrauten des Monarchen unter den Gliedern der königlichen Familie. Dafür soll Frankreich von dem preußischen Könige seine Hand abziehen, dem preußischen Bündnis völlig entsagen, damit Preußen auf den Umfang, den dieser Staat vor dem dreißigjährigen Krieg gehabt hat, zurückgebracht und dadurch von jeder Möglichkeit, jemals Rache zu nehmen, abgeschnitten werden kann. Wenn Oesterreich mit 100000 Mann und Rußland mit fast gleicher Streitmacht den Krieg gegen Preußen beginnen, wenn Sachsen durch Magdeburg, Schweden durch Stettin und Vorpommern, Pfalz durch Kleve und Mark, der fränkische Kreis durch Beseitigung der preußischen Erbansprüche auf Ansbach und Baireuth, vielleicht auch Hannover durch Halberstadt sich zum Eintritt in den Krieg gewinnen lassen, so kann man schon im künftigen Jahre 1756 mehr als 250000 Mann gegen Preußen ins Feld stellen, ohne daß Frankreich ein mehreres zu leisten braucht, als einen Beitrag zu den Kosten der großen Unternehmung.

Ermächtigt, sich mit seinem Antrage ganz nach Ermessen an den Prinzen von Conti oder an die Marquise von Pompadour zu wenden, ließ der österreichische Gesandte Graf Starhemberg das ihn bei dem Prinzen empfehlende Schreiben des Grafen Kaunitz unbenutzt und übergab das an die Mätresse gerichtete. Der Diplomat, dessen Fürsorge nun Ludwig XV. die Verhandlung anvertraute, Abbé Bernis, der alte Freund der Pompadour, hat nachmals erzählt, daß der König, noch ehe er den Inhalt der von Starhemberg in Aussicht gestellten Eröffnungen gekannt, für den Ausgleich mit dem Wiener Hofe gewesen sei und gegen seine Berater, fast zornig, die Anklage ausgestoßen habe,

sie seien allesamt der Königin von Ungarn feind. Es mag sein, daß Ludwig im tiefsten Herzen dem Könige von Preußen den Dresdner Friedensschluß noch immer nachtrug, daß ihm im gegenseitigen Verkehr der Ton seines Verbündeten zu ungezwungen, bald zu nachdrücklich und bald zu leicht, schien, auch daß der Unterschied des Bekenntnisses ihn bei diesem Bunde innerlich bedrückte: die Werbung Starhembergs aber ist durch derartige Anwandlungen vorerst nicht gefördert worden. Man begnügte sich, ihn anzuhören, und äußerte sich klar und deutlich gerade nur in dem einen, wesentlichsten Punkte: man weigerte sich, feindliche Absichten gegen Preußen mitwirkend oder auch nur stillschweigend zu begünstigen. Das währte bis zum Abschluß der Westminsterkonvention. Sie wurde, wie Kaunitz sagte, „das entscheidende Ereignis zu Oesterreichs Heil".

Nicht als ob nunmehr der Umschwung ganz plötzlich erfolgt wäre. Der Minister Rouillé nahm gegen die schadenfrohen, das Feuer schürenden Oesterreicher den König von Preußen zunächst wohl gar in Schutz: sein Verschulden gegen Frankreich bestehe in nichts anderem, als daß er aus seinen Verhandlungen mit England ein Geheimnis gemacht habe. Man verkannte in Versailles nicht — der Herzog von Luynes verzeichnet es in seinem Tagebuche — daß die Westminsterkonvention für Frankreich sogar vorteilhaft sei, indem sie ihm die Russen fernhalte. Und der preußische Gesandte verkündete es laut, daß die Aufforderung seines Königs zum Angriff auf Hannover von dem französischen Ministerium ausdrücklich abgelehnt sei: wie konnte Frankreich sich mit Fug darüber beschweren, daß es jetzt das nicht thun sollte, dessen es sich vorher selbst geweigert hatte? Knyphausen hatte wohl ganz recht, wenn er noch im letzten Augenblick seinem Gebieter warnend vorstellte, die Franzosen würden an sich gegen die Neutralisierung Deutschlands nichts einwenden, wenn man sie nur nicht vor die vollendete Thatsache stelle, sondern vorher um ihre Zustimmung angehe. Nicht in der Sache, nur durch die Form fühlte man sich jetzt in Versailles verletzt; nicht das französische Interesse war geschädigt, nur die französische Empfindlichkeit herausgefordert. Aber das war eben genug. Rouillés Sprache gegen Knyphausen wurde immer heftiger und hitziger.

König Friedrich, einigermaßen betreten ob dieses „Drohens und Schnaubens", sprang seinem hart bedrängten Vertreter mit Vernunft- und Billigkeitsgründen kräftig bei. Er ließ den Franzosen vorstellen, daß sie nach dem Abschluß des englisch-russischen Vertrages ohnehin das Kurfürstentum Hannover nicht hätten angreifen können, weil sie jetzt sicher 60000 Russen dort gefunden haben würden; der richtige, aber für immer versäumte Zeitpunkt für die Unternehmung gegen Hannover sei der August des Vorjahres gewesen. Er betonte, daß er die österreichischen Niederlande ausdrücklich von der Neutralität ausgenommen und somit den Franzosen den bequemsten Kriegsschauplatz offen gelassen habe. Er berief sich auf Spanien, das jüngst den Vertrag von Aranjuez mit England geschlossen habe, ohne das verbündete und obenein verwandte Frankreich zu fragen; er erinnerte daran, daß er dem französischen Ministerium vorlängst mitgeteilt habe — wie wir sahen, war es im September 1755 geschehen —, daß ihm Anträge gemacht seien, über die er sich gegen den Herzog von Nivernais bei dessen Ankunft auslassen werde; es sei nicht seine Schuld, daß der

Herzog nicht früher habe anlangen können. Und wenn immer von neuem darauf hingewiesen wurde, welch große Ehre dem preußischen Hofe mit dieser Sendung geschehen und wie peinlich es sei, daß Nivernais just in dem Augenblicke, da die Thatsache sich vollendet, habe eintreffen müssen, so meinte Friedrich scharf, es sei kein Grund, das Opfer seiner Interessen von ihm zu verlangen, wenn man ihm einen Herzog und Pair von Frankreich gesandt: „Ich habe immer geglaubt, daß Allianzen sich auf den gegenseitigen Vorteil der Verbündeten stützten; Herr Rouillé hat vielleicht andre Kenntnisse, ich bitte sie mir mitzuteilen, um mich zu belehren. Hugo Grotius und Pufendorff haben sie nicht gehabt, aber das waren offenbar dumme Tiere.“ Der Erinnerung, daß sein vor fünfzehn Jahren unterzeichneter Vertrag mit Frankreich erst in einigen Monaten ablaufe, begegnete er mit dem Spott: die Chikane wegen der drei Monate möge man bei der Anerkennung nachgeborener Kinder geltend machen. Er verbat sich nachdrücklich durch Knyphausen unschickliche Drohungen, die ganz und gar nicht am Platze seien, und drohte seinerseits, wenn sein durchaus harmloser Schritt den Franzosen soviel Erbitterung einflöße, wenn das wirklich mehr sei als ihr übliches vorübergehendes Schmollen, wenn sie geheimes Gift im innersten Herzen trügen, dann werde er sich genötigt sehen, an ein wirkliches Bündnis mit England zu denken.

Mit Befriedigung gewahrte er, wie Nivernais' Sprache in Potsdam sich von dem gereizten und polternden Ton der Minister in Versailles erheblich unterschied: „nichts von Reprochen oder Menaces“, nur behutsam anklingend ein Ausdruck des Bedauerns, daß Frankreich allzulange ohne Mitteilung geblieben sei. Nivernais entzog sich dem Gewicht der ihm angeführten Gründe nicht. „Er schäme sich, es einzugestehen, aber er habe sich gefürchtet, vor den Russen gefürchtet“ — sagte ihm Friedrich schließlich ganz unbefangen, in unwiderstehlich liebenswürdiger Art, nachdem er die Lage, unter deren Druck er gehandelt, in wiederholten Gesprächen eingehend erörtert hatte. Er erkannte sehr wohl, daß Nivernais zu den Leuten gehöre, „die nicht alles sagen, was man von ihnen wissen will“; sonst aber war man im persönlichen Verkehr sehr miteinander zufrieden. An diesem Hofe war in dem Gesandten auch der Akademiker, der Schriftsteller, der Dichter seiner Würdigung sicher; wir hören von einem Mahle in Potsdam, bei dem Marquis d'Argens und der gelehrte Pair von Frankreich die Unterhaltung zur Hälfte in griechischer Sprache führen, so daß der König scherzend nach einem Lexikon verlangt, um ein oder das andre Wort von dem klassischen Gespräch erhaschen zu können. Nivernais seinerseits erstreckte die Lobsprüche, die er dem Könige spendete, bis auf den Klang der Stimme, die er bezaubernd nannte, so wie er sie nie bei einem Menschen gehört.

Wenn dann Nivernais Hoffnung gab, daß sein Hof trotz des Westminstervertrages sich bereit finden werde, das jetzt ablaufende Verteidigungsbündnis mit Preußen zu erneuern, wenn Frankreich überdies sich in seinen Händeln mit England nach wie vor die preußische Vermittelung gefallen ließ, so schien die Lage alles in allem nicht bloß unbedenklich, sondern in gewisser Beziehung sogar glänzend: als Vermittler zwischen den beiden großen Westmächten spielte der preußische Staat, wie sein König sanguinisch sich schmeichelte, die größte

Rolle, die in Friedenszeiten sich für ihn denken ließ. Wenigstens dieses Jahr 1756 glaubte Friedrich gewonnen zu haben, und das, sagte er, wiege so viel, wie die fünf vorangegangenen Jahre zusammen. Er blieb der Meinung, daß sein Entschluß der richtige, der rettende gewesen sei. Oder sei es kein Gewinn, die furchtbare Liga, welcher der Staat notwendig auf die Dauer hätte unterliegen müssen, zersprengt zu haben? kein Vergnügen, die Königin von Ungarn zum Rasen, Sachsen zur Bedeutungslosigkeit und Bestushew zur Verzweiflung zu bringen? Und das alles seien die Folgen eines einzigen kleinen Federstriches. Wohl wußte er, und zwar schon seit dem November, daß zwischen Wien und Versailles „chipotiert" wurde, aber er meinte, daß nur Gegenstände von untergeordneter Bedeutung in Frage stünden: etwa ein Neutralitätsvertrag und die Gewährleistung des gegenseitigen Besitzstandes, vielleicht die bisher gescheiterte Königswahl des Erzherzogs Joseph, vielleicht auch die Verlobung des Erzherzogs mit einer französischen Prinzessin — im schlimmsten Falle die Zusage französischer Neutralität bei einem österreichischen Angriffe auf Schlesien: und damit, meinte Friedrich, werde nicht viel verloren sein, da Frankreich ohnehin für die Verteidigung von Schlesien nichts Wirksames gethan haben würde. Zuviel Mühen und Kosten habe der Kardinal Richelieu daran gesetzt, die Macht des alten Hauses Oesterreich niederzudrücken, als daß je ein französisches Ministerium einen so groben Verstoß gegen die wesentlichsten Interessen Frankreichs begehen könne, zu erhöhtem Aufschwung des neuen Hauses Oesterreich beizutragen. Das allerdings verhehlte Friedrich sich nicht, daß von dem Fortgang und Ergebnis der Verhandlung mit dem Wiener Hofe das Endurteil der Franzosen über ihn selbst und seine Westminsterkonvention abhängen werde: Glimpf und Gunst, wenn jene Verhandlung im Sande verlief, Verdammung im entgegengesetzten Falle.

Die Entscheidung war näher gerückt, als er annahm. Am 13. März 1756 richtete Rouillé an Nivernais im tiefsten Vertrauen ein eigenhändiges Brieflein, das König Ludwig gelesen und gutgeheißen hatte: „Ich hätte geglaubt, daß Sie aus den Privatbriefen, die ich Ihnen mit den beiden letzten Kurieren zu schreiben die Ehre hatte, entnommen haben würden, daß der König sich mit der Erneuerung seines Vertrages mit dem Könige von Preußen nicht beeilen zu sollen glaubt." Seit zwei Jahren habe man diese Verlängerung angeregt, aber der König von Preußen habe sich taub gestellt; jetzt, da er seine Konvention mit England geschlossen, begehre er den Vertrag. Der Gesandte möge sich, ohne in Berlin irgendwie Anstoß zu geben, zur Heimkehr rüsten. Nivernais war aufrichtig genug, beim Abschied am 2. April dem Grafen Podewils zu sagen, das Gesamtbild Europas habe sich seit kurzem derart verschoben, daß es schwer sein werde, im gegenwärtigen Augenblick die verschiedenen Interessen in Einklang zu bringen.

In Versailles schritt die Verhandlung mit dem kaiserlichen Gesandten jetzt rasch vorwärts. Rouillé, der verantwortliche Leiter der auswärtigen Politik, der Vertreter der politischen Tradition, mit seinen in dem historischen Gegensatz gegen Oesterreich alt gewordenen Beamten hinter sich, vermochte allerhand Bedenklichkeiten nicht zu überwinden und wünschte in Preußen unter allen Umständen ein Gegengewicht gegen die österreichische Macht zu erhalten. Bernis,

der unbefangene diplomatische Neuling, das geschmeidige Werkzeug der königlichen Laune, der Günstling der Gunstdame, drängte dem Ziel zu und sagte sich, daß ohne völlige Lossagung von Preußen sein Hof niemals einen sicheren Bundesgenossen an Oesterreich gewinnen werde. Frau von Pompadour hielt sich äußerlich zurück und war doch die Seele der Verhandlung. Es trifft nicht zu, daß der König von Preußen, wie nachher die Diplomaten sich erzählten, diese Frau geflissentlich vernachlässigt, ignoriert habe; schon 1751 hat er seinem Gesandten, der ihn auf ihre Eingriffe auch in die auswärtige Politik aufmerksam machte, unbedenklich geantwortet, es gelte ihm gleichviel, ob er bei dem männlichen oder dem weiblichen Geschlechte Unterstützung seiner Zwecke suchen solle. Und noch jüngst hatte sich die Marquise durch Nivernais ihm empfehlen lassen und einige artige Aeußerungen für diese Aufmerksamkeit eingetauscht. Jetzt aber hatte sie sich völlig von der preußischen Sache abgewandt. Starhemberg hatte recht, wenn er es dem Grafen Kaunitz rühmte, daß man ihr alles verdanke und auch in Zukunft alles von ihr erwarten dürfe. Sie betrachtete das endliche Ergebnis der Verhandlung als ihr eigenstes Werk und verhieß dem kaiserlichen Bevollmächtigten, daß man bei so schönem Beginnen nicht auf halbem Wege stehen bleiben werde.

Denn ein halbes Werk war vorerst nur das in drei Urkunden niedergelegte Neutralitäts- und Verteidigungsbündnis von Versailles, das am 1. Mai 1756 zu Jouy, Rouillés Landhause, unterzeichnet wurde. Noch fehlte die offensive Spitze. Noch erhob Frankreich Einwände gegen eine weitere Schwächung Preußens, über den Verlust von Schlesien und Glatz hinaus, und weigerte die Waffenhülfe für den Angriffskrieg; nur zu Geldspenden wollte es sich für solchen Krieg herbeilassen, mittelst deren dann der Verbündete sich anderwärts Hülfstruppen werben und vor allem die Russen von dem Golde Englands unabhängig machen mochte. Auch verlangte man statt der angebotenen Ausstattung des spanischen Bourbonen mit einem Teil der österreichischen Niederlande die Abtretung des ganzen Gebietes unmittelbar an Frankreich. Die letzte Forderung wurde in Wien grundsätzlich bereits zugestanden — ein verheißungsvolles Vorzeichen für die neue Verhandlung. Mittlerweile erschien in Petersburg als geheimer Agent des französischen Hofes der schottische Emigrant Mackenzie Douglas, um den Boden zu bereiten für die Wiederanknüpfung offizieller Beziehungen und damit die Voraussetzung zu schaffen für die Verschmelzung des alten österreichisch-russischen und des neuen österreichisch-französischen Bundes zu einer Tripelallianz der großen Kontinentalmächte.

Rußland sah sich durch die Westminsterkonvention und das Bündnis von Versailles in die eigentümliche Lage versetzt, daß nun ein jeder seiner beiden Verbündeten sich zu einer der beiden Mächte gesellt hatte, die am Hofe der Zarin als Feinde betrachtet wurden; England zu Preußen, Oesterreich zu Frankreich.

Die Nachricht von der Westminsterkonvention kam nach Petersburg gerade als die Zarin nach langem Zögern am 21. Februar 1756 jenem russisch-englischen

Subsidienvertrag, der für König Friedrichs Entschließung entscheidend geworden war, ihre Ratifikation erteilt hatte. In welchem Sinne sie sich zur Annahme des englischen Geldes bereit erklärte, das ließ die Anfrage ersehen, welche sie um Neujahr an die Vertreter Englands und Oesterreichs gerichtet hatte: „Welche Maßregeln sind beabsichtigt für den Fall eines in Europa ausbrechenden Krieges, und in Sonderheit eines Krieges, den der König von Preußen anfängt, oder in den er nur verwickelt wird?"

Jetzt fühlte sich die Kaiserin durch Englands Haltung tief verletzt. Graf Bestushew sagte zu dem Vertreter Sachsens, die Engländer hätten stets auf ihr Geld gepocht, aber die Kaiserin habe wiederholt geäußert, daß es ihr nicht darum allein zu thun sei. Wenn das englische Ministerium durch Sir Charles Williams erklären ließ, der anfängliche Zweck der Unterhandlung habe sich allerdings gegen Preußen gerichtet, der Hauptzweck aber sei stets die Erhaltung des europäischen Friedens geblieben, so antwortete man mit der gereizten Erklärung, der russisch-englische Vertrag habe nie einen andern Zweck haben sollen, als Preußen einen Zaum anzulegen.

England hatte länger als ein Jahrzehnt am russischen Hofe gegen Preußen geschürt. Williams selbst hatte noch im Vorjahre den Auftrag mit auf den Weg erhalten, die Russen zu überzeugen, daß sie nur eine asiatische Macht blieben, wenn sie stille säßen und den König von Preußen schalten ließen. Wie wollte England die Geister, die es gerufen, jetzt loswerden?

Allerdings, eines und gerade das Unerwartetste hat Williams erreicht. Der Mann, welcher der Zarin den Haß gegen den einst von ihr bewunderten preußischen König in jahrelanger, unablässiger Bemühung gleichsam tropfenweise eingeflößt hatte, der sich mit Stolz den Anstifter des gegen Preußen zugespitzten Systems der russischen Politik nennen hörte, Alexei Bestushew fand sich im Augenblicke, wo alles zu dem lang geplanten Schlage fertig war, schnell bereit, die Schwenkung der Engländer auf die preußische Seite hinüber mitzumachen. Wer den Großkanzler kannte, der wußte auch — nicht einer der fremden Gesandten weicht darin von dem allgemeinen Urteil ab —, daß die Beweggründe seines Handelns immer in egoistischer Berechnung lagen. Diesmal war es noch nicht am meisten der Schimmer des englischen Goldes, was dem habgierigen Manne seine Stellung auf der Seite Englands anwies; es war vor allem der schielende Ausblick auf den Moment des künftigen Thronwechsels. Elisabeth Petrowna krankte, niemand glaubte an ein langes Leben der soeben in das siebenundvierzigste Jahr getretenen Frau, alle Parteien bei Hofe rechneten mit einem plötzlichen Ereignis. Bestushew gedachte dann seine Gönnerin, die Großfürstin Katharina, an der Seite ihres Gatten, des allgemein mißachteten Großfürsten Peter, zur eigentlichen Beherrscherin des großen Reiches zu machen; von seinen Gegnern aber glaubte der Kanzler, daß sie die Krone vielmehr auf den jungen Paul Petrowitsch vererbt und die Staatsleitung einem Regentschaftsrat zugewiesen wünschten. Katharina, eine ebenso „unverbesserliche Engländerin", wie ihr Gemahl ein „eingefleischter Preuße", setzte ihr Vertrauen in den englischen Gesandten; nicht bloß Bestushew erhielt damals von Williams ein Jahrgeld von 2500 Pfund zugesichert, auch die Großfürstin nahm einen Vorschuß

von 20000 Dukaten an. Dagegen waren dieselben Leute, welche Katharina und Peter für die Zukunft von der Regierung ausschließen und einstweilen Bestushew aus dem Sattel heben wollten, die Parteigänger Frankreichs.

Es zeigte sich, daß sie schon die Stärkeren waren. Alexei Rasumowski, einst des Kanzlers kräftigste Stütze bei der Zarin, hatte gichtlahm und gebrechlich die Rolle des erklärten Favoriten schon seit Jahr und Tag an den jungen Grafen Jwan Schuwalow abgegeben. Diesem „männlichen Pompadour", wie ein boshafter Zeitgenosse ihn genannt hat, und Jwans Oheime, dem ehrgeizigen und verschlagenen Senator Peter Schuwalow, hatte sich nun der lange Zeit vorsichtig hinter Bestushew in den Schatten getretene Vicekanzler Woronzow angeschlossen, jetzt endlich mutig und kampflustig und der Aussicht froh, die alte Fabel von der Unersetzlichkeit des geschäftskundigen und bei aller Neigung zur Flasche und zum Spiel arbeitsamen Kanzlers bald widerlegen zu dürfen. So unsicher fühlte sich dieser in seinem heiklen Bemühen, zwei Herrinnen, der Zarin und zugleich der Großfürstin zu dienen, daß er nicht mehr mit offenem Visier den Kampf gegen seine Neider aufzunehmen wagte; mit einer sehr gewundenen Begründung versuchte er, wenn er trotz der Westminsterkonvention dem weiteren Zusammengehen mit England das Wort redete, sich gegen den Verdacht zu decken, daß er seine alten preußenfeindlichen Grundsätze verleugne: Wenn Rußland, so erklärte er, jetzt das Vertragsverhältnis mit England löse, so werde dadurch ganz offenkundig, daß man einen Angriff gegen den König von Preußen beabsichtigt habe, diesem aber werde unnötigerweise die Genugthuung bereitet, durch seine Politik die Absichten des russischen Hofes durchkreuzt zu haben. Bleibe man dagegen auf Englands Seite, so würden mittlerweile die russischen Rüstungen am leichtesten verborgen bleiben und der König von Preußen werde ganz und gar nicht ahnen, daß ihm ein Angriff bevorstehe; denn alles komme darauf an, ihn in dem Augenblicke anzugreifen, wo er am wenigsten darauf gefaßt sei.

Aber schon schritten die Gegner entschlossen und folgerichtig über den Widerstand des doppelzüngigen Mannes hinweg. Wie in Versailles, so siegte auch in Petersburg die Hofkabale über das Ministerium.

Auf die Anfrage der Zarin, wie man sich zu einer Annäherung zwischen Oesterreich und Frankreich zu verhalten habe, erklärte der Staatsrat Mitte März gegen Bestushews Stimme, daß alles auf die Schwächung Preußens ankomme, daß also Rußland einem französisch-österreichischen Bündnis, sofern dasselbe dem Wiener Hofe den Besitz von Schlesien verschaffe, ruhig zusehen könne. Demnächst folgte der Beschluß, dem österreichischen Bundesgenossen die gegenwärtige Lage als zur Ausführung der Anschläge gegen Preußen geeignet zu empfehlen und die russische Mitwirkung bestimmt in Aussicht zu stellen. Noch ehe darüber dem Grafen Esterhazy eine amtliche Mitteilung gemacht war, gab dieser im Auftrage seines Hofes von dem bevorstehenden Abschluß des Vertrages mit Frankreich Kenntnis und stellte die Anfrage, ob Rußland 60—70000 Mann gegen Preußen marschieren lassen wolle, wenn Oesterreich mit 80000 Mann in den Krieg eintrete, und ob man noch im laufenden Jahre die Operationen zu beginnen imstande sei: auf einem Hoffest, am 5. April, brachte er seine Botschaft unmittelbar bei der Zarin an, in Gegenwart der beiden Kanzler, und Elisabeth ließ ihm durch

Bestushew zustimmend antworten, daß sie eben im Begriff gewesen sei, der Kaiserin-Königin ein Angriffsbündnis anzutragen. Vierzehn Tage später ward dem Ungarn der Entwurf dazu — auch Sachsen und Schweden wurden als Teilnehmer in Aussicht genommen — amtlich zugestellt, samt der Erklärung, daß Rußland dem österreichisch-französischen Vertrage bereitwilligst beitreten werde; für sich begehrte die Zarin Kurland und Semgallen, wofür dann Polen mit Ostpreußen entschädigt werden sollte. Kurze Zeit darauf empfing Graf Woronzow jenen Douglas, der von seinen Auftraggebern an ihn, nicht an Bestushew gewiesen worden war; die Sendung zu erwidern, trat ein Vertrauter des Vizekanzlers, Feodor Bechtejew, die Reise nach Paris an.

Als Graf Kaunitz in Wien durch Esterhazy die ersten Mitteilungen über die glücklich inaugurierte Verhandlung erhielt, begrüßte er sie als „die vergnüglichsten, alle Hoffnungen übertreffenden Nachrichten." Und doch sandte er jetzt dem Botschafter einen Gegenbefehl. Es galt, Zeit zu gewinnen, bis auch Frankreich für den Angriffskrieg gewonnen, bis das Defensivbündnis von Versailles in ein offensives verwandelt war. Das werde, so ließ Kaunitz am 22. Mai dem russischen Hofe durch Esterhazy mitteilen, allem Anschein nach sich noch um einige Monate verzögern: „und alsdann wäre die Zeit allzusehr verstrichen, als daß noch in diesem Jahre die Armee zusammengezogen, in Marsch gesetzt und die Operationen zu gleicher Zeit angefangen werden könnten, daß also diese bis in das nächste Frühjahr ausgesetzt bleiben müßten. Inzwischen würde alles darauf ankommen, das Spiel recht zu verdecken und den Verdacht, welchen England und Preußen schon gehegt haben, auf die thunlichste Art zu verhindern, folglich unser Vorhaben bis zum wirklichen Ausbruch geheim zu halten."

Die Zarin und ihre Heißsporne waren wenig damit einverstanden, daß sie ihren Krieg erst im nächsten Jahre bekommen sollten. Wieder wie 1746 und 1749 war Rußland der drängende, Oesterreich der vorsichtigere Teil. Man ließ in Wien warnen: wenn nun Frankreich und England in der Zwischenzeit ihren Frieden schlössen, werde da nicht mit dieser Vertagung des Angriffes eine vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit, den König von Preußen um seine Macht zu bringen, unbenutzt vorübergegangen sein? Doch fügte man sich dem Willen des Verbündeten. Auf ausdrücklichen Wunsch der Kaiserin-Königin, so ließ man nach Wien zurücksagen, stelle Rußland seine Truppenbewegungen vorläufig ein, indes würden seine Streitkräfte stets so verteilt bleiben, daß sie in kürzester Zeit zum Angriffe vorzugehen vermöchten.

Und so blieb es bei der Losung des Grafen Kaunitz, „das Spiel recht zu verdecken" bis zum nächsten Frühjahr.

König Friedrich war über den Vertrag von Versailles, von dem er schon wenige Tage nach der Unterzeichnung, am 11. Mai, die erste Kunde hatte, zunächst weniger beunruhigt, als über die Ankunft des Ritters Douglas in Petersburg, die er etwas später, in der vorletzten Woche des Mai, erfuhr. Erst wenn Rußland sich zum Beitritt gewinnen ließ, bedeutete der Bund der Oesterreicher

und Franzosen eine ernste Gefahr für Preußen und die entschiedene Störung des politischen und militärischen Gleichgewichts für Europa.

Nicht immer hatte Friedrich so unbedingt auf Rußlands Abhängigkeit von England gezählt, wie bei dem entscheidenden Entschluß des vorangegangenen Winters. Es fehle thatsächlich viel daran, so schreibt er 1751 einmal, daß England bis zu dem Grade Meister über Rußland wäre, es ganz nach Belieben lenken zu können.

Auch jetzt stiegen ihm allmählich Zweifel auf. Aber die Engländer thaten zunächst alles, um sie zu zerstreuen; sie thaten nichts, ihren neuen Bundesgenossen über die ihnen bekannte wahre Stimmung des Petersburger Hofes aufzuklären.

Den 8. Mai traf Sir Andrews Mitchell in Berlin ein, nach sechs Jahren der erste Vertreter Georgs II. am preußischen Hofe. Am 11. hatte er seine Antrittsaudienz in Potsdam; der König behielt ihn über Nacht dort, für eine zweite vertrauliche Unterredung. Als Mitchell darauf antrug, Maßregeln zur Aufrechterhaltung des Friedens in Deutschland zu vereinbaren, sagte Friedrich: in diesem Jahre werde nichts kommen, dafür stehe er mit seinem Kopfe, aber er könne nicht dafür gutsagen, was nächstes Jahr kommen möge. Er habe verschiedene Pläne fertig, der König von England möge wählen; werde der Frieden im Reiche gestört infolge des Bündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich, so wolle er gegen beide einstehen, die Franzosen wie die Oesterreicher. „Aber", setzte er hinzu, „seid Ihr der Russen sicher?" Mitchell antwortete: „der König, mein Herr, denkt es." Als Friedrich später die Frage eindringlicher wiederholte, ob man der Russen absolut sicher sei, erneute Mitchell seine Beteuerung. Dann könne man, schlug Friedrich vor, sich gegen die Verbündeten von Versailles für den Fall eines Krieges mit 30000 Russen verstärken und sie zur See nach Deutschland kommen lassen. Doch werde es ihm lieber sein, setzte er in einem späteren Gespräch, fortdauernd in irrigen Vorstellungen befangen, hinzu, fremde Truppen überhaupt nicht im Reiche zu sehen. Als ihm gegen Ende des Monats die ersten näheren Nachrichten über die russischen Kriegsvorbereitungen, über die Ansammlung eines Heeres in Livland zugingen, war er noch immer geneigt, darin die Mietstruppen zu sehen, die Rußland den britischen Subsidienspendern zu überlassen verpflichtet sei.

Erst Anfang Juni begann die Binde von seinen Augen zu sinken. In Stettin, wo er die Frühjahrsrevue über die pommerschen Regimenter abnahm, erhielt er aus dem Haag die Meldung von dem „neuen politischen Phänomen", daß der russische Gesandte von der Zarin den Befehl erhalten hatte, mit den beiden französischen Vertretern in engstes Einvernehmen zu treten. Sofort steht Friedrichs diplomatischer Feldzugsplan fest. Gelingt es trotz allem, wie der König von England es sich denkt, Rußland festzuhalten, so ist der Krieg in Deutschland nicht zu befürchten. Andernfalls aber müssen die beiden verbündeten Könige, ein jeder nach seinem Vermögen, durch Truppenwerbungen und Subsidienverträge sich für den Krieg des nächsten Jahres in möglichst starken Verteidigungszustand setzen; Kurköln, Hessen-Kassel, Braunschweig, Gotha, Eisenach und andere Fürsten werden zu haben sein, Baiern schwerlich, noch weniger Sachsen, das ohnehin nur ein zweideutiger Genosse sein würde. Vor allem aber müssen dann die Türken

zu einer Diversion gegen Rußland aufgeboten werden, und hier können bei dem unvermeidlichen Zeitverlust die Eisen nicht früh genug ins Feuer kommen. Endlich fragt Friedrich an und erbittet sich eine bündige und aufrichtige Antwort, ob er, von Rußland angegriffen, auf die Entsendung einer englischen Flotte in die Ostsee rechnen könne. „Die beste Lösung unter allen," so schließt er am 8. Juni seine noch von Stettin aus vorausgesandte eingehende Instruktion für das Kabinettsministerium, „wäre der Friede; aber für den Fall, daß man ihn zwischen heute und dem Schluß des Jahres nicht sollte sichern können, muß man von Stund an auf die Verteidigungsmittel denken und nichts für unsre gegenseitige Erhaltung verabsäumen. Sagt Herrn Mitchell, hier handle es sich nicht um ein paar Aepfel, sondern um die gewichtigsten Interessen Preußens und Englands." In die Hauptstadt zurückgekehrt, entwickelte er dem britischen Gesandten am Nachmittag des 10. Juni mündlich seine Gedanken noch eingehender: Alles hange noch von der Entwickelung der russischen Dinge ab, doch müsse man beizeiten das eintretendenfalls Erforderliche erwägen. Und da seien ihm drei Dinge eingefallen, die schon berührte Diversion der Türken, eine Revolution in Rußland und ein Religionskrieg in Ungarn.

Der in Stettin geschöpfte Argwohn wurde im Magdeburger Uebungslager fast zur Gewißheit, als der König Mitte Juni aus seiner geheimen Dresdener Quelle zwei dem April und Mai angehörige Berichte des sächsischen Geschäftsträgers in Petersburg erhielt. War er in Stettin noch von der Voraussetzung ausgegangen, daß den Russen nur die Nebenrolle zugedacht sei, ihm, wenn er Hannover gegen die Franzosen verteidigen helfe, in den Rücken zu fallen, so trat es jetzt klar zu Tage, daß sie unmittelbar mit ihm anzubinden beabsichtigten, ja bereits nach einem Vorwand zum Angriff suchten. Der König kündete drum dem Marschall Lehwaldt in Königsberg die demnächstige Ankunft eines Offiziers an, der ihm, wie es 1749 geschehen war, Verhaltungsmaßregeln auf alle Fälle überbringen werde: „da die Sachen von Europa von Tag zu Tag ernsthafter und verwickelter werden."

In der That, jeder Tag brachte neue beunruhigende Nachrichten. Ein englischer Kurier aus Petersburg, der am 17. Juni durch Berlin kam, sagte aus, daß in der russischen Hauptstadt das Gerücht umlaufe, die Zarin im Verein mit der Kaiserin-Königin wolle den König von Preußen angreifen; 170000 Mann regulärer Truppen und 70000 Kalmücken seien im Begriff, sich um Mitau, Riga, Narwa zu versammeln. Mitchell selbst erklärte dem Minister Finckenstein, der Bericht von Williams, welchen der Kurier nach London trage, sei sehr lakonisch; so viel aber entnehme er daraus, daß die Lage dort nicht vorteilhaft für den Londoner Hof sei, und als Ehrenmann und wohlmeinender Minister habe er geglaubt, das dem Könige von Preußen nicht verhehlen zu sollen; wohl sei Bestushew treu geblieben und mache sich noch anheischig, die Unterhandlung des französischen Emissärs zu durchkreuzen, aber Williams selbst sei seiner Sache nicht mehr sicher. Zudem habe Williams, setzte Mitchell achselzuckend hinzu, viel Geist, aber wenig Urteil. Mitteilungen, an die Finckenstein, als ehemaliger Gesandter in Rußland ein sachkundiger Beurteiler, in seinem Bericht an den König die Bemerkung knüpfte, es werde sehr traurig

und sehr eigentümlich sein, wenn Bestushew nach so vielen vergeblichen Versuchen zu seinem Sturze gerade in dem Augenblicke von seinen Gegnern zerschmettert werden sollte, wo er zum erstenmal für Preußen nützlich werden könnte.

Bei aller anscheinenden Offenheit ging Mitchell doch nicht frei mit der Sprache heraus. Er habe, so berichtete er nach London, sorgfältig vielerlei aus Williams' Schreiben verborgen und habe sich bestrebt, soweit als irgend möglich, die üble Lage der englischen Angelegenheiten in Rußland zu bemänteln.

Immerhin war Mitchells Mitteilung ein neuer willkommener Beitrag zu dem Indizienbeweis, für den sich seit vierzehn Tagen der Stoff ansammelte. Gewicht hängte sich an Gewicht. Uebereinstimmend meldeten der Gesandte in Wien und der Oberpräsident der schlesischen Kammern von Truppenanhäufungen und andern militärischen Vorkehrungen in Böhmen und Mähren; endlich aber lief am 22. Juni aus Dresden ein Zeugnis ein, das, allerdings nur auf Kombinationen beruhend, doch mit den Kombinationen des Königs völlig zusammentraf und wie sie dem wirklichen Sachverhalt ganz nahe kam. Es war ein dem preußischen Vertreter verratener Bericht des Grafen Flemming, des sächsischen Gesandten am Kaiserhofe. Flemming erklärte da am 9. Juni, durch Vergleichung aller Anhaltspunkte zu dem Ergebnis gekommen zu sein, daß die militärischen Demonstrationen Rußlands auf eine Vereinbarung mit dem Wiener Hofe zurückgingen; daß man die Zarin überzeugt habe, wie nie ein gelegenerer Augenblick zum Angriff kommen könne, als der jetzige, wo der Wiener Hof Frankreich für sich gewonnen habe und wo auch von Schweden und von der Pforte nichts zu fürchten sei; daß Bestushew dem neuen System sich nur anschließe, weil er nicht offen zu widersprechen wage; daß inzwischen die beiden Kaiserhöfe verabredet hätten, Rußland solle, um die wahren Beweggründe seiner Kriegsrüstung desto besser zu verheimlichen, seine militärischen Verpflichtungen gegen England vorschützen, bis man dann, nach Vollendung der Vorbereitungen, unversehens über den König von Preußen herfallen könne.

So begannen denn jetzt auch die preußischen Rüstungen, gerechtfertigt durch das, was der König wußte, und noch mehr gerechtfertigt durch das, was er nicht wußte.

Er nahm an, daß die Oesterreicher mit starker Heeresmacht durch Sachsen in die Marken vordringen und ein andres Corps nach Schlesien werfen würden, um dort dem bei Smolensk sich sammelnden russischen Heereshaufen die Hand zu reichen, während die in Livland und Kurland zusammengezogenen Truppen nach Preußen vordringen würden. Er versah Lehwaldt für diesen Fall nunmehr mit weitgehenden Vollmachten und ausführlichen Unterweisungen militärischer, politischer, wirtschaftlicher Art, und zog in Hinterpommern elf Bataillone und zehn Schwadronen zusammen, pommersche und märkische Truppen, bestimmt, den 29 Bataillonen und 60 Schwadronen in Preußen als Rückhalt zu dienen. In Schlesien legte er Magazine an, setzte die Festungen in Verteidigungszustand, und befahl den Regimentern ihre Beurlaubten einzuziehen. Er benachrichtigte die westfälischen Truppen, daß sie in sechs bis acht Wochen vielleicht Marschbefehl erhalten würden. Schon wurden auch, nach der Praxis der beiden ersten Kriege, die Grenadierkompagnien von den Regimentern abgezweigt und zu selb-

ständigen Bataillonen zusammengelegt. Die Garnisonregimenter, schon im letzten Winter um vier Bataillone vermehrt, gliederten sich jetzt weitere zehn Bataillone an. „Wir haben einen Fuß im Steigbügel," schrieb Friedrich am 22. Juni seiner Baireuther Schwester, „und ich glaube, der andre wird schleunigst nachfolgen. Alles das muß sich in spätestens zwei Monaten offenbaren. Der Krieg scheint mir unvermeidlich, ich habe alles gethan, ihn zu vermeiden, es ist mir nicht geglückt: ich wasche meine Hände wegen dessen, was daraus folgen wird, wenigstens bin ich überzeugt, daß niemand mich anklagen kann, daran Schuld zu sein."

Daß die beiden Kaiserhöfe trotz England schon handelseins geworden sind, und zwar zuerst und vor allem gegen Preußen, hält er jetzt für ausgemacht. Zweifelhaft mag noch der Anteil Frankreichs an der Verschwörung erscheinen, aber Aeußerungen, die dem Grafen Kaunitz entfallen sind, geben dem Argwohn Raum, daß Frankreich bereits in dem Bunde der dritte ist. Wieder wie am Vorabend seines ersten Krieges, drängen sich dem preußischen König klassische Erinnerungen auf. Der neue Dreibund scheint ihm das Triumvirat des Augustus, Antonius, Lepidus nachahmen zu wollen: man proskribiert und opfert einander die alten Freunde, die gekrönten Häupter Europas; die Kaiserin gibt England und Holland der Rache Frankreichs preis, und der Hof von Versailles opfert Preußen dem Ehrgeiz der Kaiserin. „Das Gleichgewicht ist verloren, sowohl zwischen den großen Mächten wie innerhalb des deutschen Reiches. Die Krankheit ist schwer, aber nicht ohne Heilmittel ... Drei Dinge können die Wage Europas wieder ins gleiche bringen: die enge und aufrichtige Verbindung zwischen den beiden Höfen von Berlin und London, angestrengte Bemühung um neue Allianzen, die Anschläge der feindseligen Mächte zu durchkreuzen, und wagender Mut im Angesicht auch der größten Gefahren."

Das die Schlußworte der großen, von einem gedrängten Rückblick auf die politischen Abwandlungen des letzten Jahres ausgehenden Denkschrift vom 28. Juni „Ueber die gegenwärtige Lage Deutschlands". Mit dem eindringlichen Aufruf zur gemeinsamen Abwehr und zur Grundlegung eines ganz neuen politischen Systems will sie Preußens einzigem Verbündeten die Sachen so zeigen, „wie sie jetzt wirklich liegen", und ihn von der „angenehmen" Wahnvorstellung zurückbringen, als ob das alte System trotz aller Erschütterungen hergestellt werden könnte.

Kaum daß diese Denkschrift nach London abgegangen war, schon am 29. Juni, kam die Kunde aus Petersburg, daß zwar die Truppen sich in Livland versammelten, daß aber die Generale noch alle ruhig in der Hauptstadt weilten. Und ein zweiter Bericht von dort, am 3. Juli in Friedrichs Hand, besagte auf das Bestimmteste, alle kriegerischen Vorbereitungen, so zu Wasser wie zu Lande, seien auf Gegenbefehl eingestellt, und einzelne der vorgeschobenen Truppenteile seien mit Befehlen zur Umkehr versehen. Der Gewährsmann verdiente uneingeschränkten Glauben; es war Mynheer van Swart, der holländische Gesandte in Petersburg, dessen sachkundige, auf dem Berliner Postamt nach der internationalen Gepflogenheit jener Zeiten regelmäßig durchmusterte Depeschen einen Ersatz für die unmittelbare Berichterstattung boten, die in den

letzten fünf Jahren, seit jenem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Rußland, ganz fehlte.

Und die verborgene Ursache der klar vorliegenden Wirkung? Wir kennen sie, diese Ursache, den Antrag des österreichischen Hofes, bis zum nächsten Jahre noch stille zu sitzen. König Friedrich aber, der nur die Wirkung sah, konnte die plötzliche Veränderung zunächst nicht anders deuten, als daß der Friede noch einmal gerettet sei, daß „vor dies Jahr alles vorbei", daß Sir Charles Williams doch noch ein Mittel gefunden haben müsse, den Dingen in Petersburg „eine andre und bessere Tournüre zu geben", und daß nun ohne die Russen auch die Oesterreicher sich nicht hervorwagen, nicht alles allein „auf ihre Hörner nehmen" würden. Friedrich beschloß, seine Haltung davon abhängen zu lassen, ob „die Leute da unten" ihre Truppen aus Ungarn und Italien nach Böhmen und Mähren heranziehen würden; geschah das nicht, so wollte er der Ansicht bleiben, daß dies Jahr 1756 noch in Ruhe und Frieden dahingehen werde. Seine eigene Rüstung setzte er inzwischen nicht fort.

Selbst die schon in den nächsten Tagen nachhinkenden Hiobsposten über die immer entschiedenere politische Feindseligkeit des militärisch einlenkenden Zarenhofes beirrten ihn nicht in dieser zuwartenden Haltung und ließen ihm nur die Einstellung des russischen Vormarsches „noch dunkler als zuvor" erscheinen. Es war ein neuer Bericht Swarts, daß England und sein Vertreter ihre Sachen in Petersburg verdorben hätten und daß man nun hier „mit aller Macht und Gewalt" die Freundschaft Frankreichs suche und ohne Mühe finden werde; dazu endlich — jetzt am 6. Juli nach mehr als einem Vierteljahr — eine Mitteilung des englischen Ministeriums über die am 19. Februar von Bestuschew und Woronzow ausgestellte, die Verbündeten von Westminster geradezu verhöhnende und die Lage völlig aufhellende Erklärung, wonach Rußland durch den Subsidienvertrag vom 30. September 1755 nur in dem Falle gebunden sein wollte, daß Preußen den König von England oder dessen Bundesgenossen angreifen würde.

Eine peinliche, aufreibende Geduldsprobe, diese Zeit des Wartens und argwöhnischen Beobachtens mit ihren „tagtäglich einlaufenden üblen Nachrichten", die doch immer noch nicht beweisend und entscheidend genug schienen. „Die göttliche Vorsicht lenke noch alles zum besten", seufzt der am nächsten stehende Zuschauer, der nach wie vor in alle Geheimnisse und in alle Sorgen eingeweihte Eichel am 14. Juli in einem Brief an seinen alten Gönner Podewils: „es ist aber nicht ohne, daß die jetzigen Aspecten überall die fürchterlichsten und epineusesten seind, worüber Ew. Exzellenz sich des Königs Majestät Beunruhigung gar leichte vorstellen werden."

Der Kabinettsrat war heute „wegen des starken Posttages" früher als gewöhnlich zum König gerufen worden. Die nächsten Tage brachten der Arbeit nicht weniger, zugleich aber den unmittelbaren Anlaß zu einem entschiedenen Schritt.

Der Herzog von Braunschweig übersandte seinem königlichen Schwager den Brief „eines über die geheimen Unterströmungen am Wiener Hofe" sehr unterrichteten Mannes — es war des Herzogs eigener Bruder, Prinz Ludwig von Braunschweig, der ehemalige österreichische Feldmarschall. Der warnte:

„Seine Preußische Majestät muß wissen, ob die Lage der Dinge am Petersburger Hofe es ihm erlaubt, dem Wiener Hof zuvorzukommen, der sicherlich den Vorsatz hat, ihn sobald als möglich anzugreifen." Friedrich antwortete dem Herzog dankend, die Warnung sei ihm nicht überflüssig, obgleich seine Nachrichten von vielen andern Orten allerdings schon auf dasselbe hinauskämen. Es waren u. a. Meldungen aus Hannover und Mecklenburg über umfassende Pferdeankäufe auf österreichische Rechnung, Berichte der Wiener Gesandtschaft und andere Mitteilungen aus der österreichischen Hauptstadt über den Fortgang der Rüstungen, endlich am 16. Juli aus Dresden die Kunde, daß aus Ungarn die Truppen den Marsch nach Böhmen und Mähren angetreten hätten. Und das war die Nachricht, auf die Friedrich unruhig gewartet hatte.

Gleich am 16. erklärte er dem englischen Gesandten seine Absicht, in Wien sich bei der Kaiserin persönlich Aufklärung zu erbitten. Am 18. ging der Kurier ab, der dem Gesandten Klinggräffen den Befehl überbringen sollte, in einer Privataudienz der Kaiserin namens des Königs vorzutragen: da er von vielen Orten her von den Bewegungen ihrer Truppen in Böhmen und Mähren und von der Zahl der dorthin bestimmten Regimenter höre, so frage der König die Kaiserin, ob die Rüstung in der Absicht, ihn anzugreifen, geschehe.

Der Kurier war unterwegs, da kam am 21. Juli aus dem Haag eine Meldung, die das schwankende Gebäude der Vermutungen und Schlüsse mit einem Male auf die feste Basis thatsächlicher Gewißheit rückte. Dieselbe Petersburger Depesche des holländischen Gesandten Swart, aus der man sich, als sie die preußische Hauptstadt passierte, dort vor vierzehn Tagen nur die unchiffrierte Nachricht von der Einstellung der russischen Rüstungen und Märsche entnommen hatte, sie hatte ihrem ganzen Inhalt nach jetzt im Haag der leitende Staatsmann der Republik, der alte Greffier Fagel, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit durch den englischen Minister Yorke der Kenntnis des preußischen Geschäftsträgers von der Hellen vermittelt. Nun offenbarte sich das ganze „Geheimnis der Bosheit", es lösten sich alle Rätsel. Denn hier in Hellens Bericht las König Friedrich, wie zwischen den Kaiserhöfen der Plan festgestellt war, ihn von beiden Seiten zugleich anzugreifen, mit 80 000 Mann von Wien und mit 150 000 von Rußland aus; wie man diesen Plan schon im laufenden Jahre hatte ausführen wollen, sich aber genötigt gesehen hatte, ihn auf das nächste Frühjahr zu verschieben.

Eben noch, als er den Kurier nach Wien abfertigte, hatte er den Krieg immerhin nicht als völlig sicher bezeichnen wollen. Erst jetzt gab er die Hoffnung, den Frieden zu erhalten, verloren: „Mir bleibt nur noch übrig," schreibt er am 23. Juli, „lieber zuvorkommen, als mir zuvorkommen lassen" — er bedient sich einer lateinischen Wendung: praevenire quam praeveniri.

Der englische Gesandte hat nachmals von einer der Unterredungen erzählt, die ihm Friedrich in diesen entscheidungsschweren Tagen gewährte. Er erlaubte sich, dem Könige Einwendungen zu machen gegen die Beweiskraft der von der schlesisch-böhmischen Grenze eingelaufenen Berichte: vielleicht gelte es den Oesterreichern, Preußen durch ihre Kriegsanstalten zu reizen, zum ersten Schlag zu veranlassen, in die Rolle des Angreifers hineinzudrängen, um dann ihrerseits

des Beistandes von Frankreich und von Rußland um so sicherer zu sein. Da blickte ihn der König scharf an und stieß lebhaft und abgerissen die Worte aus: „Wie, mein Herr, was sehen Sie in meinem Gesichte? Glauben Sie, daß meine Nase dazu gemacht ist, Nasenstüber hinzunehmen? Bei Gott, ich werde sie mir nicht gefallen lassen!" Mitchell entgegnete, niemand nach seiner Meinung würde sich erkühnen, den König herauszufordern; und wenn man es thäte, so sei sein Charakter in Europa zu gut bekannt, um einen Zweifel darüber zu lassen, in welcher Weise es würde vergolten werden. Auch habe man unter allen großen Eigenschaften des Königs Geduld und Ergebung noch niemals aufzählen hören. Friedrich lachte, wies dann aber noch einige andere beunruhigende Berichte vor, und schloß mit den Worten: „Hier ist nichts zu helfen, diese Dame" — er zeigte auf das Bild der Kaiserin-Königin, das sein Zimmer schmückte — „will den Krieg haben, sie soll ihn bald haben."

Auch die beiden, die einst „am Rubikon", in jenen Herbsttagen von 1740 zu Rheinsberg, des jungen Königs Vertraute gewesen waren, wurden jetzt wieder um ihre Meinung angegangen, der Feldmarschall Schwerin und der Minister Podewils. Schwerin war während des Feldzugs von 1744 in Ungnade gefallen, als er voll Eifersucht auf den Erbprinzen von Dessau unter dem Vorwand seiner Gesundheit das Hauptquartier verließ; nach drei Jahren war es zu einer Aussprache und Verständigung gekommen, nicht ohne daß der König den alten Herrn mit scharfer Betonung bedeutet hätte, er brauche seine Feldmarschälle vielmehr für den Krieg, als für den Frieden. Jetzt war die Lebhaftigkeit und Kampfeslust des Zweiundsiebzigjährigen kaum zu zügeln; er hätte an dem 16. Juli, an welchem ihn der König persönlich in die Gefahren der politischen Lage einweihte, am liebsten sofort vom Leder gezogen und verlangte dringend zu hören, was seine Bestimmung im Felde sein werde. Friedrich empfahl ihm, sich in Geduld zu fassen. Anders der mit den Jahren nur immer bedenklicher und unschlüssiger gewordene Podewils. Als der König ihm am 21. Juli zu Sanssouci nach der Mittagstafel von dem Angriffsplan der Kaiserhöfe und von der Vertagung des Losbruches bis 1757 Mitteilung machte, allerdings ohne ihm jenen holländischen Gesandtschaftsbericht als Quelle zu nennen, da begann der Minister — wie er tags darauf, noch auf das Aeußerste aufgeregt und ergriffen, „aus hergebrachter Konfidenz und altem Vertrauen" dem Kabinettsrat Eichel beichtete — „Se. Königl. Majestät mit einer respectueusen Franchise alle die Inkonvenienzen und terriblen Suiten zu detailliren, welche daraus erwachsen könnten, wenn man diesseits im Agressorium agiren und Frankreich und Rußland gleichsam au pied du mur poussiren wollte, ihre Garantie- und Defensivengagements, wenn beide auch sonst dieses Jahr es zu thun nicht Lust hätten, zu erfüllen, und in was vor einen terriblen Embarras Se. Königl. Majestät zu gleicher Zeit ohne anitzo noch dringende Not gesetzet werden dürften, dreien so mächtigen Puissancen zugleich zu resistiren, anstatt das beneficium temporis, so von nun an bis künftige Operationssaison beinahe zehn Monate wäre, Ihro mehr Gelegenheit fourniren dürfte, inzwischen Ihre Partie inner- und außerhalb des Reichs zu verstärken . . . Allein alles dieses wurde gänzlich verworfen, vor einen Effekt von gar zu großer Timidité gehalten, und ich zuletzt ziemlich

sèchement mit denen Worten congediiret: Adieu, Monsieur de la timide politique.“ Eichel, der des Königs geheime Kanäle alle kannte und als zuverlässig kannte, war in diesem Falle einmal andrer Meinung als der kleingläubige und kleinmütige Minister. „Ich muß doch“, antwortete er, „die Justice thun und bekennen, daß wenn sich auch nur einige sichere Lueur von Hoffnung fände, darauf man in gewissem Maße tablieren könnte, man hiesigen Orts sicher gern ruhig bleiben würde.“

Während in Sanssouci der letzte „Hoffnungsschimmer“ zu erlöschen begann, meldete sich Klinggräffen in Wien, nach einer vorläufigen Mitteilung an den Grafen Kaunitz, durch den Oberstkämmerer zur Audienz bei der Kaiserin-Königin, um seine Anfrage wegen der österreichischen Rüstungen zu stellen.

Marquis d'Aubeterre, der französische Gesandte, war mit diesen Rüstungen oder wenigstens ihrer geflissentlichen Schaustellung von vornherein nicht einverstanden gewesen. Er hätte gewünscht, so berichtete er am 7. Juli nach Versailles, daß man die beiden Lager in Böhmen und Mähren nicht formiert hätte, um jeden Anlaß zum Argwohn zu vermeiden. Mit engerer Zusammenziehung der Quartiere würde man seiner Ansicht nach denselben Zweck erfüllt haben; aber es scheine, daß das österreichische Ministerium sich ein Ansehen geben zu müssen glaube, um nicht in den Verdacht der Furchtsamkeit zu kommen: „Ich bin überzeugt, daß man im Grunde des Herzens es nicht ungern sehen würde, wenn der König von Preußen die Feindseligkeiten eröffnete; aber ich kann mir nicht denken, daß dieser Fürst es wagt.“ So urteilte auch der englische Gesandte Keith in diesen Tagen, die Oesterreicher würden nicht unzufrieden sein, wenn der König von Preußen den ersten Schlag führen wollte, damit sie auf Grund der Verträge französischen und russischen Beistand fordern könnten. König Friedrich dagegen war anfangs zu der Annahme geneigt gewesen, daß der Wiener Hof mit seinen Truppenbewegungen vielleicht weiter als beabsichtigt gegangen sein möchte und zum Losschlagen noch keineswegs fest entschlossen sei. Seine militärischen Gegenvorkehrungen, wie er sie in der zweiten Hälfte des Juni traf, hatten deshalb nebenbei den Zweck, die Lage zu klären: „Gehen die Oesterreicher mit Krieg schwanger, so wird man ihnen jetzt zur Geburt helfen; haben sie sich mit ihren Demonstrationen übereilt, so werden sie sehr schnell den Degen einstecken.“ Noch standen ihm die Vorgänge von 1749 in frischer Erinnerung. Damals hatten seine geräuschvollen Rüstungen, seine „kleinen Ostentations“, zu dem diplomatischen Rückzuge der Gegner das Ihre beigetragen. Wie anders aber die Wirkung jetzt! Zum Angriff endgültig entschlossen, aber noch zufriedener, wenn sie angegriffen wurden, befolgten die Oesterreicher alsbald die klug berechnete Taktik, ihre eigenen, thatsächlich früher begonnenen Rüstungen als die Folge der preußischen hinzustellen. Da sollte jetzt Klinggräffens gerade auf das Ziel losgehende Anfrage ihnen eine zweite, deutlichere Mahnung sein, sich noch zu besinnen; um der Unterstellung, daß er mit Rüsten begonnen habe, zu begegnen, befahl Friedrich seinem Gesandten, den Umstand hervorzuheben, daß die angeordneten Märsche lediglich die Bildung eines Reservecorps in Pommern bezweckten und sich also als eine Maßregel gegen Rußland, nicht gegen Oesterreich kennzeichneten.

Nur wenige Minuten stand Klinggräffen am 26. Juli zu Schönbrunn vor der Kaiserin-Königin. Nachdem sie seinen Vortrag angehört, entgegnete sie, bei der Mißlichkeit des Gegenstandes habe sie, um sicher zu gehen, geglaubt, ihre Antwort niederschreiben zu sollen; sie hielt ein kleines Papier in der Hand und las die Worte ab: „Die bedenklichen Umstände der allgemeinen Angelegenheiten haben mich die Maßregeln für notwendig ansehen lassen, die ich zu meiner Sicherheit und zur Verteidigung meiner Verbündeten ergreife, und welche überdies nicht bezwecken, irgend jemand zum Schaden zu gereichen. Dies bitte ich, dem König Ihrem Herrn zu berichten.“ Ein Zeichen mit der Hand bedeutete den Gesandten, daß die Audienz beendet sei.

Wie Kaunitz dem sächsischen Gesandten Flemming mitteilte, wollte man mit dieser zugleich festen und höflichen Antwort jede weitere Verhandlung abschneiden, um in keiner Weise an der Fortsetzung der Kriegsvorbereitungen gehindert zu sein. Man zweifle in Wien nicht, meldete Graf Flemming seinem Hofe, daß diese ebenso energische wie dunkle Antwort den König von Preußen, der anscheinend eine Erörterung über die Anfangszeit der beiderseitigen Rüstungen herbeizuführen wünsche, sehr in Verlegenheit setzen werde: „Er soll sich entweder mit seinen Rüstungen und Augmentationen bei langsamem Feuer verzehren, oder um das zu vermeiden, sich zu übereilten Entschlüssen hinreißen lassen, und es scheint, daß man hier in Wien just an diesem Punkte ihn erwartet.“

Am 2. August sah man den Kabinettsrat Eichel um 9 Uhr morgens in aller Eile von Potsdam nach Sanssouci hinausfahren, um dem König die soeben aus Wien eingelaufene Antwort zu überbringen — nach dem, was Friedrich inzwischen über die Anschläge der Kaiserhöfe erfahren, konnte sie ihn nicht mehr überraschen. Eine Stunde später ließ er den Prinzen von Preußen und die Feldmarschälle Schwerin und Keith rufen und behielt sie geraume Zeit bei sich. Noch desselben Tages erhielt Schwerin seine schriftliche Instruktion für den Oberbefehl des zur Deckung von Schlesien bestimmten Heeres. Der Reihe nach, der jedesmaligen Entfernung von den österreichischen Grenzen entsprechend, ergingen heute und binnen den nächsten zehn Tagen die Befehle an die Regimenter zur Mobilmachung und zum Ausmarsch.

„Man erreicht große Dinge nur, wenn man sich großer Wagnisse unterfängt. Mit diesem Trost und dem festen Entschluß, allen, die sich in den Weg stellen werden, über den Kopf zu fahren, kann man der Hölle und dem Teufel trotzen, ruhig seine Zeitungen lesen, vor den leeren Prahlereien der Feinde nicht zittern und überzeugt sein, daß man sich mit Ehren herausziehen wird . . . Wenn unsere Feinde uns nötigen, Krieg zu führen, so muß man fragen, wo sind sie? und nicht, wieviel sind ihrer? Mögen die Weiber in Berlin von Teilungsverträgen schwatzen, wir preußischen Offiziere, die wir unsere Kriege hinter uns haben, müssen gesehen haben, daß weder die Ueberzahl noch die Schwierigkeiten uns den Sieg entreißen konnten und müssen denken, daß es noch dieselben Truppen sind, wie in dem letzten Kriege, daß das ganze Heer noch mehr geschult ist für die Schlachtmanöver, und daß es für uns, wenn man nicht auf sehr starke Dummheiten verfällt, moralisch unmöglich ist, vorbeizuhauen.“

Mit diesen Worten, die wir in zwei Briefen an den Prinzen von Preußen

aus diesem Monat lesen, suchte Friedrich den andern, so schwer ihm selber das Herz jetzt war, den Mut zu stärken. Noch trennte ihn eine selbstgesetzte Frist von dem letzten Schritte. Vor dem 25., eröffnete er dem Marschall Schwerin an jenem 2. August, werde er die Operationen nicht beginnen.

Es erschien das geboten nicht zum mindesten im Hinblick auf das bereits mit einer militärischen Diversion drohende Frankreich, denn bei vorgerückter Jahreszeit konnte man dort nicht wohl daran denken, sich noch diesen Herbst auf dem deutschen Kriegsschauplatze zu zeigen. Ein eigener Zufall, daß an einem und demselben Tage, es war am 26. Juli, der englische und der französische Gesandte Audienz bei dem Könige genommen hatten: der eine, um im Auftrag seiner Regierung vor einer Schilderhebung gegen Oesterreich, die Hannover der Heimsuchung durch die Franzosen auszusetzen geeignet sei, zu warnen; der andere, um zu erklären, daß sein Hof einem Angriff gegen das verbündete Oesterreich, wozu England aufzureizen scheine, nicht ruhig zuschauen werde.

Zugleich aber ward mit dem Entschluß, das Schwert noch in der Scheide zu halten, Raum gewonnen für einen erneuten diplomatischen Versuch zu gunsten des Friedens. Dem Gegner und seinen Verbündeten sollte kein Zweifel darüber bleiben, daß des Grafen Kaunitz Bemühen, „das Spiel recht zu verdecken“, umsonst gewesen war. Klinggräffen wurde am 2. August beauftragt, der Kaiserin-Königin in einer neuen Audienz das darzulegen, was dem Könige, seitdem er die erste Anfrage gestellt, über die österreichisch-russischen Verhandlungen bekannt geworden war; er sollte ihr rundheraus erklären, daß der schon beschlossene Angriff gegen Preußen im vorigen Mai von ihr und der Zarin aufgegeben sei, aber nur verschoben sei bis zum nächsten Frühjahr; er sollte deshalb die Zusage, mündlich oder schriftlich, sich erteilen lassen, daß die Kaiserin nicht die Absicht habe, den König von Preußen anzugreifen, weder dieses Jahr noch im nächsten. „Man muß wissen,“ so schloß Friedrich seinen Erlaß an den Gesandten, „ob wir uns im Krieg befinden oder im Frieden, ich überlasse der Kaiserin die Entscheidung. Wenn ihre Absichten rein sind, so ist jetzt der Augenblick, sie an den Tag treten zu lassen; aber wenn man mir eine Antwort im Orakelstil gibt, unbestimmt oder nicht bündig, so wird die Kaiserin sich alle Folgen zuzuschreiben haben, welche das darin liegende stillschweigende Eingeständnis der gefährlichen Entwürfe, die sie mit Rußland gegen mich geformt hat, nach sich ziehen muß, und ich rufe den Himmel zum Zeugen an, daß ich unschuldig bin an allem Unheil, was daraus folgen wird.“

Bis zum 18. oder spätestens 19. August hoffte Friedrich die Antwort der Kaiserin zu haben; auf den 20. wurde, wenn ein ungünstiger Bescheid kam, der Ausmarsch der Berliner Regimenter angesetzt. Empfindlichen Zeitverlust von mehr als acht Tagen bereitete das Bedenken des allzu unselbständigen Klinggräffen, ob er ermächtigt sei, sein Anbringen, von dessen Inhalt er den Staatskanzler mündlich bereits in Kenntnis gesetzt hatte, in Form einer schriftlichen Note, wie Kaunitz es verlangte, der Kaiserin zu überreichen. Sehr ungehalten antwortete der König auf des Gesandten Bitte um Verhaltungsbefehle, das verstehe sich von selbst; der Kurier, der die Weisung einholte und am 13. August zurücktrug, wurde zur größten Eile angespornt.

Schon vom 21. ab erwartete Friedrich den Boten zurück, Tag für Tag vergebens, Tag für Tag ungeduldiger; immer aufgebrachter über den „unverzeihlichen dummen Streich“ seines Gesandten, der da zur Strafe Packknecht zu werden verdiene; immer von neuem genötigt die Marschtabellen zu ändern und die Stunden für den Aufbruch der um die Hauptstadt und im Saalkreis um Halle zusammengestauten Regimenter weiter hinauszurücken; dabei noch immer nicht ganz ohne Hoffnung, daß der Friede durch ein Wort der Kaiserin erhalten bleiben könnte. „Wenn es der göttlichen Providence gefallen hätte,“ schreibt Eichel am 23. August dem Grafen Podewils, „die Gedanken der Kaiserin-Königin dahin zu lenken, daß dieselbe nur positive und ohne Chevilles deklarierte, des Königs Majestät weder dieses noch künftiges Jahr offensive zu attackieren, so bin ich persuadieret, daß, ohnerachtet hier die Maschine schon stark in Bewegung gesetzet ist, dennoch alles auf einmal sistieret und der Friede noch konservieret werden und alles ruhig bleiben wird. Fiele aber erwähnte Antwort nicht dergestalt aus, so ist es geschehen und nichts mehr zu arretieren.“

— — „Die Antwort ist gekommen und ist nichts wert!“

So Friedrichs eigenhändige Nachschrift unter dem Schreiben vom 26. August, das dem Herzog Ferdinand von Braunschweig dem Befehl übermittelte, nunmehr „ohne weiteren Anstand“, am 29. August, mit der unter sein Kommando gestellten Kolonne von Halle aufzubrechen und die sächsische Grenze zu überschreiten. Abends zuvor, in später Stunde, hatte der Kurier des Kommandanten von Neiße die entscheidende Botschaft nach Potsdam gebracht, vier Tage nachdem sie Klinggräffen aus Wien nach Neiße abgefertigt hatte.

Die dem preußischen Gesandten am 21. nachmittags zugestellte Erklärung auf seine tags zuvor der Kaiserin übergebene Schrift besagte, sein Anbringen sei derart, sachlich wie im Ausdruck, daß die Kaiserin-Königin sich genötigt sehen würde, aus den Grenzen der Mäßigung, die sie sich zum Vorsatz gemacht, herauszutreten, wollte sie auf den ganzen Inhalt antworten. Doch wolle sie, daß so viel ihm noch weiter eröffnet werde: die Informationen, die man Seiner preußischen Majestät von einer Offensivallianz zwischen ihr und der Kaiserin von Rußland gegeben habe, seien absolut falsch und erfunden. In der That, für diesen einen Nebenumstand waren die Nachrichten des Königs von Preußen ungenau, für die Hauptsache trafen sie zu. Das Offensivbündnis der beiden Kaiserhöfe war erst entworfen, noch nicht unterzeichnet; nicht auf Pergament und unter Siegel, sondern durch ungeschriebene Abrede war der gemeinsame Angriff gegen Preußen für das nächste Jahr festgesetzt worden.

Wenn nun die Kaiserin kurz zuvor dem sächsischen Gesandten Flemming gesagt hatte, Klinggräffen werde eine Antwort erhalten, welche, wie sie hoffe, den König von Preußen befriedigen werde, so glaubte dieser nach Empfang einer durchaus ungenügenden Erklärung im ersten Augenblicke, daß Kaunitz an dem Bescheid der Kaiserin etwas unterdrückt haben möchte. Gleichzeitig mit den Marschbefehlen an die Truppen sandte er deshalb nach Wien noch eine dritte Erklärung: er erkenne jetzt wohl den bösen Willen des Wiener Hofes und sei deshalb genötigt, die zu seiner Sicherheit erforderlichen Maßregeln zu ergreifen, aber er sei bereit, seine Truppen unverzüglich umkehren zu lassen, wenn ihm die

Kaiserin jetzt noch die Zusicherung geben wolle, ihn weder in diesem noch im nächsten Jahre anzugreifen. Eigenhändig fügte er dem Erlaß an Klinggräffen hinzu: „Da ich keine Sicherheit mehr habe weder für die Gegenwart, noch für die Zukunft, so bleibt mir nur der Weg der Waffen übrig, um die Anschläge meiner Feinde zu vereiteln. Ich marschiere, und gedenke binnen kurzem die, welche sich durch ihren Stolz und Hochmut blenden lassen, andern Sinnes zu machen; aber ich habe Selbstbeherrschung und Mäßigung genug, um Ausgleichsvorschläge anzuhören, sobald man sie mir machen will; denn ich habe keinen ehrgeizigen Plan noch begehrliche Wünsche, meine Schritte bezwecken nur gerechtfertigte Vorkehrungen für meine Sicherheit und meine Unabhängigkeit."

Seine Stunden in Sanssouci waren gezählt. Eine Fahrt nach Berlin, wo er sich bei der Königin-Mutter beurlauben wollte, unterblieb auf den Rat der Geschwister; der leicht erregbaren alten Dame mußten die schmerzlichen Eindrücke eines Abschiedbesuchs erspart bleiben; in einem beruhigenden Briefe, der nicht alles sagte, sandte ihr der Sohn sein Lebewohl und bat die Prinzessin Amalie, die Mutter in einem geeigneten Augenblicke schonend auf den Inhalt vorzubereiten.

Sonnabend den 28. August früh zwischen vier und fünf Uhr wurde Sir Andrews Mitchell, der dem Könige in diesem wechselvollen Sommer schnell nahe getreten war, noch einmal empfangen. Vor dem Schlosse auf dem Paradeplatz hatten sich im Morgengrauen die Regimenter der Potsdamer Garnison aufgestellt. Der König bestieg sein Pferd und setzte sich an ihre Spitze, sie hinauszuführen ins Feld — zum Kampfe gegen eine Welt in Waffen.

Durch einen schnellen mutigen Entschluß hatte König Friedrich die Folgen der falschen Rechnung, die er beim Abschluß der Westminsterkonvention aufgestellt hatte, im letzten Augenblick, soweit es noch anging, wieder ausgeglichen.

Im Hinblick auf Rußland hatte er nach anfänglichem starken Bedenken sich zu diesem Abkommen mit England bereit gefunden, und gerade seine russische Politik hatte ihm am vollständigsten versagt. Er hatte der Zarin erst zu viel und dann zu wenig zugetraut und umgekehrt ihren Kanzler erst zu niedrig und dann zu hoch angeschlagen, indem er anfangs mit der Zarin gegen Bestushew ankämpfen zu können meinte, dann aber denselben Bestushew für den schlechterdings allmächtigen Mann in Rußland hielt. Er hatte im allgemeinen Rußlands Unversöhnlichkeit, vor allem aber Rußlands Selbstgefühl verkannt: er bewegte sich in dem Vorstellungskreise von dem vorwiegenden Einfluß der beiden Westmächte und unterschätzte die Bedeutung und Selbständigkeit der Ostmächte in dem Grade, daß er seine Stellung zu Rußland und Oesterreich durch sein Verhältnis zu England regulieren zu können glaubte. In der That war in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Politik der einzelnen europäischen Staaten und ihre Stellung zu dem großen maßgebenden Gegensatze zwischen England und Frankreich sozusagen gegeben, feststehend gewesen; dann aber hatten sich im Osten des Erdteils, und nicht zum mindesten gerade durch die Erfolge König

Friedrichs und das Aufkommen Preußens, neue Gegensätze polarisiert, für die der alte Antagonismus zwischen den beiden Westmächten bedeutungslos wurde.

König Friedrich hatte weder Rußland zu sich herübergezogen mittels der Westminsterkonvention, noch trotz derselben, wie er gleichfalls gehofft hatte, Frankreich bei sich festgehalten. Er hatte mit England nicht auch Englands Bundesgenossen gewonnen, wohl aber mit Frankreich Frankreichs Gefolgschaft verloren, jenes Schweden zumal, das noch vor wenigen Jahren seine stärkste Zuversicht auf Preußen gesetzt hatte, jetzt aber sich um so feindlicher stellte, als die preußische Prinzessin auf Schwedens Thron der herrschenden Adelspartei den Fehdehandschuh hingeworfen hatte.

Friedrichs Fragestellung bei der Wahl zwischen den beiden feindlichen Westmächten: „Krieg an der Seite Frankreichs oder Friede an der Seite Englands“, sie war falsch gewesen. Eine Alternative hatte es allerdings gegeben, aber nicht die Wahl zwischen Krieg und Frieden, sondern nur noch die Wahl zwischen dem Krieg im Bunde mit Frankreich und dem Krieg im Bunde mit England.

Nur mit dem äußersten Widerstreben hat sich Friedrich von der Thatsache überzeugt, daß es seinen Gegnern auf Kampf, auf den Vernichtungskampf gegen Preußen ankam. Allzulang wiegte er sich in jener irrigen Vorstellung, daß er wie vor sieben Jahren durch nachdrückliche Haltung die erst halb Entschlossenen von ihrem unfertigen Vorhaben noch im letzten Augenblicke zurückbringen könne. Ja selbst der nunmehr erfolgte Auszug seiner Heeresmacht blieb, wie die gleichzeitig noch einmal eröffnete Verhandlung beweist, noch immer in dem Rahmen einer bewaffneten Demonstration zu Gunsten des Friedens.

Mußte aber gekämpft sein, dann konnte es freilich geschehen, daß die lange gewahrte Mäßigung des zum Kampf Herausgeforderten in harte Rücksichtslosigkeit umschlug. Indem König Friedrich dem Marschall Lehwaldt seine Verhaltungsmaßregeln für die Abwehr eines russischen Angriffs sandte, war er herzhaft genug, den günstigsten aller im Doppelkrieg gegen die beiden Kaiserhöfe denkbaren Fälle gleich einmal ins Auge zu fassen: sollte es sich fügen, daß die Oesterreicher durch eine völlige Niederlage außer Kampf gesetzt würden und daß auch die Russen, Heer und Hof, nach einer verlorenen Schlacht den Mut sinken ließen, dann hielt er es für möglich, eine Kriegsentschädigung zu fordern und durch Rußlands Vermittelung das polnische Preußen, ganz oder teilweise, zu gewinnen — just wie die Russen durch diesen Krieg gegen Preußen das polnische Semgallen und Kurland sich verschaffen wollten. Es war das gedacht im Sinne der Erwägung, welche die „Gedanken und allgemeinen Regeln für den Krieg“ von 1755 zur Empfehlung der strategischen Offensive anstellen: daß ein jeglicher Krieg, der nicht zu Eroberungen führt, den Sieger schwächt, den Staat entkräftet, daß man deshalb nicht zu Feindseligkeiten übergehen solle, wo man keine Aussichten zu Eroberungen habe. Aber ein anderes ist es, ob der Gewinn von Land und Leuten Beweggrund zum Kriege, Selbstzweck ist; ein anderes, ob Eroberungsgedanken sich mit einem Kriege verbinden, der aus einem sonstigen Grunde unternommen ward. Seinen von den hinzutretenden territorialen Plänen unabhängigen Grund hatte schon der Angriff von 1744 gehabt; doch war damals der Krieg dem freien Entschlusse des Königs von Preußen entsprungen.

Jetzt war die Wahl gar nicht in seine Hand gegeben; der Krieg stand leibhaftig, dräuend vor der Thür, ein ungeladener, unabweisbarer Gast. Der Charakter dieses siebenjährigen Kampfes war damit von vornherein klar und unauslöschlich gegeben. Ein Akt der Notwehr, ein Verteidigungskrieg blieb er, auch wenn in seinem Verlaufe hie und da einmal ein Augenblick eintrat, wo alte Lieblingsgedanken, luftige Träume, ihrer Verwirklichung näher gerückt scheinen mochten. Wie Friedrich schon als Kronprinz von der politischen Notwendigkeit gesprochen hatte, durch die der preußische Staat auf die Erwerbung des polnischen Preußen, des schwedischen Pommern und andrer Gebiete hingewiesen werde, so hat er in dem Testament von 1752 als „politische Träumerei" den Gedanken hingeworfen, nach einem neuen Strauße mit dem Wiener Hof für das eroberte Böhmen das Kurfürstentum Sachsen einzutauschen. Aber von wie vielen Voraussetzungen wollte er eben damals einen Eroberungskrieg gegen Oesterreich, der Aussicht auf Erfolg haben sollte, abhängig machen: ein Soliman auf dem Thron von Konstantinopel, ein ehrgeiziger und allmächtiger erster Minister in Frankreich, eine Vormundschaftsregierung in England, ein Systemwechsel in Rußland — alles das, mindestens aber die Bundesgenossenschaft Frankreichs, Sardiniens und der Pforte schien unentbehrlich. Keine einzige dieser Vorbedingungen war im Sommer von 1756 vorhanden. In seinen Gesprächen mit dem englischen Gesandten hat Friedrich denn auch immer das hervorgehoben, daß er in diesem Kriege selbst bei Erfolgen nichts gewinnen könne, und Mitchell zweifelte nicht, daß beides, Interesse und innere Neigung, Friedrichs Wünsche auf die Seite des Friedens lenke, daß sein letztes Wort an den Wiener Hof seine wahre Gesinnung enthalte, und daß er, schwer herausgefordert und zu starken militärischen Ausgaben veranlaßt, zum Kriege völlig gerüstet und bereits ins Feld gerückt, doch willens sei, ruhig zu bleiben, sobald es nur ohne Gefahr geschehen könne.

Der Verfasser der Staatsschrift, welche 1756 die Erhebung der preußischen Waffen vor der Oeffentlichkeit begründet hat, Ewald Friedrich von Hertzberg, der nachmalige Minister, hat nach des großen Königs Tode in einer akademischen Rede behauptet, es hätten die Vereinbarungen der Gegner der Bedingung unterlegen, daß Preußen selbst Veranlassung zu einem Kriege gäbe. Es ist das zutreffend für den Petersburger Vertrag von 1746, es ist nicht zutreffend für die Lage von 1756, in die Hertzberg nie einen vollen Einblick gewonnen hat. Heute stellt niemand mehr in Abrede, daß die Kaiserhöfe damals ohne solchen Vorbehalt zum Angriff gegen Preußen entschlossen waren. Maria Theresia soll um deswillen nicht gescholten werden. Zweimal vordem durch den König von Preußen mit Krieg überzogen, mochte die Kaiserin sich in ihrem Gewissen nicht bedrückt fühlen, wenn sie selbst jetzt den Angriff vorbereitete. Um so weniger, als man einen formellen Anlaß zu dem aus politischer Ursache beschlossenen Kriege im gegebenen Augenblicke wohl gefunden haben würde: nicht ohne Berechnung schürte man von Wien aus das Feuer des ärgerlichen Streites, der sich zwischen dem Hofe von Schwerin und dem mächtigen brandenburgischen Nachbar ob den Ausschreitungen preußischer Werber erhoben hatte. Die meisterhafte Diplomatie eines Kaunitz hatte für eine unerhört starke politische Aufstellung gesorgt, und unermüdlich hatte man in sieben Friedensjahren an der

Vermehrung und Vervollkommnung des österreichischen Heeres gearbeitet. Als im Rate der Kaiserin eine Stimme dafür laut wurde, dem König von Preußen durch seinen Gesandten die begehrte Versicherung gegen einen Angriff zu erteilen, da widersprach Kaunitz. Durch ein solches Verfahren würde das Ansehen des kaiserlichen Hofes bei Freund und Feind herabgesetzt werden; alle Pläne, welche man bei den Verabredungen mit Frankreich, bei den Bemühungen in Rußland im Auge gehabt, müßte man aufgeben. In der That, es wäre von dem großen Staat eine seltsame Schwäche gewesen, hätte er die unvergleichliche Gelegenheit, eine alte historische Stellung wiederzugewinnen, nicht ausnützen wollen. Galt es doch nicht allein um Schlesien den Kampf. König Friedrich klagte den Wiener Hof an, daß er drei Dinge erstrebe: die Eroberung Schlesiens und im Reiche den Despotismus und die Vernichtung der protestantischen Partei. So hoch spannte man den Bogen nicht; davon aber hatte man allerdings die lebhafte Empfindung, daß Oesterreich mit dem Verzicht auf Schlesien bereits auch in Deutschland durch die jüngere Macht zurückgedrängt wurde.

Wenn König Friedrich eine geschichtliche Parallele aus dem Altertum heranzog, die Abmachungen der gegen ihn verbündeten Höfe mit den Proskriptionen der Triumvirn verglich, so erinnerte sich in Wien Graf Kaunitz eines Vorganges aus dem Mittelalter: „Mit Gottes Hülfe," meinte er, „werden wir dem hochmütigen König so viel Feinde auf den Hals ziehen, daß er darunter erliegen muß und es ihm wie vormalen dem in der Historie berühmten Henrico Leoni ergehe." Wieder wie vor sechshundert Jahren stand ein norddeutsches Fürstentum neben dem süddeutschen Kaiserhause, schnell emporgewachsen, machtvoll und anspruchsvoll, die Reichsgewalt bald überragend und in seinen landschaftlichen Grenzen schier aufhebend. Weiter indes ließe sich in Bezug auf das Imperium die Vergleichung nicht ausdehnen. Unserm Kaisertum hat es in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als ein eigener Fluch angehaftet, daß es immer auf der Seite der Macht stehen mußte, die das deutsche Volk nach den traurigen Erfahrungen aus den Kriegen Ludwigs XIV. als den Erbfeind zu betrachten sich gewöhnt hatte. Da fiel denn den Gegnern des Oberhauptes jedesmal die dankbare Aufgabe zu, den nationalen Widerstand gegen das Ausland in sich zu verkörpern. So hatte sich Maria Theresia in ihren Anfängen die dem wittelsbachischen Kaisertum entfremdeten Sympathien der Reichsgenossen gewonnen, so gewann sie sich jetzt Friedrich, als das lothringische Kaisertum nicht bloß die Franzosen, sondern auch aus Nord und Ost fremde Völker, alte und neue Feinde, die Schweden und die Russen ins Land rief. Siegte seine Partei, so hätte der Kaiser, ein schlechter Mehrer des Reiches, altes deutsches Eigen, Ostpreußen vor allem, den Fremden ausliefern helfen; siegte der preußische König, so gedachte er, wir hörten es eben, durch die Wiederbeibringung eines verlorenen Gutes, eines der vielen avulsa imperii, durch die Erwerbung von Westpreußen, den nationalen Besitzstand zu mehren.

Nationale Gesichtspunkte hatte Friedrichs Politik, von den bündnerischen Entwürfen aus der Zeit Karls VII. abgesehen, bisher nicht gewonnen. Jener in den Tagen des Dresdener Friedensschlusses hingeworfene Gedanke, die Kurhöfe von Dresden, München, Mannheim und Bonn zu einer Einung mit preußischer

Spitze zusammenzufassen, hatte sich schnell als unausführbar erwiesen, und daß beim Abschluß der Westminsterkonvention, die den deutschen Boden für neutral erklärte, nicht nationale Antriebe, wie wohl gesagt worden ist, sondern die besonderen Gründe der preußischen Politik bestimmend waren, kann einem Zweifel nicht unterliegen. Noch vor wenigen Jahren hatte das Ministerium Ludwigs XV. dem Könige von Preußen die „schmeichelhafte“ Rolle zugedacht, in Frankreichs Auftrage die Führung der französischen Partei im Reiche zu übernehmen. Wie anders die Stellung, die Preußen jetzt, nach dem Bruche mit den Franzosen, in Deutschland einnahm. In den Fährnissen der kommenden sieben Jahre offenbarte es sich, daß Friedrich in seiner persönlichen Sache und der seines preußischen Staates die Sache Deutschlands verteidigte. Und wie der Mensch mit seinen höheren Zwecken wächst, so erfüllte sich jetzt der preußische König auch mit dem Bewußtsein von dieser nationalen Bedeutung seiner großen Kampfesaufgabe, und gelobte zu Beginn des Krieges mit berechtigtem Stolz: „Man soll nicht sagen, solange ein Preuße am Leben ist, daß Deutschland der Verteidiger entbehrt.“

Anmerkungen.

Abkürzungen:

Œ. = Œuvres de Frédéric le Grand, Berlin 1846—1856. (30 Bde., herausg. von J. D. E. Preuß.)
PC. = Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen, Berlin 1879 ff. (Bd. I—X, bearb. von R. Koser; Bd. XI—XVIII, bearb. von A. Naudé; Bd. XIX (1893) von A. Naudé und K. Treusch von Buttlar.)
Pr. St. = Preußische Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrichs II., herausg. von der Akademie der Wissenschaften, Berlin 1877 ff. (Bd. I. II. bearb. von R. Koser; Bd. III. von O. Krauske.)
Publ. = Publikationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven. Leipzig 1878 ff.
HG. = Helden-, Staats- und Lebensgeschichte Friedrichs des Andern. Frankfurt und Leipzig 1746—1770. 9 Bände.
UB. = Urkundenbuch zu der Lebensgeschichte Friedrichs des Großen von Preuß. 5 Bde. Berlin 1832—34.
ZPr.G. = Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde. 20 Bde. Berlin 1864—83.
FBPG. = Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Bd. I—IV herausg. von R. Koser; Bd. V ff. herausg. von A. Naudé. Leipzig 1888 ff.
HZ. = Historische Zeitschrift herausg. von H. v. Sybel. München 1859 ff.
St.A. = Kön. Geheimes Staatsarchiv zu Berlin.
Preuß = Friedrich der Große, eine Lebensgeschichte. 4 Bde. Berlin 1832—34.
Carlyle = History of Friedrich II. of Prussia. London 1858—65.
Raumer = Friedrich II. und seine Zeit. (Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Staatsarchiv, II.) Leipzig 1836.
Ranke I—III = Zwölf Bücher Preußischer Politik. 3 Bde. (Sämtliche Werke XXV—XXIX.) Leipzig 1874. (2. Aufl. 1879; die Zitate nach der 1. Aufl.)
Droysen I—IV = Geschichte der Preußischen Politik, Teil V, Bd. I—IV. Leipzig 1874—86.
Dove = Das Zeitalter Friedrichs des Großen und Josephs II. Erste Hälfte 1740—1745. Gotha 1883.
Orlich = Geschichte der schlesischen Kriege. Berlin 1841. 2 Bde.
Grünhagen = Geschichte des ersten schlesischen Krieges. Gotha 1881. 2 Bde.
Heigel = Der österreichische Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karls VII. Nördlingen 1877.
Arneth = Geschichte Maria Theresias von A. Ritter von Arneth. 10 Bde. Wien 1863—79.
Broglie I. II. = Frédéric II et Marie-Thérèse par le duc de Broglie. Paris 1883.
„ III. IV. = Frédéric II et Louis XV. (1885.)
„ V. VI. = Marie-Thérèse Impératrice. (1888.)
„ VII. VIII. = Maurice de Saxe et le marquis d'Argenson. (1891.)
„ IX. = La paix d'Aix-la-Chapelle. (1892.)

I. 1. Nächste Regierungsaufgaben.

(Seite 3—6.) **Vorbemerkungen:** Vgl. Œ. XVI 174 (X 22); XX 285; XXI 383. Fr. an Grumbkow bei Duncker, Aus der Zeit Friedrichs d. Gr. und Friedrich Wilhelms III. (1876) 42. Corr. de Bernstorff p. p. Vedel I 243 (1882).

(Seite 6—8.) **Erste Regierungshandlungen im Innern:** Eindrücke und Vorsätze: Briefe der Königin im Wolfenbüttler Archiv. Œ. XIV 82; XVII 65; XVIII 14; XXI 381; XXII 4. 5. 9. — Erwartungen: Mém. des négociations du marquis de Valory (1820)

I 86; Beauvaus Schlußbericht, Dezember 1740 in Œuvres posth. du roi de Prusse serv. de suppl. aux différentes éditions (Berlin 1789), p. CLIX; Manteuffel bei Droysen I 46; Rudenschöld 31. Dezember 1740 (Stockholmer Archiv). — Erlaß an die Behörden 1. Juni: Berl. Zeitungen, 28. Juni. — Ansprache an die Minister: vgl. Droysen I 42 Anm. 2. Ranke II 279 Anm. 1. Nach Ausweis der Akten wurden die Minister zum 1. Juni (nicht zum 2.) beschieden, auch Guy Dickens (Bericht vom 4. Juni) bezeugt ihren Empfang für diesen Tag.

(Seite 8—10.) **Wissenschaften:** Vgl. Œ. XXVII, c, 189; XXI 285. — Wolf: Büsching, Beyträge zur Lebensgeschichte denkw. Personen (Halle 1783) I 63 ff. Œ. XXVII, c, 185. — Vaucanson, 's Gravesande, Euler: Œ. XXII Anm. 3. K.O. an Chambrier in Paris 2. 28. 30. Juni (St.A.). — Gresset: Œ. XX 3. — Maupertuis: vgl. zu S. 495. — Zeitungen: Formey, Souvenirs d'un citoyen (1789) I 107. Podewils an Thulemeier, 5. Juni 1740, bei Preuß, Friedrich d. Gr. Jugend und Thronbesteigung (1840) 486.

(Seite 10.) **Künste:** Vgl. P. Seidel, Die Berliner Kunst unter Fr. W. I. (Zeitschr. für bildende Kunst 1888.) Bolte, Der „starke Mann" Eckeberg (FBPG. II). Œ. XXII 28. 30. Grauns Sendung nach Italien: Minüten des Kabinetts 7. Juli (St.A.). Ueber Knobelsdorf vgl. P. Seidel, Fr. d. Gr. als Kronprinz und die bildenden Künste (Jahrbuch der K. Preuß. Kunstsammlungen 1888). Vgl. auch C. Gurlitt in Westermanns Monatsheften LXIX (wesentlich für die spätere Zeit) in Polemik gegen Manger, Baugesch. von Potsdam (1789).

(Seite 10—12.) **Sorge für die materielle Wohlfahrt:** Œ. VIII 270; XXI 320. — Friedrich Wilhelm I.: Büsching, Beyträge I 256. — Oeffnung der Magazine: Droysen I 43 Anm. 1. — Haustrunk: Wöhner, Steuerverfassung des platten Landes der Kurmark (1804) III 157. — Schützengilden: Preuß I 303. UB. I 94. Wagner, Potsdamer Schützengilde (Mitteil. des Ver. für Gesch. P. II, 1865). Vester, Gesch. des Schützenvereins der Stadt Magdeburg (2. Aufl. 1860) 67. 75. — V. Departement: Vgl. unten S. 629; Gotzkowsky, Geschichte eines patriotischen Kaufmanns (1768; Neudruck in Mitteil. des Ver. für Geschichte Berlins).

(Seite 12—14.) **Justiz und Kultus:** HG. I 368. Preuß, Jugend 333. Publ. X 3. 4. Isaacsohn, Gesch. des preuß. Beamtentums III 336. — Aufhebung der Tortur: Vgl. meine Notiz FBPG. VI.

(Seite 14. 15.) **Kein Systemwechsel, Enttäuschungen:** Gesandtschaftsberichte von Manteuffel (bei Droysen I 52. 53. 115 ff.). Prätorius (Neue Berliner Monatsschrift XII). Rudenschöld (Stockholmer Archiv). — Boden: Vgl. unten S. 625. — Eckart: K.O. an Blumenthal, 20. Juni 1740 und zugehörige Akten (St.A.). Vgl. [Benekendorff], Karakterzüge von Fr. W. I. (1787) III 59; Pöllnitz, Mémoires (1791) II 340. — Kassenwesen: Publ. XI 247. Vgl. unten S. 627. — Die Straße nach Ruppin: Preuß III 566. — Pöllnitz: Droysen I 47. — Ludwig XII: Œ. XXV 421.

(Seite 15—19.) **Militärisches:** Ansprache an die Generale: Raumer II 3. Droysen I 42 Anm. 3. — Dienstvorschrift für die Kadettenanstalt: Œ. XXX 3. — K.O. an Friedrich v. Schwedt im St.A. — Gerücht in London: Vgl. Carlyle Buch XI Kap. 1. — Heeresvermehrung: Tabellen bei Preuß, Jugend 487 und jetzt Generalstabswerk Anlage 1. Bei den 83 Bataillonen zähle ich die Regimenter 40 und 41 mit, wegen derer Uebernahme alsbald in Eisenach und Stuttgart verhandelt wurde. Der 1741 zu errichtenden 7 Regimenter, sowie der Verhandlung mit Dessau (vgl. auch PC. I 80) gedenkt die Königin in den Briefen an Karl von Braunschweig, die ich an andrer Stelle bekannt machen werde. (Wolfenbüttler Archiv.) — Espèce de partage des provinces teutoniques: an Schwerin, 1. Juli (St.A.). — Die holländischen Regimenter: Vgl. Jany FBPG. II 120—122. Das Marginal lautet: „Le prince de Sipeltzerbst fait bien d'être colonel, s'il peut, chez les Hollandais, d'y procurer des régiments à ses fils, mais un roi de Prusse, n'a pas besoin de geuser ni pour lui ni pour ses parents, il peut entretenir tant de troupes que, s'il avait trois fois plus de frères et de cousins qu'il n'y en a effectivement, tous pourraient être accommodés" (St.A.).

(Seite 19—24.) **Auswärtige Politik:** Nichtachtung der Mächte gegen Friedrich Wilhelm I.: Publ. IV 212. PC. II 409. — Instruktion für Camas: PC. I 3. —

Borcke: Bericht von Guy Dickens 9. August (diese Berichte samt denen von Hyndford von 1741 befinden sich in einer Abschrift nach den Originalen des Public Record Office im Geh. St.A.). Vgl. Büsching, Beyträge I 201. — Thulemeier: Droysen I 116. — Podewils über den König: an Graf K. W. Finckenstein, 4. Juni (St.A.). — Münchhausens Mission: Grünhagen I 19 ff. nach hannöv. Akten; vgl. Valory bei Ranke II 570.

I. 2. Zur Memel und zur Maas.

(Seite 25—27.) **Persönliches**: Tagesordnung: Œ. XXII 13. — Charlottenburg: Bielfeld, Lettres fam. (1763) I 121; Schultz, Chronik von Charlottenburg (1887). — Schilderungen der Persönlichkeit und Charakteristiken: Valory: Mém. I 262; Mém. du duc de Luynes IV 93; Ranke, II 569. — Beauvau a. a. O. S. CLIV—CLVI. CLXIII. — Tyrconnell: Tableau de la cour de Berlin. Journal de l'Institut historique T. V, Paris 1836. — Schwichelbt: ZPr.G. XIII 611. — Ges. Schriften des Frhr. v. Loen II 262; Bielfeld I 29. HG. I 330. Broglie I 361 ff. Vgl. auch A. v. Taysen, Die äußere Erscheinung Fr. d. Gr. (1891).

(Seite 27—29.) **Die Umgebung**: Keyserlingk: ZPr.G. XIII 628 Anm. 1. Bielfeld I 124. — Jordan: Œ. VII 3; XVIII 49 ff.; XX 43. — Bielfeld: a. a. O. I 125. 129. — Suhm.: Œ. XVI 391 ff. — Algarotti: Œ. XVIII 15 ff.; Büsching, Beyträge I 100. 118. — Fouqué: Œ. XX 111; XXV 509. Die „Fr. d. Gr. als Kronprinz" S. 253 erwähnten Briefe sind inzwischen veröffentlicht durch Schnackenburg, Jahrb. für deutsche Armee und Marine LXXVIII 1—5. — Rothenburg: Œ. XXV S. XXII. Pauli, Leben großer Helden IV 273; Büsching, Beyträge II 79. 120.

(Seite 29.) **Erinnerungen an 1730**: Nicolai, Anekdoten VI 179. — Duhan: Œ. XVII. Pr.St. I S. XXVIII. — Keith: PC. I 16; V 312. — Katte: Preuß, Jugend 385. Briefe eines preuß. Feldpredigers (Potsdam 1791) S. 46 ff.

(Seite 29—32.) **Reise nach Preußen**: Œ. XXII 13. 18. HG. I 386. Briefe an den Prinzen August Wilhelm 11. 17. Juli (St.-A.). — Friedrichs Art zu reisen: Büsching, Beyträge V 19. 254. Preuß I 392. v. d. Marwitz Nachlaß (1852) I 13. Publ. XI 263. Tessin och Tessiniana (Stockholm 1819) 358. Voltaire an d'Argental, 14. Sept. 1750. — Schulenburg: KO. 26. Juni, 9. Juli (St.-A.). Vgl. Valory I 92. — Die preußischen Stände: Droysen I 48 ff. Publ. X 5. — Egloffstein: Preuß, Jugend 386.

(Seite 32. 33.) **Huldigungen in Berlin** u. s. w.: HG. I 393 ff. Prätorius in Neue Berl. Monatsschrift XII (1804).

(Seite 33. 34.) **Reise nach Straßburg**: Ich folge einer Untersuchung von K. Tröger, die mir im Berliner histor. Seminar vorgelegen hat. Vgl. auch Œ. XVIII 18; XXII 95. PC. IX 365. — Seite 33 Z. 21 v. o. lies 17 statt 19.

(Seite 34. 35.) **Begegnung mit Voltaire**: Œ. XVII 70; XVIII 25. Mém. p. s. à la vie de M. de Voltaire. Vgl. Broglie I 402 ff.

(Seite 35—43.) **Diplomatische Verhandlungen**: PC. I. — Streit mit Lüttich wegen Herstal: Pr.St. I 11 ff. (vgl. ebend. S. 37 über Voltaires angeblichen Auftrag für ein Manifest). Valory I 93. — Parallelverhandlung mit Frankreich und England: Auszüge aus Briefen Fleurys im Anhang zu den Mém. de Hénault, 1855. Machiavel en barette: Œ. XXII 45; vgl. XIV 87; XVIII 23; XXII 3. Camas: Œ. XI 236; XXII 9. 18. Büsching, Beyträge II 51. Amelot: ebend. 112. — Verlobung des Prinzen Wilhelm: Die Vorgeschichte nach den Briefen Elisabeth Christinens im Wolfenbüttler Archiv. Vgl. auch ZPr.G. XVIII 17. — Beziehungen zu Oesterreich: PC. I 50. Akten betr. die Sendung Batthyanys (St.-A.). Vgl. Droysen I 71 Anm. u. 107. — Für den Schluß vgl. PC. I 69. „Fr. d. Gr. als Kronprinz" S. 190. Œ. XVIII 20; XXII 49. An Oranien 7. Sept. 1737 bei Ranke, S. W. XXIV 201.

I. 3. Vorbereitung der Unternehmung auf Schlesien.

(Seite 44—49.) **Entscheidung in Rheinsberg**: Ludewig und Rochow: PC. I 89. 100. HZ. XLIII 74. — Podewils: PC. II 238. Valory II 78. Weber, Aus vier Jahr-

hunderten, N. F. II 108. Prätorius, 28. Okt. 1740 a. a. O. Grünhagen I 59 Anm. 4. Vgl. Allg. deutsche Biogr. 344—51. — Diskussion: PC. I 74. 84. 90—94. 96. Vgl. Œ. XVIII 21.

(Seite 49—51.) **Rechtsfrage:** PC. I 89. 90. 91. 132. 133. 135. 159 („Raisons qui ont porté le Roi à faire entrer ses troupes en Silésie"). Pr.St. I 41—271 (Abdruck der Manifeste, Deduktionen u. s. w., ohne die angehängten mittelalterlichen Urkunden; für diese vgl. Lehns- und Besitzurkunden Schlesiens, herausg. von Grünhagen und Markgraf, Publ. VII. XVI). — Verbindung der schlesischen Frage mit der bergischen: PC. I 132. 133. 159. 165. 169. Œ. II 48. Publ. IV 210.

(Seite 51. 52.) **Vorbereitungen und Erwartungen:** PC. I 94 ff. Œ. XVIII 21. — Mutmaßungen der Diplomaten: Vgl. Grünhagen I 59 ff. und ZPr.G. XIII 369 ff. — Rheinsberger Geselligkeit: v. Hahnke, Elisabeth Christine (1848) 399. Mém. de la margrave de Baireuth II 295 ff. (1845). Œ. XVIII 24—26. — Besuch Voltaires: Œ. XVII 72. 73; XXII 48 ff. (vgl. dazu Zeitschr. für neufranz. Sprache und Litt. VII 79 ff.). Broglie I 103.

(Seite 54—59.) **Berlin, 2.—13. Dezember:** PC. I 115. Œ. XVII 73. ZPr.G. XIII 381. Vgl. auch die Tageszeitungen. — Diplomatische Verhandlungen: PC. I 98—100. 104—146. — Guy Dickens: PC. VII 258. Sein Bericht vom 6. Dez. (St.A.) auszüglich bei Grünhagen I 69. Bottas Berichte, Arneth I 111 ff. 374 ff. Vgl. Publ. IV 216. HG. I 444. Valorys Berichte bei Ranke I 571—73; Broglie I 135 ff. — Beauvau 17. Dez.; ebend. 143. 363. Vgl. Œ. XVII 75. — Leopold von Dessau: Schreiben vom 20. Juni 1. Juli (St.A.). Dazu PC. I 111. 117. 135. Publ. IV 217. — Aufbruch: Berliner Zeitungen. ZPr.G. XIII 381. Vgl. Publ. XXII 430.

(Seite 59—61.) **Am Rubikon:** Ansprache an die Offiziere: Publ. IV 217. Œ. II 59. Berliner Zeitung Nr. 152 (20. Dez. 1740). Vgl. HG I 454. — L'envie de se faire un nom Œ. II 56; vgl. Œ. XVII 91. — Das Zwitterwesen zwischen Kurfürstentum und Königreich: Publ. IV. 214. Œ. II 53. — Stimmung: PC. I 147. Œ. II 59; XVII 76. 91. 110; XXII 57.

(Seite 61—64.) **Aufnahme in Schlesien:** HG. I 457. 478. Pr.St. I 67 ff. Grünhagen I 103 ff. 117. 155. Lehmann, Staat und Kirche in Schlesien vor der preußischen Besitzergreifung (HZL. 193). Publ. X 691. Bartenstein im Archiv für österr. Gesch. XLVI 172. Orlich I 297. PC. I 155. — Breslau: Grünhagen, Fr. d. Gr. und die Breslauer (1864). PC. I 167—170; vgl. 173. 177; Œ. XXII 61 und oben S. 390.

(Seite 64—65.) **Beauvau über Friedrich II.:** Schlußbericht a. a. O. CLXVIII. — Jugend und Glück: Œ. II 129. 130.

II. 1. Diplomatische Vorspiele.

(Seite 69—74.) **Der Wiener Hof:** Ausgang Karls VI.: Vgl. Arneth I 363 Anm. 44; IV 6. Journal de Seckendorff (1811). Ranke S. W. XXIV 205. Œ. I 171; XXI 330. — Zur Charakteristik Karls VI.: Vgl. Arneth I 353 Anm. 7. Noorden, Europ. Gesch. II 222. Landau, Karl VI. als König von Spanien S. 7. Coxe, Gesch. des Hauses Oesterreich (Deutsche Uebers. 1818) III 462. 471. Archiv für österr. Gesch. XLVI 18. Seckendorff 186. 220. 277. — Bartenstein: Arneth I 364. Arneth, Bartenstein (Archiv f. öst. Gesch. XLVI). Seckendorff 201. 202. 270. Pr.St. I 515; II 18. — Maria Theresia: Arneth I 24. 356. Raumer II 65. Zwei Denkschriften M. Ths. herausg. v. Arneth (Archiv für österr. Gesch. XLVII). Briefe M. Ths. herausg. v. Arneth, 4 Bde. (1882). — Franz von Lothringen: Arneth I 45. Seckendorff 201. 208. 225. Œ. VIII 110. Droysen I 136.

(Seite 74—80.) **Preußische Verhandlungen in Wien:** Friedrichs Urteil über Franz (1739): Œ. XXI 321. — Erste Andeutungen: PC. 80. 81; vgl. Arneth I 373. 374. 378. Droysen I 138. 172. — Audienzen vom 17. und 18. Dezember und 1. Januar: Berichte Borckes und Gotters vom 17. und 19. Dez. und 1. Jan. im St.A. (die ausführlichsten Mitteilungen daraus bei Grünhagen I 83 ff.). — Konferenz mit Sinzendorff, 2. Januar: Bericht Gotters und Borckes vom 2. Jan. (St.A.) — Abbruch

der Verhandlung: Pr. St. I 79. — Haltung des Großherzogs: Arneth I 381. Grünhagen I 340. 341. — Bartenstein: Arneth I 130. Grünhagen I 289. 307. 337. 338. Raumer II 102. 111. — Neipperg: Borckes Bericht 4. Jan. (St. A.) — Königsegg und Starhemberg: Arneth I 130; vgl. IV 8. 507. — „Die Frau mit dem Herzen eines Königs“: Arneth I 296. — Ueber die Taktik der preußischen Verhandlung äußert sich Keller gegen Podewils 16. Febr. (St. A.) — S. 87 Z. 23 v. o. lies sieben statt siebzehn.

(Seite 82—87.) **Stellung Leopolds I. und Karls VI. zu den brandenburgischen Ansprüchen:** Die Berichte Fridags sind erschöpfend verwertet bei Pribram, Oesterreich und Brandenburg 1685—1686 (1884). Ueber die Retradition von Schwiebus Pribram, Oesterreich und Brandenburg 1688—1700 (1885), S. 119. 120. Droysen, Friedrich I., S. 99. Vgl. oben S. 50. 51. — Vertrag vom 13. Januar 1739: Pr. St. II. 79—81. 170 ff.; Bartenstein im Archiv für österr. Gesch. XLVI 144. PC. I 165. Droysen I 188.

(Seite 87. 88.) **Gefahren der preußischen Unternehmung:** Siegeszuversicht in Wien: Raumer II 111. 113; vgl. Seckendorff S. 206. — Le roi des lisières: Valory bei Ranke II 571.

(Seite 88—94.) **Verhandlungen für eine Koalition gegen Preußen:** Haltung Englands: Gesandtschaftsberichte und Instruktionen bei Raumer II 95. 102. Grünhagen I 101. 275 ff. 304. 336. 339. Arneth I 391. — Holland: Jonge, Geschiedenis van de diplomatie gedurende den oostenrijkschen successie-oorlog (1852). Beer, Holland und der österr. Erbfolgekrieg (Arch. für österr. Gesch. XLVI). Grünhagen I 278. Droysen I 212. — Sachsen: Grünhagen I 297 ff.; weitere Mitteilungen aus dem Dresdner Archiv jetzt bei E. Hübner, Zur Gesch. der kursächs. Politik beim Ausbruch des österr. Erbfolgekriegs (Leipz. Diss. 1892; vgl. daselbst S. 14 über den russ.-sächs. Vertrag vom 27. Jan. a. St. 1739). — Rußland: Herrmann, Gesch. des russ. Staates IV 651 ff. Büsching, Magazin für die neue Gesch. und Geogr. IX 381 ff. Recueil des traités conclus par la Russie p. p. F. Martens, V 309 ff. (Vertrag vom 16./27. Dez. 1740). Grünhagen, I 284 ff. 305. Droysen I 223. 224. Hübner 88 ff. — Lynar: Hübner S. 92. PC. I 207 ff.

(Seite 94—96.) **Friedrichs Politik Jan.—Febr. 1741:** PC. I 169 ff. — Gespräche mit Guy Dickens und Valory (30. Jan.): Berichte von G. D. 31. Jan. 4. Febr. (St. A. und bei Grünhagen, I 326. 327). Ranke II 574. Broglie I 201. — Aufstellung eines zweiten Heeres: PC. I 184. Grünhagen I 254 ff. Die Kriege Fr. d. Gr. herausg. vom Großen Generalstabe I 305 ff. — Abschied von Berlin: Elisabeth Christine an Karl von Braunschweig, 21. Febr. (Wolfenb. Arch.).

(Seite 96—98.) **Militärische Vorgänge in Schlesien:** Kriegsberichte Friedrichs d. Gr. aus den beiden schles. Kriegen, herausg. von Droysen (Beiheft zum Mil. Wochenblatt 1875. 1876. 1877; vgl. Scheele, Straßburger Diss. 1889). Duncker, Mil. und polit. Aktenstücke zur Gesch. des ersten schles. Kriegs (Mitteil. des K. K. Kriegsarchivs, N. F. I. ff.). — Ueberfall von Baumgarten, Aussagen der Spione: Lentulus' Bericht bei Arneth I 383. Pr. St. I 291 ff.. ZPr. G. XV 272. PC. I 201. 202 („le monument d'Horace à Tusculum“ beruht auf Verwechselung mit dem sog. Grab der Horatier). — Liscow: Pr. St. I 294.

(Seite 98—100.) **Gegenmaßregeln gegen den Koalitionsplan:** PC. I 207 ff. — Valorys Audienz, 18. März: Ranke II 576. Broglie I 222. — Feldzugsplan: PC. I 211. — Gutachten von Podewils und Borcke: PC. I 215. — Verhandlung mit Schwichelbt: Grünhagen I 334. 347. 363. 365 ff.

(Seite 101.) **Konferenz zu Dresden 10. April 1741:** Grünhagen I 317. — Oesterreichisch-sächsischer Vertrag vom 11. April: Arneth I 207. Grünhagen I 316. 317. Hübner 52 ff.

II. 2. Mollwitz und das französische Bündnis.

(Seite 102. 103.) **Militärische Lage vor Mollwitz:** Schwerin für weitere Offensive: Droysen I 198. 213. Grünhagen I 165. Vgl. PC. I 186 Oesterr. Milit. Zeitschrift 1827 I 151. Berenhorst, Nachlaß herausg. von E. v. Bülow (1845) I 41. 61. — Briefwechsel

mit Leopold von Dessau: Orlich I 305 ff. — Glogau: Orlich I 390 ff. Grünhagen I 167. Berenhorst Nachlaß I 33 ff. Œ. XXVIII 64.

(Seite 103—114.) **Schlacht bei Mollwitz:** Die Belege für meine Darstellung der Schlacht, nebst einer Zusammenstellung der vorhandenen Berichte, habe ich in den Forschungen zur brandenb. und preuß. Gesch. III 151 ff. gegeben, zumal auch zur Begründung der Abweichungen von der Darstellung in der Veröffentlichung des Großen Generalstabs „Die Kriege Friedrichs des Großen", deren erster Band (Berlin 1890) mit der Schlacht bei Mollwitz schließt und für meine Arbeit nicht mehr benutzt werden konnte. Vgl. dazu HZ. LXVI 534. — Urteile in Wien nach der Schlacht: Mitteilungen des K. K. Kriegsarchivs N. F. II.

(Seite 114.) **Politische Lage nach der Schlacht:** Breslau ein zweiter Kongreß von Soissons: ebend. II 218. — Friedrichs politische Absichten (12. April): PC. I 222—226.

(Seite 114—118.) **Gegensätze am französischen Hofe:** Jobez, La France sous Louis XV (1864) III. Broglie I 44 ff. Journal et mémoires du marquis d'Argenson, éd. Rathery (1859) III. Mémoires du duc de Luynes (1860) III. Friedrich II. über die französ. Politik seit Richelieu: PC. V 462. — Guerre de magnificence: Sorel, l'Europe et la révolution française I 254. — Fleury: Mémoires du président Hénault p. 341 ff. (Auszüge der Korr. mit Tencin). Œ. XXI 354. Dove I 9. 81. Heigel 19. 20. 23 ff. 74. Droysen I 155. Arneth I 100. 371. 372. Raumer II 68. — Belle-Isle: d'Argenson III 246. Œ. XI 229. Publ. IV 167 (vgl. Œ. II 9). Hénault 262. Büsching II 79. Mitteilungen aus Belle-Isles Memoiren und Briefen bei Broglie a. a. O. und in der Rezension des Broglieschen Werkes durch Peukert (Göttinger Gelehrte Anzeigen 1885 S. 985—1034) sowie bei Heigel; vgl. Würdinger, Ueber die Töpferschen Materialien für die bair. Kriegsgesch. des 18. Jahrh. (S.-B. der Münchener Akad. phil. hist. Kl. 1878 S. 107 ff.).

(Seite 118—121.) **Stellung der französischen Politik zu der Unternehmung auf Schlesien:** Fleury über Friedrich II.: Hénault p. 343. 353. Arneth I 389. Broglie I 179. — Vincent in Wien: Bericht Gotters 4. Jan. 1741 (St.A.). — Beauvau: a. a. O. p. CXC—CCII. — Erste Anträge von Preußen: Ranke II 573. Broglie I 186. — Belle-Isles diplomatischer Feldzugsplan: Peukert a. a. O. 1012. — Fleurys Unentschiedenheit: Heigel 130; Heigel, Quellen und Abhandlungen zur neueren Gesch. Baierns 350. Arneth I 389. Raumer II 81. Bericht von Poniatowski und Fritsch, 10. Jan. 1741 (Arch. für sächs. Gesch. IX 277) Hübner S. 65 ff. — Fleury und Maria Theresia: Broglie I 211.

(Seite 121—124.) **Belle-Isles Rundreise zu den Kurfürsten:** Trier, Köln, Mainz: Heigel 85 ff. Broglie I 273 ff. und dazu Peukert in Göttinger Gelehrten Anzeigen 1885 S. 1015. 1016. — Sachsen: Heigel 124. Broglie I 309. Grünhagen I 358. — Belle-Isle im schlesischen Feldlager: PC. I 229. 232. 233. 237; Œ. XXII 67. 70. Droysen I 254. 256. Berichte Belle-Isles bei Ranke II 578—587; vgl. Broglie I 318 ff. — „Valory toujours prêt à conclure": Œ. XXII 74.

(Seite 125—129.) **Englands Vermittelung:** Hyndfords Audienz, 7. Mai: PC. I 239. Hyndfords Bericht bei Raumer II 131. Carlyle Buch XIII Kap. 2. Grünhagen I 382. — Hyndfords Nebenaufträge: ebend. 384 ff. — Schwichelbts Verhandlung: ebend. 372 ff. PC. I 216. 235. 241. Vgl. ZPr.G. XIII 608 ff. — Diskussion zwischen Friedrich und Podewils: PC. I 244—252. — Ablehnung des englischen Vermittelungsvorschlags in Wien: Arneth I 217 ff. Grünhagen I 389. Mitteilungen des K. K. Kriegsarchivs N. F. II 254—256. Archiv für österr. Gesch. XLVI 174.

(Seite 129—131.) **Vertrag von Breslau, 5. Juni 1741:** Belle-Isle an Valory, 21. Mai, Ranke II 588. Ein sehr ungenauer Abdruck des Vertrages bei Broglie I 407. Der authentische Text jetzt im Recueil des traités conclus par la France p. p. de Clercq, XV 13 (1888); auch in Mémoires du cardinal de Bernis p. p. Masson I 462 (1878). Vgl. PC. I 251. 257. 261. 262. Droysen I 273 ff.

(Seite 131—133.) **Frankreichs unzureichende Kriegsvorbereitungen:** Denkschrift Valorys, 9. Mai (St.-A.) bei Peukert a. a. O. S. 1020. — Frankreichs Heer Anfang 1741: Rousset Corr. de Louis XV et du maréchal de Noailles (1865) I p. XIV; vgl. Peukert 1007. — Fleury an Karl Albert, 9. März 1741: Heigel, Quellen und Abhandlungen 360. — Memoire vom 30. März: ebend. S. 350. — Belle-Isle an Amelot, 6. Juni: Peukert 1021; vgl. Heigel

41. 42 und Quellen und Abhandlungen 352. — Amelot an Belle-Isle, 18. 21. Juni: Peukert 1022. Heigel, Quellen und Abhandlungen 353. — Breteuil an Belle-Isle und Belle-Isles Kritik: Peukert 1023.

II. 3. Der Koalitionskrieg bis zum Falle von Prag.

(Seite 133—140.) **Diplomatisch-militärische Vorbereitungen:** Valorys Audienz, 25. Juni: Valory an Belle-Isle, 1. Juli: Ranke II 590; an Amelot, Peukert a. a. O. S. 1024. — Friedrich an Karl Albert, 30. Juni: PC. I 266. — Beratungen in Versailles: Broglie II 5 (vgl. Peukert 1021. 1025). Heigel 144. 355. d'Argenson III 341. Henault 364. Vgl. PC. III 210. — Schweden: Malmström, Sveriges Politiska Historia III (1870). „L'âne de Buridan entre deux mesures d'avoine" Œ. XXI 376. — Spanien: Heigel 77. Nymphenburger Vertrag zwischen Spanien und Baiern: Castillo, Tratados (1843) p. 347. Ueber die Fälschung des angeblichen Nymphenburger Vertrags zwischen Frankreich und Baiern: Heigel, Quellen und Abhandlungen 344. Droysen, Abhandlungen zur neueren Gesch. (1876) 227. Wiedemann HZ. LXIX 411. — Gewinnung der Kurstimmen: Heigel 177 ff. ebend. 180. Vitzthum v. Eckstädt, Maurice Comte de Saxe 403. Acta betr. die Sendung von Hardenberg nach Paris (Archiv zu Hannover).

(Seite 137—140.) **Das preußische Heer in Schlesien, Sommer 1741:** Absicht zu schlagen (21. Mai): Orlich I 333; vgl. Œ. XXII 69. 70. — Erholungslager bei Strehlen: Œ. XXVIII 29. — Breslau: Grünhagen, Fr. d. Gr. und die Breslauer 163. — Die Reiterei: Bericht Valorys, 28. Juli: Ranke II 592. Vgl. Œ. XXVIII 55. XXX 47. Orlich I 341. Mirmidons de Mars: Œ. XVII 104. Zieten und Baranyai: Mitteilungen des K. K. Kriegsarchivs N. F. II 249. Winter, Zieten (1886) II 44. — Infanteriefeuer: Belle-Isle, 1. Mai: Ranke II 586. Broglie I 323. Von dem einzelnen Mann verlangte man vier Schüsse in der Minute (Œ. VI 93), als außerordentliche Leistungen galten sechs oder gar sieben Schüsse: A. v. Witzleben, Aus alten Parolebüchern (1851) 72. Une mission militaire en Prusse, p. p. Finot et Galmiche (1881) 192. 280. Vgl. auch (Lossow) Denkwürdigkeiten zur Charakteristik der preuß. Armee (1826) 257 ff. — Schilderung des Lagers durch Belle-Isle: 27. April, Ranke II 578. Vgl. Luynes III 435. — Doppelte strategische Aufgabe für den Herbst: Orlich I 345. Valorys Memoire vom 2. Sept. 1741 (St.A.).

(Seite 140—144.) **Operationen der Franzosen und Baiern:** Urkundensammlung: Campagnes des maréchaux de Broglie et de Belle-Isle (1770). Dazu: Pajol, Les guerres sous Louis XV (1881) II (Rezension von Peukert, Göttinger Gelehrte Anzeigen 1885, S. 473). — Friedrichs Vorschlag zum Marsch nach Wien: PC. I 266. 286. Karl Albert an Friedrich, 10. Aug.: Berichte Schmettaus 11. 15. 20. 21. 27. Aug.; Denkschriften Schmettaus für Karl Albert, August bis Oktober 1741 (St.A.). Berichte Bünaus aus Wien bei Unzer, Die Konvention von Klein-Schnellendorf (1889) 17. — Französischer Plan, Zug nach Prag: Heigel 130. 143. 350. 355. — Einwände gegen den Marsch nach Wien: Broglie II 354. — Schmettau über Hintergedanken Frankreichs: Bericht vom 10. Sept.: Droysen I 340. Die angebliche Aeußerung Beauvaus aus der Konferenz vom 20. Aug.: „... Si nous rendons l'électeur maître de Vienne, nous ne le serons plus de lui" (Grünhagen II 6 und Valory 8. Jan. 1745 bei Ranke II 464) verzeichnet Schmettau erst in einem späten Memoirenfragment; in seinen gleichzeitigen Berichten findet sich nichts davon. Karl Alberts Aeußerungen: Schmettaus Bericht vom 23. Juni 1742 (St.A.) Klinggräffens Berichte vom 10. und 23. Juni 1742 bei Ranke II 465 Anm. Heigel 237. Vgl. Beauvaus Schlußbericht 1740 a. a. O. p. CXCVII. Vitzthum, Maurice de Saxe 396. d'Argenson III 395. — Belle-Isles Beweggründe: an Karl Albert, 23. Okt.: Campagnes II 185, Broglie II 355; an Amelot, 4. Okt.: Broglie II 352. — Scheinbewegungen an der Donau: vgl. ZPr.G. XVII 546. 547.

(Seite 144. 145.) **Friedrichs vergeblicher Ausmarsch zur Schlacht (Sept. 1741):** PC. I 328—330. 337. Œ. XVII 132. 133. (Der „Mentor" ist nicht Duhan, sondern Kalckstein) XXVIII 86.

(Seite 145—148.) **Diplomatische Verhandlungen, Protokoll von Kleinschnellendorf:** Ultimatum vom 1. Juni: PC. I 254; vgl. oben S. 130 — wird erhöht: PC. I 254. 259. — Robinsons Missionen: Grünhagen I 416—447. Pathetische Rede: Publ. IV 233. Œ. II 84; vgl. Œ. XVIII 48. Gespräche mit H. de Catt und Lucchesini, übers. von Bischoff (1885) 226. — Eröffnungen an Hyndford (9. Sept.): PC. I 336 Anm. Mit Unzer a. a. O. 23 nehme ich Marwitz, nicht Goltz als Ueberbringer an. — Friedrichs Ungeduld PC. I 336. Goltz an Hyndford, 16. Sept., Carlyle Buch XIII Kap. 4. — Oesterreichs Bemühungen bei Frankreich und Baiern: Arneth I 236. 327. Unzer S. 8 ff. Heigel 200 ff. vgl. 156. Peukert a. a. O. 1026. 1027. — Vollmacht für Neipperg (13. Sept.): Unzer 25. — Militärische Bewegungen (Ende Sept.): Droysen I 344. PC. I 356. 362. 364. — Protokoll vom 9. Okt.: PC. I 371. Auch Maria Theresia hatte nichts Schriftliches gewünscht, Unzer 40. Briefe Maria Theresias IV 140.

(Seite 148—150.) **Beweggründe Friedrichs II.:** Besorgnis vor der Uebermacht Frankreichs: Publ. IV 239; Œ. II 93. 94. Schmettaus Bericht vom 10. Sept. (vgl. oben). PC. II 13. 23. — Verstimmung wegen der Neutralitätskonvention zwischen Frankreich und Hannover: PC. I 358. Belle-Isles Zusage durch Valory: PC. I 347. — Warnungen vor Fleury: PC. I 304. Droysen I 319. 335. Die Anlässe zur Klage nicht erheblich: Publ. IV 238; Œ. II 91. -- Militärische Momente: PC. I 345. 352. 358. Wenn der Marschall noch Unglück hätte, müsse der König an sich denken, sagt Friedrich zu Neipperg laut Hyndfords Bericht vom 14. Okt.: Grünhagen II 35.

(Seite 150—153.) **Lossagung von der Abkunft:** Forderung des striktesten Geheimnisses: PC. I 356 Anm. Hyndford, 14. Okt.: Grünhagen II 35. — Das Geheimnis nicht gewahrt: Pr.St. I 315. Grünhagen I 56 ff. Unzer 81 ff. — Bündnis mit Baiern (4. Nov.) und Accession zum Partagetraktat zwischen Baiern und Sachsen (1. Nov.): Droysen I 363. 364. Grünhagen II 76—78. Mißliche Lage der Franzosen in Böhmen: PC. I 402. 403. 405. 407. Campagnes II 302. 303. d'Argenson III 417. 429. Hénault 374. Broglie II 127. — Eindruck der Einnahme von Prag: ZPr.G. XVII 201. Berichte Valorys, 2. Dez.: Broglie II 142. Hyndford, 26. Dez.: Raumer II 154. ZPr.G. XVII 538 Anm. 5. Grünhagen II 78. Auffassung Maria Theresias: an Khevenhüller, 30. Dez., bei Grünhagen II 78. Eichel schreibt an Podewils, Chrudim 25. April 1742: „Des Königs Majestät bezeigen sich in der bewußten Sache (der damaligen Friedensverhandlungen: oben S. 163) nunmehr etwas gelassener, ob Sie gleich noch zur Zeit in Dero Propos ferme bleiben. Es wäre sehr zu wünschen, daß der wienerische Hof sich etwas accommodable bezeigte, denn ich sehr sorge, daß wann ihre Truppen etwa einen Revers haben sollten, wie es in Baiern leicht geschehen kann, solches die guten Idées etwas alteriren könnte; es hat sich dieses schon etwas gereget, als nur die Nachricht von der Eroberung von Eger, nebst dem was wegen Kehlheim passiret, einlief, und erinnere mich dabei noch immer, was im vorigen Jahr wegen des sogenannten Schnellenwaldischen Protokolls passierte. Ich kann nicht leugnen, daß so oft mir diese Sache in das Gemüte kommet, ich noch immer glaube, wie es ein Unglück gewesen, daß man dermalen von Sentiments changiret und nicht den Frieden zu seiner völligen Perfection gebracht. Ich halte, es sei dadurch ein Tempo verloren gegangen, welches man nicht leicht wieder finden wird, da dermalen der Feldmarschall Neipperg einmal über andre deklarirte, man sollte nur fordern, was man haben wollte, man sei zu allem bereit" (St.A.). Daß Eichel (gegen die Annahme von Droysen I 351) von vornherein im Geheimnis war, ergibt doch wohl seine Andeutung an Podewils, 11. Okt. 1741: Publ. X 34. — Neipperg an Maria Theresia: Droysen I 349 Anm. 3. Hyndfords Urteil: Raumer II 158. Grünhagen II 275. Pharsalusschlacht: Œ. XVIII 103.

II. 4. Feldzug und Friede von 1742.

(Seite 154. 155.) **Frankreichs Machtstellung:** Fleury bei Hénault p. 376. — Chetardie und die Revolution in Rußland: Karge, Die russ.-österr. Allianz von 1746 und ihre Vorgesch. (1887) S. 5 ff. (nach den von Pekarskij in russ. Uebers. veröffentlichten Depeschen Ch.). Vandal, Louis XV et Elisabeth de Russie (1882). Recueil des instructions données aux ambassadeurs de France VIII.

(Seite 155—175.) **Feldzug in Mähren und Böhmen und Friede von Breslau:** PC. II. Publ. IV. Œ. II. XVII. XVIII. Beiheft zum Mil.=Wochenbl. 1876. Orlich. Ranke. Droysen. Grünhagen. Heigel. Arneth. Oesterr. Mil.=Zeitschr. 1818. 1828. Archiv. f. österr. Gesch. XL. Thürheim, Graf Khevenhüller (1878). Zeitsch. f. österr. Gymnasialwesen 1884. Campagnes des maréchaux. Pajol. Luynes. Valory. Broglie II. Peukert a. a. O. Vitzthum, Maurice de Saxe. OByrn, Der Chevalier de Saxe. Von den Akten des St. A. habe ich besonders die Korr. Schmettaus (einschl. des Nachlasses) herangezogen. Ich behalte mir vor, auf diesen Abschnitt an andrer Stelle zurückzukommen. — Ueber die sächsische Diplomatie (S. 160) die Berichte Hardenbergs aus Paris im hannöv. Archiv (u. A. vom 30. Sept. und 25. Nov. 1741). — Chotusitz: Droysen, Abh. der Berl. Ak. 1872, Grünhagen II 235 ff., von denen ich wieder mehrfach abweiche. — Sechelles über den Rückzug der Franzosen nach dem Gefecht von Sahay: Peukert a. a. O. S. 1032.

(Seite 175—177). **Französische Friedensversuche:** Amelot an Belle-Isle, 29. April 1742. Flassan, Hist. de la dipl. française V 149. Fleury an Belle-Isle und Broglie 9. Juni bei Peukert a. a. O. S. 1034. Amelot an Belle-Isle 21. Juni: „Nous ne devons plus songer desormais qu'à faire la paix à quelque prix que ce soit.“ Ebend. S. 1033. — Verhandlungen mit Königsegg: Grünhagen II 329. Broglie III 3 ff.

(Seite 177—183.) **Zur Beurteilung des Breslauer Friedens.** Anklagen und Selbstverteidigung: Berichte Chambriers bei Droysen I 475. Friedrich an Podewils, Jordan Voltaire: PC II 209 ff. Œ. XVII 225 ff.; XXII 105; an Fleury 12. Sept. PC. II 270; vgl. Pr. St. I 328 ff. — Antimachiavell: Pr. St. I 137. Belle-Isle bei Broglie II 396. — Droysen, Ueber die Schrift Anti-St. Pierre (Monatsberichte der Berl. Ak., August 1878). — Garve, Fragmente zur Schilderung Fr. II. (1798) II 215. — Mißtrauen gegen die französische Politik: „Le cardinal le plus vindificatif de tous les hommes“, Podewils an Friedrich II., 1. Juli 1744 (St. A.). Friede von 1735: Œ. VIII 179; XXII 139. PC. III 70; VIII 439. Briefe an Grumbkow bei Duncker, Aus der Zeit Fr. d. Gr. S. 33. 36. 37. Valory bei Ranke II 588. — Der angebliche Fargis: PC. II 502. Pr. St. I 336. Broglie II 340. — Bestushews Behauptung, daß Chetardie die Zurückgabe Stettins an Schweden angeregt habe (Berichte Mardefelds 30. März, 21., 28. Mai, 14. Juni 1742. St.-A.; vgl. auch PC. II 520), wird weder durch Chetardies Berichte bei Pekarskij noch durch die Berichte des schwedischen Gesandten Nolcken bestätigt, die Herr Dr. Arnheim im Reichsarchiv zu Stockholm auf meine Bitte durchgesehen hat. — Tencin: PC. II 241. 242. 246. 247. 269. 272. 273. Publ. X 161. — Fleurys Aeußerung gegen Hardenberg aus dessen Bericht vom 9. Jan. 1742 im St. A. zu Hannover: gegen Poniatowski: vgl. oben S. 120. — Friedrich über Verträge und Garantien: Œ. I 95; PC. I 411. 418; II 6. 60. 185. 211. 241. 249. 311. 317. 357. 374; V 318. Feststellung der Fälle, die den Vertragsbruch rechtfertigen: Œ. VIII 249; XVII 225. Hist. de mon temps (Publ. IV 155; Œ. II p. XVI). Die Aeußerung über Machiavell aus dem Test. pol. von 1752. — d'Argenson über die Präcedenzfälle von 1712 und 1735: Journal et mém. éd. Rathery IV 13. — Diplomatie als Charlatanerie: PC. I 94. 100. 167. 233; II 211. Publ. IV 249. Vgl. Œ. IV p. XIII. PC. IV 216. — Devisen: PC. II 425; III 301. — Ausblicke: PC. II 211. 313. 409.

III. 1. Verhältnis zu Kaiser und Reich.

(Seite 187. 188.) **Vorbemerkungen:** Hauterive an Talleyrand, 16. Nov. 1805; Publ. XXIX 605. — Kaiserkrone für Preußen: Œ. XVII 94; XXI 220. 231. Voltaire, 31. Okt. 1740 (Zeitschr. für neufranzös. Spr. VII 79). Podewils, 14. Dez. 1740; Pr. St. I 500. Leopold von Anhalt 31. Okt. 1740. — Aussichten auf die Führung im Reiche: PC. I 374; II 24. 36. 99.

(Seite 189—194.) **Das wittelsbachische Kaisertum und die pragmatische Koalition:** Stimmung gegen Frankreich im Reiche: PC. II 262. 268. Œ. X 142. 143; XVII 227. 228 (über Friedrichs Aufenthalt in Aachen 1742 vgl Fromm, Zeitschr. des Aachener Geschichtsvereins XIII 212 und Eight Report of the royal commission on historical manuscripts,

London 1881, p. 571). — Ministerium Carteret: vgl. Pr.St. I 351 ff. 561 ff.; dazu Londoner Berichte aus dem Februar und März 1742 (Archiv zu Hannover). — Vertrag zwischen Preußen und England 18./29. Nov. 1742: Wenck, Codex juris gentium recentissimus I 644. — Wormser Traktat 13. Sept. 1743: Traités de la maison de Savoie III 7 (die Zusatzdeklarationen bei Arneth II 525—527). — Ueber den Wiener Vertrag 20. Dez. 1743 zwischen Oesterreich und Sachsen (Wenck I 722) vgl. Arneth II 312. Droysen II 202.

(Seite 194—201.) **Preußens Verwendung für Karl VII.** (bis August 1743): Marsch der Engländer: Pr.St. I 351 ff. Dazu Berichte Hyndfords aus dem Londoner Archiv. — Säkularisationspläne: vgl. Volbehr, Forschungen zur deutschen Gesch. XXVI. PC. II 329. Droysen II 194. — Oesterreichische Tauschpläne: Arneth II 283—285. 290. 291. Vgl. PC. II 240. — Broglies Ausgang: PC. II 380. — Eindruck von Dettingen: PC. II 380 ff. — Annäherungsversuch an Oesterreich: PC. II 330. 332—334. 345. 352. 379. — Sendung Finckensteins: PC. II 366. 370. 378. 481 ff. Droysen II 100 Anm. 1; 104 Anm. 1. — Hessischer Vermittelungsversuch: Pr.St. II 623 ff. Rat an den Kaiser: II 386.

(Seite 201—212.) **Associationsplan von 1743:** Vor dem Umschwung in Rußland: PC. II 403. 404. — Eindruck der Nachricht aus Rußland: PC. II 406 ff. 409 (vgl. 362. 369). Ueber die Palastverschwörung vgl. Brückner, Die Familie Braunschweig in Rußland (1876) S. 7 ff. Th. v. Bernhardi, Gesch. Rußlands IIb 269. — Reise ins Reich: Publ. IV 300. PC. II 419—424. Droysen II 164 ff. Baireuth: PC. II 473. Droysen II 164. 168. 194. Die Herzogin von Württemberg: ZPr.G. XVIII 18. 19. Œ. XVII 178. 180. 183. 197. 202. 319; XXVII, a, 156. Bielefeld II 107. Thiébault, Souvenirs V 324. Droysen II 165. — Gotha: ebend. 165. 166. Œ. XVII 320. 321. — Diktaturstreit: nach den Reichstagsakten (St.A.); vgl. Dove I 228 Anm. Erregung des Königs: PC. II 438 ff. 455. 472. 479. 480. Notenwechsel Pr.St. I 402. — Instruktion für Klinggräffen (Dez. 1743): PC. II 483. — Rückschlag in der Stimmung: PC. III 5. 6. 22. 23. 31. Droysen II 195—201. — Finanzieller Notstand der deutschen Höfe: Brief Karls von Braunschweig 9. Dez. 1749 bei Droysen IV 199; vgl. II 170. Œ. VIII 160; X 87. 88; XXVI 99.

III. 2. Bündnis von Paris und Feldzug in Böhmen.

(Seite 213. 214.) **Gegensätze in Friedrichs Umgebung:** Podewils: vgl. PC. II 328. 438. Eichel an Podewils, Februar 1743, HZ. XLIII 252 Anm. 5. — Rothenburg: PC. II 414. Berliner Brief von 1747 in „Frédéric le Grand" (1785) p. 30. — Schmettau: Brief an Spon, 11. Aug. 1744 (St.A.). Vgl. PC. II 363. 384. Berichte Valorys, 23. Dez. 1747, 25. Mai 1748 (Pariser Archiv).

(Seite 214—222.) **Entschluß zum Kriege, Bündnis von Paris:** Absage an Frankreich 8. Febr.: PC. III 23. 24. — Eindruck des Wormser Traktats: PC. III 26 ff. Auf die Gutachten der Minister (St.A.) beziehen sich die ihnen erst am 3. Juli mitgeteilten Articles PC. III 35—42. Wegen der Instruktion für Rothenburg vgl. PC. 44 Anm. und Nr. 1342. Raumer II 193. — Der französische Hof nach Fleurys Tode: Corr. de Louis XV et du maréchal de Noailles (1865). Mémoires pol. et mil. composés sur les pièces recueillies par le duc de Noailles (1777; vgl. dazu Broglie V 36 Anm.). Campagnes des maréchaux. Mémoires d'Argenson IV. V. Luynes V. VI. Raumer II 192. Berichte Chambriers und Rothenburgs (St.A.). — Amelot und Voltaire: Publ. IV 300. Œ. XXII 139 ff. Broglie III. — Vertrag vom 5. Juni 1744: zuerst veröffentlicht 1888 im Recueil des traités conclus par la France p. p. de Clercq, XV 18. Das Bündnis mit Hessen 27. Juli 1744: HZ. LXIX 74. — Accessorischer Charakter der Landerwerbungspläne: PC. III 122. Anders Arneth II 401; III 167 und jetzt die Marburger Diss. von Sapper, Beiträge zur Gesch. des preuß. Pol. und Strategie im Jahre 1744 (1891). Vgl. auch oben S. 172. 297. 605. — S. 220 Z. 14 v. o. lies: rechts, statt links. — „Wunderbarer" Erfolg der Verhandlungen: PC. III 82; vgl. Podewils 5. Juni bei Droysen II 275 Anm. 2. Ueber Pyr-

mont vgl. Janicke, Jahrb. des hist. Ver. für Niedersachsen 1874 und Eichel an H. Podewils (über O. Podewils) 25. Mai (St. A.).

(Seite 222—224.) **Erster Rückschlag, Umschwung in Rußland**: „Un coup d'éclat comme la conquête de la Silésie est semblable aux livres dont les originaux réussissent et dont les imitations tombent.“ Test. pol. 1752. — Vorgänge in Rußland: Korr. mit Mardefeld (St. A.) vgl. PC. II. III. Sächsische Berichte her. v. Herrmann im Sbornik der Kais. Russ. Hist. Gesellschaft III (1868). Materialien im „Archiv des Fürsten Woronzow“ I. — Den Anteil Friedrichs II. an der Verlobung Katharinas sucht jetzt B. v. Bilbassoff, Geschichte Katharina II. (übers. v. Pezold, 1891) II 3 ff. abzuschwächen. Ueber Chetardies Ausweisung vgl. ebend. I 135.

(Seite 225—231.) **Beginn des Krieges**: In Wien vorausgesehen: Arneth II 391. 408. 419. Briefe Ludwigs von Braunschweig bei Droysen II 295. 296. — Zusagen und Mahnungen an Frankreich: PC. III 207—211; vgl. Publ. X 507. 512. — Kriegsrüstung: vgl. unten S. 637. Burchardi, Das preuß. Festungssystem 1740—1745 (1889). Pochhammer, Fr. d. Gr. und Neiße (1888). Droysen II 120. 333 Anm. Œ. XXVIII 18. PC. II 385. Dreyhaupt, Beschr. des Saalkreises I 570. — Staatsschriften: Pr. St. I 432 ff. Publ. X 511. — Stimmung in Wien: Arneth II 420. 421; vgl. 391. Raumer II 160. — Sachsen: Droysen II 236 Anm. 1. 323. 329 ff. Pr. St. I 663. PC. III 403. — Prag: „Hauptquartier im ganzen Lager überall“: PC. III 280 Anm. Küster, Die Lebensrettung Fr. II. (2. Aufl. 1797) S. 44. 45. Vgl. ZPr. G. XVIII 25. — Plan zum Zuge nach Tabor und Budweis: Dove I 272 Anm. Zu PC. III 136 vgl. Rößler im Beiheft zum Mil.-Wochenblatt 1891 S. 76; Sapper a. a. O. S. 33 Anm. 3. Vgl. noch Arneth IV 388.

(Seite 231—233.) **Oesterreichischer Marsch vom Elsaß nach Böhmen**: PC. III 228 ff. Pr. St. I 504 ff. Broglie IV. Marcuse, Zur Gesch. des Jahres 1744 (Progr. des Leibniz-Gymn., Berlin 1885) S. 14 ff. Arneth II 421 ff. 429. 563—564.

(Seite 233—239.) **Preußischer Rückzug aus Böhmen**: Die eingehendste Darstellung bei Droysen II. Bis Anfang Oktober vgl. auch Sapper a. a. O. — Aeußerungen des Königs (außer in PC. III. Publ. IV und den „Kriegsberichten“) auch Œ. XXVIII 11. 32. 44. 50. 56. 62. 63. 85. 86. UB. I 35. Ueber Traun: Œ. III 77. Mémoire sur Frédéric le Grand par le prince de L[igne] 1789, p. 10. Vgl. Thürheim, Graf Traun (1878). — Zerrüttung des Heeres: Münchow an Eichel 18. Dez. 1744 (St. A.). Droysen II 366—371. Varnhagen, Winterfeldt (1836) S. 44. 45. Robinson 22. Dez. bei Broglie V 85. — Verteidigung von Schlesien: Orlich II 353 ff. Droysen II 410 ff. Valory 22. Dez. bei Broglie V 114.

(Seite 239—241.) **Haltung Frankreichs**: PC. III 325. 342. — Belle-Isle. Franke, Von Elbingerode nach Windsor (Zeitschr. d. Harz.-Vereins XII 245—276. 444—539). Vgl. Broglie V 125. — Schmettau: Pr. St. I 496 ff. PC. III 399; IV 10. 14. 20. 54. 260. — Ludwig XV. an Karl VII. Broglie V 129. Ultimatum für den Frieden und Instruktion für Courten: Zévort, Le marquis d'Argenson et le ministère des aff. étrangères (1880) p. 135. 235. 236.

III. 3. Hohenfriedberg.

(Seite 242—245.) **Politische Vorgänge Anfang 1745**: Friedensvorschläge nach London: PC. IV 21 ff. 26. — Ministerwechsel in England: Pr. St. I 559 ff. 621 ff. 630 (wo englische Litteratur citiert ist). Vgl. auch E. v. Wiese, Die engl. parlamentar. Opposition und ihre Stellung zur ausw. Politik 1740—44 (Göttinger Diss. 1882). — Bündnisse der Gegner: Warschauer Allianz: Wenck II 171. Ueber die Konventionen zwischen England und Oesterreich vom 13. April, Hannover und Sachsen vom 12. April vgl. (nach den Akten des hannöv. Archivs) Borkowsky, Die engl. Friedensvermittelung 1745 (1884) S. 13. 15. — Haltung Rußlands: Karge, Die russ.-österr. Allianz von 1746 und ihre Vorgesch. (1887; unter Benutzung der in Solowjews Gesch. v. Rußland XXI und dem Woronzow-Archiv VI mitgeteilten Materialien) S. 36 ff. Pr. St. I 704 ff. Raumer II 200.

(Seite 245. 246.) **Militärische Aufgaben in Schlesien**: Publ. IV 364 ff. Œ. XXVIII

10. 13. PC. IV 109—111. Vgl. Orlich II 129 ff. Droysen II 410 ff. Grünhagen, Schlesien unter Fr. d. Gr. (1890) I 240 ff.

(Seite 246. 247.) **Verhandlungen mit Frankreich:** PC. IV. Zevort S. 137 ff. Broglie V 337 ff.

(Seite 247—249.) **Friede von Füßen:** Arneth III 4 ff. Seeländer, Graf Seckendorff und die Publizistik zum Frieden von Füßen (1883). PC. IV 134 ff. 158—168. Corr. de Louis XV et du maréchal Noailles II 190. — Chesterfields Mitteilung: PC. IV 149. — Finanzlage: Droysen II 441. 446; vgl. oben S. 385.

(Seite 249—254.) **Stimmungen:** PC. IV 96. 110. 121 ff. 132—137. 144. 147—150; vgl. 286. Vgl. Valory, Mém. I 204. Œ. III 77.

(Seite 254—256.) **Das Heer vor Hohenfriedberg:** PC. IV 148. 179. 180. Œ. XXVI, b, 21. Publ. IV 369. 370. Droysen II 450 Anm. 1. 451 Anm. 3. 467 Anm. 1. 468. 476. — Kamenz: v. Hahnke, Elisabeth Christine S. 104. — Gefechte: Kriegsgesch. Einzelschriften herausg. vom Generalstab, Heft 3. Graf zur Lippe, Zieten (2. Aufl.) S. 31 ff. Winter, Zieten II 100.

(Seite 256—262.) **Hohenfriedberg:** Verzeichnis der Berichte bei Orlich II 159 Anm. Ein Teil der Berichte veröffentlicht bezw. reproduziert bei v. Lützow, Die Schlacht von Hohenfriedberg (1845) S. 105—154. Vgl. noch Œ. XVIII 139; XXVIII 77. 86. Ranke III 159 ff. Grünhagen a. a. O. S. 278 ff. Droysen II 484 ff. und Beiheft zum Mil.-Wochenblatt 1877 S. 254 ff. Henckel, Nachlaß I a 55 ff. v. Borcke, Briefe (1881). Arneth III 73 ff. 419. Oesterr. milit. Zeitschrift 1825 III 109 ff. Zu Valorys Berichten (Mém. I 228 ff. und dem älteren, zuerst im Recueil des lettres von 1746 gedruckten Bericht; siehe Pr.St. II 13) vgl. Peukert, Die Memoiren des Marquis Valory (1884) S. 66—68. — Zahl der Trophäen: PC. IV 192. — Parolebefehl: Henckel I, a, 201. Sammlung ungedruckter Nachrichten I 355. v. Lützow Anlage IX. Vgl. Beiheft zum Mil.-Wochenblatt 1877, S. 173. PC. IV 182. 187. 198. Œ. XXVIII 7.

III. 4. Vertrag von Hannover und Friede von Dresden.

(Seite 262. 263.) **Militärische Lage nach Hohenfriedberg:** Verfolgung: vgl. oben S. 555. Publ. IV 377; XXII 388. 389. Goltz: Droysen II 508. 509. Königgrätz nec plus ultra: PC. IV 196; vgl. 189. 236. Orlich II 189 ff. Droysen II 507 ff. Beiheft zum Mil.-Wochenblatt 1877 S. 166 ff. Œ. XXVIII 44. 60. — Oberschlesien: Beitrag zu der Gesch. des zweiten schles. Krieges aus den Papieren des Gen.-Lieut. v. Nassau (1780). Grünhagen, Schlesien unter Fr. d. Gr. I 289 ff. — Aufstellung gegen Sachsen: II 447. 510. Orlich II 130. PC. IV 109 ff. 178.

(Seite 264—267.) **Politische Beziehungen:** Rußland: PC. IV 146. 178. 245. Hyndfords Aeußerung: Raumer II 194 (ein Schreiben aus Berlin von 1747 berichtet dieselbe Aeußerung als ein Bonmot des sächs. Gesandten Bülow; „Frédéric le Grand," Amsterdam 1785, p. 33). England: PC. IV 207. — Frankreich: Angebote an Sachsen: PC. IV 208—210. Zevort 112. — Conti und die Kaiserwahl: PC. IV 182 (Antwort bei Droysen II 505). 237. 240. Arneth III 97. 428. Broglie VI 63. 88. 91. Zevort 161. — Manifest gegen Sachsen: PC. IV 222 ff. Pr.St. I 685. Vgl. an Podewils PC. IV 216. 240. 250. 257. 260. Eichel an Podewils 22. Juli (Droysen II 521) und 15. August (St.A.).

(Seite 267. 268.) **Konvention von Hannover:** Wenck II 191. Berichte Andriés 22., 28. August (St.A.). Vgl. PC. IV 268. 271. 281.

(Seite 268—270.) **Die Konvention ohne Wirkung:** Bedrängnis Englands: Vgl. Coxe, Memoirs of the administration of Pelham (1829) I 241 ff. Droysen II 506. 525. Die Vorwürfe gegen das Ministerium wegen der Landung des Prätendenten nach dem Pamphlet „Letter from a gentleman at Edinburgh" (1745). — Verhandlungen zwischen Hannover und Sachsen: Borkowsky S. 17. Droysen II 518 (nach hannöv. Akten). Partagetraktat vom 18. Mai 1745: Pr.St. III 366. — Verhalten Georgs II.: nach Wasners Berichten im Wiener Archiv (vgl. ZPr.G. XV 108). — Stimmung Maria Theresias: Arneth III 86 ff. Berichte Robinsons bei Raumer II 211 ff. 221 und Broglie VI 130 ff. 197.

— Kaiserwahl: Pr.St. I 543. Fromm, Die Kaiserwahl Franz I. (Jenaer Diss. 1883). Broglie VI 162 ff.

(Seite 270—277.) Soor: Herzog Karl und seine Helfer: Raumer II 221. Arneth II 247; III 69. 81. 119. 122. 123. Publ. IV 389. PC. IV 216. 229. Beiheft zum Mil.-Wochenblatt 1877 S. 173. — Schlachtberichte: ebend. 186 ff. (vgl. Droysen II 555 ff.). Orlich II 227 Anm. Ranke III 190. Arneth III 434. Henkel I a 127 ff. PC. IV 290 ff. Publ. IV 394; XXII 419. Œ. III 135; VII 19; XXVII c 129; XXVIII 36. 54. 74. 75. 83. 84; XXIX 25. Raumer II 222. v. Hahnke, Elisabeth Christine S. 416. Rödenbeck Tagebuch III 381 Eichel an Finckenstein, 29. Okt. 1759 (St.A.). Vgl. auch oben S. 555.

(Seite 277. 278.) **Häusliche Kümmernisse:** PC. IV 247. 263. 323. Œ. VII 3 ff.; XI 92; XVII 264; XVIII 141 ff.; XIX 12; XXVII a 174.

(Seite 278—282.) **Fortgesetzter Widerstand Oesterreichs:** Verhandlung mit Frankreich: Vorbereitende Schritte: Borkowsky S. 46 ff. Broglie VI 185 ff. 200. 203 ff. 216. — Mißstimmung der Franzosen gegen Preußen: Broglie VI 76. 155. 215 ff. 337. Bericht Chambriers, 25. Dez. 1745 (St.A.). PC. IV 261. 264. 271. Eichel an Podewils 26. Aug. 1745 (St.A.). — Vollmacht an Vaulgrenant (22. Sept.) und Bartensteins Gutachten: Zevort 105. Broglie VI 259 ff. Arneth III 100. — Verhandlung mit Rußland: Arneth III 136. — Ablehnung der englischen Vermittelung: Robinsons Berichte bei Raumer II 223. Broglie II 293 ff. Vgl. Arneth III 293. — Verhandlung mit Hannover: Borkowsky S. 33 ff. — Verabredungen mit Sachsen: Vertrag vom 29. August: Arneth III 422. Droysen II 540 Anm. 1. Feldzugsplan: Arneth III 139 ff. „Historische Erzählung" (1746): Pr.St. II 266 ff.

(Seite 282—284.) **Preußens Gegenzüge:** Warnung durch die Schweden: Pr.St. I 720. Historisches Portefeuille 1785, I. — Mißtrauen gegen England: PC. IV 337; vgl. 324. — Brief an Ludwig XV.: PC. IV 239; vgl. Broglie VI 319. — Diplomatische Demonstration Rußlands: Pr.St. I 708. Karge 62. Arneth III 143.

(Seite 284—288.) **Winterfeldzug:** Beiheft zum Mil. Wochenblatt 1877 S. 198 ff. PC. IV 340 ff. Œ. XXIX 111. „Historische Erzählung". Orlich II 271 ff. Droysen II 599 ff. — Schwarzseher: ebd. 620. Publ. IV 407. — Kesselsdorf: v. Bremen, Die Schlacht bei Kesselsdorf (1888). — „Dussé-je conclure avec lui le lendemain, je lui livrerais bataille ce soir": Bericht Robinsons, 4. Aug. 1745, bei Raumer II 214; vgl. den Brief Ferdinands von Braunschweig vom 5. Nov. 1745 bei v. Hahnke, Elisabeth Christine, S. 417.

(Seite 288—293.) **Friedrich in Dresden:** vgl. die Briefe Wulfwenstjernas, Allg. Zeitschrift für Gesch. und Politik 1888, S. 485 ff. — Sui victoria indicat regem: Pr.St. II 12; vgl. PC. IV 310. — Harrachs Berichte bei Arneth III 158 ff. 441—445. Vaulgrenants Berichte bei Broglie VI 334 ff. 410 ff. — Die Antwort Ludwigs XV: Zevort 370; vgl. 166 und PC. IV 389; V 10. 134. 526; VI 46; XI 144. — Bestushew: Karge S. 69 nach Solowjew XXII 70. — Hennicke: PC. V 1. 239. 240. — Fürstenbundsplan: ebend. V 1. 130. — „Vivons en faisant vivre": Dargets Bericht, 24. Dez., in Valory Mém. II 290. Zevort 168. — „Friedrich der Große": Œ. XXV 368 Anm.; XVI 13.

IV. 1. Neue Aufgaben.

(Seite 297—299.) **Vorbemerkungen:** Das gelöste Problem: vgl. oben S. 60. Erwerbung von Schlesien als Epoche: Publ. IV 154. — Friedenssystem: PC. V 104. 106; vgl. IV 101. — Bemühung um Garantien: Pr.St. II 68. 69. — Enfants chéris de Mars: Œ. X 37. — Rêveries politiques: vgl. oben S. 606. — Große und kleine Staaten: Œ. IX 191. — Autarkie: vgl. Trendelenburg, Zum Gedächtnis Fr. d. Gr. (1851) S. 11 (Kleine Schriften I 10). — Urteile von Franz I. und Joseph II.: Aufzeichnungen des Grafen v. Bentinck, herausg. von Beer (1871) S. 18; Brief Stormonts 1772 FBPG. III 247.

(Seite 299.) **Unsichere Lage nach dem Friedensschluß:** Friede oder Waffenstillstand: vgl. PC. IV 234. — Ueber Berlin vgl. Bielfeld II 218 ff. HG. III § 257 ff. PC. IV 349. 353.

(Seite 299. 300.) **Beziehungen zu England:** vgl. oben S. 243. Ministerkrisis,

Febr. 1746: PC. II 42—45. Berichte Wasners ZPr.G. XV 114. Droysen III 93. — Britische Projekte für Preußen: vgl. Droysen, England und Preußen 1740—1746 ZPr.G. XVII 520 ff. — Weisung an Klinggräffen wegen Vaulgrenant und Villiers: PC. V 15.

(Seite 300—302.) **Beziehungen zu Frankreich:** Verstimmung in Versailles: PC. V 9. Broglie VII 5 ff. Berichte Chambriers, Jan. (St.A.) u. A. betr. die Aeußerung gegen Darget. — d'Argenson: Zevort 168. 169. — Ablehnung bewaffneter Vermittelung: Bericht Valorys, 22. Jan. 1746 (Par. Archiv; diesen und andre Berichte der französischen Gesandtschaft in Berlin von 1746—1756 werde ich im VI. und VII. Bande der Forschungen zur brandenb. und preuß. Gesch. mitteilen). Vgl. PC. V 24. 176. 178. 269.

(Seite 302—308.) **Beziehungen zu Oesterreich und Rußland:** „Gefahr eines Friedens mit dem Hofe von Berlin": vgl. Pr.St. II 6. — Pretlacks Verhandlung in Petersburg: nach Pretlacks Schriftwechsel mit seinem Hofe im Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien. Zu Pretlacks Charakteristik vgl. Bentinck bei Beer 58. Karge S. 77. Droysen III 426. — Oesterreich und Frankreich: Zevort 238. Broglie VII 4. 258. Recueil des instructions données aux ambassadeurs de France I 316. — Petersburger Allianz vom 22. Mai (2. Juni) 1746: Martens, Recueil des traités conclus par la Russie I 145. Karge, Die russ.-österr. Allianz von 1746. Bericht Hyndfords, 10. Juni 1746, bei Borkowsky 99. Mitteilung in Berlin: PC. V 187, vgl. oben S. 558. — Entlarvung eines russischen Spions: Pr.St. II 190. — Unsicherheit der diplomatischen Informationen: vgl. PC. VI 516; IX 405. — Russische Truppenbewegungen: PC. V 22. 65. 97. 111. 114. Kleist an Gleim, 31. Juli 1746; E. v. Kleists Werke ed. Sauer I 48. — Notenwechsel: Pr.St. II 183. PC. V 74. 77. 107. 144. — Mardefeld und Bestushew: Œ. IV 19. PC. IV 357; V 12; vgl. 582. — Woronzow: PC. IV 323; V 142. 143. Publ. XXII 411. Zevort 177. Karge 46. Bericht Mardefelds, 30. Juli 1746 (St.A.): „Les partisans de la bonne cause soupirent après l'arrivée du comte Woronzow comme les Juifs après la venue du Messie". Ebenso Pretlack im Bericht vom 8. Okt. 1746 (Wiener Archiv). — Neue Besorgnisse (Herbst 1746): PC. V 169 ff. 182. 189. 191—195. — Im Allgemeinen vgl. Droysen III und meinen Aufsatz: Preußen und Rußland im Jahrzehnt vor dem siebenjährigen Kriege (Preußische Jahrbücher XLVII).

(Seite 308. 309.) **Beruhigte Stimmung** (Okt. 1746): Schlacht bei Rocoux und englische Garantie für Schlesien: Œ. XXVI 93. PC. V 215. 218. Vgl. Publ. IV. 157. 158. 433. — Rußland und England: PC. V 153.

(Seite 309. 310.) **Selbstbekenntnisse:** Außer den veröffentlichten Briefen an den Prinzen von Preußen (Œ. XXVI) und die Markgräfin von Baireuth (Œ. XXVII a) sind die noch ungedruckten im Geh. Staatsarchiv bezw. im Hausarchiv benutzt. Vgl. auch Œ. X 221. PC. V 496.

(Seite 310. 311.) **Gesundheitszustand:** Stante pede morire: Büsching, Beyträge V 272. — Erkrankungen: Elisabeth Christine an Karl von Braunschweig, 1. Febr. 1746 (Wolfenbüttler Archiv). Vgl. v. Hahnke, Elisabeth Christine 109. 419. Briefe des Königs an die Geschwister. Briefe von Eichel an Podewils 14. 15. 16. 17. 18. 19. Febr. 1747 (Hausarchiv). Œ. XXII 164; XXV 554. Droysen III 376. 377. Preuß I 421. Graf Lippe ZPr.G. XIV 192 ff.

(Seite 311—314.) **Ueber den Fürstenberuf:** Apologie des rois, Epître à mon esprit: Œ. X 204. 213. — Das „N'avons-nous pas, amis, un bien plaisant consul?" (ebend. 216) mit Bezug auf Plutarch Cato 21: „ὦ ἄνδρες, ὡς γελοῖον ὕπατον ἔχομεν". In dem Testament politique vom 27. August 1752, dessen Benutzung mir von der Verwaltung des königl. Hausarchivs gestattet wurde, beruht der König von Epirus, wie mein Kollege Herr Dr. Klebs mir nachweist, auf einer Verwechselung mit Philipp von Makedonien bei Plutarch Demetrius 42. — Preis Friedrich Wilhelms I.: Œ. I 125. 126. 144. 174. 175; vgl. XXVI 97. 106.

(Seite 315. 316.) **Stellung der Minister:** Œ. XXVI 97. Test. pol. — „Minister-Revuen": Preuß I 480. 481; IV 476. Gespräche mit de Catt und Lucchesini, übersetzt von Bischoff S. 216. 230. 249. Vor dem siebenjährigen Kriege fanden diese Konferenzen, wie es scheint, nur 1751, 1753, 1754 und 1756 statt; vgl. Rödenbeck, Tagebuch aus Fr. d. Gr. Regentenleben I 215. 255. 267. 292.

(Seite 317. 318.) **Eichel:** Test. pol.: „Je renferme mon secret en moi-même, je n'ai qu'un secrétaire (de la fidélité duquel je suis assuré), dont je me sers; à moins donc de me corrompre moi-même, il est impossible qu'on me devine mes desseins". Vgl. Herouville an Graf d'Argenson, Glatz 18. Oktober 1744, Campagne de Coigny V 283. Hyndford bei Raumer II 194. Wolf, Oesterreich und Preußen 1780—1790 (1880) S. 58. Zimmermann, Ueber Friedrich d. Gr. (1788) S. 94 Anm. — Tyrconnell über „Hecle": Tableau de la cour de Berlin (27. Dez. 1751) im Journal de l'Institut hist. V. Vgl. auch Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1893, IX 310. Hanbury Williams, 22. Juli 1750, bei Horace Walpole, Memoirs of the reign of King George II (1846) I 449. 455. Vgl. Pr. St. I p. XIX und jetzt H. Hüffer, Die Beamten des älteren preuß. Kabinetts, FBPG. V 163 ff.; vgl. dort auch über die Nachrede gegen Eichel. Charakteristisch für sein Verhältnis zum Könige ist die Stelle in einem ungedruckten Briefe Eichels an Podewils vom 3. Dez. 1755: „Daß sonsten die schwedische Bisbilles so gar mal à propos entstehen müssen, hat mir von Anfang her ohnendlich leid gethan, und wenn meine geringe Insinuationes etwas dazu contribuiren gekonnt hätten, dieselben fallen zu lassen oder durch gelindere Tempéraments zu heben . . . so würde alles solches gewiß bereits längstens geschehen sein, bisher aber hat solches noch keinen erwünschten Train nehmen wollen." Der Wunsch, auf ein oder zwei Jahre tot zu sein, in einem Schreiben an den Etatsminister v. Münchow vom 11. Mai 1745 (Kriegsarchiv des Großen Generalstabs). Vgl. auch oben S. 173. 250. 569. 571. 600 und umstehend S. 624.

(Seite 319.) **Friedrich 1748 über Monarchie und Republik:** Œ. I 238. Das Bild vom Viergespann aus dem Politischen Testament. — Véritablement régner: Œ. I 144. Für den Schluß vgl. Valorys Bericht vom 8. Jan. 1745 bei Zevort 372.

IV. 2. Besserung der Rechtspflege.

(Seite 321—323.) **Reformversuche Friedrich Wilhelms I.:** A. Stölzel, Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung II (1888). Isaacsohn, Gesch. des preuß. Beamtentums III (1884) 24 ff. 289—300. Publ. II 123. Förster, Urk.-Buch zu der Lebensgesch. Friedrich Wilhelms I. (1834) I 56. Eine charakteristische Anekdote über das ergebnislose Reglementieren bei [Benekendorff] Karakterzüge aus dem Leben Fr. W. I (1788) VII 108. 109.

(Seite 323—326.) **Anfänge der neuen Regierung:** Vgl. oben S. 12, 13. Programmatische Randbemerkung zu Montesquieu: HZ. XLVII 284. — Verfügung vom 18. Okt. 1740: Stölzel II 143. — Cocceji Justizminister für Schlesien, ebend. 150 ff. — Ersetzung durch Arnim, Hader zwischen Cocceji und Arnim: ebend. 158—160. 162—164. Isaacsohn III 303 ff. Büsching, Beyträge I 376 ff. — Schaffgotsch über Cocceji: Publ. XIII 430. 435.

(Seite 326—328.) **Beginn der Reform, Coccejis Rundreise:** Urkundensammlung: v. Kamptz, Jahrbb. für die preuß. Gesetzgebung LIX (1842). Vgl. Trendelenburg, Fr. d. Gr. und sein Großkanzler S. v. Cocceji (1863; auch in Kleine Schriften I). Ranke III 244 ff. Isaacsohn III 308 ff. Stölzel II 165 ff. Ergänzende Notizen aus den Akten.

(Seite 329. 330.) **Hebung des Richtertums und des Advokatenstandes:** Sportelwesen: Trendelenburg 20. ZPr. G. X 551. — Entlassungen: Stölzel II 194. 195. — Advokaten: Trendelenburg 21—23. A. Weißler, Die Umbildung der Anwaltschaft unter Fr. d. Gr., Königshütte 1891, S. 29 ff. Der Mantel: K.-O. an Cocceji, 24. 28. März; Eichel an Cocceji, 28. März 1748 (St. A.). — Prüfungen: Isaacsohn III 295. Stölzel II 237.

(Seite 331.) **Prozeßordnungen:** Trendelenburg 23—26. Stölzel II 170. 186. 197.

(Seite 331—333.) **Kabinettsjustiz:** Sietze, Ausübung oberstrichterlicher Gewalt des Staats und Kabinetsjustiz (1835) — in Kriminalfällen: Stölzel II 283. 284. UB. I 104. Büsching V 242. Marginal auf Bericht vom 26. Juni 1743 bei [A. H. v. Arnim], Bruchstücke über Verbrechen und Strafen (1803) I 17. — im Zivilprozeß: Stölzel II 13—16. 55. 117. Anm. 2. 175—177. 210—215. 248. 249. 263. 274 ff. Knapp, Bauernbefreiung II 45. — Test. pol.: „Je me suis résolu de ne jamais troubler le cours des procédures. C'est dans les tribunaux où les lois doivent parler et où le souverain doit se taire; mais ce silence ne m'a point empêché d'avoir les yeux ouverts pour veiller sur la conduite des juges".

(Seite 333. 334.) **Verbot der Aktenversendung:** Kamptz, a. a. O., S. 84. 85. Isaacsohn III 307. Stölzel II 169. 173. Vgl. Schmoller ZPr.G. X 553.

(Seite 334—339.) **Instanzengliederung:** Patrimonial- und Domanialgerichte: Stölzel II 20. 216. Bornhak, Gesch. des preuß. Verwaltungsrechts (1884) II 75. 78. 204 ff. Isaacsohn III 338. Ranke III 242. Schmoller ZPr.G. X 549. — Städtische Gerichtsbarkeit: Schmoller ZPr.G. X 542 ff. Isaacsohn III 340. Anm. 2. — Beschränkung der Untergerichte in Strafsachen: Bornhak II 75. 80. Förstemann, Zur Gesch. der preuß. Monarchie (1867) S. 90. — Appellationsgerichte (Regierungen): Bornhak II 209 ff. — Konkurrierende Gerichtsbarkeit der Kammern: Schmoller ZPr.G. XI 532 ff. 540 bis 544. Bornhak II 43—46. 173. 174. Isaacsohn III 331 ff. — Gerichte dritter Instanz: Bornhak II 217 ff. Sonnenschmidt, Gesch. des Obertribunals (1879). Stölzel II 218. 219. Ueber das Privilegium de non appellando von 1746 vgl. Förstemann S. 19—21.

(Seite 339. 340.) **Justizdepartement:** Stölzel II 165. 204. 227. 235. 241 ff. 255. 285. 297. 298. — Cocceji Großkanzler: Stölzel II 183.

(Seite 340. 341.) **Letzter Widerstand und Rücktritt Arnims:** Stölzel II 196. Cocceji an Benekendorff, 18. Sept. und Antwort 29. Sept. 1748 über Arnim und die Schwerins (St.A.); vgl. dazu Morgenstern, Ueber Friedrich Wilhelm I. (1793) S. 73. 74. Büsching, Beyträge I 355 IV 100. UB. I 204. K.-O. an Arnim, 9. Jan., 7., 12. Juni; Eingabe Arnims, 30. Juli 1748 (St.A.). — Cocceji und Eichel: Büsching, Beyträge I 377. C. an E., 21. März 1748 (St.A.): „J'ai été bien consolé par la dernière lettre de Sa Majesté, j'ai bien connu la main bénévole qui l'a couchée, tout cela augmente les obligations infinies que j'ai à un si bon ami". E. an C., 24. März: „Soviel kann die Gnade haben, Deroselben unterthänig zu versichern, wie Se. K. Maj. in der besten Intention von der Welt seyn, sodaß ich gewiß glaube, es werde diese gesegnete und so vielen tausend Menschen höchstheilsame Einrichtung zum völligen Stande kommen". — Die neuen Mitarbeiter: Stölzel II 165. 204. 219. 220. 227.

(Seite 341—343.) **Coccejis Kodifikationsarbeit:** Trendelenburg S. 34 ff. Stölzel II 57. 119. 126. 133. 170. 205. — Deutsche Sprache: Trendelenburg S. 53. 54. Stölzel II 61. — Leibnizens juristisches Testament: Stölzel II 65. Ueber Stryck vgl. Schmoller ZPr.G. X 551.

(Seite 343—346.) **Dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les lois:** Œ. IX 9—33. Die Handschrift trägt das Datum 1. Dez. 1749 (Table chronologique générale des ouvrages de Frédéric le Grand p. 16). Ein wörtlicher Anklang an den Schluß der Dissertation schon in dem Brief vom 26. Juli 1749, Œ. XXVIIa 192. Vorgelesen in der Akademie, 22. Jan. 1750: Œ. XVIII 74. — „Etudié un peu le droit": Tagebuch von 1734, FBPG. IV 218. — Friedrich und Montesquieu: vgl. Posner HZ. XLVII 202. 203. — Ueber die englische Verfassung: Œ. IX 21; vgl. VIII 255 (Esprit des lois XI ch. 6; XIX ch. 27). Notwendigkeit der Uebereinstimmung zwischen Gesetz und Volksgeist: Œ. IX 22 (Esprit XIX). — Abfälliges Urteil über die Dissertation: Valorys Bericht, 20. Febr. 1750 (Pariser Archiv). — Milderung des Strafrechts: Immediatbericht von Cocceji, 22. Dez. 1748, betr. die Anordnung des Königs, in Diebstahlfällen „nicht leicht auf eine Todesstrafe zu erkennen" (St.A.); Korrespondenz mit Bismarck de 1748, K.-O. an Bismarck, 12. Dez. 1752, an Danckelman, 8. Juni 1754 ebend. [Benekendorff] Karakterzüge VII 31. [v. Hymnen] Beiträge zu der jurist. Litt. in den preuß. Staaten (1775) IV. Hälschner, Das preuß. Strafrecht (1855) I 183. Vgl. auch Mémoires p. s. à la vie de M. de Voltaire.

(Seite 346—348.) **Anfängliche Ueberschätzung und positives Verdienst des Kodifikationsentwurfes:** HG. III 277. Gotter an Cocceji, 26. Aug. 1747 (St.-A.). Stölzel II 209. 210. 217. 291. Stölzel, Ludwigs XIV. und Voltaires Einfluß auf die Justizreform Fr. d. Gr. (Fünfzehn Vorträge, 1889). Chesterfield Letters ed. Mahon I 243; II 350. Büsching I 386.

IV. 3. Fortbildung der Verwaltung.

(Seite 349—354.) **Zentralverwaltung, Generaldirektorium:** Instr. vom 20. Dez. 1722: Förster, Friedrich Wilhelm I., II 173. 255. Vgl. Reuter in ZPr.G. XII 724. Die Korr. mit

Leopold von Dessau: ZPr.G. VIII 501. 502. — Verzeichnis der dirigierenden Minister 1723—1786: Preuß III 444—450. Vgl. Roden, Hist.-chronol. Beschr. von der Stiftung des Gen.-Dir. (Handschrift von 1781 im St.A.; vgl. Preuß I 285). Meier, Die Reform der Verwaltungsorganisation durch Stein und Hardenberg (1881) S. 11 ff. — Instr. von 1748: Abdruck des eigenh. Entwurfs ZPr.G. XVII 386—397 durch Friedlaender. Vgl. Cauer, Zur Gesch. und Charakteristik Fr. d. Gr. (1883) S. 129 ff. Preuß IV 467. Isaacsohn III 256. — Die Minister: Vgl. im Allgemeinen Cosmar und Klaproth, Der K. preuß. Staatsrat (1805). Görne: Publ. II 92. 98. 101. 108. 116 ff. Schmoller, Jahrbuch für Gesetzgebung X 340. Benekendorff, Karakterzüge VII 111. Isaacsohn III 47. Horn, Gesch. der Stadt Plaue an der Havel (II. und III. Jahresbericht des hist. Ver. zu Brandenburg a. d. H. 1872). Marginal auf Bericht der Witwe v. Görne vom 24. Juni 1745 (St.A.). — Blumenthal: [Fischbach] Histor. Beyträge (1781) I 261. — Viereck: Neue Geneal.-histor. Nachrichten X 149 (Quelle für Klaproth) ZPr.G. XII 731. 746. Benekendorff VII 120. UB. III 265—277. Entlassungsgesuch vom 19. Juni 1748 (St.A.). — Happe: Morgenstern, Fr. W. I., S. 49. Benekendorff VII 123. Büsching I 388. Isaacsohn III 176. ZPr.G. XII 731. UB. III 269. — Boden: Kronprinz Friedrich an Boden, 15. April 1739 (St.A.). „Friedrich d. Gr. als Kronprinz“ S. 225. Ranke II 274. Isaacsohn III 239. 262. Pöllnitz II 340. Schmoller, Jahrbuch für Gesetzgebung X 44. — Differenzen: UB. III 266. 267. Preuß IV 467. — Vervollkommnung der Geschäftsordnung: K.-O., 9. Jan. 1742; 10. Dez. 1752; Imm.-Bericht 31. Dez. 1752; K.-O. an Boden, 1. und 8. März 1754; an Kellner, 16. Juni 1746; an die kurm. Kammer, 1. März 1754 (St.A.). Publ. XI 11. 295. — Das Urteil Maria Theresias bei Arneth IV 14.

(Seite 355—362.) **Provinzialverwaltung, Kriegs- und Domänenkammern:** Bornhak II 50. Schmoller, Jahrbuch für Gesetzgebung X 35 ff. Publ. XI 272. 280. 312. 323. UB. I 10. — Personalkenntnis des Königs: Publ. XI 10 Anm. 2. PC. V 134. Stölzel II 165 Anm. 5. Isaacsohn III 238. K.-O. an v. d. Osten, 12. Febr. 1746; an Boden, 5. April 1747 (St.A.). Ueber den jüngeren Boden die von Platen 1753 und Schlabrendorff 1754 eingereichten Konduitenlisten (St.A.). Die Angabe über die Zusammensetzung der Königsberger Kammer aus der Konduitenliste von 1754. — Auskultatoren: Publ. XI 276. Isaacsohn III 264. Konduitenliste für die neumärkische Kammer v. 1754. — Ergänzung der Kollegien Aufhebung der Anwartschaften und Einkaufungen: Riedel, Staatshaushalt S. 66. Benekendorff III 35. Isaacsohn III 188. Schmoller, Der preuß. Beamtenstand unter Fr. W. I., Preuß. Jahrbücher XXV 17. Bericht Coccejis, 6. Aug. 1748, bei Stölzel II 204. K.-O. an das Gen.-Dir., Slatina 11. Juli 1745 (St.A.). Instruktion für das Gen.-Dir. betr. die Besetzung der Kriegs- und Domänenratsstellen, 3. März 1749 (St.A.). Rundschreiben vom 26. Dez. 1746: UB. I 46 (vgl. Schmoller a. a. O. S. 25). — Besetzung der höheren Stellen: Bevorzugung verabschiedeter Offiziere: Testament pol. 1752. Schnackenburg, Das Invaliden- und Versorgungswesen des brandenb.-preuß. Heeres (1889) S. 100. 101. K.-O. an Blumenthal, 5. März 1755 (St.A.). Isaacsohn III 254. Preuß III 573. Landräte als Anwärter: Isaacsohn III 265. K.-O. an Marschall, 28. Okt. 1747; an Massow, 6. Jan. 1754 (St.A.). Unterrichtskursus im Generaldirektorium: Publ. XI 10 Anm. 1. Ueber die verschiedene Arbeitslast des Gen.-Dir. und der Kammern: K.-O. an Boden, 8. März 1754 (St.A.). — Rügen und Dienstentlassungen: Grumbkow: UB. I 49. Isaacsohn III 238. — Massow: K.-O., 20. Febr. 1746. — v. d. Osten: K.-Ordres an die kurmärkische Kammer de 1747. — Kellner: K.-O. vom 9. Mai, 16. Juni 1746 an K.; 17., 23., 27. Juni an Blumenthal; Korr. zwischen Blumenthal und Kellner (St.A.). — Die neuen Präsidenten: Platen: K.-O. an Blumenthal, 17. Juni 1746; vgl. auch Schmoller, Jahrbuch für Gesetzgebung X 39. Ueber Schlabrendorff vgl. oben 371. 400. — Session der Landräte in den Kammern: K.-O. vom 2. November 1743, Publ. XI 263. (S. 361 Z. 10 v. u. lies: den Direktoren, statt dem Präsidenten).

(Seite 362—364.) **Verwaltung der Städte:** Reformen Friedrich Wilhelms I.: Schmoller, Das Städtewesen unter Fr. W. I. ZPr.G. VIII. X. XI. XII. — Zustand um 1740: ebend. XI 519. 522. — Anforderungen an die Steuerräte: K.-O. an das Gen.-Dir., 19. Okt. 1748, 11. Juli 1749; Anweisung für Konduitenlisten vom 14. Sept. 1749

(St.A.). Vgl. Benekendorff VII 67 Anm. Beyträge zur Finanz-Litt. in den preuß. Staaten (1781) I 3 ff. 207. 295. — Stellung der Städte im Kreise: Wöhner, Steuerverfassung auf dem platten Lande der Kurmark I 183 ff. III 211—213. Bornhak II 160.

(Seite 364—366.) **Verwaltung der Domänenämter:** Ausdehnung des Domanialbesitzes: Designation der Aemter von 1750 (St.A.). Vgl. auch Publ. XI 123. Die Ziffern für die Zeit Fr. W. I. in Publ. II 85. 127. 370. — Allgemeine Grundsätze der Domänenwirtschaft: vgl. Stadelmann, Preußens Könige in ihrer Thätigkeit für die Landeskultur, Publ. II 85 ff. XI 119 ff. 278. 289. Berghoff-Ising, Die Entwickelung des landwirtschaftlichen Pachtwesens in Preußen (1887). Schmoller, Die preuß. Kolonisation des 17. und 18. Jahrh. (Schriften des Vereins für Sozialpolitik XXXII 25—34); vgl. Jahrb. für Gesetzgebung X 334 ff. — Bauwesen: Publ. XI 121. 223. 265. ZPr.G. XVII 393. 396. Büsching V 232. — Die Aemter als Musterwirtschaften und Versuchsstationen: Publ. XI 167. 168. 175. 176. 179. 191. 200. 201. (vgl. Jacobi, Ländliche Zustände in Schlesien während des vorigen Jahrhunderts, 1884, S. 68 ff. über Kartoffelbau; Grünhagen, Schlesien unter Fr. d. Gr. I 533). Denkschrift Retzows über die Wirtschaft in Pommern (25. Juli 1748 überreicht) und K.-O. an Blumenthal, 26. Juli 1748 (St.A.). — Kontrolle und Vertretung durch die Departementsräte: Isaacsohn III 168. 263. Wöhner I 5. Das Urteil über Domhardt aus der Konduitenliste von 1754.

(Seite 366. 367.) **Verwaltung des Kreises:** Stellung des Landrates: Bornhak II 35 ff. 156 ff. Isaacsohn III 169. 254. 267. Delbrück, Histor. und polit. Aufsätze (1887) S. 166 ff. Rödenbeck, Beiträge I 273. Publ. XI 263. 326. 328. 330. Benekendorff VII 64. Designation der Landräte (ca. 1750; St.A.). In Preußen: Droysen I 49—51. G. v. Frisch, Einteilung Ostpreußens im 18. Saec. in administr. und jurist. Beziehung (Königsberger Diss. 1879) S. 7 ff. Bornhak II 35. 166. Horn, Die Verwaltung Ostpreußens seit der Säcularisation (1890) S. 275. In Magdeburg: Jahrbuch für Gesetzgebung X 28—30. In Minden, Kleve, Mark: Preuß, Jugend und Thronbesteigung S. 497. Bornhak II 168.

(Seite 367—369.) **Die Ritterschaften:** Test. pol. 1752. ZPr.G. XVII 391. 392. 397. Ranke II 158; III 300. Benekendorff IV 100. — Ritterschaftlicher Besitz: Vgl. Schmoller, Kolonisation a. a. O. S. 25 und Jahrbuch für Gesetzgebung X 337. Verkauf adliger Güter erschwert: UB. I 114. Publ. XI 298. — Vorschüsse und Geschenke: Publ. XI 41. 42. 330. Korr. mit dem Gen.-Dir., Aschersleben, Retzow de 1754—56, betr. den Mißwachs in Pommern; mit der kurmark. Kammer, betr. Heuschreckenschaden 1754 (St.A.). — Wirtschaftliche Kontrole der Rittergüter: Publ. XI 330. 331.

(Seite 370—374.) **Verhältnisse der Bauern:** K.-O. vom 15. Nov. 1755: Publ. XI 237. Statistik der Bauern in Preußen und Littauen nach den vom Gen.-Dir. für 1748 bezw. 1751 eingereichten Listen (St.A.). Vgl. im übrigen: Knapp, Die Bauernbefreiung und die Entstehung der ländl. Arbeiter (1887) und die Abhandlungen von v. Brünneck in der Savigny-Zeitschrift für Rechtsgeschichte, german. Abt., VIII—XI. Keil, Die Landgemeinde in den östl. Provinzen Preußens (Schriften des Ver. für Sozialpolitik 43). Großmann, Die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in der Mark vom 16.—18. Jahrhundert (Forschungen, herausg. von Schmoller, IX; vgl. dazu Fuchs, in der Savigny-Zeitschrift für Rechtsgeschichte XII). Sommer, Handbuch über die älteren und neueren bäuerl. Rechtsverhältnisse in Rheinland-Westfalen (1830) I 157 ff. 174 ff. 214—233. 298 ff. 335 ff. 349. Rive, Ueber das Bauerngüterwesen in der Grafschaft Mark (1824). Eigentumsordnung vom 26. Nov. 1741 und andre Verordnungen: Wigand, Provinzialrechte von Minden u. s. w. (1834) II 332 ff. Stüve, Wesen und Verfassung der Landgemeinden in Niedersachsen und Westfalen (1851) S. 52 (für Ostfriesland). Wiarda, Ostfries. Gesch. III 597—603. Grünhagen, Schlesien unter Fr. d. Gr. I 525. — Friedrich über die Schwierigkeit der Reform: Œ. IX 205; vgl. Publ. XI 316. — Schlabrendorffs Anregungen: Knapp I 120; II 44. — Umfang der Frondienste: Publ. XI 321. 322. 326. Berichte des Gen.-Dir., 22. Okt.; K.-O., 25., 26. Okt. 1748; Denkschrift Retzows, 25. Juli 1748 (St.A.). — Mandate gegen Mißhandlung: Publ. II 79 ff.; XI 264. 285—287. 298. 300. 309. 327. — Schutz des Bauernlandes: Wöhner, Steuerverfassung III 178. Knapp II 45—53; vgl. Büsching, Topographie der Mark Brandenburg (1775) S. 53. — Abbauen: Publ. XI 280.

(Seite 374—379.) **Dorfgründungen:** Akten des Gen.-Dir. (mit einigen Ergänzungen aus der Kab.-Registr.), zum Teil benutzt bei Beheim-Schwarzbach, Hohenzollersche Kolonisationen (1874). Vgl. auch Publ. XI 14 ff. 271 ff. Meitzen, Der Boden und die landwirtsch. Verhältnisse des preuß. Staats I (1868). — Oderbruch: Ulrich, Beschreibung der Stadt Wriezen (1830). Christiani, Das Oderbruch (2. Aufl. 1872). Wehrmann in Annalen der Landwirtschaft XXXVII (1861). Publ. XI 44 ff. Œ. IV 3. Akten des Gen.-Dir. und Berichte Retzows, 1., 2. Jan., 12. Mai 1751 (St.A.). — Pommern: Korr. mit Aschersleben („Acta betr. die Stettinschen Rahdungen"). Berichte des Fürsten Moritz, 22. Okt., 1., 9. Nov. 1753 (vgl. auch ZPr.G. XVII 397). Wegen der Benennungen: Bericht Aschersleben, 28. Nov. 1751 und K.-O., 5. Dez. 1751 (St.A.). Vgl. Dähnert, Pommersche Bibliothek I (1750). Büsching, Magazin XII 602 (1778). — Priegnitz: Vol. 10 und 11 der Kurmärkischen Kolonisten-Sachen, Generalia. In der Kab.-Reg. Gesamtbericht über die Priegnitz, 17. Dez. 1753; desgl. über die Kurmark, 15. Jan. 1754. Ueber die Bewallung des Netzebruchs und die Neumark, Berichte von Rothenburg, Küstrin, 24. März 1753; 3. Jan. 1754. — Herkunft der Kolonisten: Bericht Freytags, 18. Febr. 1747, mit Anmeldung der Pfälzer. Anmeldung der Rheinhessen durch J. J. Pfeiffer, Lichtenberg 28. Aug. 1747. Wegen der Oesterreicher 1754: K.-O. an Viereck in Regensburg, 2. April; Gen.-Dir. an Retzow, 29. Mai; Bericht Retzows, 29. Juli. Begrüßung der Pfälzer: Dähnert a. a. O. Vgl. Publ. II 35. 276. 277. — Rechtliche und soziale Stellung der Neubauern: Tenor der Erbzinsverschreibung für die Ansiedler auf Domanialgrund im Oderbruch bei Christiani S. 64. Ein bei den Akten des Gen.-Dir. befindlicher Kontrakt zwischen den Geschwistern v. Bardeleben auf Emiliendorf und einem Kolonisten Friedrich Alisch mag als typisch für die Verhältnisse der Erbzinsleute auf ritterschaftlichem Bruchlande gelten. Für Pommern gewähren die „Acta wegen Untersuchung der Colonisten-beschwerden" de 1754 und 1755 lehrreiche Einblicke. Für die Priegnitz: Protokolle de 1752 über die Bedingungen, unter denen die einzelnen Grundherren, die Quitzow, Rohr, Winterfeldt u. s. w., sich „aus Devotion" gegen den König zur Ansetzung von Kolonisten bereit erklärten; dazu ein Bericht der altmärk. Kammerdeputation, 4. Febr. 1783, über den Zustand der priegnitzischen Kolonisten, und ein handschr. Aufsatz des Ministers v. Voß „Ueber die Rechte und Verbindlichkeiten der Kolonisten in den preuß. Staaten, besonders in der Kurmark". Vgl. auch Publ. XI 326 und Großmann a. a. O. S. 84. — Die Korr. mit Süßmilch im St.A.; über die Erhebungen von 1746 vgl. Borgstede, Beschreibung der Churmark (1788) I 300. Miszellaneen zur Gesch. Fr. d. Gr. (1878) S. 325. Das Marginal wegen der Peruquiers: UB. II 225.

(Seite 379. 380.) **Bevölkerungszunahme:** Die Belege gebe ich FBPG. VII.

(Seite 380—388.) **Finanzverwaltung:** Riedel, Der brandenb.-preuß. Staatshaushalt (1866). Roden, Kurzgefaßte Nachricht von dem Finanzwesen (Manuskript von 1774/1775 bei Preuß IV 415—467). Bornhak FBPG. III 556 ff. Urteil von Latouche: Journal de l'Institute historique V 13 (1836). Vgl. Finot et Galmiche, Une mission militaire en Prusse en 1786 (1881) p. 205: le roi de Prusse le souverain le moins volé. — Kontribution: Wöhner, Steuerverf. des platten Landes der Kurmark Brandenburg 3 Bde. (1804). Zakrzewski, Die wichtigeren preuß. Reformen der direkten ländlichen Steuern im 18. Jahrh. (Staats- und sozialwiss. Forschungen, herausg. v. Schmoller VII 2). Belastung der Bauern und erleichternde Momente: Roden a. a. O. S. 416. Zakrzewski S. 48. Bornhak a. a. O. S. 563. — Fixierung der Kontribution 1748: Wöhner III 168. Ueber Liebeherr: ZPr.G. XVII 388. 395. „Species facti betr. die von dem gewesenen Kriegsrat und pommerschen Obersteuerkassenrendanten Liebeherr ausgeübten Malversationen" (auf Befehl des Königs gedruckt; Verf. nach Coccejis Bericht vom 15. Mai 1748 der Generalauditeur Pawlowsky). — Steuerfreiheit des Adels: Wöhner III 98; in Ostpreußen und Schlesien durchbrochen: Zakrzewski S. 15. 16. 28. 29. 80. — Lehnskanon: Wöhner III 90. Bornhak a. a. O. 565 und Gesch. des Verwaltungsrechts II 109. 247. — Accise: W. Schultze, Gesch. der preuß. Regieverwaltung 1766—86 (Staats- und sozialwiss. Forschungen, herausg. von Schmoller VII 3) S. 171 ff. Roden a. a. O. 432. Ranke II 173. Schmoller, Jahrb. für Gesetzgebung X 368. Büsching, Beyträge zu der Reg.-Gesch. Friedrichs II. S. 302. UB. I 87. — Domänenetat: Riedel 61. 62. 65. 74. Roden a. a. O. 434. — Staatsschatz: vgl. meine Untersuchung FBPG. IV. — Persönliche Ausgaben: Riedel 54. 73. Test. pol. 1752. Hofstaatsetats (St.A.). „Depuis la mort

de mon père, je n'ai jamais employé pour mon usage un sou qui appartînt à l'État: Œ. XXVII a 223.

IV. 4. Die neuen Provinzen.

(Seite 390—392.) **Besitzergreifung von Schlesien:** Vgl. im Allgemeinen [v. Klöber] Von Schlesien vor und seit dem Jahr 1740, 2 Bde. (1788). Grünhagen, Schlesien unter Fr. d. Gr. 2 Bde. (1890. Zitiert: Gr.). Mattern, Fr. d. Gr. Wirksamkeit in Schlesien (Jenaer Diss. 1875). — Beseitigung der Landesverfassung: Gr. I 313. — Konfessionelle Gegensätze: Œ. II 60; III 118. 119 (vgl. Büsching V 286 und Gr. I 560); XVII 79; XXVIII 50; Gr. I 100 ff. Grünhagen, Fr. d. Gr. und die Breslauer (1864) S. 133. 188. — Das Breslauer Kleinbürgertum: ebend. S. 20. 53 ff. und Grünhagen, Zwei Demagogen im Dienste Fr. d. Gr. (1861). — Kaufmannschaft: Fr. d. Gr. und die Breslauer S. 17. 191. — Spaltung des Adels: ebend. 123 Anm. Gr. I 328 ff. Pr. St. I 288 Anm. Droysen III 180. Ranke III 149. Rousset, Le comte de Gisors p. 102. 103. UB. I 182.

(Seite 392—394.) **Persönliche Beziehungen Friedrichs zu Schlesien:** Volkstümlichkeit, anekdotische Ueberlieferung: Grünhagen, Aus dem Sagenkreise Fr. d. Gr. (1864). — Biche: Anekdoten I 20; XIII p. V. Büsching V 23. Vgl. PC. IX 96. Œ. XXVII a 179 bis 182. 204. — „Ohne Zeremonie": Fr. d. Gr. und die Breslauer S. 88; vgl. 212. 215. — Annahme von Bittgesuchen: Garve, Fragmente I 198 ff. Klöber II 263. Büsching V 194. 195. 219. Anekdoten VI 53; XV 66. UB. I 196. K.-O. vom 22. Febr. 1774 bei [Stein] Charakteristik Fr. II. (1798) II 45.

(Seite 394—399.) **Schlesische Verwaltungseinrichtungen:** Gr. I 311 ff. Ranke II 547. Isaacsohn III 206 ff. — Grundzüge des schlesischen Etats: FBPG. IV 210; vgl. Œ. XVII 242. — Steuerreform: Zakrzewski 66 ff. Z. will (S. 81) eine minder starke Belastung des schles. Bauern im Verhältnis zu den andern Bauernschaften nicht erkennen; aber bei der Thatsache, daß Schlesien 1861 die einzige Provinz war, deren Steuerbetrag sich infolge der Grundsteuerreform verringerte, darf nicht übersehen werden, daß Klerus und Adel hier im Gegensatz zu den andern Provinzen, den Bauern bisher bereits 2/5 der Gesamtgrundsteuer abgenommen hatten. — Höhe der Abgaben unter österr. Herrschaft: Ranke 548 Anm. 1. Klöber II 208. — Wehrverfassung: Gr. I 390 ff.; vgl. 100. Klöber II 207. Schwartz, Die schles. Gebirgsmiliz 1743—1745 (Zeitschr. des Ver. für Gesch. Schlesiens XXIII). UB. I 125. 159. Berliner Revue, 28. Febr. 1862. — Der Kontroversprediger von St. Mathias und der Pfarrer zu Türkwitz: Klöber II 493. Gr. I 110. Publ. XIII 643. 718.

(Seite 399. 400.) **Krieg 1744—1745:** Patent, 1. Dez. 1744: Pr. St. I 528. Vgl. oben S. 238. Silesia Recuperata: Büsching, Erdbeschreibung X 733 (5. Aufl.). — Ausschreitungen der österr. Irregulären: Pr. St. 536. — Friedenspredigt 1746: Gr. I 307. — Borsdorfer Aepfel: Klöber II 526. — Heilung der Kriegsschäden: Gr. I 307. Œ. XXVI 98. Orlich II 450.

(Seite 400—402.) **Zustände 1756:** Berichte Schlabrendorffs, besonders vom 10. März und 11. Juni 1756 (St. A.). — Schlabr. als Stallmeister verkleidet in Bielitz: Bericht vom 27. Febr. 1756. — Landstreichertum: Gr. I 530. — Räuberbanden: Immediat-Korr. mit Arnim 1748; Schlabr. Berichte 1756 (St. A.). — Einwohnerzahl: vgl. oben S. 379. 627.

(Seite 402 ff.) **Verhältnisse der katholischen Kirche in Schlesien:** Lehmann, Preußen und die kath. Kirche seit 1640, 6 Bde. (bis 1792); Publ. I. X. XIII. XVIII. XXIV. LIII. Theiner, Zustände der kath. Kirche in Schlesien 1740—58 (1852). Möhrs, Fr. d. Gr. und Sinzendorff; Stettiner, Fr. d. Gr. und Schaffgotsch (Programme des städt. Realgymn. zu Königsberg i. Pr. 1885. 1889). Mommsen, Preuß. Jahrbücher 1889 XXXIX 141. Cauer, Zur Gesch. und Char. Fr. d. Gr., S. 219—279. — Programm: Publ. X 34.

(Seite 402—404.) **Cocceji und der Plan eines Generalvikariats:** Coccejis Standpunkt: Publ. X 58 Anm. — Verordnung vom 15. Jan. 1742: Publ. X 62. — Generalvikariat: Publ. I 425 ff.; X 66. 67. 70. 82. — Sinzendorff: Publ. X 20 ff. 88; XIII 38. — Der Status quo: Publ. X 145.

(Seite 404—410.) **Koadjutorie des Grafen Schaffgotsch:** Schaffgotsch' Antecedentien: Theiner I 28. 34. — Sinzendorffs Gesundheitszustand: Bericht Siepmanns, 29. Jan. 1743,

Ranke III 273. — Almesloe: Theiner I 68. — Entwurf einer Instruktion für den Generalvikar: Publ. II 245. — Ausweichende Antworten aus Rom: Publ. X 299. 304. 305. Theiner I 19. 41 ff. — Vertagung der Vikariatsverhandlung zu Gunsten der Koadjutorfrage durch den König: Publ. X 315. 316. — „Cocceji ein Pedant": Theiner I 29; vgl. Publ. XI 397. 398. 405. — Sinzendorffs Einlenken: Publ. XI 277. 279. 283 ff. 314. 342. Theiner I 130. 159. 162. 316. — Drohungen des Königs: Publ. XI. 316. 350. 399. 406. 409. 411. — Der Ausweg der Nomination: Publ. XI 418 ff. 457. 500. Theiner I 209. Œ. XXV 542. — Sinzendorffs Bewerbung um Salzburg: Theiner I 274. — Schaffgotsch Bischof: Publ. XIII 1 ff. 139. Theiner I 322. Latouche über Sch.: Journal de l'Institut historique V 21; vgl. auch Rousset, Le comte de Gisors p. 109. Œ. XXVIIa 282. 284. 285. FBPG. II 548.

(Seite 410—414.) **Kirchenpolitik seit 1748:** Beseitigung des Vikariatsplans, Regelung der Appellationen: Publ. XIII 16. 25. 38. 43. 45 ff. 51. 210. 224. — Nominationsanspruch: Publ. XIII 198. 200. 207—209. — Glatz: Publ. XIII 520. — Wahrung des Status quo: Gr. I 466 ff. Publ. XIII passim. — Hedwigskirche: Publ. X 684. XIII 61. 63. 124. 363. 365. — Konversionsgerüchte: Œ. XVII 76. 94; XVIII 237. 239. 240. Broglie IX 212. Publ. XIII 180. 182. 189. 189. — König und Papst: Publ. XIII 31. 48. 85. 97. 129. 180. 265. 703. Œ. XVIII 77—79 (vgl. Vie de Maupertuis p. 477. — Verse auf Benedikt XIV.: Œ. XI 228; vgl. Œ. de Voltaire (1881) XXXVII 155. — Schaffgotsch: Publ. XIII 189. 391. 466 ff. 565 ff. 584 ff. 592. 596. — Ergebnisse: Publ. XIII 361. 390; vgl. Œ. XXV 556; XXVIIa 253.

(Seite 414—422.) **Ostfriesland:** Wiarda, Ostfries. Gesch. 10 Bde. (1791 ff.). Klopp, Gesch. Ostfrieslands III (1858). Ranke III 233. Isaacsohn III 230. — Die Konfessionen: Publ. X 632. 665. 666. 678; vgl. Wiarda II 230. — Verfassungsänderung von 1749: Wiarda VIII 271. Immediaterlasse an Lenz, 27. Sept., 26. Okt., 26. Nov., 10. Dez. 1748; an Viereck und Boden, 10. Dez. 1748 (St.A.). Ueber die satirische Schrift von D. Lenz vgl. Holtmann im Ostfries. Monatsblatt, X. Jahrg. (1882) S. 208. — Knyphausen: Bericht Lenz', 26. Okt. 1751 (St.A.). — Vierzehnjähriger Landtag: Wiarda VIII 335. — Friedrichs Besuche: Wiarda VIII 362 ff. 377. Klopp III 12. HG. III 506 ff. Publ. XXII 416. 417. Ring, Asiatische Handelskompagnien (1890) S. 79.

IV. 5. Handels- und Gewerbepolitik.

Eine erste Materialiensammlung: Rödenbeck, Beiträge zur Gesch. Fr. W. I. u. Fr. II. (1838) II. W. Roscher, Die volkswirtschaftlichen Anschauungen Fr. d. Gr., S.B. der K. Sächs. Gesch. der Wissenschaften 1866 (auf Grund der theoretischen Schriften Fr.). G. Schmoller, Studien über die wirtschaftl. Politik Fr. d. Gr. und Preußens überhaupt 1680—1786; Jahrbuch für Gesetzgebung VIII. X. XI. (zitiert: JB). Th. Mommsen, Ueber die volkswirtschaftl. Politik Fr. d. Gr. (ebend. XV; 1891).

(Seite 423—425.) **1677—1740:** O. Meinardus, Beiträge zur Gesch. der Handelspolitik des Gr. Kurfürsten, HZ. LXVI. Schmoller a. a. O. passim. — Handwerk, Fabriken und Hausindustrie: Schmoller, Jahrb. XI 800 und FBPG. I (Das brandenb.-preuß. Innungswesen 1640—1806). — Fr. W. I. über Berlin: ZPr.G. XII 746. — Hilles Denkschrift von 1725 ebend. XX 71; vgl. „Fr. d. Gr. als Kronprinz" S. 247. — Antimacchiavell: Œ. VIII 269.

(Seite 425.) **Das fünfte Departement:** Instruktion vom 27. Juni 1740 bei Preuß, Jugend und Thronbesteigung 360. Ergänzend die ungedruckte K.O. an das Gen.-Dir. vom 12. Febr. 1741 gemäß den Vorschlägen eines Protokolls vom 5. Jan. 1741. Daß Hille „wegen seines kränklichen Zustandes" nicht eintreten könne, wurde dem Gen.-Dir. am 20. Sept. 1740 eröffnet. (St.A.) — Vgl. noch ZPr.G. XX 7. HZ. LXVI 445.

(Seite 425—426.) **1740—1748:** Schmoller JB. X 698. — Emden: Eichel an H. Podewils, Pyrmont, 28. Mai 1744; Berichte von O. Podewils aus dem Haag 1744 (St.A.); vgl. HG. III 274. — Keith: Ring, Asiatische Handelscompagnien 68. 97. 145. — Instruktion von 1748: ZPr.G. XVII 389. Vgl. Œ. I 236.

(Seite 426. 427.) **Historische und theoretische Studien:** Miszellaneen 223 f. Schmoller, JB. X 698. Œ. XX 27. Die aus Melon (S. 427 ist verdruckt Menon) Essai pol. sur le commerce im Text angezogenen Stellen stehen in der von mir benutzten Ausgabe (Amsterdam 1754) S. 25. 139. 140. Ein Neudruck bei Daire, Économistes financiers du XVIII^e siècle.

(Seite 427—429.) **Friedrich sein eigener Handelsminister:** Fäsch: Isaacsohn III 274. Hintze, Seidenindustrie III 114. — Idée générale du commerce de ce pays-ci: St.A. Ebend. eine Instruktion für Fäsch vom 29. Januar 1752 in Gestalt eines von ihm unterzeichneten Promemoria.

(Seite 429—437.) **Einzelne Industrien:** Tuchindustrie: Schmoller, Die russ. Compagnie in Berlin ZPr.G. XX; JB. XI 817 ff.; die Straßburger Tucher- und Weberzunft (1879) S. 459 ff. Miszellaneen 401 ff. Die Ziffer 60 000 aus dem Pol. Test. — Leinenindustrie: Zimmermann, Blüte und Verfall des schles. Leinengewerbes (1885). Grünhagen, Schlesien unter Fr. d. Gr. I 492 ff. Klöber II 305. Schmoller JB. XI 825. 826. Isaacsohn III 279. 280. Publ. XI 291. 293. UB. I 14. Test. Pol.: „Les toiles rapportent presque autant à la Silésie que le Pérou donne au roi d'Espagne." — Gemischte Stoffe: Schmoller JB. XI 822 ff. Grünhagen I 498. Miszellaneen 413. 415. 416. Anekdoten XIV 103. — Baumwollweberei, Barchente, Watten: Test. Pol. Schmoller JB. XI 825. PC. IX 84. Preuß III 56. UB. III 90. Anekdoten XIV 86. Publ. XI 306. — Strumpfwirkerei: Schmoller JB. XI 809 ff. Tollin, Gesch. der franz. Kol. in Magdeburg (1886) II 65 ff. 245. 419; III p. XVIII. Miszellaneen 414. 415. Anekdoten XV 84 (XVII 70). — Bandweberei: Schmoller JB. XI 824. Test. Pol. — Seidenindustrie: Schmoller und Hintze, Die preuß. Seidenindustrie im 18. Jahrh., Berlin 1892 (I. II Aktenstücke, III Darstellung von Hintze; vgl. Hintze JB. XVII 23 ff.). Œ. XXVII, a, 149. 194. La Beaumelle, Vie de Maupertuis, p. 389. Ueber Vigne: P. Seidel, Die Herstellung von Wandteppichen in Berlin (Jahrb. für die K. preuß. Kunstsammlungen XII. — Papiermühlen: HG. III § 347. Preuß I 289 und Jugend 363. 365. UB. I 228). JB. XI 829. Test. Pol. — Anlagen in Neustadt: Test. Pol. UB. I 233. v. d. Hagen, Beschreibung der Kalkbrüche bei Rüdersdorf, der Stadt Neustadt-Eberswalde und des Finowkanals (1785). Anekdoten XV 87. 95; XVII, 76—80. Benekendorff XI 126. Ring S. 77. — Zuckersiedereien: Preuß I 289. Publ. XI 323; XXX 149. Freimüthige Anmerckungen über Zimmermanns Fragmente II 80. A. Hofmann, Ein Jahrhundert chemischer Forschung unter den Hohenzollern (Berliner Rektoratsrede 1881) S. 8—11. — Stärkefabrikation: Schmoller JB. XI 828. — Tabaksindustrie: ebend. 828 und Publ. XI 182. — Thonpfeifen, Fayence, Porzellan: Anekdoten XV 81. Grünhagen I 501. Büsching, Erdbeschreibung X 922 (5. Aufl.). Preuß III 46. Isaacsohn III 281. — Bergbau: Schmoller JB. XI 830 ff. Roden, bei Preuß III 450. HG. III 306. Grünhagen I 384. Klöber II 331. — Salinen: Schmoller JB. XI 839 ff. Roden a. a. O. 447.

(Seite 437.) **Handelsbilanz:** Test. Pol.: „J'ai introduit que l'on montre à tous les marchands les extraits des entrées des marchandises, pour qu'ils aient plus de facilité à étendre leur commerce et à voir de quel côté et par quels moyen sils peuvent l'augmenter." Die Ziffern für 1752 bei Ranke III 261. (Die Einfuhr der alten Provinzen hier: 9 413 971 Rthlr.; dagegen haben die Extrakte der Einfuhr von 1752 bei Büsching, Beyträge zur Reg.-Gesch. Fr. II., S. 377 für Preußen, Mark, Pommern, Magdeburg, Halberstadt 9 542 862 Rthlr., wovon aber 3 279 298 Rthlr. auf den Transithandel abgehen.) Vgl. auch Fechner S. 564. K.-O. an Fäsch: Publ. XI 300. 306. — Lokale Rücksichten bei neuen Anlagen: Publ. XI 293. Ranke III 260.

(Seite 438.) **Die mittleren Provinzen als einheitliches Wirtschaftsgebiet:** Pol. Test. Vgl. auch PC. XI 75 und Schmoller JB. X 697. 698. — Konferenzen der Kammerpräsidenten: ebend. 39. 700. Münchow erhielt schon 1743 die Weisung, alle Jahre im Dez. auf vier Tage nach Berlin zu kommen, um mit den Ministern des Gen.-Dir. zu konferieren. (K.-O. an das Gen.-Dir., 20. Okt. 1743, St.A.) — Das Merkantilsystem in seiner historischen Bedeutung: Schmoller JB. VIII 15—61.

(Seite 438—440.) **Provinziale Sonderinteressen:** Magdeburg: Schmoller JB. VIII 1070; X 675 ff. 700. — Pommern: ebend. VIII 388 ff. — Schlesien: Grünhagen I

490 ff. Cauer, Zur Gesch. der Bresl. Messe (Zur Gesch. und Char. Fr. d. Gr. 280). – Die Westprovinzen und Preußen: W. Schultze, Regieverwaltung I 268. 305. Hintze III 146. 147.

(Seite 440—443.) **Oderhandelspolitik:** Zustände vor 1740: Schmoller JB. VIII 361 ff. ZPr.G. XIX 1 ff. — Der Plauensche und der Finowkanal: Horn, Geschichte der Stadt Plaue a. a. O. Büsching V 232. v. d. Hagen a. a. O. Schmoller JB. X 689. 690. Publ. XI 259. Schmidt, Zur Gesch. der Stettiner Schiffahrt (Progr. der Friedr.-Wilh.-Schule zu Stettin 1858) S. 12. 13. — Swinemünde: Acta betr. den Hafenbau von Sw. (St.A.). HG. III § 286. Schmoller JB. VIII 403. Schmidt 20. — Fürstenberger Zoll: Schmoller JB. VIII 360. — Regelung der Stapelgerechtsame: Töche, Der Friedr.-Wilh.-Kanal und die Berlin-Hamburger Flußschiffahrt (Schmoller, Forschungen XI 3) S. 107. — Herabsetzung der Oderzölle: Rödenbeck II 251 ff. Fechner S. 361. Töche 108. — Aufschwung des Stettiner Schiffsverkehrs: Die Zahlen nach Schmidt 41. Die von Droysen III 386 einem Bericht des russ. Ges. Keyserlingk von 1747 entnommenen Angaben über die Bildung einer Stettiner Schiffsgesellschaft zum Zweck der Erbauung von 120 großen Kauffahrern finden sich ähnlich HG. III § 295, entbehren aber der Thatsächlichkeit. — Ausschluß der Hamburger von der Reihenfahrt: Töche 64—88; vgl. Baasch in der Zeitschr. für Hamb. Gesch. IX.

(Seite 443—445.) **Elbhandelspolitik und Zollkrieg mit Sachsen:** Wiedereinführung des Leipziger Straßenzwangs und des Magdeburger Stapelrechts: Schmoller JB. VIII 1091; X 709. Pr.St. II 320. — Gegenseitige Kampfzölle, bezw. Einfuhrverbote: Schmoller JB. X 698 ff. 715 ff. Ueber die neue Harzstraße Berichte des Postmeisters Michaelis zu Hohegeiß (St.A.), besonders vom 18. Jan. 1756. Vgl. auch PC. XI 202. — Verhandlung von 1755 und 1756: „Acta betr. die zu Halle gehaltenen Konferenzen“ (St.A.). Dazu PC. XI. XII. (Vgl. die Sachregister S. 485 bez. 514.)

(Seite 445—447.) **Verhandlungen mit Oesterreich:** Fechner, Die handelspol. Beziehungen Preußens zu Oesterreich 1741—1806 (1886). Vgl. dazu Fournier im Archiv für österr. Gesch. LXIX 337 Anm. — Fechner, Die schles. Glasindustrie (Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens XXVI). Grünhagen I 494. 505. Droysen IV 271. 403. 439. Zimmermann, Blüte und Verfall des schles. Leinengewerbes (1885).

(Seite 447—450.) **Handelskonvention mit Frankreich:** „Acta betr. die Negociation des v. Ammon zu Paris“ 1750—1753 (St.A.). Die Instruktion vom 22. Nov. 1750 hat 10 Beilagen; darunter „Mémoire touchant le commerce avec la France par rapport à la Silésie“. Die Stadien der Verhandlungen werden bezeichnet vornehmlich durch Ammons Berichte vom 18. März, 4., 16. April 1751, 2. April, 13. Juli 1752. — Vorsprung der Hanseaten: Schmoller JB. VIII 1073 und Beilagen D. E. der Instr. Ammons. — Französisch-holländischer Vertrag von 1739: De Jonge, Geschiedenis van de diplomatie gedurende den oostenrijkschen successie-oorlog, p. 177. 185. 192. Beer im Arch. für österr. Gesch. XLVII 5. 30. — Vgl. noch Droysen IV 250. 251. Ring a. a. O. Schmidt a. a. O. 18. 39 ff. PC. V 514. 520. 547; VI 37. 81. 404; VII 291. 294; VIII 598; IX 481. – Ammon: P.C. IV 477; VIII 598; IX 347. K.O. an Ammon, 3. Febr. 1755. Desnoiresterres, Voltaire IV 180. Berichte Tyrconnells, Berlin 6. Okt. 1750, 21. Juli 1751 (Par. Arch.). — Konvention vom 14. Febr. 1753: Wenck II 722.

(Seite 450. 451.) **Sonstige handelspolitische Anknüpfungsversuche:** Spanien: P.C. VII 433; VIII 604; X 539. Denina, Essai 110 ff. — Portugal: PC. IX 484. – Rußland: PC. II 24. 153. – Türkei: PC. XI 22. 396. — Der Tatarensendling: PC. VIII 605. Briefe von Eichel an Podewils, Juli, August 1750 (St.A.).

(Seite 451.) **Heranziehung ausländischer Kapitalisten:** PC. VII 227. — Instruktion für das V. Departement, Absatz 5. Ring, Asiat. Handelscompagnien passim.

(Seite 451—453.) **Verhältnisse der Juden:** Test. pol. 1752. Acta betr. das erneuerte General-Judenprivilegium und Reglement (St.A.). Novum Corpus Constitutionum I, 1756, Nr. 65. Brief von O. Podewils an H. Podewils, Cleve, 28. August 1742 (St.A.). Geiger, Geschichte der Juden in Berlin. Jungfer, Die Juden unter Fr. d. Gr. (1880). Grünhagen, Schlesien unter Fr. d. Gr. I 510. Hintze III 145.

(Seite 453—456.) **Emdener Compagnien:** Ring, Asiat. Handelscompagnien Fr. d. Gr. (1890). Die Verse Derschaus ebend. S. 67; auf Zachariä hat A. Fresenius in der Berliner „Neuen Zeitung" vom 30. Juni 1885 hingewiesen. Latouche: d'Argenson V 210.

(Seite 456.) **Verzicht auf Kriegsmarine:** Droysen, Monatsbericht der Berl. Akademie, Jan. 1881. Ring S. 93 ff. PC. X 130. Test. pol. Klopp, Gesch. von Ostfriesland III 17.

V. 1. Friede von Aachen und Kriegsrüstung von 1749.

(Seite 459—465.) **Ausgang des Erbfolgekrieges.** Vorbemerkungen: Vgl. PC. X 284. Œ. IV p. XIII. Büsching V 262. PC. V 315. Œ. XXV 553. — Mittelstellung: PC. 314. 326. — Kriegsereignisse: Œ. IV 11; X 128; XIX 15. 16. PC. V 438—440. d'Argenson, Mém. V 81. Broglie VII. VIII. Droysen III. Arneth III. — Preußen und Frankreich: Valory, Berlin, 7. Okt. 1747 (Par. Arch.). Chambrier bei Droysen III 450. — Preußen und England 1748: Michael, Die engl. Koalitionsentwürfe von 1748, FBPG. I 527 ff — Ungünstige Lage Preußens beim Friedensschluß: Puyzieulx an Valory, 10. Juni 1748 (Par. Arch.). Zevort p. 403. Beer, Friede von Aachen (Arch. f. österr. Gesch. XLVII 111). PC. VI 326—329; vgl. V 127. d'Argenson V 251. 255. 273. 283. 323.

(Seite 465—473.) **Kriegsgefahr 1749:** Vgl. meine Aufsätze in Preußische Jahrbücher XLVII, 1881; Histor. Taschenbuch, VI. Folge, Bd. II, 1883. Danielson, Die nordische Frage 1746—51 (1888). Bei dem Versuch von Bilbassow (Katharina II., I 90. 91), Bestushew von dem Vorwurf der Bestechlichkeit zu entlasten, bleibt der Vorgang von 1756 (Raumer II 347) unberücksichtigt. Vgl. auch PC. IX 312. 313. 414. 415. 415. Borkowsky S. 115. Danielson S. 179. 180. — Iwan: PC. III 402. — Rasumowski: Borkowsky S. 114. 120. Wassiltschikow, Les comtes Razoumowski, trad. p. Brückner (1893). — Die Aeußerung Elisabeths über Lestock aus dem Bericht von Bernes, 31. Dez. 1748 (Wiener Arch.). Vgl. Archiv des Fürsten Woronzow III 330. — Hyndford: Danielson S. 249 Anm. 1. — Bestushews Erfindungen: PC. VII 206. 226; X 70; XII 420. 480. Beer, Bentinck S. 37. Droysen IV 140 Anm. 2. Meinung der Oesterreicher von Bestushew: Arneth IV 367. — Ulrike: PC. VI 167. Borkowsky S. 119. Arnheim, Die Memoiren der Königin von Schweden Ulrike (1888) S. 17 ff. — Bestushews Kriegsplan: Zu Beer (Aufz. des Grafen Bentinck, mit Einl. über die österr. Pol. 1749—1755) vgl. Danielson 249. 252. 253. Ueber England ebend. S. 173 ff. 281. 309 ff. Michael a. a. O. S. 657. 658. — Preußische Rüstungen: PC. VI 405 ff. Schöning, Nachr. zur Gesch. der Artill. I 363—373. Eigenhändige Ordre de bataille (St.A.). Defensiver Charakter: PC. VI 381. 396. 512. — Kundgebungen: Pr.St. II 207. 214.

(Seite 473—476.) **Friedliche Abwandlung:** Friedrichs Argwohn gegen Oesterreich: PC. VI 462. — Haltung Englands: Michael a. a. O. S. 561 ff. Beer S. XLVI. — Haltung Frankreichs: Arch. für österr. Gesch. XLVII 67—69. 193—195. Broglie IX 214 ff. 263—265. Danielson S. 308 ff. — Haltung Oesterreichs: Kaunitz' Denkschrift bei Beer, Bentinck S. XXXVIII ff. — Maria Theresia und Keith: Michael a. a. O. S. 572. — Rußlands Rückzug: Danielson S. 319 ff. — Preußen und Frankreich: Puyzieulx an Valory, 26. April, Bericht Valorys, 15. Nov. 1749 (Par. Arch.). PC. VII 80. — Für den Schluß vgl. PC. VI 431; VII 19. 253. Œ. X 36.

V. 2. Sanssouci.

(Seite 477. 478.) **Bau und Einweihung:** Œ. XXVI 68; X 161; XI 41 (poetische Beschreibung). Manger, Baugeschichte von Potsdam, 3 Bde. (1789). Sello, Potsdam und Sanssouci (1888) S. 114 ff. — Rheinsberg als „Sanssouci": „Fr. d. Gr. als Kronprinz" S. 252.

(Seite 478—480.) **Kunstsammlungen:** État et description des statues et autres ouvrages antiques assemblés par feu M. le cardinal de Polignac. Paris 1742. Vgl. Œ. IX 54; XVII 242; XIX 406. 407; XXII 119. 120. 223. [M. Oesterreich] Descr. de la gallerie

et du cabinet du Roi à Sanssouci. Potsdam 1764 (2. Aufl. 1771). Vgl. Hirschfeld, Preußen und die Antike (Nord und Süd XLVIII 297 ff.). Du Bois-Reymond, Fr. II. in der bildenden Kunst (1887). Justi, Winckelmann I 277 (vgl. Hirschfeld a. a. O. 320). Herculaneum: Œ. XVIII 89; XXVII, a, 188. Ueber den Adorante vgl. Jahrb. des K. Deutschen Archäol. Instituts Bd. I (1886). — Friedrich als Bildersammler: Œ. XVIII 129; XIX 144. 176. 214; XX 54. 55. 57. 60. 67; XXV 552. 554; XXVII, a, 52. 75. 158. 262. 267. 271. 277. 287. PC. XI 200. Vgl. Gespräche mit de Catt und Lucchesini, übers. von Bischoff S. 200. Zimmermann, Unterredungen mit Fr. d. Gr. S. 205. Gotzkowsky, Gesch. eines patr. Kaufmanns. Nicolai, Anekdoten I 291. Die Verse an Pesne (Œ. XIV 30, vgl. Œ. de Voltaire XXXVII 321) nach der Uebers. von H. Hofmann bei Seidel, Fr. d. Gr. in Rheinsberg und die bildenden Künste (vgl. oben S. 610). — Seidels neueste Veröffentlichungen: Fr. d. Gr. und die französ. Malerei seiner Zeit (1892) und Jahrbuch der K. preuß. Kunstsammlungen XIII 183—212 konnte ich nicht mehr benutzen.

(Seite 480—483.) **Sanssouci als Kloster. Königin Elisabeth:** Œ. de Voltaire (1881); XXXVII 216; XL 396. d'Alembert, Éloge de milord Maréchal (1779) S. 54. — Œ. XXVI 1—62. v. Hahnke, Elis. Christine (1848). Briefe E.' an Karl von Braunschweig (Archiv zu Wolfenbüttel). Friedrich an Prinz Wilhelm, 17. Juni 1746 (St.A.). Gräfin Voß, 69 Jahre am preuß. Hofe. Valory, Mém. II 7. 8. Staatsschriften des Grafen Lynar I 431. ZPr.G. XIII 27 ff.; XVIII 33. FBPG. II 545. Vgl. auch Œ. XXVII, a, 249. 263.

(Seite 483—486.) **Die Geschwister:** Wilhelmine: Vgl. oben S. 204. Briefwechsel mit Fr.: Œ. XXVII, a. PC. V. VI. VIII—XVII. Mém. de la margrave de Baireuth (vgl. Droysen, Preuß. Pol. IV, Teil IV). ZPr.G. XVIII 27—29. FBPG. II 546. Ueber Finette (vgl. „Fr. d. Gr. als Kronprinz" S. 121) Brief Rudenschölds an Tessin, 22. Aug. 1747 (aus dem Stockholmer Archiv mir von Herrn Dr. Arnheim mitgeteilt). — Prinz von Preußen: Œ. XXVI. PC. VI. VII. IX. X. XII—XVI; dazu ungedruckte Briefe aus dem St.A. — ZPr.G. XVIII 14 ff. Büsching IV 98. Tilly: FBPG. I 268. Tyrconnell, Tableau de la cour de Berlin (Journal de l'Inst. hist. V., mit Zusätzen von Latouche). Tyrconnell an Puyzieulx, 18. April 1751 (Par. Arch.). Briefwechsel des Prinzen mit Karl v. Schwedt 1751 (St.A.). Gräfin Voß, 69 Jahre; vgl. Œ. XXVII, a, 200. PC. X 469. Publ. XXII 375. „Der alte Onkel ein Geizhals": Œ. XXVII, c, 136. — Prinz Heinrich: Œ. XXVI und ungedruckte Ergänzungen. K.-O. an Stille, 3. Nov. 1740 (St.A.). PC. III 320 (vgl. Denina, Essai sur Fréderic II, 1788, p. 78); VIII 408. 412. Œ. XXVII, a, 213. Z.PrG. XVIII 30. 31. Berichte von Valory, 2. Aug. 1749; Latouche, 18. Jan. 1755 (Par. Arch.). — Espèce d'amphibies: Test. pol.

(Seite 486—495.) **Die Gefährten:** Jordan, Keyserlingk: Vgl. oben S. 277. — Duhan: Bielfeld II 226. Anekdoten V 86. — Goltz: Œ. VII 13; X 133; XIX 21. PC. V 456. Droysen III 376. Vgl. oben S. 146. 150. Pauli, Leben großer Helden IV 205. — Stille: Œ. VII 28; X 197; XXVII, a, 214. Pauli IX 85. Vgl. oben S. 168. 259. 264. 273. 285. — Fr. L. F. v. Borcke: Œ. XXVII, a, 166. Minüten des Kabinetts, 4. und 11. Nov. 1748. Briefe Fr. d. Gr. und seiner Brüder an die Gebr. v. B. (1881). Vgl. „Fr. d. Gr. als Kronprinz" S. 223. — K. W. v. Borcke: ZPr. G. XVIII 39. 40. Pr.St. I S. XXIV. PC. V 339. — Leopold I.: Œ. I 133; XVI 135. 136; XX 110; XXIII 199. Miszellaneen S. 369—383. Büttner, Mém. de Fouqué I 21. 22. U. v. Bonin im Beiheft z. Mil. Wochenblatt 1878. Varnhagen, L. v. A. — Leopold II.: Œ. XXVII, a, 34. 205. Pauli III 285. FBPG. V 618. — Holstein-Beck: Œ. XXVII, a, 193. PC. III 286. ZPr.G. XVIII 33. 49. Büsching IV 109. Nicolai VI 95. Benekendorff XII 40. — Rothenburg: Œ. XXV, p. XXII. 514; XXVII, a, 205. 206. 208. Vgl. oben S. 28. 168. 217. 259. 273. — Bredow: Œ. X 136. Bericht Valorys, 23. Dez. 1747 (Par. Arch.). — Fouqué: Œ. X 15. Publ. IV 402. Büttner I 32. Rödenbeck I 150—152. 161. 169. 199. 223. 230. 257. 262. 272. 281. Vgl. oben S. 611. — Chasot: Œ. X 187. K. v. Schlözer, Chasot (2. Aufl. 1878) S. 99 ff. Blaze de Bury, Le Chevalier de Chasot (1862). Berichte von La Touche, 11. u. 18. Jan. 1755 (Par. Arch.); vgl. Journal de l'Inst. hist. V 29. Walpole, Memoirs of the last ten years of the reign of George II., I 457. — Pöllnitz: Œ. X 11; XX 73 ff.; XXVII, a, 260. Droysen, Preuß. Pol. IV d. — Algarotti: Œ. XVIII

1 ff.; XX 43; XXVII, a, 155. 262. Publ. XXII 20. 351. La Beaumelle, Vie de Maupertuis 382. 384. 410. Œ. de Voltaire XXXVII 174. 387. [Michelessi] Mémoires conc. la vie et les écrits du comte d'A., trad. p. Castillon (1772). — Bielfeld: Podewils' Bericht 19. Juni 1741 (St.A.). Lettres fam. II 236. — Gotter: Œ. X 100; XX. Beck, Graf Gotter (1867). Droysen, Friedrich Wilhelm I., II 171. 172. — Fredersdorff: Fr. II. eigenhändige Briefe an Fr., 1834 (vgl. Œ. XXVII). Bielfeld I 75. Tyrconnell, 18. April 1751 (Par. Arch.). Frédéric le Grand 1785 p. 110. Freymüthige Anmerkungen 1791, I 253—263. Anekdoten XVI 108. Preuß I 60. 133. 424. — Darget: Œ. X 204; XI 54. 156 ff.; XX 23 ff. Vgl. oben S. 506. — Die Brüder Keith: Œ. IV 6; X 194; XII 94; XX 255 ff. 301. PC. VIII 397; IX 446. Varnhagen, Jakob Keith (1844) S. 93 ff. Sammlung ungedruckter Nachrichten (1782) III, 417 ff. Droysen III 411. 412. Éloge de milord Maréchal par d'Alembert, Paris 1779. Œ. de Voltaire XXXVII 307. 311. Bericht Valorys, 23. Dez. 1747 (Par. Arch.). — d'Argens: Œ. X 90; XI 41; XVII 156. 178. 182. 183; XIX 1 ff.; XXII 126. 278: XXVII, a, 169. Publ. XXII 21. 335. ZPr.G. XVIII 31. 32. Thiebault, Souvenirs (2. Aufl.) V 324. La Beaumelle, Maupertuis S. 452. — La Mettrie: Œ. VII 22. (Vgl. XIX 261. 262. 264; XXVII, a, 203. Œ. de Voltaire XXXVII 363. 482. Formey, Souvenirs I 118.) Desnoiresterres, Voltaire et la société au XVIII^e siècle IV 30 ff. Du Bois-Reymond, La Mettrie (1875; auch in „Reden" I). — Maupertuis: Œ. XVII 333; XXVII, a, 200. Publ. XXII 66. 351. 378. Vgl. jetzt auch Du Bois-Reymond, Maupertuis (1893). Ueber die Originale der Briefe Fr. an M., die in der Vie de Maupertuis von La Beaumelle entstellt mitgeteilt sind, vgl. Allg. deutsche Biogr. XX 693. FBPG. VI 154.

(Seite 495—502.) **Œuvres du Philosophe de Sanssouci**: Propos de table: Œ. XXIII 81. — Sottises: Œ. XXVII, a, 240. — Drucklegung: Œ. XXII 245. Vie de Maupertuis p. 440. „Au donjon du château" bezieht sich nicht, wie im Text angenommen, auf Sanssouci, sondern nach Œ. XX 51 auf das Berliner Schloß. — Ausgaben: Miszellaneen zur Gesch. Fr. d. Gr. S. 35. — Odes et pièces diverses: Œ. X 1—50; XI 59—100. — Épîtres familières: Œ. XI 1—57. Das Lob Ludwigs XV. (XI 49. 50; vgl. X 274) nimmt Fr. 1760 (Œ. XXIII 87) zurück. — Épîtres: Œ. X 55—222, und zwar an Rothenburg 82 (vgl. über die Reisewut auch Œ. I 232; XIV 343. Publ. IV 197) — an Stille 197 — Sur la gloire et l'intérêt 72 — sur les vœux des humains 119 — an Gotter 100 — Sweerts 167 — Chasot 187 — sur l'avantage des lettres 63 — an Finck 180 — Podewils 153 — Algarotti 174 — Wilhelmine 160 — Keith 194.

(Seite 502—505.) **Philosophie**: Unsterblichkeit: Œ. X 194—203; XXII 297; vgl. „Fr. d. Gr. als Kronprinz" S. 147; Zeller, Fr. d. Gr. als Philosoph (1886) S. 55. — Glaube an Gott: Œ. X 181; XXI 129. 378. — Schöpfer und Schöpfung: Œ. X 110 ff. Vie de Maupertuis p. 440—442. Vgl. oben S. 288. PC. IV 343. Publ. IV 265. Œ. XXVII, a, 165. Zeller S. 38 ff. — Freiheit und Notwendigkeit: Œ. X 111; XXII 182. Publ. XXII 52. Vgl. oben S. 251. Zeller S. 61 und C. Rößler, Preuß. Jahrbücher LVIII 550. — Verzicht auf ein System: Œ. X 90—99. 118. — Vgl. auch Fechner im Hist. Taschenbuch 1891, S. 187 ff.

(Seite 506—508.) **Palladion**: Œ. XI 155—271; vgl. 54; XXII 204. 245; XXVII, a, 278. 279. PC. VII 308. Bericht Valorys, 12. Juli 1749, 21. Febr. 1751 (Par. Arch.). Œ. de Voltaire XXXVII 337. 338. Denina, Essai p. 88.

(Seite 509—510.) **Dramatische Versuche**: Œ. XIV 277. 303. Vgl. Rödenbeck, Tagebuch I 153. Vie de Maupertuis 397. 398. Œ. X 173; XXII 225. Publ. XXII 47. — d'Argens' Truppe: Œ. XIX 16 ff.; XXVII, a, 169. — Opernhaus: Œ. X 168; XVIII 48. Schneider, Geschichte der Berliner Oper. — Astrua: Œ. X 168; Œ. XXVII, a, 153. 160; c 147. PC. X 429. Œ. de Voltaire XXXVII 158. 218. — Barbarina: Röseler, Die Barbarina (1890). v. Hahnke S. 145. Elisabeth Christine, 5. Jan. 1745 (Wolfenb. Arch.) ZPr.G. XVIII 33. Denina, Essai p. 113. Bielfeld I 269. Collini, Mon séjour auprès de Voltaire (1807). — Libretti: Œ. XV 359 ff.; vgl. Œ. X 172; XVIII 63. 83. 91; XXVII, a, 171. — Ausstattung: PC. IX 340. 346. Œ. XV 74. — S. 510 Z. 9 v. o. lies 1742.

(Seite 511.) **Friedrich als Musiker:** Fr. d. Gr., Musikalische Werke, 4 Bde., herausg. v. Spitta (1889). Vgl. Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft 1890, Heft 3. O. v. Heinemann, Handschriften d. herz. Bibliothek zu Wolfenbüttel VIII 15. 18. Œ. XV 68; XVIII 89. 124. 225; XXI 158; XXXII, a, 204. 274. Schöning, Fr. II. (1808) S. 30. Preuß III 310, Anm. 1. Zelter bei Preuß III 480—483. Nicolai III 247 ff. Zimmermann, Unterredungen S. 205. Œuvres de Voltaire XXXVII 158. Prinz Heinrich, 15. Okt. 1800 (Henckel v. Donnersmarck, Briefe der Brüder Fr. d. Gr. 1877, S. 89). Wertlos ist „Fr. d. Gr. als Kenner und Dilettant a. d. Gebiete der Tonkunst", Berlin 1847.

(Seite 512—513.) **Selbstkritik der Dichtungen:** Œ. XXII 198. 221. 222. 279; XXIII 81; XXVII, a, 240. — Urteile Voltaires: Œ. de V. XXXVII 156. 228. 305. (S. 512 Z. 18 v. o. lies 150 statt 50.) — Stérile abondance: Œ. X 109.

(Seite 513—514.) **Verhältnis zur deutschen Litteratur:** „Ma Muse bizarre et tudesque": Œ. X S. 15. Das Deutsch der preußischen Kanzleien: Pr.St. I S. XV; II 63. 80. PC. XI 345. 349. 354. 361. 363. — Karl V.: Œ. XXII 251. Vgl. Œ. de Voltaire XXXVII 190. — Vgl. noch Œ. I S. LVI; X 138; XVIII 194; XXII 221. Vie de Maupertuis S. 393. 421. Lessing ed. Hempel I 167; VIII 50. E. Schmidt, Lessing I 188. Litzmann, Kronprinz Friedrich und Gottscheds Ausführl. Redekunst (Zeitschr. f. Deutsch. Altertum XXX). Muncker, Klopstock I 209 ff. Tschirch, FBPG. IV 585 ff. Pröhle, Fr. d. Gr. und die deutsche Litteratur (1872). Krause, Fr. d. Gr. und die deutsche Poesie (1884; vgl. HZ. LVII 505).

(Seite 514—526.) **Voltaires Besuch:** Vgl. oben S. 34. 53. 54. 218. Ueber den Besuch in Aachen 1742 vgl. Fromm a. a. O. (oben S. 617). Im allgemeinen verweise ich auf Collini, Mon séjour auprès de Voltaire (1807). Desnoiresterres, Voltaire et Frédéric (V. et la société au XVIIIe siècle T. IV). Strauß, Voltaire Kap. III. H. Grimm, Fünfzehn Essais. Mahrenholtz, Voltaires Leben und Werke (1885). Œ. XXII. XXIII. Œ. complètes de Voltaire éd. Moland, Paris 1881. — Friedrich und Emilie: Œ. XVII 3 ff. 75; XVIII 66. — L'âne de Mirepoix: Œ. XXII 130; XXV 525. — Uebersiedelung nach Potsdam: Vgl. meine Mitteilung FBPG. I 225. — V. mit der Heimat unzufrieden: Œ. de V. XXXVII 167. 186. 192. 236. 237. 248. 270. 285. 286. 316. 317. — Erste Eindrücke: ebend. 179. 181. 187. 206. 317. — Militärische Unwissenheit: Œ. VII 85. Publ. XXII 24. 363. — Hoffeste: Œ. de V. XXXVII 148. 150. 160. 162. 170. 173. 186. 190. 194. — Klima: ebend. 179. 191. — Rückschlag: ebend. 194. 200. 217. 361. — Prozeß mit Hirschel: FBPG. I 229. „Nachricht von dem Rechtsstreite des berühmten Voltaire mit dem Juden Abraham Hirsch. Aus den Akten gezogen. 1790" (mit Facsimile); aus Klein, Annalen der Gesetzgebung V. 1790. Vgl. Œ. XIV S. X; XXVII, a, 199—201. — Selbsttäuschungsversuche: Œ. de V. XXXVII 289. 293. 388. 400. — d'Argental und Scheffer: ebend. 299. Desnoiresterres IV 367. — Ecorce: Œ. de V. XXXVII 321. 337. 349. — Unduldsamkeit: Œ. XXII 251. Œ. de V. XXXVII 202. 206—209. 211. 263. Ravaisson, Archives de la Bastille XII 273. 274. 300. — Streit mit Maupertuis: Œ. de V. XXXVII 166. 194. 388. Œ. XXVII, a, 232. Publ. XXII 465. Mayer, Gesch. des Prinzips der kleinsten Aktion (1887). Weitere Nachweise jetzt bei Du Bois-Reymond, Maupertuis S. 88 ff. — Abschied von Potsdam, 25. März: FBPG. VI 141. — Frankfurt: die von Varnhagen mitgeteilten Aktenstücke sind in der Molandschen Voltaire-Ausgabe (XXXVIII) eingereiht. Vgl. dazu jetzt noch PC. IX 473; X 522. — Voltaire und die Idée de la cour de Prusse: vgl. meine Untersuchung FBPG. VI 141—180. — Rückblicke: PC. X 216. 331. Œ. XVIII 94; XX 39. 47. 49; XXIII 307; XXVII, a, 234. 239.

(Seite 526. 527.) **Einsiedlerleben in Sanssouci:** Œ. XX 43. 49; XXVII, a, 239. 261. — De Prades: Gundlach in Sammlung gemeinnütziger Vorträge, herausg. v. Virchow und Wattenbach, Heft 160. — Masson: Œ. XVIII 97. Nicolai VI 170. Thiebault V 408 (2. Aufl.) E. v. Kleist ed. Sauer II 285. Akten im St.A. — Für den Schluß vgl. PC. IX 156; X 160.

V. 3. Der König-Connetable.

(Seite 527—529.) **Der König und der Soldatenstand:** Tyrconnell 27. Dez. 1751 a. a. O. Fr. an Algarotti: Œ. XVIII 31. — Test. pol. 1752. Œ. I 237 (vgl. FBPG. IV 214); IX 39;

X 221; XXII 232. Mém. de Valory II 52. d'Argenson VI 187. v. Seidl, Fr. d. Gr. und seine Gegner (1819) S. 27. Vgl. oben S. 27. „Fr. d. Gr. als Kronprinz" S. 95.

(Seite 530—537.) Das Offizierkorps: Anziehungskraft: UB. I 55. 216. FBPG. III 463. H. v. Hülsen, Unter Fr. d. Gr. (1890) S. 29. 161. [Klöber], Von Schlesien II 183. Schmoller, Die Entstehung des preuß. Heeres 1640—1740 (Deutsche Rundschau Jahrgang III, Heft 11). — Bevorzugung des Adels: Œ. I 192; VI 95; IX 122. 123. 186; X 67. 161; XXX 292. PC. II 422; XI 50. UB. I 21. 195 (Krauel). ZPr.G. XVII 392. Preuß III 132 ff. Lehmann, Scharnhorst II 57. 644. Pauli I 225. Bellona, herausg. v. Seidl I 108 ff. Garve, Fragmente I 190. — Bildungsgrad: Œ. IX 122; XVI 92 [Blanckensee; vgl. ZPr.G. XVIII 39; Benekendorff VIII 82]; XI 40; XIX 354. 358. UB. I 215. 232. FBPG. III 619. E. v. Kleist ed. Sauer II 22. Droysen II 124. Beiheft zum Mil. Wochenblatt 1862 S. 1 ff. v. Crousaz, Gesch. des Kadettenkorps (1857). v. Barsewisch, Kriegserlebnisse (2. Aufl. 1863) S. 15. v. Gansauge, Das brand.-preuß. Kriegswesen S. 113. Pauli VI 159. Studierte Offiziere: Pauli I 5. 64; II 118. 134; III 117; IV 195. 212. 237. 287. 306; V 7; VI 74. 204; VII 7; VIII 217; IX 88. 183; vgl. V 41. 97. Offiziere als Schriftsteller: UB. I 52. Pauli II 125. Formey, Souvenirs d'un citoyen II 267. Droysen, Zur Schlacht bei Chotusitz (über Stille). Graf Lippe, Allg. Mil.-Zeitung 1884 Nr. 85. 86. Jähns Gesch. der Kriegswissenschaften S. 1783. 2758. 2823. Vgl. jetzt auch Graf Lippe im Mil. Wochenblatt 1892, Nr. 7. — Lebensart: A. v. Witzleben, Aus alten Parolebüchern der Berliner Garnison (1851). Briefe eines preuß. Feldpredigers, versch. Charakterzüge Fr. d. Einzigen betr. (1791) S. 108. Beiheft zum Mil. Wochenblatt 1890 S. 380. UB. I 67. KO. an Lestwitz, an Klitzing 28. Febr. 1755 (St.A.). Hülsen a. a. O. Fouqué, Lebensgesch. (1840) S. 120. 134. — S. 534 Z. 12 v. o. lies Luft statt Lust. — Point d'honneur: Anekdoten X 50. Die Ordre vom 12. Dez. 1748 (Beiheft zum Mil. Wochenblatt 1890 S. 379) verallgemeinert eine schon am 1. Mai 1744 ergangene Verordnung (Berliner Revue 1862 S. 252. Berenhorst, Betrachtungen über die Kriegskunst, 3. Aufl. 1827, S. 158). Vgl. noch Bellona III 120. Berenhorst S. 74. v. Witzleben S. 12. 13. — Strafen und Belohnungen: UB. I 101. 105. [Kaltenborn], Briefe eines alten preuß. Off. (1790) I 18. [Gisors], La tactique et les manœuvres des Prussiens, (1770) p. 25. Pauli V 54. Vgl. Œ. XXIX 63. Test. pol. — Avancement: KO. 27. Juni 1745, Berliner Revue 1862, S. 250. Œ. IV 5 (vgl. PC. XIII 167). — Materielle Lage: Œ. XXIX 45. UB. I 91. „Schreiben an Se. K. M. in Preussen von einem Lieutenant der Cavallerie", Berlin 1758. Bellona II 119; III 99. Witzleben S. 32 ff. Finot et Galmiche, Une mission mil. en Prusse 167 ff. 290 (das dort S. 267 ff. abgedruckte Mémoire ist identisch mit dem bei Berenhorst S. 292 benutzten). Anekdoten VI 7.

(Seite 537—543.) Die Truppe: Compagniewirtschaft und Kantonverfassung. Berliner Revue, 1862, S. 284. 287. Lehmann, Werbung, Wehrpflicht und Beurlaubung im Heere Fr. W. I. (HZ. LXVII). Miszellaneen z. Gesch. Fr. d. Gr. S. 122—124. Droysen III 17. 18. Reglement, 1. Juni 1750, vgl. Magazin für Gesch. und Statistik (1784) S. 225. Mission mil. p. 178. Berenhorst S. 165. Beiträge zum Parolebuche für preuß. Militärpersonen (1801). Voltaire, Diction. philos. s. v. soldat. — Ausländische Werbung: Vgl. oben S. 16—18. Berliner Revue, 1862, S. 285 ff. Lacroix, Le spectateur en Prusse (1767) p. 47. Graf Lippe, Husarenbuch (1863) S. 230—237 (vgl. PC. XI 339). Curriculum vitae mil. Dom. Neubauer, herausg. v. H. Weber (Neue Christoterpe 1892, S. 211). Der arme Mann im Tockenburg, herausg. v. E. Bülow (1852). „Die Geschichte der Landkutsche mit untermischten listigen Werbehistörchen" (1768). — „Lange Kerls": Œ. I 187. Test. pol. 1752 und 1768 (Miszellaneen z. Gesch. Fr. d. Gr. S. 129). — Der preußische Dienst: Observations sur la constitution mil. et pol. des armées de S. M. Pruss. (nouv. éd. 1778) S. 99. 100. Mission mil. Archenholtz, Kleine histor. Schriften (1791) I 45. 46. [Klöber], Von Schlesien II 307. Preuß IV 330 ff. — Freiwächter: HZ. LXVII 288. Witzleben S. 51 ff. Berenhorst S. 179 Anm. Jähns S. 2267. Mission mil. p. 169. 170. — Menage: Test. pol. 1752. v. Schöning, Nachrichten z. Gesch. der Artillerie I 298. 301. — Anwerbung von Kriegsgefangenen: vgl. Lehmann, Scharnhorst II 71. — Desertion: Œ. XXVIII 4 ff. Jähns S. 2220. Mission mil. p. 176. 177. 292. 293. Mecklenburger: Pr.St. III 8. Elsässer: Lehmann, Scharnhorst II 74 Anm. 3. — Vorzüge der Landeskinder: Œ. VIII 100; XXVIII 7; vgl. X 259.

Test. pol. 1768 (Miszellaneen S. 126). Klöber II 251. Schmoller a. a. O. S. 263. 264. Gansauge S. 99. Courbiere S. 88. Tempelhoff, Gesch. d. siebenjähr. Krieges II 92. Vgl. Küster, Lebensrettungen (2. Aufl.) S. 198. Œ. XIX 199. — Exemptionen: Preuß IV 321—324. — Schonung der Kantons: Berliner Revue 1862, S. 285. 286. „Die Kriege Fr. d. Gr." I 296. Œ. XXX 123. Miszellaneen S. 124. — Numerisches Verhältnis der Ausländer und Landeskinder: Œ. XXX 109. 114. Lehmann, Scharnhorst II 68. — Landschaftlicher Charakter der Regimenter: Miszellaneen S. 123. UB. V 61. — Einfluß der Offiziere: Œ. XXIX 58. Leben Schwerins (1840) S. 96. Hülsen S. 52. Barsewisch S. 156. — Hingebung: Barsewisch S. 34. 37. 80. 175. FBPG. VI 590. Œ. XXVIII 6. 7 (vgl. oben S. 262); dagegen Miszellaneen S. 130. — Test. pol.: „Pendant le cours de la première guerre, je me suis donné tous les mouvements possibles pour faire passer le nom de Prussiens, pour apprendre à tous les officiers que, de quelque province qu'ils fussent, ils étaient tous censés Prussiens."

(Seite 543. 544.) **Stärke des Heeres:** Neuformationen 1740—1745. „Die Kriege Fr. d. Gr." I, Anlage I. Droysen II 119. 121. Vgl. oben S. 610. — 1744: nach zwei Listen bei Droysen II 299: 138420 (einschl. 13570 Ueberkomplette) und 142714. Vgl. oben S. 227. — 1751: nach dem „Neuen Etat" (Droysen III 18. Jähns S. 2221) 132000 (einschl. 13510 Ueberkomplette). — 1752: nach Test. pol. 135600. — Zwei gedruckte Listen von 1752 und 1753 (Gansauge S. 130) geben 130000, bezw. 146000. — Grenadier-Bataillone: Sammlung ungedruckter Nachrichten (1781) V 559 ff. — „Neue Garnisonen": Schwartz in Staats- und sozialwiss. Forsch., herausg. v. Schmoller VII, Heft 4 S. 8; vgl. HZ. LXVII 286. — Feldjäger: Märk. Forschungen XIX 272. Schlözer, Chasot (2. Aufl.) S. 218; vgl. Mittlg. aus der histor. Litt. VII 282. — Invalidenwesen: v. Ollech, Beiheft zum Mil. Wochenblatt 1885. Schnackenburg, Das Invaliden- und Versorgungswesen des brand.-preuß. Heeres bis 1806 (1889). — Vgl. noch Jahrbücher f. d. deutsche Armee und Marine LXXXII 183.

(Seite 544—551.) **Militärische Friedensübungen:** Tagesbefehl, 1. Jan. 1746: Schöning, Nachr. z. Gesch. d. Art. I 447. Vgl. Œ. XXX 122. Test. pol. 1752. — Manöver: Test. pol. 1752 und 1768 (Miszellaneen 132). Jähns S. 2285. Schöning I 301. Grünhagen, Schlesien unter Fr. d. Gr. I 412. [Guibert], Éloge du roi de Prusse (1787) p. 61. Berenhorst S. 288. [Gisors], La tactique et les manœuvres des Prussiens (1770; vgl. PC. X 336. 338; Mém. de Luynes XIII 287; C. Rousset, Le comte de Gisors, 1868). Œ. de Voltaire XXXVII 415. 428. Bericht Tyrconnells, 27. März 1751 (Par. Arch.). — Schiefe Schlachtordnung: Œ. XXVIII 74. 88. 110; vgl. XXIX 25; XXX 75. 266; [Stille], Les campagnes du Roi (1762) p. 234. 245. 250. Vgl. Herrmann, Die schiefe Schlachtordnung in der Schlacht bei Mollwitz FBPG. VI 459 ff. — Grundprinzipien der preußischen Taktik: Œ. XXVIII 88. — Aufmarsch zur Schlacht: Œ. IV 5; XXVIII 54. 80. 110. 118; XXX 157. 171. Gisors a. a. O. S. 5 ff. 8. 11. 22. „Die Kriege Fr. d. Gr." I 157. 395. Gesch. des siebenjähr. Krieges (1824) I 40 ff. Jähns S. 1916. Gansauge S. 145 ff. [v. Lossow], Denkwürdigkeiten z. Char. der preuß. Armee unter Fr. II. (1826) S. 239 ff. Haller, Mil. Charakter Fr. II. (1796) S. 31. — Reiterei: Vgl. oben S. 138. Gansauge S. 146 Anm. 2. Œ. XXIX 40; XXX 129. Miszellaneen S. 134 ff. Gisors S. 17. 18. 23. Rousset S. 105. Valory, Observations sur le service milit. du roi de Prusse (Par. Arch.). Mentzel, Die Remontierung der preuß. Armee (1845). Graf Lippe, Husarenbuch. — Infanteriefeuer: Publ. IV 201. Œ. XXVIII 78. 79; XXIX 58; XXX 75. 76. Gisors S. 14. Rousset S. 104. Valory, Observations. PC. XI 359. Die Angabe über Hohenfriedberg (S. 549 Z. 3 v. u.) ist nach Œ. III 313; XXX 149. Publ. IV 374 zu berichtigen. — Artillerie: Œ. IV 6; XIX 132; XXIX 3. 4. 21. 38. 41. PC. VI 572; X 247; XIII 394. Test. pol. 1752. Miszellaneen S. 125. 129. 139. Weitere Nachweise bei Jähns S. 2660 ff. Bataillonsstücke: Publ. IV 202. Gisors p. 5. Rousset p. 103. Mém. de Luynes XIV 226. PC. XI 91. — Pioniere: v. Bonin, Gesch. des Ingenieurkorps (1877). Vgl. Œ. X 262. UB. I 81. Mission milit. p. 306. — Browne: PC. XI 208.

(Seite 551—557.) **Strategie:** Vgl. Delbrück und v. d. Goltz, ZPr.G. XVI 27. 292. 305. 391. 408. Delbrück, Ueber die Verschiedenheit der Strategie Friedrichs und Napoleons (Histor. und polit. Aufsätze S. 227). Fr. v. Bernhardi, „Delbrück, Fr. d. Gr. und Clausewitz" (1892; vgl.

Beiheft z. Mil. Wochenblatt 1892 S. 165). Delbrück, „Friedrich, Napoleon, Moltke" (1892). v. Scherff, „Delbrück und Bernhardi" (1892; vgl. Preußische Jahrbücher LXIX 850). Dalhoff-Nielsen, Zur Strategie Fr. d. Gr. (Jahrbücher f. d. Deutsche Armee und Marine LXXXII 128). Jähns S. 2017 ff. (vgl. Münchener Allg. Zeitung 1892, Beilage Nr. 16. 45. 65). — Schlacht: Œ. X 268; XXVIII 83; vgl. 7. 8. 14. 59. 76. 80. 82. 118. 127. Orlich I 325. Publ. IV 258. 447. PC. III 288; V 161. 202. Œ. XVII 305. — Magazinsystem: Test. pol. (über die 22 Tage). PC. IV 285. Œ. X 260. Litteraturnachweise bei Jähns S. 2181 ff. — Verfolgung: Œ. X 155; XXVIII 80. 120; XXX 128. 339. Rousset p. 106. Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen (1866) S. 128. — Pointen: Œ. XXVIII 8. 124; XXIX 81. — Winterquartiere: Œ. XXVIII 93. — Normal-Feldzugspläne: Œ. XXVIII 8 ff.

V. 4. Auswärtige Politik 1750—1755.

(Seite 558. 559.) **Voraussicht des Krieges:** PC. VII 143. 410; IX 351. — Geheime Kanäle: der Oesterreicher und Russen: PC. V 453; VI 583. 604. Pr.St. II 190; III 485. Droysen III 237. Bilbassoff, Katharina II., I 133. Weingarten: Pr.St. III 478 ff. Menzel: PC. IX 84. [Graf Schulenburg], Aktenstücke über die Veranlassung des siebenjähr. Krieges (1841) S. 5—15. Bülau, Geh. Geschichten und rätselhafte Menschen II. — Geheimartikel von 1746: PC. IX 328. Lettres au public: Œ. XV 67. G. E. Lessings Uebersetzungen a. d. Französ. Fr. d. Gr. und Voltaires, herausg. v. E. Schmidt (1892) S. 1—24. Droysen in Deutsche Rundschau, 1884, Augustheft.

(Seite 559—562.) **Verhältnis zu den Gegnern:** Oesterreich: Kaunitz bei Arneth IV 330 ff. Puyzieulx an Tyrconnell, 4. Jan. 1751 (Par. Arch.). PC. V 485. 503. 504. 518; VIII 233. — Harrach: Pr.St. II 4. PC. V 91. 503; VI 62. 63. 76. Kaiser Franz: PC. V 579; VI 379. Droysen III 296. 297. O. Podewils, 15. Febr. 1747 (S.B. der Wiener Akad. 1850). Arneth IV 268. — Federkrieg: PC. V 195. Pr.St. II 4. 75. 80. 89. — Rußland: vgl. Preuß. Jahrbücher XLVII. Pr.St. II 177—260. Keyserlingk: PC. V 169; VI 412. Œ. XXII 222. — England: vgl. PC. VIII 596. Williams bei Hor. Walpole, Memoirs of the reign of George II (1846) I 449 ff. Ueber Lord Marschall Bericht Tyrconnells, 3. Juli 1751 (Par. Arch.). — Le plus cadet du collége électoral: PC. VIII 234. Zu dem Folgenden (S. 561) vgl. PC. VI 159; VIII 294; X 105. Pr.St. I S. XIV. Publ. IV 250. Beer, Bentinck S. XLI. Oben S. 279. 280.

(Seite 562—568.) **Diplomatische Aktionen:** Römische Königswahl: Pr.St. II 327. Gehlsdorf, Bonner Diss. 1887. — Georg II.: PC. IX 218. — Polnische Thronfrage: PC. VIII—X; die Anträge an Frankreich IX 232. 285. — Droysen IV 313 ff. 424 ff. Röpell, Polen um die Mitte des 18. Jahrh. (1876). Broglie, Le secret du Roi (1878). — Konflikt mit England: Pr.St. II 433 ff. — Kriegsbefürchtungen 1753: PC. IX 396. 397. 402. 407. — Entwurf des Prinzen Heinrich (St.A.). Bericht Tyrconnells, 2. März 1751 (Par. Arch.). Korr. mit Lord Marschall: PC. IX 345. 356. 436. 448. — Tod Pelhams: PC. X 279. — Stillstand der engl.-russ. Verhandlung: PC. X 330. 336. 368. 380. — Ueber Georg II.: PC. X 330.

(Seite 568—571.) **Verhältnis zu Frankreich:** Friedrichs Taktik: PC. IX 18. 219. Test. pol. Instruktionen für Valory, 3. März 1749, Tyrconnell, 1. März 1750 (Par.-Arch.). — Puyzieulx: PC. VIII 231. 239. 251. 259. Arneth IV 328. — St. Contest: PC. 74. 193; X 447. Arneth IV 362. — Rouillé: PC. X 529. — Schwäche des französischen Ministeriums: PC IX 480; X 529; XI 479. — Ludwig XIV.: PC. IX 62. 74; X 111. — Eichels Sorgen: PC. X 396; XI 110. — Verfall: PC. IX 290; X 501; XI 373. Œ. XXVII, a, 254. 255. — Das schwächste Schriftstück: PC. IX 330. — Türkenkrieg als Ventil: PC. IX 288.

(Seite 571—576.) **Verhandlungen mit Frankreich 1755:** Anträge vom April: Bericht von Latouche, 5. April (Par. Arch.). PC. XI 106. 143. 184. — Die Frage der Vertragserneuerung: PC. XI 170, vgl. 185. 241. Latouche, 10. Mai und Mém. sur les circonstances actuelles, Versailles 6 juin, für Darget (Par. Arch.). — Ausflug nach Holland: Œ. XX 59; XXVII, a, 268. Publ. XXII 4. 463. Stuhr, Forsch. über den sieben-

jähr. Krieg (1842) I 17. „Frédéric le Grand" (1785) p. 108. 109. — Kriegerische Aspekten Juli 1755: PC. XI 194. 200. 204. 224. 226. Erlasse an Knyphausen: PC. 227 (vgl. Histor. Taschenbuch 1883 S. 263) 230. 244. 266. Berichte von Latouche. — Preußisch-österreichische Mediation: PC. XI 232. — Nachgiebigkeit der Franzosen: PC. XI 275. 306. 312. 323. — Nivernais: PC. XI 241. 302. 324.

(Seite 576.) **Verhandlungen mit England 1755:** Erste Wiederannäherung: Die hessische Frage: Hartwig, Der Uebertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel zum Katholizismus (1870). Brunner, Zeitschr. des Ver. f. hess. Gesch. N. F. XII. PC. XI 37. 79. K. O. an Bockerodt, 15. März 1756 (St. A.). Reise durch das Hannöverische: Ferdinand von Braunschweig, 2. Juni, Droysen IV 466. Eichel an Podewils, 4. Juni (St. A.). Œ. XXVII, a, 265. Arneth IV 384. 387 (vgl. Droysen IV 456 Anm. 1). Stuhr I 18. Mém. de Luynes XIV 219. — Ratschläge nach Braunschweig: PC. XI 192. 193. 225; vgl. 210. 379. Œ. XXVII, a, 270. — Stadien der Verhandlung mit England: vgl. PC. XI 474. 475. Naudé, Fr. d. Gr. vor dem Ausbruch des siebenjähr. Krieges (HZ. LV 425 ff.; LVI 404 ff.). Der Vertrag vom 30. Sept. 1755 bei Martens, Recueil des traités conclus par la Russie IX 175. — Entscheidende Rücksicht auf Rußland: vgl. Preuß. Jahrbücher XLVII 481 ff. — Podewils: PC. XI 438—441. — Vertrag vom 16. Jan. 1756: Schäfer, Gesch. des siebenjähr. Krieges (1867) I 582.

V. 5. Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

(Seite 584.) **Vorbemerkungen:** Vgl. oben S. 23. 79. 281. 303. 474. PC. II 213. 291.

(Seite 584—586.) **Oesterreichische Politik 1755:** Verhältnis zu England: Arneth IV 365—387. Beer, Die österr. Politik 1755 und 1756 (HZ. XXVII). Mitteilungen aus engl. Akten bei Coxe, History of the house of Austria, Raumer II, Ranke, Ursprung des siebenjähr. Krieges (S. W. XXX). — Verhandlung mit Frankreich: Zu Arneth und Beer vgl. Broglie, Le secret du Roi (1879). Mémoires du cardinal de Bernis p. p. Masson (1878).

(Seite 587. 588.) **Preußen und Frankreich, Jan. bis April 1756:** Knyphausens Warnung: PC. XII 70. 71. 103. Friedrichs Hauptargumente: PC. XII 72. 73. 96. 98. 108. 117. 130. — Nivernais: PC. XII 507. Œ. XIX 317. Perey, Le duc de Nivernais (1890). Der Brief von Rouillé an N., 13. März 1756, aus dem Pariser Archiv. — Vgl. noch d'Argenson IX 180 ff. Luynes XIV 401.

(Seite 588. 589.) **Entscheidung in Frankreich, Vertrag von Versailles:** Schäfer I 584. Arneth IV 416 ff., 439 ff. Beer a. a. O. S. 338 ff. [Schulenburg], Aktenstücke über die Veranlassung des siebenjähr. Krieges S. 24 ff. — Pompadour: Arneth IV 417. 440 ff., 555. PC. VIII 314. 440; IX 297; XII 73. Œ. XX 66. Valory I 320. Œ. de Voltaire XXXVII 152. 153.

(Seite 589—592.) **Entscheidung in Rußland:** Brückner, Russ. Aktenstücke zur Gesch. d. Jahres 1756 (Baltische Monatsschrift XXI; nach den im „Archiv des Fürsten Woronzow" Bd. III abgedruckten Materialien). Martens, Rec. des traités conclus par la Russie I. IX. Mitteilungen aus der Korr. von Williams bei Raumer II 285—321. 339. 343 ff. (vgl. PC. XII 499); von Esterhazy bei Schulenburg, Arneth, Beer, Woronzow III; von Funcke und Prasse, Preuß. Jahrbücher XLVII 487 ff., 558 ff. (vgl. PC. XIII 376. 413). Alle Zeitangaben im Text sind nach neuem Stil. — S. 589 Z. 1 v. u. lies 10 statt 21. — Katharina und Bestushew: Preuß. Jahrbücher XLVII 490. 563. Bilbassow I 416 ff. (vgl. 398 Anm. 1). Waliszewski, Le roman d'une Impératrice, Cathérine II (1893) p. 104. — Schuwalow-Pompadour: Westphalen, Gesch. der Feldzüge Ferdinands von Braunschweig (1859) II 334. — Chronologie der entscheidenden Vorgänge: 25. März, Beschluß, den gemeinsamen Angriff zu empfehlen (Woronzow III 378 Anm.). — 5. April, Anbringen Esterhazys (Martens V 190. Ranke S. W. XXX 166. 167). — 20. April, Note an Esterhazy (Woronzow III 384). — 23. April, Empfang von Douglas (Brückner S. 322; vgl. Recueil des instructions IX 15 ff.) — 22. Mai, Oesterr. Antrag auf Aufschub (Schulenburg S. 35; vgl. Brückner S. 319).

(Seite 592—604.) **Friedrich II., Mai bis August 1756:** PC. XII. XIII (vgl. die Sachregister und die Erörterungen des Herausgebers A. Naudé HZ. LV. LVI). — Die russische Déclaration explicative (S. 597) jetzt bei Martens, Recueil des traités IX 175; sie ist am 8./19. Febr. 1756 an Golizyn nach London mitgeteilt (Woronzow III 333), am 1./12. Febr. an Williams eingehändigt und von diesem am 6. Mai zurückgereicht worden (Martens IX 207). — Die Briefe von Aubeterre und Keith (S. 600) bei Ranke S. W. XXX 219; Raumer II 363. Vgl. auch Stuhr, Forschungen I 47 ff. Œ XXVII, c, 279. — Auf ein paar einzelne Punkte gedenke ich andrer Stelle näher einzugehen.

(Seite 604—608.) **Schluß:** Vgl. PC. XII 456 (Westpreußen). Œ. XXVIII 124. Test. pol. 1752. — Mecklenburg: Pr.St. III 1 ff. — Mitchells Urteil: PC. XIII 296. — Kaunitz: Arneth V 12. 158. — Der nationale Gesichtspunkt: Vgl. oben S. 212. 292. — Französische Associationspläne für Preußen: Valory I 274. Droysen III 394. Histor. Taschenbuch 1883 S. 233. — Schlußzitat: PC. XIV 1.

Koser, Reinhold,

König Friedrich der Große

Bd.: 1

(1893)